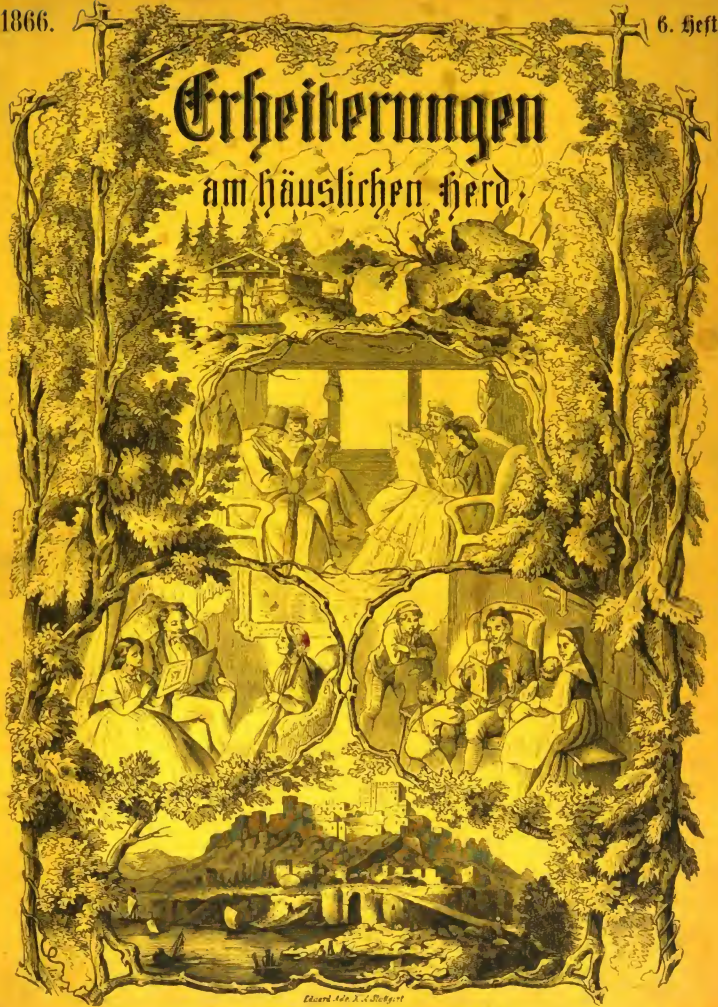
4° Per. 7 lf (38

Digitized by Google

Monatlich ein Heft à 15 Kr., 4 Sgr., 25 Neukreuzer.

1866. 6. Heft.

Erheiterungen am häuslichen Herd.



Preis des Heftes 15 kr., 4 Sgr.

Man bittet die Rückseite des Umschlags gefälligst zu beachten.

Eduard Ade X. A. Stuttgart

Stuttgart, Verlags-Expedition der Erheiterungen a. h. H.

Digitized by Google

2 Ill 1

Erheiterungen

am häuslichen Herd.

Illustrirtes Familienblatt.

Herausgegeben von Otfrid Mykius.

1866.

Mit 100 Holzschnitten und der Stahlstich-Prämie: **Odaliske.**

1866

Stuttgart.
Verlag von Karl Müller & Comp.
1866.

96 HS

Digitized by Google

An unsere Leser!

Der deutsche Krieg und seine Folgen haben dem Absatz unserer illustrirten Zeitschrift **Erheiterungen am häuslichen Herd** solchen Abbruch gethan und die Verhältnisse sind bei dem allgemeinen Mißtrauen in die Zustände der Gegenwart und nächsten Zukunft noch so ungesichert, daß wir es nicht wagen können, diese Zeitschrift auch fürder mit den kostspieligen Illustrationen erscheinen zu lassen. Wir kehren daher mit dem neuen Jahrgang 1867 zu der frühern Erscheinungsweise zurück und geben wieder vierundzwanzig Hefte per Jahr, zu dem langjährigen Preise von fl. 1. 36 kr. oder Rthlr. 1. — per Quartal, und werden bemüht seyn, durch manchfaltigen und gediegenen Inhalt, sowie durch pünktlichstes Erscheinen den soliden Ruf unseres Blattes aufrecht zu erhalten. Der Jahrgang 1867, wovon das erste Heft bereits erschienen ist, wird zunächst den Schluß der Erzählungen: **Der Onkel von Amsterdam** und **Sneewitchen** und die Fortsetzung des Romans: **Das Testament von St. Helena** bringen, und außerdem eine große Auswahl der spannendsten Erzählungen und Novellen von E. A. Brachvogel, Fr. Brunold, Georg von Seyfried, dem Herausgeber u. A. m., und wir können denjenigen unserer verehrten Abonnenten, welche uns auch im künftigen Jahre treu bleiben werden, zum Ersatz für die Bilder einen desto gediegenern und umfangreicheren manchfaltigen Gehalt von dem vorzüglichsten und anziehendsten Lesestoff versprechen.

Stuttgart, December 1866.

Redaktion und Verlagshandlung.

Digitized by Google

Inhalt des Jahrgangs 1866.

Seite

I. Erzählungen und Novellen.

Der Onkel von Amsterdam; eine Familien-Geschichte von Otfried Mylius. S. 1. 41. 81. 121. 194. 200. 262. 361. 401. 441
Sneewitchen; eine einfache Geschichte von Franz v. Elbing. 161. 275. 349. 397. 435
Auf der Schneuß; Erinnerungen eines alten Hofjägers. II. Die Fasanen-Insel 18
Auf Leben und Tod; Erzählung 57
Ein sehr verzeihlicher Irrthum; Erzählung 102
Die Pfarrgehülfen; ein Lebensbild aus Schweden, von M. Nepomuk 116. 308. 386. 428
Tante Tabitha; Erzählung von Malwine Niebuhr 137
Der rechte Handschuh; eine dunkle Seite aus einem Lebensbuche. Nach der Erzählung eines frühern Advokaten . . 151. 170
Die Geisette; aus dem französischen Volksleben, v. Ed. Weiten 217
Eine wahrhafte Räubergeschichte; von Malwine v. Münch. . 228
Im Bettelhaus; eine Dorfgeschichte von der schwäbischen Alb, von Paul Stein. 241
Onkel Geldsack; eine Geschichte aus d. Leben, von G. v. Seyfried 255
Der Savoyardenknabe 277
Kabale und Liebe; Novelle von Fr. Brunold 281
Die theure Zeche; eine Kriminal-Geschichte 295
Ein Geächteter; Novelle von Ed. Adolay 321
Schön-Trudchen; Novelle nach dem Englischen, v. H. Friedrich . 340
Der Regenschirm; eine Liebesgeschichte, von G. v. Seyfried . 377
Die Sternschnuppe; eine Seemannsgeschichte von A. Nellenburg 417
Bäschen Tonie 464

II. Länder- und Völkerkunde, Reisen ꝛc.

Florenz; von Fr. Förster 15
Ein badischer Volksland 39
Eine Wanderung in den Fußstapfen Schamyls; von H. v. Werthern 54. 97. 131. 179
Ein echtes Königsschloß, Windsor-Castle; von G. v. Seyfried. 73
Ein serbisches Bauernhaus 75
Aus der Via Mala in Graubünden 96
Kloster Lorch und die Hohenstaufengräber 192
Das Matterhorn. 212
Ein Lebensbild aus der Kapstadt 225
Der Kreuzberg auf der Rhön; von H. Weininger. 226
Der Kbabscha oder Steuereinnehmer in Marokko 249
Die Insel Madeira, ihr Klima und ihre Scenerie 260
Ein Besuch in einem Baschkirendorf; von G. v. Behr . . . 291
Das Tschiffik bei Zweibrücken; von H. Weininger. 300
Australische Skizzen; sociale Lebensbilder von den Antipoden, von H. Büttmann in Melbourne. I. Eine Versteigerung von Länderein 304. 375
Die Insel St. Helena 319
Eine Hochzeitfeier bei den Hindus 335
Wildes Leben in Oregon; von R. Nellenburg. 336. 382
Das Rom der Kaiserzeit; von Prof. Dr. W. Mareus. . . . 346
Eine wendische Taufe; Lebensbild aus der Nieder-Lausitz, von Dr. A. Schneider 390
Wandertage im Elsaß . . . . . .

III. Naturhistorisches.

Das Thierleben im brasilianischen Urwalde, nach Bates . 33 65
Der Dachs; eine Biographie aus der Naturkunde, von C. v. Thüngen 114
Die Lofoden und der Stockfischfang; von Prof. A. Roggenstein 145
Die Eishöhlen der Alpen. 160

Seite

Der Badeschwamm und seine Fischerei 182
Unsere Wintervögel 190
Der Aal; ein Lebensbild aus der Naturkunde, von Klemens E. Münch 351
Die Gemse; eine Biographie aus der Naturkunde, von Professor A. Roggenstein 394
Die Lachforelle 424
Der Thunfischfang im Mittelmeere, von Dr. H. Stahl . . . 439

IV. Abenteuer zu Wasser und zu Lande.

Ein Abenteuer mit Wölfen; von O. Wägner 70
Ein Kampf zwischen einem Bullen und einem Bären; kalifornische Erinnerung von A. Nellenburg 107
Ein Weihnachtsfest in Chihuahua; von demselben 110
Die Wasserjagd; von C. v. Th. 156
Wie ich einen Eichhirsch widerte; von K. C. van Haanen. . 300
Ein Abenteuer mit dem Samum der Wüste 392
Eine Reise auf Schläuchen, von einem deutschen Missionär . . 433
Eine Gemsjagd in Oberbayern. 470

V. Biographisches, Geschichtliches und Kulturhistorisches.

La Valetta auf Malta 27
Georg Fr. Händel 31
Aus dem spanischen Erbfolgekrieg 79
Reenenberg und seine Erinnerungen; von Otfrid Mylius. 183. 231 412
Die Prinzessin von Rhoden 187
Schultheiß Mengi von Solothurn und die Glaubenöspaltung . 191
Eine persönliche Erinnerung an Napoleon I. 254

VI. Vermischtes.

Die nächtliche Messe; von Hans Weininger 78
Das wilde Heer oder Nachtgejaid; von demselben . . . 235 259
Räthsel 56
Für das Gedenkbuch. 80
Auflösung des Räthsels auf S. 56 120
Ein gemeinnütziger Rath 160
Ein einfaches Mittel gegen den Schnupfen. 200
Sinnsprüche und Lebensregeln 200. 240
Mannigfaltiges 200

VII. Bilder-Erklärungen.

Die verbotene Frucht 39
Die Rast einer wandernden Zigeunerfamilie in Böhmen . . . 119
Eine englisch-indische Armee auf dem Marsche. . . . . —
Eine Dichterheimath im Norden (Abbotsford) 120
Eine Biehtränke in Südwest-Afrika . . . . . „
Ein alter Troupier auf dem Marsch in Algerien . . . . . „
Rom; — Ein Baschi-Bozuk; — ein Gerichtstag in Oberbayern. 158
Benjamin Franklin als Buchdrucker-Gehülfe; — Bilder aus Südwest-Afrika 159
Spanische Zigeuner 191
Barbarossa bemüthigt die aufsässigen Mailänder 197
Hirsche in der Brunstzeit 198
Die heiligen drei Könige im Elsaß; die Aiquille de Dru . . . 199
Das Beschlagen der Ochsen in Rom 239
Ein Hirt von der Militärgrenze; Deir-el-Kamar, der Hauptort der Druſen 240
Marie Antoinette im Gefängniß 279
Scylla und Charybdis; der Triumphbogen des Titus in Rom . 280
Ein Brüteplatz der Cholera in Newyork. 317
Ein annamitisches Dorf; das Schloß in Pau; eine russische Trauung 318

Digitized by Google

Seite

Volkstrachten auf einem ungarischen Jahrmarkt 358
Baskische Schäfer; Rückkehr der Pilger-Karawane von Mekka . 359
Ein Straßenprediger in Neapel; eine chinesische Schöne; Bilder aus dem spanischen Volksleben 360
Schloß Kipfenburg; Castello Vecchio in Florenz; Drusische Trachten 400
Bude eines türkischen Waffenschmieds in Brussa 416
Der Nonnberg mit der Festung Salzburg 439
Königsberg in Preußen; ein Fichtenhochwald auf Corsica . . . 440
Der Mönchsberg in Salzburg 475
Savoyarden-Knaben; Chambery und d. Straße über d. Mont-Cenis 476

VIII. Verzeichniß der Illustrationen.

Ansicht von Florenz. 12 13
Die verbotene Frucht (nach dem Gemälde von Toulmouche . 21
La Valetta, die Hauptstadt Malta's, vom Hafen aus gesehen . 28
Gg. Fr. Händel 29
Bataé unter den Toucans 36
Baskischer Volkstanz 37
Aus dem spanischen Erbfolgekriege: der Schmied Balthes von Kochel ruft die oberbayerischen Bauern zum Kampf auf; nach dem Gemälde von Phil. Sporrer 45
Kaukasische Ansichten und Lebensbilder 52 53
Der Cibrus 54
Pflanzenleben im brasilianischen Urwalde 65
Thierleben 66
Der große Ameisenbär 67
Der Ueberfall der Wölfe 69
Totalansicht von Schloß Windsor 76
Das Innere eines serbischen Bauernhauses 77
Die Rast einer Zigeunerfamilie in Böhmen 85
Im Eingang der Via Mala in Graubünden 93
Lesghische Trachten 98
Eine englisch-indische Armee auf dem Marsche 101
Schloß Abbotsford 108
Eine Viehtränke in Südwest-Afrika 109
Dächer am Bau 116
Ein alter Troupier auf dem Marsch in Algerien 117
Rom 125
Einer von Schamyl's Leibwache 132
Ein Baschi-Bozuk, nach Horace Vernet 133
Die Erstürmung von Ghunib, der Feste Schamyls 136
Ein Gerichtstag in Oberbayern, nach Enhuber 141
Der Stockfisch 145
Norwegische Fischer 148
Benjamin Franklin als Buchdrucker-Gehülfe 149
Entenjagd 153
Ein afrikanischer Häuptling bringt Elfenbein zum Verkauf . . 156
Ein Elephant, von Störchen und Geiern aufgezehrt 157
Friedrich Barbarossa züchtigt die aufrührerischen Mailänder; nach dem Gemälde von Swoboda 165
Die „heiligen drei Könige" im Elsaß; nach dem Gemälde von E. Brion 173
Kaukasische Trachten 177
Schwammfischer an der syrischen Küste 180
Der Markt von Badeschwämmen zu Tripoli in Syrien 181
Schloß Arenenberg am Untersee 184
Unsere Wintervögel 185

Seite

Die Prinzessin von Ahlden: Sophie Dorothee Kurprinzessin von Hannover, nach dem Gemälde im neuen Welfen-Museum zu Hannover 188
Spanische Zigeuner 189
Schultheiß Mengi von Solothurn verhindert den Bürgerkrieg; nach der Zeichnung von W. Lindenschmit in München 192
Die Kirche im Kloster Lorch 193
Hirsche in der Brunft 196
Die Riguste de Dru 200
Ein Hirte von der Militärgrenze; nach Valerio 205
Das Matterhorn, von Zermatt aus gesehen 213
Der Gebirgsstock des Monte Rosa 216
Der Savoyarde 221
Der Platz vor dem Stadthause in Kapstadt 225
Der Halt der Räuber 229
Königin Hortense 232
Das Beschlagen der Ochsen in Rom 236
Deir-el-Kamar, der Hauptort der Drusen 237
Der Khodscha oder Steuereinnehmer in Marokko 245
Ansicht von Funchal auf Madeira 249
Männliche und weibliche Volkstrachten auf Madeira; eine Ochsenschleife 252
Der Cursal oder Corral auf Madeira 253
Hochzeit bei den Hindus 261
Marie Antoinette im Gefängniß 269
Scylla und Charybdis 276
Der Triumphbogen des Titus in Rom 277
Barter-Street, einer der Brüteplätze der Cholera in Newyork . 285
Ein annamitisches Dorf 293
Baschkiren auf dem Umzuge 296
Das Schloß in Pau 301
Eine Versteigerung von Kängeroen in Melbourne 305
Ansicht von Jamestown auf St. Helena. 316
Ansicht von Longwood auf St. Helena 317
Volkstrachten auf einem ungarischen Jahrmarkt 324
Baskische Schäfer 333
Der Ueberfall durch den Indianer 337
Pilgerkarawane, von Mekka zurückkehrend 341
Ein Straßenprediger in Neapel 348
Eine chinesische Schöne 349
Ein spanischer Memorialiste oder öffentl. Schreiber 356
Eine spanische Weinkneipe in Valencia 357
Das Bergschloß Kipfenburg im Altmühl-Thale 365
Ein Thee-Meeting in Melbourne 372
Ein Concert in den Diggings 373
Castell Vecchio in Florenz 381
Pierre und ich schwimmen über den Fluß 388
Drusische Trachten 389
Die erlegte Gemse 397
Laden eines türkischen Waffenschmieds in Brussa 405
Ansicht des Nonnbergs und der Festung zu Salzburg 413
Thunfischfang im Mittelmeer 421
Ansicht von Königsberg in Preußen 428
Ein Fichten-Hochwald auf Corsica 429
Der Mönchsberg in Salzburg 445
Die kleinen Savoyarden 458
Ansicht von Chambery 461
Die Straße über den Mont-Cenis 461

Digitized by Google

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Illustrirtes Familienblatt. Herausgegeben von Otfrid Mylius.

1866. Stuttgart, Verlags-Expedition. Erstes Heft.

Der Onkel in Amsterdam.

Eine Familiengeschichte von Otfrid Mylius*).

1.

Trunten vor der Anfahrt des Wohnhauses standen zwei prächtige Wagenpferde vom schönsten Trakehner Schlage vor einem nagelneuen bequemen Phaëton, und wurden von dem jüngeren Comptoir-Personal mit scheinbaren Kennerblicken gemustert, denn wo wäre ein angehender Kaufmannsdiener zwischen 18 und 25 Jahren, welcher nicht die Ambition hätte, nach Feierabend und an Sonn- und Festtagen auch etwas „in Pferdefleisch zu machen“ und unter den verschiedenen noblen Passionen besonders diejenige des Sport zu protegiren? Daß die beiden Wagenpferde des Herrn Prinzipals ein in jeder Hinsicht einziges und preiswürdiges Gespann seyen, das unter Brüdern seine 500 Pistolen werth, und daß die Equipage mindestens halb soviel koste, darüber waren vom Magazinier Latte bis zum jüngsten Commis Fränzchen Blum sämmtliche Herren des Comptoirs einverstanden, und wetteiferten nun in sehr demonstrativem Auskramen derjenigen Kenntnisse in praktischer Reit- und Fahrkunst und Pferdekunde, wie sich solche auf der Privatreitbahn des Herrn Koller in den verschiedenen Abendlektionen zu 7½ Sgr. nebst 18 Pfennigen Sattelgeld per Stunde hatten erwerben lassen. Männiglich war man darüber einig, daß Herr Fabrikant Hefster, der Prinzipal, ein beneidenswerther Mann sey, weil er den alten Einspänner nun mit dieser neuen Equipage vertauscht habe, denn daß die beiden Rappen auch als Reitpferde prächtig „gingen“, darüber waren die Herren vom Comptoir insgesammt im Klaren auch ohne die etwas wortreichen Erklärungen des Kutschers, eines unverkennbaren Berliner Kindes, welchen Herr Hefster sammt der Equipage und dem Gespann aus der Residenz mitgebracht zu haben schien und der sich vor den jungen Herren in eine etwas gespreizte Positur setzte. Draußen aber vor dem eleganten eisernen Zaun, der den Vorgarten von der Landstraße der Vorstadt abschloß, stand das hochzuverehrende Publikum der kleinen Provinzialstadt, und nahm ebenfalls Akt von dem neuen Anzeichen von Wohlstand und Wohlleben, welches sich Herr Immanuel Hefster, Besitzer der Kattun-Manufaktur an der Seelbach wiederum beigelegt hatte. Die muthigen Pferde stampften und scharrten und prusteten in die silberplattirten Gebisse, daß der Schaum daran herunterlief und waren kaum zu halten, und alle Welt von Hagenbach, vom Herrn Amtsrichter Thelemann bis zum Steuerbeten Schlupper herunter, einem emeritirten Wachtmeister von den Husaren, war darüber einig, daß Herrn Hefsters neues Gespann das schönste sey, was jemals Funken aus dem Hagenbacher Pflaster geschlagen hatte, denn so schön waren selbst die Pferde des Prinzen Hermann nicht, der auf dem Schlotthau, eine Meile von der Stadt, sein Jagdschloß hatte und im Herbste fast täglich die Stadt passirte.

„Ah,“ sagte eine junge Dame, erst seit wenigen Monaten die Gattin des Bürgermeisters Föhrich, — „wie ist doch die Frau Hefster zu beneiden, Konrad! Dieses prachtvolle Haus, diese herrliche Equipage und Geld und alles in Hülle und Fülle! Du lieber Himmel, wer es doch auch so hätte! Für eine solche Equipage würde ich schwärmen!“

„Närrchen, auch dieser Hochgenuß wird Einem bald entleidet, wenn man es täglich hat, und aus der Lust wird eine Last!“ versetzte der Bürgermeister gleichgültig. „Es ist alles nur schön, so lange man es ersehnt; hat man es aber, dann sieht man die Schattenseiten. So viel aber ist gewiß, liebe Sophie, daß wir es in unserm ganzen Leben nie zu einer solchen Equipage bringen werden, wir müßten denn das große Loos gewinnen ohne in die Lotterie gesetzt zu haben. Wenn Dir's so sehr am Herzen gelegen ist, einmal im eigenen Wagen zu fahren, dann hättest Du einen Kaufmann oder einen Fabrikanten heirathen sollen, — etwa den eleganten Herrn Spahlenberg, der so eben da dreben auf Herrn Hefster's Balkon heraustritt, — und nicht einen armen Kommunal-Beamten,

*) Ein Pendant zu der beliebten Erzählung: „Das Bäschen vom Lande“ desselben Verfassers. — Jeder unbefugte Wiederabdruck dieser beiden Erzählungen wird als Nachdruck gerichtlich verfolgt werden.

Digitized by Google

der es in seinem Leben nicht mehr weiter bringen wird, als zum Titel eines Oberbürgermeisters und vielleicht in ferner Zeit einmal zum Bande des Civilverdienstordens!....“

„Ach geh, Konrad! Du bist garstig!“ erwiderte die hübsche Frau und verzog den Mund zu einem leichten Schmollen. „Es ist recht unartig von Dir, Männchen, mir so die Worte im Munde umzudrehen! Ich habe mir bei dem Wunsche eigentlich gar nichts gedacht, und bin ja so glücklich mit Dir....“ fügte sie mit einer bald seelenvergnügten aufrichtigen bald vorwurfsvollen Betonung hinzu und schmiegte sich dichter an seinen Arm und blickte aus ihren schönen schwarzen Augen recht schmollend zu ihm auf. „Ich habe mir noch keinen Augenblick im Ernst ein andres Loos gewünscht!“

„Und da hast Du auch ganz recht, Sophiechen,“ bemerkte von der andern Seite die Justizräthin Föhrich, die Mutter des Bürgermeisters. „Du würdest auch kaum einen liebreicheren und treuern Mann gefunden haben, der Dich so ganz nach Verdienst zu würdigen weiß! — Die Equipage und das schöne Haus und das viele Geld — sie alle machen die Frau Hefftter noch nicht glücklich, denn wie scheu und gedrückt und verhärmt erscheint die gute Frau immer! Es sind, glaub' ich, schon Jahre her, daß niemand mehr sie lachen sah, und der reiche Herr Hefftter selber — du lieber Himmel, man weiß ja, wie er es treibt, und am Ende wird man es finden. Meine Großmutter selig pflegte immer zu sagen: von einem Kaufmann und einem Mastschwein erfährt man erst nach ihrem Tode genau was sie werth sind.“

„Kommen Sie, liebe Mutter! lassen wir die Kaufleute und die Mastschweine, und machen wir, daß wir auf die ‚frohe Auosicht‘ kommen und den schönen Abend noch genießen!“ sagte der Bürgermeister, welcher bemerkte, daß die etwas lauten Aeußerungen seiner Mutter die Aufmerksamkeit der Umstehenden auf sich gelenkt hatten. Bald waren sie aus dem Bereiche der Neugierigen, die sich auf dem Trottoir vor dem Hefftter'schen Garten drängten, und der Bürgermeister sagte zu seiner hübschen Frau, die er wirklich liebte: „Laß es gut seyn, mein Herzchen, es war nur Spaß von meiner Seite. Ich weiß wohl, daß mein liebes Sophiechen klug genug ist, um sich nicht die Stimmung durch eitle Wünsche nach dem Unerreichbaren zu verderben. Glaub mir, mein Weibchen, wenn dermaten auch die Zeit ist, wo man den Menschen meist nur nach dem Gelde werthet, und wo wir Beamten von so manchem Glücksspiß über die Achseln angesehen werden, weil wir für unsere redliche Arbeit nicht mehr bekommen als unsern jährlichen Gehalt und das genugthuende Bewußtseyn treuer Erfüllung unserer Pflicht, — glaub' mir, ich möchte trotz alledem nicht mit manchem von diesen Emporkömmlingen mit Geldbroden tauschen, denn wer in ihre Brust sehen könnte, der würde da mancherlei entdecken, was er in seiner eigenen nicht gerne beherbergen würde, viel Selbstsucht, Sorge, Unfriede und Unredlichkeit. Und da ist mir doch der innere und äußere Friede lieber, der mir ebenfalls zum täglichen Brod gebört, und die innere Genugthuung, daß ich noch für etwas Höheres auf der Welt bin, als um Reichthümer zusammenzuscharren, die selten frei von Schmutz und Unsegen sind und selten mit Segen und Erfolg sich auf die Enkel vererben. Der innere Friede und das Gewissen sind mir der einzige Maßstad für mein irdisches Glück, und dieser Maßstab ist auch der einzig richtige, denn zu allen Zeiten sind Leute reich und wieder arm geworden; die aber für das Wohl der Menschheit und ihre geweihliche Entwickelung arbeiten, diejenigen, welche die geistige Arbeit in der Welt auf sich nehmen und die Träger der Gesittung sind, die Gelehrten, die Beamten, die Dichter, Schriftsteller, Künstler einer Nation, die hat die Vorsehung auf die Mittelstraße gestellt, und hat ihnen am reich quellenden innern Leben ersetzt, was ihnen das äußere versagte. Und sehe ich all diese Emporkömmlinge unserer heutigen materiellen Zeit an, soweit sie mir in meinen Gesichtskreis fallen, so finde ich schier keinen, mit dem ich irgend tauschen möchte, denn wie viel Rohheit, Selbstsucht, Eigennutz und Hohlheit, wie viel niedrige Denkweise, innere Armuth und Mangel an wahrer Bildung übertüncht dieser äußere Glanz von Reichthum und Wohlleben gewöhnlich!“

„Und welch' ein Fluch liegt gewöhnlich auf solchem Gelde!“ rief die alte Frau Föhrich lebhaft. „Wenn ich da an die Familie Kellenich denke, an die Papiers-Fabrikanten, welch' ein Greuel, wie diese Söhne und Töchter eines Mannes geworden sind, der es sich bei Lebzeiten doch recht sauer hat werden lassen! Gerechter Himmel, wenn der alte Herr Gustav Kellenich noch einmal aus seinem Sarge aufstehen und sehen könnte, wie die Söhne und Töchter und Schwiegersöhne mit seinem Gelde wirthschaften und was für ein Pfuhl von Lastern und Greueln diese Familie nun ist!... Na, wer weiß ob es mit den Hefftter'schen Kindern in zwanzig Jahren anders steht?“

„Ach nein, liebe Mama, so weit kommt es mit den Hefftter'schen doch nicht,“ erwiderte der Bürgermeister. „Ich will nicht sagen, daß der alte Kellenich ganz ohne Schuld war, denn eine Schwäche seinerseits war es jedenfalls, daß er solchen Aufwand und Uebermuth entwickelte und seiner Frau solch unbeschränkten Einfluß ließ; aber die Hauptschuld fällt immer auf die frau Kellenich, die vor Hochmuth und Prunksucht sich gar nicht mehr kannte und ihre Stiefkinder förmlich verhätschelte und in übertriebenen Ansprüchen aufzog. Aber das ist doch in der Familie Hefftter anders; ist da der Mann auch ein Mensch, den ich in keiner Weise rechtfertigen will, so ist doch Frau Hefftter ein Muster von Hausfrau, eine anspruchslose, bescheidene, stille Frau, eine wirthliche treue Gattin, eine zärtliche, verständige Mutter, welche den anmaßlichen hochfliegenden Plänen Schritt für Schritt entgegentritt und der es gelungen ist, ihre Kinder glücklich vor dem Einfluß des Vaters zu bewahren. Gustav der Sohn ist ein durchaus braver und gediegener Bursche, der die Geschäfte seines Vaters sicher besser leiten würde als dieser selbst, und von denen beiden Töchtern kann niemand in der Stadt behaupten, daß sie die Stellung, welche ihr Vater in der Gesellschaft einnehmen will, irgendwie mißbrauchten.“

„Nein, fürwahr, das thun sie nicht,“ bestätigte die junge Frau; „Ich kenne nur Emma näher, die ältere Tochter, aber ich weiß nicht anders, als daß sie in Toilette und Gebahren immer gleich bescheiden und bürgerlich ist und bei einer ganz auffallenden äußeren Anspruchslosigkeit eine recht gediegene und gründliche Bildung und reiches Gemüth verräth. Ich wüßte nur wenige liebenswürdigere Mädchen ihres Alters, — so still und gesetzt, so lieb und wahr.“

„Siehst Du, Herzchen, das ist die Folge des Einflusses ihrer Mutter,“ sagte der Bürgermeister. „Dieser günstige Einfluß wird sich auch auf die jüngere erstrecken, die bübscher und lebhafter ist als Emma, und die vielleicht aus ihrer Pension etwas mehr Ansprüche mitgebracht hat.“

„Ja wohl, Leonie ist ebenfalls ein herzensgutes schlichtes Kind,“ sagte die Justizräthin. „Sie ist vielleicht geistig bedeutender und lebhafter als Emma; aber sie hängt mit derselben Liebe und Verehrung an ihrer Mutter.“

„Seht ihr, das ist die Folge von dem stillen Leid, welches Frau Hefftter so ergebungsvoll trägt,“ fuhr der Bürgermeister fort; „wär' alles Sonnenschein in jenem Hause, so würde vielleicht auch Frau Hefftter eine andre seyn; so aber stimmt das Skelett im eigenen Hause das Gemüth der Frau ernster als es bei den sonstigen äußeren Glücksumständen der Familie seyn würde.“

„Von was für einem Skelett spricht Du denn, Männchen?“ fragte Sophie erstaunt.

„Ach das ist nichts für Dich, liebes Herzchen!“ versetzte der

Digitized by Google

Bürgermeister ausweichend. „Die ehelichen Verhältnisse zwischen Herrn und Frau Hefftter sind nicht wie sie seyn sollen, obschon der Frau keinerlei Vorwurf gemacht werden kann; doch das kümmert uns ja nicht.... Seht nur wie herrlich der Sonnenuntergang dort die Wälder am Hochbühl und Farnberge vergoldet! Kann man etwas Lieblicheres finden, als unsere Gegend? Wie schön dort das Waldes- und Wiesenthal gegen Tiefenau hin mit den beiden Dörfern und den Weinbergen mit ihrem jungen goldenen Grün!“

Alle drei waren an der Krümmung der Landstraße stehen geblieben und genossen entzückt des prachtvollen Ausblicks, den jener Punkt gewährte. Da hörten sie Schritte hinter sich und bemerkten einen elegant gekleideten jungen Herrn, welcher auf der sanft ansteigenden Landstraße daher kam und den sowohl seine Tracht als eine zierliche kleine Kuriertasche von lakirtem Leder, die er über die Schulter trug, als einen fremden Reisenden zu erkennen gaben. Die beiden Frauen hatten ihn bei seinem Näherkommen genauer in's Auge gefaßt und das Ergebniß dieser Prüfung war kein ungünstiges gewesen. Der Fremde war ein Mann von etwa 30 Jahren, von mittlerer Größe, ein nicht unschönes, regelmäßiges nur etwas hageres Gesicht mit dunklen intelligenten lebhaften Augen, einem freundlichen gewinnenden Ausdruck, einem lächelnden Munde mit schönen Zähnen, dunklem Schnur- und englischem Backenbart und einem dunkeln braunen natürlich gelockten Haar. Ein leichter niedriger Reisehut mit rundem Kopf, ein dunkelblauer kurzer Paletot von Sommerstoff, hellgraue Beinkleider und Weste, und ein grauer leichter Lederzieher, den er auf dem Arme trug, bildeten seinen mehr zierlichen und behaglichen als modischen Anzug.

Der Fremde war dicht an die drei Personen herangekommen, die sich eben anschickten, wieder weiter zu gehen, da trat er nun artig auf den Bürgermeister zu und sagte mit wohlklingender Stimme und fremdartigem Accent: „Um Vergebung, mein Herr, wenn ich störe! Würden Sie wohl die Gewogenheit haben mir zu sagen, ob ich auf dem richtigen Wege nach einem Vergnügungsorte „zur frohen Aussicht“ genannt, bin?“

„Das sind Sie, mein Herr,“ entgegnete der Bürgermeister; „jene Ulmenbäume hier rechts auf der Höhe verbergen Ihrem Blick noch das Haus, welches diesen Namen führt. Wenn Sie der Landstraße folgen, so können Sie dasselbe nicht verfehlen. Haben Sie aber Eile, so erreichen Sie die „frohe Aussicht“ rascher auf einem Fußsteige, der dort vorne bei dem Meilenzeiger abbiegt.“

„Ich danke Ihnen verbindlichst, mein Herr! also dort bei jenem Meilensteine?...“

„Dort biegen Sie rechts ab, gehen in dem Hohlwege der Hecke entlang bis.... allein Sie werden sich die Mühe des Merkens ersparen, wenn Sie uns die Ehre Ihrer Begleitung schenken wollen. Wir gehen gleichfalls nach der „frohen Aussicht“....“

„Ich mache mit Vergnügen Gebrauch von Ihrer gütigen Erlaubniß, mein Herr,“ entgegnete der Fremde und grüßte jetzt auch speziell die Damen. „Ich bin hier ganz fremd, erst vor einer halben Stunde mit der Post angekommen, und suche einen Herrn auf, an welchen ich ein Empfehlungsschreiben habe — den Herrn Gerichtsassessor Gehring.“

„Ah, das ist ein Bekannter von uns, den Sie allerdings wahrscheinlich auf der frohen Aussicht treffen werden, wenn auch etwas später, denn der Assessor ist eine Art Wald- und Flügvogel, der sich's nicht nehmen läßt, jeden Abend, wenn er den Kanzleirock ausgezogen hat, noch ein Stündchen durch Berg und Thal zu wandern.“

„So sagte man mir in seiner Wohnung, und wies mich hieher,“ sagte der Fremde bescheiden. „Jenun, ich werde ihn um so lieber erwarten, als jener Vergnügungsort seinen Namen ganz mit vollem Recht zu verdienen scheint. Diese Gegend ist wunderschön. Auf jemand, der wie ich aus dem flachen Niedersachsen stammt und lange Zeit nur in einem ganz ebenen Lande gelebt hat, übt der Anblick dieser schönen Höhenzüge mit ihren dunklen Wäldern einen unbeschreiblichen Zauber aus. Ich vermag Ihnen nicht zu beschreiben, wie sehr mich diese Mannigfaltigkeit der Linien in Höhen und Thälern, diese zauberische Abwechslung von Licht und Schatten entzücken.“

Die beiden Damen und namentlich die junge Frau, betrachteten den Fremden mit unverhehltem Interesse, und Sophie sagte halblaut wie im Selbstgespräch: „Ja, unsre Gegend ist wirklich schön; sie fesselt durch Anmuth und Milde, und entbehrt doch eines gewissen Heroismus nicht!“

„Mein Kompliment, mein Fräulein! diese Bezeichnung ist so treffend, daß man sie unmöglich präciser fassen könnte,“ versetzte der Fremde mit einer Verbeugung gegen Sophie und lüftete den Hut. Sophie erröthete und versteckte ihr Köpfchen halb hinter der Schulter ihres Gatten; der Fremde gewann in ihren Augen an Interesse, und mit einer besonderen Regung von Neugier fragte sie sich: ist er wohl ein Gelehrter, ein Künstler oder ein Tourist? ist er ein Edelmann oder ein Bürgerlicher, und was will er hier in der kleinen Provinzialstadt?

„Sie sind vermuthlich ein alter Bekannter oder Universitätsfreund des Assessors Gehring, der soviel ich weiß auch einige Zeit in Göttingen studirt hat, mein Herr?“ fragte der Bürgermeister.

„Mit nichten, mein Herr, ich bin dem Herrn Assessor ganz fremd und habe ihn meines Wissens noch nie gesehen,“ versetzte der Fremde, welcher nicht geneigt schien, über seine eigenen Verhältnisse und Zwecke nähere Auskunft zu geben, sondern das Gespräch sogleich wieder auf die Reize der Gegend lenkte und sich deiserf um die Namen der einzelnen Berge und Thäler erkundigte, welche beim Höhersteigen gegen die Hügelkuppe zum Vorschein kamen.

Beim Eintritt in das Gasthaus führte der Bürgermeister seine Begleiter in den hübschen kleinen Saal, wo einige alte Herren bei einem Spielchen saßen, und dann auf eine Art Veranbah oder Balkon hinaus, welcher im Schweizer-Style von der Südwestfronte des Hauses vorsprang und eine wirklich entzückende Aussicht barbot. Eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft von Damen und Herren hatte an den Tischen dieser Veranbah Platz genommen, und das Erscheinen des Bürgermeisters und seiner Frau wurde von den Anwesenden mit lauter Freude und Bestiffenheit begrüßt, welche vielleicht nicht ganz gewöhnlich und abschiktslos war, da man den eleganten Unbekannten in seiner Begleitung sah. Dieser blieb jedoch diskret zwischen Thüre und Angel stehen, als ob er sich nicht in diesen Kreis eindrängen wolle, und wartete geduldig bis der Bürgermeister seine Umschau vollendet hatte und dann die Gesellschaft fragte: ob der Assessor Gehring noch nicht da sey. Man verneinte dieß, worauf der Fremde sich artig gegen Herrn Föhrich verbeugte und sich dankend mit den Worten verabschiedete: „Ich will nicht stören, sondern hier im Saale die Ankunft des Herrn Assessors erwarten,“ — ein Vorsatz, den er sogleich dadurch ausführte, daß er sich an einem kleinen runden Tische in der Ecke des Saales niederließ, dicht an demjenigen Fenster, welches die prachtvolle Aussicht auf den Weiher, das Thal, die Stadt und die umgebenden Hügel, sowie auf die ferneren Höhenzüge des Gebirge bot.

Herr Föhrich ward von der Gesellschaft natürlich sogleich mit Fragen bestürmt, wer der Fremde sey und was er hier suche; vermochte aber nur so dürftige Auskunft zu geben, daß man den großen Unbekannten wegen seiner sichtlichen Weigerung, sich in diesen Kreis einführen zu lassen, sogleich für hochmüthig erklärte und in ihm irgend einen „norddeutschen Büreaukraten“ vermuthen wollte, gegen welchen die Männer ein gewisses mißtrauisches Unbehagen affichirten, während die Frauen, und zumal einige jüngere Fräulein,

Digitized by Google

es sich doch nicht versagen konnten, durch das Fenster und die offene Thüre des Balkons hindurch verstohlen den ungeselligen fremden Gast zu beobachten, welcher seine Aufmerksamkeit zwischen der Beobachtung des Sonnenunterganges und dem Genuß eines frugalen Abendbrods theilte.

2.

Mittlerweile fand im Hefftter'schen Hause ein ganz andrer Auftritt statt. Herr Hefftter war, wie unsere freundlichen Leserinnen bereits wissen, soeben mit seiner neuen Equipage und dem neuen Gespann aus der Hauptstadt eingetroffen, und die vier Meilen Weges mit der mehrstündigen Mittagsrast dazwischen hatten die Pferde nicht im mindesten angegriffen, sondern eher ihr Feuer geweckt. Er hatte daher die Absicht, noch eine kleine Fahrt mit der neuen Equipage zu machen, zunächst um seinen Freund Spahlenberg, welcher mit ihm aus der Hauptstadt zurückgekommen war, nach Hause zu bringen, sodann aber um den lieben Mitbürgern von Hagenbach sogleich durch seine Fahrt um und durch die Stadt diese neue Erwerbung vorzuführen. Kaum war er daher vor seinem Hause angefahren, so sprang er aus dem Wagen, um sich umzukleiden, und rief Spahlenberg zu: „Bitte, Freundchen, gehen Sie 'mal zu meinen Frauensleuten hinauf, bis ich mich etwas adonisirt und den Staub abgeschüttelt habe. Ich werde sogleich nachkommen! Setzen Sie 'mal meiner Frau aus einander, was für eine famose Erwerbung wir mit den Pferden und dem Wagen gemacht haben!"

Frau Hefftter hatte diese Worte gehört, denn sie war bei dem Anfahren des Wagens erschrocken auf den Balkon herausgeeilt, um hinter den dichten immergrünen Gewächsen, welche den Balkon beschatteten, zu ermitteln, wer der unerwartete Abendbesuch sey. Aber ihre Ueberraschung und Freude über die Ankunft des Gatten ward sehr gedämpft und heruntergestimmt durch den Argwohn, der ihr durch den Kopf schoß, daß diese glänzende Equipage nicht, wie sie anfangs vermuthet, Herrn Spahlenberg gehöre, sondern ihrem Gatten. Und nun seine Worte dieß zur Gewißheit gemacht hatten, legte sich etwas wie Unbehagen und Enttäuschung über ihre Züge, und sie machte daraus gar kein Hehl, als Spahlenberg in das Wohnzimmer trat, das gerade neben dem Salon mit dem Balkon lag.

„Guten Tag, meine Damen! guten Tag, Fräulein Leonie!" hub Spahlenberg an und grüßte die Mutter und ihre beiden Töchter mit einer weltmännischen Glätte und Sicherheit, welcher er gesellschaftlich eine gewisse freundnachbarliche Vertraulichkeit beimischte. „Herr Hefftter schickt mich herauf, seine Ankunft zu melden und ihn zu entschuldigen, da er sich erst umkleiden und den Reisestaub abschütteln will. Sie müssen es daher ihm zur Last legen, meine Damen, wenn ich meinerseits so sans façon und im bestaubten Reisekleid vor ihnen erscheine!"

„Sie wissen, daß wir keine Freunde der Etikette sind, Herr Nachbar; es bedarf ja keiner Entschuldigung," entgegnete Frau Hefftter gleichmüthig. „Bitte, nehmen Sie Platz! Sie kommen mit Hefftter aus der Hauptstadt?"

„Ja, Madame, wir trafen uns zufällig gestern Abend im Theater, und Ihr Herr Gemahl lud mich ein, ihn zu einer Versteigerung zu begleiten, wo er ein reizendes Gespann Pferde weit unter ihrem wahren Werth erstand. Werfen Sie nur einen Blick aus dem Fenster, meine Damen, und sagen Sie mir: haben Sie je etwas Schöneres und Edleres von solchem Blut gesehen? Erlauben Sie, Madame, daß ich Ihnen zu dieser Equipage gratulire; es ist das Schönste und Vollendetste was man sehen kann! es ist Ihrer ganz würdig!"

„Mein Mann hat also diese Wagen und Pferde wirklich gekauft, Herr Spahlenberg?" fragte Frau Hefftter und blickte sehr ernst darein.

„Heute früh halb acht Uhr ersteigert, den Kutscher engagirt, um halb neun Uhr diesen himmlischen Phaeton bei Nonne gekauft, um halb zehn Uhr schon mit Sack und Pack unterwegs hieher. Freund Hefftter bot mir einen Platz in seinem Wagen an und ich gestehe Ihnen, beste Madame Hefftter, ich bin in meinem ganzen Leben noch nie so famos gefahren. Aber Sie sehen ja gar nicht nach dieser herrlichen Equipage, meine Damen? sollten wir etwa Ihren Geschmack nicht errathen haben? sollte Ihnen etwa eine elegante Britschka lieber gewesen seyn?"

Die beiden jungen Mädchen hatten vorhin allerdings aus dem Fenster geblickt und Wagen und Pferde gemustert; allein jetzt mochten ihnen die Gedanken und Empfindungen ihrer Mutter wichtiger seyn, denn sie blickten abwechselnd auf Frau Hefftter, die sich wieder an ihr Arbeitstischchen gesetzt hatte, und auf Spahlenberg, der im Sopha hingegossen lag, die Beine ausstreckte und mit seinem Reitstöckchen sich auf die Stiefeln klopfte.

„Meinen Geschmack werden Sie wohl niemals errathen, Herr Spahlenberg," erwiderte Frau Hefftter ernst und mit einer gewissen abweisenden Betonung. „Unsere Anschauungen und Geschmacksrichtungen sind allzuweit aus einander. Mir persönlich macht diese neue Equipage gar keine Freude. Unsere Droschke mit dem alten Fuchsen reichte für unsere Bedürfnisse vollkommen hin, und ich habe wahrlich keine Freude an dieser großen Ausgabe, die ein ganzes Kapital verschlingt, sowie an der Vermehrung unseres Hausstandes um einen entbehrlichen Diener. Ich denke, die Zeiten sind gerade jetzt durch den Krieg in Amerika, durch die Baumwollenkrise so ernst, daß wir mit Fug unsere Ausgaben einschränken sollten. ."

„Sie gehen zu weit, beste Madame Hefftter; ich weiß, Sie sind eine vortreffliche Hausfrau, aber Sie gehen hierin doch zu weit! So gar trostlos sind ja die Zeiten doch wahrlich nicht, und Herrn Hefftter's Vermögen, seine Stellung als einer der ersten Industriellen des Kreises, erheischen doch, nach meinem unmaßgeblichen Dafürhalten, einen gewissen äußern Aufwand, namentlich diesem dünkelhaften gespreizten Beamtenthum gegenüber, welches uns bei jeder Gelegenheit seine Gewalt fühlen läßt."

„Das sind Ansichten, Herr Nachbar, über welche zu rechten mir nicht zusteht," entgegnete die Frau mit ruhiger Würde. „Ich bin nicht diejenige, welche ihren Gatten über seine Pflichten belehren will oder seine Handlungen kritisirt; aber ich sage Ihnen, Herr Spahlenberg, um meinetwillen hätte mein Gatte keine solch kostbare Equipage zu kaufen nöthig gehabt, und mir hat er dadurch keine Freude gemacht!"

„Ach ja, Madame, von Ihnen begreife ich das," versetzte Spahlenberg mit einer gewissen fühlen Unverschämtheit. „Ich weiß, Sie sind ein Muster von Wirthlichkeit und Sparsamkeit, und ich bewundere Sie wegen dieser Resignation; aber offen gestanden, beste Madame Hefftter, Sie gehen darin allzu weit! Sie bieten dem lebhaften Temperament Ihres Gatten offenbar zu wenig; Sie sind zu bescheiden, ja ich darf sagen etwas allzuengherzig in gewissen Ansichten. Sie thun zu wenig im Aeußerlichen und verkennen einigermaßen Ihre gesellige Stellung. Das ist der einzige Vorwurf, den ich Ihnen mache."

„Wirklich, Herr Spahleuberg?" rief Frau Hefftter ironisch. „Ich bin Ihnen für Ihre Offenheit sehr verbunden, Herr Nachbar, aber leider unverbesserlich. Ich glaube, ich bin um ein ganzes Jahrzehnt älter und um so manche innere und äußere Erfahrung reicher, daß ich mich wirklich außer Standes fühle von Ihrem guten Rath zu profitiren. Sie predigen daher bei mir wohl tauben Ohren!"

„Um so eher hoffe ich auf einigen Erfolg bei Ihren Fräulein Töchtern, Madame," gab Spahlenberg kühl zur Antwort. „Es wäre anmaßend von mir, Sie belehren oder Ihnen meinen Rath

Digitized by Google

aufdrängen zu wollen, aber unsere beiden jungen Damen hier werden mir gerne zugeben, daß man im Hoffter'schen Hause noch lange nicht so lebt, wie in irgend einem mittlern Kaufmannshause in großen Städten. Ihnen, meine Damen, wird hoffentlich die Equipage nicht unwillkommen seyn. Denken Sie sich, sie stammt von Sir Arthur Bingley, dem jüngst verstorbenen britischen Geschäftsträger, her, und die beiden Rappen sind zugleich vortrefflich zugeritten, und das Handpferd soll als Damenreitpferd ganz besonders fromm seyn. Ihr Papa legte hierauf einigen Werth, denn er scheint im Stillen sich die Idee, daß eine von Ihnen beiden ihn auf seinen Spazierritten begleiten werde, recht vertraut gemacht und sehr hübsch ausgemalt zu haben; und fürwahr, meine Damen, Sie beide müßten eine vortreffliche Figur zu Pferde machen. Was meinen Sie, Fräulein Emma?"

„Ich zu Pferde, Herr Spahlenberg?" fragte diese und schaute mit einem leichtem Erröthen von ihrer Nadelarbeit auf; „niemals! Ich kann mir kein anständiges bürgerliches Mädchen bei uns zu Pferde denken. Lassen wir dieses auffällige Vergnügen den Kunstreiterinnen, den jungen Gräfinnen und emanzipirten Engländerinnen! Mich wird Papa nie dazu bereden."

„Schade; meiner Treu, sehr schade! Ihre herrliche schlanke Gestalt würde sich in dem knappen Reitkleid wunderhübsch ausnehmen. Na, aber Fräulein Leonie wird es nicht soweit von sich werfen, hie und da zu reiten?"

„Mit nichten, Herr Spahlenberg; ich denke hierin wie Emma, und halte das Reiten, wenigstens bei uns, für etwas Unweibliches," sagte Leonie kurz und ohne aufzublicken; „man fühlt dieß auch allgemein und darum sieht man es so selten."

„Ah, in den größeren Städten ist es gar nicht so selten, meine Damen! ich kann Sie versichern, daß es da sogar zum guten Ton gehört..."

„Aber nicht für Mädchen aus unserm Stande, die ihre Zeit mit etwas Nützlicherm auszufüllen wissen," sagte Emma abweisend; „nennen Sie mir ein einziges Mädchen aus dem Bürgerstande, das Sie beritten gesehen haben!"

„Jenun, da war Paula Kellenich von der Papierfabrik..."

„Ich danke Ihnen für einen Vergleich mit dieser, Herr Spahlenberg," fiel ihm Emma etwas bitter in's Wort; „Paula Kellenich oder vielmehr die nunmehrige Frau von Jedlinski ist eine Person, die Sie gewiß keinem anständigen Mädchen als Muster werden vorstellen wollen."

„Ich danke euch, Kinder, daß ihr meinen engherzigen altbürgerlichen Ansichten treu bleibt," sagte Frau Hoffter, die ihre Nadelarbeit längst wieder aufgenommen hatte. „Sie sehen, Herr Spahlenberg, der Apfel fällt nicht weit vom Stamm, und an meinen beiden Mädchen da wird Ihre Beredsamkeit zu Schanden. Diese Kinder lassen sich nicht durch moderne Anschauungen demoralisiren."

Spahlenberg sprang verletzt vom Sopha auf und hatte eine herbe Entgegnung auf den Lippen, aber der Eintritt des Hausherrn hinderte ihn daran. „Guten Tag, Louise! guten Tag, Kinderchen!" rief er, reichte seiner Gattin die Hand, und küßte die beiden Töchter. „Da bin ich glücklich wieder zurück; Tante Mimi läßt euch insgesammt herzlich grüßen. — Nun? ihr schweigt ganz von der Equipage? was sagt ihr zu der Ueberraschung? Na, ihr thut ja fürwahr, als hättet ihr sie noch gar nicht gesehen!"

„Sie haben auch kaum darnach aus dem Fenster geschielt, wie nach einer verbotenen Frucht, Freundchen! Ich fürchte, diesmal haben Sie den Geschmack Ihrer Lieben nicht ganz errathen, lieber Hoffter!" sagte Spahlenberg ironisch. „Madame scheint gar nicht sehr erbaut davon."

„Wirklich, Louise? ich dachte Dir eine Freude zu machen..."

„Ich bin schon zufrieden, Manuel, wenn Dir dieses Spielzeug so viel Freude macht, als im Verhältniß zu seinem Werthe steht," entgegnete die Frau vom Hause mit ruhiger Würde und mildem Tone. „Auch brauchst Du ja vor mir kein Hehl aus der Thatsache zu machen, daß Du bei dieser Liebhaberei mehr an Dich als an mich gedacht hast, denn Du weißt, wie selten ich aus dem Hause gehe und unsern Einspänner benütze. In der neuen Equipage aber wirst Du mich noch weniger sehen, denn sie paßt nicht für unsern Stand, sondern für einen Gesandten oder sonst irgend eine vornehme Herrschaft; und ich passe noch weniger in einem solchen Wagen."

Herr Hoffter rungelte die Stirn. „Immer herb und schneidend, immer bereit, mir jede Freude zu stören!" sagte er achselzuckend und kehrte ihr den Rücken. „Sie sehen, Spahlenberg, ich mag thun, was ich will, so ernte ich nur Vorwürfe. Das ist mein häusliches Glück!"

„Ich bin's schon gewöhnt, Manuel, als das undankbarste und unzufriedenste Geschöpf hingestellt zu werden, wenn ich ein einziges Mal nicht unbedingt auf Deine Launen eingehe," entgegnete Frau Hoffter mit wehmüthigem Lächeln; „aber daß ich Dir so eben Vorwürfe gemacht hätte, davon spricht mich mein Gewissen ganz frei. Erfreue Dich Deiner Equipage nach Herzenslust und mögest Du nie bereuen, sie angeschafft zu haben!"

„Sorge lieber für einen Imbiß, Louise, anstatt diese spitzigen Anspielungen hier zu verspapfen. Spahlenberg und ich sind hungrig!" sagte Hoffter unmuthig. „Mama will also die Equipage nicht probiren, wie's scheint. Aber ihr beiden Mädchen sollt euch ankleiden und mit uns fahren, um Herrn Spahlenberg nach Hause zu bringen. Ich denke, euch wird der herrliche Wagen mit den beiden prächtigen Rappen besser behagen, als eurer Mutter! — Fix, ihr Mädchen! sputet euch mit eurer Toilette!"

„Mich muß Du heute Abend entschuldigen, Papa! ich erwarte Amtmanns Lottchen, die ich mir eingeladen habe, damit sie meine neue Sonate mit mir vierhändig spiele!" sagte Leonie einschmeichelnd. „Lottchen kann jeden Augenblick kommen, und es wäre doch recht unartig, wenn ich sie den weiten Weg vom andern Ende der Stadt her hätte vergeblich machen lassen."

Herr Hoffter brummte unwillig etwas in den Bart. „Aber Du, Emma?" sagte er, „daß Du Dir etwa auch jemand eingeladen, um mir nicht zu Willen seyn?"

„Nein, Papa, ich bin frei, bliebe aber am liebsten bei der Mutter zu Hause," versetzte Emma. „Allein du thust Leonien Unrecht, lieber Papa; sie hatte ja keine Ahnung davon, daß Du heimkehren würdest, als sie Lottchen einlud. Wenn Du mir einen rechten Gefallen thun willst, liebster Papa, so laß mich zu Hause!"

„Im Gegentheile, Du fährst mit! Mädchen, macht mir den Kopf nicht warm mit eurer ewigen Reuiteuz!" rief Herr Hoffter leidenschaftlich. „Sobald ich nur den leisesten Wunsch äußere, stehen meine Frauensleute wie im Komplott gegen mich auf."

Frau Hoffter war wieder in's Zimmer getreten und hatte die letzte Aeußerung gehört. „Dieser Vorwurf ist wahrlich unverdient, Manuel, denn über unsern Eigenwillen kannst Du Dich wahrlich nicht beklagen, — höchstens über die Verschiedenheit unserer Geschmacksrichtungen. — Emma, liebes Kind, ich bitte Dich freundlichst, fahre mit dem Vater!"

„Wohlan, ich bin sogleich bereit, lieber Papa," sagte Emma und ging auf ihr Zimmer, um sich anzukleiden.

„Spahlenberg, Sie entschuldigen einen Augenblick; ich gehe nur hinunter, um Ihnen das Geld zu holen!"

„Unsinn, lieber Freund! bleiben Sie doch! Es hat ja keine Eile mit den lumpigen paar hundert Thalern!" versetzte Spahlenberg. „Sie schicken oder geben mir es gelegentlich zurück. Bleiben Sie doch sitzen!"

Digitized by Google

„Behüte, Freundchen! ein Kaufmann ordnet derartige Dinge zur Stelle," sagte Heffter vornehm; „die Equipage würde mich nicht freuen, so lange sie nicht bezahlt wäre. Ich komme ja sogleich wieder."

Er ging hinaus und eben das hatte Spahlenberg beabsichtigt, denn er wußte sehr wohl, daß Herr Heffter immer das Gegentheil von Dem that, um was man ihn bat. Ueberdem war die Frau vom Hause hinweggegangen, und so hatte er eine ebenso willkommene als seltene Gelegenheit, mit Leonien allein zu seyn. Er stand daher vom Sopha auf, trat zu dem Nähtischchen am Fenster, woran die jüngere Tochter des Herrn Heffter saß, setzte sich ihr vertraulich gegenüber auf den Stuhl, von wo Emma soeben aufgestanden war, spielte mit einer Scheere und beobachtete die rührigen Bewegungen von Leoniens kleiner Hand.

„Was arbeiten Sie denn da, Fräulein?" hub er an, denn der Blick, den sie ihm flüchtig zugeworfen, als er Emma's Platz eingenommen hatte, war nicht sehr ermuthigend, sondern enthielt eher eine Frage, wie er sich eine solche Vertraulichkeit herausnehmen könne.

„Bettzeug für arme Leute, Herr Spahlenberg," erwiderte Leonie ohne aufzublicken.

„Wie? Sie selbst? In der That, das macht Ihrem Herzen alle Ehre!" rief er mit einer enthusiastischen Bewunderung. „Meiner Treu, das thut gewiß keine andere Dame in der Stadt!"

„Im Gegentheil, es thun's beinah alle," versetzte Leonie, ruhig weiter nähend und kühl. „Es ist gottlob bei uns noch so viel Herz und Humanität zu finden, daß die Frauen und Töchter beinahe in allen Häusern wetteifern, dem Elend zu steuern, worin sich unsere armen Fabrikarbeiter befinden. Und dabei ist gar kein Verdienst, denn wem blutete nicht das Herz, wenn er das Elend unter diesen Menschen sieht. Die Hälfte der Arbeiter sind entlassen und ohne Arbeit, die Lebensmittel theuer, die Aussichten schlecht, und nun noch diese Seuche, die in den Armenquartieren herrscht! Wer sollte da nicht gerne Hand anlegen, um so viel Jammer zu lindern?"

„Bah, es ist noch nicht so schlimm bei uns, als anderwärts," sagte Spahlenberg gleichgültig. „Wir lassen alle noch drei Tage in der Woche arbeiten, während anderwärts die Spinnereien und Webereien schon ganz stille stehen. Mancher Spinner und Fabrikant arbeitet mit reinem Schaden bei diesen hohen Preisen der Baumwolle und dem geschmälerten Absatz wegen des amerikanischen Krieges. Man will lieber etwas opfern, nur um nicht die Arbeiter ganz feiern zu lassen; allein man kann fürwahr nicht mehr thun, denn dieses Gesindel verdient auch nicht mehr Rücksicht. Gehen die Geschäfte gut, und sind die Fabriken vollauf beschäftigt, dann gibt es kein anspruchsvolleres Pack als diese Leute; dann rotten sie sich zusammen und erzwingen höhere Löhne und kürzere Arbeitszeit. Aber kein Einziger von diesem Volk denkt daran, bei guten Zeiten etwas zurückzulegen, damit sie in der Noth eine Birne für den Durst haben. Alles wird vergeudet, und man verläßt sich darauf, daß in schlimmen Zeiten aus Rücksicht, Pietät, Politik und Angst die Fabrikherren schon weiter sorgen werden. Dieses Gesindel war zu unverschämt und unbotmäßig, und es müssen ab und zu auch wieder solche Zeiten kommen, sonst wäre es rein unmöglich, mit diesen Arbeitern auf einem vernünftigen Fuß zu verkehren. Glauben Sie mir, bestes Fräulein, diese Leute sind zum größten Theil selbst an ihrem jetzigen Elend schuldig."

„Das mag von den Erwachsenen gelten, Herr Spahlenberg, aber bedenken Sie die armen Kinder, die hülflosen Weiber!"

„Ja, diese bedaure ich auch; aber den Männern würde es nicht an Arbeit fehlen, wenn sie nur an den Eisenbahnen und Straßenbauten, in den Steinbrüchen oder auf den Bauernhöfen arbeiten wollten. Allein dazu ist das Gesindel zu armselig, zu schwächlich und zu faul geworden an den Maschinen. Es fehlt an Händen für die Feldarbeit!"

Leonie blickte ernst auf und maß den eleganten wohlgenährten Mann mit einem eigenthümlichen Blicke. „Ist nicht gerade die Maschinenarbeit und die schlechte Nahrung und die vorzeitige Beschäftigung der Kinder an dieser Degeneration schuld?" fragte sie. „Man sieht ja, wie sehr diese Menschenrace verkümmert, wenn man die strammen athletischen Gestalten der alten Leute, der mehr als fünfzigjährigen, mit dem gegenwärtigen Menschenschlage vergleicht? Gehen Sie über den Hochbühl hinüber in den Wald, wo noch keine Fabriken sind, und Sie sehen eine ganz andere, kräftigere, frischere und gesündere Race. Allein brechen wir davon ab, Herr Spahlenberg," fuhr sie leichthin fort; „Sie wissen ja, in diesem Punkte werden wir uns nie einigen!"

„Ja fürwahr, Fräulein, ich habe immer das Unglück, von Ihnen als Gegner behandelt zu werden," entgegnete er in einem heiklichen einschmeichelnden Tone. „Je gestissentlicher ich in Ihre Nähe zu kommen suche, desto beeiserter weichen Sie mir aus. Sie sind ungerecht gegen mich, Leonie, und ich weiß nicht, womit ich Ihr Vorurtheil gegen mich verdient habe!"

Das Mädchen blickte auf und die Vertraulichkeit, womit er sie bei ihrem Taufnamen genannt hatte, trieb ihr eine flüchtige Röthe in's Gesicht; aber im nächsten Augenblick waren ihre Züge wieder ernst und ruhig, und nur in den großen blauen Augen lag ein schneidender abweisender Blitz als sie entgegnete: „Ich bin mir keines Vorurtheils gegen Sie bewußt, Herr Spahlenberg. Ich weiche Ihnen nicht aus und suche Sie so wenig auf wie einen andern Mann. Ich begegne Ihnen, dünkt mich, mit all der Rücksicht und Freundlichkeit, welche Sie als ein Bekannter und Freund meines Vaters beanspruchen dürfen. Was wollen Sie mehr?"

„Ihr Herz, Ihre Hand, Leonie, denn ich bewundere Sie und bete Sie an!" flüsterte er und griff nach ihrer Hand, die sie ihm hastig entzog. „Glauben Sie mir, liebe theure Leonie, Ihr Vater wird mich gerne zum Eidam annehmen, wenn nur Sie wollen, und ich würde Sie auf den Händen tragen!"

Leonie war aufgesprungen und stand wie mit Blut übergossen da; ein leichtes Beben durchlief ihre zarte schlanke Gestalt, aber ihre Augen blickten so entschieden abweisend, daß eine namenlose Frechheit von Seiten Spahlenberg's dazu gehörte, diese unwillkürliche derbdie Geberde zu mißachten und zu mißverstehen. „Herr Spahlenberg," stammelte sie; „was fällt Ihnen ein! Habe ich Ihnen jemals auch nur die leiseste Ermunterung solcher Hoffnung gegeben?"

„Nein, leider nein, theuerste Leonie! aber nichtsdestoweniger liebe ich Sie! Und wenn Sie nicht wirklich mich hassen oder ein Vorurtheil gegen mich hegen, wenn Sie sich wirklich die Mühe geben wollten, mich näher kennen zu lernen, so müßten Sie sich überzeugen, daß ich gewiß in jeder Hinsicht der Mann wäre, Sie glücklich zu machen . . ."

„Genug, Herr Spahlenberg! ich will diese Sprache nicht hören; ich durfte sie nicht erwarten," entgegnete Leonie vor Aufregung bebend, und wollte das Wohnzimmer verlassen, da stieß sie zwischen Thür und Angel mit ihrer Mutter zusammen, welche sie erschrocken betrachtete. — „Was ist Dir, Leonie? woher diese Thränen?" rief Frau Heffter; aber Leonie drückte nur ihr Tuch vor das Gesicht und huschte hinaus. Frau Heffter schaute Spahlenberg forschend an, der etwas verlegen und unbehaglich dreinblickte. Sie warf ihm aus ihren grauen Augen einen Blick zu, der ihm bewies, daß Frau Heffter instinktmäßig alles begriffen hatte. Dann aber sprach sie ruhig und als ob nichts geschehen wäre: „Darf ich bitten, Herr Spahlenberg? Das Gouter ist servirt," und führte ihn in das Speisezimmer.

Digitized by Google

Die Küche im Heffterschen Hause galt für sehr fein, denn der Fabrikherr liebte das. Allein heute schien es trotz des durch die Fahrt geschärften Appetits weder seinem Gaste noch Herrn Heffter zu schmecken. Dieser war sehr aufgeregt und blaß herausgekommen und hatte Spahlenberg ein Paket Papiergeld in die Hand gegeben, welches dieser mit einem verbindlichen Kopfnicken und der Bemerkung, daß er nicht an der Richtigkeit zweifle, in seine Brusttasche steckte. Heffter war so aufgeregt, daß er die ungewöhnliche Schweigsamkeit und Verstörtheit seines Gastes nicht bemerkte; aber seine eigene Verstimmung entging weder seiner Frau noch dem Gaste.

„Was hast Du, Manuel? Ist etwas vorgefallen?“ fragte die Hausfrau besorgt.

„Hm, ja — nein! — Das heißt, man darf nur dem Geschäft den Rücken wenden, so geht alles verkehrt, erwiderte Heffter noch in stiller Wuth. „Diese albernen, altväterischen, ungeleuken Menschen, dieses Murmelthier von einem Kassier!...“

„Beuttinger?“ fragte Frau Heffter erschrocken; „was ist's mit ihm?“

„Nichts — wir haben einen Wortwechsel mit einander gehabt, und er hat mir gekündigt!“

„Aber Du hast doch die Kündigung nicht angenommen, Manuel? Ein solch alter vertrauter Diener! Deine rechte Hand?!

„Wenn mich meine rechte Hand ärgert, so soll ich sie abhauen, steht ja in der Bibel!“ stieß Heffter wuthbebend hervor. „Ja, ich habe die Kündigung angenommen und bin froh, denn ohne der Treue und Ehrlichkeit des alten Mannes zu nahe zu treten, ist er mir doch nachgerade durch seinen Eigensinn und seine Anmaßung unleidlich geworden, und ich bin noch Herr in meinem Hause.“

„Herr Beuttinger ist ein zuverlässiger Kassier und Buchführer, aber ich kann mir denken, daß er schwerfällig ist und mit den Ideen und Geschäften des heutigen Verkehrs nicht vertraut,“ sagte Spahlenberg. „Ich denke, sein Verlust ist leicht zu ersetzen. Sie werden ohne Zweifel einen gewandtern und brauchbarern jungen Mann finden, der Ihnen um geringeres Salär mehr leistet.“

„Ohne Zweifel, Spahlenberg; wegen dieser Kündigung lasse ich mir kein grau Haar wachsen. Nur wird sie hier in der Stadt wieder viel Geschwätz verursachen. Der Alte hat seinen Kreis von Schoppenbrüdern und Kameraden, lauter alten Knasterbärten aus dem Bürgerstande, lauter Burschen, die es unserinnen nicht vergeben können, daß er sie überflügelt hat, und da wird denn ein Geschrei und Lärmen entstehen, wobei von meinem guten Namen tüchtige Späne herunterge hauen werden dürften!“

„Beuttinger ist aber nicht bösartig, Manuel!“ sagte Frau Heffter begütigend. „Er ist alt und einfach, und alle Leute haben ihre Eigenheiten! Behalte ihn bei, laß seine Kündigung nicht gelten, laß ihn im Geschäfte absterben; es bringt keinen Segen, wenn man alte Diener entläßt.“

„Ich meinerseits biete ihm die Hand nicht mehr — er war der kündigende Theil, weil der gute Mann in seiner Bornirtheit sich für unersetzlich hält!“

„Du warst vielleicht heftig, Manuel, und hast ihn durch Aeußerungen gereizt! Beuttinger ist allzu anhänglich an uns, als daß er ohne einen vollgültigen Grund...“

„Da hören Sie es, Spahlenberg!“ fiel Heffter seiner Frau leidenschaftlich in die Rede. „Es ist mein Unglück, daß ich immer die Meinigen gegen mich muß Partei nehmen sehen. Was Andere auch gegen mich sündigen mögen, das soll ihnen verziehen seyn, Man hält immer nur mich für den Schuldigen. Ja, sehen Sie, wenn gar noch mein Sohn da wäre, so stünde sicher auch er gegen mich auf. Das war von jeher mein Loos. Da stehe ich nun mit der ganzen Geschäftslast auf den Schultern und muß mich mit Fremden herumplacken, während mein erwachsener Sohn, ein Mensch von achtundzwanzig Jahren, es vorzieht, sein Brod an fremden Schreibtischen zu suchen und seinen Vater ganz allein im Gedränge läßt.“

Frau Heffter warf ihrem Gatten einen halb bittenden, halb vorwurfsvollen Blick zu und verschluckte eine Einwendung, die ihr schon auf der Zunge lag, denn sie bemerkte, daß er nur auf einen Widerspruch wartete, um sich noch mehr in die Hitze hineinzureden. Auch warf ihr Spahlenberg einen verstohlenen Blick zu, der ihr bedeutete, sie möge sich wegen ihres Sohnes nicht auf ein Wortgefecht einlassen, denn er wisse ja um das wahre Verhältniß zwischen Vater und Sohn.

„Ich bin fertig, lieber Papa,“ sagte Emma in's Speisezimmer tretend, und die Aufmerksamkeit Spahlenberg's wandte sich augenblicklich ihr zu.

Emma war ein hochgewachsenes schlankes Mädchen von 22 Jahren, in vollster Frische und Blüthe. Ihr Gesicht war etwas brünett, ihre Haare dunkel, wie diejenigen ihrer Mutter, deren verjüngtes Abbild sie war. Die hübschen regelmäßigen Züge hob ein mildes, freundliches, intelligentes Auge, und es lag in ihrem Wesen etwas Gewinnendes, Sanftes und Mildes; das Auge und die Züge spiegelten mit großer Beweglichkeit jede Regung ihres Gemüthes und Geistes wieder. Spahlenberg hatte sie noch nie so hübsch und einnehmend gesehen. Eine einfache Robe von feinem leichtem Sommerstoff in Weiß und Pensée, ein Kragen von gleichem Stoffe, ein einfaches rundes Strohhütchen mit schwarzem Sammetband und weißer Straußenfeder, und ein hübscher kleiner Sonnenschirm bildeten ihren ganzen Aufzug; aber mehr als die schlichte Toilette, die so hübsch und passend gewählt war, schmückten Emma die frische Anmuth der Jugend, der Schmelz der Gesundheit und des Seelenfriedens und ein gewisser gemüthlicher Gehalt in ihren Zügen.

„Wohlan, so lassen Sie uns noch ein Glas trinken und dann gehen, Spahlenberg! ich muß in's Freie, um mich zu vergessen,“ sagte Heffter und schickte sich zum Gehen an, und eine Minute später rollte der Wagen über den Kiesweg der Ansahrt auf die Landstraße hinaus. Es war noch hell genug, daß die Bewohner von Hagenbach den Fabrikherrn in einer höchst gewählten eleganten Tracht neben seinem Kutscher in der neuen reichen Livree, und Emma und Spahlenberg auf dem Rücksitze, durch und um die Stadt fahren sehen und seine neue prachtvolle Equipage mit dem edlen Gespann bewundern konnten.

Frau Heffter hatte vom Balkon aus den Phaeton abfahren sehen und zugleich bemerkt, daß die jungen Herren jetzt das Comptoir verließen, denn es war Feierabend. Ihre besorgte Frage, ob Herr Beuttinger noch da sey, ward beantwortet, und so ging sie zu diesem hinunter, denn ihr Gemüth erbebte unter einer überwältigenden Unruhe.

Der graukköpfige Alte in seiner etwas altväterischen Tracht erschrak beinahe, als er seine Prinzipalin eintreten sah. Er war eben im Begriff, sich die grauen Schreibärmel abzustreifen, die er gewöhnlich über seinem Geschäftsrocke trug, und rückte an den steifen hohen Halskragen, — eine Bewegung, die bei ihm immer einige Verlegenheit bekundete. Sein Gesicht war bleich und ernst und in seinen dunklen Auge zitterte eine verräthersche Thräne.

„Herr Beuttinger, was muß ich hören? Sie wollen gehen?“

„Ja, meine liebe Frau Heffter! es ist endlich zum Bruche gekommen. Zu Johannis trete ich aus. Es ist kein Auskommen mehr zwischen uns beiden. Sie wissen ja: Zween harte Stein' malen selten fein; und so ist es besser, wir gehen auseinander. Bin nun 67 Jahr alt, darf mir endlich einmal Ruhe für meine alten Knochen gönnen.“

Digitized by Google

„Mein lieber alter Freund, Sie weichen mir aus," sprach Frau Hefftter bittend. „Was hat es gegeben? ist Ihre Kündigung unwiderruflich? Ich bitte, sagen Sie mir Alles, denn Sie sehen mich in einer namenlosen Angst. Sie kennen ja Hefftter seit dreißig Jahren und wußten sich sonst immer in ihn zu schicken. Warum denn gerade so plötzlich der Bruch?"

„Menschen sind Menschen, beste Frau Hefftter, und ein Wort bringt das andere herfür. Es hat ja schon lange gedroht, daß wir so auseinander kämen, der Prinzipal und ich, und der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht. Jetzt ist er zerbrochen und in so viele Scherben, daß von keinem Kitten mehr die Rede sein kann."

„Ah, ich verstehe! dießmal hat Hefftter Ihnen in seiner rauhen Weise gewiß sehr wehe gethan, nicht wahr?"

Der kleine Greis schüttelte wehmüthig das graue Haupt. „Worte sind keine Kanonenkugeln, liebe Frau Hefftter! ich habe schon manches bittere Wort verschlucken gelernt und bin nicht daran gestorben. Was uns scheidet, den Herrn Prinzipal und mich, das sind die Ansichten, und ich bin zu alt, um die meinigen zu ändern, und zu eigensinnig, um mich noch in diejenigen zu schicken, die ich nicht verstehe. Glauben Sie mir, es ist besser so."

„Sagen Sie mir deutlicher, was es gegeben hat, Beuttinger; ich bitte Sie inständig," sagte Frau Hefftter ängstlich; „Sie sehen mich in einer unbeschreiblichen Besorgniß, die nur Sie von mir nehmen können, denn Hefftter wird mir die Wahrheit nicht sagen."

„Stille, stille, liebe Frau, das will ich nicht gehört haben," erwiderte Beuttinger. „Ich darf Ihnen nichts sagen, denn zwischen Mann und Frau soll kein Fremder treten, und Sie könnten ja doch nichts dazu thun. Lassen Sie mich schweigen, und glauben Sie mir, daß Sie nichts beste weniger an dem alten Beuttinger immer einen treuen Freund behalten werden — Sie und die Kinder!"

„Ich glaube Ihnen, lieber Freund, und dennoch zerreißen Sie mir das Herz, wenn Sie schweigen. Geben Sie mir lieber Gewißheit als diese unbestimmte peinliche Furcht! Sagen Sie mir alles!"

„Nun und nimmer mehr, liebste Frau Hefftter; ich kann und darf nicht. Ich bin zu alt um meinen Grundsätzen noch etwas zu vergeben und mein Grundsatz war stets: treu und verschwiegen zu seyn. Sie verstünden auch vielleicht nicht was mich bestimmte. . ."

„Dann schreiben Sie es an Gustav, — der wird Sie verstehen!"

„Mit nichten, Madame! Vater und Sohn sind leider schon allzu weit auo einander; ein Bube, welcher den Riß noch weiter machte!" sagte der alte Kommis kopfschüttelnd. „Aber Eine Thatsache mag Ihnen alles sagen: ich habe Herrn Hefftter das Anliegen gestellt, für die zwanzigtausend Thaler, welche ich von meinen Ersparnissen im Geschäft habe, mir eine Hypothek bestellen zu lassen, und dieß hat zu Erörterungen geführt, welche mich zur Kündigung veranlaßten."

Frau Hefftter war bleich geworden. „Ich verstehe nun Alles; wir stehen also schlecht und Sie glaubten Ihr Geld gefährdet oder verloren?" fragte sie tonlos.

„Nicht so ganz, es war mir mehr darum zu thun, daß ich den Prinzipal warne, einschüchtere, obschon ich nicht leugnen kann, daß ich gerade jetzt und für die Zukunft mehr als jemals wünschen möchte, über einen Theil meiner Ersparnisse verfügen zu können. Es stehen und vielleicht Zeiten bevor, wo ich mit meinem Geld viel Gutes wirken könnte. Aber nun hab' ich Ihnen vollends die Ruhe geraubt, wie ich sehe, und Sie werden mir zürnen. Allein Sie haben es ja nicht anders gewollt!"

Frau Hefftter war mit gefalteten Händen in einen Stuhl niedergesunken und drückte beide Hände an's Herz. „Sie haben mir nicht wehe, Sie haben mir wohl gethan, lieber Herr," entgegnete sie mit wehmüthigem Kopfschütteln aber gefaßt. „Ich ahnte längst, daß es so mit uns stehen müsse. Manuels eigenes Wesen verrieth mir's und Gustav's Flucht aus dem Vaterhause ließ mich klar einsehen, was zwischen Vater und Sohn getreten war. Sie glauben also wirklich, daß uns die Katastrophe bevorstehe?"

Beuttinger schüttelte den Kopf. „Ich sehe selber nicht klar, beste Madame; der Herr verbirgt mir seine wahre Lage, aber eben dieß macht mich stutzig. Wo brauchte er denn vor mir etwas zu verheimlichen, wenn er . . . . Doch genug hievon, liebe Frau Hefftter: seyn Sie großmüthig und lassen Sie mich davon abbrechen; je mehr ich schwatze, desto mehr verrathe ich, was nicht mein Geheimniß ist. Gott schüb' uns alle; Er wird Sie gewiß nicht verlassen, und am Ende ist ja Geld allein nicht das ganze Erdenglück! Gute Nacht, Frau Prinzipal!" Er nahm hastig Hut und Stock, machte einen altväterlichen Diener und eilte fort, so gut es ihm seine alten dünnen Beinchen erlauben.

3.

Mittlerweile waren in dem kleinen Gastsaal der frohen Aussicht noch verschiedene Herren aus der Stadt angekommen, und einige davon hatten mit Unbehagen einen Fremden an dem runden Tischchen bemerkt, wo sie seit zehn Jahren beinahe jeden Sonnabend ihren Tarok spielten. Der Fremde hatte ihre Blicke verstanden und mit einer bedeutsamen Verbeugung ihnen den Platz geräumt und sich dicht an das Fenster gesetzt, so daß er ihnen den Rücken kehrte. Die Herren hatten auch kaum ihre Pfeifen und Cigarren angebrannt und die Karten gegeben, so begann während ihres Spiels eine lebhafte Unterhaltung unter sich und mit den Spielern am andern Tisch.

„De, Bürenstein, haben Sie den neuen Wagen und das neue Gespann Hefftters schon gesehen?" fragte ein dicker Herr mit grauem Kopf und rothem Gesicht, das von den hohen Vatermördern und der weißen Halsbinde um so lebhafter abstach, mit einer lauten Baßstimme einen der Spieler am nächsten Tische.

„Nein, Herr Stadtverordneter, habe noch nicht die Ehre gehabt; was ist's denn mit der Equipage?"

„Ah famos, Herr Postmeister! solch ein Wagen! na, eine Meisterarbeit! Und die Pferde, Herr Postmeister! mein' Seel', man könnte sie nicht schöner malen! das ist ein Gespann, das seine hundert Louisd'or unter Brüdern Werth ist. Ah, alle Wetter, Sie sollten sehen, Bürenstein, wie sich die Pferde tragen — reines Vollblut! auf Parole!"

Eine Pause entstand; die Nachricht wollte nicht recht zünden oder man wagte vor dem Fremden nicht zu reden. „Wo sahst Du denn die neue Equipage, Schwager Stahl?" fragte ein altes Männchen vom Nebentische den Stadtverordneten.

„Sah ihn auf der Chaussee hereinfahren und die Equipage stand noch angespannt vor Hefftters Hause, als wir vorübergingen," erwiderte der Stadtverordnete. „Herr Spahlenberg war bei ihm im Wagen, und Hefftter dankte kaum meinem Gruße, so dicke machte er sich mit dem neuen Wagen."

„Vielleicht war es Spahlenbergs Wagen, der ist ja solch ein Liebhaber von Pferdefleisch," erwiderte der Postmeister und strich sich den Schnurrbart, während er in die Karten blickte. „Ein lediger Mann wie Spahlenberg kann solch einem kostspieligen Vergnügen eher nachhängen."

„Nein, Spahlenberg's Schimmel sind mir heute draußen bei der Schneidemühle begegnet und führten neue Möbeln," sagte der Kaufmann Bürenstein. „Ja, diese Fabrikanten! die können den Rappen laufen lassen! — Trumpf, meine Herren, und Mariage!"

„Gilt noch, Gevatter; ich schmiere Dir die Zehn zu, damit das Spiel ausgeht," sagte ein andrer Herr. „Da klagen sie über schlechte Zeiten und Baumwollenkrise, und haben doch Geld für alle

Digitized by Google

möglichen Vergnügungen. Da sagt' mir heute der Forstmeister von Lehbach, daß Spahlenberg die Jagd in dem Revier Hochbühl um hundert und zwanzig Thaler gepachtet habe! Ich bitte Sie, meine Herren! eine solche Summe für ein bloßes Gehege!"

„Dafür thut es dieser Spahlenberg auch allen unseren adeligen Herren zuvor! die Offiziere vom Jägerbataillon nennen ihn nur den ‚Korfettenlerch'!"

„Trinken aber doch seinen Champagner und Rheinwein und rauchen seine Cigarren," setzte der Postmeister halblaut hinzu und sah sich scheu um. „Zu meiner Zeit hätte das kein Offizier gethan, aber seit dem verwünschten Jahr ‚48'! . . . .

„Jemn, Spahlenberg ist ein seiner Kopf und geriebener Bursche; Lord hin, Lord her, in guten Zeiten macht er mit seinen Korsetten ein fabelhaftes Geschäft und hat sich schon 'was verdient," meinte Bürenstein. „Er wird den Hefftter noch überflügeln."

„Oder mit ihm zum Geier fahren!" sagte Stahl mit seiner Stentorstimme. „Ich traue keinem von beiden; kein solides Geschäft, keine reelle Waare, kein rechter Umsatz, immer auf Vorrath gearbeitet, und wenn dann ein einziges Mal der Markt fehlt und die Gelder ausbleiben, dann adieu Parthie!"

„Beschränkter Bierbrauer-Standpunkt!" murmelte Bürenstein geringschätzig gegen seine Mitspieler. „Hefftter hat es sich sauer werden lassen; jetzt aber kann er sich auch etwas erlauben. So leicht wie Stahl, der sich am gefährten Wasser bereicherte, hat Hefftter jedenfalls sein Geld nicht verdient."

Das Gespräch schwirrte hin und her, und drehte sich meistens nur um die beiden Fabrikherren, deren Verhältnisse mit einer schonungslosen Offenheit besprochen wurden. Offenbar waren nur wenige von den Anwesenden näher mit den beiden Männern befreundet, denn auf jedes Körnchen Lob fiel eine Lawine Tadel oder Schmähung, und niemand trat für die Abwesenden ein, wenn auch der Kaufmann Bürenstein hie und da sich das Ansehen gab, als ob er sich zum Vertheidiger Hefftters berufen fühle.

Den fremden Herrn, welcher auf den Assessor Gehring wartete, schien das Gespräch nicht zu interessiren, obschon ihm kein Wort davon entgehen konnte. Er hatte sich so gesetzt, daß er den Spielenden den Rücken wandte und durch das Eckfenster in die Landschaft hinausblickte, nach den Bergen und Wäldern, über denen in wunderbarer Farbenpracht der Sonnenuntergang verglühte, von welchem er kein Auge ließ. So rauchte er seine Cigarre und schlürfte sein Bier, als ob ihn die ganze Unterhaltung gar nicht berühre. Aber wer ihn genauer beobachtet hätte, dem wäre nicht entgangen, daß der Fremde mit einer beinahe peinlichen Aufmerksamkeit aufhorchte, so oft von Herrn Hefftter und dessen Verhältnissen die Rede war.

Diese indiskrete Unterhaltung über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zweier Abwesenden hatte schon eine geraume Zeit gedauert und die dicke Wirthin schon die Erdöllampen über den Tischen der beiden Spielerparthieen und draußen auf der Verandah angezündet, als ein kleiner, etwas beleibter Mann in Hemdärmeln, den Rock am Arme, den breitkrämpigen Strohhut auf dem Stocke, hastig und pustend in's Zimmer trat.

„Schön'n gut'n Abend allerseits! Empfehl' mich bestens, meine Herrschaften! — Diener! Diener!" hub er mit schnarrender Stimme an und verbeugte sich gegen die beiden Spieltische. — „Puh, diese Hitze im Mai! was soll das erst im Juli werden! Noch 22 Grad Wärme nach Sonnenuntergang! Ulf, man vergeht schier, und noch dazu so laufen müssen! — Frau Tiemand, Frau Tiemand! Eine Brehel und ein Glas Mörsburger, nur einen h a l b e n Schoppen, Frau Tiemand! aber flink, flink! muß gleich wieder fort!"

„Warum denn so eilig, Herr Physikus? was gibt's denn?" fragten die Spieler und schauten das Männchen an, das pustend an einem Tische lehnte und sich mit seinem rothen baumwollenen Taschentuche Kühlung zufächelte. Der zahnlose Mund, die stark geröthete Nase, der leichte Kupferbeschlag des Gesichts und die dünnen Haare gaben ihm einige Aehnlichkeit mit dem Gesichte des Londoner „Punch," wie er sich gewöhnlich selbst in den Spalten seines Blattes abbilden läßt, und die herunterhängenden Aermel, die eigenthümlichen ruckweisen Bewegungen der Arme, die eiligen der Beine, die gleichsam im Knie keine Gelenke hatten und in einem Paar enger gelber Raukinghosen mit Sprungriemen steckten, gaben der Erscheinung des Männchens etwas Komisches. „Wollen Sie sich nicht zu uns setzen, Herr Doktor?" fragte der Postmeister.

„Danke, meine Herren! Danke! bin in voller Eile! Unglücksfall! Dringende Hülfe nothwendig!" sprudelte das Männchen hervor und puschte von Neuem.

„Ein Unglücksfall? wo denn?" riefen die Spieler durcheinander.

„Drunten, Schneidemühle! Der junge Wörner! Stämme abgeladen, Stamm auf den Fuß gefallen, Beinbruch mit großer Quetschung! Patient schreit jämmerlich! Erpressen hereingeschickt und mich holen lassen! Dummer Teufel von Knecht, daß er nicht den Brannen einspannte und mich auf dem Wagen holte. Schöne Aufgabe, bei solcher Hitze über den Berg rennen zu müssen! Bin noch ganz athemlos!" — Ah, schön'n Dank, Frau Tiemand! Ja, ja, das muß wahr seyn, einen vortrefflichen Keller haben Sie! Sehen Sie 'mal, das Glas beschlägt sich ganz, so kalt ist der Wein! — Ihr gutes Wohlseyn, meine Herrschaften allerseits!" und das Männchen drehte sich mit einer etwas steifen Verbeugung in der Runde und schwang sein volles Glas, bevor er trank. „Ah, das wundet! das labt! Das stärkt! Nichts über solch ein Gläschen alten Weins!" setzte er hinzu und schnalzte mit den Lippen, wobei seine Augen funkelten wie zwei glühende Kohlen, die man frisch angeblasen. „Na, nun kann es losgehen!"

„Nun, Doktörchen, sonst nichts neues? nicht vorgefallen?" fragte Bürenstein. „Blos des Weins wegen sind Sie doch nicht hereingekommen, den hätten Sie auf der Schneidemühle ja ebenfalls erhalten! Sie haben noch etwas auf dem Herzen, ich sehe es Ihnen an!"

„Errathen, errathen, Herr Bürenstein! Immer spaßig, immer ein Schalk, Herr Bürenstein, immer! Was für ein Schwerenöther müssen Sie erst gewesen seyn, als Sie noch jung waren!"

„Na, Physikuschen, was gibt's denn? Trücken Sie los!" rief der quiescirte Bierbrauer und aktive Stadtverordnete vom andern Tische barsch herüber. „Was wissen Sie denn Neues?"

„Hm, unter uns gesagt, etwas sehr Interessantes, sehr," sagte der alte Wundarzt. „Leidet zwar nicht, daß man davon schnaube, verstehen Sie! Indessen wir sind ja unter uns und es betrifft einen alten lieben Bekannten von uns Allen, den guten alten Beuttinger!"

„Wie? was? doch kein Schlagfluß?" rief der Postmeister.

„Nein, da wäre ich zur Stelle gewesen um mit einem Aderlaß abzuleiten!" rief der Wundarzt und zeigte mit einer sehr würdevollen Handbewegung auf seinen verschwitzten Jabot. „Wissen Sie, meine Herren, pressendo medico, sagt der Lateiner. Indessen wenn jemanden ein Schlagfluß hätte treffen sollen, so wäre es eher meine Wenigkeit gewesen, als ich diese unerwartete Neuigkeit hörte."

„Na, welche denn? Sappermenter, halten Sie doch nicht so hinter dem Berge!" riefen die Herren durcheinander. „Was ist denn mit Beuttinger?"

„Gegankt hat er sich mit seinem Prinzipal . . ."

„Bah, das that er ja jeden Tag!" rief Stahl; „sie haben den dreißigjährigen Krieg mit einander geführt und schließen noch nicht den Hubertsburger Frieden!"

„So, so? den Hubertsburger?" rief der Postmeister lachend.

Digitized by Google

„Das müssen Sie ihm nachsehen, Bester," flüsterte der Konrektor Spohn; „Herr Stahl weiß wohl mehr vom westfälischen Schinken als vom westfälischen Frieden!"

„Angegeben, zugegeben!" schnarrte der Physikus; „das Streiten und Zanken hat so quasimaug zu dem täglichen Brod der beiden gehört — Bewegung der Galle anstatt der Beine — aber dießmal ist es Ernst geworden, und Beuttinger hat gekündigt . . ."

„Was denn? seine Stelle oder sein Kapital?" rief Büreustein.

„Beides, beides — zuverlässig! Ich hab' es aus seinem eigenen Munde! Du lieber Himmel, das alte Kerlchen dauerte mich! Ich dachte, er könnt' es nicht überleben!"

„Ist er denn krank?"

„Na, was denn? sagt' ich es denn nicht, meine Herrschaften? — Nicht? Ei dann verzeihen Sie, aber die Sache geht meiner Treu mir selber verzweifelt nahe, und mein Fall, mein Fall auf der Schneidemühle!" schnarrte der kleine Klaiber, und wollte auf und davon; aber die Spieler ließen ihn nicht los. — „Erzählen, erzählen!" hieß es. — „Na sehen Sie, meine Herrschaften!" sagte der Wundarzt; „da sitze ich vor einer guten halben Stunde in meinem Operationszimmer, rauche mein Pfeifchen und lese im Wochenblättchen eine rührende Geschichte von dem Prinzen Eugen, da stürzt die alte Hamprechten herein, bei weicher der alte Beuttinger schon seit Jahren wohnt, und schreit wie verrückt: der alte Herr sey in ihrer Stube umgefallen und liege mausetodt! Ein Schlaganfall! — Ich denke mich fell der Affe lausen! Das spindeldürre alte Männchen und ein Schlagfluß! ‚Nein, liebe Hamprechten,' sagt' ich; ‚Sie irrt; plethorisch war der all seine Lebtage nicht, obschon genmüthig genug. Aber ich komme, ich komme!' — Ich nehme meinen Instrumentensack und im Hui sind wir drüben. Da liegt er wirklich auf der Hambrechten ihrem alten Kanapee und rührt sich nicht; die alte Zollrevisorn, die oben wohnt, steht dabei und heult wie eine . . . . wie ein Schloßhund, mit Respekt zu vermelden. Ich, nicht faul, öffne die Halsbinde, lockere die Hosenträger, fühle nach dem Puls . . . . ‚Bah!' sag' ich; ‚Unsinn!' sag' ich; ‚da ist weit und breit kein Schlagfluß, sondern nur ein Syncopus acutus, eine tiefe Ohnmacht, wahrscheinlich von wegen ungewöhnter starker Gemüthsaffektation!' Ich nehme mein Hirschhornsalz und halt' es ihm fest unter die Nase, und siehe da! nach ein paar Sekunden pustet er ans schlägt die Augen auf, erkennt uns, und wir bestürmen ihn nun mit Fragen, und nachdem ich ihm Hoffmann'sche Tropfen gereicht, wird ihm so weit besser, daß er zugesteht, er habe sich übermäßig alterirt und mit Herrn Hessler überworfen, sey ausgetreten und habe alle Verbindungen mit dem Herrn Prinzipal abgebrochen, und werde nun entweder eine andre Stelle suchen oder sich zur Ruhe setzen. ‚Aha,' sagt' ich; ‚hatt' ich nicht Recht? Also so läuft der Hase?' hole ihm gebrannte Bittererde mit Magnesium ustum und gebe es ihm im Wasser, und war gerade auf dem besten Wege, von meinem Patienten mehr zu erfahren, als mich der Knecht vom Sägemüller zu holen kommt und die Dringlichkeit des Falls mich abruft! Ich schicke den Knecht nach Hause, damit ihm meine Alte Verbandzeug, Pappen und Schindeln gebe und renne heraus, aber drunten am Galgeneck, wie ich über die Landstraße will, braust ein Fuhrwerk hinter mir her wie das muthige Heer, und ohne meine bekannte Geistesgegenwart und Aetilität hätte man mich beinahe überfahren, und — rathen Sie 'mal, meine Herrschaften, wer?"

„Jenun, Herr Hessler in seiner neuen Equipage mit den Dragoner-Rappen," sagte Stahl.

„Errathen, errathen! Sie! Aber nun, meine Herrschaften! nun lassen Sie mich! jetzt muß ich fort!" rief Klaiber.

Niemand hielt ihn, aber die Nachricht, die er gebracht, hatte doch einiges Aufsehen erregt und führte zu mancherlei Deutungen, die für den Fabrikherrn wenig günstig waren.

„Ich will niemand zu nahe treten und vermesse mich auch nicht, etwas von solchen Dingen zu verstehen," sagte der Kanter Pfeyler sehr wohlgemeint und weislich; „aber dieser Austritt des alten Beuttinger ist doch sehr auffallende, sehr. Ein Mann, der seit einem Menschenalter in jenem Geschäfte wirkte, ja der das lebendige Lagerbuch, Inventarium und Annale desselbigen war, das will mich sehr bedenksam bedünken, und erinnert mich an den Spruch von dem Schiffe, welches die Ratten verlassen."

„Wenigstens weiß man, daß Herr Beuttinger gewissermaßen die gute selige Geschäftsführung der alten Zeit repräsentirte, wie er denn in Allem sehr konservativ war," sagte der Konrektor ebenso salbungsvoll.

Aber der Stadtvorordnete Stahl rief vom andern Tische herüber: „Der alte Beuttinger konservativ? Mit Verlaub, Herr Konrektor, aber da sind Sie etwas schief gewickelt: Beuttinger ist ein Demagoge durch und durch, ein Rother, der sich eigens nur deßhalb die Neue Frankfurter Zeitung hält weil er, der ‚Bürgergesellschaft' umsonst überläßt mit der Bedingung, daß sie aufgelegt werde; der aus der ‚Erholung' ausgetreten ist, weil die Offiziere sich ein eigenes Zimmer ausgebeten und die meisten Zeitungen mit hinüber genommen haben, und der noch jüngst bei der Bürgermeisterwahl in der offenen ‚Bürgergesellschaft' Reden für den Advokat Föhrich gehalten und Umtriebe gegen den alten Stadtschreiber Wagenseil gemacht hat. Und den nennen Sie konservativ? Na, ich bitt' gar schön, wenn das konservativ ist!"

„Hm, das wär' just das Schlimmste nicht, was Beuttinger gethan hat, der seiner Lebtage ein braver Kerl bei all seinen Wunderlichkeiten war," brummte Büreustein vor sich hin. „Aber wenn der Amtsbader wirklich wahr gesprochen und Beuttinger seine Entlassung genommen hat, dann muß allerdings irgend etwas dahinter stecken, was ich nicht ermitteln will; allein meine Rechnung will ich doch morgen eingeben, denn Vorsicht ist besser als Nachsehen," setzte er noch leiser hinzu und legte ein Endchen Fidibus als Merkzeichen in seine Schnupftabaksdose.

„Ich denke mir," fuhr der Konrektor wichtigthuend fort, ohne den Einwurf des Ex-Bierbrauers zu berücksichtigen, „wenn solch ein Mann den Dienst verläßt, welchem er nahezu die beste Zeit seines ganzen Lebens gewidmet hat und das sozusagen ein Baum ist, den er mit gepflanzt und gezüchtet hat, unter dessen Schatten er einst zu ruhen, von dessen Früchten er zu genießen hoffte, — dann muß er einen sehr ernsten Beweggrund dazu gehabt haben." Ein Schluß, welchen die anderen Herren mit feierlichem Zunicken bestätigten.

In diesem Augenblick rollte ein Wagen vor dem Hause an und Frau Diemand, die an'd Fenster geeilt war, rief: „Jesus Maria, da kommen der Herr Hessler selbst mit einer von den Fräulein Mamsellen!" Und eine Lampe vom Tische nehmend, watschelte sie hinaus an die Treppe und leuchtete in der nächsten Minute Fräulein Emma und Herrn Hessler herein, bei dessen Anblick sich die acht Spieler insgemein von ihren Stühlen erhoben und sehr artig grüßten.

„Bitte, meine Herren, derangiren Sie sich nicht! bitte, bitte sehr!" sagte der Fabrikherr mit einer gewissen herablassenden Leutseligkeit und bedeutete seine Tochter sich an einen Tisch dicht neben dem einsamen Fremden niederzulassen, während er jedem der Spieler ein freundliches Wort sagte und zugleich der Wirthin Befehl gab, ihm eine Flasche Weißwein nebst Zucker und Selterser Wasser auf den Tisch zu stellen.

Der fremde Herr betrachtete sich mit einer erklärlichen Neugier den Mann, von dem er seit mehr als einer Stunde schon so viel gehört hatte, und sah einen starken Fünfziger vor sich, dessen grauer

Digitized by Google

Bart und Haar und elegante modische Kleidung darauf hindeuteten, daß der Herr etwas auf sein Aeußeres hielt. Das Gesicht war klug und nicht unangenehm, die Augen lebhaft und voll Intelligenz, hatten aber etwas Unstätes, und um den Mund lagerte sich eine Falte, die auf Eigenwillen und Stolz deutete, obschon sein gewandtes Benehmen eine gewisse herablassende Gutmüthigkeit und Leutseligkeit zur Schau trug. Auch dem Fremden fiel sein Antheil von dem urbanen Gruß des Fabriktherrn zu, als Hefftter an dem Tische neben ihm Platz nahm.

„Ist der Herr Forstrath noch nicht dagewesen, Frau Tiemand?“ fragte der Fabrikherr, und wandte sich auf deren Verneinung dann erst zu seiner Tochter, um dieser ein Glas vollzugießen, worauf der Postmeister die Rede auf Herrn Hefftters neue Equipage und Pferde brachte, an's Fenster trat, um diese zu mustern, und dem reichen Manne einige schmeichelhafte Worte darüber sagte, welche Hefftter mit einer gewissen Ueberlegenheit gnädigst annahm, worauf auch die übrigen Herrn sich gewissermaßen zum Handkuß bei dem ersten Manne von Hagenbach drängten.

Der Fremde hatte sich mit einer gewissen geringschätzigen Entrüstung von den Spießbürgern abgewandt, denn es widerte ihn an, zu sehen, wie diese Menschen jetzt insgesammt vor dem Manne scherwenzelten, über den sie noch vor wenigen Minuten sich indiskret und zum Theil gehässig geäußert hatten. Da fiel sein Blick auf Emma und schien in ihr einen Gegenstand zu finden, der seiner Beachtung würdiger war, als diese Alltagsmenschen. Das hübsche edle Profil, die bescheidene Haltung dieses Mädchens zogen ihn an, und er bemerkte mit Vergnügen, daß auch um ihre Lippen ein leicht ironisches Lächeln spielte, als ob sie mit verdienter Geringschätzung und vollem Verständnisse des Werthes auf diese faden Speichelleckereien in allen Tonarten herabsehe. Da kamen einige der jungen Damen von der Veranda herein, welche jetzt erst die Anwesenheit des Herrn Hefftter und seiner Tochter zu bemerken schienen, und begrüßten Fräulein Emma mit einem großen Aufwand von beiserter Herzlichkeit; Fräulein Hefftter erwiderte diese Grüße, Einladungen und Erkundigungen so freundlich und maßvoll, mit einem solch anmuthigen herzgewinnenden Lächeln, einem solch holden Blick ihrer lebhaften doch sinnigen braunen Augen, daß es dem Fremden wirklich leid that, als Herr Hefftter und seine Tochter den Einladungen der Gesellschaft auf der Verandah folgten und sich hinaussetzten.

Allein wenn dieser ferne Beobachter auch vorerst den Genuß verlor, auf die einfachen naiven Worte und den sympathischen Klang der Stimme Emma's zu lauschen, so ward ihm doch ein andrer Vortheil zu Theil. Wir können ein Gesicht, das wir in nachdenklicher Ruhe und Einsamkeit sehen, wohl genau studiren und einen annuthenden Eindruck davon gewinnen, aber dieser wird immer nur ein einseitiger seyn, welcher den Physiognomiker nicht ganz befriedigt und aufklärt. Um über die geistige und gemüthliche Bedeutsamkeit einer Person klar zu werden, müssen wir sie in der Bewegung, im lebendigen Austausch mit Anderen sehen, wie sie aufnimmt und ausgibt, wie sich dieser oder jener Affekt in ihren Zügen widerspiegelt, als Abglanz innerer, vielleicht minder wesentlicher aber darum dem charakteristischer geistiger Vorgänge. Und zu einer solchen Beobachtung war dem Fremden nun volle Gelegenheit gegeben, denn Fräulein Emma hatte dort draußen unter der Verandah gerade an einem Tisch Platz genommen, wo der volle Strahl der Lampe auf ihr Gesicht fiel und sie in ihrer ganzen Anmuth für den fremden Beschauer sichtbar blieb.

Emma mochte nicht entfernt ahnen, daß sie der Gegenstand einer solch angelegentlichen Beobachtung war, und dennoch lenkte irgend ein instinktmäßiges Gefühl ihr Köpfchen etwas zur Rechten, als sie nach einer halben Stunde mit ihrem Vater die Verandah verließ, und sich zum Gehen anschickte, und ihr Auge streifte jetzt ebenfalls auch den einsamen Fremden bei der Verbeugung, welche sie im Vorübergehen den Gästen im kleinen Saale zuwarf. Der fremde Herr war aufgestanden und hatte lächelnd und beifert diese graziöse Verbeugung erwidert; als die liebliche Erscheinung durch die Thür verschwunden war, drehte er sich um und wollte gleich den Spielern aus dem Fenster blicken, um sie wegfahren zu sehen, da stieß sein Fuß an einen kleinen Gegenstand, der hinwegrollte. Ein flüchtiger Blick zeigte ihm etwas Glänzendes; er bückte sich darnach und hob es auf — ein hübsches goldnes Medaillon an einem zerrissenen Gummischnürchen. Das hat sicher Fräulein Hefftter verloren! war sein erster Gedanke; er hielt es gegen das Licht und siehe da! auf dem glatten goldenen Schildchen inmitten der zart gravirten Fläche waren die gothischen Buchstaben E. H. eingegraben. Rasch wandte er sich zur Thüre, um das Medaillon der Besitzerin zu behändigen. Auf der Treppe kam ihm ein Herr entgegen, dessen Gesicht er in der Dämmerung nicht unterscheiden konnte; aber er hielt ihn für Herrn Hefftter. „Vermissen Sie etwas, mein Herr? haben Sie etwas verloren?“ fragte der Fremde emsig. Aber das ganz fremde dürftige Gesicht eines weit jüngeren Mannes, als der Fabrikant war, blickte zu ihm auf.

„Ich, mein Herr? mit nichten, ich vermisse nichts, aber Sie meinen vielleicht . . . .“

„Verzeihung, mein Herr, ich habe mich geirrt!“ stammelte der Finder und sprang vorüber. Er kam eben noch recht, als der Hausknecht den Schlag schloß, und der Kutscher die Zügel aufnahm. „Halt, Kutscher! — Verzeihung, mein Fräulein! haben Sie nichts verloren? Dieses Medaillon . . . .“

Emma griff an ihren Gürtel und erschrack, aber nur einen Moment; dann trat ihr das Blut wieder reichlicher in die Wangen und mit einem unbeschreiblich holden Lächeln erwiderte sie: „Ach ja, mein Medaillon! . . . Ich danke Ihnen tausendmal; es ist mir so werth!“ und in ihrer Freude und Dankbarkeit reichte sie dem redlichen Finder wirklich die Hand, welche der Fremde schüchtern aber sühlbar drückte, wobei beider Augen sich begegneten.

„Sehr verbunden, mein Herr!“ sagte nun auch Herr Hefftter und wandte sich von seinem Sitze neben dem Kutscher um. „Das ist sehr freundlich von Ihnen.“

Der Fremde verneigte sich und trat zurück auf die Stufen der Hausthüre, die Pferde zogen an, und der Phaeton rollte rasch von dannen, und verschwand bald um die Krümmung der Straße.

Ein stilles Lächeln auf den Lippen, war der Fremde gedankenvoll wieder in den Saal hinaufgegangen, als ihm bei seinem Eintreten der Bürgermeister Föhrich mit dem bärtigen Herrn entgegentrat und letzterem sagte: „Dieß, Herr Assessor, ist der Herr, welcher Sie hier aufgesucht hat!“

„Ich freue mich sehr Ihre Bekanntschaft zu machen, Herr Assessor Gehring! mein Name ist Emil Dauels, ein Freund von Gustav Hefftter, der Sie herzlich grüßen läßt, und mich durch dieses Schreiben bei ihnen einführt.“

„Ah, und Sie sind mit . . mit dem Fabrikherrn herausgekommen, welcher so eben wegfährt?“ fragte der Assessor und heftete seine grauen intelligenten Augen forschend auf Herrn Dauels.

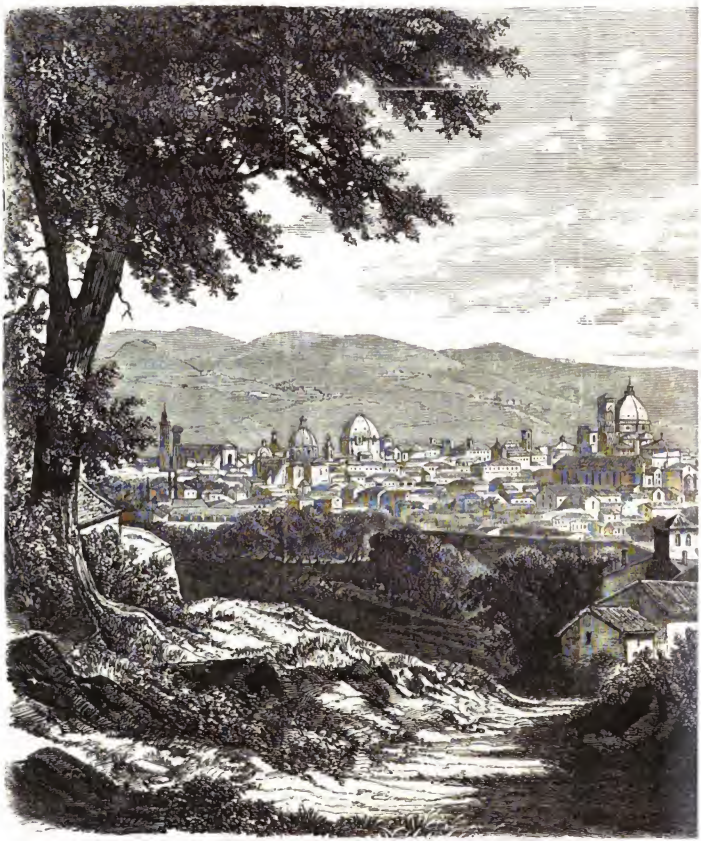
„Nicht doch, mein Herr; ich kam allein und habe vorgezogen, der Familie unsres Freundes vorerst fremd zu bleiben! Die Gründe davon finden Sie ohne Zweifel in diesem Briefe.“

Der Assessor setzte sich an das Tischchen, wo zuvor Emma mit ihrem Vater gesessen hatte, und erbrach dann nach einer entschuldigenden Geberde gegen Dauels den Brief. Dauels betrachtete sich einstweilen den Assessor aufmerksam; dieser war ein hochgewachsener

Digitized by Google

ſtattlicher Mann mit einem nicht gerade ſchönen aber intelligenten Geſicht und ſtrohblondem Haar und Vollbart. Die feſten Linien um Mundwinkel und Naſenflügel verriethen Energie des Charakters, gedämpft durch jene maßvolle Selbſtbeherrſchung, welche man an den Jüngern der Themis ſo häufig beobachtet. Seine großen grauen Augen hafteten mit ernſter Aufmerkſamkeit auf dem glatten engbeſchriebenen Blatt Velinpapier, das er durchlas, und das von beſonderer Gewichtigkeit ſein mußte, denn er hatte den Brief kaum zu Ende geleſen, ſo begann er mehre Stellen deſſelben mit vermehrter Aufmerkſamkeit nochmals zu überleſen.

„Seyn Sie mir willkommen, Herr Daucis, und vergeben Sie mir, daß ich Sie ſo lange warten ließ!“ hub der Aſſeſſor an. „Aber der ſchöne Abend verlockte mich, meinen Spaziergang in unſern Bergwäldern über die gewohnten Grenzen auszudehnen, und darum ſehen Sie mich ſo ſpät hier. Allein wie konnte ich eine ſolche Ueberraſchung ahnen?!“



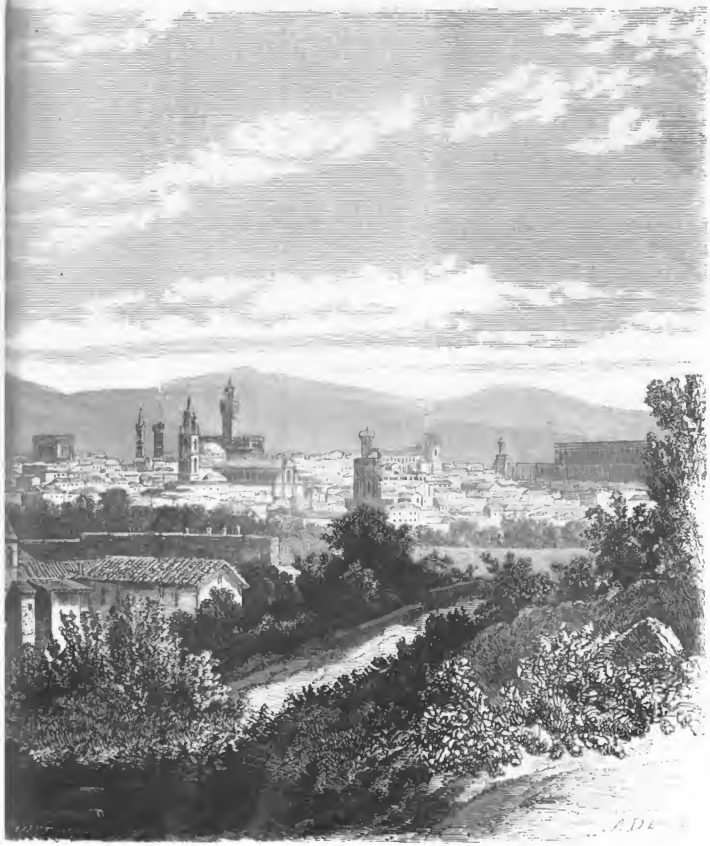
Florenz, die neue Hauptſtadt des .

Digitized by Google

„Ich bitte, keine Entschuldigung, mein Herr! ich kann Sie nur versichern, daß ich meine Zeit inzwischen wohl genützt und manches erfahren habe, was ganz in den Kreis meiner etwas delikaten und nicht unromantischen Missionen einschlägt.“

„Und wie ergeht es Gustav? Der gute Mensch ist so erfüllt von Sorge, daß er über sich selbst gar nichts schreibt. Er ist wahrscheinlich noch im Geschäfte seines Oheims?“

„Nicht doch, dort war er niemals,“ erwiderte Daniels. „Der alte Herr Wagner ist gegen ihn zwar sehr freundlich und verkehrt beinahe täglich mit ihm; aber er mag es für ersprießlicher erachten, daß er und sein Großneffe nicht in Einem Geschäft arbeiten. Gustav ist gesund und rüstig; er hat sich durch seine Brauchbarkeit zu einem Vertrauensposten in einem der angesehensten Handelshäuser von Amsterdam hinaufgearbeitet, und seine Principale erlauben ihm sogar, noch neben seinem Posten eine Agentur für Baumwolle und Indigo zu betreiben, welche sehr gedeiht und schon hübsche Procente



griechs Italien (Text hiezu S. 14.)

Digitized by Google

abwirft. Wäre es nicht die Sorge um seine Mutter und Geschwister, so könnte er sich keine angenehmeren Verhältnisse denken, als diejenigen, welche er sich in Holland aus eigener Kraft geschaffen hat. Aber jene Besorgnisse und vielleicht auch etwas Heimweh nach diesem schönen Lande vergällen ihm seine dortige Stellung einigermaßen."

„Ich glaube, Gustavs Besorgniß wegen der Verhältnisse seines Vaters geht etwas zu weit," versetzte der Assessor. „Wie kommt er überhaupt so plötzlich zu diesen Befürchtungen und zu dem — vergeben Sie meiner Offenheit! — etwas abenteuerlichen Plan?"

„Ein ehemaliger Fabrikaufseher seines Vaters, ein gewisser Eisenbach, hat unsern Gustav vor einigen Wochen besucht und ihm Mittheilungen von solch spezieller Art gemacht, daß Gustav kaum zweifeln konnte, es sei daran wenigstens einiges Wahre."

„Ach ja, Eisenbach schied im Streite von Herrn Hefster," sagte der Assessor; „es ist aber eine gemeine Rache von Seiten dieses Menschen, daß er den Sohn gegen den Vater aufhetzt, zumal er wissen konnte, daß beide schon früher gespannt standen. Gustav hätte diese Nachrichten vorsichtiger aufnehmen sollen, denn offenbar hat Eisenbach übertrieben und seinen Weg nach Amerika ausdrücklich nur darum über Holland genommen, um den alten Hefster anzuschwärzen."

„Gustav ist dieser Ansicht ebenfalls, Herr Assessor, und hat dem verbitterten Manne nur wenig Gehör geschenkt, allein so viel ist ganz zweifellos, daß doch manche Thatsachen, welche er von Eisenbach erfuhr, wahr sein müssen, denn die Briefe seiner Mutter liefern leider zu Vielem eine traurige Bestätigung."

„Hm, dieß mag wohl seyn," erwiderte der Assessor ausweichend; „Hefsters häusliche Verhältnisse mögen in Wirklichkeit vielleicht anders seyn, als sie vor der Welt erscheinen. Allein so viel ist nichts desto weniger gewiß, daß mir von Amtswegen auch noch nicht das mindeste Ungünstige über Hefster's pekuniäre Verhältnisse bekannt ist. Ich sitze im Civilsenat des Gerichts zweiter Instanz, und habe auch noch nicht das geringste vernommen, was zu der Annahme berechtigte, daß Hefsters Credit erschüttert ist, was mich — aus besonderen Gründen, wie Sie wissen — vielleicht interessiren würde!"

„Ich glaube diese Gründe zu kennen, Herr Assessor," entgegnete Daues. „Gustav hat mir mitgetheilt, daß Ihr Herr Vater ehedem der Associé des seinigen war, und in der That, ich entsinne mich noch von meiner Lehrzeit her der Firma Hefster und Gehring sehr gut."

„So ist es; Frau Hefster und meine verstorbene Mutter waren Cousinen; Hefster kam durch meinen Vater hieher und gründete mit dessen Mitteln und Kredit das Geschäft. Leider starb mein Vater schon ziemlich frühe und einige Jahre darauf traf Hefster ein Arrangement mit seinen Gläubigern, um einen Theil seiner Verbindlichkeiten los zu werden, und bei dieser Gelegenheit wurde auch der Antheil meiner Mutter und ihrer Kinder an der Fabrik ausgeschieden, und Hefster übernahm das Geschäft auf eigene Rechnung. Das sind nun 18 Jahre her, denn ich war noch ein Junge von höchstens 15 Jahren. Dadurch ward ich bestimmt, den Kaufmannsstand, dem ich mich widmen wollte, mit der Jurisprudenz zu vertauschen, denn der Wunsch meiner Mutter in dieser Richtung stimmte mit meiner eigenen stillen Neigung überein. Die Ausscheidung unsers Antheils an dem Geschäfte führte auch zum Bruche zwischen den Hefster'schen und uns; nämlich es verlautete damals, Hefster sei nicht redlich gegen meine Familie zu Werke gegangen und habe jene Bedrängnisse nur simulirt, um das Geschäft leichter allein übernehmen und sich der Pflichten gegen die Hinterlassenen seines Geschäftstheilhabers entledigen zu können, und ich entsinne mich noch mit Unlust der vielen hämischen Anspielungen, Klatschereien und Zuträgereien, womit man damals meine gute Mutter gegen Herrn Hefster aufzuregen suchte. Es ist der armen Frau Jahre lang schwer nachgegangen und hat ihr Leben verbittert. Ich ward natürlich ebenfalls gegen Herrn Hefsters Handlungsweise eingenommen; aber bei reiferen Jahren und Einsichten sah ich die Unmöglichkeit ein, geschehene Dinge ungeschehen zu machen, und hörte auf, jenem Manne zu grollen, über dessen Grad von Schuld oder Verdächtigung mir jeglicher thatsächliche Anhaltspunkt fehlte. Gustav aber und seine Mutter haben ich und die Meinigen niemals entgelten lassen, was wir vielleicht seinem Vater hätten zum Vorwurf machen können. Gustav ist mir ein lieber alter Freund, ein Mensch auf dessen Herz und Kopf ich Berge-hoch vertraue.

„Und mit Recht, Herr Gehring, denn Gustav Hefster ist wirklich ein biederer edler Mensch, ein Charakter wie Gold," bestätigt, Daues, welcher den Assessor hatte zu Ende reden lassen. „Er hat mir auch darin einen besonderen Beweis seines Vertrauens gegeben, daß er mir jene Vorgänge erzählte, wie schmerzlich und heikel es auch für den Sohn eines Kaufmanns ist, von solchen Episoden in der Vergangenheit seines Vaters reden zu hören. Er hat mir nicht verhehlt, daß ihm später die Gerüchte zu Ohren gekommen, sein Vater habe unredlich gegen die Hinterlassenen seines Geschäftstheilhabers gehandelt und jene Krise herbeigeführt, theils um der Verpflichtungen gegen die Familie Gehring los zu werden, theils um der Möglichkeit vorzubeugen, daß später etwaige Unredlichkeiten von seiner Seite entdeckt würden, wenn Sie, Herr Gehring, ins Comptoir eingetreten und im Stande gewesen wären, die seitherige Geschäftsführung zu prüfen. Gustav Hefster hält natürlich diese Gerüchte für Verleumdungen, um so mehr als es wirklich Thatsache ist, daß damals die Geschäfte unter einer Handelskrise litten und sein Vater sogar die Hülfe des Onkels in Amsterdam nachsuchen mußte, um nur das Geschäft über Bord zu halten. Gustav ist aber auch überzeugt, daß Sie, Herr Gehring, sich inzwischen ohne Zweifel Mühe gegeben haben werden, durch Prüfung der damaligen Unterhandlungen die Handlungsweise des Herrn Hefster zu untersuchen und sich davon zu vergewissern, daß Gustavs Vater nur loyal gehandelt habe."

„Mit nichten, Herr Daues, ich habe solche Ermittelungen niemals angestellt," sagte der Assessor ruhig, aber mit einem wehmüthigen Kopfschütteln. „Das Arrangement der Firma war ein außergerichtliches, und es existiren daher zu Gerichts-Handen keine Akten mehr darüber. Allein selbst wenn solche vorhanden wären, würde ich wohl schwerlich jemals dieselben prüfen, denn ich kann ja unmöglich Richter in eigener Sache seyn, und gewänne es niemals über mich, wegen vergangener Dinge einen Prozeß zu beginnen, welcher möglicherweise nur die Erben oder Hinterlassenen des Schuldigen treffen könnte. Die Sache ist verjährt und verklungen, sei sie wie sie wolle. Der frühe Tod meines guten Vaters war eben in mehr als Einer Hinsicht ein unberechenbares Unglück für meine Familie, und da der Assoziations-Vertrag zwischen beiden keinerlei Klare und erschöpfende Bestimmungen darüber enthielt, wie es mit der Fortführung des Geschäfts nach dem Tode des einen oder andern Socius der Firma und mit der Betheiligung der Hinterlassenen des Verstorbenen gehalten werden solle, so muß ich dem Anwalt meiner Familie, dem nun verstorbenen Prokurator Leonhardi, zutrauen, daß er sein Möglichstes gethan habe, um die Interessen der Meinigen zu wahren, denn Leonhardi galt durch und durch für einen Ehrenmann." Daues blickte mit einer Art aufrichtiger Bewunderung den Mann an, welcher so gelassen und ruhig über derartige Dinge reden konnte, welche andere Menschen so leicht aufregen. „Ich sehe, Gustav hat mir nicht zu viel über Sie gesagt, mein Herr," entgegnete er; „ich bin der besten Hoffnung, daß es mir mit Ihrer Hülfe gelingen werde, den Plan unseres gemeinsamen Freundes durchzuführen."

Digitized by Google

„Gustav deutet seinen Plan hier nur in allgemeinen Umrissen an und verweist mich wegen des Spezielleren nun an Sie, Herr Tauels," sagte der Assessor. Ohne aber Ihren und Gustavs Absichten vorgreifen zu wollen, verspreche ich um Gustavs willen, den ich achte und liebe, meine Mitwirkung in Allem, was ich thun kann, und was sich mit meinen Ansichten von Recht und Ehre verträgt. Was wollen Sie zunächst thun?"

„Eine Stelle im Hefftter'schen Comptoir zu erlangen suchen, Herr Gehring."

„Und dazu wünschen Sie ebenfalls meine Hülfe, Herr Tauels?"

„Mit nichten, Herr Gehring; hierin hätte vielleicht Ihre Empfehlung nur wenig Erfolg. Eine merkwürdige Fügung hat mir in dieser Beziehung trefflich in die Hände gearbeitet: durch den Austritt eines Herrn Beuttinger scheint eine Stelle in Hefftters Comptoir erledigt zu werden; um diese bewerbe ich mich morgen."

„Wie? der alte Beuttinger verläßt Hefftters Geschäft?" fragte Gehring verwundert.

„So ist es, — wenigstens ward es heute Abend, wo ich hier ganz ungesucht überhaupt so mancherlei hörte," sagte Tauels mit einem bedeutsamen Kopfnicken gegen die beiden Spietzgesellschaften hin, — „an diesem Tische bestimmt behauptet. Haben Sie nur die Güte, jene Herren zu fragen."

„Hm, ich glaube schon Ihnen aufs Wort, obschon es mich überrascht, Herr Tauels, und mir wie ein schlimmes Omen klingt. Der alte Buchhalter ist ein lieber Bekannter von mir aus meiner Kinderzeit; wir sind seither gute Freunde geblieben, und er hat meiner Mutter stets auszureden gesucht, daß Herr Hefftter sie damals hintergangen habe. Ei, ei, es ist immer fatal, wenn ein alter Diener unversehens aus einem Geschäfte ausscheidet, zumal wenn er gleichsam einen Theil desselben bildete. Noch heute früh begegnete ich dem alten Herrn auf seinem Morgenspaziergange um die Stadt, aber er sagte mir kein Sterbenswörtchen davon."

„Der Austritt scheint in der That auch ein sehr plötzlicher und nicht ganz friedlicher gewesen zu seyn, denn Herr Beuttinger soll erkrankt seyn."

„Ah, das thut mir leid für den Alten; er ist bei all seinen Wunderlichkeiten und Pedanterieen eine treue Seele — seine Anhänglichkeit an die Meinigen, seine Verehrung für meinen seligen Vater beweisen das. — Aber glauben Sie, daß Herr Hefftter Ihnen einen solchen Vertrauensposten übergeben werde."

„Jenun, es gilt den Versuch," erwiderte Tauels; „ich habe vortreffliche Zeugnisse und noch besondere Empfehlungen von Gustav an seine Mutter und an eben jenen Herrn Beuttinger."

„Die Zihen aber wahrscheinlich unter obwaltenden Umständen wenig nützen dürften, wenn Beuttinger im Unfrieden ausgetreten ist; denn wenn das Gerücht nicht lügt, so spielt die gute Frau Hefftter nur eine untergeordnete oder wenigstens nur eine duldende Rolle in ihrem Hauswesen."

„Gustav trug mir auf, den Brief an seine Mutter persönlich und wo möglich ohne Verwissen seines Vaters zu übergeben; aber das soll erst geschehen, nachdem ich meinen Versuch bei Herrn Hefftter auf eigene Faust gemacht habe," sagte Tauels. „Uebrigens werde ich Herrn Hefftter morgen kein ganz Fremder mehr seyn, denn ein glücklicher Zufall wollte, daß ich vorher den redlichen Finder eines Medaillons spielen konnte, welches ein Fräulein Hefftter verloren hatte. Sie erinnern sich meiner Anrede an Sie auf der Treppe!"

„Ah so? das betraf also Fräulein Emma? Merkwürdig, welche Fäden doch der Zufall zuweilen anknüpft!" meinte Gehring.

„Ueberdem bin ich im Besitze eines sehr warmen und dringenden Empfehlungsschreibens an einen Mann, welcher nach Allem was ich höre, auf Herrn Hefftter einigen Einfluß zu haben scheint, an einen Herrn Edmund Spahlenberg, Inhaber einer Korsettenfabrik."

„Dann sind Sie allerdings einer einflußreichen Fürsprache sicher, denn die Herren Hefftter und Spahlenberg sind dermalen zwei Unzertrennliche. Verhehlen Sie ja nicht, von dem Briefe an Spahlenberg zuerst Gebrauch zu machen!"

„Seyn Sie unbesorgt, Herr Gehring! ich werde mit aller Umsicht handeln. Gustav und ich sind Freunde im vollsten Sinne des Wortes. Nur aus Liebe zu ihm und um die Seinigen unbefangen kennen zu lernen, von denen er mir schon so viel Liebes und Schönes erzählt hat, — um wo möglich sie vor allem Schaden zu bewahren, der ihnen in diesen Zeiten einer Handelskrise drohen könnte, — um Gustav über die Verhältnisse daheim zu beruhigen, habe ich mich entschlossen, diese Art der Einführung in ein Haus zu wählen, welches ich auch auf jedem andern Wege täglich betreten dürfte."

Gehring blickte Herrn Tauels etwas überrascht und forschend an, denn er hatte bemerkt, daß demselben eine leichte Röthe über die Wangen gestogen war, als er vorhin des Medaillons gedacht hatte, und in dem gewandten und sichern Benehmen des Mannes lag etwas, das ihn überdies bedünken wollte, als ob der Fremde mehr sey als er seyn wolle.

„Wohlan denn, ich wünsche Ihren Bemühungen von Herzen Erfolg und verspreche Ihnen in allen Stücken meine Unterstützung," sagte Gehring. „Namentlich aber bin ich je länger desto mehr gespannt Ihren geheimen Plan kennen zu lernen. Allein freilich hier ist nicht der Ort dazu!" ...

„Darf ich Sie bitten, mir noch ein Stündchen Gehör in unserm Gasthof zu schenken, Herr Assessor?"

„Mit Vergnügen einverstanden, Herr Tauels. Oder wollen wir nicht lieber in dieser herrlichen Frühlings-Mondnacht einen Spaziergang durch das Thal nach der Stadt machen?" fragte Gehring. „Da drunten in der Einsamkeit des Wiesenthals hört und stört uns niemand, und wir plaudern uns gegenseitig nach Herzenslust aus."

„Ja, das wollen wir, Herr Gehring! In diesem weichen Mondlicht geht mir gegenüber von einem Manne wie Sie ordentlich das Herz auf." Und nachdem Beide ihre kleine Zeche berichtigt und sich von den Spielern verabschiedet hatten, traten sie aus dem Gasthause und schlugen den Weg durch das Wäldchen, am Hügelhang hinunter, nach dem Thale ein, an dessen Ausmündung die hübsche Stadt lag.

(Fortsetzung folgt.)

Florenz,

die neue Hauptstadt des Königreichs Italien.

Von Fr. Förster.

Mit einem Holzschnitt auf S. 12. u. 13.

Florenz, einstweilen die Hauptstadt des jungen Königreichs Italien bis dahin, wo es der Versetzung und Napoleon III. beliebt haben wird, den Rs Glanztuome mit oder ohne den Papst in Rom herrschen und residiren zu lassen, ist ohne Zweifel nach Rom die interessanteste und jedenfalls eine der schönst gelegenen Städte Italiens. Nichts anmuthigeres als die Lage der Stadt zwischen ihrem Kranz von grünen Bergen, an ihrem schönen, rasch strömenden Arno, wenn man sie aus einiger Entfernung zuerst erblickt mit ihren vielen Thürmen, den Kuppeln ihrer Kirchen, den düsteren zinnengekrönten Häuptern des Palazzo Vecchio und den anderen merkwürdigen öffentlichen Gebäuden aus dem Mittelalter. Aber auch kaum eine größere Enttäuschung überkommt den Reisenden, welcher schon so viel von Italien und seinen Herrlichkeiten gelesen und namentlich von dem sonnigen Florenz gehört hat und es nun mit glühender Un-

Digitized by Google

gebuld betritt. Florenz ist in unserer Einbildungskraft, verherrlicht durch Geschichte und Sage, wie das Ideal einer Zauberstadt, gelegen inmitten eines irdischen Paradieses, durch welches der Arno seine klaren segensreichen Fluthen hinwälzt. Wir denken nur an Dante, an Michel Angelo und die Periode der höchsten Blüthe italienischer Kunst unter den Mediceern, und erwarten nichts anderes, als daß jedes Frauenbild, das uns hier entgegentritt, uns all die hohe Schönheit und Anmuth des Weibes vergegenwärtige, welche die alten Maler von Cimabue und Giotto bis auf Rafael und Tizian herab als Ideale begeisterten. Die ganze Geschichte der stolzen Republik Florenz im Mittelalter, die Erinnerungen an seine hohe Bedeutung für Kunst und Wissenschaft und Kultur überhaupt, lassen uns eine Art geistiger Perle in dieser Wiege der besten Geister Italiens erwarten, und wie grausam tritt uns das wirkliche Florenz enttäuschend entgegen!

Wir langen mit der Eisenbahn an und fahren in einer Droschke zur Stadt, und unser Auge sucht gierig nach den Denkmälern aus der Vorzeit von Firenze la bella, die uns zum Theil aus Kupferwerken und Reiseschilderungen so wohlbekannt sind. Aber alles trägt ja hier leider dieselbe nivellirende Physiognomie, welche alle modernen Vorstädte an den Bahnhöfen tragen — und mit lautem Herzpochen sehen wir dem Augenblick entgegen, wo wir die Läden der heutigen Industrie mit ihrem kosmopolitischen Anstrich hinter uns haben und das alte Florenz betreten. Allein nun fahren wir durch enge krumme Straßen mit hohen Häusern, an rohen kolossalen Steinmassen vorüber, die uns der Droschkenkutscher mit der Peitsche bezeichnet als Paläste, welche die stolzesten Namen der florentinischen Geschichte tragen und die eher alten Städteburgen und Gefängnißthürmen gleichen, als jenen Palästen über welche nach unserer Erwartung die Kunst ihren reichsten Schmuck ausgegossen haben mußte. Und nun gar die Menschen! diese kleinen schmächtigen Gestalten mit der schlechten Haltung, in etwas schäbiger modischer Kleidung, mit den unschönen gelben Gesichtern und dunkelbraunen Augen, mit den vorstehenden Backenknochen und stuppigen Bärten, — das sollen Florentiner seyn, die Nachkommen jener ehrenfesten, fernhaften alten Bürger der wehrhaften Republik von ehedem, welche an allen Kämpfen des Mittelalters, weltlichen, geistlichen und geistigen, einen solch hervorragenden Antheil genommen? Unmöglich! — Und nun erst die Florentinerinnen! wo sind die edlen geistvollen Gesichter, die wir zu finden erwartet? Bis jetzt haben wir nur unterfette Gestalten von unscheinbarem Wuchs oder unförmlicher Korpulenz gesehen, mit unschönen Alltagsgesichtern ohne hervorragenden geistigen Ausdruck, meist in grellfarbige Stoffe und modischen Putz schlecht gekleidet, Weiber an deren Wiege die Grazien mitleidslos vorüber gegangen sind, — Weiber ohne die imposante Haltung der Römerinnen, ohne die Ueppigkeit und sinnliche Schönheit der Genueserinnen, ohne die Grazie der Mailänderinnen! Die paar Ausnahmen von der Regel, die wir bis jetzt gesehen, sind nach ihrer Sprache und einem unverkennbaren Etwas in ihrem Wesen Engländerinnen gewesen. Und nun der Arno, den wir uns gedacht wie einen jener fatten Ströme des alten Testaments, der segenspendend reiche Auen tränke, — wie anders erscheint er uns, je nachdem wir ihn zu einer Jahreszeit betrachten? Im Winter, Herbst und Frühjahr ist er ein ungestümer Bergstrom, der seine gelben Wellen reißend durch sein bordvolles Bett wälzt, ja dieses sogar häufig noch überschreitet; im hohen Sommer er erscheint als das leere steinige Bett eines reißenden Gewässers, das launenhafte Inseln von Kies und Geschiebe bildet, und kaum die Sohle seines Betts bedeckt! — Und wo bleibt nun gar das sonnige, das schöne Florenz? fragt man sich etwas getäuscht, und steht etwas beklommen und unschlüssig in seinem Zimmer im Gasthof und überlegt bei sich selber, ob man den Koffer auspacken will!

Und doch versöhnt man sich mit dem ungewohnten Anblick einer Stadt, die man sich so ganz anders gedacht hatte, und die alte Begeisterung kehrt wieder, sobald man erst einen Gang durch die Stadt gemacht hat. Man fühlt es deutlich, wie es Victor Emanuel, wie es halb Italien gefühlt hat: so lange das neue Königreich Italien Rom noch nicht zu seiner Hauptstadt machen kann und darf, hat nach allen Beziehungen hin keine andre Stadt so gerechte Ansprüche darauf, die Hauptstadt des einigen Reiches Italien zu seyn, als das schöne Florenz. Man findet es von Stunde zu Stunde mehr, daß die Schönheit von Florenz keine leere Fabel ist, nur erfunden um fremde Touristen und mißsüchtige britische Residenten hieher zu locken.

Zu beiden Seiten des Arno hingedehnt, welchen an den Quais wirklich fashionable Straßen schmücken, hat der ältere Theil der Stadt noch ganz die vielgewundenen engen Gassen einer mittelalterlichen Stadt, in deren Zingeln eine stets wachsende starke Bevölkerung sich zusammen pressen mußte und das steigende Bedürfniß den Werth des Flächenraums in's Unglaubliche steigerte, daher die wenigen freien Plätze, daher die Einkeilung der großen alten Paläste zwischen andere Gebäude, so daß sie sich nirgends in ihrer Totalität und Massenhaftigkeit überschauen lassen. Aber gegenüber von den neuen modernen Stadttheilen, die ganz nach Schnur und Winkelmaß geräumig und hell gebaut sind, um ausgedehnte Wohnhäuser für die fremden Zugvögel von Touristen und Residenten darzubieten, fällt der Schwerpunkt des künstlerischen, ästhetischen und geschichtlichen Interesses unbedingt auf die alten Theile der Stadt, wo uns die historischen Erinnerungen durch alle möglichen baulichen und künstlerischen Verkörperungen entgegen treten, und wo wir uns allmählig immer mehr heimisch und wohlig und befriedigt fühlen.

Es ist eine schöne stolze Stadt, die uns hier auf dem umstehenden Bilde entgegen tritt in ihrem reichen Schmuck von Thürmen und Kuppeln, von zinnengekrönten Häuptern alter Paläste, — eine Stadt welche etwas mehr zu seyn verdient als die Residenz eines engherzigen kleinen Großherzogs, der in Wirklichkeit eigentlich nur ein Satrap von Oesterreich war und sein Volk auf eine unverständige Weise unterdrückte, — der die Leute lange in schwerer Kerkerhaft schmachten ließ, weil sie kein andres Verbrechen begangen, als die Bibel zu lesen, — der keiner billigen Forderung seine Unterthanen in Beziehung auf politische Rechte willfahrte und in unsinniger Weise, angesichts der Bestrebungen einer ganzen Nation nach Freiheit und Einheit, in allen Beziehungen jene Tyrannei und Strenge entfaltete, welche die österreichische Herrschaft in Italien so verhaßt machte. Und welch ein klägliches Ende nahm jene Herrschaft des österreichischen Großherzogs? wie unblutig war die Revolution, welche den Großherzog zur Flucht bewog? Eines Abends rottete sich die Mehrzahl der 120,000 Einwohner der Stadt, erregt durch die Nachrichten von der Vertreibung der Bourbonen aus Neapel, von den Austreibungen der anderen kleineren Monarchen in Ober-Italien, von den Thaten und Zielen Garibaldi's und der nationalen Partei, auf den siebzehn freien Plätzen und den engen Straßen der Stadt zusammen und feierte den Fortschritt der Sache der nationalen Einigung durch laute Freudenrufe, Feuerwerk und Ruf nach einer Konstitution, nach einem Anschluß an Sardinien zu einem einigen freien Italien. Der Großherzog zitterte in seinem Palast und ließ das Militär konsigniren; er hielt für Rebellion, was nur der Ausdruck nationaler Begeisterung und patriotischer Freude war. Er berief seine Generäle in den Palast und verlangte von ihnen Bescheid, ob er sich auf seine Truppen verlassen könne. Die Generäle bejahten es, meinten aber, es sey vorerst noch kein Grund zum militärischen Einschreiten gegen eine erregbare, nur im Freudentumme jubelnde Bevölkerung. Aber dem Großherzog hatten sein Gewissen

Digitized by Google

und seine Rathgeber eine andre Ansicht gegeben. Er verlangte, die Truppen sollten ausrücken und die Straßen säubern, die Artillerie aus der Stadt ziehen, die Höhen gegen San Miniato und Fiesole hin besetzen und von dort auf die widerspenstige Stadt feuern.

„Ah, Königliche Hoheit, Sie werden doch nicht die Stadt Dante's beschießen lassen?“ fragte ein alter patriotischer General halb entrüstet.

„A diavolo Dante! (zum T— mit Dante)“ rief der Großherzog unwillig und mit dem grausamen Tyrannenblitz im Auge.

Der alte General sah ihn fast erschrocken an. „A diavolo Granduca (zum T— mit dem Großherzog!“) versetzte er, nahm seinen Hut und ging, und die übrigen Generäle, die ebenfalls Florentiner und Italiener waren, gingen nun ebenfalls, und der Großherzog sah sich allein. Eine halbe Stunde später ließ er anspannen und fuhr aus Florenz hinaus, und niemand hielt, niemand beleidigte ihn. Kein Schuß war abgefeuert, keine Fensterscheibe zertrümmert worden. Die Florentiner hatten begriffen, daß sie besser Italiener seyen als Florentiner, und der Großherzog hatte dem Volksbewußtseyn und Patriotismus in's Gesicht geschlagen, welches den Landsmann Dante, den Dichter und Politiker, noch heute als den Vorkämpfer italischer Größe und Einheit betrachtet, wenn es ihn auch nur dem Namen nach kennt und auf den Landsmann stolz ist. Und wie Dante von den Florentinern ja von ganz Italien verehrt und geliebt wird, das hat am besten das herrliche nationale Fest bewiesen, welches ihm ganz Italien zur Erinnerung an die 600jährige Jubelfeier seiner Geburt im Mai 1865 begangen hat.*)

Ein Aufenthalt von wenigen Tagen genügt, um den gebildeten Fremdling zu überzeugen, wie sehr Florenz sowohl durch seine herrliche Lage und sein mildes Klima, als durch die Pracht seiner Bauten und seinen Reichthum an Kunstschätzen den Namen der Schönen verdient. Nächst Rom hat keine andere Stadt (selbst nicht einmal Neapel) einen solchen Reichthum an Schätzen der bildenden Kunst, an Meisterwerken der Baukunst, an interessanten Alterthümern, an geschichtlichen Merkwürdigkeiten und Erinnerungen aufzuweisen. In keiner andern Stadt fanden von jeher Kunst und Wissenschaft solch beseiterte Pflege, Freiheit und Volksthum solch einen treuen Herd. Die italienische Sprache wird hier am reinsten und dialektlosesten geredet, und die Bewohner sind, ob auch nicht die schönsten, so doch die fleißigsten, nüchternsten und friedfertigsten von allen Provinzialen Italiens. Der Volkswitz nennt sie sogar die verständigsten und geizigsten. Jeder Schritt aber zeigt dem Fremden, daß er auf klassischem Boden, auf dem Schauplatz einer reichen herrlichen Geschichte wandelt. Thürme und Mauern umgeben noch die Stadt mit ihren sieben Thoren und drei Forts, welche wohl bald der Erweiterung weichen müssen, die die Erhebung zur Hauptstadt Italiens nothwendig macht. Die auffallendsten Kontraste begegnen sich im Innern dieser Stadt: unvergleichliche künstlerische Pracht und weihevolle Schönheit in der Nähe des Palazzo Pitti, der Kirche Santa Maria Novella und des Platzes Santa Croca, und grenzenloses Elend und Dürftigkeit und Enge und Beklemmerung in den Ghetto (Judenviertel) und den Gäßchen und Winkeln um den alten Markt. Besonders imposant aber und düster sind die alten Paläste der Patrizier-Familien der Vorzeit, der Strozzi, Salviati, u. s. w. hohe thurm- oder burgartige mittelalterliche Bauten aus riesigen Quadern, am Dach mit Zinnen und häufig sogar noch mit Thürmen versehen, Denkmäler jener steten Kämpfe der italienischen Staaten des Mittelalters unter einander, in welchen Florenz eine so bedeutende Rolle spielte. Interessant sind die vier Brücken, welche über den Arno führen und die beiden Stadthälften mit einander verbinden. Unter seinen 170 Kirchen enthält Florenz nächst Rom das Schönste und Bedeutendste, was die religiöse Baukunst des Mittelalters aufweist, so namentlich den prachtvollen Dom Santa Maria del Fiore, mit der 380 Fuß hohen achteckigen Kuppel von Brunelleschi, mit der abgesondert stehenden Taufkapelle (Battisterio) und den Erzthüren von Ghiberti und Ugolini; dann die nicht vollendete Kirche Santa Croce, mit ihren prächtigen Kapellen, Santa Maria Novella, dell' Annunziata, San Lorenzo, San Spirito, die Kirche der Karmeliter, und viele andere mehr, sämmtlich reich geschmückt mit den kostbarsten Schätzen der Wand- und Staffelei-Malerei, der Bildnerei, Mosaikarbeit, Erzgießerei und Goldschmiede-Arbeit des Mittelalters. Nicht minder interessant und durch ihren Inhalt an Kunstschätzen unvergleichlich werthvoll sind die beiden ehemaligen großherzoglichen Paläste: der Palazzo Vecchio oder alte Palast, ein düsteres viereckiges Steinhaus mit Zinnen gekrönt und von einem schlanken Thurme wie von einem Federbusch überragt; und der Palazzo Pitti, seit Cosmo I. die Residenz der Großherzoge von Toscana und vorerst diejenige des Königs von Italien, ein Prachtbau mit einer 100 Schritte langen Fronte und 900 Zimmern, in dessen östlichem Theile in acht Sälen die berühmte großherzogliche Bildersammlung aufgestellt ist, während der westliche Theil die mit verschwenderischer Pracht ausgestatteten Wohnungen der großherzoglichen Familie enthält; ferner der Palast der Uffizien, d. h. der Staatskollegien, ein stattlicher Bau in deutschem Style um einen großen 475 Fuß langen und 58 Fuß breiten Hof herum, welchen zu beiden Seiten Bogengänge zieren; in diesem Palaste sind unberechenbare Schätze der Kunst untergebracht in dem Archiv, der Bibliothek und vorzugsweise in den herrlichen Kunstsammlungen, welche zu der Galerie der Medicäer gehören. Hier sind all die zahllosen und unschätzbaren Perlen der bildenden Kunst vereinigt, welche die Medicäer in den beiden Jahrhunderten der höchsten Blüthe italischer Kunst gesammelt haben, und worunter sich nicht nur die unschätzbarsten Kunstwerke des klassischen Alterthums, sondern auch die besten Bildwerke und Gemälde von Rafael, Michel Angelo, Tizian, Correggio, Fra Bartolomeo u. A. m. befinden. Unter den 89 Klöstern sind einige, welche durch ihre Kunstschätze oder einstigen Bewohner jedem Gebildeten von ungemeinem Interesse sind. Im Kloster San Marco schuf der Mönch Fiesole seine lieblichen unvergleichlichen Bilder voll frommer Innigkeit, grübelte der feurige Denker Savonarola über die Nothwendigkeit und die Mittel einer Kirchenverbesserung, um dafür auf dem Scheiterhaufen zu endigen. In Santa Annunziata, wo Andrea del Sarto begraben liegt, sind die schönsten Gemälde dieses großen Meisters zu sehen; in San Lorenzo ist Michel Angelo's Grabkapelle der Medicäer und sonst noch manches Meisterwerk dieses unerreichbaren Heroen der Kunst, der in drei Künsten: in Baukunst, Bildnerei und Malerei, mit den größten Geistern seiner Zeit um die Palme rang.

Zu den vielen berühmten Namen, die wir schon genannt, gehören noch zwei, welche dem Florentiner besonders theuer sind: Dante und Galileo Galilei, jeder in seiner Art ein Heros seiner Zeit, ein Märtyrer seiner Ueberzeugung. Aber wie viele Hunderte von anderen Namen auf allen Gebieten der Kunst und der Wissenschaft und des Lebens ziehen dem gebildeten Fremden durch den Sinn, wenn er durch diese tausend denkwürdigen Winkel des schönen Florenz wandert? Cimabue und Giotto, Machiavell, die Strozzi, die Medicäer, Amerige Vespucci Bianca, Cappello sind nur wenige

*) Dante (Durante) Alighiere war geboren am 12. Mai 1265, verlor aber seinen Vater, einen Richter oder Rechtsgelehrten, schon im zehnten Jahr. Seine Jugend fiel in die Zeit der heftigsten Kämpfe zwischen den Welfen und Ghibellinen. Dante, ein eifriger Welfe, mußte seinen Patriotismus und seine Unparteilichkeit mit Verbannung büßen und vom 10. März 1302 an bis zu seinem Tode, am 14. September 1321 in Ravenna, ein unstätes Wanderleben führen. Weiteres über Dante's Leben und Wirken ein ander Mal. Anm. d. Red.

Digitized by Google

von allen denen, welche hier gewandelt und deren Werke oder Wohnsitze noch heute dem Fremden vor die Augen treten.

Und dann die wundervolle Umgebung von Florenz, die Höhenzüge mit den vielen weißen Villen, welche aus grüner Bäume Schatten auf die Stadt herniedersblicken, das hoch gelegene Fiesole, die Mutterstadt von Florenz, die Waldschatten des Camaldulenser-Klosters San Ambrogio, die herrliche Bergkette des Apennin, die kühnen Bergshäupter im Luchesischen, die in blauer Ferne dämmernden Höhenzüge gegen das Meer hin, und die herrlichen Aussichtspunkte von Bello Sguardo, die frischen Alleen und Boskette der Cascinen, und dann der feinflimmernde zauberische Duft, der Abends über der längs dem Arno friedlich hingebetteten Stadt und um ihre Hunderte von Thürmen schwebt! dieß alles zusammen leiht Florenz einen unbeschreiblichen und unnachahmlichen Zauber, der mit nichts Anderm mehr zu vergleichen ist, und das Gepräge einer rechten Königsstadt, die wohl verdient, die Hauptstadt eines so herrlichen Reiches seyn, wie zu es Italien ist!

Auf der Schneuß.

Erinnerungen eines alten Holzjägers.

II*).

Es war im Frühjahr um die Zeit der Auerhahnbalz. Droben in den Schluchten am Spitzkopf und Hechtann lag noch der Schnee, aber auf dem Plateau des Gebirgs, in den herrlichen Tannenwäldern, wo die Achtziger- und Hunderter-Bäume zu Tausenden standen, und auf den runderen Kuppen der Berge war der Schnee schon weggegangen, und der alte Huwalt hatte uns Bescheid sagen lassen, die Balz sey heuer besonders gut und wir sollten kommen. Arthur und ich waren hinaufgeritten nach dem Forsthaus auf der Schneuß, denn wir kannten eine Menge Balzbäume im dortigen Revier und wußten, daß es dem Alten Freude machte, wenn er ein paar Dutzend Hähne zu Hofe liefern konnte.

Es war eine bitter kalte Nacht, als wir in der Jagdköthe droben im Reinach auf dem Mooslager um's Feuer hockten. Draußen stürmte der Wind durch die hohen Tannen und Fichten, daß sie ächzten und stöhnten wie arme Seelen, und der Regen schlug in schweren Tropfen auf das Theerdach nieder, womit die Köthe gedeckt war. Keiner konnte schlafen. Da schürte Arthur das Feuer auf, reichte dem alten Förster eine frischgestopfte Pfeife und sagte: „Vater Huwalt, eine Geschichte! Bitte laßt Euch nicht lange drängeln; ich seh' es an Eurer gedankenvollen Stirne, daß Euch alte Geschichten durch den Kopf gehen! Heraus damit, und je gruseliger desto besser!"

„Na, meinethalben!" sagte der Alte; „eine düstre schauerliche Geschichte ist's an die ich soeben dachte. Und wenn ihr sie hören wollt, Jungens, dann mir auch recht. Also aufgepaßt, es fängt sogleich an und ich nenne meine Geschichte, die ich selber theilweise mit erlebt habe:

Die Fasanen-Insel.

„Ich habe Euch schon erzählt, wie es in meinen jungen Jahren noch Sitte war, daß auch der Jägerbursch „wanderte", um die Welt zu sehen und Dienste draußen unter Fremden zu suchen. Und eine schöne gute Sitte war's; es putzte den jungen Leuten den Kopf, wenn sie sahen, daß drüben über Berg und Wasser auch noch Leute wohnten und wie sie es trieben. Es kam dabei vielleicht so viel heraus, wie heutzutage bei den studirten Jägern, die von den Forstschulen und Akademieen kommen und den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen. Na, kurzum, ich war auch meine fünf Jahre auf der Wanderschaft, und gleich meine zweite Kondition war da drunten in Mecklenburg beim alten Forstmeister Uhle, bei dem ich mancherlei erlebte, und so auch die nachfolgende Geschichte, von der ich noch einen Denkzettel da am linken Arm habe, welcher mir bislang der beste Barometer ist.

Unser Revier war groß, und bestand aus langen zusammenhängenden Waldungen, aus Bruch und Moor, und aus einer prächtigen Wasser- und Feldjagd an einem schönen See. Zum Reviere gehörte auch eine Fasanerie, und die lag mitten im See auf einer Insel, wo das dumme Viehzeug besser gehegt werden konnte, als in den Waldungen. Die Insel mochte so ein zwanzig Tagewerk groß seyn und war bestanden mit Niederholz und darauf stand ein kleines Jagdhaus mit einem alten steinernen festen Thurm, von dem die Sage ging, er stamme noch aus der alten Heidenzeit und habe zu der alten Wasserburg gehört, welche damals hier gestanden. Die Fasanerie aber war das besondere Vergnügen des Herzogs, der große Stücke darauf hielt, und darum wohnte auf der Fasaneninsel immer ein alter Hegemeister mit einem Burschen. Zur Wohnung war ihm der alte Thurm angewiesen, der so ein hundert Fuß hoch seyn mochte und verschiedene Stockwerke hatte. Oben aber lief eine Galerie um den Thurm herum, von welcher aus man eine wunderschöne Aussicht über den See und über Wälder und Gelände hin hatte.

Zu der Zeit von der ich rede, wohnte auf der Fasaneninsel als Hegemeister der alte Steffen Rebhut, ein grämlicher Greis, der hatte nicht Kind noch Kegel, und nicht einmal eine Magd. Der Jägerbursche mußte alle Geschäfte versehen: Fasanen füttern, kochen, waschen, Betten machen, flicken und nähen, denn der Alte war ein Geizhals. Er hatte zu leben und hätte sich zur Ruhe setzen können, zumal er am Zipperlein litt und sich kaum rühren konnte. Bei dem Herzog aber hatte Steffen Rebhut einen besondern Stein im Brette, denn er sollte dem Herrn 'mal das Leben gerettet haben und war mit im Felde gewesen und der Herr hatte ihm versprochen, er sollte auf der Fasaneninsel absterben, wenn er wolle, denn es sey ein Ruhedienst. Und das war er auch für den Alten. Da saß er denn meist auf der Galerie, rauchte den ganzen Tag und schaute auf den See und in die blaue Luft hinaus und rief nur: ‚He, Andries, de Wi (die Weihe) is dor!' oder: ‚He Andries, paß up! de Hasst (Habicht) kommt!' und überließ es dem Burschen, die Stoßvögel herunter zu knallen. Dazu war der Thurm sehr geschickt, denn man sah jeden Stoßvogel auf eine Stunde weit kreisen oder streichen.

Der Winter war hart gewesen und viele Fasanen eingegangen. Auch der alte Steffen Rebhut war beinahe eingegangen von dem strengen Winter; das Zipperlein war ihm in den Leib gezogen und es riß ihn an allen Gliedern, seit das Eis aufgegangen war. Er war krank und sieh und konnte kaum das Bett verlassen, und so mußt' er sich endlich einen Ersatzmann erbitten, einen Forstläufer Namens Jochen Bolt, einen strammen staatsfichen Kerl, den wir alle wohl leiden mochten und der auch beim gnädigen Herrn gut angeschrieben stand und später Fasanenmeister werden sollte, wenn der alte Rebhut abging. Jochen also, der einen herzigen Jungen von sechs Jahren und ein frisches braves Weib hatte, und auf einem Vorwerk beim Gute Rüstow wohnte, ward im Mai auf die Fasaneninsel geschickt, um den Dienst für den alten Rebhut zu thun, und mußte Weib und Kind daheimlassen, weil der alte Filz die Unruhe von der Röse und dem Knaben fürchtete. Das war hart für Jochen, denn wir wußten alle wohl, wie werth ihm die Seinigen waren.

Es war um Egidi herum, wo der Hirsch in die Brunst geht; da ward es mit dem alten Rebhut schlimmer. Jochen wollte am Sonnabend heim zu Weib und Kind, denn am Sonntag war der Geburtstag des Knaben. Krischan wurde da sieben Jahre alt, und

*) Die erste dieser Geschichten: „Das Mädchen aus der Fremde," steht in den Erheiterungen 1864. Seite 513 u. 554 flg.

Digitized by Google

er sehnte sich, wieder das Häuschen auf dem Vorwerk zu sehen, da er schon seit dem Frühjahr nicht mehr daheim gewesen war. Wie er aber Urlaub von Nebbut begehrte, nur über den Sonntag, schlug ihm der alte Griesgram denselben rund weg ab. Da ließ er Röschen Bescheid sagen, daß er nicht kommen könne, und bat sie, mit Krischan am Sonnabend herüberzukommen.

Röse war ein fires schmuckes Weib, nicht klein, nicht groß, nicht dick, nicht hager, aber mit frischen Backen wie ein Rosenapfel und einem Paar brauner Augen im Kopf, daß Einem das Herz aufging, wenn man hineinschaute. Ich hab' meiner Tage kein herzigeres Gesicht und kein ernsteres Weib gesehen. In ihrem kleinen Häuschen sah's aus wie im Puppenstübchen, so blank und geleckt, kein Stäubchen auf den paar Möbeln, kein Fleckchen auf den weißen Tielen. Als ihr der Andries, der jeden Tag mit dem Kahn nach dem Dorf Hästerhagen hinüberfuhr, von ihrem Manne Bescheid gesagt hatte, hieß sie ihn Grüße an Jochen bestellen und ihm sagen, daß sie am Nachmittag kommen werde.

Nach dem Mittagbrot zog Röse ihre besten Kleider an und wusch und putzte Krischan, daß er nur so glänzte. Dann zog sie ihm die neue Jacke aus hausgemachtem Zeuch an, wozu sie die Baumwolle und den Hanf selber gesponnen hatte, knüpfte für Jochen ein Stück Topfkuchen und ein Stück Pflaumenkuchen, die sie aus dem eigenen Weizenmehl selber zu Krischan's Geburtstag gebacken hatte, mit einer Pulle Wachholderschnaps, einem Strauß Astern und andern Blumen aus dem eigenen Gärtchen, etlichen Eiern und einem Päckchen Tabak in ein reines Tuch, hing dieses an den einen Arm, nahm Krischan an die andre Hand und ging mit ihm durch den Bruch hinüber nach Fischer Täfe's Haus unterhalb Hästerhagen, borgte sich Täfe's kleinen Kahn und setzte sich hinein, um nach der Fasaneninsel hinüber zu rudern. Krischan und das Tuch wurden im Hintertheil des Kahns niedergesetzt und dem Knaben anbefohlen, ja ruhig zu bleiben und nicht mit den Händen über Bord hinauszulangen und im Wasser zu spielen, damit der neue Kittel nicht naß werde und der Junge hübsch schmuck zum Vater komme.

Und es war fürwahr weiblich anzusehen, wie die Röse so im Kahne saß und die Schaufelruder handhabte. Sie hatte die Jacke ausgezogen, und so saß sie da mit ihrem runden Nacken und den braunen runden Armen und zog an den Riemen wie eine, die nicht zum ersten Mal ihr Boot führt, und ihre Wangen glühten unter der heißen Sonne und ihre schönen braunen Augen leuchteten vor Freude und Erwartung, denn sie sah drüben auf dem Thurme der Fasaneninsel einen Mann stehen, der ihr mit seinem rothen Taschentuch winkte, und das war ihr Jochen, der ihr von Weitem zuschaute und sich auf das Wiedersehen freute. Und der See glänzte so herrlich silbergrau und die Wellen zogen so süßlich unter dem Druck des leichten Windes, und der Knabe sang und schrie und lachte, wenn da und dort ein Fisch heraussprang und rief seinem Vatting zu, den er jetzt auch droben auf dem Thurm erkannte. Krischan freute sich selber königlich auf die Fasaneninsel, wo er schon mehrmals mit Röse gewesen war, um den Vater zu besuchen und die schmucken Fasanen und Pfauen zu sehen, und die kleinen flinken Kaninchen, welche dort gehegt wurden, und vor Freuden klatschte er in die Hände und machte Kapriolen, daß die Mutter genug zu thun hatte, um ihm zu predigen, daß er stille sitzen müsse, weil sonst der Kahn umschlage. Endlich aber griff sie in die Tasche und zeigte ihm ein Stück Topfkuchen, das sie für ihn mitgenommen und das er kriegen könne, wenn er hübsch artig sey. Und der Knabe versprach's, setzte sich ruhig hin, knupperte an dem Kuchen und plauderte nach Kinderart davon, wie er ebenfalls ein Jäger werden und dann Hegemeister auf der Fasaneninsel seyn und Füchse fangen und Schwäne, Enten, Hirsche und Rehe schießen wolle wie Vater.

Endlich nach einer guten halben Stunde emsigen Ruderns fuhr Röse gegen die Anlände hin und da stand Jochen schon bis um die Kniee im Wasser und sein sonnverbranntes Gesicht zog sich ganz in die Breite vor fröhlichem Lachen, daß er die Seinigen wieder sah, und mit einem lauten Hallihо sing er den Strick auf, den ihm Röse zuwarf, zog den Kahn vollends Hand über Hand heran, schlang den Strick um den Pfosten, hob Krischan aus dem Kahn, gab ihm einen herzlichen Kuß, schüttelte ihn tüchtig und rief: „Hei, Krischan! Blitz, wie schmuck Du bist in dem neuen Kittel, den Dir Mutting gemacht hat; und hei, Mutting, wie der Junge in die Höhe schießt! Beim Wetter, das Kerlchen wächst ja wie Pappelholz!"

„Gu'n Tag, Vatting, wir haben Dir auch ein Stück von dem Kuchen mitgebracht, den Mutting gebacken hat, und der ist so gut," sagte Krischan und hing sich Vatting an die Hüfte; „und Eier bringt Dir Mutting und eine Pulle Schnaps und Tabak und einem Strauß, der riecht wie 'ne ganze Apotheke!"

„Recht so, mein Kerlchen! Na Gott zum Gruß, Röse! 's ist recht schön von Dir, daß Du gekommen bist!" sagte Jochen zu seinem Weib und gab ihr einen herzhaften Kuß und derben Händedruck zum Willkomm. „Ich hab' Dich vom Gestade drüben stoßen sehen und bin recht froh, daß Du Täfe's kleinen Kahn mitgebracht hast, denn der fährt sich leichter, als das Kielboot dort, — ich muß nämlich sogleich nach Schmiechow fahren!"

„Jetzt gleich, wo wir gekommen sind, Jochen?" rief Röse ängstlich; „ist doch nichts vorgefallen, Vatting?"

„Nee, nee, nichts was uns anginge, Röse; brauchst Dich gar nicht zu ängstigen. Die Sache ist die: der alte Nebbut hat vor 'ner Stunde einen Schlag gekriegt, daß er an der einen Seite lahm ist und schier nicht mehr sprechen kann. Da fürchtet er, das Ding könnte wieder kommen und ihm den Genickfang geben, denn weit vom Berenden ist's nicht mehr. Da hat er mich denn gebeten, ihn jetzt nach Schmiechow zu bringen zu seiner Schwesterlochter, daß er noch das Abendmahl nehmen kann und nicht wie ein Heide sterbe. Und siehst Du, Rösing, das kann ich ihm nicht abschlagen, denn es ist Christenpflicht, und er räumt mir ja sozusagen den Platz. Da will ich ihn denn in dem kleinen Boot hinübersetzen nach Schmiechow und seiner Schwesterlochter übergeben und dann dem Forstmeister drüben in Hästerhagen Meldung thun. In dem kleinen Boote fahr' ich rascher als in der alten Schachtel."

„Mußt Du denn selber gehen, Jochen? kann Andries das nicht ebenso gut besorgen?" fragte Röse.

„Nein, Mutting, das geht nicht! Andries liegt droben auf dem Schragen und kann den Arm nicht rühren. Er ist heute Morgen mit einem Mehlsack auf der Treppe ausgeglitten und herumtergestürzt und hat sich die Schulter ausgerenkt. Da bleibt nichts übrig, als daß ich selber gehe."

„Aber was soll denn aus mir und Krischan werden, wenn Du fort bist?" rief Röse.

„Ach sey nicht dämlich, Mutting! Thust ja gar, als bliebe ich 'nen Monat aus!" sagte Jochen Bolt. „Du bleibst oben im Thurm bei Andries, und bis spätestens zehn Uhr bin ich wieder hier, und dann brauchst Du vor Montag Abend gar nicht heimzukehren, denn wenn mich nicht alles trügt, so kommt Steffen Nebbut dießmal nicht wieder auf. Zudem ist der Andries ein Hasenfuß und fürchtete sich wenn er allein wäre, denn wir haben eine Kiste Silbergeschirr oben im Thurm, das der Forstmeister heute herüberschickt hat. Der gnädige Herr will kommende Woche zur Fasanenjagd kommen mit vielen Gästen, und sie sollen hier speisen. Da hat er das Geschirr und die Weinkörbe vorausgeschickt, und die stehen droben im Thurm. Darum ist mir's lieb, daß Du da bist, Mutting, während ich fort muß, denn Du bist eine kluge besonnene Frau. Und weißt

Digitized by Google

Du, bei der Jagd, wenn der gnädige Herr gut gelaunt ist, schlage ich vielleicht meine Bestallung zum Hegemeister heraus. Und nun adjeu, Mutting; ich will jetzt den alten Rebhut herunter holen."

Röse war damit nur halb zufrieden, aber Noth ist ein hart Gebot. Sie wäre lieber mit ihm und Krischan und dem alten Rebhut über den See gefahren; aber am Himmel stand ein Gewitter und das Boot war zu klein für vier Personen. Sie war aber ein resoluted Stück Weibsen, das nicht gleich flennte, wenn es nicht nach ihrem Kopfe ging; sie schickte sich daher in die Umstände, und blieb.

Der alte Hegemeister war zusammengeschrumpft wie ein Stockfisch und sah aus wie eine Leiche, als ihn Jochen auf dem Arme vom Thurm herunterbrachte und in den Kahn legte, wohin Andries ein paar Bettstücke getragen. Der alte Mann war so schlaff wie ein Lappen und konnte den Kopf nicht mehr tragen und die Augen nicht mehr öffnen, und es war Gottes Wunder, wenn Jochen Volk ihn nur noch lebend nach Schmiechow brachte. Jochen nahm Abschied von Weib und Kind, und fuhr in den See hinaus, und Röse und Krischan sahen dem Kahn noch lange nach. Dann führte Röse den Knaben zu den jungen Fasanenbruten in dem großen Bauer und zum Pfauen und zeigte ihm all die kleinen Sehenswürdigkeiten der Insel, bis der Abend dunkelte und der Knabe selber hinauf verlangte in den Thurm, um in Battings Bett zu schlafen.

Der Thurm war nur mittelst einer hölzernen Treppe von außen zugänglich, welche in einer Höhe von etwa dreißig Fuß an einer niedrigen Thüre ausförte, dem einzigen Eingang des alten Gebäudes. Durch diese Thüre trat man in einen gewölbten Raum, der zur Küche und Speisekammer diente, und wo Andries sich gewöhnlich aufhielt. Eine schwere Fallthüre in der Mitte verband die Küche mit einem andern gewölbten Raum ohne alle Oeffnungen, welcher als Keller und Speisekammer diente und kalt und trocken war. Eine steile leiterartige Treppe führte in ein anderes Stockwerk hinauf, wo Andries' Schlafkammer war und man von der Ostseite des Gemachs einen Perschtag abgetheilt hatte, welcher in zwei Bettkästen umgewandelt war, wie sie dort zu Lande üblich sind. In dem einen schlief Jochen, so lange er hier war, in dem andern Andries. Im Geschosse darüber hatte der Hegemeister gewohnt, dessen dürftige Einrichtung schon genugsam auf den Geiz des Alten deutete. Von hier führte eine schmale Treppe rund um die Innenwände des Thurms herum durch leere kahle Räume bis zu der Thurmkappe, wo eine Glocke hing und ein hölzerner Umgang oder Galerie den Rundblick über den See erlaubte.

Röse hatte das Abendbrod bereitet: Bratkartoffeln mit Speck und Buchweizenbrei, während Andries, der mit seiner zerfallenen Schulter elend herumhinkte, nach den Habichtskörben und Wieseleisen gesehen und die Futtertröge gefüllt hatte. Nachdem das Abendbrod vorüber und das Geschirr gespült war, legte Röse ihren Knaben in Jochens Bette, stellte die Lampe auf den Tisch und nahm ihres Mannes Kleider vor, um Löcher zu flicken und ausgetrennte Nähte wieder zuzunähen, denn als gute Hausfrau hatte sie ihr Näzeug immer bei sich in der Tasche. Die Lampe stand auf dem Tisch und warf ihr gelbliches Licht unter dem Schirm hervor auf die Arbeit des wackern Weibs und auf ein altes Liederbuch, worin Andries las. Der Wind pfiff draußen um den Thurm, der Regen prasselte gegen die Fenster und Röse bedauerte Jochen, daß er bei solchem Wetter heimrudern mußte, denn es war kein Zweifel, daß er bis auf die Haut durchnäßt heimkehren würde. Mit Andries war nicht zu plaudern: der Junge war so dumm und läppisch; und überdem war er schläfrig und müde und druselte bald über seinem Buche ein.

Wie lange Röse so dagesessen, wußte sie nicht; sie hatte sich über der Arbeit und den Gedanken an Jochen selber vergessen. Aber es mochte schon zehn Uhr vorüber seyn. Sie stand auf, öffnete das Fenster und lauschte in die Nacht hinaus. Der Regen hatte aufgehört, der Wind sich gelegt, alles war stille bis auf das leise Säuseln des Buschwaldes. Da war es Röse, als vernähme sie Ruderschläge draußen auf dem See, die in der ruhigen Nacht weithin hörbar waren, und Stimmen in weiter Ferne, und sie weckte Andries und bat ihn, hinunter an die Anlände zu gehen und Jochen das Boot anlegen zu helfen, denn sie wußte, daß er einige Packen und Körbe von Häuerhagen mitbringen würde. Andries schlug sein Buch zu, stand auf, dehnte und reckte sich, gähnte und ging dann langsam die Treppe hinunter und Jochen entgegen. Nach einer Weile rief er vom Ufer herüber: „Ich kann den Kahn nun deutlich sehen, aber es dauert noch schier eine Viertelstunde, ehe er anlegt."

Röse's besorgtes Gesicht ward wieder freundlich und mild, und sich niedersehend nahm sie ihre Nadelarbeit mit verdoppeltem Eifer auf; sie wollte den alten Rock Jochens vollends herausflicken, ehe er zurückkam; aber sie hatte noch gute fünf Minuten daran zu thun, als sie drunten Stimmen hörte, die aber noch zu weit entfernt waren, um die Worte unterscheiden zu können. Bald darauf hörte sie die Außentreppe unter schweren Tritten von zwei Männern knarren, also waren es Jochen und Andries. Sie hatte nur noch wenige Stiche zu machen um fertig zu seyn, als sie die Männer die steile Treppe von der Küche heraufsteigen hörte. Jetzt that sie den letzten Stich und mit einem fröhlichen „So, nun wär's im Reinen!" warf sie den Rock auf den Tisch und wollte sich umdrehen, um Jochen zu begrüßen, prallte aber mit einem Schreckensruf zurück, denn sie stand a f Armslänge zwei fremden Geschtern gegenüber.

Doch nein, das eine Gesicht war ihr nicht fremd, denn sie erkannte in ihm einen Mann, den sie vor Jahren oft gesehen hatte, aber dieses Wiedersehen erfüllte sie mit Graufen.

„Barmherziger Gott, Mathies, was hast Du mit meinem Mann gemacht?" rief sie in Todesangst und drückte beide Hände auf's Herz.

„Ja meiner Sir, es ist Röse Lüning und keine andere!" rief der eine der beiden Eingetretenen, ein riesiger Kerl mit dunklem Haar und Bart und starken regelmäßigen Zügen, welche nicht unangenehm gewesen wären ohne einen Ausdruck von Wildheit und Ruchlosigkeit und kecken Wagen, und ohne die Spuren welche alle möglichen Laster auf seinem Gesicht zurückgelassen hatten. Es war der schwarze Mathieu, ein gefürchteter Wildschütze, der erst vor Kurzem aus dem Zuchthause entlassen worden war. „He, Rösing, welcher Teufel führt denn Dich daher?" rief er mit wildem trimmphirendem Lachen und fing die erschrockru vor ihm Zurückweichende auf. „Laß 'mal sehen, Du falsche Katze, ob Du noch so glatt und spurrig bist wie ehedem?"

„Kennst Du die Dirne, Mathies?" fragte sein Gefährte verwundert, und Röse sah in diesem einen kleinen hagern Mann mit einem Schielauge und krummen Bein, dessen hageres schmales Gesicht so scharf wie ein Falzbein aber sehr geschedt war und dessen stechende braune Aeuglein unruhig und mit bösem Blick hin und her liefen.

„Ja, Voß, ich kenne sie," versetzte Mathieu. „Ich hab' ihr einst geschworen, daß sie noch an mich denken sollte, und meiner Treu! dießmal wollen wir abrechnen."

„Na, ich denke, wir sind zunächst zu anderen Dingen hergekommen," sagte Voß, der trotz seiner leibarmen Gestalt doch eine gewisse Ueberlegenheit über seinen Gefährten ausübte; „den Zeitvertreib mit dem Mädel kannst Du hernach noch haben. Die enttäuscht uns nicht; dafür laß mich sorgen!" Und er zog ein Bündel dicker Schnur aus der Tasche seines Kittels.

„Halt, Voß, laß Dir erst sagen, was für einen Vogel wir da gefangen haben!" sagte Mathieu und wehrte seinem Gefährten ab. „Denke Dir, diesem Weibsen da, das jetzt so blaß ist wie die Katze am Bauch, bin ich vor Jahren einmal nachgegangen und hab' sie

Digitized by Google

Die verbotene Frucht, nach dem Gemälde von Toulmouche. (Text dazu auf S. 40.)

Digitized by Google

lieb gehabt. Meiner Treu, ich wär' für den Fratz durch's Feuer gegangen. Und für sein Mir auch gut und wir hätten uns wahrscheinlich geheirathet und ich wäre der Bursch nicht geworden, der ich jetzt bin, wenn nicht jener Jochen Bolk mit seinem glatten Gesicht gekommen wäre und der Röse Lüning den Kopf verrückt hätte. Na freilich, er war herrschaftlicher Forstläufer, und ich nur ein Wildschütz. Und sie heirathete ihn, mir vor der Nase weg, während ich in Parchim eingesperrt war, weil sie sagten, ich habe dem Förster Grünow einen Flügel vom Leibe geschossen. Und als ich wieder herauskam, zu Pfingsten sind es neun Jahre, da war Röse Lüning des Jochen Bolk Weib, und ihr Mann, der Hallunke, traf mich einst, wie ich ein Altthier abfing und schoß mich durch den Schenkel, daß sie mich wieder fingen und ich acht Jahre in Parchen Wolle spinnen mußte, und damals hab' ich mir's gelobt, wenn mir die falsche Katze je in meinem Leben begegne, da soll's wett und eben werden zwischen uns."

Voß lachte laut auf mit einem solch häßlichen Lachen, daß es dem armen Weib eiskalt über den Rücken lief. „So, so?" rief er; „na, das hättest Du nicht bequemer treffen können, Mathies! Das ist eine hübsche Zugabe für diese Nacht. Ich bin weit entfernt, Dir abzumahnen, daß Du Deine Rache an ihr nimmst, denn es thut dem Herzen wohl, seine Feinde einmal unter die Füße zu treten. Allein Geschäft vor Allem, Mathies! erst zu unserer Arbeit, hernach zu Deinem kleinen Zeitvertreib."

Mathies nahm seine Büchse vom Rücken, schlug den Pfannendeckel zurück und sah nach dem Zündkraut; aber der Rothhaarige nahm ihm das Gewehr aus der Hand. „Dummkopf!" sagte er; „leg' Deinen Kühfuß weg! Willst Du durch einen Schuß uns die Landreiter auf den Hals ziehen? Warte bis hernach, und nimm dann das Messer, das schreit nicht. Einstweilen laß mich nur sorgen, daß sie nicht davon läuft!" Und mit seinem Knäuel dünnen Stricks hatte er sie in zwei Minuten so geschickt mit Händen und Füßen an den Stuhl gebunden, daß sie sich nicht mehr rühren konnte. Dann drehte er einen Knebel zusammen, um ihn ihr in den Mund zu stecken, und sagte: „Ich will Dir vorerst das Zänglein noch eine Weile offen lassen, mein Puttchen, damit Du kackeln kannst, und ein paar Fragen an Dich richten, Röfing. Kannst Du mir nicht sagen, wo der alte Nebhut sein baares Geld versteckt hat? Merke Dir's, je aufrichtiger und rascher Du antwortest, desto besser für Dich, denn ich habe eine Stange Petschierwachs bei mir, das ich anzünden und Dir tropfenweise auf die Fußsohlen und die Brüste gießen werde wenn Du nicht antwortest!"

„Henkersknecht!" murrte Röse schaudernd; „thu was Du willst, aber ich werde Dir auf keine Deiner Fragen antworten, bevor nicht Du oder Dein Spießgesell mir gesagt haben, was aus meinem Manne geworden ist!" — Es war nicht Muth, der sie so sprechen ließ, sondern reine Verzweiflung; sie würde sich auf's Bitten gelegt haben, wenn sie nur einige Aussicht auf Erfolg gehabt hätte; allein ein Blick auf die Gesichter dieser beiden Menschen sagte ihr, daß sie von ihnen keine Gnade zu erwarten habe, und ihre einzige Angst, ihr stilles Stoßgebet war das, daß ihr Krischan nicht erwachen und die beiden Unmenschen seine Anwesenheit nicht entdecken möchten.

„Dein Mann?" rief Voß höhnisch; „was kümmert mich Dein Mann!" Aber der schwarze Mathies stützte ihm in diesem Augenblick etwas in's Ohr und Voß setzte mit giftigem Lachen hinzu: „Ach so, Der war es? Na, mein Lämmchen, tröste Dich nur, Dein Mann ist gut aufgehoben; wir haben ihn so versorgt, daß ihm nichts geschehen kann; nur wird es ihm heute Abend nicht mehr bequem seyn hierher zu kommen. Er läßt Dich schön grüßen und Dir sagen, Du mögest nicht schelten über sein Ausbleiben, auch wenn er gar nicht mehr käme."

Bei diesen Worten überkam eine furchtbare Angst die arme Röse, denn sie meinte nicht anders, als daß die beiden ihren Jochen erschlagen hätten. Dem Mathies traute sie Alles zu, denn es ging die Rede, er habe schon einmal einen Jäger kalt gemacht. Die Haare standen ihr ordentlich zu Berge. In diesem Augenblick aber bellte der Dachshund, welcher dem alten Nebhut gehört hatte, drunten laut und grimmig, denn er mochte die fremden Männer gewittert haben.

„Was ist das für ein Beest?" rief Voß aufhorchend. „Wo war denn das Thier vorhin, daß wir es nicht sahen?" — Der arme 'Bergmann' war schon alt und halb taub; er war vielleicht nur zufällig erwacht oder ob dem Schreien des schwarzen Mathies, und kam jetzt die Treppe herauf, wo ihn der Riese erwartete und mit einem Kolbenschlag von einem der Gewehre, die drunten in der Küche am Rechen hingen, niederschlug. Aber der wuchtige Schlag hatte den Hund nicht richtig getroffen, sondern nur schwer verletzt über die Treppe hinuntergeschleudert in die Bälche, wo er jetzt ganz entsetzlich heulte. Voß stieß einen wilden Fluch aus und rief Mathies zu, er solle hinuntergehen und den Hund vollends erschlagen. „Verfluchter Bauernkötpel! das Geheul wird uns noch Leute auf den Hals ziehen, denn das hört man in der stillen Nacht eine halbe Meile weit. Und das Beest läuft ja gar noch! Da muß ich selber heilen!" Er sah noch einmal nach Röfing, ob sie auch gut angebunden sey, und ging dann die Treppe hinunter. Kaum hatte er den Rücken gewandt, so streckte Krischan den Kopf zu dem Vorhange heraus und fragte mitleidig: „Warum heult denn der Hund so sehr, Mutting? Er hat mich aufgeweckt in Vattings Bette."

Der armen Röse war's, als schnürte ihr Einer das Herz zusammen. „Krischan, um's Himmels willen versteck' Dich und halte Dich ganz stille!" stammelte sie; „sind böse Männer da, welche den Hund geschlagen haben und Dich auch schlagen werden, wenn sie Dich sehen! Um Gottes willen, Junge, sey lieb und artig und halte Dich ganz ruhig, daß Dich die bösen Männer nicht finden. Schlafe ruhig fort, bis Vatting kommt!" — Krischan fuhr sogleich wieder mit dem Kopf hinter den Umhang und war mäuschenstille.

Es hatte den beiden Schuften Mühe gekostet, den verwundeten Hund einzufangen und vollends zu erschlagen, und als sie zurück kamen, waren sie ganz erhitzt. — „Jetzt zu Dir, mein schmuckes Röfing," sagte Voß spöttisch zu ihr und kniff sie in die Wangen, daß sie hätte aufschreien mögen, aber nur um ihres Kindes willen still schwieg; „willst Du jetzt so freundlich seyn mir zu sagen, wo der alte Fasanenmeister sein Geld aufbewahrt hat?"

„Ich weiß es nicht," versetzte Röse barsch; „bin nie seine Vertraute gewesen."

„Schlauge, weißt Du nicht, daß der alte Schuft erst vor einigen Wochen dreihundert Thaler geerbt hat, die der Amtsbote ihm selber heraberbrachte?" rief Voß. „Das Geld ist noch hier, denn der alte Filz ist so mißtrauisch, daß er es niemanden gelehnt oder in eine Sparkasse gelegt hat. Der alte Sünder hatte immer seine harten Thaler in seiner Nähe. Und nun sag', wo ist das Geld? Sieh' hier das Siegellack! Willst Du noch leugnen, daß Du weißt, wo Nebhut's Geld versteckt liegt?"

„Ich weiß, daß er das Geld aus Malchin bekommen hat — Jochen erzählte mir's," erwiderte Röse bänglich. „Aber wer soll wissen, wo es der Alte versteckt hat? Seht selber nach, da droben ist ja seine Stube."

„Der Rath ist gut, Voß! wollen selber nachsehen!" sagte Mathies, holte aus der Küche eine Holzart und eine Ampel herauf und sagte dann: „Komm' nur mit, Voß; ich weiß schon Bescheid!"

Röse hörte wie sie droben den Kasten und die Kommode einschlugen und nach einer Weile einen Freudenschrei, der ihr verkün-

Digitized by Google

digte, daß die Männer den Schatz gefunden hatten; gleich darauf kamen sie herunter. Voß hatte ein kleines Zwilchsäckchen in der Hand, das ganz stramm von Gelde war, und Mathies hatte die Uhr des Hegemeisters mit der schweren Silberkette und dem Cachet in der Hand. Voß leerte das Säckchen auf den Tisch und die harten Thaler rollten klirrend heraus. „Da! da!“ sagte Voß und nahm ein Röllchen, in altes Zeitungspapier eingeschlagen; „das ist Geld — lauter Friedrichsd'or — dreißig, vierzig, achtundvierzig Stücke — so, das wird sogleich getheilt! Wir erben den alten Filz, und der Syndikus von Schmiechow kriegt nicht einmal Sportelu davon! Warte 'mal, Mathies; ich will zählen!“ — Mathies stand dabei und lachte sich in den Bart, denn die Summe, die sie fanden war über ihr Erwarten groß — an die siebenhundert Thaler, und Voß sagte: „Der Alte hat gut gespart für seine lachenden Erben. Wir lachen, Mathies, und wollen seine Gesundheit trinken, — was meinst Du? Ein halbes Ständchen haben wir ja noch Zeit, und ein Schluck Branntwein wird sich doch wohl auch noch im Thurme finden! Sieh' mal nach, Junge, da Du so gut Bescheid weißt.“

Mathies nahm die eine Ampel in die Küche hinunter, hob die schwere Fallthüre und stieg in den Keller hinab, wo er gleich zunächst an einen Korb mit Weinflaschen stieß. „He, Voß!“ rief er; „da sind zwanzig, ja noch mehr Pullen Wein und vom rechten! Und da, da ist noch mehr!“

„Gut, mein Junge! suche weiter! findest vielleicht noch Schinken oder Rauchfleisch oder Schlackwurst!“ Man hörte Mathies die Kisten zerschlagen und ihren Inhalt hin und her werfen, aber mit Einem Male schrie er voll wilder Freude: „Ein Fang, Kamerad! ein Fang, und was für einer! Silber, lauter Silbergeschirr!“

„Das muß der Herrschaft gehören,“ sagte Voß; „wie viel ist es denn?“

„Eine ganze Kiste voll, — komm' mal herunter! Ei wie das gleißt und glänzt!“ rief Mathies.

Der Rothhaarige ließ sein Geld im Stich, das er eben auszählte und vertheilen wollte, obschon er eine Handvoll harte Thaler vornweg in seine Stiefeln hatte gleiten lassen. Er eilte hinunter und Röse hörte ihn lachen und jubeln und ihren, wie die Beiden die Flaschen zusammenstießen und den alten Nebhut und die „Herrschaft“ hoch leben ließen.

Röse war nun allein, und da kam ihr der Gedanke: wenn sie jetzt ihre Bande lösen könnte, möchte sie vielleicht im Stande seyn, den beiden Schuften zu entgehen. Sie war ein kluges resolutes Weib, und die Angst um ihren Knaben hatte ihren Witz noch geschärft. „He, Krischan, lieb Kinding!“ flüsterte sie; „Krischan schläfst Du?“

„Nein, Mutting! ich fürchte mich zu sehr.“

„Na, komm schnell herbei, Jüngelchen, es soll dir nichts geschehen!“ flüsterte sie; „nimm' 'mal aus meiner Tasche das Klappmesser und schneide die Stricke an meinen Händen entzwei.“ Der Knabe that wie ihm geheißen war, und als Röse die Hände frei hatte, konnte sie sich schnell vollends losarbeiten. Dann lauschte sie hinunter nach dem Keller und hörte, wie die beiden Diebe das Silbergeräthe aus der Kiste warfen und es zählten. Schnell kleidete sie den Knaben nothdürftig an, nahm ihn auf den Arm und hieß ihn ganz stille seyn und ruhig sitzen bleiben. Dann zog sie die Schuhe ab und glitt leise die Treppe hinunter, schlich bis zu der Fallthüre hinan, und schielte hinunter. Die beiden Schufte knieten neben der Kiste am Boden und räumten das Silbergeräth wieder ein. Da löste Röse ganz sachte und still den Haken, der die Fallthüre aufrecht hielt, schlug sie mit einem wuchtigen Ruck zu und schob die beiden starken eisernen Riegel vor. Hierauf raffte sie ihren Knaben auf den Arm, flüchtete die Treppe hinunter, rannte wie ein gehetztes Reh durch das Holz nach der Anlände, und rief laut: „Andries, Andries!“ Als sie aber an die Anlände kam, da meinte sie, der Schlag sollte sie treffen: beide Boote waren fort! Der Mond war aufgegangen und warf einen weichen grauen Dämmerschein über den See hin, und da sah sie denn, vielleicht eine Viertelstunde weit im See drinnen, zwei Boote treiben, und in dem einen saß Andries und ruderte mit Einer Hand und fuhr hinüber in der Richtung nach Hästerhagen. Sie schrie aus Leibeskräften, daß es weithin durch die schweigsame Nacht über das Wasser hinschall, aber Andries kehrte nicht um, und wenn er es auch gethan hätte, so wäre er nicht mehr rechtzeitig gekommen, denn sie vernahm wie die Fallthüre unter den verzweifelten Arthieben des schwarzen Mathies splitterte, und eine Minute später verkündete ihr ein lautes Wuthgebrüll vom Thurme her, daß die beiden Räuber sich befreit hatten und ihr nach der Anlände folgten. Der Schreck und das Entsetzen lähmten Rösen die Glieder; ihre Angst aber galt vorzugsweise dem Knaben.

„Krischaning, mein Herzing, verstecke Dich in dem alten Schwanenhäuschen, weißt Du, wo Du das letzte Mal mit Batting Versteckens spieltest, und komm nicht wieder heraus, bis ich Dich rufe; sonst nehmen Dich die bösen Männer mit.

„Ja, Mutting, ich will ganz stille seyn,“ sagte der Knabe und huschte am Ufer hin bis auf die kleine Landzunge hinaus, wo das Schwanenhäuschen stand. Röse aber sah einstweilen, um die Aufmerksamkeit der Verfolger von dem Kinde abzulenken, in einer andern Richtung der Insel. Allein ihre weißen Hemdärmel verriethen sie im fahlen Mondschein; bald hörte sie die schweren Tritte des Mathies hinter sich und ehe sie sich dessen versah, ward sie von seinem Faustschlag niedergeworfen und dann wieder aufgerafft und starrte in des Wilddiebes wuthbleiches Gesicht und funkelnde Augen.

„Warte, Katze! dießmal will ich Dir das Entlaufen wehren!“ rief er, und packte sie an der Kehle und der Schulter, daß ihr Hören und Sehen verging und schleppte sie zurück nach der Anlände, wo er den Rothhaarigen fluchen und toben hörte. — „Was gibt's denn?“ rief Mathies; „wo ist denn Andries der Jägerbursch?“ — Voß warf ihm einen zerrissenen Strick vor die Füße, beutete mit der Hand auf den See hinaus und rief: „Dort! siehst Du, Tölpel, was Du gemacht hast? Dort schwimmt er mit den beiden Booten! Hättest Du mich gewähren und ihn binden lassen, so wäre er nicht entwischt, Du täppisches Ungethüm!“

„Aha, Du verstehst Dich ja so gut auf's Binden, nicht wahr? Hast nicht einmal das Weibsen da zu binden vermocht!“ rief Mathies fluchend.

„Das ist auch die Erste, die mir loskam,“ rief Voß; „mir ist's unbegreiflich wie sie es zuwege brachte! Gesteh' es, Bestie, wie hast Du es angestellt, Dich loszumachen? Gesteh' oder ich stoße Dir das da in's Herz!“ rief und zeigte ein langes scharfes Messer.

„Errathe es wenn Du kannst! Von mir sollst Du es nicht erfahren!“ sagte Röse trotzig.

„Hättest Du mich machen lassen, Kamerad, dann wär's nicht vorgekommen. Stoß sie nieder, dann ist es zu Ende,“ sagte Mathies.

„Hm, ich bin das Schächten nicht so gewohnt wie Du,“ sagte Voß. „Sterben muß sie, das sag' ich auch; aber Du hast ja eine Abrechnung mit ihr!“

„Na, die soll bald abgemacht seyn!“ sagte Mathies wuthbebend und nahm eine Pistole aus der Tasche, deren Zündkraut er auffrischte; „ein Druck, dann ist sie fertig, und wir werfen sie in den See, daß sie Fischfutter wird!“ Er streckte schon den Arm zum Zielen aus, da ergriff Voß seine Hand und hielt ihn zurück.

„Gemach, Junge,“ sagte er mit einem tückischen Lächeln; „ich habe so eben einen Einfall! Der Sackpuffer da knallt zu laut und thut vielleicht sein Werk nicht ganz nach Wunsch, und ich kann kein

Digitized by Google

Blut sehen, und der See würde die Leiche doch wieder auswerfen. Ich weiß ein andres Mittelchen, das weit sicherer ist. Sagtest Du nicht, es gebe sumpfige Stellen hier am Ufer der Insel, die mehr als mannstief seyen?"

„So ist's — da drüben hinter dem Schwanenhaus ist ein Moorgrund, worin kein Pfahl mehr hält, da ist der Schlamm drei Klaftern tief!" sagte Mathies grinsend, denn er begriff halb und halb was der Rothhaarige thun wollte.

„Na, gut denn! das ist die rechte Stelle, Mathies! Wir binden ihr Hände und Füße zusammen, stecken ihr einen Knebel in den Mund und lassen sie sachte am Ufer hinuntergleiten. Die schmucke Rösing ist ein kräftiges Mädchen; die wird durch ihr eigen Gewicht schon so tief einsinken, daß sie nie wieder zum Vorschein kommt. Das schreit nicht und hinterläßt keine Spuren. Was meinst Du Mathies?"

Der Mathies betheuerte mit einem wilden Lachen, der Vorschlag gefalle ihm und es gebe keinen gewürfelteren Spitzbuben in der ganzen Welt, als Baltin Voß.

Röse war vor Angst schon halb todt, als sie diesen Vorschlag hörte, und ihre Lippen bebten in tiefem Gebet, denn sie wußte, daß sie auf keine Rettung mehr hoffen durfte. Sie wollte aber nicht schreien, damit Krischan seine Anwesenheit nicht verrathe. „Wie Gott will," murmelte sie, und ehe sie sich's versah, hatte Voß ihr die Hände auf den Rücken geschnürt und suchte in seinen Taschen nach weiteren Schnüren.

„Gib mir Dein Nastuch, Mathies, daß ich ihr die Füße zusammenbinden kann."

„Mein Tuch? ei, das ist droben im Thurm! hast ja selbst die Meth- und Schlackwürste drein eingebunden," sagte Mathies. „Aber gleichviel! Braucht ihr Mund und Füße nicht zu verbinden. Das Moor ist dort so zähe, daß sie durch Zappeln nur tiefer einsinkt, und der schwarze Schlamm wird ihr bald das Schreien verbieten. Sie ist ja ohnedem schon so schlaff wie ein Lappen! — Na, vorwärts denn, Katze!" Damit warf er sie über die Schulter und schritt mit mit ihr voran durch das Holz bis an die kleine Bucht, wo vordem die Anlände gewesen aber nun ein stiller tiefer Moorgrund war, denn der See hatte einmal bei Sturm den kleinen Deich eingerissen und die Stelle versumpft. Ganz schwarz und unheimlich lag die Stelle da, nur einzelne Rohrkolben und Schilfhalme ragten über das stille Wasser, das kaum wenige Fuß über dem Schlamm stund, und die Wellen des Sees spülten mit leisem Rauschen drüben an der Landspitze an und liefen nur selten bis über den alten Deich herein.

Röse'n schwanden beinahe die Sinne, als sie sah, wie der Mathies auf der schmalen Landveste vorsichtig mit ihr hinausschritt, die zu dem alten, längst eingestürzten Boothause geführt hatte, — als sie fühlte, wie er sie langsam herunter gleiten ließ und dann mit einem Schwung in den Sumpf hineinschleuderte. Unwillkürlich entfuhr ihr ein Schrei, welcher den beiden Ungeheuern ein höhnisches Gelächter entlockte; das schwarze sinkende Wasser und der Schlamm spritzten hoch empor, und sie glaubte sich schon verloren; sie fühlte wie sie einsank und einsank und der kalte zähe Schlamm sich dicht um ihre Füße legte. Sie war schon bis um den Hals im Wasser und fühlte deutlich, daß sie noch tiefer sank.

„Se, Du Unke, nun schreie um die Wette mit den anderen!" rief Mathies von der Anlände aus. „Schlucke, mein Täubchen, schlucke! das Moor ist lauter Pflaumenmus!"

„Noch ein paar Minuten und sie wird ganz stille seyn und niemand erzählen, wer hier gewesen ist," sagte Voß; „komm, Mathies, nun ist es Zeit, daß wir fortkommen!"

„Fortkommen?" rief Mathies; „willst Du hinüber schwimmen nach dem Lande?"

„Nee, Junge! schwimmen ist meine Sache nicht; aber ich habe mir schon etwas ausgedacht," sagte Baltin Voß. „Wir hängen die beiden Thorflügel von dem Boothause aus, binden sie mit Tauen zusammen, nehmen die Ruder von dem Fährboote, und in einer Stunde sind wir drüben am Lande!"

Tiefe Worte hörte Röse noch, dann reichte ihr das Wasser an den Mund und sie spuckte und sprudelte, und die beiden Elenden lachten laut auf und gingen davon. Sie verwerfen und grausam diese beiden Schufte auch waren, sie hatten sie doch die Stirne nicht, den Todeskampf der Versinkenden anzusehen, denn das arme Weib stampfte jetzt in voller Verzweiflung mit den Beinen in dem weichen Schlamm, ohne zu bedenken, daß sie dadurch nur um so schneller versank. Schon reichte ihr das Wasser bis an die Nase und sie mußte den Kopf weit zurückbiegen um noch athmen zu können, — da fühlte sie plötzlich einen festen Körper unter sich, einen kantigen Gegenstand wie einen Balken. Mit verzweiflungsvoller Anstrengung drängte sie den Fuß darnach durch den Schlamm und es gelang ihr, wenigstens den einen Fuß darauf zu setzen. Sie arbeitete und mühte sich ab, den andern nachzuziehen, sich emporzuschnellen, daß das Wasser um sie her plätscherte. Aber ihre Kräfte wollten sie schon verlassen, da hörte sie etwas in ihrer Nähe rauschen, und anklickend erkannte sie ihren Knaben, der sich vorsichtig heranschlich und nur noch wenige Schritte vom Rande des Sumpfs entfernt auf dem höhern Ufer zwischen den Weiden stand.

„Krischan, bleib stehen! um's Himmels willen, bleib stehen!" flüsterte sie. „Thu' keinen Schritt weiter oder Du ertrinkst!"

„Mutting, wo bist Du denn? warum kommst Du nicht heraus aus dem stinkenden Wasser?"

„Ich komme, Herzing; ich komme! Aber sey um Gottes willen still! halte Dich an der Weide, und rühre Dich nicht. Ich komme, ich komme!" flüsterte sie, und mit der Kraft der Verzweiflung raffte sie sich noch einmal auf und schwang sich auch mit dem andern Fuß auf den Balken und kam im Nu mit den Schultern über das Wasser heraus; dann tastete sie vorsichtig mit dem Fuße nach der Richtung ihres Fußhalts, der nur mit der untern Kante im zähen Schlamme steckte, und ermittelte, daß es ein langer Balken war, der schräge gegen die Böschung anstieg und vielleicht zu dem verfallenen Boothause gehört hatte. Und vorsichtig sich wiegend, um im Gleichgewicht zu bleiben, schritt sie vorwärts gegen die Landveste hin, und stand bald nur noch bis um die Hüften im Wasser.

Jetzt athmete sie hoch auf, und schöpfte Athem. Drüben, hundert und fünfzig Schritte von ihr, an der Anlände, hörte sie Mathies und Baltin Voß handtieren und sich vergeblich mühen, die schweren Thorflügel an den neuen Boothause auszuhängen. Das Wasser war dort mehr als mannstief und Baltin konnte nicht schwimmen. Die Wellen schlugen im Nachwinde so laut an's Gestade und an die Pfosten der Anlände, daß die beiden Männer nichts von den Anstrengungen Rösens hören konnten, die jetzt wirklich an's Ufer gelangt und halb bewußtlos niedergesunken war.

„Krischaning, binde mir den Strick auf, womit meine Hände gefesselt sind," flüsterte sie, und der anstellige Knabe arbeitete mit Fingern und Zähnen, ohne sich an den schwarzen sinkenden Schlamm zu kehren, denn er fühlte recht gut, daß Muttings Rettung auch die seinige sey.

Endlich fiel der Strick und die schmerzenden Handgelenke waren frei, und sobald Röse die Hände wieder gebrauchen konnte, löste sie die von Wasser und Schlamm durchweichten schweren Kleider ab, warf sie in einen Busch, umschloß ihr Kind mit ihren Armen und schlich mit ihm leise dem Thurme zu. Dort allein hoffte sie Zuflucht zu finden. Sie wollte die Thüre verschließen und verrammeln, sie wollte sich und ihr Kind vertheidigen, denn am Rechen

Digitized by Google

in der Küche hingen ja die flinten und Büchsen, und sie war eine Jägersfrau, die damit umzuspringen wußte. Diese Gedanken gaben ihr Hoffnung, und wie eine Hinde rannte sie mit ihrem Knaben im Arm jetzt nach dem Thurme, die Treppe hinan und durch die niedrige Thüre, die sie hinter sich verschloß und verriegelte, worauf sie mit Krischan nach der Stube hinaustieg und den Knaben wieder in Jochens Bett legte. Dann aber verließ die Kraft das arme Weib, und es sank kraftlos auf den Boden nieder. Der Mond war untergegangen und die finstre Nacht lag über dem See. Der eine Thorflügel war nun ausgehoben, und halb an's Land gezogen, aber der andre widerstand allen Anstrengungen.

„Es hilft nichts, Mathieß," sagte Baltin Voß; „wir kriegen ihn so nicht los. Du mußt nach dem Thurm und die Art holen und die Kloben heraushauen. Bring die Laterne mit, die ich in der Küche gelassen habe, und einige Bullen Wein. Wir müssen nun fort, oder alles ist verloren, wenn der Andries nach Hästerhagen kommt und Meldung macht! Ich will 'mal sehen, ob die Katze ertrunken ist!"

Voß ging zögernd und scheu nach dem Vorland am Schwanenhaus hinüber und sah und lauschte; aber alles war still. „Die hat ihren Theil!" murmelte er, erbebte aber im nächsten Augenblick wie Espenlaub, als vom Thurm herunter laute Schläge an die schwere Eichenthüre erdröhnten und Mathieß in furchtbare Flüche ausbrach. „Baltin, komm heran! Die verdammte Thür ist in's Schloß gefallen!" rief er; „wir müssen sie eindrücken!" Die Stimme klang hohl und heiser über die Bäume herüber, und war noch nicht verklungen, da rief Röse aus der obern Stube und ihre bebende Stimme klang wie Geisterruf: „Nein, die Thüre ist nicht zugefallen, elender Mörder! Ich habe sie zugelegt und verriegelt, denn ich lebe noch und bin gerettet!"

„Hölle und Teufel!" rief Mathieß, als er sich von seinem jähen Entsetzen erholt hatte, und schoß eine Pistole nach ihr ab, allein die Kugel traf nur den steinernen Sturz des Fensters, prallte abgeplattet davon ab und fuhr sausend durch die Zweige der nächsten Ulme.

Im nächsten Augenblick aber knallte eine Büchse über ihm und rief ihm den Hut vom Kopfe. Und nun folgte Knall auf Knall, bis die Gewehre alle abgeschossen waren, und Röse den „Dreher" ihres Jochen von Neuem lud. Dann rief sie aus dem Fenster über der Küche wild und fest entschlossen: „Der Erste, der wieder die Treppe herauf kommt, ist des Todes!" und der Gewehrlauf blieb fest auf die oberste Brustwehr der Treppe gerichtet.

„Tausend Millionen Teufel, das geht nicht mit rechten Dingen zu! Das Weib ist eine Hexe!" rief Baltin Voß; „komm, Mathieß! nun ist alles umsonst und wir müssen uns aus dem Staube machen!"

„Ich kann hinüber schwimmen, wenn es Noth thut, aber Du?"

„Ich vertraue mich dem Thorflügel an," sagte Baltin; „aber vielleicht finden wir noch ein anderes Holzwerk. Ist denn gar kein Kahn mehr auf der Insel?"

„Nein, sie hatten zu meiner Zeit ihrer dreie, aber der alte Nebhut ließ sie alle verkommen bis auf das Fährboot!"

„So schaff Rath zu einem Floß, Du Hallunke, oder ich schieße Dich nieder wie einen Hund!" rief Voß; „Du hast mich in diesen verfluchten Handel gebracht, Tölpel!"

Der riesige Mathieß war wie gelähmt von einer abergläubischen Angst, und folgte seinem Gefährten willenlos. Er lief nach dem Stalle, wo Nebhut's Ziegen eingesperrt waren, hob die Thüre aus trug sie nach der Anländе; er schleppte Balken und Bretter herbei und fand im Schuppen auch noch eine Axt. Aber als er die ersten Schläge that, um das Floß zusammenzutreiben, denn er war ein gelernter Zimmermann, da klang hell und durchdringend die Glocke vom Thurme herunter und Röse in ihrer Herzensangst läutete Sturm.

„Alle Teufel in der Hölle über das verfluchte Weib!" rief Baltin Voß; „das Gelände wird alle Dörfer am See aufwecken und dann gute Nacht, Rettung! — Und diese ganze Mühe umsonst!" fuhr er mit einem wilden Fluche fort; „hätteſt Du doch das Weib lieber erwürgt!"

„Na, wer hielt mich denn zurück, als ich ihr eine Kugel vor den Kopf schießen wollte? Wer anders als Du, der Du mich Blut sehen kannst, Du Weichling?" murrte Mathieß finster. „Wer hielt mich denn zurück, als ich dem Andries den Schädel einschlagen wollte? Hätt' ich's doch gethan, dann wäre der Kerl nicht mit den Booten entwischt, und wir wären längst auf und davon mit den siebenhundert Thalern und dem Silbergeschirr!"

„Schweig jetzt, Tölpel, denn da hilft kein Wenn und Aber mehr, sondern nur rudern!" rief Baltin; „schieb das Floß vollends in's Wasser und fahr' der Insel entlang im Schatten! Wir wollen dort hinüber halten nach dem Krumkower Bruche!"

Mathieß fürchtete seinen Gefährten förmlich, obschon er ihm an Körperstärke weit überlegen war; und so schob er das kleine Floß in's Wasser, hob den Gefährten darauf, sprang dann nach, und beide ruderten mit den eschenen Schaufelrudern des Fährkahns, die sie im Fährhause gefunden hatten, aus Leibeskräften.

Röse auf dem Thurme läutete noch immer und hielt nur von Zeit zu Zeit einige Minuten an, um sich auszuruhen. Dann aber ward die Nacht lichter und einzelne Sterne traten aus dem nächtigen Gewölk hervor und warfen einen falben Glanz auf den See. Röse entdeckte, wie sie so mit ihrem scharfen Auge nach Hülfe umherspähte, die beiden Männer auf dem Floß und sah, daß dieselben dem Lande zu ruderten, daß sie um die Spitze der Insel herumgefahren waren und die schmalste Seite des Sees gewählt hatten, um möglichst schnell zu entkommen. Da ging sie hinunter nach der Kammer des alten Nebhut und nahm dessen Gewehr nebst Kraut und Loth mit herauf, lud es und schoß ein Mal um das andre in der Richtung gegen den Krumkower Bruch hinüber, denn sie ahnte wohl, daß die beiden Elenden dort ihr Versteck suchen würden, und wollte den Kähnen, die aus den Dörfern herüberkämen, die Richtung bezeichnen. Und sie sah denn bald, daß ihr Läuten nicht vergeblich gewesen war, denn da und dort knallten Schüsse am Gestade, zum Zeichen, daß ihr Sturmläuten gehört worden sey, und die Laternen der zu Hülfe eilenden Dörfer verhießen ihr das Nahen der Retter.

Ich und mein Kamerad Jost Oerxen lagen im Forsthause in Rüchow in tiefem Schlafe, denn wir waren erst spät in der Nacht vom Anstand heimgekommen; da weckte uns die Hausglocke und das Hundegebell. Der Forstläufer Huber war gekommen um zu melden, daß man auf der Fasaneninsel Sturm läute, und der alte Forstmeister Uhle, der die Nachricht vom Fenster aus gehört, weil ihn der Lärm ebenfalls geweckt hatte, rief schon die Treppe herunter, wir sollten rasch aufstehen und in das Kahnhaus hinunter eilen und das schmale Langboot ausrüsten, und jeder solle sein Gewehr mitnehmen.

Zehn Minuten darauf schaukelte der Kahn schon am Stieg und der Forstmeister kam mit seinem Sohne und Huber, und trieb zur Eile, denn wir hörten abwechselnd das Schießen und das Geläute. „Sputet euch, Jungens, denn da drüben auf der Insel gibt's ein Unglück!" sagte er; „es ist Silbergeräth von der Herrschaft drüben, und das ist vielleicht verplaudert worden und hat Gesindel angezogen. Aber wie denk' ich mir nur das Sturmläuten und Schießen? das paßt ja als wär's 'ne regelrechte Belagerung. Wüßt' ich nicht, daß Jochen Volk drüben und ein Kerl ist, der sich vor dem leibhaftigen Satan nicht fürchtet, so dächt' ich, der alte Nebhut ist ver-

Digitized by Google

rückt geworden! Na, man druff, Jungens, legt euch tüchtig in die Riemen!"

Wir ruderten unser vier und der alte Herr steuerte. Der Kahn flog erdentlich über den dunklen See. Kaum waren wir um die Landspitze herum, da sahen wir zwei Kähne von Häfterhagen heranfahren, die Laternen hatten. Der Schulze von Häfterhagen saß darin mit einem Dutzend Bauern, welche der Nachtwächter geweckt hatte mit der Meldung, daß man auf der Fasaneninsel Sturm läute. Auch die Bauern dachten nur an Raub und Ueberfall, weil keine Röthe am Himmel auf einen Brand deutete. Wir waren etwa eine Viertelmeile in den See hineingefahren, da sahen wir zwei Kähne auf uns zutreiben, und nur im vorderen saß ein Mann.

„Halloh, wer fährt da?" rief der alte Uhle.

„Ich bin's, geftrenger Herr Forstmeister! der Andries von der Fasanerie," schrie es angstvoll und kläglich zu uns herüber; „ich kann nicht rudern, der Arm ist mir ausgekegelt. Ich treibe schon seit mehreren Stunden auf dem See mit den beiden Booten, und bin halb todt vor Angst. Ach die arme Röse! die Spitzbuben werden sie wohl umgebracht haben."

Wir fuhren hin, nahmen den Andries zu uns in den Kahn und gaben den Bauern die beiden ledigen Kähne, denn als uns Andries von dem Schlaganfall des alten Rebhut erzählte und daß Jochen Bolk ihn nach Schmiechow gefahren und daß er auf der Heimfahrt habe Meldung machen wollen, wie schlimm es mit dem alten Fasanenmeister geworden sey, da ruderten wir, daß uns die Sehnen knackten. Dem Alten schwante ein Unglück noch ehe wir erfuhren, wie zwei fremde Männer den Andries an der Anlände überfallen, niedergeschlagen, gebunden und geknebelt und dann nach dem Thurme geeilt seyen, in der ausgesprochenen Absicht, das Geld des alten Rebhut zu holen, — wie Andries dann nach einer Weile die heile Hand aus dem Stricke gezogen, sich losgemacht und beide Kähne mitgenommen habe, um den Räubern das Entkommen unmöglich zu machen; wie er dann plötzlich Röse Bolk's Schreien an der Anlände vernommen, aber just in derselben Zeit sich den Arm ausgerenkt habe und nun in der stillen finstern windigen Nacht, ein Spiel der Wellen und der Winde, mehre Stunden auf dem See umhergetrieben worden sey.

„Feige Memme, wie konntest Du das arme Weib mit dem Knaben so allein lassen mit zwei solch verruchten Schuften?" rief der alte Uhle voll Ingrimm und stieß den Burschen verächtlich von sich. — „Rudert, Leute! rudert; und gebe Gott, daß wir dort drüben nicht das Schlimmste antreffen!"

Als wir gegen die Südspitze der Insel anfuhren, was bei dem starken Nordwest sein Kinderspiel war, graute der Morgen und der Thurm zeichnete sich deutlich vom grauen Himmel ab und wir sahen auf der Galerie eine Gestalt, die wir nur an der Stimme für Röse erkannten, denn sie rief uns durch das Sprachrohr zu: „Fahrt um die Insel herum! die Räuber kommen wieder zurück!" Und in der That hatten wir kaum die Insel umfahren, wo uns der Wind noch frischer entgegenblies, da sahen wir die zwei Männer auf dem Floß, das der Wind und die Wogen uns entgegentrieben. Der Eine bockte ganz matt und verdrossen da, der Andere ruderte, um die Insel wieder zu erreichen. Wir waren noch zwei Büchsenschußweiten von ihnen entfernt, da richtete der Ruderer sich auf und drohte uns mit den Fäusten, und Huber rief: „Es ist der schwarze Mathies, der Wildschütz!" In diesem Augenblick aber schleuderte dieser sein Ruder nach dem Kopf seines Gefährten, sprang in's Wasser und suchte sich schwimmend zu retten. Der Andre auf dem Floß aber kniete hin und schaute uns mit grimmigen Augen an, die auf nichts Gutes deuteten. Ich werde das wüthende Funkeln seiner Schielaugen, die Leichenblässe und den wilden Ausdruck seines häßlichen Gesichts, und das teuflische Lächeln nicht vergessen, womit er uns nahe kommen ließ.

„Ergib Dich, Kerl!" rief ihm der alte Uhle zu.

„Na wartet nur, ich werde euch nicht davonfliegen, ihr verdammten Grünröcke!" sagte er und sah uns mit verschränkten Armen trotzig an.

Wir waren kaum noch zwanzig Ellen von ihm, da schoß er plötzlich und ganz unversehens zwei Pistolen auf uns ab. Die Kugel der einen riß dem Forstmeister die Mütze herunter, die andre fuhr mir hier oben durch den linken Oberarm, daß mir sogleich das Ruder entsank und ich schon meinte, der Arm sey futsch; 's war jedoch nur ein tiefer Streifschuß, welcher bald wieder heilte, aber mir auf Lebenszeit einen Wetterweiser hinterlassen hat. Ehe wir uns von unserer Bestürzung erholen konnten, war das Floß leer und der rothhaarige Räuber in den See gesprungen, um niemals wieder zum Vorschein zu kommen. Wir sehten nun den Schwimmer nach, aber ein Boot mit Bauern, die von Krumkow hergerudert waren und den Vorgang gesehen hatten, kamen uns zuvor und wollten ihn fangen. Der schwarze Mathies ließ sie jedoch ruhig herankommen, griff dann nach dem Bord und wollte den Kahn umwerfen; allein der Fischer von Krumkow merkte die Listen und schlug ihm mit dem Ruder auf den Kopf, daß das Blut hoch aufspritzte, und doch riß Mathies noch am Kahne, bis sie ihm die Hände zu Teig zerschlugen und er untersank.

Wir fuhren nun wieder zu dem Floß zurück und nahmen es um die Insel herum zur Anlände, wo wir ausstiegen und nach dem Thurme eilten. Röse erkannte den Oberforstmeister und öffnete, und trotz der ernsten Lage konnten wir uns doch eines Lächelns nicht erwehren, als wir sie in den alten Buxen ihres Mannes und dem grünen Fracke des Andries vor uns treten sahen, ganz bleich und verstört und einer Ohnmacht nahe. Als wir ihr sagten, daß Jochen Bolk nicht nach Rüchow gekommen sey, brach sie ganz kraftlos zusammen und rief: „Mein armer armer Krischan ist eine Waise geworden."

So schlimm war's jedoch nicht, denn Leute, die Nachmittags von Schmiechow nach Lein fuhren, sichten einen kleinen Kahn auf und fanden darin an Händen und Füßen gebunden und in den Bock gespannt und einen Knebel im Munde den armen Jochen Bolk, den ihrer vier in der Täumerung beim Einsteigen in Schmiechow überfallen und niedergeschlagen und in der Besinnungslosigkeit gebunden hatten, worauf sie ihn in seinem Kahn im Schlepptau bis mitten in den See hinein nahmen und dann treiben ließen. Wer die beiden anderen Spießgesellen von Baltin Voß und dem schwarzen Mathies gewesen und wohin sie gekommen waren, ist niemals zu ermitteln möglich gewesen. Jochen genas von seinen Verletzungen bald wieder; aber Rösing brauchte lange Monate, bevor sie sich von den Schrecken und Trangsalen jener fürchterlichen Nacht wieder erholt hatte und ruhig darüber sprechen konnte. Der Herzog belobte ihren Muth und ihre Thatkraft sehr und hieß sie sich eine Gnade ausbitten. „Heheit," sagte Röse, „die höchste Gnade ist die, daß Sie Jochen nicht zum Hegemeister auf der Fasanen-Insel machen, denn ich würde keinen frohen Tag mehr erleben, wenn mich jeder Blick um mich her wieder an jene Schreckensnacht erinnerte!" und der Herzog mochte diese anerkennen und gab Jochen die erste beste Försterei, die erledigt wurde.

Baltin Voß und Mathjes Bracke hatten das Geld, welches sie in der Kommode und dem Bette des alten Rebhut gefunden, wohlgezählt auf dem Tische liegen lassen, so daß nur jene Handvoll Thaler fehlte, welche Voß in seine Stiefeln gesteckt. Der alte Rebhut starb jedoch in jener Nacht noch nicht, sondern erst etliche Wochen später, und hinterließ noch ein Testament, worin er jene siebenhundert

Digitized by Google

Thaler dem kleinen Krischan vermachte mit dem Beding, daß Jochen Volk ihn dafür sollte etwas Tüchtiges lernen lassen. Und das hat Jochen redlich gethan, denn sein Junge ist heutzutage, wie ich seither erfahren habe, einer der angesehensten Forstbeamten in ganz Norddeutschland geworden. Und das ist denn das Lange und Kurze meiner Geschichte von der Fasanen-Insel!“

La Valetta auf Malta.

Zur dreihundertjährigen Jubelfeier der Belagerung von Malta durch die Türken 1565.

(Mit Holzschnitt.)

In diesen Tagen sind es dreihundert Jahre, daß die kleine Insel Malta der Schauplatz einer der hartnäckigsten und heldenmüthigsten Kämpfe war, welche die Weltgeschichte je gesehen hat, wo eine Handvoll geistlicher Ritter, nämlich etwa 700 Johanniter, unterstützt von etwa 8500 waffenfähigen Leuten, theils regelrechten und geworbenen Truppen des Malteser-Ordens, theils Bürgern, Bauern und Schiffern, mehr als vier Monate lang dieses Felseneiland gegen die ganze türkische Flotte und deren furchtbare Artillerie, sowie gegen ein Heer von mehr als 30,000 Janitscharen und Spahis, und mehr als ebenso viel Hülfstruppen aus Algier und den anderen Barbareesken-Staaten, siegreich vertheidigten, und schließlich den Kapudan-Pascha zum Abzuge zwangen. Diese Vertheidigung, welche in ihrer Art einzig dasteht, war hauptsächlich das Werk des damaligen Großmeisters des Johanniter-Ordens, des 72jährigen Johann de La Valette-Parisot, welcher die jetzige Hauptstadt von Malta gegründet und sein Andenken durch sein Wirken auf Malta überhaupt verewigt hat.

Malta ist bekanntlich eine kleine felsige Insel von 4½ Quadratmeilen Flächenraum, welche mit den noch kleineren Eilanden Gozzo, Cumino und Cominotte zwischen Sicilien und der Küste von Afrika liegt. Der dichte feste Kalksteinfels der Insel ist an seiner Oberfläche leicht wellenförmig und fällt an den Seiten meist steil und schroff in's Meer ab, bietet aber in geschützten Buchten etwa 12 bis 15 vortreffliche Hafenplätze, so daß Malta zu einer Schiffsfahrtsstation und Seefeste wie geschaffen erscheint. Dazu sind sein Klima und Boden (obschon dieser häufig nur aus einer 8 bis 9 Zoll dicken Schicht Dammerde besteht) sehr fruchtbar und erzeugen Getraide, Wein, Südfrüchte ꝛc. in Menge, sowie auch Baumwolle, und die Insel kennt keinen Winter und ist gesünder und milder als irgend eine. Unter diesen Umständen ist es denn sehr begreiflich, daß jener geistliche Orden, welcher seit den Kreuzzügen hauptsächlich dem Kampfe gegen den Islam oblag und Europa vor der Ueberfluthung durch denselben bewahren wollte, schon frühzeitig sein Augenmerk auf diese Insel richtete, als dem Johanniter-Orden in der Levante ein Bollwerk um das andere verloren ging. Waren doch Malta und Gozzo schon 1500 Jahre vor Christi Geburt blühende Kolonieen der Phönizier gewesen und von diesen an die Griechen übergegangen! Der Johanniter-Orden ist bekanntlich durch Kaufleute aus Amalfi gestiftet worden, welche 1048 von dem Khalifen von Egypten die Erlaubniß ausgewirkt hatten, unweit des heiligen Grabes in Jerusalem eine christliche Kapelle und eine Herberge für die Pilger aus dem Abendlande errichten zu dürfen. Diese Kapelle, zum Unterschied von der griechischen die lateinische genannt, wurde den Benediktinern übergeben, und in der ganzen Christenheit Sammlungen veranstaltet, um aus der Herberge ein Spital für die Pilger beider Geschlechter zu machen, und die dienenden Brüder dieses Hospitals nannten sich nach einer, mit jener Kirche verbundenen Kapelle St. Johannis des Täufers nun Johanniter. Etwa um das Jahr 1112 wandelte sich diese Bruderschaft in einen geistlichen Orden mit drei Klassen um, welcher 1118 und 1120 die Bestätigung des Papstes erhielt, und sich nicht nur der Pflege und Seelsorge bei den kranken Pilgern widmete und diesen das Geleite von einem heiligen Orte zum andern gab, um sie vor den räuberischen Horden der Wüste zu schützen, sondern auch bald nebst den Tempelherren und den Rittern vom heiligen Grabe den Kampf gegen die moslemitischen Feinde der Christenheit aufnahm. Nach der Eroberung Jerusalems durch den Sultan Saladdin von Egypten 1187 mußte der Orden sein Hospital und seinen Sitz nach der Feste Margat in Phönizien und einige Jahre später nach Ptolemais verlegen, wo er über ein Jahrhundert blieb. Als im Jahr 1291 auch Ptolemais durch die Egypter erobert ward, übersiedelten die Johanniter zunächst nach der Insel Cypern, eroberten sich dann 1309 ein eigenes Besitzthum auf der Insel Rhodus, setzten sich hier fest, unterwarfen sich die ganze Insel und erhielten bald Zuwachs durch die Mitglieder des aufgelösten Ordens der Tempelherren (1311). Von nun an nannten sie sich Rhodiser-Ritter, und bildeten mehr als 200 Jahre lang unter fortwährenden Kämpfen gegen die Türken ein mächtiges Bollwerk der Christenheit gegen die Ueberfluthung durch die Ungläubigen. Die Schilderung der heldenmüthigen Kämpfe des Ordens unter den verschiedenen Großmeistern auf Rhodus würde Bände füllen, namentlich bei Anlaß der Belagerung von 1480, wo Muhammed II. die Ritter mit 100,000 Türken angriff, aber gleichwohl mit einem Verlust von 19,000 Todten und 15,000 Verwundeten abziehen mußte. Allein Soliman II. griff 1522 Rhodus abermals mit einem Heere von 300,000 Mann und einer gewaltigen Flotte an, und dießmal mußten die Ritter Rhodus übergeben (24. Oktober 1522). Nachdem die Ritter auf Kandia, Sicilien, in Viterbo, Syrakus, Nizza und an anderen Orten vergebens sich festzusetzen versucht hatten, erhielten sie 1530 von Kaiser Karl V. Malta nebst den Eilanden Gozzo, Cumino und Cominotto und der Feste zu Tripolis, begannen nun Malta zu befestigen und die barbareskischen Seeräuber zu bekriegen, welche damals ihr Unwesen auf dem mittelländischen Meere trieben, und nannten sich fortan Malteser-Ritter. Nachdem 1556 Tripolis dem Orden verloren gegangen war, beschloß Sultan Soliman II. im Jahr 1565 einen entscheidenen vernichtenden Schlag gegen Malta zu führen und die Insel um jeden Preis in seine Gewalt zu bekommen.

Zu Anfang Mai's 1565 erschien die türkische Flotte auf der Höhe von Malta, bestehend aus 150 Ruderschiffen, welche 30,000 Mann Kerntruppen zu Fuß und zu Pferd führten, und einer Unzahl Transportschiffen mit dem schwersten Belagerungs-Geschütz, den Vorräthen an Munition und Proviant und etwa 7000 Sklaven, welche zu den Schanzarbeiten verwendet werden sollten. Die Ausschiffung der Türken geschah in der Bucht von St. Thomas, und kostete denselben gegen 1500 Mann. Ihr erster Angriff wendete sich gegen das Kastell St. Elmo, welches auf unserm Bilde die Mitte einnimmt und auf der vorspringenden Felsenspitze liegt, die den größten Hafen auf der Nordseite Malta's in zwei Theile scheidet. Dieses Kastell, anfangs nur von 60 Mann Besatzung vertheidigt, bildete den Mittelpunkt der ganzen Belagerung, und an ihm zerschellten sich bei den verschiedenen Angriffen mehr als 8000 Türken den Kopf. Am 24. Mai wurde die erste Bresche geschossen und zwar mit Geschützen, welche Kugeln von 60, 80 und 160 Pfund Stein warfen. Allein jeder Sturm der Bresche ward von den Rittern und ihren Truppen siegreich abgeschlagen. Die Türken erhielten beinahe täglich neue Verstärkungen an Schiffen und Mannschaft, z. B. durch den Renegaten und Korsaren Uelüzzi Ali sechs Galeeren mit 900 Mann kühner Truppen, durch Dragut 16 Galeeren,

Digitized by Google

8 Galioten und 1600 wilde Korsaren, und Dragut galt für einen solch erfahrenen Kriegsmann, daß Soliman seinen Generälen und Admirälen ausdrücklich anempfohlen hatte, nichts ohne Mitwirkung Dragut's zu thun, welcher an der Belagerung einen solch thätigen Antheil nahm, daß das kleine Vorgebirge, welches Dragut damals befestigte und zu einer wichtigen Belagerungsbatterie erhob, noch heutzutage seinen Namen führt (Kap Dragut; Pointe de Dragut).

Allein wie energisch und schonungslos auch Kara Mustapha, der Kapudan-Pascha der türkischen Flotte, bei dieser Belagerung auftrat und seine Kriegsvölker bald durch Drohungen, bald durch Fanatismus und glänzende Versprechungen in den Tod trieb, wie sehr auch sein zahlreiches Geschütz vom größten Kaliber Tod und Vernichtung auf die Festungswerke hinüberschleuderte, — er erzielte dennoch keine erheblichen Erfolge. Ihm gegenüber stand als Großmeister des Malteser-Ordens die Heldengestalt des 72jährigen Greises Johann de la Valette-Parisot, eines Franzosen der schon seit seiner Jugend dem Orden angehörte und in Hunderten von Kämpfen seinen Muth und seine Festigkeit erprobt hatte. Mit beinahe jugendlicher Rüstigkeit war La Valette überall voran, wo Gefahr drohte, warf die eigene Brust dem Feinde entgegen, und theilte mit seinen Rittern die er von der Seite des Ehrgeizes, der Religion und des ritterlichsten Enthusiasmus zu packen wußte, jede Entbehrung, Gefahr und Strapaze; er besserte die Lauen, kräftigte die Muthlosen, sammelte die Zerstreuten, beschwichtigte die Unbotmäßigen und wußte seine unerschrockene Festigkeit nicht nur den sämmtlichen waffenfähigen Männern, sondern selbst den Weibern und Kindern der Insel mitzutheilen, welche sich durch Werfen von Brandreifen, von Feuerwerk und Petarden, durch Schanzarbeit, durch Ausgießen von siedendem Wasser, Oel und Pech über die Köpfe der stürmenden Türken, an der Vertheidigung betheiligten. Ein furchtbarer Sturm am 16. Juni, nachdem das Geschützfeuer der Türken die Mauern beinahe ganz zerschmettert hatte, ward in achtstündigem Kampfe ab-

La Valetta, die Hauptstadt Malta's, vom Hafen ausgesehen.

geschlagen, und ebenso wurden die Türken auch von den Kastellen von St. Angelo, Bormola und anderen zurückgeschlagen. Die tapfersten Ritter blieben auf den Mauern und in den Breschen bei diesen Stürmen. Sogar im Wasser ward der Kampf schwimmend mit der blanken Waffe erbittert geführt, um den Türken das Eindringen in den innern Hafen und das Landen in der Stadt streitig zu machen. Um jede Anhöhe, welche die Festungswerke überragte, ward gekämpft, und jede blieb schließlich in der Gewalt der Ritter. Nichts erschütterte den tapfern, umsichtigen, unermüdlichen La Valette; selbst nicht der Heldentod seines eigenen Neffen und eines Freundes desselben Namens Polastron bei Zerstörung einer Landungsbrücke, welche die Türken im großen Hafen anzulegen versuchten. Am 2. August stürmten die Türken sechs Stunden lang, am 7. August vier Stunden lang vergebens das Fort St. Michel und die kastilische Bastei, und am 18. und 19. wurde die Berennung mit derselben Hartnäckigkeit aber gleichem Mißerfolg wiederholt.

Aber diese Stürme und die noch wilderen vom 21. und 23. August dienten nur dazu, die Blüthe des türkischen Heeres hinzuliefern, und die Türken sowohl wie ihre algierischen Hülfstruppen waren so entmuthigt, daß sie bei einem neuen Sturm am 1. September gar nicht vorzurücken wagten, sondern nur mit den Säbeln auf ihre Schilde schlugen, bis der Kapudan-Pascha diese List merkte und sie mit Gewalt in die Breschen treiben ließ.

La Valette und die seinigen hatten anfangs darauf gerechnet, der spanische Vicekönig von Neapel werde ihnen von Sicilien aus zu Hilfe kommen, wie er versprochen hatte und verpflichtet war, denn der König von Spanien war ja der Beschützer des Malteser-Ordens. Allein die eigene Lage des Vicekönigs war eine schwierige geworden, und er mußte stündlich fürchten, wenn er Siciliens Küsten und Gewässer von Truppen und Kriegsschiffen entblöße, werde eine neue türkische Flotte landen und Sicilien erobern. So war die Noth der Ritter durch den Verzug der Hülfe in den letzten Ta-

gen des Augusts so hoch gestiegen, daß sie nur etwa noch 250 waffenfähige Ritter und etwa 1700 sonstige waffenfähige Männer musterten und daß ihre Vorräthe an Kriegsmaterial und Lebensmitteln ebenfalls auf die Neige gingen. Sie beschlossen also, sich lieber ihrer Pflicht getreu unter den Trümmern ihrer Festungswerke zu begraben, als diese preiszugeben, wenn die Hülfe länger säume. Allein wenn die Noth am größten, dann ist auch die Hülfe am nächsten. Auch dem Kapudan Pascha war gemeldet worden, daß seine Munitionsvorräthe beinahe zur Neige gegangen seyen und das Mehl selbst für sein so stark vermindertes Heer kaum mehr auf 25 Tage reiche; er wollte daher, bevor er abziehen mußte, mindestens noch die Altstadt erstürmen und deren Bewohner als Sklaven hinwegführen, und wagte zu diesem Zwecke am 30. Aug. und 1. Septbr. einige Stürme. Gleichzeitig war am 1. Septbr. die Flotte des spanischen Vicekönigs von Neapel unter Segel gegangen, aber in der folgenden Nacht wegen heftigen Sturmes wieder umgekehrt und nicht mehr ausgelaufen, was die Soldaten so sehr erbitterte, daß sie laut murrten und nach Malta geführt zu werden verlangten. Dem

G. F. Handel. 8 Septembr. 12
1741.

Georg Friedrich Händel. (Text hiezu S. 31.)

Vicekönig entging nicht, daß die Offiziere denselben Wunsch hegten, und er gab nach, schiffte sich am 6. Septbr. wieder ein und erschien noch am selben Nachmittag Angesichts der Insel Malta und warf am Morgen des 7. bei Cumino und Cominotto Anker, lief dann in der Bucht von Mellesa ein und schiffte mehrere tausend Mann mit Geschütz, Munition und Proviant aus. Ein Angriff der Türken am 7. September ward abgeschlagen und zurückgeworfen und die fliehenden Ungläubigen noch bis ins Wasser verfolgt, worauf der Kapudan-Pascha die schwachen Ueberreste seines einst so gewaltigen Heeres einschiffte und damit nach Konstantinopel zurücksegelte. Der Vicekönig sah von der Burg zu Syracus aus die türkische Flotte vorüberfahren und erhielt dadurch die Kunde vom Entsatz der Insel noch vor der Botschaft.

So ward diese denkwürdige Belagerung aufgehoben, bei welcher die Türken über 20,000 Todte gehabt hatten, aber die Malteser ebenfalls den Verlust von 260 Rittern und mehr als 7000 Sol-

Digitized by Google

daten oder Einwohnern beklagen mußten. Alle Befestigungen lagen in Trümmern, alle Kanonen waren demontirt oder geborsten, die ganze Insel hatte nur noch 600 waffenfähige Männer, und die Munition wie die Lebensmittel waren nahezu erschöpft. Die meisten Ritter waren seit 4 Monaten kaum mehr aus den Kleidern gekommen, und die Mehrzahl trug Wunden und Narben zur Schau. Die Freude über den Entsatz von Malta war daher ungeheuer und fand den lebhaftesten Widerhall in der ganzen Christenheit, und zum Andenken an den erfochtenen Sieg gab man dem Bourg oder Hauptflecken der Insel, dem Schauplatz der letzten Kämpfe, den Namen Città vittoriosa, siegreiche Stadt.

La Valette erhielt von allen Monarchen Europa's Ehrengeschenke und Achtungsbezeugungen; Papst Pius IV. wollte ihn zum Kardinal erheben, aber er lehnte es ab, „weil niemand zweien Herren dienen könne." Des Großmeisters ganzes Dichten und Trachten ging nur dahin, Malta's Festungswerke aus dem Schutt neu aufzubauen und die Insel wieder zu bevölkern, und er sandte deßhalb an alle Monarchen Europa's Gesandte ab, um sich Geldunterstützungen zu erbitten, die denn auch von Frankreich, Spanien und England reichlich, von Oesterreich spärlich gewährt wurden. La Valette hatte erfahren, daß Sultan Soliman II. beim Propheten gelobt, im nächsten Jahre eine noch größere Flotte und Streitmacht auszusenden und Malta um jeden Preis zu erobern, und da er befürchten mußte, diese neue Expedition könnte eintreffen, ehe er noch im Stande gewesen sey, die beschädigten Festungswerke auszubessern, so gerieth er auf einen Einfall, dessen Ausführung nur eine verzweiflungsvolle Lage rechtfertigen konnte. Er sandte nämlich einige Ritter und Brüder von griechischer Zunge nach Konstantinopel mit dem Befehl, das Arsenal daselbst anzuzünden, was denn auch geschah. Bei diesem Brande wurden eine Menge derjenigen Fahrzeuge vernichtet, welche gegen ihn hätten ausgeschickt werden sollen, und ein Schaden angerichtet, welcher es dem Sultan auf Jahre hinaus unmöglich machte, wieder einen Seekrieg zu beginnen.

Sobald La Valette sich vor Soliman sicher wußte, begann er mit dem Wiederaufbau der Befestigungen und mit der Gründung einer neuen Stadt auf dem Berge Sceberras hinter dem Kastell von St. Elme, derselben Stadt, welche seinen Namen führt und derewigt. Der Grundstein zu der Stadt La Valetta wurde am 28. März 1566 feierlich gelegt, und so soll unser kurzer Aufsatz das 300jährige Jubelfest der Belagerung von Malta und der Gründung von La Valetta feiern helfen, denn Einer ist uns in der Feier dieser denkwürdigen historischen Ereignisse schon zuvorgekommen, nämlich der verdiente schwäbische Dichter Friedrich Notter, dessen jüngst erschienenes Drama: „Die Johanniter" (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. 1865), eine der gediegensten Schöpfungen der neueren dramatischen Literatur, ein Werk voll echter Poesie und großartigem Schwung, jene große That La Valette's in würdigster Weise verherrlicht. Der heldenmüthige Großmeister, welchen wir in der That mit Fug den letzten Ritter nennen dürfen, erlebte den Ausbau seiner Schöpfung nicht mehr. Nachdem er mehrere Jahre in dem Bau der Stadt und ihrer Mauern und Wälle denselben Eifer und dieselbe Thatkraft an den Tag gelegt, wie in der Vertheidigung der Insel, und noch Undank und Unbeständigkeit von Seiten einer Handvoll junger spanischer Ritter, welche die im letzten Kampfe gefallenen Helden ersetzt hatten, erfahren gemußt, holte er sich auf der Jagd einen Sonnenstich und endete sein vielbewegtes Leben voll Kampf und Unruhe am 22. August 1568 durch den friedlichsten Tod.

La Valetta ward erst einige Jahre nach dem Tode seines Gründers unter dem Großmeister Peter del Monte zum Sitz des Ordenskapitels und Aufenthalt der Ritter. Aber nur La Valette's gewaltiger Wille und Geist hatten den Zerfall des Ordens noch aufzuhalten vermocht, welchem mit der Kirchenbesserung und dem Aufblühen des Ritterthums einige seiner festesten Stützen brachen. Wohl verzeichnen die Annalen des Ordens noch eine lange Reihe tapferer Siege der Ritter zu Wasser und zu Lande, aber allmählig verlor der Orden seine zahlreichen Besitzungen in den europäischen Ländern (so z. B. seine Güter in Deutschland durch die Friedensschlüsse von Osnabrück und Münster), verkümmerte durch den Einfluß der Jesuiten und war nicht mehr im Stande, sich den Forderungen der Neuzeit anzubequemen, obschon zu Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts im Orden selbst sich ein Anstoß hiezu fand. Die politischen Ereignisse beschleunigten den Zerfall des Ordens, welcher 1782 noch über dreitausend Mitglieder gezählt hatte. Ein Beschluß der französischen Republik vom 19. Septbr. 1792 verordnete die Einziehung aller Ordensgüter in Frankreich und erklärte denjenigen des französischen Bürgerrechts verlustig, der eine Ahnenprobe fordern oder leisten würde. Bezeichnend schloß der Großmeister Rohan im folgenden Jahre einen Vertrag mit dem Kaiser Paul von Rußland ab, damit dieser das Protectorat über den Orden übernehme; auch dieser ferne Beschützer vermochte den Zerfall des Ordens nicht mehr aufzuhalten; denn als am 9. Juli 1798 Bonaparte vor Malta erschien und zu landen verlangte, verlor der damalige Großmeister Freiherr von Hompesch, ein westphälischer Junker ohne Geist und Energie, den Kopf so vollständig, daß er am 12. Juli kapitulirte und die Insel ohne Schwertstreich den republikanischen Freischaaren überließ. Bald darauf boten Kurfürst Maximilian Joseph von Bayern und verschiedene andere deutsche Fürsten den Orden in ihren Ländern ebenfalls auf und zogen seine Güter ein, und so sind die Namen Malteser und Johanniter allein übrig geblieben als Titel für adelige Herren verschiedener Länder, die nur noch als leere Zierrath den Stern mit acht Spitzen tragen, aber nicht mehr gegen die Ungläubigen kämpfen.

Das heutige La Valette, die Hauptstadt der nun britischen Insel, ist eine ebenso interessante als bedeutende Stadt von mehr als 60,000 Einwohnern, welche unter der britischen Herrschaft bedeutend gewonnen hat. Die Mitte unseres Bildes nimmt das heutige Fort St. Elme ein; rechts davon liegt der Marsamuscette oder kleine Hafen, welcher jetzt als Quarantänehafen verwendet wird; links öffnet sich der Grand Port, nunmehr der große Freihafen, beide sehr sicher und gut gedeckt durch starke, in das anstehende Gestein gehauene Befestigungen. Die britische Mittelmeerflotte hat hier ihre Station und beinahe täglich berühren die Dampf-Paketboote der verschiedenen Schiffahrts-Gesellschaften den Hafen von La Valetta. Die Stadt enthält fünf Quartiere und Vorstädte mit geraden regelmäßigen Straßen, viele Kirchen, worunter die schöne Kathedrale San Giovanni; ferner den ehemaligen Palast des Großmeisters (worin nun ein steifer hochmüthiger britischer hof-cuter als Gouverneur residirt), den Palast der sieben Zungen oder das ehemalige Ordenshaus der Ritter (denn man nannte die Provinzen oder Landsmannschaften im Orden selbst ehedem Zungen, z. B. provençalische, englische Zunge ꝛc.), das Stadthaus, Universitäts-Gebäude, See-Arsenal, das Hospital und gegen 20 Klöster und Klosterkirchen. Zur Universität gehören noch eine Sternwarte, ein botanischer Garten, der südlichste in Europa, eine umfangreiche Bibliothek mit Sammlungen von Antiquitäten ꝛc. Zwei Angelpunkte sind es, um welche sich das Leben auf Malta dreht: der Handelsverkehr und die Garnison; beide machen sich in der Physiognomie der Stadt recht augenfällig geltend. Denn einerseits bemerkt der Fremde bei jedem Schritte in den engen Straßen nur Börsen, Banken, Versicherungs-Gesellschaften und Comptoirs; anderseits drängen sich ihm bei jeder Wendung des Glücks Kasernen,

Digitized by Google

Bollwerke, Forts, Batterieen und rothröckige Soldaten auf, neben denen die übrige Einwohnerschaft, ein rührriges Mischvolk von Arabern, Italienern, Unreingeborenen, Juden u. s. w. beinahe verschwindet, denn mit dem rothen oder blauen Soldatenrocke wetteifert nur das geistliche Gewand der verschiedenen Mönchs- und Nonnen-Orden an Häufigkeit. Der Fremde, welcher das Schiff verläßt und auf den gewaltigen in Stein gehauenen Treppen zur hochgelegenen Stadt emporsteigt, glaubt sich in ein Babel versetzt, wenn er zuerst auf die verschiedenen fremden Klänge lauscht, die ihn umgeben: Englisch, Französisch, Italienisch in ihren verschiedenen Nuancen und Dialekten schwirren hier durch einander mit dem eintheimischen Maltesisch (einem verdorbenen Arabisch) und mit spanischen Dialekten, und die Umgebungen der sieben Häfen von La Valette zeigen eine Mannichfaltigkeit von Trachten all' der Völkerstämme, welche die Küstenländer des Mittelmeeres bewohnen. Allein weitaus schöner, poetischer und ansprechender als eine Wanderung bei Tage durch die von der glühenden Sonne vergoldete Stadt ist eine Nachtwanderung im Vollmondlicht, wenn die Straßen leer sind, wenn der Mondschein die alten und alterthümlichen Gebäude der verschiedenen Stadttheile mit seinem geisterhaften Silberschimmer überfluthet, wenn die Bildwerke und Ornamente an den alten Häusern aus dem 15. und 16. Jahrhundert halb dämmerig aus Wand und Fläche hervortreten, und man glauben möchte, es werde jetzt im nächsten Augenblick irgend ein alter Malteser Ritter im weißen Pallium oder der rothen Talmatica aus einem der dunklen Säulengänge oder auf einen der steinernen Balkone heraustreten, oder als würden die alten steinernen Ritter und Heiligen auf den Konsolen oder unter den Baldachinen an den Straßenecken wie durch Zauberschlag lebendig! Dann tritt die Gegenwart zurück, und mit weiberoller Täuschung sieht sich der Fremde zurückversetzt in das alte, unverkümmerte, geschichtliche Malta aus der Zeit der letzten Kämpfe gegen den andringenden Halbmond der Moslemim! —

Georg Friedrich Händel.

(Mit Portrait.)

Unter den Heroen der Älteren deutschen Musik nimmt Händel, der bis jetzt unerreichte Meister im Oratorium, einen Rang ein, den ihm auch die fernste Nachwelt nicht streitig machen wird. Für uns Deutsche ist es um so mehr Pflicht, seiner in Dank und Liebe zu gedenken, da auch er einer von jenen deutschen Genieo war, denen das Vaterland und die deutschen Zeitgenossen die verdiente Anerkennung versagten, weil sie ihrer Zeit voraus eilten, weil ihr Leben in eine Zeit fiel, wo deutsche Kunst und Wissenschaft bei den deutschen Fürsten nichts galt, bevor sie nicht die Feuerprobe im Ausland bestanden hatten, und wo die Nachäfferei französischer Trachten, Anschauungen, Laster und Vorurtheile unter den sogenannten gebildeten Ständen zu tief eingewurzelt war, als daß man sich des deutschen Verdienstes nur einigermaßen hätte annehmen mögen. Daher kam es, daß Händel dem Vaterlande den Rücken wandte und unter harten Kämpfen in England sich Geltung errang und dort lebte, wirkte und starb.

Georg Friedrich Händel war geboren am 24. Februar 1684 als der Sohn eines Baders zu Halle an der Saale, welcher den Jungen schon von frühe auf zum Juristen bestimmt hatte, und ihm daher verbot irgend ein Instrument zu berühren, weil des Knaben frühe ausgesprochene besondre Neigung zur Musik diese seine Pläne zu durchkreuzen drohte. Allein ein Talent und Beruf von solch ausgesprochenem Charakter, wie es Händel besaß, läßt sich nicht knechten, und so fand der Knabe dennoch Gelegenheit, sich auf einem alten Klavier zu üben, welches auf dem Speicherboden versteckt war. In seinem siebenten Jahre ward er auf seine dringenden Bitten von dem Vater mit nach Weißenfels genommen, wo das Orgelspiel des Knaben die Aufmerksamkeit des Herzogs erregte und ihm dessen Protektion zuwandte. Er bekam nun Unterricht im Klavier und Orgelspiel und in der Satzkunst von dem Dom-Organisten Zachau in Halle, komponirte schon im 9. Jahre Kirchenmusik, kam dann 1698 als Virtuos auf dem Klavier und der Orgel nach Berlin, erregte daselbst großes Aufsehen, erwarb sich die Achtung der Musiker Buonencini und Attilio, namentlich auch durch seine Kompositionen, und die Gunst des Kurfürsten, welcher ihn zu seiner weiteren Ausbildung nach Italien schicken wollte. Händels Eltern lehnten dieß jedoch ab und der Jüngling kehrte wieder nach Halle zurück, wo bald darauf sein Vater starb. Händel ging nun nach Hamburg, wo unter der Leitung von Reinhard Keiser eine sehr gute Oper bestand, und legte sich hier auf die dramatische Musik. Als Keiser in Schulden gerieth und von der Direktion zurück treten mußte, übernahm Händel im Verein mit Mattheson die Direktion, komponirte seine erste Oper „Almire" und brachte sie am 8. Januar 1705 daselbst zur Aufführung, wo sie einen Erfolg über alle Erwartungen hatte, so daß Händel schon am 25. Februar seine zweite Oper „Nero" folgen ließ, welche gleichfalls mit großem Beifall aufgenommen wurde. Händel gab in Hamburg noch sehr viel Klavierunterricht, um seine prekären Einnahmen vom Theater zu vermehren, und sand außerdem und neben seiner Direktion noch Zeit zu einer Menge von Klavier-Kompositionen, Liedern und Kantaten, so wie zur Schöpfung zweier weiteren Opern: „Florinde" und „Daphne", welche 1708 zur Aufführung kamen. Noch im selben Jahre ging er nach Italien, wohin ein Ruf schon gedrungen war und wo er sehr bedeutende Erfolge errang. Einer neuen Oper von ihm: „Rodrigo", die 1709 in Florenz aufgeführt wurde, folgte zu Anfang des nächsten Jahres zum Carneval die Oper „Agrippina", welche er innerhalb 3 Wochen komponirt hatte, und die 27mal hinter einander aufgeführt werden mußte. In Rom und Neapel ward er mit Lob und Ehren überhäuft und kehrte dann in sein Vaterland zurück, um einen Ruf als Kapellmeister nach Hannover anzunehmen. Von hier besuchte er England, den künftigen Wirkungskreis auf welchem sein Talent sich vollends ausbilden, sein Lebensschicksal sich entwickeln sollte. Sein Ruf war bereits nach England gedrungen, wo damals die Deutschen bei Hofe und beim Adel in besonderem Ansehen standen, und so fand denn auch Händel in diesen Kreisen die zuvorkommendste schmeichelhafteste Aufnahme. Der Aufforderung, eine Oper für London zu schreiben, entsprach er innerhalb vierzehn Tagen und die so entstandene Oper „Rinaldo" ward nicht nur als Neuigkeit mit dem größten Beifall aufgenommen, sondern war auch volle 15 Mal des stürmischen Applauses sicher. Er kehrte zwar vorerst wieder nach Hannover zurück, übersiedelte aber 1712 ganz nach England und nahm daselbst seinen dauernden Wohnsitz.

Zwei Te Deum, das eine zur Verherrlichung des Utrechter Friedens, das andre auf den Sieg bei Dettingen, welche er bald nach seiner Ankunft in England komponirte, waren die ersten bedeutsameren Vorläufer dessen, was er später auf dem Gebiete der ernsten Musik leistete. Er komponirte zwar in England schon ziemlich viel Kammer- und Kirchenmusik, allein seine vorherrschende Thätigkeit war doch der Oper zugewandt, welche überdem nicht dasjenige Fach war, für welches Händels Genius besonders Begabung zeigte. Die siebzehn Jahre von 1712 bis 1729, welche er beinahe ausschließlich dem Theater und der Opernmusik widmete, waren seine mühevollsten und undankbarsten, und er mußte die Demüthigung erfahren, daß seine Opern noch in den Jahren seiner besten Kraft vom Repertoire verschwanden. Und doch war seine Fruchtbarkeit gerade auf diesem Gebiete ungemein groß, wie denn an Leichtigkeit des Schaffens und Ergiebigkeit der produktiven Phantasie sich nur wenige Musiker mit Händel messen können. Von 1713 — 15 schrieb er drei große Opern: Theseus, Il pastor fido (den getreuen Schäfer) und den Amadis von Gallien. Er wußte die frostigen unmusikalischen Engländer so zu elektrisiren, daß sich die Idee, die Londoner Oper unter seiner Direktion zur ersten der Welt zu machen, unter der Londoner vornehmen Welt heranbildete. Im Jahr 1720 ward diese Idee verwirklicht; der König, der Hof, der gesammte höhere Adel subscribirten zu einer bedeutenden Summe, um unter dem Namen einer „Königlichen Akademie der Musik" eine großartige Oper mit Händel als Direktor zu gründen, und ihm zunächst die Gewinnung des Personals zu überlassen. Händel angazirte die bedeutendsten Sänger jener Zeit, so z. B. in Dresden den Kastraten Benesino und die Durastanti. Allein Neid und Mißgunst sollten Händels Wirksamkeit in London bald sehr erschweren; er hatte an den beiden italienischen Komponisten Buononcini und Attillo, dieselben, welche sich seiner als vierzehnjährigen Knaben in Berlin so freundlich angenommen, zwei gehässige Nebenbuhler gefunden, denen diese Herren wähnten sich im Besitze des Monopols, für die Londoner die neuen Opern zu componiren, und ein Sieg, welchen Händel über sie erfocht, machte sie ihm vollends abhold; er hatte nämlich zur Oper „Rucino Scävola," welche am 23. März 1721 zur Aufführung kam, den dritten Akt, jene beiden aber den ersten und zweiten Akt geliefert, und Händels Musik weitaus den größten Beifall errungen. Der deutsche Meister hatte die beiden Italiener ganz in den Schatten gestellt, und stand als Komponist und Dirigent beinahe unerreicht da. Er bekleidete diese Stellung

Digitized by Google

bis zum Jahre 1729, und hatte bis dahin noch dreizehn weitere Opern gesetzt, welche sämmtlich mit großem Beifall aufgenommen wurden. Das Jahr 1729 war der Wendepunkt seiner künstlerischen Wirksamkeit. Er gerieth nämlich als Dirigent in Streit mit dem schon erwähnten Castraten Benesino und einigen seiner Singgenossen, welche der Beifall und die Huldigungen der vornehmen Welt übermüthig gemacht hatten, und diese intriguirten nun gegen ihn, um ihrerseits namentlich die Herren vom hohen Adel, welche schon zu jener Zeit solchen Opernprinzessinnen beiderl huldigten, gegen Händel auf. Eines Tags weigerte sich die Sängerin Cuzoni, eine Arie von Händel zu singen, da sagte der leidenschaftliche, bärenstarke, riesige Händel sie um den Leib, hob sie in die Höhe und drohte sie zum Fenster hinaus zu werfen, wenn sie nicht singe; die erschreckte Sängerin sang nun zwar, aber alle ihre Kollegen traten auf ihre Seite. Händel war heftig und eigensinnig, und dachte vielleicht von seinen Sängern und Sängerinnen ganz so wie sie es verdienten; aber je weniger er geneigt war, von seinen Forderungen abzulassen, desto trotziger waren die Anderen, und der Streit gedieh so weit, daß er dem Theater-Komité zur Entscheidung vorgelegt werden mußte, das nach britischer Sitte aus lauter Lords und hochangesehenen Herren vom Hofe bestand, welche in mehr oder weniger intimen Beziehungen zu den Theater-Prinzessinnen standen. Händel verlangte die Entlassung des Castraten Benesino, welche das Komité verweigerte. Händel konnte und wollte von seinem Verlangen nicht abstehen und die Königliche Akademie löste sich auf. Händel übernahm nun die Oper im Haymarket-Theater auf eigene Rechnung und holte sich ein neues Personal aus Italien; allein mittlerweile hatte die Adelspartei durch freigebige Subscription ein zweites Opernhaus in Lincoln's-Inn-Fields unternommen und die Direktion desselben dem Castraten Farinelli übertragen. Vier Jahre lang hielt er mit der ihm eigenen Zähigkeit und Thatkraft diese Konkurenz, jedoch nur mit entschiedenem Schaden, und mußte dann endlich die Oper in Haymarket seinen Gegnern überlassen, weil das Publikum in seiner blinden und urtheilslosen Nachahmung der Mode dem fashionablern Theater Farinelli's nachlief. Ueberdem war nachgerade ein anders Genre der Oper in die Mode gekommen, nämlich Hasse's leichte, sangbare, flache Musik, welche den Sängern mundgerechter und dem großen Publikum verständlicher war, als die gehaltvollere und tiefere Musik Händels. Dieser hatte sein Vermögen und die Gunst des Hofes eingebüßt, war in Schulden und Noth gerathen. Seine früheren Freunde und Gönner und Schmarotzer hatten ihn verlassen; aus dem Schuldthurm befreite ihn eine öffentliche Subscription, aber sein Gemüth hatte unter diesen verschiedenen Schicksalsschlägen so sehr gelitten, daß sein Geist verdüsternd zerrüttet war und er unter ärztliche Pflege genommen werden mußte. Endlich erbarmten sich einige seiner Freunde des niedergedrückten Mannes und streckten ihm die Mittel vor, die Bäder in Aachen zu gebrauchen, denen er die Wiederherstellung seiner Gesundheit verdankte.

Nach seiner Genesung componirte Händel zwar noch einige Opern, aber er wollte mit dem Theater selbst nichts mehr zu thun haben und wandte sich bald ganz von demselben ab. Er schrieb im Ganzen 44 Opern (zwei davon, in Rom und Neapel gesetzt: Il Trionfo del tempo, und Acigo e Galatea, gehören eigentlich mehr zu den Kantaten und Oratorien) und 3 Pasticcios; aber diese Opern haben im Grunde keinen hervorragenden musikalischen Werth, und dürfen vor allem nicht mit dem Maßstab der heutigen dramatischen Musik gemessen werden. Was man damals unter Oper verstand, war nicht einmal unserem heutigen Singspiel gleichwerthig: eine lose Aneinanderreihung von Arien, Recitativen, seltenen Duetten und Chören, ohne einen dramatischen Entwicklungsgang, ohneinnere Nothwendigkeit der Folge, ohne Wahrheit der Handlung und der Charaktere, — es waren nur Gelegenheitsstücke, an denen der Sänger seine Virtuosität entfalten konnte und welche nur durch eben diese getragen wurden und zur Geltung kamen. Dagegen läßt sich selbst diesen Händel'schen Opern, wie sehr sie auch noch einer kindischen Stufe der dramatischen Musik angehören mochten, doch ein ungemeiner Melodieen-Reichthum, ein gewisser idealer Schwung und edle Leidenschaft nicht absprechen, und einige Arien, z. B. „Ombra cara“ aus der Oper „Rhadamiß“ sind noch bis auf den heutigen Tag Lieblings-Partheien italienischer Concertsänger und Sängerinnen. Auch ist notorisch, daß viele spätere Opern-Komponisten, Italiener wie Franzosen, von dem allen bisheran vergessenen Händel auf sehr ungenirte Weise entlehnt haben.

Die neue Bahn, welche Händel betrat, war der Entkaltung seines großen Genius weit günstiger; in seinen Oratorien konnte er die ganze Fülle seiner schöpferischen Einbildungskraft, die ganze Kühnheit seiner Ideen, die ganze Würde und Anmuth seiner Bestrebungen zu Tage kehren, und ist auf diesem Gebiete bis zur Stunde noch der unerreichte Meister geblieben. Sein erstes Oratorium Esther, 1720 entstanden, mußte 1732 elfmal hinter einander aufgeführt werden. 1733 entstand das Oratorium Athalia (bei einer feierlichen Promotion in Oxford zum ersten Mal aufgeführt), 1736 das „Alexanderfest“, 1738 Israel in Egypten und L'Allegro ed il Penseroso, und 1740 der Saul und der Messias.* Als dieser am 12. April 1741 zur Aufführung kam, blieb bei der zweiten Vorstellung das Haus leer. Die großartig und herrlich das Werk auch ist, für die sklavisch-litterarisch unmusikalischen Leiten waren alle diese Schönheiten des Messias nur Perlen die man vor die Schweine geworfen hatte. Der leichtfertige Hof war Händel abgeneigt, Adel und Künstler hatten gegen ihn Partei gemacht, und der Trotz der übrigen sogenannten Gesellschaft ahmte blindlings das Vorurtheil der tonangebenden „obersten Zehntausend“ nach, deren ästhetisches Urtheil nirgends ein richtiges und unparteiisches ist.

Der arme Händel ward von diesem Mißerfolg schwer betroffen, denn seine Kasse war leer, und die vom Messias gehofften Einnahmen ausgeblieben. Er wandte sich nun nach Irland, und in Dublin ward der Messias mehrmals aufgeführt und von den erregbaren und empfänglichen Irländern mit ungemeinem Beifall aufgenommen und nach Verdienst gewürdigt. Händel blieb acht Monat lang in Irland, reiste im Lande herum, ließ seine Oratorien als Concerte aufführen und errang sich dadurch wieder eine ehrenhafte Selbstständigkeit. Der Erfolg den er auf der grünen Insel gefunden hatte, folgte ihm auch wieder nach England, und er bereitete von da an auch Großbritannien, gab in ähnlicher Weise seine Oratorien als öffentliche Concerte zum Besten, und brachte es dahin, daß sie so zu sagen in die Mode kamen. Seine übrigen Oratorien erschienen: „Samson“ 1742, „Semele“ 1743, „Judas Makabäus“ 1746, „Josuah“ 1747 und das letzte: „Jephtha“ im August 1751. Die Gesammtzahl seiner Oratorien beträgt 23 und umfaßt in der sogen. königl. Ausgabe 82 Foliobände. Den größten Triumph und Erfolg erntete Händel aber gerade mit dem Messias, jenem Werke dessen erste Aufführung von den kalten nüchternen Engländern nur darum so kühl aufgenommen worden war, weil ihnen offenbar alles Verständniß für die Erhabenheit und Schönheit dieser musikalischen Schöpfung fehlte. Der Messias ward später alljährlich zum Besten des Findlingsspitals aufgeführt und trug demselben ungeheure Summen ein. Das Genie des Meisters überwand alle Anfeindungen seiner Gegner und zum zweiten Male errang sich Händel den Preis und die Alleinherrschaft auf dem Gebiete der Musik, den ihm bis zu Haydn kein Nebenbuhler streitig zu machen vermochte. Obschon 1751 durch den grauen Staar des Augenlichts beraubt, setzte er die Aufführungen seiner Oratorien bis zu seinem Tode fort. Nachdem er am 6. April 1759 noch sein letztes Concert gegeben, erlag er am 14. einem Schlagflusse. Seine Leiche ward in der Westminster-Abtei unter den Großen der Nation beigesetzt, sein Grab durch ein prachtvolles Marmor-Denkmal bezeichnet, — eine posthume Anerkennung, welche einigermaßen das Unrecht sühnte, welches die Mitwelt dem Lebenden angethan hatte. Sein Andenken ward 1784, 1789 und noch öfter bis auf 1859 herab durch riesenhafte Aufführungen seiner Werke gefeiert. In Deutschland wurden seine Leistungen auf dem Gebiet des Oratoriums gleich vom Beginn ihres Bekanntwerdens an richtig gewürdigt, und ihm in der Geschichte der Musik seine Stellung angewiesen, die ihm für alle Zeiten gebührt. Es gab wohl später eine Zeit, wo Händels Bedeutung auch bei uns nicht mehr vollgültig gewerthet ward, wo die sklavische spielende Geschmackerichtung und Mode in der Musik den Leuten das Verständniß für diese riesige Kraft im Reiche der Töne raubte; aber seit dem Anfang dieses Jahrhunderts ist, insbesondere durch die Bemühungen von Abt Vogler, Hiller, Lindpaintner u. A. m. Händels Verdienst als Oratorien-Componist durch die erneuerte und öftere Aufführung seiner Schöpfungen der ganzen Masse der Gebildeten so überzeugend vor Augen geführt worden, daß wir Deutsche in mehr als einer Beziehung auf diesen Landsmann stolz sind, und daß seine Kompositionen bis in die kleinsten Dorfkirchen hinaus drangen, und das Gemüth zu erheben und die Seele mit feierlich weihevoller Stimmung zu erfüllen.

Ad. Marr.

*) Johann Adolph Hasse, einer der berühmtesten deutschen Meister und als Komponist von Opern- und Kirchenmusik zu seiner Zeit ungemein gefeiert, war am 25. März 1699 zu Bergedorf bei Hamburg geboren, schwang sich durch sein Talent zum Oberkapellmeister am kurfürstlichen Hofe in Dresden auf, nachdem er in Italien mehrere Jahre lang mit außerordentlichem Beifall als Kapellmeister gewirkt und eine Anzahl seiner Opern zur Aufführung gebracht hatte. Seine leichte, gefällige, fließende Musik, welcher allerdings häufig Tiefe und Kraft mangelt, gefiel den Italienern ungemein, und er ward besonders wegen seiner sangbaren Kantilenen von den Opernsängern, beiderlei Geschlechter sehr verehrt. Er war der Gatte der berühmten Sängerin Faustina Bordoni, deren Einfluß namentlich bei seinen späteren Kompositionen bemerkbar ist, wo seine Musikstücke vorzugsweise nur zu Paradestücken für die Virtuosität der Sängerinnen werden.

Digitized by Google

Das Thierleben im brasilianischen Urwalde.

Nach H. W. Bates.

Das Städtchen Egan am Oberlauf des Amazonenstroms im Herzen von Süd-Amerika, war ursprünglich ein Missionsdorf der Jesuiten, ist aber nun eine geheiblich emporblühende brasilianische Niederlassung, und liegt ziemlich genau in dem Mittelpunkte des ausgedehntesten ununterbrochensten Waldlandes auf der ganzen Erde. Es fällt sogar denjenigen, welche nie über die Grenzen Europa's hinausgekommen sind, nicht schwer, sich irgend eine allgemeine Vorstellung von dem zu machen, was ein derartiger unabsehbarer Landstrich von baumartiger Vegetation seyn muß, der nur wenige Grade vom Aequator entfernt liegt, das ganze Jahr hindurch in eine Atmosphäre gebadet liegt, welche derjenigen unserer Treibhäuser für Ananas und ähnliche Pflanzen gleicht, und von tropischen Regen begossen, von einer scheitelrechten Sonne erwärmt wird. Die ganze Ausdehnung der Selva, d. h. jenes unabsehbaren Waldstriche, welcher das Becken des Amazonenstroms einnimmt, beträgt in der Länge, von Westen nach Osten, 270—80 geographische Meilen und wechselt in der Breite, nämlich vom Süden nach Norden, von 120 bis zu 60 geograph. Meilen, setzt sich dann aber nach Osten noch um 140 deutsche Meilen weiter fort und endet erst an den Ufern des atlantischen Oceans. Diesen östlichen Theil der Selva oder diejenige Waldregion, welche das Thal des untern Amazonas bekleidet, schließe ich jedoch von der nachstehenden Schilderung aus, weil er an einer Stelle sehr von großen Strecken offener Grasfluren unterbrochen und an seiner Breite verkürzt ist. Der Wald in der großen Ebene am obern Amazonas ist dagegen von hinreichender Dichte und Eigenthümlichkeit, daß man ihn als eine besondere Zone betrachten kann. Von ihm, dessen Ausdehnung nirgends auf eine wesentliche Weise unterbrochen wird, gilt Alex. v. Humboldt's Ausspruch (obwohl dieser große Naturforscher und Gelehrte nur einen flüchtigen Ueberblick über diese unermeßliche Wildniß von ihrem westlichen Saum in Peru aus bekommen hatte) noch immer, daß nämlich, wenn die großen Ströme nicht wären, eine Heerde Affen über die Baumwipfel hin volle 400 geographische Meilen weit in ganz gerader Linie (nämlich von den Andes an bis an die Küsten des atlantischen Meeres) reisen könnte, ohne auch nur ein einziges Mal den Boden zu berühren.

In der Region am obern Amazonas sind die charakteristischesten Züge in dem Thierleben dieser großen Wildniß am besten zu beobachten, und als Hauptquartier für den Reisenden oder Naturforscher kann man keine geeignetere Station finden, als jenes kleine Städtchen Ega. Es war mein vorzugsweiser Aufenthalt, während der fünfthalb Jahre, welche ich mit der Erforschung der Naturgeschichte jenes Distrikts verbrachte. Das Städchen liegt innerhalb der Mündung des Tessé, eines der großen Zuflüsse, welche sich von Süden her in den Amazonas ergießen, eines Flusses von klarem dunkelgrünem Wasser, welcher nach einem Lauf von vierzig oder sechzig geographischen Meilen an der Stelle, wo er den Mittelpunkt des ebenen Landes erreicht, sich in weites teichartiges Becken von etwa einer deutschen Meile im Durchmesser ausbreitet und dann endlich durch eine nur etliche hundert Ellen breiten Kanal nach dem Hauptstrome hinaus langsam abfließt. Die Einwohner des Städchens, etwa 1200 an der Zahl, bestehen hauptsächlich aus Halbblütigen und Indianern; unter den ersten besitzen manche einige Erziehung, setzen einen Ehrgeiz darein, für gebildet zu gelten, und legen gerne eine eifrige Gastlichkeit gegen Fremde an den Tag. Unter den wenigen hier wohnenden Weißen befinden sich einige Franzosen und Italiener, die sich hier angesiedelt und einheimische Frauen genommen haben. Ega ist ferner eine Bezirksstadt, der Hauptort einer Comarca oder Grafschaft; es ist die entfernteste Bezirksstadt in ganz Brasilien, mehr als 560 deutsche Meilen von Rio de Janeiro entfernt; allein trotzdem ist das Ansehen der Central-Regierung ebenso geachtet und die einzelnen Details der Verwaltung in Rechtspflege, Erziehung, Kirche und Militär werden ebenso streng beobachtet, als ob Ega nur wenige Meilen von der Hauptstadt entfernt läge.

Auf dem Gipfel des grasigen Abhangs, an welchen das Städtchen hingebaut ist, erhebt sich ein dichter Wall dunklen Laubwerks mit einer kleinen schmalen Lücke darin; diese Schranke von Laubwerk ist die Grenzlinie des Waldes, welchen die Bewohner dieser Gegenden und der spärlichen menschlichen Ansiedelungen darin nur dadurch vom Ueberwuchern der paar Tagewerke gelichteten Bodens abhalten können, daß sie einen steten Kampf mit den Mächten der Pflanzenwelt führen; und jene Lücke ist der Eingang zu dem einzigen Landwege, welchen jene Städter von Ega besitzen, um in's Innere des Landes zu gelangen. Wandelt man einige Minuten lang unter dem grünen schattigen Gewölbe der mächtigen Waldbäume hin, so sieht man sich plötzlich mitten in der Einsamkeit und Einöde des Urwaldes. Die Kronen der hohen Bäume zu beiden Seiten treffen hoch über unseren Häuptern zusammen, und gewähren nur in großen Zwischenräumen den Sonnenstrahlen da den Zutritt, wo irgend ein riesiger Patriarch des Waldes vom Sturme entwurzelt worden ist. Der Weg oder vielmehr Pfad führt zu einigen kleinen Pflanzungen, welche ärmeren Einwohnern von Ega gehören, und schwindet schon nach etwa einer Wegstunde zu einem bloßen Jägerpfade zusammen, dem nur ein Eingeborener nachfolgen kann. Allein über diesen Punkt hinaus verschwinden alle Spuren von der Gegenwart des Menschen, das Land ist unbetreten und herrenlos und dehnt sich in dieser Weise Hunderte von Meilen weit aus.

Ich will meine Leser, um ihnen einen beiläufigen Begriff von dem Umfang des Thierlebens zu geben, welches der warme Schatten dieser üppig wuchernden Pflanzen-Wildniß beherbergt, nun einladen mich in Gedanken auf einer Wanderung in die noch unbetretenen Einöden des Urwaldes zu begleiten, welche jenseit der Mündung des Tessé liegen. Unser Begleiter ist ein erfahrener waldkundiger Jäger Namens Lauriano, der so eben im Begriff steht, eine Fahrt in die abgelegenen Wasserläufe zu machen, welche nach dem Flusse Jurua, etwa 6 deutsche Meilen westlich von Ega, führen. Lauriano will dort Sassaparille sammeln, und ist froh, wenn wir ihn begleiten. Wir sind nur bescheidene Naturforscher und haben nicht die Mittel, ein großes Gefolge von Indianern zu unterhalten, selbst wenn diese mit uns gehen wollten, was sie aber nicht thun, denn sie ziehen die Dienste von Händlern wie unser Freund Lauriano vor, der seine Boote und Waaren hat und den Rothhäuten eine Menge jenes Zeitvertreibs und jener Aufregungen bieten kann, welche diese Indianer der Selva so sehr lieben, nämlich Monate-lange Reisen und nichts anderes zu thun, als Rudern, wo sich die Arbeit unter eine große Menge von Händen vertheilt. Lauriano verlangt von uns blos, daß wir an den Beschaffungskosten der Lebensmittel einen kleinen Theil tragen, und eröffnet uns die Aussicht, daß wir schon nach Verlauf einer Woche wieder umkehren können, wie es unsere Absicht ist, denn er wird ungefähr um diese Zeit Gelegenheit haben, ein Boot nach Ega zu senden. Die Gelegenheit zu einem solchen Ausfluge ist allzu gut, als daß wir sie nicht benützen sollten. Lauriano ist ein Halbblütiger und sein Weib Perpetua, welche uns begleitet, eine Vollblut-Indianerin; sie hat jedoch ein ovalel, europäisches Gesicht, regelmäßige Züge und ruhige freundliche Manieren; von ihr, einer guten Hausfrau und Köchin, dürfen wir gutbereiteter und rechtzeitig aufgetragener Mahlzeiten gewärtig seyn, was auf einer solchen Fahrt nicht zu unterschätzen ist. Lauriano und Perpetua haben keine Kinder, nehmen aber zwei junge Neffen mit, deren Vater,

Digitized by Google

Manoel, ebenfalls zur Expedition gehört, aber einige Tage früher nach einem bestimmten Orte vorausgegangen ist, um daselbst das erste Lager herzurichten. Diese, sammt einem alten häßlichen Indianerweibe mit breitem Gesicht und vier stämmigen jungen Burschen, bilden Lauriano's ganze Reisebegleitung. Wir selbst nehmen nur unsern indianischen Diener Sebastian mit, einen dunkelhäutigen jungen Wilden, der erst neulich aus dem fernen Dorfe seines Stamms nach Ega heruntergebracht worden ist, und ein nützlicher Begleiter im sumpfigen Urwalde zu seyn verspricht. Unser Reisegepäck besteht nur in zwei kleinen Kisten, deren eine die Lebensmittel wie Thee, Kaffee, Zucker, Zwieback u. s. w. enthält, während wir in der anderen unsere Vorräthe an Schießbedarf und die Materialien zur Aufbewahrung der gesammelten naturwissenschaftlichen Gegenständen bergen; ferner in einem großen Bündel, das unsere Hängematten und Moskitozelte enthält, und endlich in einem kleinen Reisesack von Segeltuch mit einem zweiten Anzug darin. Wir bleiben an einem heißen schwülen Nachmittag im Januar (dem vortigen Hochsommer) zu Hause und packen über Hals und Kopf, denn wir haben die Weisung erhalten, uns reisefertig zu halten, so daß wir in der Abendkühle uns einschiffen können. — —

Die glühende Sonnenscheibe ist hinter der dunkelgrünen Mauer des Waldes untergegangen, das kurze Zwielicht vorüber, der letzte Zug kreischender Papageien ist über das Dorf hingezogen auf dem Heimflug von der Aesung nach ihren Wohnsitzen; die Brüllaffen haben ihr letztes Gebrüll für diesen Abend hören lassen und wir sitzen an der Thüre unserer Hütte und warten auf die Vorladung zum Einschiffen. Allein vergebens harren wir und werden gelangweilt und angewidert von dem Hervor- und Hinbeten der melancholischen Ruf der Eulen und das Duett der Nachtschwalben und Nachtkrähen, die sich in einiger Entfernung von einander am Saume des Waldes aufgestellt haben; darum reißt uns endlich der Geduldsfaden und wir gehen nach dem Hause unseres Bekannten, um uns nach der Ursache der Verzögerung zu erkundigen. Wie wir uns seinem Hause nähern, seben wir Lichtschein durch die Fenster in die pechfinstre Nacht herausfallen, und Musik und fröhlicher Lärm eines Gelages tönt uns entgegen. Lauriano scheint mit dem gewöhnlichen Leichtsinn der Leute dieses Stammes unsere Reise ganz vergessen zu haben. Wir finden die große Stube mit dem Estrichboden von Lehm ganz voll Leuten, ein paar Guitarren mit Drahtsaiten ertönen in einer Ecke, eine Art Hausball findet statt, und Lauriano dreht sich mit seinem Weibe inmitten der Stube im Fandango. Eine Anzahl Männer und Weiber hocken auf den Fersen umher, rauchen aus langen hölzernen Pfeifen und warten bis die Reihe des Tanzes an sie kommt. Man würde den guten Leuten vergebens Vorstellungen wegen ihres Mangels an Pünktlichkeit machen, denn es ist landesüblicher Brauch, das Geschäft dem Vergnügen hintan zu setzen; darum ist es das Gerathenste, wir nehmen die dargebotene Tasse Kaffee an, vertrauen der Zusicherung, daß wir am Morgen aufbrechen werden, gehen nach Hause, um unsere Hängematten wieder zu befestigen, und halten eine gute Nachtruhe.

Gerade mit Tagesgrauen weckt uns ein Pochen an der Thüre, und zwei kräftige Burschen tragen bald unsere schweren Kisten hinunter an's Ufer. Wir aber versehen Flinte, Jagdtasche, Netze und Fischergeräthe über die Schulter, reichen die Schrotgürtel, Hängematten und einen Sack mit kleinen Schachtelin und anderem Zeug unserm schwarzen Diener, und stehen bald drunten am Wasserrande. Der Kahn, ein großes, stark gebautes Boot mit Mast und zwei gewölbten Zeltdächern von Flechtwerk, stößt vom Lande und die Indianer setzen ihre schaufelförmigen Ruder in Bewegung und bringen uns rasch vom Fleck. Lauriano und seine Frau schlafen auf das nächtliche Gelage und verkümmern uns den Genuß unserer ruhigen und bewundernden Betrachtung der herrlichen Flußgegend nicht, durch welche wir hinfahren.

Wir gleiten dicht an den Ufern dahin, um der starken Strömung auszuweichen, und beobachten die Manchfaltigkeit der Belaubung an den niedrigeren Bäumen und die Menge und Verschiedenheit der Schlingpflanzen, welche die Wasserseite des Urwaldes wie mit einem Mantel bekleiden. Kaum irgend ein Ton von Thieren läßt sich hören; nur ein lautes Plätschern im Wasser unter dem Schatten der überhängenden Bäume erschreckt uns bisweilen, und rührt entweder von großen Fischen aus der Familie der Lachse, sogenannten Tambatá, her, welche herausfauchen, um die von oben herunterfallenden Früchte aufzuschnappen, oder von schweren Eidechsen oder Schlangen, welche plötzlich aufgescheucht von den Aesten herunterfallen, an denen wir vorüber fahren. Nur ganz aus der Ferne tönt bisweilen ein schwacher Chor von Singvögeln an unser Ohr und droben in den Baumkronen hören wir hie und da das Krächzen von Papageien; aber da der Morgen so schön und windstill ist, so fliegen die ziehenden Flüge dieser Vögel in solcher Höhe über uns hin, daß uns ihr Geschrei kaum vernehmlich ist.

Wenn aber das Thierleben sich auch nicht durch sein Getöse so sehr bemerkt macht noch die Empfindung tiefer Ruhe und Einsamkeit stört, welche den Geist und das Gemüth beschwichtigend beschleicht, so gibt sich seine Anwesenheit dem Auge doch in mancherlei Spuren kund. Jene seltsamen Gestalten wie mit menschlichen Köpfen und Schultern, welche plötzlich da und dort über die spiegelglatte Fläche einer stillen Bucht empor tauchen, wenn wir um die bewaldete Spitze eines Vorlands biegen, eine Weile den herannahenden Kahn anstieren und dann rasch wieder unter dem Wasser verschwinden, sind Fischottern von einer eigenthümlichen großen dunkelbraunen Art, welche nur in den gesammten stillen Nebengewässern des Amazonenstroms vorkommt; diese Otter ist so scheu, daß man ihr beinahe gar nicht auf Flinten[schuß]weite nahe kommen kann und nur selten ein Fell im Besitz der Eingeborenen findet, obschon die Thiere sehr häufig sind. Wir kommen auch im Verlauf des Tages an einer fortlaufenden Reihenfolge gewaltiger Alligatoren vorüber, jedoch niemals sehr nahe, denn diese Thiere sind außerordentlich scheu. Nur von ferne sieht man einen großen rauhen Körper mit doppeltem Rücken (nämlich den höchsten Theilen des Kopfs und Rückgrats) wie einen schwimmenden gekrümmten Klotz auf dem Wasser treiben und darf versichert seyn, daß das Ungethüm uns sehr genau beobachtet, denn wenn der Bug des Kahns nur für einen Augenblick nach seiner Richtung hingewendet wird, so bemerkt man nur eine leichte Bewegung am Schweiftheile des Thiers, und das Beest ist untergetaucht.

Die Jahreszeit, in welcher wir unsre Reise machen, nämlich Ende Januars, ist vielleicht die angenehmste des ganzen Jahres am Amazonas; es ist der Beginn des zweiten Sommers, des Verao do Umari, wie er bei den Eingeborenen heißt. Die sengend heiße trockene Jahreszeit des eigentlichen Sommers (vom Juni bis in den October), während welcher der Strom und alle seine Nebenflüsse und Seen zu einem Niveau von 40 Fuß unter die Hochwassermarke herunterfinken, ist nun lange vorbei, und die schweren Regengüsse des Novembers und Decembers haben alle Ufer, von denen die Gewässer zurückgetreten sind, mit einem Mantel von frischem Grün bekleidet, den Wasserspiegel aber um 20—30 Fuß erhöht und eine Zeit von schönem Wetter mit kühler Luft und erfrischenden Winden herbei gebracht. Moskitos und alles andere Ungeziefer aus der Insektenwelt, von denen sonst die Ufer der Flüsse wimmeln, sind nun weniger zahlreich, während anderseits das übrige Thierleben im Schatten der Wälder oder an ihrem Saume weit regsamer ist, als in den anderen Jahreszeiten. Beim Einbiegen in den Hauptstrom

Digitized by Google

des Amazonas bemerken wir, daß die Gewässer bereits wieder im Sinken begriffen sind. Schwärme von weißen Meerschwalben kreisen über den seichten Stellen, und ganze Scharen von Sandläufern und Regenpfeifern, manche mit hellrothen Ständern und weiß und schwarzem Gefieder laufen längs der Ränder der Sandbänke hin. In dieser Jahreszeit reifen zugleich viele Arten von tropischem wildem Obst, und die Flüge fruchtfressender Vögel vom reichsten Gefieder, die in den übrigen Monaten sehr spärlich über die ganze Region verbreitet sind, ziehen nach den Stellen wo solche Obstbäume wachsen. Man kann die Jahreszeit etwa dem Herbst der gemäßigten Zone vergleichen, obgleich der Vergleich eigentlich hinkt, denn auf diesem mittlern Gürtel der Erde ist es hinsichtlich des Pflanzenlebens eigentlich jeden Tag im Jahr Herbst, Frühling und Sommer, insoferne man beständig an der einen oder anderen Pflanzenart Zeuge der Entwicklung von Laub- und Blüthenknospen, des Früchtereifens oder des Laubabfalls seyn kann.

Am Morgen des zweiten Reisetages erblicken wir, gerade als wir unter dem mit Palmblättern gedeckten Schirmdache unsers Kahns hervorgekrochen waren, auf dem jenseitigen Ufer des Amazonas, der hier eine Breite von etwa 16000 Fuß hat und seine trüben Fluthen träge hinrollt, eine weite Lücke in der niedrigen dunklen Linie des Waldes, welche dort die Aussicht beschränkt. Innerhalb des Raumes jener Lücke dehnt sich ein leerer Horizont von Himmel und Wasser aus, nur an der einen Stelle von einer unterbrochenen Linie von Bäumen begrenzt, welche in der Ferne verschwinden. Dieß ist die Hauptmündung eines der großen Nebenflüsse, des Japurá, welcher in einer Entfernung von mehr als 160 deutschen Meilen in den Andes von Neu-Granada entspringt und hier seine Gewässer in diejenigen des Königs der Ströme ergießt. Das niedrige Waldland gen Westen hin ist die Heimath des Affen mit dem scharlachrothen Gesicht, eines der eigenthümlichsten thierischen Bewohner dieser Region. Er ist von mäßiger Größe, hat ein langes Kleid von glänzend weißem Haar und ein Gesicht von solch lebhaft rother Färbung, daß es auf einige Entfernung hin aussieht als ob irgend jemand seine Backen mit einer dicken Schichte Zinnober geschminkt hätte. Einer der merkwürdigsten Züge dieses Affen ist sein kurzer stumpfer Schweif, denn alle anderen Affen der neuen Welt zeichnen sich durch die Länge und Biegsamkeit dieses Gliedes aus, welches den meisten beim Klettern gleichsam die Stelle einer fünften Hand vertritt. Er ist daher anscheinend in dieser Beziehung mit den kurzschweifigen und ungeschwänzten Pavianen der alten Welt verwandt, die nur auf der Erde leben; allein er gleicht diesen Affengattungen der alten Welt weder nach Aussehen noch nach Bau und Lebensweise, sondern stimmt mit allen übrigen Affen der neuen Welt überein und lebt gleich diesen ausschließlich auf Bäumen. Die Einwohner von Ega stellen diesen wunderlamen Geschöpf sehr eifrig nach, und sein seltsames Aussehen und sein zutrauliches Benehmen im gezähmten Zustande machen ihn zu einem stets willkommenen und gern angenommenen Geschenk an vornehme oder einflußreiche Personen. Man findet diesen Affen in keinem andern Theil von Amerika außer jenem niedrigen Waldstrich, und selbst dort beschränkt sich sein Vorkommen nur auf einen Umkreis von wenigen Meilen. Er wandert in kleinen Banden längs den Aesten der hohen Bäume hin, gewöhnlich in einer Höhe von 80 Fuß und mehr über dem Boden, und der Jäger welcher unter den verfaulenden Baumstämmen und Stümpfen und dem Gewirr von Schlingpflanzen und Unterholz unten im düstern Schatten sich heranschleichen muß, hat sehr große Mühe, sich auf richtige Schußweite an ein solches Affenvölkchen anzuschleichen. Zur Jagd dieses und der anderen Affen bedient man sich nicht des Schießgewehrs, sondern des Blasrohrs, einer hölzernen Röhre von acht Fuß Länge, durch welche der Indianer, wenn er endlich sicher zielen kann, seinen vergifteten kleinen Pfeil oder Bolz mit seinem Athem forttreibt; das Gift am Bolzen wird zuvor mit etwas Wasser verdünnt, damit man keine Schwierigkeit habe, das Thier wieder zu beleben, wenn es verwundet in die Arme seines Verfolgers fällt.

Lauriano kennt den Japurá wohl und weiß manche Geschichte von den Abenteuern zu erzählen, die er unter den kriegerischen Indianerstämmen an den Ufern jenes Stromes bestanden hat, und vertreibt uns damit die Zeit bis zum Frühstück, wo wir uns nach einem hübschen schattigen Plätzchen am Ufer umsehen, dort landen, ein Feuer anmachen und unser Frühstück kochen.

Während das Feuer angemacht und die Stücke gesalzenen Fisches gewaschen und gekocht werden, nimmt unser Begleiter welcher etwas wildes Obst als Nachtisch zu unserm frugalen Frühstück holen will, uns auf einer kaum wahrnehmbaren Pfadspur durch das Dickicht mit nach einigen wilden Obstbäumen, deren Standort er kennt, weil dieser Punkt regelmäßig von den Einwohnern von Ega besucht wird, um hier im März und April Brasilnüsse zu sammeln. Die Entfernung nach den Obstbäumen beträgt kaum vierhundert Schritte, aber der Pfad ist so mühsam und schwierig, weil wir uns mit dem Hirschfänger durch das dichte Gewirr von holzigen und stacheligen Schlingpflanzen Bahn brechen und die dichtesten Stellen sogar auf Umwegen umgehen müssen, so daß wir es kaum zu erleben glauben, bis wir allmählig an Ort und Stelle kommen. Endlich sehen wir uns wieder an den Ufern des Flüßchens, an einer Stelle, wo daselbe breiter ist als an seiner Mündung. Auf dem jenseitigen Ufer steht ein hoher Baum, dessen Aeste ganz roth von Früchten sind, von einer süßen Beere nämlich, die bei den Eingeborenen Pamá heißt; zwischen den Aesten und um die Beeren herum tummeln und jagen sich eine Menge Vögel von glänzend scharlachrothem Gefieder, eine hübsche Art Drosseln mit schwarzer Kehle, von welcher diese Wälder wimmeln. Aehnliche Bäume derselben Art stehen in der Nähe des Ortes wo wir angelangt sind, und das Flattern und Zwitschern im Gezweige und der fortwährende Hagel von Beeren, der um und auf uns herabfällt, verkündet auch hier die Anwesenheit einer Menge von Vögeln. Wir sind an einem der beliebtesten Sammelplätze für die obstfressenden Vögel dieses Landes; aber es hält ungemein schwer, diese hübschen Geschöpfe deutlich zu Gesicht zu bekommen, denn die niedrigeren Bäume wölben ein dichtes Laubdach zwischen uns und ihnen. Nachdem wir aber eine Zeitlang uns ruhig verhalten haben, wird unsre Geduld doch einigermaßen belohnt. Papageien und Toucans scheinen an zahlreichsten zu seyn; letztere werden aber nur dann deutlich sichtbar, wenn sie von Baume zu Baum wandernd hinhüpfen, während die Papageien häufiger zum Vorschein kommen, wenn sie sich muthwillig zanken und irgend einen schwächern Gefährten aus dem dichten Laubwerk de rjagen, worin sich ihre Schaaren verstecken.

Der Anblick eines Toucans (Pfefferfressers, Rhamphastos) mit seinem gewaltigen aufwärts gekrümmten Schnabel und lebhaften Gefieder genügt allein schon, der Scene ein seltsames exotisches Aussehen zu geben. Wir können leicht zwei Arten derselben auf den Bäumen unterscheiden, nämlich eine sehr große Art mit weiß und gelber Brust und scharlachrothem und safrangelbem Gefieder in der Nähe seines Schwanzes, und eine andre Art von der Größe einer Dohle, von olivgrüner Färbung, mit schwarzer, allasglänzender gelb gestreifter Brust. Wir wollen die Bewegungen jener grotesken, ganz verstohlen sich fortbewegenden Vögel mit mächtigen, 5—6 Zoll langen Schnäbeln genauer beobachten. Der Toucan hüpft von dem großen Aste auf einen dünnen Zweig, schreitet diesen entlang so weit derselbe sein Gewicht zu tragen vermag, beugt

Digitized by Google

dann einen Büschel Früchte, der anscheinend außer seinem Bereich ist, und streckt in dem vergeblichen Versuche, ihn zu ergreifen, seinen langen Hals und Körper vorwärts. Schon scheint er im Begriff, von seinem Sitz herunterzufallen, da flattert er mit den Flügeln, um sich wieder festzuhalten: er hat die Früchte gepackt, schreitet rückwärts, wirft den Kopf in die Höhe und läßt den saftigen Bissen durch den ungeschlachten Schnabel hinunter in seinen Schlund fallen. Nun können wir den Zweck des langen, schwerfällig-aussehenden Schnabels leicht errathen; er soll den schweren gefräßigen Vogel in den Staud setzen, von einem festen Stützpunkt aus die Früchte zu erreichen, welche an der Spitze dünner Zweige hängen und die er mit einem Schnabel gewöhnlicher Größe nicht erreichen könnte.

Ich schieße einen dieser Vögel herunter, und alsbald erheben die anderen ein lautes Geschrei und flattern krächzend und unter zornigem Zusammenklappen ihrer Kinnladen gegen mich herunter, anstatt scheu davon zu fliegen.

Bates unter den Teucans.

Die Papageien welche wir hier sehen sind sämmtlich von hellgrünem Gefieder, welches ihnen zu besonderm Schutz und Vermummung gegen ihre Feinde dient, weil es sie unter den dichten Massen von Laubwerk beinahe unerkennbar macht. Offenbar gibt es aber viele verschiedene Arten auf den Bäumen, so weit sich nur aus der Größe allein erkennen läßt, denn einige von ihnen, und zwar die lärmendsten, sind nicht größer als Sperlinge (der perroquito do Espiritü Santo, der heiligen-„Geist"-Papagei der Eingeborenen), welche andere gegenüber von diesen wahre Riesen sind, und eine Art großer Flecken von Scharlachroth in ihrem Gefieder zeigt. Außer Drosseln, Toucans und Papageien gewahren wir aber auch noch viele andere Vögel von minder augenfälliger Farbe und Gestalt, worunter eine Menge zierlicher kleiner Geschöpfe von dunkelblau und grüner Farbe mit gelben Füßen, den Honigvögeln oder Nectarinien verwandt, und einen großen kohlschwarzen Vogel mit einem glänzend karminrothen Fleck auf der Brust, den wir einzeln zwischen den Zweigen und Aesten herumhüpfen sehen, die Coracina rubricollia. Wir können uns aber nicht länger an diesem interessanten Orte verweilen, denn ein lautes Halloh aus der Gegend unsers Lagers verkündigt uns, daß das Frühstück fertig sey. Laurian klettert also behend auf einen der niedrigeren Bäume, schneidet einige der Beeren-beladenen Zweige ab, und mit diesen kehren wir nach uns'rm Kahn zurück.

Nach beendetem Frühstück wird die Reise fortgesetzt. Die Witterung ist prachtvoll: wolkenloser Himmel, herrlicher Sonnenschein und ein leichter Ostwind, welcher die Sonnenhitze mildert. Gegen Mittag wird der Wind stärker; wir ziehen nun unser Segel auf und segeln lustig dahin, immer in der Nähe des südlichen Ufers wo die Strömung gewöhnlich unbedeutend ist. Wie wir so durch die stillen ruhigen Gewässer dieses Theils der Küste hinfahren, überraschen wir ein kleines Rudel von Capybáras, einer seltsamen Gattung von Nagethieren von sehr großem Umfang und gedrungener Gestalt (woher man sie uneigentlich Wasserschweine genannt hat), mit einem Gesicht wie eine Ratte, mit Schwimmhäuten zwischen den Zehen, mit Klauen in Gestalt von Hufen und einem rauhen Pelz von langem borstigem Haar. Dieses Thier gehört zu einer Gruppe, welche Südamerika ganz eigenthümlich ist und die Sippe der Nagethiere mit derjenigen der Dickhäuter zu verbinden scheint, also den Hasen und das Kaninchen mit dem Tapir und dem Nashorn. Der Capybára geht gern zu Wasser und taucht gut; würden wir uns dem Rudel von der Landseite her nähern, so würden die Thiere gewiß in den Fluß tauchen und sich durch Untertauchen und Schwimmen ihren Rückzug sichern; nun aber, wo sie uns bemerken, wenden sie blos um und gehen zu Holze. Die Lücke durch welche sie verschwinden, ist offenbar eine alte, und das niedergetretene Gras und andere Spuren zeigen uns deutlich, daß hier ein „Wechsel" dieser Thiere ist, wo sie gewöhnlich aus dem dichten Waldschatten heraustreten, um sich zu sonnen oder auf diesen grasigen Terrassen zu äsen. Zwei andere große Nagethiere, dem Capybára nahe verwandt, kommen ebenfalls in diesen Wäldern in Menge vor, nämlich das Páca, ein Thier das an Größe und Gestalt zwischen dem Hasen und dem Schwein mitten inne steht, und das dem Páca ähnliche aber etwas kleinere Cutia, von dem es mehre Arten gibt. Beide flüchten zu Wasser, wenn sie stark verfolgt werden, sind aber keine solch entschiedenen Wasserthiere wie das Capybára; sie leben im Walde, in Bauen, welche sie unter Baumwurzeln aushöhlen, und die sie nur am frühen Morgen und in Mondnächten verlassen, um sich von gefallenen Früchten zu äsen.

Wir erreichen unsern Bestimmungsort kurz vor Sonnenuntergang; der Lagerplatz der Sassaparill-Sammler ist etwa eine deutsche Meile weiter entlegen in der Mündung eines schattigen Nebenarms, welcher mit einem Netzwerk von Seen und Flüssen in Verbindung steht, die einen Theil der Mündungen des großen Nebenflusses Juruá bilden. Wir biegen nun aus dem breiten See-artigen Strombett des Amazonas in einen schmalen, von Echo hallenden, zwischen zwei hohen Wänden von Wald eingeschlossenen Kanal ein und winden uns nach einer Stunde rüstigen Ruderns einen noch engern und schattigeren Kanal hinan, dem wir etwa zweitausend Schritte lang folgen, bis er sich urplötzlich in einen geräumigen Teich erweitert, der mindestens anderthalb Stunden im Umfang hat. Am jenseitigen Ufer dieser einsamen Wasserfläche liegt das Land tief und niedrig, das Wasser ist mit Massen von Wasserpflanzen bedeckt, die von gespenstig aussehenden Wasservögeln wimmeln; aber im übrigen Umkreise sind die Ufer hoch mit einer leicht geneigten Böschung und das Gestade ist in eine fortlaufende Reihe von

Digitized by Google

Bacakischer Volkstanz. (Text hiezu auf S. 39.)

Digitized by Google

kleinen Buchten ausgehöhlt, welche mit Anländen und Sandbänken von reinem weißem Kies versehen sind. Ein düsterer Wald von reicher Manchfaltigkeit der Arten umschließt das Ganze. Wir sind noch nicht weit vorgedrungen, so sehen wir eine dünne Rauchsäule zwischen den Bäumen emporsteigen, unterscheiden dann Hundegebell, biegen bald darauf um eine vorspringende Landspitze und entdecken in der Ecke einer hübschen kleinen Hafenbucht die Kähne, Zelte und Feuer unserer Bekannten.

Die Oertlichkeit welche Lauriano und seine Gefährten für ihre Operationen gewählt haben, ist anscheinend eine sehr günstige; sie ist seit vielen Jahren nicht mehr von Sassaparill-Sammlern besucht worden; der Wald auf dem höher gelegenen Land ist nicht mit undurchdringlichen Dickichten angefüllt, so daß die Männer ihn meilenweit in allen Richtungen durchstöbern können, um nach den heilkräftigen Pflanzen zu suchen. Ueberdem geben die zahlreichen Wasserläufe Gelegenheit genug, eine andre Oertlichkeit weiter im Innern aufzusuchen, wenn die Ernte hier unergiebig geworden ist. An Wild fehlt es nicht, dafür zeugen die Speckseiten eines Tapirs, die hier aufgehängt sind, um zum Abendbrod an hölzernen, in den Boden gesteckten Spießen gebraten zu werden, und die vielen geräucherten Speckseiten und Schinken von Pecaris oder Wildschweinen, welche auf hölzernen Gerüsten über den schwelenden Ueberresten anderer Feuer zum Aufbewahren fertig gemacht werden. Manoel, Lauriano's Geschäftstheilhaber, ein untersetzter stämmiger Mann in mittleren Jahren, in dessen Adern noch zu drei Viertheilen indianisches Blut rollt, erzählt uns auf unsere Erkundigungen hinsichtlich des Tapirs, das Thier, dessen Stücke hier so eben gebraten werden, sey vor zwei Tagen auf eine merkwürdige Weise erlegt worden, es sey nämlich mitten in der Nacht in das Lager eingebrochen, habe das Moskitozelt eines Indianers zerrissen, ihn selber aus seiner Hängematte geworfen und die brennenden Scheiter der Feuer in allen Richtungen aus einander gestoßen. Die Männer waren natürlich alle aus dem Schlafe geweckt worden und hatten zu den Waffen gegriffen und sich eines Ueberfalls von einem Jaguar versehen, wie man es bei solchen nächtlichen Angriffen gewöhnlich wähnt. Der stumpfe, träge, nicht leicht erregbare Indianer denkt nie an Flucht, und wie denn jeder die nächste beste Waffe ergriffen die ihm zur Hand war, so hatte Manoel eine Harpune aufgerafft und dem wüthenden Thiere, als es auf ihn zukam, das Eisen derselben mit solcher Wucht in die Brust gestoßen, daß man es bald vollends abfertigen konnte. Der Tapir ist in diesen Wäldern häufig, aber er begegnet dem Jäger nur selten bei Tage, so daß wir wenig Aussicht haben, von diesem größten Säugethiere des tropischen Süd-Amerika's auf unseren Wanderungen mehr zu sehen, als etwa die Fährten.

Wir verzehren mit Appetit unser Abendbrod von geröstetem Tapirfleisch, das einen köstlichen saftigen Wohlschmack hat, ein Mittelding zwischen Rind- und Schweinfleisch, besprechen dann unsern Plan für den morgenden Tag und ziehen uns in unsere Hängematten zurück, welche zwischen Bäumen oder in den Boden getriebenen Pfosten unter rohen, mit Palmblättern gedeckten Schuppen aufgehängt sind.

Am Morgen ist schon kurz vor Tagesanbruch das ganze Lager voll Leben und Bewegung. Perpetua und ihre mürrische alte indianische Magd, die den klassischen Namen Eleuteria führt, bereiten den Kaffee und die Männer gehen an den See hinab sich durch ein Bad zu erfrischen. Ehe noch die Sonne über die hohe Mauer von Bäumen recht herauskommt, sind die verschiedenen Abtheilungen an ihr Tagewerk gegangen, um den Wald auf allen Seiten nach Wurzeln abzusuchen; jeder nimmt Lebensmittel für den Tag, sowie seinen breiten Hirschfänger, machete, und seine Flinte mit. Manoel und Lauriano beabsichtigen einen größern Ausflug zu machen, um neues Terrain zu erforschen, und wir mit unserm kleinen Diener Sebastian und einem zuverlässigen erwachsenen Indianer sollen sie begleiten.

Unser Weg führt gen Süden, gerade in den Schoos des Waldes hinein. Die frühe Morgenluft streift uns in den dämmernden Schatten beinahe kühl entgegen, als wir über die den See umgebenden Anhöhen in einen niedrigen feuchten Landstrich einbiegen. Die paar ersten Stunden hindurch folgen wir den Fährten, welche die Männer bei früheren Ausflügen zurückgelassen haben; dann wird der Pfad undeutlich und unzuverlässig und wir müssen unsern Weg durch Brüche bezeichnen, indem wir in Zwischenräumen von wenigen Schritten Zweige von den niedrigeren Bäumen abknicken. Das Unterholz in diesen Wäldern des festen Landes ist nicht sehr dicht: einige zwerghafte Palmen, junge Bäume, Mimosenbüsche, gelegentlich eine Gruppe von Baumfarnen, bedecken allein den schmalen Zwischenraum zwischen den Stämmen der höheren Bäume. Diese letzteren dagegen erheben sich sehr dicht bei einander und schießen sämmtlich, sowohl die schlanken Stämmchen wie die gewaltigen Stämme von 20—40 Fuß Umfang, senkrecht zu einer Höhe von mindestens 60 Fuß empor, ehe sie einen einzigen Ast ausschicken, und ihre Kronen verwachsen und verschlingen sich droben so sehr, daß sie das Tageslicht ganz ausschließen. Die Massen von Aesten und Laubwerk dort oben zeigen gar keine Regelmäßigkeit; man kann nur in seltenen Fällen einen einzelnen Baum nach Stamm und Krone erkennen und ausfindig machen, denn das zarte gefiederte Laub der einen Art vermischt sich unentwirrbar mit den lorbeerförmigen Blättern einer andern oder den hand- und fingerförmigen einer dritten, und zur Vermehrung der Wirrniß spannen sich Zweige und Stränge von kletternden und schlingenden Schmarotzer-Gewächsen von Baum zu Baum und weben ihre verschiedenen Blattformen ebenfalls in den manchfaltigen grünen Laubschmuck der übrigen. Wir aber suchen uns durch die tiefe, moderige, schweigsame, schattige Dämmerung hier unten unsern Weg, sehen keinen andern lebenden Gegenstand als eine Schildkröte, welcher Sebastian mit Lianen und Schlingen die Füße zusammenbindet, und die er auf seinen Rücken nimmt, bis wir die Ufer eines Bächleins erreichen, wo wir auf eine Weile Halt machen.

Wie wir die Böschung herunter steigen, können wir auf dem jenseitigen Ufer des Flüßchens einen Schwarm scharlachrother und blauer Aras (Macáos) unter der Krone einer stattlichen Palme um große Früchtenbüschel herumhängen sehen, und in einer andern Richtung hören wir ihr heiseres Krächzen, — den Beweis dafür daß dieser Punkt von solchen großen farbenreichen Papageien wimmelt. Wir greifen zu den Flinten, dämpfen unsere Stimmen und schleichen uns gedeckt im Schatten des Unterholzes zu dem Punkte hin, halten es aber dann für rathsamer, die drei Männer allein auf die Aras Jagd machen zu lassen, denn weiterhin fesselt ein Paar Vögel hoch oben auf einem kahlen Ast unsere Aufmerksamkeit. Es sind zwei Arten von Ampelis oder Schmuckvögeln, einer kleinen Sippe welche etliche der hübschesten von den gefiederten Bewohner dieser Wälder enthält. Einer davon ist dunkel purpurroth mit schneeweißen Schwingen, der andre prachtvoll lichtblau. Wir sind gerade im Begriff über den schmalen Bach zu springen, um auf sie Jagd zu machen als Sebastian unsre Aufmerksamkeit auf einen andern Gegenstand lenkt, nämlich auf einen rußschwarzen Affen mit weißem Maul, der nicht weit über unseren Köpfen auf einem Ast gebuckt liegt und uns mit höchst neugieriger Miene anstiert und angrinst. Wie wir ihn wieder anstieren, erschrickt er bald und läuft davon, gefolgt von einem halben Dutzend derselben Art, und die koboldartigen Thiere sind noch nicht weit gekommen, so stößt der Vorderste einen plötzlichen Schrei aus und fällt kopfüber auf die Masse dichten Laubwerks

Digitized by Google

darunter und seine Gefährten folgen ihm. Der Affe hat ohne Zweifel die glänzenden Augen irgend einer um den Zweig gewickelten Schlange bemerkt, denn es ist weit und breit kein anderer Feind zu sehen, um den jähen Schreck des Thieres zu erklären. Allein das Geschrei der Affen hat auch unsere Schmuckvögel erschreckt und sie sind weggeflogen, und wenn wir nicht mit leeren Händen zurückkehren wollen, so müssen wir jenem Flug zwitschernder Vögel folgen, welche ebenfalls durch denselben Schrei aufgeschreckt worden sind. Wir gelangen bald zu dem Baum, auf den sie sich niedergethan haben, lesen einen aus dem Schwarm heraus, feuern und — er fällt herunter. Welche angenehme Ueberraschung! droben in der Höhe erschien er wie ein Finf von trüber Färbung, aber nun wir ihn in der Hand halten, überrascht uns seine außerordentliche Schönheit. Der Kopf goldig-grün, der Rücken halb sammetig pechschwarz, halb hoch scharlachroth, die Brust hellblau, die Kehle purpurn: es ist der sete coros der Eingebornen, die siebenfarbige Trossel, eine der farbenprächtigsten Arten dieser Gattung, welche in diesem Theile des Landes zahlreich vertreten ist. Unser Schuß hat die übrigen verjagt, und ihm folgen noch zwei andere laute Schüsse von unseren Gefährten, worauf die ganze thierische Bevölkerung der Nachbarschaft sich unter einem durchdringenden Geschrei flüchtet. Manoel hat mit seinem Schuß einen großen schweren grauen Affen mit schwarzem verrunzeltem Gesicht, der einem alten Neger auffallend ähnlich sieht, nämlich den Barrigudo oder dickwanstigen Affen der portugiesischen Kolonisten (Lagothrix olivaceus) erlegt, eine Art welche zu einer im tropischen Amerika zahlreichen Sippe mit starken muskulösen Schweifen gehört, an deren Spitzen sich nackte Schwielen befinden, um den Thieren beim Klettern als fünfte Hand zu dienen. Bevor das arme Thier noch ganz todt ist, werden ihm Hände und Füße zusammengebunden und der noch zuckende Körper über die Schultern unsers indianischen Begleiters geschlungen.

Wir setzen unsern Marsch fort und bahnen uns mühsam unsern Weg über ein leicht wellenförmiges Gelände jenseit des Bächleins, kommen aber nur langsam vom Fleck, da Manoel und Lauriano viele Zeit damit zubringen, den Boden nach Sassaparilla-Pflanzen abzusuchen, deren Zahl auscheinend desto mehr zunimmt, je weiter wir kommen. Diese Pflanze ist ein Schlinggewächs aus der Familie der Smilaceen und findet sich immer im Schatten der niedrigeren Bäume und Büsche, an deren Spangeln und Zweigen es eine Stütze suchend hinaufrankt. Der Stengel ist grün und dornig, gleicht einigermaßen demjenigen unserer Brombeere, wächst aber vom Boden gerade hinauf und hat eifermige stark geränderte Blätter. Die Wurzeln, welche den Aezneistoff liefern, wachsen Rhizomenartig viele Ellen weit horizontal in einer Entfernung von wenigen Zollen unter der Oberfläche des Bodens hin und lassen sich nur sehr mühsam ausgraben ohne zerbrochen zu werden, was jedoch geschehen muß, denn in Bruchstücken gesammelt haben sie weit geringeren Werth auf dem Markte. Wir setzen im Verlauf eines einstündigen Marsches noch über zwei weitere Bäche, und jagen an den Ufern des einen derselben einen Jnambu von seinem Neste auf und schießen noch einen dieser Vögel, während er längs der Böschung hinläuft. Das Nest des Jnambu ist nur eine Grube, die er am Fuße eines Baums ausgehöhlt und geglättet hat; aber darin liegen wunderschöne Eier beinahe von der Größe von Hühnereiern und so glatt und elegant wie das schönste Porzellan und von einer hellen lichtblauen Farbe. Man kann in keinem Theile der Wälder am oberen Amazonas weit gehen, ohne auf diese Vögel zu stoßen, von denen es mehrere deutlich verschiedene Arten gibt. Sie haben die Lebensweise und ungefähr auch das Aussehen unserer Rebhühner, sollen aber nicht zum Hühnergeschlecht, sondern mehr zu den Straußen-artigen Vögeln gehören, speziell der Trappe verwandt seyn, würden also eine zwerghafte Art waldbewohnender Trappen bilden, welche nur eine oberflächliche Aehnlichkeit in Gestalt und Farbe mit den Familien der Feld- und Waldhühner Europa's hätten.

(Fortsetzung folgt.)

Die verbotene Frucht.

Zu dem Bilde auf S. 21.

Die verbotene Frucht ist diejenige, nach welcher wir am lüsternsten sind. In dem Fall, welchen unser Bild darstellt, ist die verbotene Frucht der Roman. Man kann die Gier und Hast, womit junge Mädchen in eine Bibliothek eindringen, um heimlings von der süßen verbotenen Frucht der leichten Kinder der Phantasie zu naschen, nicht graziöser und gelungener darstellen, als es der Künstler auf unserm Bilde gethan hat. Wie fein sind die Köpfe dieser Mädchen individualisirt, wie hübsch und sprechend sind die Affekte der einzelnen ausgedrückt, wie prägt sich in ihnen beinahe das Temperament jedes dieser Mädchen aus. Das Bild ist nach dem Oelgemälde von Toulmouche, einem der besten neuesten Genremaler, geschnitten, welches auf der letzten Pariser Ausstellung allgemeinen Beifall gefunden hat.

Baskischer Volkstanz.

Zu dem Bilde auf S. 37.

Basken heißen bekanntlich die Gebirgsbewohner, welche auf beiden Abdachungen der westlichen Pyrenäen wohnen, in Frankreich und Spanien eine Kopfzahl von nahezu einer halben Million Seelen umfassen mögen, und sich über ein Gebiet von ungefähr 240 geographischen Quadratmeilen vertheilen. Die Basken, die sich selbst in ihrer Sprache Escualdunac, Leute der Berge, nennen, sind einer der merkwürdigsten und eigenthümlichsten Volksstämme der Erde, und haben diese ihre ursprüngliche Eigenthümlichkeit länger bewahrt, als irgend ein anderes Volk der Welt. Daß sie einer besondern und sehr alten Race angehören, das beweist nächst ihrer Sprache besonders ihr Körperbau, ihre ganze äußere Erscheinung, welche sie von ihren Nachbarn wesentlich unterscheidet. Die Basken sind schlank und hager, aber derbknochig und fest gebaut, haben graue Augen und eine weniger dunkle Gesichtsfarbe als die Spanier; ihre Züge sind regelmäßig und die Frauen meist schön. Unternehmungsgeist, ungestümer Muth, Lebendigkeit und rasches Zugreifen, sowie ein unbändiges Unabhängigkeitsgefühl sind Hauptgrundzüge ihres Charakters. Ruhiges Stillsitzen ist dem Basken unerträglich; er hascht nach körperlicher und geistiger Aufregung, nach Strapazen und Gefahren; darum ist der Baske ein ebenso guter Jäger als Seemann, darum besaßt er sich mehr aus falscher Thatkraft, als aus Gewinnsucht, mit dem Gewerbe des Schmuggelns. Lange bevor die Holländer und Engländer auf den Walfischfang ausliefen, durchschifften baskische Seelente das Polarmeer und erlegten das Ungethüm des Meeres; ja es ist nunmehr zur geschichtlichen Thatsache erhoben, daß baskische Schiffer vor Kolumbus nach Amerika gelahren sind und dort Spuren ihres Tagewesenseyns hinterlassen haben, und es steht fest, daß die Basken zuerst Neufundland besuchten und von dort den Stockfisch mitbrachten. Gutmüthigkeit, Redlichkeit und Gastfreundschaft verschwistern sich in dem Charakter des Basken mit ungestümer wilder Thatkraft, mit einem Hang zum Abenteuerlichen, mit Freude an Gefahr, aber auch mit Ausdauer und Beharrlichkeit. Der Baske fühlt sich nur wohl, wenn er Hindernisse überwinden, Schwierigkeiten zu bestehen hat; daher seine Freude an und seine Gewandtheit und Ausdauer in allen männlichen Leibesübungen. Der Baske ist ein rüstiger unermüdlicher

Digitized by Google

Läufer und Bergsteiger, ein unerschrockener Kletterer, trefflicher Schwimmer, kühner Reiter, leidenschaftlicher Tänzer und geübter Schütze. Sein Betragen hat etwas Offenes und Keckes, Sicheres und Festes, Männlich-Bewußtes. Niemand imponirt ihm, vor niemand beugt er sich. Paß natürlich die Kultur, die alle Welt beleckt, und die Pyrenäenbäder in die Mode gebracht hat, auch dort zum Theil Umwandlungen im Charakter der Leute hervorgerufen und Geldgier und Kriecherei erzeugt hat, wollen wir nicht verschweigen; aber nach dem Bewohner jener Badeorte und ihrer Umgebungen darf man den Basken nicht beurtheilen. Wer ihn in seiner ganzen stolzen Ursprünglichkeit sehen will, der muß ihn in jenen Hochthälern der Pyrenäen aufsuchen, wo die befahrbaren Straßen aufhören, wo nur noch Saumpfade längs den donnernden Gebirgsbächen oder Gaves hinführen, wo die Dörfer aufhören und die kleinen Häuser zerstreut an den Berglehnen hängen oder wie Schwalbennester an den steilen Felsenwänden kleben, ungefähr wie im Schächenthal in der Schweiz; wo nur Treppen und Steige, oft mühsam in's harte Gestein gehauen, zu den einzelnen Bauernhäuschen hinauf führen und jeder Bauer füglich von sich rühmen kann, er sey König auf seiner Hufe. Karren und Wagen sind hier unbekannt, und alles muß auf dem Rücken von Maulthieren oder Menschen transportirt werden. Dieß schließt den Bewohner am sichersten von der übrigen Welt ab und erhält ihn im Guten wie im Schlimmen bei den alten Sitten. Dort herrscht noch ganz das alte patriarchalische Leben, auf Familie und Verwandtschaft gestützt. Alle verkehren auf dem Fuße vollkommener Freiheit und Gleichheit mit einander, und es gibt weder ganz Arme noch Reiche; jeder vermag zu leben, denn überall findet sich an den Felsenhängen und Berglehnen irgend eine kleine Rasenterrasse, irgend ein grünes Fleckchen mit einer Quelle und mit Wald und Rollsteinen in der Nähe, wo sich der Mann ein Häuschen erbauen und ein Maisfeld anlegen kann, denn der Boden und der Wald gehören niemanden, und keiner macht dem Einzelnen das Recht der Niederlassung und die Besitzergreifung streitig. Ein junger frischer Bursch findet leicht ein Weib, und die meisten Ehen werden ohne Priester und Maire geschlossen. Der Erstgeborene erbt das ganze Vermögen, und die jüngeren Brüder suchen sich selber ihre Heimstätte, worauf sie buchstäblich den eigenen Herd gründen. Ihre Tracht ist äußerst malerisch und die Basken auf dem Lande bleiben ihr gewissenhaft treu. Das Charakteristische derselben ist bei den Männern die Kopfbedeckung, die Binde um den Leib und die Fußbekleidung; die erstere ist das Berete (Baret) von weißer, blauer oder rother Farbe; die Schärpe oder Binde um den Leib ist roth oder braun; das Halstuch ist in einen hübschen Knoten geschlungen, und die Fußbekleidung besteht in Sandalen aus gedrehtem Hanf, den sogenannten Alpargatas, welche mit blauen oder rothen Bändern befestigt werden und nur an Sonn- und Feiertagen oder bei anhaltender Nässe einer Art plumper Lederschuhe weichen. Die verheiratheten Frauen schneiden ihr Haar ab und tragen ein turbanartig um den Kopf geschlungenes Tuch; die unverheiratheten scheeren sich den Hinterkopf und flechten das übrige Haar in zwei lange Zöpfe, über denen sie ein malerisches langes Kopftuch von weißer Leinwand mit buntem Saume tragen; ihre Kleider sind sehr faltenreich und die Röcke desto kürzer, je mehr man die Berge hinaufsteigt. Ueber den Strumpf tragen die Frauen noch eine Art Kamasche, die in einem faltigen Revers endigt.

Die französischen Basken haben von ihrer Ursprünglichkeit übrigens schon vieles eingebüßt. Die Heerstraßen, welche die Regierung in verschiedenen Richtungen durch das Gebirge hin anlegen ließ bis an die spanische Grenze, die vielbesuchten Bäder, meist Schwefelquellen, welche seit 25 Jahren in einen unverdient hohen Ruf gekommen sind, haben ungemein viel dazu beigetragen, den Verkehr zu beleben und die Bewohner mit der Außenwelt in Verbindung zu setzen, sowie eigentliche Franzosen zur Niederlassung daselbst zu bewegen. Dazu kommt noch der Einfluß der Beamten, der Gendarmerie, der Zollwache, welche meist aus Franzosen bestehen, und vor Allem der sehr bedeutende Einfluß, welchen die Konskription ausübt, die die jungen Männer aus ihrer Abgeschlossenheit hinweg in eine der volkreichen Garnisonsstädte versetzt, sie in eine ganz neue Welt einführt, sie mit anderen Ideen, Lebensgewohnheiten, Zuständen und Bedürfnissen vertraut macht, und sie nach sieben Jahren als gänzlich umgewandelte Menschen (oft nicht in gutem Sinne umgewandelte) in ihre Heimath zurückkehrt. Wer den Basken in seiner unverfälschten Eigenthümlichkeit sehen will, der muß in die spanischen Provinzen des Baskenlandes gehen: nach Guipuzcoa und Alava, wo sogar der Pflug zum Theil noch unbekannt ist und der Boden noch ganz mit Hacke und Spaten bearbeitet wird. In Einem aber ist der französische Baske dem spanischen noch ganz ähnlich, nämlich in dem leidenschaftlichen Ungestüm, welches er nicht nur in Jagd und Kampf, sondern auch in seinen Vergnügungen und Spielen offenbart. Die beliebteste Volksbelustigung ist das Ballspiel (Pelota), worin die Basken seit unvordenklichen Zeiten Meister sind; dann aber kommt der Tanz, den sie ebenfalls leidenschaftlich lieben; und endlich haben sie noch eine Art Thierkämpfe in kleinem Maßstabe, vom Hahnenkampf bis zur Stierhetze mit großen Rüden, woran sie ungemein viel Gefallen finden.

Der Volkstanz, welchen wir darstellen, ist eine Art Rondo, welche unter den französischen Basken am Nordabhange der Pyrenäen hinter Pau üblich und bis nach Perpignan hinunter verbreitet ist. Dieser Tanz zeichnet sich durch manchfache Verschlingungen und öfters wechselndes Tempo aus; er beginnt langsam, fast feierlich, steigt dann crescendo zu wilder Heftigkeit und ungeheurer schnellem Takt, und schwillt in dieser Weise mehrmals an und ab. Meist begleitet sich der Tänzer noch mit einem Tanzliedchen, denn die Musik ist sehr einfach und primitiv: eine Bratsche, eine Glasharmonika, eine Schilfpfeife und die baskische Trommel, das sind Instrumente, welche kaum mehr hervorbringen können als den Takt, denn von einer melodischen Harmonie kann bei dem beschränkten Umfange dieser Instrumente kaum die Rede seyn. Dennoch ist dieser Tanz voll Leben, Leidenschaft, Effekt und nicht ohne Schönheit. Einer der Hauptgrundzüge im Charakter des Basken, der Stolz, paart darin sich mit einer gewissen natürlichen Anmuth, welche ihn in all seinen geschmeidigen Bewegungen begleitet und namentlich beim weiblichen Geschlechte deutlich an die Erscheinung tritt. Nimmt man dazu noch die Vorliebe der Mädchen und Weiber für bunte Farben, namentlich Blau und Roth, den Adel des Wuchses, die hübsche Regelmäßigkeit der Gesichter, den feurigen offenen Blick der Augen, so wird man begreifen, daß diese Tänze, worin sich die Basken bei jeder Gelegenheit ergehen und von denen sie vielleicht ein halbes Dutzend verschiedener mit gleicher Leidenschaftlichkeit betreiben, ein recht hübscher und malerischer Zug in dem keineswegs unästhetischen Volksleben jenes unvermischten Menschenschlages sind, dessen Abkunft manche noch von Maurenstämmen herleiten wollen, welche nach der Austreibung der Mauren auf Frankreich hier in den unwegsamen und unwirthlichen Gebirgen zurückgeblieben seyen.

Inhalt des ersten Hefts: Seite.

Der Dukel in Amsterdam; eine Familien-Geschichte von Otfrid Mylius. 1
Fleteren; von Fr. Förster. (Mit Holzschnitt.) 15
Ruf der Schwein; Erinnerungen eines alten Holzhackers.
II. Die Falaren-Insel. 16
La Valetta auf Malta. (Mit Holzschnitt.) 27
Georg Friedrich Händel. (Mit Holzschnitt.) 31
Das Thierleben im brasilianischen Urwalde, nach Bates 33
Die verbotene Frucht. (Mit Holzschnitt.) 39
Ein dänischer Bettkasten. (Mit Holzschnitt.) 39

Verantwortlicher Redakteur: Otfrid Mylius. — Verlag der Expedition. — Druck von Müller & Bellnagel in Stuttgart.

Digitized by Google

Illustrirtes Familienblatt. Herausgegeben von Otfrid Mylius.

1866. Stuttgart, Verlags-Expedition. Zweites Heft.

Der Onkel in Amsterdam.

Eine Familiengeschichte von Otfrid Mylius.

(Fortsetzung.)

4.

Die Familie Heffter war im Frühstückszimmer versammelt und Frau Heffter servirte den Kaffee. Papa war in seine Zeitungen vertieft und schien verdrossen, daß die Seinigen nichts von dem neuen Wagen und Gespann sprachen, welche, wie er hoffte, mittweile das Gespräch von ganz Hagenbach geworden waren.

„Was hast Du denn da, Emma?“ fragte Leonie, als die Schwester ein zusammengedrehtes Seidenpapier, aus dessen Ritzen Gold blinkte, neben ihren Teller gelegt hatte; „ist das nicht Dein Medaillon?“

„Ja, Liebe, es ist das Medaillon von Bruder Gustav mit seinen Haaren,“ entgegnete Emma mit einem leichten Erröthen; „der Bügel ist abgebrochen und ich hatte es gestern Abend auf der ‘frohen Aussicht’ schon verloren, als ein junger Herr, welchen wir im Saale bemerkt hatten, uns nacheilte und es mir überbrachte.“

„Ein junger Herr?“ fragte Leonie; „und welcher denn? warum nennst Du ihn denn nicht? Ist es Geheimniß?“

„Keineswegs, Schwesterchen! ich weiß einfach seinen Namen nicht, denn allem Anschein nach ist er ein Fremder,“ versetzte Emma und eine ungewöhnliche Röthe stieg ihr in die Wangen. „Ich habe ihn wenigstens noch nie hier gesehen, und der Umstand, daß er auf der ‘frohen Aussicht’ ganz allein dasaß, ließ mich glauben, daß er nur vorübergehend hier sey. Hast Du ihn nicht gekannt, Papa?“

„Wen denn, Kind?“

„Ei, den Herrn, der so artig war, mir mein Medaillon nachzutragen.“

„Nein, Kind; sah ihn meines Wissens zum ersten Mal, als wir in den Saal traten. Aber der Mann gefiel mir, hatte ‘was Intelligentes, eine gewisse Sicherheit und Ruhe, die mir imponirte; war jedenfalls ein Mann von Bedeutung. Ich hätte mich gar zu gern mit ihm in ein Gespräch eingelassen, um ihm ein Bißchen auf den Zahn zu fühlen, aber da kamen diese langweiligen Leute und holten uns auf die Veranda hinaus, und schwatzten von ihren abgedroschenen, hausbackenen Geschichten.“

„Und wer mag dieser ‘redliche Finder’ gewesen seyn? wie sah er aus? wie alt war er?“ rief Leonie lebhaft. „Er war also wohl kein Commis-Voyageur, die ja schier die einzigen Fremden sind, welche zu dieser Jahreszeit nach Hagenbach kommen?“

„Nein, er war kein Handelsreisender — wenigstens keiner von der gewöhnlichen Sorte, sonst wäre er nicht allein abseits gesessen.“ meinte Emma. „Er wollte sich offenbar niemand aufdrängen, und die lieben Mitbürger waren wenig geneigt, ihm entgegenzukommen. Selbst der Herr Bürgermeister Föhrich, welcher ihm den Weg nach der ‘frohen Aussicht’ gezeigt, hatte es unterlassen, ihn der Gesellschaft vorzustellen, und so zerbrachen wir uns alle die Köpfe, wer er denn seyn möge. Frau Föhrich meinte, er sey ein Landschaftsmaler, denn unsere schöne Natur habe ihn so sehr entzückt, und ihre Mutter hielt ihn für einen Gelehrten, für einen Naturforscher oder Arzt, weil er so gewählt sprach.“

„Und wofür hältst Du ihn, Papachen?“ fragte Leonie.

„Ich, Kind? Jenun, er scheint mir eher ein höherer Beamter zu seyn, oder auch ein Industrieller — offen gestanden, ich habe ihn nicht aufmerksam genug beobachtet, um meiner Sache sicher zu seyn. Aber ich ärgere mich jetzt, daß ich ihn nicht angeredet habe; er wird einen schlechten Begriff von der Gastlichkeit unserer Einheimischen bekommen haben,“ sagte Herr Heffter.

„Ach, wenn er ein Mann von Geist ist,“ meinte Leonie, — „so wird ihm nicht entgangen seyn, daß die Zurückhaltung unserer Hagenbacher nicht aus Mangel an Gemüth, sondern nur aus lindischer Schüchternheit und geselliger Unbeholfenheit entspringt. Die Leute unserer Gegend sind ja wie die Uhren: zieht man sie nicht auf, so gehen sie nicht. — Aber der räthselhafte Fremde gibt nun auch wieder einen Stoff zur Unterhaltung für die nächsten paar Tage.“

„Bis er sich als ein ganz gewöhnliches Menschenkind entpuppt-

Digitized by Google

wie es schon öfter der Fall gewesen," sagte Frau Hefftter ruhig lächelnd.

„Nein, liebe Mutter, für einen gewöhnlichen Menschen halte ich ihn nicht, wenn ich auch zugeben will, daß man ihm mehr Bedeutung beimessen wird, als ihm vielleicht zukommt," sagte Emma. „Jedenfalls aber bin ich persönlich ihm zu großem Danke verbunden, denn das Medaillon ist mir besonders lieb und werth, und ich hätte es um keinen Preis verlieren mögen. Ein Glück, daß es nicht unterwegs verloren ging, wo ich es schwerlich je wieder gesehen hätte!"

„Aber wie konnte der Fremde nur wissen, daß es Dein war, Emma?" fragte die Mutter; „hatteſt Du es etwa auf dem Tische liegen lassen?"

„O nein, liebe Mutter; ich trug es an der Schnur wie gewöhnlich, aber ich entsinne mich, daß ich beim Einsteigen in die neue Equipage, als mich Herr Spahlenberg in den Wagen hob, einen Ruck an der Schnur fühlte, weil ich irgendwo hängen geblieben, den sey muß. Da mag es wohl zerbrochen seyn, denn seht, hier ist der Vügel abgerissen. Gleich nach dem Frühstück werde ich jedoch in die Stadt gehen und das Medaillon dem Goldschmied Moosammer bringen, daß er es mir sogleich ausbessere. Und Du, Leonie, nicht wahr, Du bist so freundlich, mich zu begleiten, Liebe?"

„Ei gewiß, Schwester! wär's auch nur, um vielleicht dem interessanten Fremden zu begegnen!" rief Leonie scherzhaft, ohne die flüchtige Röthe wahrzunehmen, welche über die Wangen Emma's flog.

„Ihr werdet den neuen Wagen nehmen und in die Stadt fahren, Mädchen," sagte Herr Hefftter. „Na, ihr schweigt?"

„Offen gestanden, Papa, ich will lieber zu Fuße gehen," entgegnete Leonie keck und rasch. „Ich kann ja die neue Equipage noch immer probiren. Es muß nicht gerade schon diesen Morgen seyn."

„Und warum, wenn ich fragen darf?" rief der Papa etwas unwillig und mit rollenden Augen. „Was für Schrullen?"

„Es ist nicht Laune, lieber Papa," entgegnete Leonie und erfaßte besänftigend seinen Arm; „es ist nur Gefühlssache. Wenn wir beiden jungen Mädchen, die seither bei jeder Witterung unsere Ausgänge in der Stadt zu Fuße besorgt haben, nun mit Einem Male an diesem glorreichen Frühlingsmorgen fahren wollten, würde es nicht aussehen, als geschähe es aus reiner Prahlerei mit der neuen Equipage? Würde das nicht eine kleinliche Schwäche, eine Sucht zu gefallen und aufzufallen, verrathen, die uns ganz fremd ist? Und eben weil ich nicht so taktlos bin, mich mit unserm neuen Wagen zu brüsten, Papa, will ich auch nicht als das erscheinen, was ich in der That nicht bin!"

„Unsinn, Kind! laß die Leute reden, und mache Dir's behaglich! Ist es ja doch nur der Neid, der aus den Menschen spricht!" sagte Herr Hefftter.

„Ich will niemand auffallen und niemandn Neid erregen, lieber Vater," erwiderte Leonie; „bitte, bester Papa, laß uns gewähren, wenigstens nur noch heute. Sieh, es widerstrebt meinem ganzen Gefühl und Charakter, in den Augen von Gebildeten durch eine derartige Schaustellung von Reichthum und Wohlleben mich in dieselbe Kategorie gesetzt zu sehen mit jenen ungebildeten Emporkömmlingen, welche durch allerlei thörichten Luxus und äußeres Schaugepränge eine Bedeutung vor den Leuten haben wollen, welche sich auf keine andre Ansprüche stützt, als den Geldsack. Erinnere Dich, lieber Papa, wie lächerlich und fatal Dir vordem die Mirs erschienen, die sich die Frau Engelwirthin Stahl gegeben!"

„Bah, das war ein Anderes — jenes plumpe, ungebildete Weib, und ihr beiden Mädchen, an deren Bildung nichts gespart ward ...."

„Eben darum, lieber Papa, laß uns unsere bescheidene, stille Weise!" bat nun auch Emma mit gewinnender Freundlichkeit. „Ich denke genau so wie Schwester Leonie, wenn ich es auch nicht so gut auszudrücken vermag. Erlaß uns nur heute diese Ostentation mit der Equipage!" ....

„Die Post, gnädiger Herr!" sagte der Lakai und präsentirte die blecherne Briefkapsel, die der Schaffner vom Comptoir so eben gebracht hatte. Die Ankunft der Morgenpost war immer ein Ereigniß, denn sie brachte Briefe und Zeitungen und all die verschiedenen Lebenszeichen des Verkehrs mit der äußeren Welt. Den Fabrikherrn interessirten die eingehenden Korrespondenzen, die Handelsberichte und Kurszettel; die beiden Mädchen freuten sich auf die Zeitschriften, welche die Fortsetzung irgend einer interessanten oder spannenden Erzählung, neue Bilder, neue Muster brachten, und mit erwartungsvoller Stille sahen Emma und Leonie der Austheilung des Inhalts der Briefkapsel entgegen.

„Da, Kinder! Gartenlaube, Bazar, Globus, Morgenblatt — Das ist für Euch! — He, da ist auch ein Brief für Dich, Louise! Wie, Du steckst ihn ein? Du liesest ihn nicht einmal? Du wirst ganz roth, Alte? Na, was für Geheimnisse sind denn das?"

Frau Hefftter hatte in der That die Farbe gewechselt, als sie die Handschrift der Adresse ihres Briefs erkannt, und ihre Hand hatte gezittert, als sie den Brief in die Tasche der Hausschürze geschoben. „Geheimnisse sind es, Manuel, wenn auch nicht die meinigen!" sagte sie und in ihre dunklen ehrlichen Augen stieg ein verrätherisches Naß. „Es sind anonyme Briefe, mit welchen ich seit einiger Zeit verfolgt werde, — Briefe, die mir .... Doch, ich will diesen hier gar nicht mehr lesen! ich will ihn unglesen verbrennen. Es wird besser so seyn, als wenn ich diesen Verdächtigungen Glauben schenkte!"

„Anonyme Verdächtigungen? und gegen wen?" rief der Fabrikherr auffahrend und seine Hast vermochte eine gewisse verlegene Befangenheit nicht zu verbergen. „Was enthalten diese Briefe? warum sagst Du mir erst jetzt davon?"

Allein Frau Louise hörte nichts mehr: sie war schon hinausgeeilt.

„Komm, Leonie! kleide Dich an und laß uns gehen!" flüsterte Emma und schickte sich zum Gehen an.

„Sogleich, Schwester! ich habe nur Papa noch etwas zu sagen!"

„Du mir, Kind? Auch ein Geheimniß?" fragte Herr Hefftter und legte den Bleistift nieder, mit welchem er einige Anzeigen in der Zeitung angestrichen hatte; „hast Du ebenfalls einen anonymen Brief ...?"

„Mit nichten, lieber Papa!" sprach Leonie und legte schmeichelnd den Arm um Papa's Hals. „Ich habe nur eine Fürbitte einzulegen für einen braven lieben Mann, dem vielleicht ein großes Unrecht geschehen ist, und dem mit einem einzigen Worte geholfen werden kann."

„Mit einem Worte von mir, Kind?"

„Ja, lieber Papa! Du kannst eine Person glücklich machen, wenn Du nur willst, und mit dieser einen Person auch noch Andere, z. B. mich!"

„Dich, Mädel? Ei, was werd' ich da hören? — Rede!"

„Und Du versprichst mir zu helfen und den Unglücklichen glücklich zu machen, lieber Papa?"

„Ah, es ist also ein Mann, für den Du Dich interessirst? Du machst mich immer neugieriger, Mädel! Schieße los, Kind!" Aber Leonie schien befangen und rang sichtlich nach Worten und Herr Hefftter fuhr fort: „Die Sache betrifft Dich wohl näher als ich ahnte, Kind? Hat Spahlenberg mit Dir gesprochen?"

Digitized by Google

„Spahlenberg? Nein, Papa! mit ihm habe ich nichts zu schaffen," versetzte sie lebhaft, als ob diese Anspielung ihr mit Einem Male Muth und Thatkraft gegeben hätte, wenn auch in anderem Sinne, als der Vater zu erwarten schien. — „Spahlenberg ist nicht der Mann, welcher für meinen Schätzling ein Fürwort einlegen würde, obschon es vielleicht bei Dir am meisten gälte, lieber Papa!"

„Also endlich heraus mit der Sprache, Mädel! bin kein Freund von Räthseln und Charaden!" drängte Herr Hefftter.

„Ich sehe Dich da Ankündigungen in der Zeitung anstreichen, lieber Papa, und kann mir denken, was das betrifft," fuhr Leonie etwas befangen fort; „Du suchst einen Nachfolger für Herrn Beuttinger!" . . . .

„Allerdings, und meine kleine Schmeichelkatze hat einen Kandidaten zu empfehlen, den diese Stelle glücklich machen würde? wie?"

„Nein, Papa! ich wollte Dich bitten, dem guten alten Manne ein freundlich Wort zu gönnen und Frieden mit ihm zu machen!"

„Ah so! und das war alles?" rief der Fabrikherr und sprang unwillig auf; „das alte war des Pudels Kern? Du hast die Lektion recht hübsch hergesagt, welche Deine Mutter Dir eingelernt; aber ich kann Deinem Wunsch leider nicht entsprechen, Kind. Der alte Narr hat mir gekündigt und ist zu ersetzen. Meine Güte hat ihn verwöhnt, und er ist neuerdings anmaßend geworden. Wollte ich ihm entgegen kommen, ihn festzuhalten versuchen, so hieße das seine Selbstüberhebung noch steigern, seine Anmaßung noch mehren und seinen Widerspruchsgeist noch mehr herausfordern. Ueberhaupt, Kind, sind das Dinge, welche Du und ihr Frauensleute überhaupt nicht versteht!"

„Mag seyn, lieber Papa, und ich enthalte mich auch gern aller weiteren Einwendungen, lieber Papa! Aber dieß Eine bemerke und verstehe ich, daß Dich dieser Auftritt mit Herrn Beuttinger verstimmt und nachdenklich gemacht hat, denn Du bist schon seit gestern Abend recht gedankenvoll und düster, und da denke ich denn in meinem einfachen Mädchenverstande, es wäre doch besser, wenn ein alter erfahrener Diener, welcher an meinen Papa gewöhnt und mit dem Geschäfte genau vertraut ist, auf seiner Stelle bliebe, als wenn mein armer Papa, der ohnedem schon so viele Sorgen und Plagen hat, sich auch noch mit der Einführung eines neuen Factotum abquälen müßte, und darum bitte ich recht schön, bester Vater, Du möchtest dem guten alten Mann gegenüber doch den ersten Schritt thun!"

„Und das alles habt ihr Frauensleute heute Nacht zusammen gebraut und beschlossen?" fragte Herr Hefftter.

„Gewiß nicht, Papa! auf mein Wort, es kommt ganz aus mir selbst!" sagte Leonie. „Mama hat mit mir kein Wort gesprochen, und mir auf meine Frage nur bestätigt, daß Herr Beuttinger wirklich Dir gekündigt habe."

„Nun, und von wem hast Du es denn erfahren, Kind?"

„Von den Dienstmädchen, Papa, und diese haben es wieder von dem Schaffner Friedel. Aber mein Wort darauf, daß Emma es erst von mir erfahren und Mama nicht ein Wort darüber mit uns gesprochen hat. — Und nicht wahr, Papa, ich darf nun hingehen und Herrn Beuttinger bitten, daß er wieder komme?"

„Nein," versetzte der Fabrikherr kurz und hart. „Ich kann dem alten Hansnarr nicht in solcher Weise entgegenkommen, ohne mir allzuviel zu vergeben. Wenn er mir entgegen käme, abbitten wollte, Besserung versprächе, dann wäre vielleicht noch eine Verständigung möglich; aber das ist von dem Alten nicht zu erwarten, und es ist vielleicht besser so. Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht! — Geh, Kind, ich muß erst meine Briefe lesen, ehe ich auf's Comptoir gehe, und Dein eigenes Anliegen erinnert mich, daß ich dort heute nothwendiger bin als sonst!"

„Nur noch Ein Wörtchen, Papa! Bitte, Väterchen, komme dem alten Herrn auf halbem Wege entgegen. Du kannst es ja sicher, ohne Dir etwas zu vergeben; Du bist der Herr und bist länger als er, und seine dreißig Dienstjahre geben ihm doch einiges Recht auf solche Rücksicht!"

„Geh, geh, Mädel, laß mich! ich habe Dir schon meinen Bescheid gesagt, und damit basta! Der alte Hansnarr muß zu mir kommen, wenn er überhaupt Frieden sucht, was ich bezweifle, denn er trieb den Streit dießmal auf die Spitze. Aber schade um Dich, daß Du kein Junge bist, kleiner Tollkopf! an Dir ist ein Advokat verloren gegangen! Nun aber geh' und laß mich allein!"

„Adieu denn, Papachen! ich gebe noch nicht alle Hoffnung auf!" rief Leonie lächelnd. „Ihr beide seyd so an einander gewöhnt, daß ihr doch nicht getrennt leben könnt; ich wette, Beuttinger kommt doch wieder, und Papachen ignorirt dann den gestrigen Streit . . . ja, ja, ich will wetten!" Und sie eilte zum Zimmer hinaus, der Schwester zu folgen.

* * *

Die Briefe waren gelesen, das Frühstück verüber, die Cigarre zu Ende geraucht, und Herr Hefftter saß noch immer in seinem Schaukelstuhl und schaute gedankenvoll und befangen in's Blaue. Der anonyme Brief, welchen seine Frau erhalten, ließ ihm keine Ruhe. Nicht daß er eifersüchtig gewesen wäre — ach Gott, dazu hatte er wahrlich keinen Grund! Auch war es nicht Leidenschaft, welche ihn bewegte, sondern das Gegentheil: eine gewisse Verlegenheit, eine gedrückte Stimmung. Wäre er in diesem Augenblick seiner wackern Gattin nachgegangen, so würde er sie in ihrem Zimmerchen eingeriegelt auf den Knieen gefunden haben, wie sie vor Gott im Gebete lag und um Ruhe, Fassung und Erleuchtung flehte. Aber er ging ihr nicht nach, sondern wollte warten, bis sie wiederkehrte; er setzte sich einstweilen an's Fenster und blickte hinaus in die herrliche Natur, über welche der frische Morgen alle seine Reize ausgegossen hatte. Er überblickte sein stattliches Grundstück und die weitschichtigen Fabrikgebäude dort hinten, und dieser Anblick hätte ihn mit einem Selbstgefühl erfüllen mögen. Er sah seine beiden Töchter mit einander aus dem Hause treten und nach der Stadt gehen, sah sie sich umwenden und grüßend herauswinken und dann mit den elastischen Schritten auf der Straße weiter schreiten, und er hätte auf ein solches Paar hübscher wohlgerathener Töchter so stolz seyn dürfen, als nur irgend ein Vater es seyn konnte; allein er war es nicht. Das große Besitzthum gemahnte ihn an eine Menge drückender Verbindlichkeiten, welche darauf hafteten und von denen freilich nicht viele Menschen eine Ahnung hatten, und der Anblick der beiden hübschen Töchter erinnerte ihn daran, daß diese Töchter heirathsfähig seyen und er bald für ihre Mitgift sorgen müsse, was seine Sorgen nambaft vermehren werde, und erinnerte ihn an seinen einzigen Sohn, welcher in der Fremde Anderen diente, anstatt im väterlichen Geschäfte zu arbeiten, und Herrn Hefftters Gewissen sagte ihm, daß dieß nicht Gustav's Schuld gewesen sey, sondern daß er ihn durch Härte und Ungerechtigkeit von sich getrieben habe. Diese Reflexionen störten die Ruhe des Fabrikherrn schon an sich genügend, und es hätte nicht erst der Andeutungen seiner Gattin wegen der anonymen Briefe bedurft, um ihn aus dem Gleichgewicht zu bringen, — auf seinem Herzen lag ohnedem schon mancher drückende Alp. Aber er hatte seine eigene Weise, sich das Herz leicht zu machen: er wähnte, es genüge wenn er Andere durch Furcht und Ungerechtigkeit noch unglücklicher oder verstimmter mache, als er selbst, oder wenn er sie durch Barschheit einschüchtere, und eben jetzt sagte er zu sich selbst: ich will ihr die Gedanken an die anonymen Briefe, und die 'Mucken' darüber vertreiben. — „Lorchen!" rief er.

Digitized by Google

„Der Herr befehlen?“ stammelte das Stubenmädchen, welches so eben den Frühstücktisch abräumte, auf den Tod erschrocken.

„Meine Frau — meine Frau soll herkommen, sogleich!“

„Gleich, Herr Heffter! sogleich!“ rief Lorchen, raffte alles schnell zusammen und ging hinaus. Heffter trat an das Fenster, trommelte auf den Simß und hüllte sich in eine gewisse künstliche Festigkeit.

„Was wüßt Du von mir, Manuel?“ fragte eine weiche Stimme, der man noch das Weinen anmerkte, hinter ihm; und der Mann erschrack und ward roth; aber er sammelte sich wieder und als er sich nach seiner Gattin umwandte, war sein Gesicht wieder streng und finster; aber er vermied es seine Frau anzusehen.

„Louise,“ stieß er kurz und heftig hervor; „ich habe die verwünschten wehmüthigen Gesichter und Seufzer genug. Du hast etwas auf dem Herzen, und sollst mir Rede stehen: es muß immer klar seyn zwischen Eheleuten, und meine Sache ist Offenheit, das weißt Du. Also heraus mit der Sprache: was für eine Bewandtniß hatte es mit den anonymen Briefen von vorhin? was enthalten jene Briefe, und warum erfahre ich jetzt zum ersten Mal von ihnen?“

Frau Louise schlug die treuen dunklen Augen wehmüthig zu ihm auf, und auf ihrem schlichten Antlitz zuckte es von innerm Weh. „Frage mich nicht, Manuel,“ bat sie, mit Thränen in den Augen; „es will nicht über die Zunge; es ist eine Nichtswürdigkeit, einer Frau solche Briefe zu schreiben, denn am Ende ist es besser, sie hat keine Ahnung von solchen Dingen, als daß ihr durch diese bohrenden Gedanken des Argwohns und dieser steten Zweifel das Herz schier abgedrückt wird.“

Heffter hatte Mühe, fest und unbefangen zu bleiben. „Zum Wetter, Louise, sprich kurz und gut, um was es sich handelt!“ rief er; „wer wagt es, meine Frau mit Nichtswürdigkeiten zu verfolgen, und warum bin ich der letzte, der dieß erfährt? Wie kommst Du dazu, mir Dinge zu verhehlen, welche meine Ehre so sehr kompromittiren?“

„Laß mich schweigen, Manuel,“ sprach Frau Louise; „sich, meine Zunge sträubt sich, die Sache auszusprechen ...“

„Also mit schamlosen nichtswürdigen Anträgen wagt man Dich zu verfolgen?“ brauste Heffter auf und rang nach Worten. Allein Frau Louise schüttelte gelassen das Haupt. „Du irrst, Manuel, dieß ist nicht der Fall,“ versetzte sie ruhig und mit einer stillen gewinnenden Würde; „wäre dieß der Fall gewesen, so hätte ich der Sache näher nachgeforscht und die Gerichte wider den schamlosen Urheber dieser Briefe angerufen, oder dieselben vom zweiten an ungelesen verbrannt. Nein, von mir ist in den Briefen nicht die Rede, sondern nur von Dir, Manuel!“

„Und das sagst Du mir jetzt erst, Louise? Das hast Du mir seither verhehlt und den Argwohn in Dir großgezogen und mich im Stillen verdammt? Und was schreibt man Dir von mir? He, heraus mit der Sprache und mit den niederträchtigen Briefen!“

„Die Briefe sind alle verbrannt, Manuel! die meisten ungelesen. Ich wollte nicht, daß sie jemals einer dritten Person, am wenigsten meinen Kindern, in die Hände fallen sollten, denn Argwohn ist ein schleichendes Gift, und die Kinder sollten nicht einmal in Gedanken über ihren Vater erröthen, gleichviel ob er schuldig oder nicht!...“

„Da haben wir's! Also Du verurtheilst mich ungehört, ohne mir auch nur zu sagen, was man mir zur Last legt? Nun? werd' ich es bald erfahren?“

„Diese Briefe, Manuel, tragen das Postzeichen der Residenz,“ fuhr Frau Louise mit Selbstüberwindung fort und ihre Stimme zitterte unter der innern Erregung; „sie kommen gewöhnlich während Deiner Besuche in der Residenz oder sogleich nach denselben, und erzählen mir — o Gott! warum muß ich es aussprechen? — erzählen mir von Deinem Treiben in der Stadt, von Deinen Besuchen in einem gewissen Haus, — bei einer Dame, welche Du mit Geschenken überhäufst und ... nein, ich kann's nicht aussprechen ...“

„Und wer ist diese Dame, Louise?“

„Eine Frau von Moudon, eine angebliche Majorswittwe ...“

„Dacht' ich es doch — das ist ja niederträchtig!“ murmelte Heffter, mit einer Verlegenheit die er kaum bemeistern konnte. „Ich kenne diese Frau gar nicht — d. h. ich stehe in gar keiner nähern Beziehung zu ihr,“ stammelte er verwirrt. „Es ist wahr, ich habe sie ein- zweimal besucht, nachdem ich sie zufällig einmal vorigen Sommer im Badeetablissee getroffen und sie sich mir als die Schwester eines meiner Jugendfreunde zu erkennen gegeben hatte. Sie hatte mir im Herbste von momentanen Verlegenheiten geschrieben und mich um meinen Rath und Beistand gebeten, — und aus purem Mitleid — und im Andenken an die Freundschaft, welche mich einst mit ihrem Bruder verknüpfte, und weil ich gerade damals nach der Residenz kam, — suchte ich sie auf, half ihr ihre Geldangelegenheiten ordnen, — wodurch sich ein Briefwechsel zwischen uns entspann, und ich allerdings zwei oder drei Male in ihrem Hause einen ceremoniösen Besuch machte ...“

„Laß das, Manuel! Du brauchst Dich nicht zu vertheidigen, denn ich habe Dich nicht angeklagt, und jene Anschuldigungen konnten Dir in meinen Augen nicht schaden, so lange sie anonym blieben,“ sagte Frau Louise sanft und ergebungsvoll. „Als ich den ersten Brief erhielt, war mir allerdings, als müßte ich in den Boden sinken — es war schon vor zwei Jahren im Sommer, und es hieß darin, Du seyest mit dieser Frau v. Moudon in Hornburg — aber seither sind deren über ein Dutzend gekommen, und ich habe die meisten ungelesen verbrannt, und mich und meine Schmerzen und Sorgen dem lieben Gott anbefohlen. Ich habe mich im Gebet vor Gott niedergeworfen und ihn angefleht, er möge Deine Seele retten, wenn jene Anklagen wahr seyen, und sich unser Aller erbarmen nach unseren sämmtlichen Bedürfnissen. Ich habe mich aller Zweifel und Urtheile Deinetwegen entschlagen, Manuel, und nur still und treulich meine Pflicht gethan. Ich wollte Dir keine Scene machen und hoffte immer, jene Briefe würden aufhören, oder ... Ach Gott, ich weiß nicht mehr Alles, was ich hoffte und dachte! Für gewöhnlich war ich immer gefaßt und ruhig; allein wenn Du fort warst, auf Reisen oder in der Residenz, dann, Manuel, dann kommt' ich mich des Gedankens nicht entschlagen, daß Du vielleicht bei jener Frau seyest, die jung und schön und leichtsinnig und verführerisch seyn soll, und wenn alsdann solche Briefe kamen, vermocht' ich manchmal der Versuchung nicht zu widerstehen, und ich las sie, und drückte mir das Schwert tiefer in das Herz.“

„Und warum gabst Du mir jene Briefe nicht? warum machtest Du mir ein Geheimniß daraus, Louise?“ rief Heffter in grimmiger Wuth. „Warst Du mir das nicht schuldig?“

„Nein, Manuel, im Gegentheile,“ versetzte Louise ergebungsvoll; „waren die Dinge wahr, die mir jene Briefe erzählten — liebtest Du wirklich jene Frau, dann konnte ich jene Briefe nicht vorweisen, ohne Auftritte herbeizuführen, welche unsere Kinder unglücklich und einen Riß in unser Familienleben gemacht hätten. Enthielten jene Briefe Verleumdungen, so mußten sie Dir die Last der Sorgen noch vermehren, mit welchen ich Dich kämpfen sah. So fand ich in meiner Seele keinen andern Entschluß, als über diese Sache zu schweigen, und es dem himmlischen Vater anheim zu geben, wie er jene Räthsel und Zweifel lösen werde.“

„Aber warum gabst Du die Briefe denn nicht zurück, Louise? warum ermuthigtest Du den elenden anonymen Verleumder noch immer, in seinem Verfahren zu beharren?“

„Ich dächte, Manuel, das sollteſt Du begreifen,“ entgegnete

Digitized by Google

Aus dem spanischen Erbfolgekrieg. (Text hiezu auf S. 80.)
Der Schmidt-Balthes ruft die Bauern im bayr. Gebirge zur Rettung der kurfürstl. Prinzen auf. Nach dem Gemälde von Ph. Sporrer in München.

Digitized by Google

Frau Louise und blickte mild durch Thränen zu ihm auf; „vergegenwärtige Dir, was mit den Briefen geschehen wäre, wenn ich sie anzunehmen mich geweigert hätte! Man hätte sie entweder hier oder in der Residenz auf dem Postamte geöffnet, um ihren Verfasser zu erfahren; man hätte keine Unterschrift gefunden und sie gelesen, sie vielleicht am Biertische besprochen und Deinen und meinen Namen böswilligen Gerüchten preisgegeben — alles wohl erwogen, mußte es mir am Ende als das Gerathenste erscheinen, die nichtswürdigen Briefe anzunehmen und die Sache in mir zu verschließen, auch wenn sie mir zeitweise beinahe das Herz abdrücken wollte! Aber gleichwohl geht mir jedesmal ein Stich durch das Herz, wenn wieder einer dieser Briefe kommt, und wenn Du nicht selbst heute so grausam darüber gescherzt hättest, würdest Du niemals erfahren haben, welch ein herbes Weh auf meiner Seele lag. Aber Dein Scherz zerriß mir beinahe die Brust."

„Vergib, Louise, und sey stark! Glaube jenen Verleumdungen nicht, und gib mir künftig die Briefe, denn jetzt ist es meine Pflicht, ihrem Urheber auf die Spur zu kommen," sagte Hesster heftig aufgeregt; „Du wirst mir doch zutrauen, daß es schändliche Lügen sind, wenn ich Dir schwöre..."

„Nein, Manuel, schwöre nicht!" fiel sie ihm lebhaft in's Wort; „es ist nun heraus, und ich will und darf nicht richten. Ich bin Dein Weib, und thue meine Pflicht, in Liebe und Leid, in Handeln und Dulden! Gott, der in's Verborgene sieht und mich seither tröstete und stärkte, wird richten..."

„Aber wer mag der Urheber jener schändlichen Verleumdungen seyn, Louise?" rief Herr Hesster; „ist es eine Frauenhand?"

„Ich glaube kaum, es ist eine geläufige aber verstellte Hand und nicht immer dieselbe, wie denn auch die Briefe zuweilen von ganz verschiedenen Orten aus kommen. Doch laß uns davon abbrechen, Manuel! Genug von dieser Sache!"

Hesster biß sich auf die Lippen und schien in tiefes Nachdenken versunken. „Ich bin anderer Ansicht, Louise; ich muß diese Sache ermitteln — meine Ehre, mein Kredit und mein häuslicher Friede erfordern es. — Ich habe eine Ahnung, Louise; es kann von keiner andern Seite herrühren, als von ihm."

„Von wem glaubst Du, Manuel?..."

„Von Gustav, unserm eigenen Kinde!"

Frau Hesster sah ihren Gatten groß und mit einem unaussprechlichen Ausdruck an, dann sprach sie mit ruhiger edler Würde: „Gott verzeihe Dir diesen Argwohn, Manuel! Ich hätte niemals für möglich gehalten, daß ein Vater so irren könnte. Dich kann die Leidenschaft so täuschen, daß Du ihn verkennst; aber mein Mutterherz täuscht Dein blinder vorurtheilsvoller Argwohn nicht, Manuel. Nie hätte Gustav es über sich gewonnen, eine solche Aeußerung über seinen Vater zu thun, selbst wenn er von dessen Schuld Beweise in Händen gehabt hätte, geschweige denn daß er der Mutter solche Aufschlüsse geben würde. Ich beklage Dich, Hesster, daß Du von Deinem eigenen Kinde nur einen solchen Gedanke denken konntest. Gustav hat dieß fürwahr nicht verdient!" und mit Thränen des Schmerzes verließ sie rasch das Zimmer.

Hesster war beschämt, verstimmt, betreten; er raffte seine Zeitungen und Briefe zusammen und ging gedankenvoll und verstört nach dem Comptoir.

5.

Emma und Leonie waren mit einander noch nicht weit gegangen, als sie unter den Linden vor dem Thore einen Herrn bemerkten, welcher sich mit dem Interesse eines Fremden die wehrhaften Mauern und den stattlichen Thorthurm besichtigte. Leonie vermuthete in ihm einen Maler oder Alterthumsforscher, denn welcher von den Hagebacher Bürgern hätte je ein lebhafteres Interesse an der hohen schmalen Spitzbogen-Wölbung des Seelbach-Thores, an dem Rundbogenfries des Umgangs, an den Zinnen des alten Thurmes, an dem verwitterten Reichsadler genommen, welcher als Zeichen der alten freien Reichsstadt noch über der Thorwölbung prangte?

„Sieh' nur, Schwesterchen, sieh! wer mag der fremde Herr seyn, der dort steht und uns den Rücken bietet?" flüsterte Leonie, als sie dem aufmerksamen Beschauer des alterthümlichen Thorthurms schon ganz nahe gekommen waren. Emma blickte auf und erschrack ein Wenig; in diesem Augenblick fuhr ein Bauerwagen vom Anger her der Brücke zu, welche über den alten tiefen Stadtgraben führt; der Fremde mußte seinen Standpunkt verändern, um dem Wagen auszuweichen; er kreuzte dabei den Weg, welchen die beiden Fräulein Hesster einschlugen, erkannte auffallend in einer der Herannahenden die Besitzerin des verlorenen Medaillons von gestern, blieb unwillkürlich stehen, lüftete den Hut und grüßte sehr artig.

Emma's freundliche Züge überlief eine dunkle Glut; einen kurzen Moment begegnete ihr Blick dem seinigen, und ihr Fuß schien am Boden zu wurzeln; dann aber schlug sie die Augen nieder und eilte vorüber.

„Was ist Dir denn, Emma? Du kennst den Herrn, Schwesterchen?" flüsterte Leonie lebhaft, welcher keine Einzelnheit dieses kleinen Auftritts entgangen war. „Der Herr ist doch nicht etwa Dein verlohrer Finder von der 'frohen Aussicht'?"

„Derselbe," flüsterte Emma und erglühte von neuem. Instinktmäßig drehten sich beide Schwestern unter dem Thore um, schauten nach dem Fremden zurück und begegneten seinen Blicken, denn auch er war stehen geblieben und hatte seine Aufmerksamkeit von dem alten Mauerwerk auf die beiden frischen hübschen Mädchen übertragen, welche mit elastischem Schritte der Stadt zu wanderten.

„Höre, Emma, der Herr ist gar nicht so übel," sagte Leonie munter. „Er hat ein Paar wunderhübsche Augen und einen schönen Mund, und scheint mir ein recht feiner gebildeter Mann zu seyn."

„Das ist er ohne Zweifel," erwiderte Emma gedankenvoll und mit lieblichem Erröthen; „seine Manieren verrathen einen Mann von Welt und sind so maßvoll und bescheiden wie die eines Menschen, der sich weder aufdrängt noch wegwirft. Er war so freundlich und zuvorkommend und doch ganz unaufdringlich..."

„Und doch schien mir vorhin, als ob er uns habe anreden wollen, Schwester," fuhr Leonie fort. „Wir war, als hätte er so eben einen Augenblick stehen, um uns anzureden, und erwartete er von uns eine Ermunterung dazu, die Du selbst auch zu gewähren halb geneigt schienst, Emma, denn auch Du standest unwillkürlich einen Moment still."

„Ich, Leonie? Gewiß nicht; wenigstens that ich es nicht absichtlich," beltheuerte Emma mit erneuertem Erröthen. „Und wenn mich auch der Wunsch, dem Herrn für seine Freundlichkeit vom gestrigen Abend zu danken, unwillkürlich und instinktmäßig zu einer derartigen Regung getrieben haben sollte," fuhr sie mit unsicherer bewegter Stimme fort, — „so danke ich es dem fremden Herrn doppelt, daß er so bescheiden und discret war, keinen Nutzen daraus zu ziehen."

„Nun ja, aber damit verlieren wir vielleicht für immer die Gelegenheit ihm zu danken," versetzte Leonie halb unmuthig. „Ich bin überzeugt, er hält uns für ein paar rechter Gänschen aus der Provinz, für ein paar hochmüthiger Landpomeränzchen, weil Du die Gelegenheit nicht benützt hast, ihm einige freundliche Worte des Dankes zu sagen, die Du ihm doch wirklich schuldetest. Ohne Zweifel hat er erfahren, wer Du warst, und hält Dich nun für ein recht hochmüthiges geldstolzes Geschöpf, und denkt sehr gering von uns, was mir nicht angenehm ist, denn gerade bei einem feinen gebilde-

Digitized by Google

ten Mann will ich nicht für brotzig und albern gelten. Und endlich haben wir nicht einmal so viel erlangt, zu erfahren wer denn Dein redlicher Finder ist. Schwesterchen, Schwesterchen, das war recht ungeschickt von Dir."

„Jenun, ich gebe zu, daß ich mich etwas ungelenk und thöricht benommen, Herzchen," erwiderte Emma etwas verlegen; „aber die Begegnung war auch so unerwartet und überraschend, und das alles machte sich so verwirrend schnell, daß ich ordentlich darüber erst recht und sicher keines Wortes mächtig gewesen wäre, wenn er mich in diesem Augenblick angeredet hätte."

„Du lieber Himmel, Emma, Du hättest es darauf ankommen lassen können, denn am Ende würde er jedenfalls uns zuerst angeredet haben, und dann hätte ein Wort das andere gegeben und Du Dich leidlich aus der Affaire gezogen, und wir beide uns nicht lächerlich gemacht," rief Leonie lebhaft. „Ich hätte dann wenigstens die Genugthuung, daß er uns nicht für alberner hielte, als wir sind, — und daß wir wüßten, wer er ist.

„Das können wir vielleicht noch ermitteln, Leonie," sagte Emma etwas kleinlaut, denn sie begann nachgerade zu fühlen, daß der Vorwurf der Schwester einigermaßen begründet und ihr eigenes Benehmen auf lauter jungfräulicher Schüchternheit etwas linkisch gewesen war. „Wir kommen am Bayrischen Hofe vorüber und vielleicht steht Herr Scholl unter der Thüre und gibt uns Gelegenheit nach dem fremden Herrn zu fragen ..."

„Na, das fehlte gerade noch, daß wir durch eine solche Offenherzigkeit uns in den Mund der Leute brächten!" fiel Leonie ihr tadelnd in's Wort; „gesetzt auch, unser interessanter Fremdling wohnte bei dem dicken Herrn Scholl und nicht in der 'Krone', so wett' ich zehn gegen eins, daß Herr Scholl nichts eiligeres zu thun gehabt hätte, als der ganzen Gesellschaft von jungen und alten Herren, welche um zehn Uhr zu ihm zur Frühmesse kommen, recht aufschneiderisch zu erzählen, wie die beiden Fräulein Hessler schon in aller Frühe hier gewesen seyen, um sich nach einem Herrn zu erkundigen, welcher incognito hier sey und offenbar mit der einen oder andern von ihnen in einem heimlichen zarten Verhältniß stehe. Nein, liebste Emma, Dein Vorschlag ist zwar wohlgemeint, aber sehr wenig praktisch, und somit bleibt nichts anderes übrig, als daß wir es dem Zufall anheimgeben, ob wir uns bei Deinem redlichen Finder noch bedanken und in ein günstiges Licht setzen können." Und in ein helles Lachen ausbrechend, trippelte sie der Schwester voran die Treppenstufen an der Frauenkirche herab nach dem Markte, und Emma folgte ihr gedankenvoll und bedächtig.

Die Begegnung hatte auch in Emil Tauels mancherlei Gedanken und Empfindungen angeregt. Wäre er auch Gustav Hessler nicht so nahe gestanden, so würde schon der kleine Auftritt vom gestrigen Abend genügt haben, ihm ein Interesse für diese beiden lieblichen frischen Mädchengestalten zu erwecken. Heute im klaren hellen Sonnenlicht war ihm Emma noch unendlich holder erschienen, als gestern Abend im trüben Licht der Schieferöllampen. Ihre hohe schlanke Gestalt hatte etwas so Geschmeidiges und Elegantes, ihre feingeschnittenen Züge und das schmale Oval ihres Gesichts etwas so Edles, ihre grossen braunen Augen einen so sinnigen und hübschen Ausdruck, daß sie ihm unter der raschen Glut, welche über diese beweglichen Züge hinflog, weit hübscher und reizender und anmuthender erschien, als am gestrigen Abende. Und doch war die Begegnung so flüchtig gewesen, daß er nur einen allgemeinen Eindruck dieser Erscheinung hatte hinnehmen können; dann hatte er sich begnügen müssen, dem hübschen Mädchen nachzublicken und ihren elastischen Schritt zu belauschen und sich Mühe zu geben, daß die Vergleichung mit der jüngern Schwester ihn nicht störe, deren gedrungenere und zartere Gestalt noch etwas Pikanteres und Graziöseres hatte. Es waren zwei wunderhübsche Erscheinungen um die beiden Mädchengestalten, welche in ihren einfachen hellgrauen Kleidern und Krägen und ihren leichten runden Strohhütchen mit weißen Strausfedern sich erst so zierlich und grell von dem grauen braunen dunkeln, im Schatten liegenden Mauerwerk, dann von dem Halbdunkel des Thorwegs abhoben und dann jenseit des Thorthurms in den hellen Sonnenstrahl hinaustraten, welcher drinnen die breite Seelbachgasse überflutete und die beiden zierlichen Gestalten bestimmt und scharf profilirte. Er konnte sich nicht enthalten, ihnen mit tiefem Interesse nachzublicken, bis die Krümmung der Straße sie seinen Blicken entzog.

Emil Tauels rieb sich die Stirn, als wollt' er die weichlichen Gedanken aus seinem Kopfe verdrängen, und stieß einen leichten Seufzer aus. „Dazu ist nun keine Zeit!" murmelte er und ging auf einen halbwüchsigen Jungen zu, der auf einem Weichsteine an der Brücke saß und ein Stück Brod verzehrte. „He, Kleiner, kannst Du mir sagen, wo die Korsettenfabrik des Herrn Spahlenberg ist?"

Der Junge stierte den Fremden verblüfft an und sagte: „Die Korsettwederei ist in der Erlau, — dort drüben hinter der Stadt. Dort wo die Pappel steht, geht's hinter in das Thal."

„Hm, da bin ich scheint's irre gegangen," sagte Tauels; „ich habe mich im Thore geirrt. Hättest Du Lust, Junge, mir für ein Stück Geld den Weg zu zeigen?" Der Knabe rutschte von dem Weichstein herab, schob sein Brod in die Tasche und schritt rüstig voran. Es ging um das halbe Städtchen herum, theils dem alten Stadtgraben entlang, der in Gemüse- und Obstgärtchen ausgelegt war, theils durch eine Vorstadt von niedrigen ländlichen Häuschen, dann über die Brücke und jenseit des Hügchens den Hügel hinan, wo eine entzückende Aussicht auf die kleine Stadt, die näheren Berggüge und die ferneren Gebirge sich darbot. Herr Tauels blieb unwillkürlich stehen und betrachtete sich das reizende Landschaftsbild: die vielen sanftgerundeten Hügel, welche das Städtchen umgaben, mit ihrem frischen grünen Grauswuchs und den kleinen Feldhölzern, die sammetnen Wiesen in der Niederung, die dunkelbewaldeten Höhen, den rasch strömenden Fluß in seinem breiten kiesigen Bette, die Obsthaine auf den sommerlichen Hängen, die einzelnen zwischen Baumgruppen zerstreuten malerischen Bauernhäuser und Gehöfte, den grünlich blauen See in dem Seitenthale, umgeben von moorigem Ried und einzelnen Baumgruppen, die duftig blauende Ferne und die kühnen Umrisse des hohen Gebirgs. „Es ist so schön hier, daß man hier wohnen möchte!" flüsterte Emil Tauels vor sich hin, und versank eine Weile in träumerisches Sinnen, während der Junge ihn verwundert anstarrte. „Es hängt ja am Ende nur von mir ab, wie ich es angreife," setzte Tauels hinzu, und ein entschlossener Ausdruck machte seine Züge wieder strammer. „Komm, mein Junge! wo ist denn die Erlau?"

„Da drunten vor uns im Grunde, Herr," entgegnete der Knabe. „Das weiße Haus mit den vielen Fenstern ist die Fabrik, wo die Weber arbeiten; das rothe Ding da mit dem Schieferdache ist das Schlößchen, wo der Herr Spahlenberg wohnt, und in den kleinen Häuschen dort hinten wohnen die verheiratheten Weber der Fabrik."

Es war ein allerliebstes kleines Landschaftsbild um diese Fabrik im Schoose eines hübschen Thales; vorne die launigen Windungen des Baches, den seine Erlenbüsche und Weiden verdeckten, in den saftigen Wiesen; dann einerseits die Fabrik mit ihren Gebäuden und andererseits am Fuße der rasch ansteigenden bewaldeten Höhen das zierliche Wohnhaus von Ziegelbau mit Erkern und hohen Giebeln inmitten einer hübschen englischen Anlage, hoch genug gelegen um das Thal und die Fabrik zu überschauen, einsam und traulich

Digitized by Google

und doch nicht verstockt und abgeschlossen, sondern mit einem Gepräge von Wohlstand und Selbstgenüge.

Zehn Minuten einer leichten Wanderung bergab, und Dauels stand auf der Straße welche durch die Fabrik nach dem Herrenhause hinaufführte. „Dort ist die Zahlstube," sagte der Junge und deutete auf einen kleinen Anbau der Fabrik mit einer Verandah davor; „dort ist der Herr zu finden." — Dauels lohnte den Knaben ab, und begab sich erwartungsvoll nach dem Comptoir, wo er jedoch auf sein Befragen nach Spahlenberg zu dem Herrenhause gewiesen wurde. Der Fabrikherr war noch nicht an der Arbeit, und Dauels ging, ihn in seiner Wohnung aufzusuchen. Ein gallonirter Diener, der auf dem freien Platze vor dem zierlichen Wohnhaus mit einem schönen englischen Hühnerhunde spielte, übernahm es, den frühen Gast zu melden, und einige Minuten später stand Dauels in einem geräumigen Zimmer im Erdgeschoß, dessen exkerartig ausgebautes Doppelfenster die Aussicht auf den kleinen Blumengarten hatte. „Bitte, Platz zu nehmen, — der Herr wird sogleich erscheinen," sagte der Lakai. Dauels sah sich neugierig im Zimmer um, und bewunderte im Stillen den Geschmack, womit dasselbe eingerichtet war. Decke und Wände waren mit Arvenholz getäfelt und gefirnißt und die Arbeit daran recht fleißig und zierlich, im Rundbogenstyle, wie das gekuppelte Doppelfenster. An den Holzgesimsen liefen Spruchbänder hin, auf denen mit zierlicher mittelalterlicher Fraktur- und Mönchsschrift gute Sprüche geschrieben waren. Aus den Füllungen der Rundbögen traten holzgeschnitzte schöne Reh- und Hirschköpfe mit starkem Gehörn und Geweih hervor; an den Pfeilern hingen Trophäen von Jagd- und Fischfangsgeräthen, und vor dem bequemen Sopha mit geschnitztem Gestell von Eichenholz und grünem Plüschbezuge, sowie vor dem zierlichen eichenen Schreibtisch lagen gegerbte Hirschdecken und Luchsbälge, und von den gedrehten Zierrathen der getäfelten Decke herab hingen ausgestopfte schöne Raubvögel mit ausgebreiteten Schwingen.

„Meiner Treu, dieser Spahlenberg hat sich sein Nestchen schmuck und traulich eingerichtet," murmelte Dauels unwillkürlich, als er mit raschem Umblick dieses Zimmer mit seiner ganzen Einrichtung besichtigt hatte; „der Mann macht unverkennbar aristokratische Prätensionen. Ich hätte mir ihn fürwahr ganz anders gedacht."

Jetzt ging die Thüre auf und Herr Spahlenberg trat ein, ein Mann von mittlerer Größe und kräftiger Gestalt, den Vierzigen nahe, aber schon etwas verlebt. Sein Gesicht hatte einen kühnen Schnitt, namentlich durch die dünne kecke Habichtsnase und die schmalen Lippen, aber die dunklen kleinen Augen hatten etwas unangenehm Stechendes. Er war einfach und halb waidmännisch gekleidet und ein hübsches braunes Dächsel folgte ihm auf dem Fuße.

„Herr Dauels aus Amsterdam? Sehr angenehm, Ihre werthe Bekanntschaft zu machen," hub Spahlenberg mit einer leichten Verbeugung und weltmännischer Artigkeit an, der sich jedoch eine gewisse Zurückhaltung beigesellte, während seine scharfen Augen den Gast gründlich und schnell musterten; „was verschafft mir das Vergnügen Ihres Besuchs, mein Herr?"

„Dieser Brief mag mich bei Ihnen einführen, Herr Spahlenberg."

Der Fabrikant warf einen Blick auf die Adresse und die Farbe wich einen Moment von seinen gerötheten Wangen, als er mit einer gewissen Bewegung im Tone ausrief: „Von Lohmayer?"

„Ja, von unserem Freunde Konrad Lohmayer, welcher sich Ihnen freundlichst empfehlen läßt," entgegnete Dauels lakonisch, und beobachtete die Bewegung, die sich unwillkürlich in den Zügen des Fabrikanten verrieth. Dieser las das kurze Schreiben zu Ende, das nur die gewöhnlichen Phrasen eines dringenden Empfehlungsbriefs enthielt, und fragte dann beiseit und um seine Bewegung zu maskiren: „Und Sie bringen mir Aufträge von meinem lieben alten Freunde Lohmayer? Und er ist also nun in Amsterdam? und wie geht es dem guten Jungen? was treibt er dort?"

„Konrad ist Kassier in dem geachteten Handlungshause von Goll und Söhnen, und hat vorzugsweise die Bankgeschäfte zu leiten; er ist glücklich verheirathet und in einer Stellung, welche seine Zukunft sichert."

„Das freut mich für den guten Kerl, — meiner Treu, er hat es verdient, daß es ihm endlich einmal gut geht," versetzte Spahlenberg mit angenommener Herzlichkeit, welche nur eine unverkennbare Befangenheit verdecken sollte. „Sie kennen ohne Zweifel seine Vergangenheit und wissen, daß wir vor Jahren mit einander associirt waren."

„Zu dienen, Herr Spahlenberg, Konrad hat mir alles erzählt und verschiedene vertrauliche Aufträge ertheilt, deren Erledigung wir auf eine andere gelegenere Zeit verschieben wollen, denn Lohmayer weiß sehr wohl, daß gegenwärtig durch den amerikanischen Krieg die Verhältnisse mancher Fabrikanten etwas bronillirt und schwierig sind. Ich habe seine unbeschränkte Vollmacht, mich mit Ihnen auf billige und annehmbare Bedingungen zu verständigen, welche Sie um so annehmbarer finden werden, als sich ein Abkommen treffen läßt, bei welchem Sie selber in verschiedener Richtung profitiren können. Konrad ist ein Ehrenmann durch und durch, und wenn Sie mir die Hand bieten wollen, meine eigenen Zwecke zu erreichen, so werden wir uns gegenseitig leicht akkommodiren können."

„Darf ich mir die Frage erlauben, worin Ihre Zwecke bestehen und in welcher Weise ich Ihnen dienen kann, Herr Dauels?" fragte Spahlenberg sichtlich erleichtert.

„Ich habe gestern Abend zufällig erfahren, daß ein Fabrikant dieser Gegend, mit welchem Sie genau bekannt seyn sollen, ein gewisser Herr Hessler, seinen Buchhalter entlassen hat," entgegnete Dauels und blickte Spahlenberg offen und treuherzig aber mit dem Ausdruck einer gewissen Entschlossenheit an; „ich möchte mich um diese Stelle bewerben, bin überzeugt, daß Ihr mächtiges Fürwort bei Herrn Hessler mir hiezu verhelfen kann, und bitte Sie daher, meine Bewerbung nach Kräften zu unterstützen. Hier sind meine Zeugnisse, welche Ihnen darthun, daß ich gewiß im Stande bin, Ihrer Empfehlung Ehre zu machen."

Spahlenberg maß seinen Gast erstaunt und mit einigem Mißtrauen, als er die Papiere aus seiner Hand nahm, denen er jetzt einige Aufmerksamkeit schenkte. „Diese Zeugnisse sind allerdings glänzend," wandte er sich nach einer Weile zu Dauels; „dieß allein könnte mich veranlassen, von meinem Grundsatz, niemand zu empfehlen den ich nicht genau kenne, abzuweichen. Aber wie konnten Sie schon erfahren, daß Herr Hessler sein altes Faktotum verliert?"

„Ich habe es durch einen Zufall, aber aus sicherer Quelle erfahren," versetzte Dauels und erzählte was er auf der 'frohen Aussicht' vernommen hatte, mit allen Umständen. Spahlenberg horchte gespannt auf und konnte eine gewisse freudige Ueberraschung nicht verbergen. „Das macht die Sache ernsthaft," sagte er; „ich fürchtete beinahe, mein Freund Hessler werde sich durch allerlei Rücksichten am Ende noch bewegen lassen, den alten Querkopf wiederum zu Gnaden anzunehmen; allein wenn Beuttinger ernstlich krank ist, so können wir hoffen, daß Hessler die Stelle besetzen wird, und wir wollen hernach zu ihm hinüberfahren. Ich muß jedoch noch einige Fragen an Sie richten," setzte er lauernd hinzu, „Fragen die sich mir unwillkürlich aufdrängen, wenn ich Ihre trefflichen Zeugnisse mit der verhältnißmäßig schlechtbezahlten Stelle vergleiche, die Sie im Auge haben. Wie kommt es, daß Ihr Ehrgeiz sich nicht höher

Digitized by Google

versteigt, als auf diese Anstellung in einer obscuren Fabrik? Sie haben ohne Zweifel irgend welche geheime Beweggründe, die Sie hiebei leiten?"

„So ist es, Herr Spahlenberg, doch mache ich aus meinen Motiven gar kein Hehl," versetzte Dauels mit offenem Lächeln. „Sie haben es errathen, daß ich meine besonderen Beweggründe habe, und zwar einfach folgende: setzen Sie den Fall, Lohmayer, ich und ein anderer Freund in Holland hätten eine großartige Spekulation vor, mit welcher Hunderttausende gewonnen werden können — sagen wir: etwa eine Spekulation in Baumwolle oder dergl. — wir seyen übereingekommen, daß der jüngste und beweglichste von uns sich in diejenige Gegend begebe, welche die Bezugsquelle für unsere Waare werden soll, — daß unser Plan dahin gehe, denselben unbemerkt dort heimisch werden und alle Verhältnisse erst genau kennen lernen zu lassen, bevor wir unsern Plan verwirklichen, — daß der fragliche Sendling es daher vorzieht, das Terrain ganz incognoscirt zu sondiren, indem er entweder eine Commissionsstelle annimmt oder sich als Sprachlehrer niederläßt oder irgend ein anderes Incognito wählt, welches ihm erlauben wird, ganz unbemerkt und unbeargwohnt seinen Plan auszuarbeiten und die gemeinsame Idee der Verwirklichung entgegenzuführen, — dann werden Sie, im Vertrauen gesagt, der Wahrheit ziemlich nahe kommen, und zunächst die Veranlassung meines Hierseyns begreifen."

„Das klingt plausibel," meinte Spahlenberg; „aber warum wollen Sie gerade in Hefftens Geschäft treten?"

„Wenn der Zufall welcher mich mit dieser erledigten Stelle so unversehens bekannt machte, auch nicht solch ein bedeutsamer Wink gewesen wäre, so hätten vielleicht ein Paar schöner Mädchenaugen mir diesen Wunsch eingegeben, mein Herr," sagte Dauels lächelnd. „Ich sah gestern Abend eine von Herrn Hefftens Töchtern mit ihrem Vater auf der frohen Ausficht, und mein unverwüstlicher Glücksstern gab mir sogleich die Mittel an die Hand, mich bei dem Mädchen einzuführen; vor einer halben Stunde sah ich dieses reizende stille sinnige Mädchengesicht wieder, und ihr Liebreiz erschien mir im hellen Tageslicht so überwältigend, daß mein Entschluß im Nu feststand. Ich bin Fatalist, Herr Spahlenberg, und glaube so zuversichtlich und unerschütterlich an meinen getreuen Glücksstern, daß ich schon vollkommen überzeugt bin, dermaleinst Herz und Hand von Fräulein Emma Hefftr zu gewinnen, selbst wenn Sie mir feindselig begegnen sollten. Aber das werden Sie nicht thun, Herr Spahlenberg, — weder heftiges noch offen, Sie würden dabei zu viel riskiren. Kommen Sie mir freundlich entgegen und helfen Sie meine Pläne fördern, so können Sie sich auch auf meine Hülfe und Unterstützung verlassen; wir machen dann gemeinsame Sache, und Sie haben einen Vertrauten im Hause und Geschäft Ihres Freundes. Die offenste Politik ist immer die beste."

Spahlenberg biß sich auf die Lippen und erwog bei sich, ob er die verkappte Drohung, welche in diesen Worten lag, verstehen und abweisen, oder ignoriren sollte; er entschied sich für letzteres, denn der Gegner erschien ihm bedeutend genug, um ihm einiges Bangen einzuflößen. „Also Fräulein Emma hat an Ihnen eine Eroberung gemacht, ohne es zu wissen?" versetzte er scherzend. „Jenun, das Mädchen ist nicht übel, doch sagt mir die jüngere Schwester mehr zu, ein pikanter kleiner Kobold von Laune und Geist, für den ich mich ernstlich interessire. Vielleicht gelingt uns beiden die Werbung besser mit vereinten Kräften. Aber vertrauen Sie Ihrem Glücksstern nicht allzu viel, mein Herr! Diese beiden Töchter Hefftens sind keine gewöhnlichen Mädchen, und haben jede schon mindestens ein halbes Dutzend zierlicher Körbe geflochten; sie sind keine leichten Eroberungen."

„Um so besser, denn sonst würden sie kaum der Mühe verlohnen, daß man sich um sie bewürbe," sagte Dauels scherzend. „Die Hauptsache ist, hübsch behutsam und zuversichtlich seyn, abwarten, nicht mit thörichtem Aplomb mit der Thüre in's Haus fallen — nur hübsch bedächtig und es wird schon gelingen. Was dem Buchhalter oder Commis nicht gelingen will, das glückt vielleicht dem Kaufherrn, der sich einst aus ihm entpuppt. Also Sie werden die Freundlichkeit haben, mich bei dem Fabrikherrn persönlich einzuführen und Ihr gewichtiges Fürwort für mich einzulegen, das Ihnen Freund Lohmayer aufrichtig danken wird?"

„Mein Wort darauf, ich werde Sie auf's wärmste empfehlen und dem Vertrauen unseres gemeinsamen Freundes vollauf entsprechen," sagte Spahlenberg. „Aber unter Einer Bedingung jedenfalls!"

„Lassen Sie hören, Herr Spahlenberg!"

„Sie versprechen mir auf Ihr Wort, weder Fräulein Leonie Heffter, der jüngern Schwester, je den Hof zu machen, noch jemals den leisesten Wink über meine Vergangenheit hier gegen irgend wen fallen zu lassen," entgegnete Spahlenberg mit einer gewissen Befangenheit. „Nicht etwa als ob Sie mir materiell schaden könnten, denn ich habe es mir sauer werden lassen, dieses Etablissement hier fest und dauerhaft zu begründen und brauche nun keine Kabale mehr zu fürchten; aber ich will meine sociale Stellung nicht gefährdet sehen, denn ich führe noch größere Dinge im Schilde. Also Ihr Wort darauf: Stillschweigen und ehrliche Verbrüderung!"

„Topp, mein Wort darauf, Herr Spahlenberg! so lange Sie den Vertrag halten, brauchen Sie von meiner Seite nichts zu befürchten," sagte Dauels. „Es sollte mir leid thun, zwängen Sie mich, Sie aus dem kleinen Paradis zu vertreiben, das Sie sich hier geschaffen haben. Es ist ein reizendes Fleckchen Erde," setzte er hinzu und blickte aus dem Fenster in den Blumengarten und nach der kleinen Anlage hinaus, die sich parkartig um den Fuß der Hügel und bis an den Saum des Hochwalds hinzog; „ein Plätzchen ganz geschaffen um an der Seite einer hübschen jungen Frau ein glückliches Familienleben zu führen."

„Diese Rücksicht leitete mich auch bei der Erbauung," erwiderte Spahlenberg; „ich hatte mir vorgenommen, ein wahres Bijou von einem Wohnsitze zu bauen, denn die Heimath kann man, wie Sie mir gerne zugeben werden, nie mit allzuviel Reizen ausschmücken. Bis mein Wagen eingespannt ist, will ich Ihnen mein kleines Heimwesen in allen seinen Einzelnheiten zeigen."

Das that er denn auch mit aller Eigenliebe und Detaillirung eines Bauherrn. Emil Dauels mußte das Haus vom Keller bis zu den Gaststuben im Giebl durchwandern, mußte verkosten was Küche und Keller vermochten und selbst die Stallungen und den Garten besichtigen, so daß die beiden feurigen ungarischen Pferde schon seit einer Stunde das harte Pflaster vor dem Hause stampften, ehe es Herrn Spahlenberg endlich gefiel, seinen Redestrom einzudämmen und sich zu erinnern, daß sie nach Herrn Hefftrs Wohnung fahren wollten.

Die beiden „Zucker" verdienten jedoch das Lob, welches ihnen ihr Besitzer selbstgefällig spendete; in unglaublich kurzer Zeit legte der leichte Dogcart den Weg durch die Erlau nach der Stadt und durch diese zurück und hielt bald vor dem Landhause des Herrn Hefftr.

Das Geräusch der Equipage hatte die Aufmerksamkeit der beiden jungen Damen erregt, welche in der von Trilchgardinen und Schlinggewächsen beschatteten Loggie saßen, und der Gruß der beiden Ankömmlinge ward von Emma mit einer leichten Verbeugung und einem anmuthigen Erröthen, von Leonien aber etwas förmlich und stolz erwidert.

„Da haben wir's Schwester!" sagte Leonie. „Dein redlicher

Digitized by Google

Finder mit Herrn Spahlenberg bestreundet! O weh, eine bittrere Enttäuschung konnte mir nicht zu Theil werden. Das schwächt mein Interesse für ihn bedeutend ab."

„Urtheile nicht vorschnell, liebes Herz," versetzte Emma. „Ist es nicht ebenso wahrscheinlich, daß der Fremde nur an Spahlenberg empfohlen ist und sich von diesem bei Papa einführen läßt, um — um uns kennen zu lernen?" setzte sie zögernd und mit einiger Verlegenheit hinzu.

„Wohl möglich, aber doch nicht wahrscheinlich, Emma! Sage mir mit wem Du gehst und ich sage Dir wer Du bist..."

„Thörin die Du bist!" tadelte Emma ernstlich; „wenn nun jemand diesen Grundsatz auf Papa anwenden wollte, weil dieser auch mit Spahlenberg umgeht? was würdest Du dann sagen? — Kann der Fremde nicht irgend ein Techniker, ein Industrieller, ein Beamter seyn, welcher die gewerblichen Etablissements besucht und sich durch Spahlenberg, den er zufällig zuerst kennen gelernt hat, nun bei Papa einführen läßt? Du weißt ja, wie Spahlenberg sich an jedes neue Gesicht anklammert und sich verbunden wähnt, die Honneurs von Hagenbach zu machen?"

„Du behältst doch immer Recht, Emma! ja, ich war dießmal wieder vorschnell in meinen Schlüssen," sagte Leonie etwas kleinlaut. „Jennu, jedenfalls werden wir ja nun erfahren, wer unser interessanter Fremdling ist, und ich eile zu Mama, um es ihr zu sagen.

7.

Herr Heffter war sehr schlecht gelaunt auf das Comptoir gekommen. Die jüngste Unterredung mit seiner Gattin wirkte noch in ihm nach, und der erste Blick, welchen er beim Eintritt in das Geschäftslokal auf den Pult des alten Beuttinger geworfen, hatte seine Hoffnung getäuscht, derselbe werde, wie der Prinzipal sich auszudrücken beliebte, „zu Kreuz gekrochen seyn" und sich wieder in aller Stille auf dem Comptoir eingestellt haben, als ob nichts geschehen wäre, wie er schon nach manchem Strauß und Wortwechsel gethan hatte. Denn so groß ist die Macht der Gewohnheit, daß den alten Buchhalter jedes Mal seine Beine beinahe wider Willen am Morgen zur Fabrik zurücktrugen, wenn er auch am Abend im Unfrieden von Herrn Heffter weggegangen war und sich fest gelobt hatte, seine Stelle aufzugeben. Auch heute wäre er unfehlbar schon mit dem Glockenschlage Sieben auf dem hohen Schemel vor seinem Pult gesessen, wenn der Physikus ihn nicht tief in die Kissen gesprochen und ihm die absoluteste Ruhe geboten hätte, weil er offenbar an einer gastrisch-biliösen Affektion leide und vomiren müsse, falls er nicht typhiös werden wolle. Das war allein im Stande gewesen, den alten Hagestolzen zu Hause zu halten, denn nächst seinem Beruf und dessen Pflichten war ihm nichts in der Welt so heilig wie seine Gesundheit.

Und gerade heute entbehrte der Prinzipal sein altes Factotum mehr als je. Die eingegangenen Bestellungen der Kunden brauchte Herr Heffter nur zu überblicken und dann dem alten Beuttinger durch das Schiebefensterchen zu reichen, um der pünktlichsten Ausführung sicher zu seyn. Der Alte kannte ja sämmtliche Kunden und ihren Bedarf seit Jahren auf's genaueste und wußte meist die Bilanz vom Conto jedes Einzelnen bis auf wenige Gulden hin auswendig; die Vertheilung der Effektirung dieser Bestellungen geschah daher gewöhnlich durch Beuttinger, welcher die betreffenden Bemerkungen oder Chiffern in Bleistift auf den Rand der Briefe schrieb, damit die jüngeren Commis sich darnach richten konnten. Diesem geordneten und herkömmlichen Mechanismus des Geschäfts aber war Herr Heffter fremd, und als er daher die Bestellungen selbst zur Erledigung vertheilte, konnte ihm nicht entgehen, daß die jüngeren Commis die Briefe ziemlich rathlos anstierten. Um sich aber an einem Ansehen nichts zu vergeben und nicht stillschweigend die Unentbehrlichkeit eines Mannes zuzugestehen, welchen er anscheinend über die Achsel ansah, schrie Heffter nach gewohnter Weise seine Leute barsch an und verabreichte ihnen einige minder parlamentarische Redensarten über die Verblüffung und Rathlosigkeit, welche sie an den Tag legten. Freilich erreichte er dadurch eher das Gegentheil von seiner Absicht, allein er hatte doch die Genugthuung, in seinem Herzen dem „verrückten alten Kerl" noch mehr zu grollen, welcher ihn so jählings im Stiche ließ, anstatt wenigstens noch, wie es billig gewesen wäre, seinen Nachfolger mit den Funktionen seines Amts vertraut zu machen.

Kaum waren die eingelaufenen Briefe vertheilt und erledigt, so erschien der Postbote von Hagenbach mit der bekannten schwarzen Tasche und überbrachte eine Anzahl Geldbriefe und Geldpakete. Herr Heffter hatte seinen Rundgang durch die Fabrik angetreten, und ward von diesem abgerufen wegen eines dringenden Anliegens des Postboten.

„Was will denn der — der Mensch von mir, Blunz?" rief der Fabrikherr unwillig.

„Herr Prinzipal verzeihen," erwiderte Fränzchen halb schadenfroh, „aber der Amsler sagt, er könne die Geldpakete nur dann abgeben, wenn der Herr Prinzipal selber im Postbuch quittire, weil Herr Beuttinger nicht da sey; es sey so Vorschrift von Seiten der Postdirektion und davon könne er kein Tüttelchen abbrechen. Herr Heffter müßten also geruhen selber zu quittiren, oder dem Postamt eine neue Vollmacht für einen andern Herrn vom Comptoir einschicken."

Heffter murmelte eine Verwünschung vor sich hin. „Eine neue Vollmacht?" schrie er ärgerlich; „das fehlte noch. Hat Zeit bis ein neuer Buchhalter und Kassier angestellt ist. Man muß ohnedem alles selbst besorgen, wenn es recht besorgt werden soll. Aber für die Zwischenzeit könnte das Postamt eine Ausnahme machen, denn es versteht sich doch von selbst, daß unsereins nicht immer auf dem Comptoir hocken kann. Allein das ist wieder solch eine verwünschte neumodische Beamten-Chicane, durch welche uns diese Hungerleider von Angestellten zu erkennen geben wollen, daß sie und beliebig zwicken und zwacken können. — Zum Donner auch, Amsler," fuhr er den Postboten, einen strammen Veteranen und ehemaligen Wachtmeister, barsch an, — „was fällt Ihnen denn ein, daß Sie mich von der Fabrik zurückfprengen wegen der paar lumpigen Gulden? Hätte da nicht ebenso gut einer meiner Leute unterschreiben können?"

„Halten zu Gnaden, nein, Herr Heffter!" versetzte Amsler ruhig. „Allen Respekt vor den Herren auf Ihrem Comptoir, und weit entfernt denselben etwas Schlimmes zuzutrauen, allein wenn solch ein Geldbrief mal verloren geht und nicht Sie oder Ihr Buchhalter ihn im Buche quittirt haben, so muß ich dessen Werth meinem Postmeister ersetzen, und was der Herr Heffter ein paar lumpige Gulden zu nennen belieben, davon kann Wohl oder Wehe meiner Familie abhängen, dann unsereiner ist kein Kapitalist, — also Ordnung muß seyn, Herr Heffter, mit Respekt zu vermelden. Hier sind die Poststücke, eins, drei, — neun im Ganzen, ha! Porto zusammen zwei Gulden und vier Kreuzer!"

„Blunz, legen Sie den Bettel aus und die Pakete auf meinen Pult! Daß der verwünschte alte Hansnarr auch gerade heute fehlen muß," murrte Heffter. „Na, nach Tische wird er schon wieder kommen."

„Nein, Herr Heffter halten zu Gnaden, aber Herr Beuttinger kommt heute nicht, das weiß ich besser," sagte Amsler; „der gute Herr ist ernstlich krank und hat Medizin."

„Woher wissen Sie das, Amsler?" fragte der Fabrikant geringschätzig und wie verwundert ob solch anmaßlichem Widerspruch.

„Mit Verlaub, Herr Heffter, ich weiß es von ihm selber," ver-

Digitized by Google

setzte der Postbote. „War vorhin bei der Hambrechten, brachte ihr einen Brief von ihrem Sohn aus Amerika, — soll jetzt schon Kapitän seyn bei den Amerikanern, und schickt der Alten alle Vierteljahre ein schön Stück Geld in Zinscoupons. Da fragt' ich denn nach Herrn Bauttingern, denn der alte Herr war ja immer freundlich gegen mich und hatte immer 'ne Prise oder Cigarre für mich, und der Herr Postmeister hatte mir gesagt: 'Amsler, daß Ihr mir nicht vergeßt, Herrn Heffter an eine neue Vollmacht zu erinnern von wegen der Unterschrift, denn der alte Bauttinger soll krank und aus dem Geschäft getreten seyn,' sagte mein Herr. Kurzum, ich erkundige mich bei der Hambrechten nach dem alten Miethsherrn, und sie sagt mir, es gehe ihm schlecht, er sey gefährlich krank an einem Gallenfieber, ich solle aber doch 'mal zu ihm 'rein gehen und nach ihm schauen — das werde dem wackern alten Mann gut thun, und so ging ich denn 'rein und traf ihn zu Bette, und Du lieber Himmel! wie sah er aus! Ganz gelb wie Wachs! Die Galle sey ihm in's Geblüt getreten. Und da sagt' er denn: er sey gekränkter als man glaube, und auf die Fabrik gehe er niemals wieder, und da erzählt' er mir denn, gestern Abend..."

„Und da haben Sie denn natürlich ein halbes Stündchen mit dem alten Hausnarren geschnackt, anstatt Ihre Poststücke auszutragen," rief Heffter barsch und unwillig. „Natürlich, und der alte undankbare eigensinnige Mensch hat Sie beauftragt, seine Leidensgeschichte von Haus zu Haus zu erzählen, anstatt Ihrem Dienste nachzugehen!"

Der alte Postbote warf dem Fabrikherrn einen kecken Blick zu und wollte etwas erwidern; da fiel ihm aber ein, daß er nur ein armer untergeordneter Bediensteter und Herr Heffter ein reicher Fabrikant sey, der ihm gegenüber immer Recht behalten würde; darum schlug er sein Buch zusammen, machte seinen Diener und verließ das Comptoir, während Heffter in sein Privatbureau ging und die Thüre schalleud hinter sich in's Schloß warf.

Die Commis sahen sich verwundert an, und als sie sich überzeugt hatten, daß der Prinzipal durch die andere Thür das Haus verlassen hatte, rutschten sie alle von ihren Reitstühlen und Comptoirschemeln herunter und traten um Latte zusammen, welcher seine große Dose geöffnet und bedächtig eine lange Prise genommen und mit einem sehr bedenklichen 'Hm, hm!' den Kopf geschüttelt hatte.

„Was meinen Sie, Latte? ist der Bruch vollständig?" rief der eine. — „Geht der Alte wirklich ab und wir kriegen ein Avancement?" rief ein Anderer. — „Herr Latte wird Buchhalter, Meßner Magazinier, Freitag Korrespondent," rief ein Dritter; „he, das verlohnt eine Bowle Maiwein." — „Meßner kann nun seine Lotte heirathen, und ich bekomme die zweite Reisestelle," sagte Zellweger; „ich rechne auf Ihre Empfehlung, Latte, wenn Sie avancirt sind."

Herr Latte lächelte sehr verschmitzt, rieb seine Hornbose mit dem Schreibärmel und bot eine Prise in der Runde. „Ja sehen Sie, meine Herren," versetzte er und zog die Stirnhaut sehr bedenklich in die Höhe; „die Sachen fallen gewöhnlich ganz anders, als wir sie erwarten. Zuvörderst möchte ich mir noch gar kein Urtheil erlauben, ob Herrn Bauttingers Entschluß des Austritts wirklich so fest steht, als Amsler meint. Ich bin nun acht Jahre im Geschäft, und möchte nicht zählen, wie oft während dieser Zeit der Prinzipal und der alte Buchhalter einander schon in die Haare gekommen sind, und sich doch wieder mit einander versöhnt haben. Und wer weiß, was dießmal geschieht, wenn Herr Bauttinger wieder gesund ist!"

„Dießmal wird es Ernst, bittrer Ernst!" sagte Zellweger; „man sagt, der Alte habe gedroht, sein Geld aus dem Geschäft zu ziehen, wenn er keine Hypothek dafür bekomme, und dieß hat ihm bei dem stolzen Herrn Prinzipal den Hals gebrochen."

„Ich werde heute Mittag nach Tische meinem Freund Bauttinger einen Besuch abstatten und mich über die Verhältnisse informiren," erwiderte Latte; „aber Sie wissen, meine Herren, der Mensch denkt, Gott lenkt, und so lange ich noch Bauttingers Comptoirrock da drinnen im Spint hängen sehe, wett' ich nicht einen Heller auf seinen Austritt."

„Da haben Sie Recht, Latte! darin stimm' ich Ihnen bei."

„Und dann, meine Herren," fuhr Latte fort, „kann ich Ihnen gar nicht verhehlen, daß ich mich um Herrn Bauttingers Stelle gar nicht sehr bewerben würde. Ich habe in meiner jetzigen Stellung weit angenehmere Verhältnisse, weniger Verantwortung und weniger von den Launen und Stimmungen des Prinzipals auszustehen, und der liebe Friede gehört doch auch zum täglichen Brod. Sie werden mir zugeben, daß Herr Bauttinger bei der Heftigkeit des Herrn Heffter oft nicht zu beneiden war."

„Gewiß, aber der eigensinnige Alte war selbst daran Schuld," rief Meßner; „widersprechen mußte er um jeden Preis, wie sehr er auch wußte, daß Herr Heffter keinen Widerspruch ertragen kann. Zween harte Stein' malen selten sein. Sie würden dem Prinzipal verständiger behandeln, Latte, denn Sie sind ein politischer Kopf."

„Oh, bitte, bitte, Meßner, Sie überschätzen mich!" rief Latte; „aber gesetzt auch, Bauttinger ginge wirklich, so vergessen Sie ja allesammt, meine Herren, daß noch ein Sohn des Hauses da ist: Herr Gustav, und daß nun nichts natürlicher seyn dürfte, als daß der Prinzipal sich mit Herrn Gustav aussöhnt und ihn wieder zurückkommen läßt, damit er den Vertrauensposten übernehme."

„Das geschieht in Ewigkeit nicht," riefen die Anderen; „das thut weder der Prinzipal noch Gustav. Der Riß ist zu groß, und Sie würden sich nie vertragen. Jedenfalls aber wird Herr Heffter Ihnen die Kasse und die Führung des Hauptbuchs provisorisch übertragen, Latte, denn Sie sind der Aelteste und Vertrauteste im Geschäft."

„Außer Herrn Stoll, welcher gar nicht auf uns zu merken scheint," sagte Latte mit einem Seitenblick auf den einzigen Commis, der an seinem Pult am Fenster geblieben war und keinen Antheil an der Berathung genommen hatte; „Herr Stoll ist nur $1^1/_2$ Jahre weniger im Geschäft als ich."

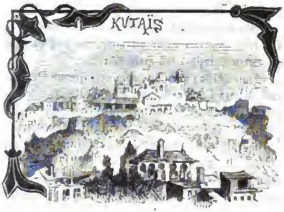
„He, Stollchen! Abonis! was sagt Ihr dazu?" riefen alle.

„Laßt mich, Jungens! ich bin in einer schwierigen Kalkulation; ich bin bei allem und lasse mich majorisiren! Nur laßt mich jetzt in Ruhe!" sagte Stoll, ein struppichter gekleideter hübscher junger Mann von ungefähr 26 Jahren, fuhr mit der beringten Hand durch seine gebrannten Locken und über die heiße Stirn, hinter welcher sich chaotische Pläne und Gedanken drängten, und dann malte er auf ein Stückchen Briefpapier mit sehr schöner Currentschrift die Worte: starrte diese Worte einen Augenblick mit einem pfiffigen stegreichen Lächeln an, zerriß dann den Papierstreifen hastig in Hunderte von Stückchen, die er unter den Pult warf, und versenkte sich nach einem geringschätzigen Umblick auf die berathschlagenden Kollegen wieder in seine stille Ideenwelt, deren Inbegriff ungefähr der Gedanke war: „Ja wohl, berathschlagt und conjecturirt nur, ihr armen Tröpfe! euch stech' ich noch alle hinter, denn mein Ziel geht auf nichts geringeres aus, als der Schwiegersohn des Prinzipals zu werden. Einem schmucken Jungen wie ich kann es ja gar nicht fehlen."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Ein georgisches Schloß.



Tscherkessische Waffen. Grabhügel.

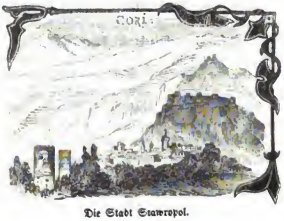
Das Innere der Wohnung eines wohlhabenden Georgiers.

Digitized by Google

Ein Dorf oder Barbas der Tscherkessen.

Verschiedene Trachten. Beschlagen der Ochsen. Haus- und Küchengeräthe.

Die Stadt Georgiewsk.



Die Stadt Stawropol.

Digitized by Google

Wanderungen in den Fußstapfen Schamyls.

Kaukasische Reisebilder von A. v. Werthern.

Der Kaukasus ist nicht nur eines der interessantesten Gebirgsländer der Erde, sondern vielleicht binnen Kurzem zum zweiten Male der Ausgangspunkt einer merkwürdigen geschichtlichen Epoche für das Menschengeschlecht. Denn wenn Rußlands Macht erst den ganzen Kaukasus unterworfen und mit Kolonieen und Festungen besiedelt hat, so ist die Herrschaft über den ganzen Orient ihm sicher, und dem türkischen Kaiserreich hat die letzte Stunde geschlagen, denn dieses steht ohnedem auf solch gläsernen Füßen, daß an eine lange Dauer dieses Reichs nicht mehr zu denken ist. Eine Existenz welche kaum noch auf den faulen Verträgen beruht, welche die Eifersucht der Westmächte auf Rußland eingegeben haben, ist von keiner Dauer. Ohne den Krimkrieg und bei längerem Leben des Kaisers Nikolai I. wäre nach meinem Dafürhalten der Kaukasus schon ganz unterworfen, und der russische Adler hätte den Halbmond längst von den Zinnen und Kuppeln der Schlösser am Bosporus verdrängt. Diese Ueberzeugungen drängen sich jedem auf, der im Oriente gewandert ist, und diese vorläufigen Bemerkungen mögen den Standpunkt klar machen, welchen ich einnehme. Ich bin parteilos, aber der Ueberzeugung, daß Rußland im Kaukasus sich für die Einbuße entschädigen wird, welche ihm die Westmächte im Krimkrieg beigebracht haben; ich bin gewiß, daß in wenigen Jahrzehnten der Zar der Erbe des Sultans von Stambul werden und daß dann Rußlands Machtstellung dem Abendland gegenüber gewaltiger seyn wird, als jemals seit 150 Jahren.

Nach mehreren Wanderungen in verschiedenen Theilen des Orients war es mein schulichster Wunsch, ein Stück vom Kaukasus selber zu bereisen. Die Unterwerfung Schamyls im östlichen Theile dieses gewaltigen Gebirgslandes, die Auswanderung der Tscherkessen auf dem westlichen Abhange, desselben erschienen mir als Ereignisse von bedeutender geschichtlicher Tragweite, welche mich nur noch in meinem Wunsch bestärken mußten, jenes Land aus eigener Anschauung, kennen zu lernen, welches in der Geschichte der nächsten Jahrhunderte eine solch denkwürdige Rolle zu spielen berufen ist. Im Sommer 1862 war ich in Armenien und Kurdistan gewesen, und beabsichtigte nun, von Van am Ararat und über Etschmiazin und Eriwan und am Gokschai-See vorüber nach Tiflis zu reisen. Ich hatte eine lange strapazenvolle Reise hinter mir, denn die Abwechslung von Hitze und Kälte in den Thälern und auf den Hochebenen Armeniens verursachen dem Reisenden ein besonderes Unbehagen; aber die Reise war im Ganzen lohnend, nämlich für jemanden, der weniger nach Aufregungen und Vergnügen als nach Belehrung hascht. In Einer Beziehung hatte ich mich allerdings vollkommen getäuscht; nach den Schilderungen früherer Reisenden hatte ich erwartet, in Armenien den schönsten malerischesten Menschenschlag und die prachtvollsten Trachten inmitten eines Landes zu sehen, welches an Schönheit und Großartigkeit mit der Schweiz wetteifern könnte. Allein die Wirklichkeit war weit hinter meinen Erwartungen zurückgeblieben: die Berge haben meist sanftgerundete Kuppen ohne Spitzen und Zacken; die Thäler sind breit und baumlos; den Städten fehlt es gewöhnlich an Charakter und Farbe und die Menschen haben nicht nur eine ärmlichere schmutzigere Tracht, sondern auch durchaus nicht jene würdevolle Haltung, jenes ruhig-ernste, imponirende Gebahren, welches den eigentlichen Orientalen auszeichnet. Allein wenn ich mich auch in unseren Erwartungen getäuscht hatte, so war doch alles für mich neu und fremd: ich reiste ganz allein, ohne andere Begleitung als meinen Diener und die Maulthiertreiber, und dam hiedurch nothgedrungen sehr viel in Berührung mit dem Volke selbst, und die offene herzliche Gastfreundschaft, welche ich unter allen Klassen gefunden hatte, im Palast des türkischen Pascha ebenso gut wie unter dem Zelte des kurdischen Häuptlings, hat mir ein aufrichtiges Wohlwollen und eine dankbare Erinnerung für jenes Land erhalten.

Wer vom Süden herkommt, passirt die russische Grenze einige Stunden vor Igdyr, einem hübschen, von Wein- und Obstgärten umgebenen Flecken in jener weiten reichen Ebene des Aras (Araxes), in welche der Achri-Dagh, der „heillose Berg" vordem seine schwarzen Lavasteine hinab ergossen hat. Vorposten von Kosaken sind zwar eine halbe Tagreise weiter vorgeschoben, aber hier ist das Mauthhaus und hier werden auch die Pässe untersucht. Die Beamten freuten sich, einen Fremden zu sehen, und ich war froh, wieder einmal unter Europäern zu seyn und von europäischen und civilisirten Interessen plaudern zu können, denn das Reisen gibt zwar Zeit genug zum Nachdenken, allein dieß wird zuletzt etwas einförmig. Zu dem Kloster Etschmiasin, welches am nördlichen Ende dieser Ebene liegt, verweilte ich einen Tag bei dem Katholikos der armenischen Kirche, welche hier residirt; allein ich gedenke die Schilderung dieses merkwürdigen Orts mit seiner Kirche aus dem dritten und seinen illuminirten Handschriften aus dem fünften Jahrhundert auf eine andere Gelegenheit aufzusparen und nur möglichst schnell auf den eigentlichen Zweck meiner Reise zu sprechen zu kommen, denn ich fürchte, meine Einleitung wird schon zu lang, und ich berühre meine Reiseroute bis Tiflis nur darum in Kürze, damit es nicht aussieht, als sey ich dorthin aus den Wolken gefallen.

In der großen, rasch und gedeihlich emporblühenden Stadt Eriwan, die schon in einiger Höhe auf dem Hügelland liegt, welches die Ebene des Araxes nach Norden begrenzt, beginnt die russische Post; man hatte mir aber einen Wink gegeben, daß es damals

Digitized by Google

Schwierigkeiten haben würde, immer Postpferde zu bekommen, weil dieselben im Dienste der Regierung allzusehr in Anspruch genommen seyen, und um mich daher nicht der Unannehmlichkeit auszusetzen, unterwegs einen ganzen Tag oder noch länger in einer armseligen Stanitza liegen bleiben und auf Pferde warten zu müssen, so ließ ich mich über die zweckmäßigste Art der Fortsetzung meiner Reise von Sachverständigen berathen, kaufte mir einen bedeckten Wagen für meinen Diener und mein Gepäcke, beheizt die beiden Reitpferde bei, welche ich schon in Erzerum gekauft hatte, und brach am 26. Juni von Eriwan nach Tiflis auf. Russische Kolonistenhöfer wurden nun den Weg entlang immer häufiger, und am nordwestlichen Ende des See's Gottschai fand ich sogar eine große Niederlassung von Russen, deren Einwohner sich hauptsächlich mit dem Fang und Trocknen einer großen Lachsforelle befassen, welche in dem See in Menge vorkommt, ein vortreffliches Fleisch hat und in frischem, gesalzenem und getrocknetem Zustand eine sehr gesuchte Fastenkost der Russen ist.

Von Eriwan bis hieher führt der Weg über eine hochgelegene, baumlose und uninteressante Hochebene hin; hat man aber das vulkanische Amphitheater von Bergen hinter sich, welches den See umgibt, der ungefähr 5000 Fuß über der Meeresfläche liegt, so führt der Weg durch eine Schlucht in das milde, bewaldete, äußerst liebliche Thal von Delischan hinab, welches ich der Länge nach durchritt, um am 30. Juni, dem vierten Tag nach meiner Abreise, das armenische Hochland mit den schwülen Ebenen Georgiens zu vertauschen. Hier war das Getraide schon eingeheimst, das Gras verdorrt, der Boden ausgebrannt, während droben im armenischen Hochlande das Gras noch hoch und saftig und die Kornfelder erst noch in die Aehren geschossen waren; der frische Hauch der Berge lag hinter mir, und die drückende Schwüle dieser baumlosen Fläche erdrückte mich beinahe.

Am folgenden Tage ritt ich einige Stunden lang durch einen verdorrten unangebauten Bezirk und passirte zwei verlassene Dörfer, wo die aufrechten Grabsteine der Begräbnißstätten gleichsam die einzige Ernte zu seyn schienen, welche der fieberschwangere Boden dieser verpesteten Niederungen tragen konnte. Dann aber ging es über eine leichte Hügelwelle und eine unregelmäßige Brücke aus Backsteinen hinüber, und plötzlich führte der Weg wieder über weite Ebenen von gelbem Korn hin. Meine beiden Wagenpferde, die seither frisch und munter gewesen waren, vermochten nun in der furchtbaren Hitze kaum mehr vom Fleck zu kommen. Auch ich ritt langsam und ließ mein Pferd bisweilen waiden und trinken; als wir aber am Nachmittag Halt machen, fand ich das andere Pferd welches mit der Halfter hinter dem Wagen ledig angebunden war, ganz in kalten Schweiß gebadet und sehr übel auf. Ich badete es, zog es an den Ohren und versuchte alles mögliche mit ihm, allein es konnte nicht mehr ausblicken, und so warf ich ihm das Ende seiner Halfter zu, worauf es sich niederlegte und beinahe im selben Augenblick starb. Das Thier hatte einen regelrechten Sonnenstich bekommen. Das andre Pferd dagegen, welches ich geritten hatte, war nach dem Füttern und Abreiben noch frisch und munter; und so ließ ich es denn vier Stunden rasten, besties es dann wieder und ritt die ganze Nacht hindurch, bis ich mich mit Tagesanbruch an den Ufern des Kur und angesichts der Vorstädte von Tiflis fand. Es war aber noch zu frühe, um jemand in der Stadt munter zu finden, weßhalb ich mich niederlegte und zwei Stunden schlief, bevor ich die Hauptstadt von Georgien betrat.

Wenn man Tiflis von dieser Seite her betritt, so muß man zunächst die engen, schmutzigen Gassen des asiatischen Viertels passiren, wo die Bazare von Waffen, Pelzwerk, Pantoffeln u. s. w. sind und die Handwerker ihre Gewerbe in Kleinen, nach der Straße hin offenen Buden betreiben. Das russische Quartier liegt höher und hat breite gerade Straßen, große Häuser, ein hübsches Theater und einen wohlorganisirten Club, wo jeder Fremde, den ein Mitglied einführt, gastfreundlichen Zutritt findet. Dieser Stadttheil ist ganz europäisch und kontrastirt lebhaft mit dem asiatischen Quartier in der Niederung am Flusse. Die Läden und Magazine sind hübsch und wohl versehen, aber alles ist sündentheuer, und die Gasthöfe gewähren nur eine dürftige und unbequeme Unterkunft. Kahle sonnverbrannte ziegelrothe Hügel erheben sich dicht hinter der Stadt, halten die Sonnenhitze zurück und strahlen sie nach Sonnenuntergang wieder aus. In diesen Hügeln entspringen die heißen Schwefelquellen, denen die Stadt Tiflis wahrscheinlich ihre Erbauung in dieser ungesunden Lage verdankt, und werden zu den Badehäusern in der untern Stadt herabgeleitet. Die Temperatur der springenden Quellen ist nämlich so hoch, daß das Wasser erst durch mehre Kühlungsbassins laufen muß, ehe es auch für das heißeste Bad brauchbar ist. Das Abwasser der Bäder läuft längs der Badeanstalten auf der offenen Straße hin, und in diesem seichten Kanal habe ich Dutzende von Weibern sich beinahe ganz nackt baden sehen, ohne daß es den Vorübergehenden besonders aufzufallen schien, was jedoch durchaus nicht für die Sittenreinheit der Georgier zeugen soll, denn hier herrscht im Gegentheil eine auffallende Lockerheit der Sitten.

Die Stadt gewährt namentlich vom Flusse aus einen eigenthümlichen Anblick; auf beiden Ufern der Kur, welcher als breiter schmutziger Strom durch die Stadt hinfließt, steigen die Häuser und Straßen terrassenförmig an. Die Ansichten von den Brücken sind überraschend. Ueberhaupt leihen die vieleckigen Thürme der sehr zahlreichen Kirchen, die hölzernen Balkone, welche um die Häuser her laufen, die verschiedenen Physiognomieen und Trachten der gemischten Bevölkerung von Russen, Georgiern, Tartaren, Persern, Armeniern u. s. w. mit ihrem orientalischen Anstrich Tiflis einen ganz eigenthümlichen Charakter. Als Aufenthalt muß Tiflis dagegen höchst unangenehm seyn. Das Klima ist ungesund, die Fieber herrschen Jahr aus, Jahr ein; alle Quellen sind mehr oder weniger mit Schwefelwasserstoffgas imprägnirt und das schmutzige Wasser des Kur ist ein noch unappetitlicherer Getränke; bei trockenem Wetter verursacht der Staub noch eine weitere Landplage, vor welcher man sich weder im Freien noch im Hause schützen kann, denn er dringt durch alle Fenster, und nach dem Regen sind die macadamisirten Straßen und Plätze des russischen Viertels ein wahres Kothmeer, denn nur die untere Stadt ist roh gepflastert. Im Sommer ist noch überdem der Aufenthalt höchst langweilig, denn wer nur immer kann, der verläßt Tiflis und flüchtet nach den Bädern von Pjätigorsk oder sonst irgend wohin; im Winter aber gibt es hier Unterhaltung genug durch Theater, Opern, Bälle, Gesellschaften und Kokettiren in unbegrenztem Maße.

Mein dießmaliger Aufenthalt in Tiflis beschränkte sich nur auf drei Tage, denn Baron Finot, der liebenswürdige, hochgebildete französische Konsul in Tiflis, lud mich ein, ihn auf einem Ausfluge nach dem Berge Elbrus zu begleiten. Der Gouverneur von Zugdidi in Mingrelien, jener Provinz, welche südlich vom Kaukasus sich zum Schwarzen Meer herunterzieht, erwartete ihn mit einer Escorte von 200 Reitern, und eine solche Gelegenheit durfte nicht versäumt werden. Ich hatte überdieß noch Zeit, bis zu dem Tage, wo ich mit ihm aufbrechen sollte, den großen Engpaß von Dariel zu besuchen — jene gewaltige Kluft, welche den Kaukasus bis zu seinen Grundfesten herab in zwei Theile spaltet. Die Poststraße von Tiflis nach Moskau läuft durch diesen Engpaß hin, dicht am Fuße des Kasbek, des zweithöchsten Berges im ganzen Kaukasus, nach dem Elbrus, und folgt dann dem Laufe des Terek durch die

Digitized by Google

wildeste Scenerie nach Wladikaukas, welches in einiger Entfernung von der nördlichen Mündung jenen Engpasses liegt.

Ich machte diese Reise ziemlich hastig zu Pferde; um alle ihre Schönheiten recht zu würdigen, sollte man den Weg übrigens zu Pferde machen, und ich selber bereute hinterher die Eile, mit welcher ich an Plätzen vorüber gekommen war, welche die Ausgangspunkte für die genußreichsten Ausflüge abgeben konnten, als ich bei meiner Rückkehr nach sechstägiger Abwesenheit fand, daß Baron Finot in Nucha (einer Stadt auf halbem Weg zwischen Tiflis und dem kaspischen Meere) aufgehalten worden war, um nach einigen Franzosen zu sehen, deren Leben und Habe damals dort ernstlich gefährdet zu sein schienen. Es hatten nämlich in Folge der Krankheit, womit die Seidenraupen in Frankreich und Italien heimgesucht wurden, einige Franzosen sich zusammengethan, und schon seit mehren Jahren sich auf den Weg gemacht, um in Nucha die Seidenraupeneier (sogenannte Grains) einzukaufen. Dieses Jahr waren jene Franzosen, etwa ihrer zwanzig, zufällig mit mir auf demselben Schiffe von Konstantinopel nach Trebisond gefahren und mir als ganz anständige und geordnete Leute erschienen. Die einheimische Bevölkerung aber schien von ihnen eine Beeinträchtigung ihres Handels und Verkehrs zu befürchten und nahm zur Ausrede, die Franzosen hätten sich ungebührliche Freiheiten gegen Frauen herausgenommen, was im Orient immer großes Aergerniß gibt, aber häufig nur von übelwollenden Moslemim zum Vorwand genommen wird, um die Leidenschaften der Menge gegen die Giaurs zu entflammen. Das Ende von der Erbitterung gegen die Fremdlinge war, daß man zwei Mollahs oder Schriftgelehrte aus Konstantinopel kommen ließ, welche in den Moscheen gegen die Franzosen predigten und das Volk zu einem solchen Grade aufwiegelten, daß eine Anzahl Leute in der Absicht auszog, die Uebelthäter umzubringen. In dem ersten Hause, welches diese Fanatiker angriffen, waren vier Franzosen; der eine davon entkam, die Anderen vertheidigten sich entschlossen und obwohl zwei getödtet und der Dritte gefährlich verwundet wurde, so ward doch Lärm gemacht und dem Aufstand ein Ziel gesetzt.

Ich wartete einige Tage in der Hoffnung, Baron Finot werde bald zurückkommen, weil ich gar zu gern den Ausflug nach dem Elbrus mit ihm gemacht hätte; allein er blieb mir allzulange aus und so mußte ich mich für die Ausführung meines Hauptplans, nämlich durch Daghestan nach Ghunib, der Heimath Schamyls, hinüberzureiten, vorbereiten. Ich bedauerte hinterher, als ich das Gebirge in jener Gegend passirte, sehr lebhaft, daß ich an dem Ausflug nach den Elbrus nicht hatte theilnehmen können, denn jener Theil des Kaukasus ist weitaus der malerischste und interessanteste und weit ansprechender als Daghestan. Das Gebirge ist hier steil, felsig, zerrissen und von bedeutenderer Höhe als anderwärts und trägt vollständig den Charakter des Hochgebirgs. Allein ich hatte den Hauptpunkt des Interesses des Kaukasus in meiner Idee in jenen Landstrich verlegt, welchen Schamyl so lange mit Erfolg vertheidigt hatte und worin jene natürliche Feste lag, in welcher er schließlich gefangen genommen worden war.

Als ich endlich nach zehntägigem Warten in Tiflis auf dem Punkte war, meine Reise nach dem Heimathlande Schamyls anzutreten, begegnete mir eine neue Verlegenheit, mein Diener erklärte mir nämlich, er sey zu krank, um die Reise mitzumachen, was allerdings wahr war. Ich hätte mir nicht zu rathen noch zu helfen gewußt und meine Reise aufgeben müssen, wenn mir nicht ein seit lange hier ansäßiger Deutscher einen Diener geliehen hätte, welcher für mich von großem Werthe war, da er außer Russisch und Georgisch auch etwas Französisch verstand und ich mich ihm also leicht verständlich machen konnte.

Mit einem russischen Postschein versehen, brach ich am 22. Juli nach Segnach auf. Die Landstraße ist hier sehr gut, denn die Russen haben ihrer militärischen Operationen wegen die Bedeutung guter Verkehrsstraßen wohl begriffen. Da ich das Glück hatte, auf jeder Poststation Pferde zu finden und rasch zu reisen, so erreichte ich in vierzehn Stunden einschließlich des Aufenthalts unterwegs mein erstes Nachtquartier. Die Gegend war bis hieher sehr zahm und nüchtern, denn der Weg führt nur über die sonnverbrannte, wellenförmige Ebene des Dschorasflusses, welche durch eine niedrige Hügelkette von dem reizenden Thale des Alazan getrennt wird. Segnach liegt auf dem Kamme dieses Höhenzugs und beherrscht eine prachtvolle Aussicht auf die ganze große Kette des Kaukasus Am Abend bei meiner Ankunft war es schon zu dunkel, um dieß zu genießen, aber am andern Morgen stellte sich mir dieses Panorama in seiner vollendetsten Glorie dar. Ich hatte seither noch keinen größern Anblick vom Kaukasus gewinnen können, weil in Tiflis und auch auf dem Wege nach Wladikaukas niedrigere Hügelreihen und lange Ausläufer des Gebirgs dazwischen liegen; allein hier war kein Hinderniß mehr und das Auge schweift ungehemmt auf viele Meilen Entfernung hin, das davorliegende breite und fruchtbare Thal hinauf und hinab, und überblickt die gewaltigen Berge von ihrem Fuße bis zu ihren Gipfeln.

Am andern Morgen in aller Frühe fuhr ich in das Thal des Alazan hinunter und reiste, noch immer mit der Post, gerade am Fuß der schön geschwungenen, bewaldeten Hügel, welche das Thal von Süden her bestreichen, nach Telaw, wo ich bei guter Zeit eintraf. Ein Empfehlungsschreiben an den Richter dieses Bezirks verschaffte mir eine herzliche Einladung, bei ihm zu logiren, und ich blieb zwei Tage und machte einstweilen meine Entwürfe zur Reise durchs Gebirge. Der Gouverneur hatte mittlerweile von meiner Ankunft in der Stadt gehört, lud mich zu sich ein und bewährte sich mir nicht blos als eine angenehme Bekanntschaft, sondern als ein höchst nützlicher Freund. Er sagte mir, er habe gehört, daß ich Pferde für meine Reise miethen wolle, allein dieß sey nicht die richtige Reiseart; ich müsse vielmehr Pferde der Regierung reiten und eine geeignete Escorte mitnehmen. Hiegegen hatte ich natürlich nicht das Mindeste einzuwenden, sondern nahm das Anerbieten dankbar an und verhehlte dem Gouverneur mein Erstaunen über diese Zuvorkommenheit gar nicht, um so mehr als mir noch in Konstantinopel einige Engländer von der Gesandtschaft ꝛc. — Männer welche für ganz ortskundig und genau unterrichtet gelten wollten, — Angst gemacht hatten, das Reisen im Kaukasus werde mir durch das Mißtrauen und die Eifersucht der Behörden unsäglich erschwert werden. Ich muß aber der Wahrheit gemäß dieß widerlegen, und die weitere Schilderung meiner Reise wird zur Genüge darthun, welches freundlichen Entgegenkommens und welcher dankenswerthen Förderung ich mich von Seiten der russischen Militär- und Civilbeamten durchweg zu erfreuen hatte. (Fortsetzung folgt.)

Räthsel-Paar.

1.

Der Herr besteht's,
Der Kutscher thut's;
Nicht jeder hat's,
Im Grabe ruht's.

2.

Der Herr besteht's,
Der Diener thut's;
Nicht jeder hat's,
In der Wiege ruht's.

Digitized by Google

Auf Leben und Tod.

Erzählung.

(Mit zwei Illustrationen.)

„Senor Inglese, eine junge Dame wünscht Euren Gnaden ihre Aufwartung zu machen," rief Juan, der dicke Kellner in der Fonda de l'Alameda zu Malaga, und stieß die Thüre weit auf, um einen Besuch einzulassen. Es war Abends um die Dämmerung, und ich saß unter dem Fenster meines Zimmerchens im dritten Steckwerk des besagten Gasthofs, und blickte auf die dunkel werdende Promenade hinunter, wo die brennenden Cigarrenenden bereits zwischen den Fontänen und Marmorbildern zu glühen begannen und wo die schöne Welt von Malaga mit rauschenden Fächern und Mantillen sich in endlosen Gruppen voll Scherz und Fröhlichkeit in der Abendkühle erging. Ich selber war herzlich müde, denn wir hatten den ganzen Tag schwer gearbeitet um unsere Ladung an Bord zu bringen, und ich war ganz erschöpft von der Mühe, die trägen Stevedores anzutreiben und mich mit den Harpyen der spanischen Mauth herumzuzanken. Aber das gute Schiff‚Tudor' von Bristol, zu dem ich in der Eigenschaft eines ersten Maat gehörte, mußte mit möglichster Beschleunigung für die Heimreise befrachtet werden, und da Capitän Meiklejohn nachgerade alt und bresthaft wurde, so lag der größte Theil der Verantwortlichkeit auf mir selber. Auch brummte ich darüber gar nicht, denn unsere Rheder Price und Thomson waren so freundlich gewesen mir zu versprechen, daß wenn der ‚Tudor' wieder aus dem Gesichtskreis des Thurmes von St. Mary Redcliffe wegsegeln würde, Henry West ihn an der Stelle des mit Pension zur Ruhe gesetzten Meiklejohn kommandiren sollte.

Ich hatte gerade meine Luftschlösser darüber gebaut, was ich wohl mit meinem erhöhten Gehalt und in meiner Beförderung zum Kapitän thun würde, und in meinen Luftschlössern und wachen Träumen spielten das holde Gesichtchen und die sanften braunen Augen von Alice Croft und ein behagliches Häuschen und Gärtchen in Clifton mit lachenden Kindern darin, die dem von der Seereise heimkehrenden Vater einen herzlichen Willkommen entgegenbringen würden, eine hervorragende Rolle — als Juan in der geschilderten Weise die Thüre meines Stübchens aufstieß und Alice Croft selbst sehen und hastig hereintrat. Ihr liebes hübsches Gesichtchen war ganz bleich und verweint, und draußen in der Dämmerung des Flurs bemerkte ich das häßliche verrunzelte Gesicht der braunen Serafina der alten Vogelscheuche, welche die einzige Dienerin der Crofts war.

„Alice, liebstes Herzchen! Du hier? Was gibt es denn?" rief ich und sprang von meinem Stuhle auf, und im nächsten Augenblick weinte das arme verlassene englische Mädchen an meiner Schulter. Es bedurfte einiger Zeit, bis es mir gelang, ihre Aufregung so weit zu beruhigen, daß ich aus ihr eine zusammenhängende Schilderung des Unglücks herausbringen konnte, das ihr zugestoßen war, obschon ich leicht errieth, daß keine geringfügige Ursache ein solch sittsames und streng erzogenes Mädchen wie meine theure Alice dazu bewegen konnte, den stark besuchten und geräuschvollen spanischen Gasthof zu betreten zu dem einzigen Zwecke einen in der Fonda wohnenden Junggesellen zu besuchen. Allein anfangs vermochte Alice vor Schluchzen nichts weiter hervorzubringen als die Worte: „Mein Vater! mein armer Vater!" woraus ich den ungefähren Schluß ziehen konnte, daß dem alten Croft irgend ein Unfall, den ich jedoch nicht zu errathen vermochte, zugestoßen war.

Der alte Herr Croft war einer von den wenigen, in Malaga dauernd ansässigen Engländern. Er war ein Wittwer und Alice sein einziges Kind und etwa 19 Jahre alt. Ihr Vater hatte spät geheirathet und war vielleicht deßhalb sowie einer Frau wegen, an welcher er mit großer Zärtlichkeit gehangen hatte, und die gestorben war, als Alice noch sehr jung war, ganz ungewöhnlich von seiner Tochter entzückt, auf welche er mit unsäglichem Stolz und Liebe herunterfah. Er war eigentlich von ziemlich stolzem und rückhaltendem Wesen und pflegte manchmal recht bitter von einer Welt zu sprechen und zu denken, von welcher er sich ganz ungerecht behandelt wähnte. Seine frühere Geschichte habe ich nie ganz kennen gelernt, denn er war nicht allzu mittheilsam; allein er war sehr unterrichtet und gebildet, und mich wollte nach seiner Erscheinung und seinen Manieren oft bedünken, er habe früher eine weit höhere Stellung im Leben eingenommen, als zu der Zeit, wo ich ihn kannte. Unter den obwaltenden Umständen war er offenbar arm und lebte von der Ausübung seines Talents als Künstler. Ich glaube er war ein sehr geschickter Maler, konnte aber aus angeborener Scheu oder vielleicht in einer Regung von krankhafter Empfindlichkeit seinem Talent nicht die gebührende Geltung verschaffen. Er war ein vortrefflicher Zeichner, hatte eine fruchtbare Phantasie und einen richtigen Geschmack, und verdiente sich seinen Unterhalt theils durch Unterricht im Zeichnen, theils als Dessinateur für die Fabrik der reichen Gebrüder Perez in Malaga.

Der ‚Tudor' stattete dem Hafen von Malaga periodische Besuche ab, und während eines solchen hatte ich zufällig die Bekanntschaft des Herrn Croft gemacht, für welchen ich gerne die Besorgung irgend eines unbedeutenden Auftrags in England übernahm. Wahrscheinlich gefielen wir einander gegenseitig, denn ich bemerkte in ihm sogleich den bedeutenden Mann und sah, daß er trotz des cynischen Tones, den er bisweilen annahm, in der That von wackerer großmüthiger und uneigennütziger Sinnesart war, wenn ihm auch die Welt etwas rauh mitgespielt hatte. Er bethätigte mir seine Achtung und Freundlichkeit seinerseits dadurch, daß er mich in sein Haus einlud — eine Auszeichnung, deren er nur wenige unserer reisenden Landsleute würdigte. Ich sah Alice und lernte sie bald lieben, und fand nach einiger Zeit zu meiner innigsten Freude, daß sie mir ihr unschuldiges Herz geschenkt hatte. Der alte Croft aber, welcher gewöhnt war seine Tochter immer noch für ein Kind anzusehen wollte nichts von unser Heirath hören und benahm sich meines Erachtens sehr grausam in dieser Sache. Ich bin überzeugt, es wäre ihm auch schwer gefallen, sich zu Gunsten irgend eines Andern von Alicen zu trennen, — ein ziemlich häufiger Fall bald unbewußter elterlicher Selbstsucht. Um aber gegen ihn gerecht zu seyn, kann ich nicht umhin meine Ueberzeugung auszusprechen, daß er in dem Heirathsverbot nur eine kleine Vorsicht für die Interessen seines Kindes an den Tag legte, denn er wandte nicht mit Unrecht ein, mein Gewerbe sey ein gewagtes, gefährliches und mein Einkommen gering, und da die Jugend gar zu leicht sanguinisch sey, müsse das Alter um so vorsichtiger seyn. Mit dem Heirathen habe es noch keine Eile; Alice sei dazu noch jung, und auch noch nicht alt und gereift genug; wahrscheinlich würden wir beide noch genug von einander sehen, am andern Sinnes zu werden; und wenn nicht, dann sey es in einigen Jahren noch Zeit genug, und dergleichen mehr.

Obwohl ich gegen diesen Spruch erbost war und Alice sich über die Entscheidung ihres Vaters grämte, war sie doch ein gutes gehorsames Kind und fügte sich in den Willen ihres Vaters. Sie erklärte, sie werde keinen Andern heirathen als mich, allein sie werde mich niemals gegen den Willen ihres Vaters heirathen, und wenn auch ihr Herzchen darüber bräche. Mit dieser bedingten Verlobung und qualifizirtem Treuschwur mußte ich mich begnügen, obschon ich auf meine in Aussicht stehende Beförderung die Hoffnung setzte, daß ich als Kapitän des ‚Tudor' dem Vater als eine bessere Parthie erscheinen würde. Und nun erschien Alice hier plötzlich in meinem Zimmer im Gasthof und theilte mir unter Schluchzen und Weinen stammelnd und unzusammenhängend mit, was ihr begegnet war.

Digitized by Google

Herr Croft pflegte beinahe täglich einen Morgenspaziergang vor das Landthor der Stadt und in der Richtung nach den Bergen hin zu machen. Er stand immer früh auf, und hatte die Vorliebe eines Künstlers für das Ausathmen der Natur, wenn die Erde beim ersten Kuß des jungen Sonnenscheins frisch und jung aus dem Schlummer der Nacht zu erwachen scheint; er pflegte dann jeden Morgen, sobald die Thore für die zu Markte kommenden Bauern geöffnet waren, in die Umgebungen der Stadt hinauszuschlendern, und viele seiner besten Skizzen wurden auf diesen Spaziergängen aufgenommen. Auf einem derartigen Spaziergange an demselben Morgen war Croft unglücklicherweise in einen Hinterhalt von Räubern gefallen, von denen die wilden Sierras in der Nachbarschaft von Malaga selten frei sind. Diese Räuber unter einem berüchtigten Anführer Namens Moreno waren in letzter Zeit sehr frech und lästig gewesen, und man vermuthete, daß eine Abtheilung der Räuber in der Nähe der Stadt sich in einen Hinterhalt gelegt hatte, in der Hoffnung, es werde irgend ein wohlhabender Gutsbesitzer vom Lande oder ein Bürger aus der Stadt ihnen in die Hände fallen, und daß sie dann in Ermangelung von etwas Besserem über den armen Croft hergefallen seyen.

Ohne Zweifel hatten sich die Räuber anfangs über Werth und Bedeutung ihres Gefangenen getäuscht, denn in Spanien und Italien gilt ein Engländer schon um seiner Nationalität willen immer für wohlhabend, und ein modischer Tuchrock imponirt den Spaniern ebenso sehr, wie den neapolitanischen Lazzaroni, welche den Fremden auch immer nur nach dem Material seines Rockes taxiren. Jedenfalls aber waren die Räuber mit dem armen Croft alsbald wieder nach ihren Schlupfwinkeln in den Bergen aufgebrochen. Alice war von dem Ausbleiben ihres Vaters anfangs erstaunt, dann unbehaglich gemacht, dann aber in Schrecken und Sorge versetzt worden, und ging aus um ihn aufzusuchen; als sie aber am späten Nachmittag unverrichteter Dinge und höchst beunruhigt und ermüdet nach Hause kam, übergab ihr die alte Serafina einen Brief, der mit Bleistift in Eile auf einen Fetzen zusammengefalteten Papiers niedergeschrieben und von einem unbekannten Bauernweib im Hause abgegeben worden war. Der Brief war von Herrn Croft und lautete folgendermaßen:

„Liebe, theuerste Alice! Dir Schmerz zu verursachen, ist für mich mehr als Schmerz, aber ich kann Dir die Wahrheit nicht vorenthalten. Ich bin als Gefangener in den Händen Moreno's, hoch oben in der Sierra. Ich schreibe Dir dieß von einem Rastorte aus, und man sagt mir, wir würden unterweilt unsern Marsch wieder fortsetzen, dessen Ziel ich nicht kenne. Ich bin in den Händen verzweifelter Bösewichter, welche um Geld Blut verkaufen oder es vergießen. Sie verlangen von mir ein Lösegeld, das sie auf fünftausend Realen*) festgesetzt haben, da es mir gelungen ist, sie zu überzeugen, daß ich arm bin; allein wenn dieses Geld nicht bis Mittwoch Mittag bezahlt ist, so droht mir der Anführer — allein wozu soll ich Dich, mein Kind, damit quälen, daß ich Dir die Drohungen des Barbaren wiederhole? Jedenfalls hast Du bis dahin keinen Vater mehr. Ich muß sterben, liebste Alice, denn ich weiß wohl, daß es Dir unmöglich seyn wird, sogar diese kleine Summe aufzubringen. Wir haben keine Freunde in Malaga. Gebrüder Perez könnten vielleicht vermocht werden, diese Summe vorzustrecken; — doch nein, meine Prinzipale würden es Dir abschlagen. Möglicherweise dürfte der britische Konsul die Sache in die Hand nehmen; jedenfalls aber, mein liebes Kind, wird er Dir bereitwillig an die Hand gehen, damit Du nach England zurückkehren kannst, denn es ist mein dringender Wunsch, daß Du möglichst bald Spanien verlassest und jene Verwandten Deiner Mutter aufsuchest, deren Namen Du gelegentlich von mir gehört hast, und die Dir in Deiner großen Noth ihren Schutz und Obdach gewiß nicht versagen werden. Die Räuber, deren Gefangener ich bin, beauftragen mich, hier zu schreiben, daß am Mittwoch Mittag einige der Bande die Begabtung meinen Lösegeldes an der Kapelle, bei dem Dorfe Santa Maria da Gloria, am Fuße der Berge, welche die Straße nach Antequera und Madrid begrenzen, abwarten werden. Das Geld kann dort in Gegenwart des Dorfpfarrers, welcher der Bande bekannt ist, bezahlt werden, und Moreno hat auf das Kruzifix geschworen, mich dann unversehrt herausgegeben und den Boten nicht zu belästigen. Ich habe jedoch wenig Hoffnung, liebes Kind, obschon ich weiß, daß Du Dir alle Mühe geben wirst, das Geld herbeizuschaffen. Lebe wohl, meine liebste theuerste Alice! Gott segne Dich und auch Harry West. Ich fühle nun, daß ich darfch gegen ihn war, allein ich gebe euch nun meine Einwilligung. Gott erbarme..."

Hier war das Papier zerrissen worden, wahrscheinlich von den rohen Händen des Boten, dem es zur Bestellung anvertraut gewesen war, und einige Zeilen der Schrift waren verloren gegangen, die Unterschrift „Philipp Croft" dagegen, war noch ganz leserlich geblieben, und darunter war mit einem derbschlten Stecken ein rohes Kreuz hingemalt, neben welchem in Croft's Handschrift „Moreno" stand, denn ohne Zweifel hatte der Räuberhauptmann das Dokument, dessen Schrift und Sprache er nicht verstand, gegenzeichnen wollen.

„Wie sollen wir ihn retten?" riefen Alice und ich wie aus Einem Munde. Doch erfuhr ich nun auch, daß Alice mich nicht zuerst aufgesucht. Sobald sie diese hastig mit Bleistift hingeworfenen Zeilen erhalten und sich von dem ersten betäubenden Schreck wieder erholt hatte, suchte sie mit dem Gedanken, daß die Rettung ihres Vaters ganz von ihrer Energie und Fassung abhänge, sich zu beherrschen, und sie war nun in Begleitung der alten Serafina von einem Hause zum andern gegangen, hatte jedoch nirgends Hülfe gefunden. Alicens ganze Baarschaft bestand nur in wenigen Dollars, und der paratefte Weg zur Rettung schien nur darin zu bestehen, daß sie die paar Möbeln und das sonstige spärliche Hausgeräth verkaufte; allein eine kurze Unterredung mit einem Trödler bewies ihr die Vergeblichkeit eines solchen Schrittes. Diese bescheidene häusliche Einrichtung vermochte kaum den vierten Theil der nöthigen Summe zu ertragen, und zunächst hatte der Hausbesitzer noch Ansprüche daran wegen des Miethzinses vom laufenden Halbjahr. Die Ahnungen des armen Künstlers hinsichtlich der Freigebigkeit der Gebrüder Perez verwirklichten sich vollständig. Alice bat und flehte, allein die Firma verweigerte höflich, aber unerbittlich jeden Vorschuß, geschweige denn einen von fünftausend Realen, und meinten, Herr Croft sey zwar ein sehr guter Zeichner, aber Geschäft sei Geschäft und sie fänden sich durchaus zu nichts verpflichtet. Sie komplimentirten daher das weinende Mädchen aus ihrem Comptoir hinaus. Auf dem britischen Konsulat hatte Alice keinen bessern Erfolg; zum Unstern war der Konsul selber abwesend, und sollte erst in drei oder vier Tagen zurückkehren; für den Augenblick aber war von dieser Seite keine Hülfe zu erwarten. Alice hatte zwar einige werthgehaltene Stücke Geschmeide, welche von ihrer Mutter herrührten und die sie verkauft hatte, aber der ganze Ertrag derselben war nur acht oder neunhundert Realen gewesen. Auch die alte Serafina, welche alle Heiligen zu Zeugen anrief, daß ihr Herr ein braver Mann und ihre junge Herrin ein Engel sei, trotz beider Ketzerei, wollte sich's nicht nehmen lassen, ebenfalls ihr Scherflein zu der Befreiung ihres Herrn beizusteuern, bot ihr goldnes Kreuzchen welches sie an Festtagen trug, und etliche und zwanzig harte Tha

*) Ein Real = 2 Sgr. oder 7 kr.

Digitized by Google

die sie von ihrem Lohn erspart hatte, als Beitrag an; aber trotz alledem blieben immer noch mindestens viertausend Realen binnen kürzester Frist herbeizuschaffen.

Was war zu machen? Ich hatte keine zwanzig Thaler in meinem Vermögen, und weder ich noch die Crofts hatten irgend welchen Kredit bei den Bankiers und Kaufherren von Malaga. Auch wußte ich sehr gut, daß Kapitän Weitlesohn in seinem Schranke in der Kajüte nur gerade so viel baares Geld hatte, um die Hafengebühren und die einzunehmenden Lebensmittel-Verräthe zu bezahlen; und selbst wenn der alte vorsichtige Schotte geneigt gewesen wäre, mir die bemeßtigte Summe zu leihen, woran ich nicht zweifelte, so wäre er nicht im Stande gewesen, es zu thun, weil seine Frau immer seinen Gehalt bezog, während er in See war. Die einzige Aussicht, welche mir noch verblieb, war, daß die Kaufleute, denen unsre Ladung consignirt war, mir das Geld unter der Empfehlung des Kapitäns auf einen Schuldschein oder Solawechsel von mir vorstrecken würden. Alice, Serafina und ich verloren daher trotz der späten Abendstunde keine Zeit, sogleich nach der Wohnung der betreffenden Handelsherren zu eilen; es war eine wohlbekannte Firma, Edwards und Sohn, und hatte schon manche Geschäfte mit meinem Brodherren in Bristol gemacht.

„Herr Edwards ist abwesend, Senner; er ist gestern mit dem Dampfboote nach Barcelona gereist," sagte der Diener, welcher uns die Thüre öffnete.

„Und Herr James Edwards?" fragte ich, und der Muth entsank mir beinahe.

Der Bursche zog die Augenbrauen in die Höhe und meinte, er wundere sich, daß ich nicht wisse, wie Herr James schon seit einer ganzen Woche von Malaga abwesend sey, um sich auf dem Gute eines Freundes bei Xeres de la Frontera mit Hühner- und Hasenjagd zu ergötzen; er werde übrigens zu dem morgen stattfindenden großen Stiergefechte wieder zurück erwartet. Pedro war überzeugt, Herr James habe zu viel Geschmack, um ein solches Schauspiel zu versäumen.

Ich wandte mich ab in all der Bitterkeit getäuschter Erwartung oder aufgeschobener Hoffnungen, und konnte doch noch nicht alle Hoffnung aufgeben. James Edwards war ein sehr gutmüthiger junger Mann, den man allerdings nicht so oft auf dem Comptoir fand, wie seinen emsigen pünktlichen Vater, der aber in unserm geschäftlichen Verkehr gegen mich immer artig und zuvorkommend gewesen war. Wenn er also wirklich rechtzeitig zum Stiergefecht zurückkehren sollte, welches, wie ich mich nun erinnerte, am folgenden Tage stattfinden sollte, so hegte ich ihn überreden zu können, daß er mir die erforderliche Summe vorstreckte. Jedenfalls konnte für diesen Abend nichts weiter geschehen, denn es war schon zu spät geworden. Die unter den Heiligenbildern angebrachten Lämpchen und die wenigen Straßenlaternen schienen schon gelb durch die Finsterniß und aus den Tertulia-Gärten und den Fenstern der Weinschenken ertönte das Geklimper der Guitarren und Klappern der Castagnetten, der Gesang oder das trunkene Geschrei der Gäste, der Gläserklang und das Stampfen der Füße. Es war für Alice Zeit nach Hause zu gehen und etwas auszuruhen, denn sie bedurfte der Ruhe, um für den morgenden Tag wieder Kräfte zu sammeln. Ich ging an ihrer Seite durch die dunklen Straßen, aber wir sprachen nicht viel. Jedes von uns war entmuthigt und voll trüber Ahnungen, und als ich, um ihr Muth einzuflößen, ihr mit erzwungener Heiterkeit und Zuversicht gute Nacht geboten hatte und meines Weges gegangen war, verfolgte mich die Erinnerung an Alice Croft's blasses Gesicht und düstern Blick noch lange. Ich kehrte nicht gleich in meinen Gasthof zurück, sondern ging noch Stundenlang auf der Alameda auf und ab und zerbrach mir den Kopf mit fruchtlosen Plänen.

Endlich als der letzte Spaziergänger die verödete Promenade verlassen hatte, und hier nichts mehr zu hören war, als das Plätschern der Springbrunnen und das Rauschen des Nachtwindes in den Baumkronen, kehrte auch ich nach Hause zurück und schlief, Dank der Gewohnheit meines Seemannslebens, ziemlich gesund.

Am andern Morgen war ich schon frühe unterwegs. Während die Weiber mit ihren Eimern sich um die Brunnen an den Straßenecken versammelten und die noch schlaftrunkenen Kellner die bunten Zeltdächer von den Kaffeehäusern herunterließen, verließ ich meinen Gasthof ohne bestimmte Absicht, aber in einem instinktiven Drange nicht unthätig zu bleiben. Vergebens bemühte ich mich, hoffnungsvoll und sanguinisch zu seyn und mir selber zum hundertsten Mal zu wiederholen, es werde noch alles recht werden, sobald James Edwards wieder zurück sey. Allein der junge Mann konnte möglicherweise nicht zurückkommen; er konnte mir meine Bitte abschlagen; irgend einer der vielen kleinen Zufälle des Alltagslebens konnte ihn abhalten, mir den erbetenen Gefallen zu erweisen. Dazu konnte ich mir nicht verhehlen, daß ein Menschenleben auf dem Spiele stehe, wir hatten Dienstag Morgen; in 30 Stunden, bis Mittwoch Mittag mußte das Lösegeld erlegt seyn, oder Alice war eine vaterlose Waise. Ich wußte nur allzu gut, daß Moreno's Drohungen nicht blos dazu dienen sollten, seinen Gefangenen einzuschüchtern, sondern daß dieses Ungethüm Wort halten würde, und mir fielen allerhand häßliche halbvergessene Geschichten von ihm ein, welche ich früher auf den Anländen und in den Kaffeehäusern gehört hatte. Von diesem Banditen war keine Schonung zu erwarten.

Den Beistand der Behörden nachzusuchen, erschien als ein ganz natürlicher Schritt, war aber unthunlich. Wenn ich mich beim Corregidor beklagte, so sah dieser gefürchtete Beamte in dem Stellbichein an der Betkapelle wahrscheinlich nur eine erwünschte Gelegenheit, den gemeinschädlichen Moreno zu verhaften, und es lag ihm dann mehr daran, den Räuber in seine Gewalt zu bekommen, als das Leben eines obscuren englischen Ketzers zu retten. Jeder Zusammenstoß der Räuber mit der Polizei mußte nur zur Ermordung des Gefangenen führen, während es notorisch unmöglich war, Verbrecher in einem solch unwegsamen undlichen unzugäng Bezirke, wie es die Berge oberhalb Malaga sind, zu verfolgen.

Mittlerweile nahmen die Vorbereitungen für das große Stiergefecht ihren lustigen Fortgang, und beim Vorübergehen am Amphitheater hörte ich das emsige Hämmern der Arbeiter, welche die gestreiften Zeltdächer aufmachten, um den aristokratischeren Theil der Zuschauer vor den Sonnenstrahlen zu schützen. Das blutige Schauspiel dieses Tages sollte für Malaga, wo die Stiergefechte sonst nicht eben im größten Maßstab aufgeführt werden, ein ungewöhnlich großartiges werden, denn diesmal wollten der Generalkapitän und einige ausländische Gäste von Rang die Vorstellung mit ihrer Gegenwart beehren, weßhalb die Stadt bedeutende Opfer dafür gebracht hatte.

So frühe als es nur der Anstand erlaubte, sprach ich im Hause und Comptoir der Firma Edwards und Sohn vor, allein keiner der beiden war zurückgekehrt. Ich hatte James Edwards allerdings nicht so frühe zurückerwartet, allein meine Ungeduld wollte mir keine Ruhe lassen, und ich schritt wie ein verstörtes Gespenst in der Stadt herum und betrachtete gleichgültig die buntscheckigen Gruppen von Leuten in ihren festlichen Gewändern, die bereits auf den Beinen waren und fröhlich über die bevorstehende Volksbelustigung plauderten. Mein Dienst gab mir heute auch nichts zu thun, denn die Befrachtung des Schiffs war für diesen Tag ausgesetzt, weil die Lastträger und Arbeiter in den Docks durchaus nicht dazu zu bewegen gewesen wären, selbst um vierfachen Tagelohn vom Stiergefechte wegzubleiben.

Digitized by Google

Um zehn Uhr ging ich in Croft's Wohnung und ſprach Alice. Das arme Kind ſah ganz verſtört und verzweiflungsvoll aus, und die dunklen Ringe um ihre vom Weinen getrübten Augen zeigten mir, daß ihr Kummer ſie die ganze Nacht nicht hatte ſchlafen laſſen. In fieberiſcher Aufregung ſchwebte ſie zwiſchen Furcht und Hoffnung, war den einen Augenblick geneigt, an die Erwartungen zu glauben, welche ich auf die Heimkehr des jungen Edwards ſetzte, und verzweifelte den andern wieder an jeder Möglichkeit, ihren Vater zu retten. Für den Fall des Fehlſchlagens hatte ſie ſchon einen kleinen Plan gefaßt: ſie wollte mit der geringen Summe, welche ſie aufbringen konnte — vielleicht eintauſend Realen — nach jener Betkapelle am Fuße der Berge gehen und durch Bitten und Thränen die Räuber, welche ihren Vater gefangen hielten, zu erweichen ſuchen; ſie wollte ihnen eidlich geloben, den Reſt des Löſegeldes ratenweiſe

Der Aufzug der Stiergefechte zu Ronda (Andalusien).

allmählig abzutragen, und wenn sie zu diesem Behuf in einen Dienst treten sollte, um das Geld zu verdienen; und sie schien wirklich in ihrer unschuldigen Unerfahrenheit sich die Macht zuzutrauen, einen solch hartgesottenen Kerl wie jenen Moreno zu erweichen, der mit dem Gesetz zerfallen war und an dessen ruchlosen Händen angeblich das Blut von sechzehn ermordeten Opfern klebte.

Ich suchte ihr diesen unpraktischen Plan nicht auszureden, weil ich fühlte, daß es Alicen gut that, als Trost- und Schutzmittel gegen ihre peinigenden Gedanken irgend etwas zu haben, woran ihr Geist haften konnte. Allein in meinem Innern war fest beschlossen, es nicht so weit kommen zu lassen, daß sie den vergeblichen Versuch mache, ihr Vorhaben auszuführen. Ich wollte sie, nöthigenfalls sogar mit Gewalt, abhalten, sich unter jene Ungeheuer zu wagen. Mit sehr schwerem Herzen verließ ich aber das theure Mädchen, nachdem sie mir versprochen hatte, ruhig zu Hause zu bleiben und meine Rückkehr zu erwarten. Ich schlenderte abermals durch die Straßen der Stadt, wo sich bereits Gruppen fröhlicher Menschen begierig nach dem Amphitheater drängten, um sich gute Plätze für das blutige Schauspiel zu sichern, während Andere lärmend nach den Hauptstraßen liefen, um den Aufzug der Stierkämpfer zu betrachten, welche in einer langen Cortège, mit einer Musikbande voran, über die belebtesten Straßen und Plätze nach dem Circus zogen und von der Masse mit lautem Jubel begrüßt wurden. Es drängte sich mir nun immer mehr die Ueberzeugung auf, ein welch schwachen Fäden die Verwirklichung meiner Hoffnung hing, und zugleich die Befürchtung, der Tod ihres Vaters könnte meinem lieben Mädchen auf Lebenszeit ihren heitern Frohmuth und die sonnige Frische ihres ganzen Lebens rauben. Je lauter und fröhlicher und ungestümer daher das Getöse der sorgtosen Menge um mich her ward, desto bitterer und gedrückter und elender fühlte ich mich in meinem Innern, wie aus denn in Stunden des Leidens der Anblick fremder Fröhlichkeit immer noch trauriger stimmt.

Endlich war es Mittag, und ich begab mich abermals nach Herrn Edwards' Hause, wo ich gute Botschaften zu hören hoffte. Der junge Kaufherr war allerdings angekommen, aber mit zweien seiner Freunde nach dem Circus gegangen „wie jedermann", wie die alte Here mir bemerkte, die zur Bewachung des Hauses zurück geblieben war, während die sämmtliche übrige Dienerschaft natürlich auch dem Stiergefecht hatte beiwohnen wollen. Ich eilte daher nun ebenfalls nach dem Amphitheater, kaufte mir ein Billet auf den nächsten besten Platz und drängte mich gewaltsam durch die dichte Volksmenge in das Gebäude hinein. Ich hatte keinen Sinn für die Masse bunter Trachten oder die Reihen begierig aufgeregter Gesichter, welche terrassenförmig ihre einander zu sehen waren, und noch weniger kümmerte mich, was unten im Circus vor sich ging wo als Vorspiel zu dem spätern blutigeren Werke ein junger Bulle mit flatternden Fähnchen und spitzigen Dreizacken zur Wuth gereizt wurde. Aber die ungeheure Volksmenge machte mich ganz verwirrt: aus den umliegenden Städten und Dörfern waren solch zahllose Scharen von Alt und Jung herbeigeeilt, daß nur für die Damen und einige Herren vom Adel und Beamtenstande Sitzplätze zu haben gewesen waren und die übrigen Zuschauer in dichtgeschaarten Haufen neben und hinter einander standen. Ich fand bald, daß ich jeden Versuch aufgeben mußte, unter diesem Gewühl Herrn Edwards ausfindig zu machen. Verzweiflung im Herzen gab ich jeden Versuch dazu auf und wollte das Amphitheater wieder verlassen, gerieth aber, anstatt zum Ausgang, in einen langen dunklen Gang, der Gott-weiß-wohin führte, und wo ich zu meiner Linken deutlich das Gebrüll der in ihren Zwingern eingesperrten Stiere hörte. Plötzlich drangen aus einem kleinen Gewölbe, dessen halboffene Thüre ich zu meiner Rechten bemerkte, menschliche Stimmen zu mir, und ich erschnappte nachstehende Worte in spanischer Sprache: „Jemm, aber wenn Ihr eine große Belohnung, so ein viertausend Realen, anbietet? Denkt Euch doch, meine Herren, 4000 Realen für ein Stündchen Arbeit!"

Meine Füße wurzelten am Boden und ich fühlte, wie mir das Blut in's Gesicht stieg, während ich horchte, als hinge mein Leben davon ab, daß mir keine Sylbe dieses Gespräches entgehe.

„Wir mögen bieten, was wir wollen, es wird sich niemand finden," versetzte eine andere Stimme ganz entmuthigt; „es kann keinem Menschen das Leben so sehr entleidet seyn, daß er das Wagniß übernimmt und earamba! was werden die Leute dazu sagen? Das gibt einen Aufruhr und unsere Häuser werden den Grimm der Menge büßen müssen. Bedenkt nur die Wuth der vielen Tausende da droben, wenn sie hören, daß Manoel Zagal gar nicht auftreten kann und daß wir keinen Matador an seiner Stelle haben!

„Wenn der Teufel nur so klug gewesen wäre, sein Bein nach dem Stiergefecht zu brechen, anstatt vor demselben!" rief ein Dritter ärgerlich und verstimmt. „Aber was ist da zu machen, Senores? Ich möchte lieber vier- ja sechstausend Realen aus meiner eigenen Tasche bezahlen, als derjenige seyn, der den Leuten erklären soll, daß sie gerade das Beste an dem Stiergefechte missen sollen. Es wird Mord und Todtschlag absetzen und man wird zum mindesten unsere Häuser plündern. Was können wir thun? Auf Meilen weit ist kein Matador von einigem Ruf zu finden, und Chocho ist höchstens der Mann für die jungen Stiere und diejenigen mit den Holzkugeln auf den Hörnern. Wir müssen also zum Hatbmond unsre Zuflucht nehmen, und das ist eine Schmach und Schande vor dem Generalkapitän."

Ich verstand nachgerade den Zweck und Inhalt dieser Unterredung deutlicher. Ich hatte auf den großen gelben Anschlagzetteln gelesen, daß ein berühmter Matador Namens Manoel Zagal aus Sevilla, dem Hauptquartier der Stiergefechte, gebungen werden war, an der heutigen Vorstellung Theil zu nehmen und seine Geschicklichkeit im Umbringen der wüthenden Stiere zu zeigen, welche zuvor durch ihre berittenen Peiniger, die Picadores, zum höchsten Ingrimm aufgestachelt worden waren. Zagals Ruf wegen seiner Geschicklichkeit und seines Muthes war so groß, daß die Unternehmer des Stiergefechts es nicht für nöthig erachtet hatten, noch einen andern Künstler desselben Fachs zu engagiren, und da die Matadores oder Espadas meist auf Gastrollen reisen, wie Opernsänger, je nachdem ihre Dienste verlangt und bezahlt werden, so war eben damals kein Mitglied dieser Gilde in Malaga aufzutreiben. Nun war allerdings ein wirklicher Tereador, der mit seinem Beinamen Chocho (Hanswurst) hieß, vorhanden, welcher beim Publikum zwar beliebt aber mehr ein Komiker oder Clown als ein Espada war und weder die Geschicklichkeit noch die Kühnheit besaß, die man von einem echten Matador erwartet. Wird nämlich ein Matador verwundet oder das Auftreten eines solchen durch irgend einen Zufall verhindert, so bleibt kein anderes Mittel übrig, als den Stier dadurch abzufertigen, daß man ihm die Sprunggetenke mit einer scharfen, an langem Pfahl angebrachten Sichel durchschneidet, so daß er mehrlos wird und mit dem Messer vollends gemüdet werden kann. Jenes Instrument heißt Halbmond, und seine Anwendung erbittert gewöhnlich die Menge, nicht weil diese es für eine Barbarei hält, sondern weil dadurch die Lebensgefahr für die Menschen ausfällt, welche für die eigentliche Würze des aufregenden Stiergefechts angesehen wird. — Im vorliegenden Fall konnte ich leicht errathen, was geschehen war. Dem berühmten Matador, Senor Manoel Zagal aus Sevilla, war ein ernster Unfall zugestoßen, und die Behörden fürchteten sich, den Leuten den Vorfall zu verkündigen und einzugestehen, daß sie für keinen zweiten Matador gesorgt hatten, weil sie

Digitized by Google

mit Grund einen heftigen Ausbruch des Volkunwillens über diese Fahrlässigkeit befürchten mußten. Ein Schritt vorwärts setzte mich in den Stand die Sprecher zu sehen; zwei waren in Civiluniform: der Alcalde der Stadt und ein großer Mann mit finstrem Gesicht, der Corregidor der Polizei; der dritte war ein geschmeidiges demüthiges Männchen in schwarzem Frack und Beinkleidern von französischem Schnitt, der Unternehmer oder Regisseur des Stiergefechts.

„Seine Excellenz ist angekommen; ich höre die Trompeten schmettern!“ sagte der Polizeichef mürrisch; „wir müssen ihm entgegengehen und ihn empfangen, sonst lassen wir es am gebührenden Respekt fehlen. Schade, daß wir keine Zeit mehr haben, einen Ersatzmann zu finden; allein wer würde um viertausend Realen unseren beiden besten Stieren, dem schwarzen Portugieser und dem scheckigen Murcianer, gegenübertreten wolle wider sind als....

„Halt, edle Herren! geben Sie mir als Prämie fünftausend Realen, und ich bin Ihr Mann!“ rief ich mit einem plötzlichen Entschluß und trat aus meinem Versteck hervor. Wäre ich, wie ein Gespenst auf dem Theater, aus einer Versenkung heraufgestiegen, mein Erscheinen hätte keine größere Bestürzung hervorrufen können. Der Corregidor gewann zuerst seine Fassung wieder, schaute mich mit finsterm Stirnrunzeln an und fragte zornig wer ich sey?

„Henry West, britischer Unterthan, Maat auf dem Schiff ‚Tudor,‘ welches so eben im Hafen liegt,“ gab ich zur Antwort; „ich bin bereit, heute dieser Matador zu seyn, wenn Sie die Belohnung auf fünftausend Realen erhöhen wollen!“

Nun fand ein lebhafter Wortwechsel statt, denn die Idee, daß ein britischer Seemann der schwierigen und gefährlichen Aufgabe, einen Bullen abzuthun, sich unterziehen wolle — der Matador ist bekanntlich der einzige, dem bei einem Stiergefechte wirklich Lebensgefahr droht — schien anfangs thöricht. Dann aber bemerkte Den Ramon der Alcalde pfiffig: wenn ich mich von dem Stiere zu Tode treten lassen wolle, gehe es ja sie nichts an, und die Katastrophe werde am Ende nur die Leute in gute Stimmung versetzen; nur wollte der würdige Herr Bürgermeister keine fünftausend Realen für den Spaß bezahlen, sondern mir nur drei- höchstens viertausend bieten. Ich blieb aber fest auf meiner Forderung, und fünftausend Realen oder nichts, waren meine Bedingung; und da die Menge droben bereits ungeduldig zu lärmend zu werden begann, so wurden wir endlich handelseins. Ein Vertrag ward von dem Alcalde rasch aufgesetzt und unterzeichnet, und eine Anweisung auf die Stadtkasse ausgestellt und dem Unternehmer des Stiergefechts überantwortet damit er sie mir übergebe, sobald ich sie verdient habe. Als ich meinerseits den Vertrag unterzeichnete, war ich mir bewußt, daß ich mein eigenes Blut und Leben verhandelte, um dasjenige von Alicens Vater zu retten, denn die fünftausend Realen sollten sein Lösegeld abgeben. Es blieb mir aber wenig Zeit zum Nachdenken, denn man führte mich in ein anderes Gelaß und hieß mich hier möglichst schnell die bunte stutzerhafte Tracht eines Matadors anlegen, während die Behörden auf ihre Plätze eilten und der Unternehmer etwas schüchtern hinaustrat um einer unangenehmen Pflicht zu genügen und der versammelten Menge anzuzeigen, daß Manuel Zagal ein Bein gebrochen habe und daß ein Neuling dessen Stelle einnehmen wolle.

Von dem dunklen kleinen Verschlage aus, worin ich (freilich linkisch genug) die bunte heitere Tracht eines andalusischen Majo oder Stutzers anzulegen bemüht war, welche ein unerläßliches Attribut der von mir übernommenen Rolle war, konnte ich einige Sätze aus der geschmeidigen süßlichen Ansprache vernehmen, womit der Regisseur des Stiergefechts die erleuchtete Zuschauerschaft seiner Patrone anredete. Anfänglich rief seine Nachricht viele geräuschvolle Mißbilligung hervor, allein bald übertönten Gelächter und Bivatrufe die Rede, und als er wieder zurückkehrte, wischte er sich die Stirne ab mit einer Miene, als ob er sich zu seinem Werke selber Glück wünschte. Die Zuschauer waren wieder fröhlich und guter Dinge, und während mir der Regisser bei meiner Toilette half, erzählte er mir, sie seyen anfangs sehr reizbar und ärgerlich gewesen, bis er ihnen bemerklich gemacht habe, sie hätten ja im schlimmsten Falle noch nie einen Engländer umbringen sehen und dürften sich daher auf eine ganz neue Aufregung gefaßt machen. „Ich spiegelte ihnen vor — der heilige Martin verzeihe mir diese Lüge! — Ihr wäret der erste Torreador von London und ausdrücklich nach Spanien gekommen, um unsere besten Matadores zu einem Wettkampf der Geschicklichkeit herauszufordern,“ schloß das Männchen und bat mich dann in den Spiegel zu blicken. Als ich dieß that, erkannte ich mich kaum wieder, ein solch verändertes Aussehen hatten mir die gestickte gallonnirte Jacke, die geschlitzten Calzoncillos oder kurzen Beinkleider, die bunte seidene Festbinde, die Schärpe mit den schweren silbernen Fransen, die seidenen Strümpfe, die Schnallenschuhe, das Haarnetz, die Spitzen, die Glockenknöpfe und all die tausenderlei Kinkerlitchen meines Kostüms gegeben. Der Regisseur musterte mich mit kritischem Auge von dem breitkrämpigen Sombrero mit seiner rothen Feder und goldenen Schmur bis zu den Escarpins herab, welche einem Matador ebenso unerläßlich sind als einem Ceremonienmeister bei Hofe und klopfte mir dann mit einigen beifälligen Worten zufrieden auf die Schulter; hierauf reichte er mir den scharlachrothen Mantel und den langen Degen mit gerader Klinge und erklärte mir in Eile, welche Stöße für faul gehalten werden und welche der Etikette dieses blutigen Spieles gemäß seyen. Das Männchen war nicht bösartig und that sein Bestes, mir Muth einzusprechen, bot mir Wein und Imbiß an und bestand darauf, ich sollte wenigstens Einen Becher starken Carcavellas trinken.

„Nur Muth, Kamerad!“ sagte er; „bleibt hübsch kaltblütig, weicht dem ersten Anprall aus und Ihr könnt mit ungebrochenen Knochen und heiler Haut davon kommen. Die Sache ist nicht ganz so gefährlich wie sie aussieht. Werft dem Stier den Mantel gut über die Hörner, und stoßt ihn den Degen auf diese Weise, mit dieser Drehung des Handgelenkes in den Leib, und vermeidet das Brustbein. Uebereilt Euch nie oder Ihr seyd verloren; ich habe geübte Stierkämpfer den Kopf verlieren sehen beim ersten Gebrüll und Anprall eines verwundeten Bullen; aber Ihr gefallt mir, Junge, obschon Ihr ein Ketzer seyd, und ich möchte Euch nicht mit den Füßen voran aus dem Ring herauskommen sehen. Laßt mich einmal Euren Puls fühlen!“ Und er nahm meine Handgelenke zwischen die Finger, wahrscheinlich um zu ermitteln, ob ich bei Annäherung der Gefahr allzu aufgeregt seyn würde, um seine Weisungen zu befolgen; aber er ließ meine Hand gleich wieder los und brummte mit einer Art aufrichtiger Bewunderung vor sich hin: „Carajo! diese englischen Bullenbeißer! eine zähe Race!“

Hierauf führte er mich nach einer Ecke, von wo aus ich durch ein Fensterchen einen ziemlich vollständigen Ueberblick der Arena und der darüber befindlichen Zuschauer hatte, während das Gitterwerk von rostigen Eisenstäben mich den Augen der Zuschauer verbarg. Er hieß mich dann guten Muthes seyn, und verließ mich um seinen Pflichten nachzugehen. Ich war allein, obschon ich das heisere Bellen der in den Zwingern neben mir befindlichen Stiere hören konnte, und hatte nun erst Muße, über mein tollkühnes Unternehmen nachzudenken. Was ich gethan hatte, war im Drange eines loyalen Gefühls und inneren Antriebs geschehen und gereute mich nicht; allein als ich mich jetzt umschaute und mich erinnerte, daß die vielen Tausende von Zuschauern sich an meinen Todeszuckungen ebenso gierig weiden würden, wie an denjenigen der Stiere, erkannte ich erst die ganze Gefahr meiner Lage. Aber ich beschwich

Digitized by Google

tigte meine Befürchtungen mit dem Gedanken an Alice, denn nur um ihretwillen und um das Lösegeld für ihren Vater zu verdienen, hockte ich hier in dieser Fastnachtstracht und wartete, bis ich, wie ein Gladiator in den Tagen der römischen Heidenzeit, zum Auftreten aufgefordert werden würde, um vielleicht den Sand des Circus mit meinem Blute zu röthen. Auf ein Entkommen ohne ernste Gefahr und Verletzung hoffte ich nicht. Ich hatte schon oft Stiergefechten beigewohnt, in Vigo, in Sevilla und andervärts, und wußte, daß selbst wenige von den behenden Spaniern, die von Jugend auf an jedes Detail jener blutigen Kampfspiele gewöhnt sind, sich gern zu dem gefährlichen Gewerbe eines Matadors hergeben. Ich wußte, wie wild und furchtbar jene gewaltigen Bullen sind, die auf den einsamen Waiden von Murcia und Castilien ausdrücklich für den Circus gezüchtet werden. Aber ich schlug mir diese Gedanken aus dem Kopf und mußte entschlossen das ganze Amphitheater.

Ich blickte nach den endlosen Reihen von Zuschauern hinauf, — nach den Damen mit ihren blühenden Augen und rauschenden Fächern, einige in der alten spanischen Tracht, die meisten aber im bunten pariser Modenputz; — nach den Stutzern von Malaga, den Massen von Ladenbesitzern und Handwerkern; — nach ganzen Familien zusammen, von der seelenvergnügten Großmutter an bis zu dem kleinen Kinde auf dem Arm, das man an den Anblick dieses Blutvergießens gewöhnte und demselben zujauchzen und Beifall klatschen lehren wollte; — nach den Schaaren von Bauern in ihrem Sonntagsputz, noch ganz demselben wie ihn ihre Vorväter zur Zeit von Ferdinand und Isabella getragen. Ich betrachtete mir den Platz, wo der Generalkapitän in reicher gestickter Uniform und einem ganzen Firmament von Ordenssternen auf der Brust saß inmitten einer glänzenden Gruppe von Offizieren und Damen, deren Diamanten und Hofkleider an diesem Orte sehr anomal erschienen. Dann aber schaute ich auch in den Circus hinunter, wo der Zeit vertreib seither nur eine Art harmloser Einleitung geblieben war. Drei oder vier junge Stiere waren mit Fähnchen und Dreizacken geneckt worden; ein „Feigling", — wie man jene friedlichen Thiere nennt, deren Temperament sich als zu sanft für das Kampfspiel erweist, — war durch Abbrennen von Schwärmern, durch Bewerfen mit Banderillos*) und unaufhörliches Schwingen von rothen Tüchern vor seinen Augen geneckt und gequält und endlich von Epocho abgefertigt worden, welcher in der Arena ungefähr die Stelle eines Clown im Reiter-Circus einnahm. — Nunmehr war ein prächtiger Stier mit weitklaffenden Hörnern im Besitz der Arena, entkäuschte aber die Liebhaber sehr, denn anstatt sogleich die Picadores oder berittenen Stierkämpfer anzufallen, schien er eher geneigt fortzugehen zu gehen, rannte im ganzen Kreise hin und her, suchte einen Ausweg und brüllte kläglich, als die Banderilleros und Chulos (Stierkämpfer zu Fuß, die den Stier durch Schwingen von Fähnchen und rothen Tüchern necken) behend um ihn herum hüpften und ihn neckten und reizten, bis sein Fell wie ein Nadelkissen mit Banderilleros besteckt war. Die Leute wurden dieses gefahrlosen Spieles bald überdrüssig und riefen ungeduldig nach anderen Stieren. „Heraus mit den Bullen!" brüllten sie; „bringt sogleich den Murcianer, den Portugiesen! Laßt den englischen Matador zeigen, aus was für einem Stoff er gemacht ist! Toros, toros (die Stiere! die Stiere)!"

Der Regisseur schaute bittend und erwartungsvoll zu dem Generalkapitän hinauf, erhielt durch ein leutseliges Kopfnicken die erbetene Erlaubniß und ging hinauf. Bald darauf ertönte eine Fanfare von Trompeten, sodann ein dumpfes Gebrüll, und hierauf stürzte unter Händeklatschen und Hurrahruf zahlloser Stimmen der geschickte Murcianer Stier im schweren Galopp in den Kreis herein, hielt jählings an, erhob den Kopf und stieß ein zweites grimmiges Zorngebrüll aus. Es war ein edles Thier, und die Zuschauer ergingen sich laut in der begeisterten Bewunderung seiner wallenden Mähne, seiner breiten und tiefen Brust, seines trotzigen Blicks, seiner starken Glieder und seiner scharfen spitzen Hörner. Jetzt trabten unter dem Geschmetter kriegerischer Musik die berittenen Picadores, zu zwei und zwei herein, in der altkastilischen Tracht, ganz mit bunten flatternden Bändern behangen. Sie senkten ihre Speere vor dem Generalkapitän und ritten dreimal um die Arena, um ihre bunten Schärpen und reichgestickten Jacken zu zeigen, während die Cymbalen ertönten und die Trommeln und Pauken ihre lautesten Donner rollen ließen. Der Bulle stampfte den Boden, blies die Nüstern weit auf, senkte dann mit einem lauten zornigen Brüllen den Kopf und begann den Angriff unter einem ohrengellenden Bravorus der Menge.

Es war höchstens ein häßliches Gemetzel, obschon ich zugebe daß die reichen Kostüme, die langen Speere, das Flattern von Schärpen und Bändern und Strauszenfedern diesem Auftritt, der eigentlich ein abscheulicher und Ekel-erregender war, einen falschen Glanz und Schimmer liehen. Die Picadores, ausgepolstert wie sie waren, und in hohen starken Stiefeln steckend, durch welche die Hörner des Stiers nicht dringen könnten, haben ein gefahrloses Amt, zumal da Dutzende von ausmerksamen Kameraden zu Fuß bereit stehen, nöthigenfalls die Aufmerksamkeit des Thiers abzulenken, oder einen aus dem Sattel gehobenen Kämpfer hinauszutragen. Der Bulle blutete bald von zahlreichen Lanzenstichen und richtete nun eine große Verheerung unter den Pferden an, indem er denselben seine Hörner immer und immer wieder in die zuckenden Weichen stieß und denselben grauenhafte Wunden beibrachte, während die armen Rosse noch immer taumelnd um die Arena herum getummelt wurden, bis sie vor Blutverlust und Todesmattigkeit verendend in den blutigen Sand niedersanken. Unterdessen aber blies die Musik ihre aufregendsten Melodieen, die Leute schrieen und jauchzten, die Damen winkten mit Fächern und Taschentüchern als Zeichen ihres Beifalls, und die ganze ekelhafte blutige Metzelei des spanischen Nationalvergnügens hatte unter „Ekel-erregender Wiederholung seinen Fortgang. Endlich nachdem neun Pferde todt oder schwerverwundet und zwei Picadores arg zerquetscht, weil sie gegen die eichene Planken verschalung des Circus geschleudert worden waren, und der Bulle sichtlich an Kräften eingebüßt hatte, verließen die übrigen Reiter die Arena. Haken und Stricke wurden an die Kadaver der erschlagenen Pferde befestigt und diese hinausgezogen, und auf die Blutlachen frischer Sand und Sägespäne gestreut. Es war jetzt die Zeit, wo der Matador erscheinen mußte.

„Heda, Engländer, nun erwartet man Euch! Gedenkt an den richtigen Stoß und seyd hübsch kaltblütig!" flüsterte mir der Regisseur zu. Er führte mich in den Kreis und ich machte meine Verbeugung gegen den Generalkapitän und das Publikum, während mich der Regisseur mit vielem Bombast und Großsprecherei vorstellte als „Don Enriquez von London, den berühmten englischen Espada, welcher die Güte gehabt habe, freiwillig die Rolle des berühmten Manuel Zagal zu übernehmen." Er war kaum mit seiner Rede zu Ende, als der Bulle gegen mich vorzurücken begann, worauf sich mein Begleiter eilends entfernte. Ich stand nun allein im Kreise, mein Herz pochte überlaut und ein rother Nebel schien meine geblendeten Augen zu verdunkeln, während das Geschrei der Menge und das Bewußtseyn, daß ich das Ziel sey, worauf Tausende von Blicken in erbarmungsloser Erwartung hafteten, mir beinahe die

*) Banderillos sind eine Art Pfeile, deren hölzerner Schaft mit gekräuseltem steifem Papier umwickelt oder mit Feuerwerk behangen und deren Spitze mit Widerhaken versehen ist. Die Banderilleros oder Stierkämpfer zu Fuße stoßen diese Pfeile dem Stier in den Nacken, um ihn recht zu reizen. Anm. d. Red.

Digitized by Google

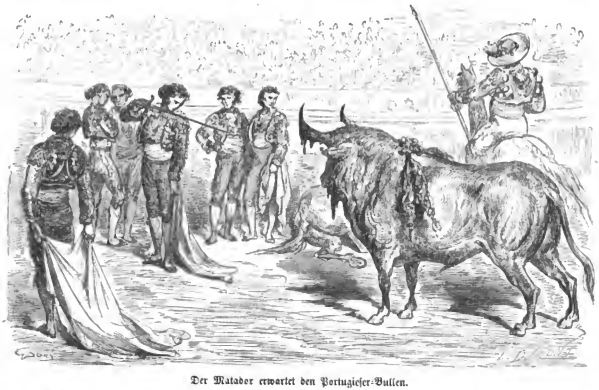
Fassung raubte. Ich hatte früher schon manche Gefahr bestanden, jedoch nicht in dieser Gestalt, und ich schäme mich nicht zu bekennen, daß ich einen Augenblick meine Kniee unter mir sehr schwach werden und meine Pulse heftig klopfen fühlte. Dann aber kam mir der Gedanke an Alice, und ich war wieder meiner vollkommen mächtig. Unbekümmert um die Zuschauer heftete ich meine ganze Aufmerksamkeit auf den Stier, welcher mit gesenktem Kopf langsam gegen mich heranrückte und dem blutiger Geifer und Schaum vom Maule triefte. Ich stand fest auf meinen Füßen, die Fersen dicht zusammen gedrängt, den Mantel über dem linken Arm aufgenommen, mit der Rechten den Degen fest umspannend, die Spitze zu Boden gesenkt, bereit zur Seite zu springen, wenn mein Gegner mich anfallen sollte. Allein der Stier war schwerer verwundet als ich erwartet hatte; seine Bewegungen waren langsam und schmerzlich und das Blut rann stark von seinen scheckigen Flanken herunter. Er hatte seine rollenden Augen fest auf mich gerichtet, stieß ein Gebrüll aus und stürzte auf mich los, während ich ihm durch einen Seitensprung auswich, wie es mir der Regisseur angerathen hatte. Ich glaubte der Stier werde sogleich umkehren und seinen Angriff erneuern, allein der letzte Anprall hatte offenbar seinen Rest von Kraft erschöpft. Er sank in die Kniee und konnte nicht wieder aufstehen, bis ihn die Banderilleros und Chulos mit Schwärmern und Pfeilen reizten, worauf Schmerz und Ingrimm seine Kräfte wieder so weit belebten, daß er nochmals einen gezwungenen Angriff machte. Dießmal trat ich nur beiseite, und stieß, ohne ihm den Mantel über die Hörner zu werfen, ihm den Degen in den Nacken; er brach zusammen und das Publikum rief unter lautem Beifallsgeschrei: „Brav gemacht, Ingleſe (Engländer)!“

„Das war ein leichter Sieg!“ flüsterte mir der Regisseur zu, als er mich von dannen führte, nachdem ich dem Publikum meine Verbeugung gemacht hatte; „laßt Euch aber davon nicht tollkühn machen. Das arme Vieh verblutete sich; das konnte jedermann sehen. Mit dem schwarzen Portugieser werdet Ihr ein schwereres Stück Arbeit haben.“

Diese Prophezeiung bestätigte sich, denn das Publikum verlangte laut, die Speere der Picadores sollten bis auf eine blanke Spitze von zwei Zoll Länge mit Holz verkappt werden, damit der nächste Bulle sich wackerer und länger halte. Ich will nicht bei den Einzelnheiten verweilen, sondern nur schlechtweg sagen, daß die Picadores sich entfernten, nachdem fünf oder sechs Pferde zu Grunde gerichtet waren, und ich unter einem Geschmetter von Trompeten dem schwarzen Portugieser-Bullen gegenüber gestellt wurde.

„Brave, Stier! seht, was für ein tückisches Auge er hat! ich wette eine Unze Gold auf den Bullen!“ rief ein Liebhaber aufspringend, und ein lautes Gelächter folgte dieser angebotenen Wette; allein ein athemloses Schweigen folgte, als ich Schritt für Schritt vertrat bis dahin, wo der Bulle stand, der lockern Sand mit seinen Vorderhufen aufwühlte und mit gedämpftem Brüllen mich beobachtete. Es war ein prachtvolles Thier, sehr groß aber ein Muster von Symmetrie und sein schwarzes Fell, da und dort mit Schaum und Blut befleckt, glänzte wie Atlas. Er war nur sehr wenig verletzt; nur vier oder fünf Banderillas hingen an seinem Nacken, die Spitzen seiner Hörner waren geröthet vom Blut und Eingeweide der armen Pferde; seine blutunterlaufenen Augen rollten wild, und er sammelte offenbar jetzt Kräfte, um den Kampf von neuem aufzunehmen. Ich meinerseits wußte wohl, daß mein Leben nur an einem Faden hing; allein wenn ich diesen einen Stier, den letzten überlebenden, erlegen konnte, war meine Arbeit gethan und mein Lohn errungen, mit dem ich ein Menschenleben retten wollte. Ein stilles Gebet trat mir auf die Lippen, und ich erwartete fest, mit ausgestreckter Klinge den Stier, der jedoch gar keine Eile zu haben schien, sondern mit keuchenden Flanken mich dicht an einer der Barrieren beobachtete.

„Nimm Dich in Acht, Engländer, nimm Dich in Acht! er sinnt



Der Matador erwartet den Portugieser-Bullen.

Unheil!“ rief mir ein wohlmeinender Zuschauer in der ersten Reihe zu. Kaum waren diese Worte gesprochen, so stieß der schwarze Stier ein wüthendes Gebrüll aus und stürzte im ungestümsten Angriff brüllend auf mich los. Ich konnte nichts thun, als zur Seite springen, und der Bulle vermochte nicht mehr anzuhalten und stieß seinen Kopf mit solcher Heftigkeit an die hölzernen Schranken, daß manche Weiber in den untersten Reihen vor Entsetzen laut aufschrieen. Allein das gewaltige Thier erholte sich schnell wieder und kam mit gesenktem Kopf auf mich zugerannt. Ich sprang abermals zur Seite, allein die Gefahr war so nah, daß eines der spitzen Hör-

Digitized by Google

ner noch den Aermel meiner bunten Jacke erfaßte und ihn vom Handgelenk bis zum Aermel aufriß, während das Publikum über diesen Stoß in donnernden Beifall ausbrach. Ehe ich mich noch meines Degens bedienen konnte, schwenkte der Stier behend wieder herum, und ich mußte mein Leben durch die überlegene Behendigkeit meiner Füße retten und sprang in dem Circus umher, hart verfolgt von dem erbosten Thier, das mit den Füßen tief in den Sand einsank. Dann machte ich Kehrt und einen mißlungenen Versuch, meinem furchtbaren Gegner den Mantel über die Augen zu werfen, aber das schlaue Thier wich mir aus, und als ich ihm dießmal aus dem Wege sprang, fühlte ich einen heftigen Schmerz an meinem linken Arm und Seite und taumelte zurück, wobei mir beinahe der Degen entfiel. Die Zuschauer brachen in einen betäubenden Beifallsruf aus: „Toro! toro! viva el Negro! Es lebe der schwarze Bulle! Brav gemacht, Stier! ich sehe den Engländer bluten!“

Ein hochrother Nebel schwamm vor meinen Augen, ich fühlte Schwindel, und das Gebrüll der Menge machte mich verwirrt. War denn wirklich alles schon verloren? Halb mechanisch sah ich mich um, während das Blut an meinem verwundeten Arm hinunterlief. Der Stier war dicht bei mir; ich sah seine glühenden Augen und wiegenden Hörner; er senkte den Kopf zu einem neuen Angriff. Ich wußte kaum was ich that, streckte den langen starken Degen, den der Matador führt, wie zur Abwehr vor mich aus, stemmte den Fuß fest an den Boden und ..... Plötzlich hörte ich ein Krachen, ein ängstliches Gebrüll, ward zu Boden geschleudert, stand dann wieder auf und stützte mich auf den Degen, taumelnd wie ein Betrunkener, bis der Regisseur mich am Arme faßte und mir zuflüsterte, ich solle den Zuschauern meine Verbeugung machen, während der Ruf: „Ha, brav, brav gemacht, Engländer! Viva! viva! Gut gemacht!“ aus Tausenden von Kehlen gen Himmel stieg. Dicht neben mir lag in den letzten Zuckungen der Körper des schwarzen Portugieser-Bullen, von meinem Degen in's Herz getroffen. — Das Nächste, dessen ich mich entsinne, ist, daß ich halb ohnmächtig in einem der inneren Gewölbe des Amphitheaters auf einer Matratze lag, während ein Arzt meine Wunden verband.

„Bedeutende Blutung, aber doch keine Arterie verletzt,“ sagte der französische Wundarzt. „Wollen nach der andern Wunde sehen! Bah, ein bloßer Hautriß. Sie sind im Grunde recht glimpflich davon gekommen, mein junger Freund!“

So war es denn auch. Die Folgen meines Unfalls beschränkten sich auf einige Schwäche wegen des Blutverlusts; das auf solch erwagte Weise verdiente Geld ward am andern Morgen durch eine sichere Hand nach dem anberaumten Orte des Stellbicheins geschickt, und Herr Croft erhielt seine Freiheit wieder. Moreno benahm sich als ein Mann von Wort, der ebenso willig war, einen Gefangenen loszugeben, wenn sein Lösegeld bezahlt war, als einen zahlungsunfähigen Gefangenen niederzustoßen. Ich will nicht versuchen, Alices Freude zu beschreiben, als sie den Vater wieder in die Arme schloß, den sie schon verloren gegeben hatte, noch das Gemisch von Entsetzen und inniger Dankbarkeit zu schildern, womit das theure Mädchen vernahm, auf welche verzweifelte Weise ich mir die Mittel zur Befreiung ihres Vaters verschafft hatte. — Ich bin nun Kapitän des 'Tudor', und Alice ist meine Gattin und in unserm englischen Heimwesen, worin wir seit vielen Jahren glücklich mit einander gewohnt haben, hat sie mir schon oft unter Thränen und Lächeln jene Episode aus unser beider früherem Leben wieder in's Gedächtniß gerufen, welche damals in Malaga mir so leicht hätte verhängnißvoll werden können.

Das Thierleben im brasilianischen Urwalde.

Nach H. W. Bates. (Schluß.)

An dem Ufer eines vierten breitern Flüßchens machen wir Halt und verzehren unser frugales Mahl. Es ist nun Mittag vorüber, und die glühend heiße scheitelrechte Sonne dringt durch die dichte Wölbung der Laubkronen und macht die Luft im Schatten hier unten schwül und drückend. Wir haben uns auf eine Strecke von etwa zwei deutschen Meilen von dem Lagerplatze entfernt, und sind nun mitten in der Wildniß — an einem Orte, den vielleicht

Die Pflanzenwelt im brasilianischen Urwalde.

Digitized by Google

noch niemals ein menschlicher Fuß betreten hat. Es ist keine Spur von Regung in dem Thierleben an den sonnigen Rändern des Baches, und die einzigen Töne, die sich hier vernehmen lassen, sind das schrille Zirpen der Cicaden und das Pochen des großen rothköpfigen Spechts an einem hohlen Baume. Die Insektenwelt jedoch scheint jetzt rühriger zu seyn, als am frühen Morgen. Wir können von der Stelle aus, wo wir des Mahles wegen oben am Rande der Böschung gelagert haben, eine Menge großer blauer Schmetterlinge mit 5—6 Zoll klafternden Schwingen (Morpho cisseis) herumflattern sehen, wie sie mit entfalteten Flügeln über sonnige Stellen zwischen den Baumkronen hinziehen; und viele kleinere Arten, einige glühend scharlachroth, andere von reichem Purpur, flattern um uns herum oder setzen sich dicht bei uns auf den Boden. Wenige Schritte von uns ist ein Baumstamm, welcher für diese Geschöpfe besonders anziehend erscheint; ein süßer Saft quillt aus den Ritzen der Rinde, und eine große Menge der verschiedenartigsten und farbenreichsten hübschen Insekten umgibt diese Stellen; alle Schmetterlinge haben ihre Schwingen zusammengelegt und sich möglichst dicht zusammengedrängt, um von diesem Mahl zu genießen. Die eine Art hat an der Unterseite der Schwingen große Flecken gleich den Augen unserer Eulen, andere sind mit Zeichnungen von verschiedenen Farben wie mit bunten Hieroglyphen verziert. Auch viele große Käfer summen hier herum und suchen anscheinend nach einer Stelle, wo sie sich niederlassen und von dem süßen Safte naschen könnten. Wir fangen einige derselben und sehen in ihnen Geschöpfe von der reichsten Zeichnung, metallisch kupferroth mit strahlenförmigen orangegelben Streifen auf ihren Flügeldecken.

Von hier aus kehren wir um, denn Manoel und Lauriano hatten es nicht für rathsam, in größerer Entfernung von ihren Booten Wurzeln zu sammeln. Vor unserm Aufbruch erlegen wir aber noch einen Barrigudo-Affen, den wir von einer verschlungenen Liane herunterschießen, an welcher er hinanklettert, und diesmal haben wir das von dem Waidmann am Amazonas so sehr ersehnte Glück, ein junges Aeffchen auf dem Rücken des von uns erlegten Thieres angeklammert zu finden, nachdem unsere Beute heruntergefallen. Mein verschlossener junger Wilder geräth bei diesem Anblick vor Freuden beinahe außer sich. Die Männer lösen den schreienden jungen Affensäugling zärtlich und sorgsam von seinem Haltpunkt im Pelze seiner Mutter, und hätscheln ihn abwechselnd mit einer Freude, als ob er eines ihrer eigenen Kinder gewesen wäre, denn alle diese halbcivilisirten Leute haben eine große Freude an Lieblings- und Schooßthierchen, und es gelingt ihnen in einem kaum glaublichen Grade, die wilden Thiere ihres Landes zu zähmen. Unser Rückweg ist weit rascher und lärmender als der Ausmarsch am Morgen, und wir erreichen den Lagerplatz noch lange vor Sonnenuntergang.—

Man kann sich nur ganz allmählig mit den schönen und seltenen Formen des Thierlebens vertraut machen, welches diese waldigen Schatten beherbergen, und der beste Weg hiezu besteht darin, daß man täglich allein oder nur mit einem einzigen Begleiter in jene Theile des Waldes dringt, wo am wahrscheinlichsten Thiere zu sehen sind, und daß man immer nur ganz leise und sachte vorwärts geht. Auf diese Weise verbringen wir die folgenden vier Tage, denn mit einem Begleiter wie Sebastian ist an kein Verirren zu denken, — der Bursche ist mit dem Ortssinn eines Hundes ausgestattet. Ein Lieblingsort von mir ist eine trockene Schlucht oder Vertiefung, kaum eine halbe Wegstunde vom Lagerplatz, wo die kolossalen Stämme einer Anzahl Bertholetien (der Bäume welche die Brasilnüsse tragen, Bertholotia excelsa) sich vom Boden aus astlos erheben und eine Reihe von riesigen Aaronswurzeln den Lauf eines Wässerchens bezeichnen, das nun in Folge der lange anhaltenden Trockenheit ganz versiegt ist. Wenn wir in den schwülen Mittagsstunden hier sitzen, beobachten wir unselbhar immer mehrere jener gespensterhaften kleinen Bewohner der schattigsten Waldpartieen, nämlich der Kolibri-ähnlichen Phaetorninen, die in ihrer Lebensweise ganz verschieden sind von jenen geflügelten Juwelen, den echten Kolibris, welche an offenen sonnigen Stellen um blühende Bäume herumschwärmen. Die Phaetorninen sind von schlichter olivgrüner und bräunlicher Färbung und haben keilförmige lange Schwänze mit weißen Spitzen. Sie besuchen keine Blumen, sondern suchen ihr Futter, kleine Insekten, unter dem Laub des Unterholzes huschen mit schwirrendem Fluge und Pfeilgeschwindigkeit von einem Busch zum andern und fliegen mit großer Behendigkeit über und unter den Blättern hin. Sie sind an Größe sehr verschieden, denn wir

Thierleben im brasilianischen Urwald.

Digitized by Google

finden hier eine Art, nicht größer als eine Hummel zuweilen auf einem Grashalme sich schaukelnd, und eine andere Art beinahe von der Größe einer Schwalbe fliegt kühn auf uns zu und wiegt sich eine Weile wenige Zolle vor unserm Gesicht in der Luft. Die Nester dieser schattenliebenden Kolibris sind an die Spitzen der ungetheilten Wedel von zwerghaften Palmbäumen angebaut Bei sorgfältigem Nachsuchen finden wir immer leicht einige derselben an solchen Bäumen und überraschen oft die kleine Mutter mit ihren winzigen funkelnden Aeuglein auf ihren Eiern sitzend.

Eines Tags schlendern wir an jener Oertlichkeit langsam herum und suchen Insekten, da haben wir das unerwartete Glück, zwei der seltensten und seltsamsten charakteristischen Formen der größeren Thiere des tropischen Amerika zu begegnen. Das eine ist das Faulthier, das andere der Ameisenbär (der Tamandua Bandeira, der Ameisenfresser mit dem Fahnenschweif, wie ihn die europäischen Kolonisten nennen). Vom Faulthiere sehen wir nicht viel; Sebastians scharfes Auge entdeckt dasselbe wie es an dem Aste einer Cecropia oder eines Armleuchter-Baumes hängt, einer Art mit großen handförmigen Blättern welche die Lieblingsäsung des Faulthieres sind. Die Farbe der Rinde und der Unterseite der Blätter an diesem Baume sind ganz übereinstimmend mit derjenigen des zottigen Fells dieses Thieres, und diese Gleichheit der Farbe ist für jenes ein treffliches Schutzmittel gegen die scharfen forschenden Augen seines Todfeindes des Adlers. Während wir es noch betrachten, beginnt das Geschöpf sich zu regen: es klammert sich mit den Klauen seiner Hinterfüße an den Zweig an, regt dann seinen Körper und schwankt hin und her bis es einen sichern Fußhalt für den nächsten Schritt gefunden hat; ist dieß geschehen, so zieht es seinen Körper nach und wiederholt denselben Prozeß. Sebastian den ich die ganze Zeit her zurückhalten mußte damit er dem Thiere nicht nachkletere und es lebendig herunterhole, beginnt nun hinaufzusteigen, allein sobald er den Stamm in's Schwanken bringt, beschleunigt das Faulthier seine Schritte und ist bald in der dichten Krone eines benachbarten Baumes uns aus dem Gesichte verloren.

Der Ameisenbär.

Der Ameisenbär führte sich auf eine ganz andere Weise bei uns ein. Wir lagen am Boden ausgestreckt und belustigten uns an den anmuthigen Sprüngen der grau und schwarzen Eichhörnchen in den Bäumen über uns, als wir in geringer Entfernung von uns im Unterholz ein leichtes Rauschen und Rascheln vernahmen. Mit dem unwillkürlichen Ausruf: „endlich ein Jaguar!“ sprangen wir auf und griffen zum Gewehr. Allein es war ein Irrthum: anstatt des Leopard-ähnlichen Jaguars brachen ein Paar schwarzer Thiere aus dem Dickicht und jagten mit einander rauschend und wettlaufend im Kreise um uns herum. Sie sprengen an uns vorüber, ohne sich an unsre Anwesenheit zu kehren, allein während einer Pause von wenigen Augenblicken, welche dadurch erfolgt, daß eines der Thiere auf seinen Rücken niedergeworfen wird, unterscheiden wir deutlich die lange schmale Schnauze und den breiten grauen Streifen in der Flanke, welche den Ameisenbären auszeichnen. Die beiden bärenartigen Gestalten jagen einander dann wieder in derselben Weise über Hals und Kopf um den Platz herum, wo wir stehen, und versetzen uns in Ueberraschung durch die merkwürdige Behendigkeit ihrer Bewegungen, namentlich in Anbetracht daß das Thier genöthigt ist, wegen der langen starken gekrümmten Klauen, womit seine Füße bewaffnet und die zum Scharren und Graben ganz trefflich geeignet sind, mit der Seite der Füße aufzutreten. Der Ameisenbär, den wir in den Häusern der Eingeborenen häufig halb gezähmt und als halbes Hausthier antreffen, ist hier anscheinend ein äußerst verdrossenes und nutzloses Thier, im Walde aber offenbar kein Faullenzer. Seine Lebensweise und Nahrung und seine Art der Aesung sind zu bekannt, als daß wir darüber etwas zu sagen brauchten. Er verzehrt große Mengen der Termiten oder weißen Ameisen, deren zerreibliche Erdhaufen oder Nester überall im Walde in Menge vorkommen; der Ameisenbär gräbt und scharrt sie mit seinen Klauen auseinander, und leckt mit seiner wurmartigen biegsamen Zunge die Mengen der fetten saftigen Insekten aus ihren Kammern und Galerieen heraus.

Am letzten Tage unsers Aufenthalts machen wir noch einen beschwerlichen Ausflug mit den beiden Unternehmern und fünf Indianern nach dem niedrigen Waldstrich, welcher am jenseitigen Ufer des See's den Boden bedeckt. Das Ergebniß unserer Jagd in jenen wirren Dickichten ist ein sehr kleines, denn es besteht nur aus einem Paar Curassos (bei den Indianern Mutums; Hauben-Hokko, Crax alector der Naturforscher,) großen Truthahn-ähnlichen Vögeln von reichem pechschwarzem Gefieder, mit hellrothen Schnäbeln und hübschen Federschöpfen auf dem Kopf. Ihre Lebensweise gleicht einigermaßen derjenigen unsers Auerhahns, denn sie horsten gewöhnlich in den Kronen hoher Bäume, wo die Männchen mit ihrem zahlreichen Volk von Hennen zwischen dem Laub verborgen sich herumtreiben und ihre Gegenwart nur durch das gelegentliche Anstoßen eines lang gedehnten pfeifenden Tones, etwa wie eines Seufzers, kund geben. Fünf deutlich von einander verschiedene Arten dieses prachtvollen Vogels bewohnen die Wälder am Amazonas, wo ihnen die Eingebornen emsig nachstellen, sowohl um sie als Wildpret zu erlegen, als auch um sie lebendig zu fangen und als Schooßthiere aufzuziehen. Wir haben gerade einen Strich offeneren und höher gelegenen Landes erreicht, als unserm mühsamen Marsche plötzlich durch einen unerwarteten Witterungswechsel ein Ende gemacht wird. Die Anzeichen der Wetterveränderung beginnen um Mittag; um diese Zeit wird die Hitze, welche an den vorhergegangenen Tagen durch einen angenehmen Wind gemildert wurde, ungewöhnlich drückend und nicht das leiseste Lüftchen regt sich in den Baumwipfeln. Eine unwiderstehliche Schlafsucht, Müdigkeit und Drang nach Ruhe bemächtigt sich unser aller; selbst den Indianern rinnt der Schweiß an den Gesichtern und am Rücken herab, und uns kleben die Kleider an der Haut. Nach eingenommener Mahlzeit erscheint keiner mehr zu einer weitern An-

Digitized by Google

strengung geneigt, als der unermüdliche Manoel, welcher darauf besteht, auch das neue Terrain, welches vor uns liegt, etwas nach Sassaparilla abzusuchen, und daher mit zwei von den Männern aufbricht, während wir Anderen einstweilen auf einem umgestürzten Baumstamm ausruhen. Nach Verfluß von einer Stunde bemerken wir, daß die Luft um uns her sich verdunkelt; die Schwüle wird unerträglich, die kleineren Vögel beginnen in aufgeregter Weise unter zu flattern, und uns selber beschleicht ein unbehagliches Gefühl wie die Ahnung irgend eines uns drohenden Ungemachs. Wenige Minuten später bemerken wir durch die Lücken der Baumkronen, wie über unsern Häuptern eine furchtbare Schicht schwarzer Wolken den ganzen Himmel überzieht, die Sonne rasch verfinstert und einen leichten feuchten Wind aus der Richtung her, von wannen die Wolken aufziehen, mitbringt. Lauriano springt schrocken auf und ruft: „Ein Sturm bricht los!“ Er schreit nun aus Leibeskräften nach Manoel und den drei Männern, allein als er das Rufen wiederholen will, wird seine Stimme übertönt von den heulenden Stößen eines Orkans, der mit betäubendem Gebrüll herankommt, durch die Baumwipfel hindraust und sie schwanken macht und die dünneren Stämme wie Gerten biegt. Ein ganzer Schauer von abgerissenen Zweigen und schweren Massen von Lustpflanzen, die von ihren Haftstellen droben losgerissen worden sind, fällt um uns her und treibt uns nach dem Obdach eines großen Baumes. Der ganze Himmel ist plötzlich schwarz geworden, und in dem düstern Zwielicht, dem sausenden unwiderstehlichen Wind, der die Zweige und Blätter alle nach Einer Seite hinbiegt und einen ganzen Strom von Trümmern vor sich hertreibt, haben wir den Eindruck, als segte ein grauer Sturzbach durch die ganze Wildniß hin.

Ein greller Blitz, ein furchtbarer Schlag und weithin grollender Donner hinterher, und dann stürzt der Regen wie eine wahre Sündfluth vom Himmel und vermehrt noch den Aufruhr in der Natur. Das Auffallen der schweren Tropfen auf dem dichten Laubdach rauscht wie die Brandung der Wogen an der Meeresküste, und nachdem der Donner einmal losgebrochen, fährt er ununterbrochen in dröhnenden Schlägen fort. Der Baum bietet uns nun keinen Schutz mehr und wir werden bis auf die Haut durchweicht. Eine halbe Stunde vergeht, ehe Manoel wieder zu uns stößt mit den Männern, welche von einem durch den Sturm entwurzelten gewaltigen Baum um's Haar erschlagen worden wären. Nachdem die Wuth des Windes sich etwas gelegt hat, brechen wir auf, um nach dem Kahn zurückzugehen. Der Regen fällt noch in Strömen, allein dieß entmuthigt uns nicht, sondern hat, wie es in diesem heißen Klima stets der Fall ist, eher eine erheiternde Wirkung und wir sind sehr aufgelegt, über unser Ungemach selber zu spotten, wie wir so im Regen dahinschlendern; selbst die sonst so schweigsamen Indianer sind nun ganz gesprächig und gesellig geworden. Wir finden ohne Mühe den Rückweg, müssen aber durch Lachen und Tümpel waten, welche nun alle Vertiefungen ausfüllen, und laufen dabei große Gefahr, auf giftige Schlangen zu treten, welche manchmal an überschwemmten Stellen des Waldes liegen. Zum Glück kommen wir jedoch ungefährdet davon und erreichen mit triefenden Kleidern und einem wahren Heißhunger in gehöriger Zeit den Lagerplatz.

Die letzte Nacht, welche wir darauf im Walde verbringen, ist ganz vorzüglich geeignet zum Zweck der Beobachtung der Erscheinungen des Thierlebens. Der schwere Regen nach so lange anhaltender Trockenheit hat allen lebenden Geschöpfen einen neuen Sporn der Lebens- und Thatkraft gegeben. Sogar schon noch vor dem Eintritt der Dämmerung geben sich Spuren von ungewöhnlicher Thätigkeit kund. Die niedrigeren Bäume dicht bei unserem Lagerplatze wimmeln von großen Banden eines hübschen Affschens mit fleischfarbenem Gesicht und schwarzem Maul, dem Eichhornäffchen (Callithrix sciureus), welche an das Ufer des See's heruntergekommen sind um auf Insekten zu jagen, da diese, wie ihr Instinkt sie belehrt, nach dem Regen offener zum Vorschein kommen. Diese Affchen klettern lustig von Ast zu Ast, und schütteln die schweren Regentropfen von den Zweigen in's Wasser herab. In kurzer Entfernung vom Lager hat ein kleiner Trupp Brüllaffen seinen Standort im Gipfel eines hohen Baumes genommen und stimmt nun ihr unirdisches tiefes hohles Brüllen an, welches in dem abendlichen Chor der Thierstimmen in diesen Einöden eine solch vorwiegende Rolle spielt. Die Wasservögel am Ende des Teichs sind ungewöhnlich munter und rührig. Zerstreute Schwärme der Piesóra, einer Art Wasserhuhns mit außerordentlich langen Beinen und Zehen, so daß es darauf wie auf Stelzen von einer Seerose zur andern einherschreitet, laufen mit unangenehmem gackelndem und schnatterndem Geschrei hin und her und stören ganze Züge von Krickentchen auf, zierlichen Vögeln mit einem Gefieder von Chokoladebraun und schutzigem Grau, welche unter einem angenehmen wohltönenden Ruf von einer Stelle zur andern fliegen und sich immer bald wieder auf das Wasser niederthun. Ein mächtiger gefleckter grauer Eisvogel von der Größe einer Krähe, welcher im niedrigen Gebüsch am Rande des Wassers in Menge vorkommt, erhebt ein lautes Geschrei; einige Dutzende von ihnen fallen dann ein und lassen ihren Ruf einer nach dem andern oder im Chorus ertönen. Eine Unzahl großer grauer Störche und verschiedener Reiherarten schlagen laut mit den Schwingen und verfolgen einander. Auf den höheren Bäumen hört man das mißtönige Krächzen der Papageien, und tiefer unten das unmelodische Zwitschern von Flügen gelber Finken und Fliegenfänger. Aus den Tiefen des Waldes erschallen laute durchdringende Töne, unter denen man das tremulirende prahlerische Hohnlachen des Lachdlers (Herpethotheres cachinnans) und das schrille Eselsgeschrei des Hornvogels (Palameda cornuta) unterscheiden kann, — lauter Töne, welche fern in der Wildniß dumpfe Echos wachrufen.

Wenn die nächtige Dunkelheit sich um uns her niedersenkt, werden die Vogelstimmen allmählig weniger zahlreich, allein an ihre Stelle tritt nun das länger andauernde Geklingel der Amphibien und Insekten. Sumpf-, Baum- und Landfrösche und Kröten — lauter Thiere, welche während des trockenen Wetters kaum ihre Auwohnehöhle hier herum zu erkennen gegeben haben, — scheinen nun zu neuem Leben erweckt. Es scheint hievon eine fast endlose Mannigfaltigkeit der Arten hier vorzukommen, von denen man viele an der Verschiedenheit ihrer Töne erkennen kann. Einige von ihnen geben weittönende Trommellaute von sich, andere quacken wie Enten, wieder andere haben einen kläglichen schreienden Ruf. In diese Laute mengen sich das mißtönige Zirpen und Schwirren der Cicaden in den Bäumen und das schrille Zirpen und Wetzen zahlloser im Grase verborgener Heuschrecken. Wenn das Thierconcert, welches gleichsam durch vorbereitendes Stimmen eingeleitet worden ist, seine höchste Höhe erreicht, so ist das mißtönige Geklingel und Geschwirre wahrhaft betäubend, und wenn wir uns gegenseitig verständlich machen wollen, müssen wir aus vollem Halse schreien. Ganze Wolken geflügelter Insekten, meist schwärmender Ameisen, erheben sich in die Luft und werden von kreisenden Schwärmen von Nachtschwalben und großen Fledermäusen verfolgt; während andere Schwärme von Insekten von den Feuern des Lagerplatzes angezogen sich auf unsere Kleider niederlassen oder in den heißen Kaffee fallen, den man uns herumreicht. Auf unseren Matten sitzend, folgen wir mit den Blicken der wechselvollen Scene; draußen auf dem See tanzen und schweben die Feuerfliegen und Leuchtkäfer oder sitzen zwischen dem Laub, wo ihr blasses phosphoreszirendes Licht geister-

Digitized by Google

Ein Abenteuer mit Wölfen. (Text heizu auf S. 70.)

Digitized by Google

haft aus den Blättern schimmert, oder sie schweben in Pendel-Bewegungen über den Baumwipfeln!

Es ist ein großer Kontrast gegen die verhältnißmäßige Unthätigkeit und Stille der vorhergehenden Nächte; unseren Begleitern gefällt diese Rührigkeit in dem nächtigen Naturleben nicht, allein für uns liegt ein unbeschreiblicher Reiz und eine verborgene Bedeutung in diesem großen Chore des Lebens Wir haben ja selbst die erquickende und auffeiternde Einwirkung des kühlenden Regens auf unsre Stimmung nach der drückenden Hitze der vorigen Tage verspürt, warum sollten wir den übrigen Geschöpfen nicht ein Gleiches gönnen? In manchen Gegenden des Landes ist diese gellende Nachtmusik etwas ganz Gewöhnliches und Alltägliches; aber nach erfrischenden Nachmittags-Regen immer lebhafter als sonst. Unserm Geist und Gemüth erscheint sie wie der Abendhymnus der Thierwelt, zeugt von dem Frohmuth des Herzens inmitten dieser wilden Natur und macht den Eindruck allgemeiner Zufriedenheit, Daseynsfreude, wuchernden Lebens und leichten Unterhalts! Jedenfalls aber ist es keine der uninteressantesten Partihieen des so unendlich vielseitigen Naturlebens in diesen tropischen Urwäldern am obern Amazonas.

Ein Abenteuer mit Wölfen.

Von O. Wägner.

Wer zu jener Zeit im Osten und Südosten Europa's gelebt hat, der erinnert sich gewiß noch der furchtbaren Strenge des Winters von 1855–56. Ich practicirte damals als Arzt in dem kleinen Städtchen Lubny in der Ukraine, fand mein leidliches Auskommen, und sah mich noch durch ein anderes Motiv an jene Gegend gefesselt: ich hatte nämlich dort meine jetzige Frau kennen gelernt, welche damals auf dem Edelhofe G., nahe bei Orschiza, als Erzieherin verweilte, und deren schöne braune Augen es mir angethan hatten. Als Hausarzt bei Herrn von M., in dessen Familie Helene weilte, hatte mir die offenherzige Gastlichkeit und Geselligkeit des ukrainischen Landadels die Bewerbung um das treffliche Mädchen wesentlich erleichtert, da dort, namentlich im Winter, jeder gebildete Mann ein gerne gesehener Gast ist. Helene war dem Rheine gebürtig, eine Waise und arm; sie stand allein in der Welt und hatte dem schwierigen Beruf einer Erzieherin sich in der Herrnhuter Kolonie Fr. gewidmet, um künftighin unabhängig dazustehen und sich selbst durchzuschlagen. Mein Schicksal war ein ähnliches, ich hatte zehn Jahre früher den General Grafen A. als Reisearzt nach Italien begleitet und seinen Bitten nachgegeben, ihm auch auf seine Güter im südlichen Rußland zu folgen und als Leibarzt in seiner Nähe zu bleiben, wobei ich den Nüchalts-Gedanken hegte, mir als Arzt in Rußland so viel zu erwerben, daß ich desto leichter mich später in meiner Vaterstadt als Arzt niederlassen konnte. Hätte ich Helenen nicht kennen gelernt, so wäre ich schon im Herbste 1855 nach Deutschland zurückgekehrt; allein Helenens Engagement währte noch weitere drei Jahre, Herr v. M. und seine Frau wollten sie nicht eher loslassen, da sie mit Recht befürchten mußten, keinen gleichwerthen Ersatz für das traute Wesen zu finden. So war uns nichts Andres übrig geblieben, als uns einstweilen zu verloben, und ich hatte mich entschlossen, noch so lange dort zu praktiziren, bis Helenens Engagement abgelaufen seyn und sie die bedungene Summe ihres Honorars erhalten würde, welche am Schlusse ihrer Wirksamkeit erst ihr ausgehändigt werden sollte.

Die Familie v. M. hatte sich's nicht nehmen lassen, unsere Verlobung am 6. Januar (alten Styls) 1856 mit einem Familienfeste zu feiern, zu welchem eine Anzahl Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft eingeladen waren, die ich beinahe sämmtlich zu meinen Klienten zählte. Wir waren sehr vergnügt gewesen, hatten getafelt, musicirt und getanzt, und waren nach Mitternacht zu Bett gegangen, denn nach der dortigen Sitte fiel es niemanden ein, noch in der Nacht nach Hause zu fahren, und die weiten Räumlichkeiten des Edelhofs vermochten eine große Menge Gäste zu beherbergen; auch sagt dort niemand nach Betten, denn einen Theil derselben bringt man gewöhnlich im Schlitten schon mit, und die warmen Pelze, mit denen jedermann versehen ist, liefern ein mehr als genügendes Surrogat für Federbetten.

Ich hatte mich so froh und glücklich, als nur ein glücklich Verlobter am Abend seiner Verlobung seyn kann, in das Zimmer zurückgezogen, welches ich bei meinen Besuchen auf dem Edelhofe G. gewöhnlich bewohnte, und war kaum eingeschlafen, als mich ein lautes Pochen an der Thüre weckte, und ich meinen Namen rufen hörte. Es war der Hausthofmeister des Herrn v. M., welcher mich um Einlaß bat, und der nun in Begleitung des alten Kutschers des Kollegienrathe P., eines meiner ältesten Gönner im Gouvernement, erschien. „Wie kommst Du hieher, Wanka Semenowitsch?“ fragte ich den alten Mann, und erfuhr nun, daß mein alter Freund P., der beiläufig gesagt, zwar ein herzensguter freundlicher Greis, aber dem Ungarwein und allen anderen Spiritusen leidenschaftlich ergeben war, vor etwa fünf Stunden schwer und unter Umständen erkrankt sey, welche auf einen Schlaganfall deuteten; daß seine Wirthschafterin Annenka daher sogleich einen Schlitten nach mir und nach dem Neffen des alten Herrn abgeschickt habe, welcher auf einem Edelhofe bei Gorozjin wohnte, denn die dicke Annenka glaubte nicht anders, als daß der gnädige Herr Alexander Pawlowitsch den Morgen nicht erleben werde, und ließ insbesondre mich dringend bitten, ohne Verzug heimzureiten und dem gnädigen Herrn die nöthige Pflege angedeihen zu lassen. Diese Bitte unterstützte denn auch der alte Leibeigene mit Thränen in den Augen auf das angelegentlichste und bat mich bereit zu seyn, bis er von dem Gute bei Gorozjin mit dem Schlitten zurück seyn würde. Dieß dauerte mir jedoch zu lange, denn bei der plethorischen Beschaffenheit meines alten Gönners fand unverkennbar Gefahr auf dem Verzug. Ich konnte, wenn ich ein tüchtiges Pferd ritt, in Zeit von 3 bis 4 Stunden an Ort und Stelle seyn, war mit dem Wege ziemlich vertraut, und durfte meine Pflicht nicht versäumen, wenn ich mich nicht um den besten Theil meines sauer erworbenen Renommee bringen wollte, denn der alte Kollegienrath war eine allgemein bekannte und beliebte Persönlichkeit, und wenn er ohne ärztliche Hülfe starb, riskirte ich einen allgemeinen Vorwurf. Ich hieß also den alten Kutscher nur schnellstens nach Gorozjin weiter fahren, und den Hausthofmeister mit eines der flüchtigsten und ausdauernsten Pferde des Hofes satteln, weil ich ohne Verzug nach Lubny zurückreiten wollte.

„Heilige Mutter von Kasan, Pan Doktor, Du wirst doch nicht reiten wollen?“ rief der alte Hausthofmeister erschrocken; „warte doch, bis ich Deinen Diener geweckt habe und der Schlitten bespannt ist! Bedenke die Kälte, die Winternacht und die Wölfe.“ — „Bah, die Wölfe, was kümmern sie mich!“ rief ich, denn man unterschätzt dort so leicht diese Thiere, die nur während der Paarungszeit Ende Februars bis Mitte des März für gefährlich gelten.

Digitized by Google

„Bei dem leichten frischen Schnee wird mich das Reiten rascher vom Platze bringen, wenigstens bis Lukomie, von wo ich wieder ein frisches Pferd bekommen kann.“ — Der Haushofmeister stellte mir vergebens vor, daß die Wölfe seit dem Kriege furchtbar überhand genommen hätten und die kleinen Buschwaldungen und Brüche von ihnen wimmelten. Die Versicherung von Iwan Semenowitsch, daß er auf dem Herwege keinen einzigen bemerkt habe, bestärkte mich in meinem Entschlusse, und mein bestimmter Befehl an den Alten brang durch. Eine Viertelstunde später schwang ich mich, durch Pelzrock, Pelzstiefeln, Mütze und Handschuhe von Pelz wohlverwahrt, auf einen tüchtigen Renner, befahl dem Manne noch Grüße und Entschuldigungen für Herrn und Frau von M. und für Helenen an und trabte frisch in die Nacht hinaus.

Ein Viertel über ein Uhr ritt ich durch das Thor in der 12 bis 14 Fuß hohen Wallmauer von Lehm, welche den Edelhof umgab; es war bitter kalt, und über der weiten wellenförmigen Landschaft lag eine schwache Schneehelle, die mich meinen Weg ganz deutlich erkennen ließ. Ich hatte zwei Doppelpistolen, die mich gewöhnlich auf meinen Ausflügen in der ärztlichen Praxis begleiteten, und ein kleines Täschchen, welches Pulverhorn und Kugelbeutel, Ladehammer, Pflaster und Zündhütchen enthielt, zu mir gesteckt; damit glaubte ich mich genügend bewehrt, denn die Paarungszeit der Wölfe war ja noch nicht da, und ich fürchtete einzelne dieser Thiere nicht, da ich ihnen schon häufig begegnet war und sie immer durch einen Anruf oder Peitschenknall verscheucht hatte.

Anfangs ging alles gut. Mein Pferd war ein Thier von Race, und der train de chasse oder Jagdpaß, den ich es gehen ließ, sehr ausgiebig. Ich hatte die weite Steppe vor mir, die mit den einzelnen niedrigen Buschwäldchen und Dickungen im trüben Zwielicht einen traurig-unheimlichen Eindruck machte. Der Himmel über mir war wieder hell und klar und die Sterne funkelten wunderschön mit jenem eigenthümlichen Glitzern, als bräche ihr Strahl sich in Millionen feiner Eisnadeln in der Luft. Ein frischer handtiefer Schnee deckte den gefrorenen Boden, aber es hatte zu schneien aufgehört und hie und da erhob sich der Ostwind in einzelnen Stößen und trieb den Schnee zu Wehen und Dämmen zusammen, die ich sorgsam umgehen mußte, um mein Pferd nicht zu ermüden. Trotz der Eile des Ritts machte ich mir jedoch allerlei Gedanken, und eine Art banger Ahnung lagerte sich unwiderstehlich über mein Gemüth, denn solch eine Reise in düsterer Winternacht auf grenzenloser eisiger Ebene wirkt deprimirend auf den Geist. Der Gedanke, den alten Kollegienrath nicht mehr am Leben zu finden, verursachte mir ein Unbehagen, dessen ich mich ebenso wenig entschlagen konnte wie des Gedankens, daß vielleicht meine rasche Hülfe durch einen Aberlaß dem gutmüthigen lustigen Greise das Leben hätte erhalten können. Dann dachte ich an Helene, an die feine deutsche Heimath, an künftige Freuden u. dergl. und versank unvermerkt in ein melancholisches Träumen, dem diese öde kalte Umgebung, dieses einlönige Grau, der dumpfe Hufschlag meines Thieres und die Grabesstille der Steppe Nahrung gab.

Ohne es zu bemerken war ich eingenickt; die Wirkung der Kälte, der Müdigkeit und vielleicht auch der reichlich genossenen starken Weine mochte mich schläfrig gemacht haben. Ich fuhr bei einer ungestümen Bewegung meines Pferdes auf, welches in eine Schneewehe gerathen war und beinahe bis um den Bauch im losen Schnee stand, aus welchem es sich mit großer Schwierigkeit herausarbeitete. Ich erschrak unsäglich, als ich einsah, daß ich geschlafen hatte, ermunterte mich rasch, und versuchte mich mit Aufgebot aller Willenskraft wach zu erhalten; aber es war eine furchtbare Aufgabe. Der Himmel war trüber geworden und mit Schneegewölke überlaufen, die Schneehelle war einer grauen fahlen Dämmerung gewichen, welche kaum auf zehn Schritte zu sehen erlaubte. Ich mochte ungefähr eine Viertelstunde weit über jene Schneewehe hinausgeritten seyn, als mich die Schlafsucht von Neuem übermannte, und eine Art dumpfer Betäubung mich überkam, gegen welche ich mit aller Energie des Willens ankämpfte. Ich biß mir die Lippen blutig, um mich durch physischen Schmerz wach zu halten, ich schlug mir selbst mit der Peitsche in's Gesicht, ich betete sogar, aber umsonst! diese dumpfe Betäubung wollte nicht weichen, und ehe ich mich dessen versah, war ich wieder eingenickt.

Abermals weckte mich ein Scheuen und Pusten meines Pferdes; ich fuhr zusammen, ermunterte mich und gewahrte vor mir eine Art tiefen Grabens, vor welchem das Pferd zurückprallte. Es war eines der kleineren flüßchen jener Ebenen, die sich im Laufe der Jahre ein tiefes Bett mit hohen steilen Böschungen eingerissen haben. Diese Böschungen waren nun mit einer überfrorenen Schneedecke überkleidet, vor welcher das Pferd zurückscheute. Allum streckte sich in unabsehbarer Weite das eintönig wellige Flachland hin, hie und da mit einem Anflug von Wald und Gebüsch bedeckt, nirgends eine Spur von menschlichen Wohnungen. Ich warf das Pferd herum und ritt einige hundert Schritte am Rande dieses schluchtähnlichen Flußbettes hin in der Hoffnung, niedrigere und minder steile Böschungen zu finden, aber vergebens! das Bett ward eher tiefer, die Böschungen höher und steiler — ich konnte nicht mehr im Zweifel seyn, daß ich mich verirrt habe, daß das Pferd während meines Schlummers vom rechten Wege abgekommen sey, denn diese Gegend war mir unbekannt. Der Schreck über diese Wahrnehmung, welche sich mir mit Gedankenschnelle zur überzeugendsten Gewißheit gestaltete, war unsäglich, denn nur derjenige, welcher jene unbesiedelten wilden Ebenen Südrußlands kennt, weiß was es zu bedeuten hat, wenn man sich auf denselben verirrt. Dazu kein Stern am Himmel, kein Lüftchen in der Atmosphäre, die mir irgend einen Anhaltspunkt zur Orientirung gegeben hätten, — nur diese eisige Todesstarre, diese schaurige Grabesstille in der Natur! Ich zog meine Taschenuhr hervor und ließ sie repetiren: es war ein Viertel über drei Uhr. Ich hätte also längst Lukomié passirt haben sollen, und mußte länger geschlafen haben, als ich wähnte. Anfangs ritt ich nach rechts in der Hoffnung, auf diese Art Lukomié oder eines der Gehöfte in seiner Nähe zu erreichen, welche sich durch die hohen Dammwälle mit den Dornzäunen darauf ganz deutlich vom Boden abheben und auf ziemliche Entfernungen zu erkennen sind. Aber der Ritt brachte mich um kein Haar einer bekannten Gegend näher, und in dem schummrigen Düster der Nacht um mich her war es unmöglich, selbst ein Gehöfte auf mehr als hundert Schritte zu entdecken.

Verirrt! weglos! das war der einzige qualvolle Gedanke, der jetzt vor meiner Seele stand und mir wirksamer als Willenskraft und physischer Schmerz die Schläfrigkeit vertrieb. Nachdem ich eine halbe Stunde vergebens im Zickzack geritten war, gelangte ich auf eine leichte Hügelwelle, welche mit Gestrüpp und Buschwerk bewachsen war. Allein nur allzubald war ich jenseit derselben, ohne irgend etwas gesehen zu haben, das mich in den Stand gesetzt hätte, meinen Weg wieder zu finden. Dieß ist ohne die Pfähle, welche die Straßenrichtungen bezeichnen, schon bei Tage schwierig zumal im Winter, wo der Boden in eintöniges Schneegewand gehüllt und die Luft voll grauer Dünste ist; daher mußte meine Bemühung jetzt um so vergeblicher seyn. Mein Witz war zu Ende, und ich wußte mir keinen andern Rath mehr, als meinem Pferde die Zügel auf den Hals zu legen und mich seinem Instinkte anzuvertrauen. Dieß that ich denn auch, und das Pferd, ein echtes Steppenroß, fühlte kaum seine Freiheit, so warf es sich auf der Hinterhand herum und bog linke ab. So ging es vielleicht ein Viertelstündchen lang in frischem Paß in's Ungewisse hinein, über die buschige Fläche hin,

Digitized by Google

als mit Einem Male ein Schrei in einiger Entfernung hinter uns durch die stille Nacht brach, der mich mit einem eisigen Schreck durchbebte. Es war ein gellender Laut, ein Mittelding zwischen dem kurzen Bellen eines Stöberhundes, wenn er die frische Fährte eines Wildes ausnimmt, und einem gedehnten heisern Hundegeheul, dessen letzte Kadenzen schrill und wie jubelnd klangen und durchthar weit hintönten. Mir schwante im Nu, es sey der Standlaut eines revierenden hungrigen Wolfes, der auf die Fährte meines Pferdes gekommen sey. Auch das Pferd war unverkennbar sich der Gefahr bewußt, die dieser unvergeßliche Ton verkündete. Es schnaubte und wieherte ängstlich, fast klaglich, und seine Haut schauerte, und gleichzeitig ging es mit einigen verzweifelten Sprüngen, welche mich beinahe aus dem Sattel geworfen hätten, in das tollste Rennen über, und bog von der seitherigen Richtung ab. Sobald ich mich einigermaßen gefaßt hatte, blickte ich mich um und wähnte in einiger Entfernung einen dunklen Gegenstand hinter mir her sprengen zu sehen. Aber es mochte Täuschung der Phantasie gewesen seyn, denn das Wolfsgeheul, das nun an mein Ohr schlug, klang noch ferne. Mein Pferd rannte wie auf den Fittichen des Windes dahin, und trotz dem verzweifelten Ernst meiner Lage zogen mir in diesem Augenblicke die Verse aus Lord Byron's „Mazeppa“ durch den Sinn, wo dieser, auf den Rücken eines wilden Pferdes gebunden, in diesen selben Steppen von hungrigen Wölfen verfolgt wird. Aber das brave Roß mochte noch so sehr alle seine Kräfte aufbieten, — das kurze heisere Bellen und Geheul, womit die wilden Bestien sich gegenseitig anzufpornen schienen, kam immer näher und steigerte sichtlich die Angst des Pferdes und die meinige. Ich wußte nämlich, daß diese Pferde der Ukraine sonst ungemein tapfer sind und daß mehrere zusammen selbst ein Rudel Wölfe nicht fürchten, sondern sich desselben mit ihren Hufen mannlich erwehren. Wenn also das Roß, dessen Sinne unbedingt schärfer waren als die meinigen, sichtliches Bangen verrieth, so war die Gefahr dringender als ich sie mir selbst gedacht hatte.

Diese tolle Hetze mochte etwa eine halbe Stunde gedauert haben, und die Kräfte meines Pferdes ließen fühlbar nach, das heisere Geheul kam näher. Wir befanden uns auf einer ziemlich ebenen Fläche, wo die Schneewehen häufiger waren und mein Thier oft aufbielten. Ein frischer scharfer Wind blies über die Ebene her und trieb die dunstigen Wolken am Firmament dahin; die Büsche und der Anflug von Unterholz wurden seltener, und die ununterbrochene Schneefläche ließ die Gegenstände deutlicher unterscheiden — ich konnte ein Rudel dunkler Thiere erkennen, welche in einiger Entfernung meinem Pferde auf den Fersen folgten, ganz lautlos und ohne Geheul. Im nächsten Augenblick fühlte ich einen schmerzhaften heftigen Stoß an der Stirn; ich war an einen niedrigen Baumast gerannt, welcher mir die Mütze abriß und mich an der Stirne verletzt hatte. Einige Sekunden später stürzten die Wölfe mit Geheul über diese Pelzmütze her und zerrissen dieselbe; setzten aber dann die Verfolgung um so begieriger fort, da sie in ihren Erwartungen getäuscht waren.

Je näher sie kamen, desto sichtlicher ward die Angst meines Thieres; hatte es zuvor über die meisten Schneewehen mit einem ausgiebigen Sprunge hinweggesetzt, so brach es jetzt mitten hinein, und ehe ich noch den Zügel wieder ergriffen hatte, um es wo möglich von der nächsten Schneewehe abzulenken, stack es schon mit den Vorderläufen in derselben und der vorderste der Wölfe, den ich gar nicht so nahe gewähnt und dessen Schritt auf dem weichen Schnee ich gar nicht bemerkt hatte, fiel von vorne mein armes Thier an. Ich schoß ihn zwar à bout portant zusammen, aber der klägliche Schrei des Pferdes, das plötzliche Erheben und Scheuen zeigte mir, daß die furchtbaren Zähne des Wolfs schon ihr gefährliches Werk gethan hatten — nur noch 10—12 Pferdelängen, so waren die anderen Wölfe dicht um das Thier herum und zwei der stärksten sprangen wieder nach seiner Brust und Hals. Ich schoß auf den einen, aber der andere biß sich in den Nacken des Thieres ein, es bäumte sich, und um nicht durch seinen Sturz erdrückt zu werden, blieb mir nichts übrig als herunter zu springen und mich meiner Haut zu erwehren. Die Füße aus den Bügeln ziehend, erfaßte ich den Sattelknopf und schwang mich mit einem verzweifelten Sprung in die Schneewehe hinein. Im nächsten Augenblick überschlug sich das arme Thier auf der Hinterhand, und die Wölfe fielen darüber her und rissen es zu Boden. Ich feuerte die beiden Läufe der anderen Pistole auf die beiden stärksten der Bestien ab, und stob dann, denn das Klagen des Pferdes, dieser jammervollste aller Laute der Agonie, schnitt mir durch Mark und Bein.

Wie weit ich gelaufen, vermöchte ich nicht zu sagen, denn in solchen Augenblicken von Gefahr und Seelenangst trübt die Aufregung jedes vernünftige Maß der Schätzung. Ich hörte nur von ferne das Klagen und Kläffen des Pferdes ersterben, als ich eine Kiefer erreichte, die etwa zwanzig Fuß hoch und von mäßiger Dicke war. Instinktmäßig warf ich meine ungarische Bunda ab, die mich am Klettern hinderte, stieg so weit hinauf, als es die Stärke des Stammes erlaubte, und klammerte mich verzweiflungsvoll an die bereiften Aeste an. Das Blut von meiner Stirnwunde lief mir in die Augen und hinderte mich am Sehen, aber ich hörte das Keifen und Schnappen und bissige Heulen der Wölfe durch die stille Nacht hinter mir her. Der eisige Wind beugte den Wipfel der Kiefer auf welcher ich saß, und mein Gewicht legte den Gipfel dann noch schräger; der Stamm knarrte und ächzte verhängnißvoll und der Frost wirkte erstarrend auf meine Glieder, welche nach dem Abwerfen der Pelz-Bunda plötzlich in leichterer Kleidung dem Winde preisgegeben waren. Aus Furcht, bei längerer Erstarrung meiner Hände den Halt auf dem Baume zu verlieren, nahm ich den türkischen Schawl ab, welchen ich um den Hals trug, und band mich damit um die Taille am Stamme der Fichte fest.

Kaum war ich damit zu Ende, so hörte ich die Büsche zu meinen Füßen rascheln, und erblickte drunten einige Wölfe, welche meine Bunda zerrissen, um mich unter derselben zu suchen. Ich hörte ihr zorniges Knurren und Fauchen, ihr wiederliches heiseres Geheul der Enttäuschung, und hatte nur den Einen Gedanken, nicht einzuschlafen oder von dem eisigen Winde zu erstarren und hinunterzufallen, denn der Tod unter den Zähnen dieser reißenden Thiere däuchte mich furchtbar!

Meine Erwartung, daß die Bestien nach der Zerstörung meiner Bunda sich wieder davon machen würden, trog vollständig. Sie hatten mit ihren scharfen Sinnen mich auf dem Baum wahrgenommen, und sprangen anfangs mit wüthendem Schnappen am Stamme herauf, konnten aber nicht an meine Füße reichen. Nach manchen vergeblichen Versuchen lauerten sie sich im Gestrüpp nieder und derlagerten mich. Nur das Funkeln ihrer glühenden Augen und von Zeit zu Zeit ein zorniges Heulen, das erst der eine begann und in welches dann der zweite, dritte und folgende zum Tutti einstimmten, zeigte mir, daß sie noch da waren, und belebte mich, daß mindestens noch fünf hungrige Wölfe auf mich lauerten.

Es wäre vergeblich, das Chaos von Gedanken und Gefühlen zu schildern, welches in jenen furchtbarsten Stunden meines Lebens mir durch den Kopf und das Herz zog. Hundert und aber hundert Mal ließ ich meine Taschenuhr repetiren, so lange meine Hände noch nicht ganz frostſtarr waren, und wunderte mich über den trägen Gang der Stunden. Der eisige Wind erstarrte mir alle Glieder und mit verzweiflungsvoller Kraft klammerte ich mich an das schwanke Stämmchen an, dessen Gipfel der Wind oft so stark hin-

Digitized by Google

und hertrieb, daß der Stamm krachte und ächzte, als ob er brechen wollte und ich von Minute zu Minute befürchtete unter die reißenden Bestien hinuntergeschleudert zu werden, denen ich zur wohrlosen Beute geworden wäre. Noch vor wenigen Stunden so froh und glücklich an der Seite meiner Verlobten und im Kreise von Freunden und Bekannten, und nun gleichsam nur die Wahl zwischen den Zähnen der Wölfe und der Erstarrung durch den Frost. . . . Dann die Gedanken an Helenen, an die Heimath, das gehoffte Glück einer sorgenfreien bescheidenen Zukunft, und die sichere Aussicht auf einen gräßlichen Tod — das war furchtbar, das brachte mich schier zum Wahnsinn! Es bedurfte einer übermenschlichen Willensanstrengung, um der Ohnmacht und Betäubung entgegenzuwirken, welche langsam aber unvermeidlich über mich hereinbrachen. . . . .

Endlich erbleichten die funkelnden Gestirne, und der Himmel überlief mit einförmiger Grau. Dann erschienen helle grünliche Tinten am östlichen Horizonte, die Vorboten des nahenden Tages. Die Kälte schien noch heftiger zu werden, und ich mag wieder theilweise geschlummert haben, denn als ich mich umsah, war es plötzlich Tag. Die bleiche Wintersonne stand am östlichen Horizont, und beleuchtete durch grauviolette Dünste das weite Gelände. Unter mir hockten im Kreise nach Hundeart die häßlichen Wölfe und verwandten kein Auge von mir; ihre halboffenen blutigen Schnauzen mit den heraushängenden gierigen Zungen stießen ein ungebuldiges Knurren und Wimmern aus, so oft der Baum unter meinem Gewicht und dem Druck des Windes stöhnte; sie reckten sich dann empor und wedelten mit den buschigen Schweifen, als erwarteten sie mich jeden Augenblick hinunterstürzen zu sehen. Und zwischen ihnen, am Fuß der Fichte und unter dem Gestrüppe, lagen die zerrissenen Fetzen meiner Pelzbunda, meine eine Pistole, meine Feldflasche mit Rum und die kleine Ledertasche mit Schießbedarf, — lauter Dinge welche in meiner Hand nun ein Werkzeug der Rettung gewesen wären!.... Wie weit aber auch mein Auge in der Runde schweifte, nirgends sah ich eine Spur von menschlichen Wohnungen, nicht einmal eine ferne Rauchsäule, die aus irgend einem Gehöfte aufstieg. Selbst der Trost der Hoffnung, den ich vom Tageslichte erwartet hatte, war mir versagt.

Stunde um Stunde vergieng, und ich hatte schon jeden Gedanken an Rettung aufgegeben, denn ich fürchtete vor Erstarrung mich nicht länger mehr halten zu können, da war mir plötzlich als hörte ich in großer Ferne Peitschenknall oder Schüsse. Anfangs wagte ich meinen Sinnen nicht einmal zu trauen, aber die Unruhe meiner Verfolger bestätigte mir doch, daß ich richtig gehört habe. Ein alter eisengrauer Wolf spitzte die Ohren und winselte, reckte die Schnauze hoch in die Luft, schnüffelte und umkreiste in weitem Bogen meinen Hochsitz. Jetzt vernahm ich den Peitschenknall deutlicher und erkannte allmählig die Richtung, aus welcher er kam; dann entdeckte ich draußen in der Ebene sehr, sehr fern einige bewegliche dunkle Punkte — sie kamen näher, entwickelten sich deutlicher wahrnehmbar zu Gestalten — einigen Reitern und zwei Schlitten. Nun hörte ich sie anhalten, rufen, sich hastig besprechen — sie waren zu der Stelle gelangt, wo die verstümmelten Ueberreste meines Pferdes lagen. Ich schrie aus Leibeskräften um Hilfe, und die Schlitten und Reiter setzten sich wieder in Bewegung; — eine lange furchtbare Minute, dann trabten zwei Reiter heran und meine Wölfe huschten verstohlen davon, wurden aber doch bemerkt und vier Schüsse knallten ihnen nach, einige große starke Hunde verfolgten sie, ich verlor die Besinnung und den Halt und fühlte meine Füße und Arme vom Stamme abgleiten, wirre Stimmen schlugen an mein Ohr, ich hörte Befehlsworte und schwebte einige Minuten in der Luft, dann ward ich auf eine weiße Decke gelegt, und eine Branntweinflasche an meinen Mund gesetzt, ich schlug die Augen auf und war unter Bekannten, sah mich gerettet . . . . .

Zwei Familien, welche gestern bei Herrn v. M. zu Gaste gewesen waren, hatten am Morgen beim Frühstück erfahren, daß ich so thöricht gewesen war, in der Nacht davon zu reiten. Auf der Heimfahrt waren sie auf die Fährten meines Pferdes und der verfolgenden Wölfe gekommen, hatten weiterhin die zerrissenen Reste meiner Pelzmütze gefunden, und den Umweg nicht gescheut, die Fährten der Wölfe zu verfolgen, weil ihnen eine Ahnung sagte, ich könnte der von den Bestien verfolgte einsame Reiter seyn. So waren sie meiner Spur gefolgt und mir noch rechtzeitig als Retter erschienen. Ich hatte zwar Ohren, Nase und Hände erfroren, und mußte auf einem Ebelhofe, welcher etwa acht Werst von dem Schauplatz meines Unglücks entlegen war, acht Tage lang das Bett hüten, um mich wieder zu erholen, war aber gerettet. Man beruhigte aber die Familie v. M. und Helenen über meine Rettung, und als ich nach Lubny zurückkehrte, fand ich den Kollegienrath P. noch frisch und munter, und die Angst seiner Wirthschafterin war nutzlos und sein vermeintlicher Schlaganfall nur die Folge des übermeichen Genusses von schwedischem Punsch gewesen. Aber der alte Herr machte sich und Annenka schwere Vorwürfe darüber, daß ich um seinetwillen das Leben aufs Ziel gesetzt habe, und feierte meine Rettung mit einem andern Bowle schwedischen Punschs, deren Wirkung kaum geringer war als die ersten. Ich aber hatte an den geistigen Leiden, welche die Folgen dieses Abenteuers mit Wölfen mir bereitet hatten, noch viele Monate zu leiden, und dankte Gott inbrünstig für die rechtzeitige und unerwartete Rettung aus jener dringenden Todesgefahr.

Ein echtes Königsschloß: Windsor-Castle.

Von Georg v. Seyfried.

Wenige Schlösser der Welt tragen ein solch echt königliches Gepräge wie Windsor und das Heidelberger Schloß, denen darum auch eine gewisse frappante Aehnlichkeit mit einander nicht abzusprechen ist, obgleich die Heidelberger Schloßruine sich allmählig in Trümmer zerbröckelt, während Windsor in der vollkommenen Sonnenhöhe seiner Stattlichkeit und Schönheit prangt, und überdem noch manche Unterschiede vorkommen. Dennoch muß ich gestehen, daß der Eindruck, den mir Windsor auf den ersten Anblick machte, demjenigen ziemlich nahe kam, welchen ich beim ersten Anblick von Heidelberg hinnahm. Die Lage der Stadt Heidelberg gegenüber von seiner Schloßruine ähnelt einigermaßen derjenigen des Fleckens Windsor zu den Füßen seines Schlosses, obschon sich der englische Flecken trotz seiner Kaserne, seines Theaters und seiner ausgedehnten Straßen und Landhäuser und Vorwerke nicht mit der pfälzischen Universitätsstadt messen kann, und obwohl Windsor das schöne Thal und die prachtvollen Berge fehlen, welche zu dessen beiden Seiten sich erheben und namentlich dicht hinter dem Schlosse ansteigen. Und dennoch liegt über beiden Schlössern, über der ausgedehnten Ruine wie über dem Prachtbau zu welchem beinahe alle

Digitized by Google

britischen Könige seit Wilhelm dem Eroberer ihren Beitrag geliefert haben, ein solch unverkennbar königlicher Stempel, ein solcher echt aristokratischer Zauber, und ein solcher Reiz nicht blos geschichtlichen, sondern auch landschaftlichen und künstlerischen Interesses, daß der Fuß des Beschauers sich unwillkürlich gefesselt sieht.

Es war einer jener seltenen sonnenhellen Tage des Spätherbstes, in welchen sich eine waldreiche Landschaft in ihrem vortheilhaftesten Lichte zeigt, als ich mich mit der Eisenbahn diesem stolzen Monumente des britischen Königthums näherte, und der Ausdruck davon wird mir unvergeßlich seyn. Die bunten Farben des Herbstes lagen über dem Laubschmuck von Eichen, Buchen, Eschen, Platane und Ahorn, und erhöhten den farbenhellen frischen Goldglanz, welchen die schrägen Strahlen der Herbstsonne auf die über den Bäumen emporragende Nordfronte des Schlosses warfen, welche man von der Eisenbahnstation aus zuerst erblickt. Es war ein imposantes Schauspiel, dem ich wenig andere Auftritte auf meinen Reisen vergleichen kann; und doch ist diese Fronte und dieser ganze Theil des Schlosses zum großen Theile modern, denn er rührt von Sir Jeffrey Wyatville her, welcher unter Georg IV. das Schloß wieder aufzubauen begann, und gleicht trotz seinem Palaststyle, welcher die Gothik nachahmt, doch in keiner Weise den gothischen Prachtbauten aus den Zeiten der Eduarde und Heinriche. Aber es liegt etwas Ueberwältigendes in dem Gedanken, daß man hier vor einem monumentalen Baue stehe, an dessen einzelnen Theilen seit 800 Jahren beinahe sämmtliche britischen Könige sich selber verewigt und der die Stürme der englischen Revolution beinahe unverletzt überdauert hat und jetzt in seinen Räumen eine Fülle von Andenken und Erinnerungen an einzelne Episoden und Persönlichkeiten der britischen Geschichte birgt, wie sie nächst dem Tower wohl kein andrer Ort in England wachruft.

Bevor wir aber zur Erklärung der Totalübersicht vom Windsorschlosse schreiten, wie sie unser vorstehender Holzschnitt beinahe in isometrischer Darstellung gewährt, wollen wir unsere geehrten Leser einen Blick auf die Geschichte dieses herrlichen Schlosses werfen lassen, welcher ihr Interesse dafür nur erhöhen wird. Windsor (einst im Angelsächsischen Widlesbore, eine Uferkrümmung) war schon zur Zeit der alten sächsischen Könige ein Palast, ein königliches Landhaus. Eduard der Bekenner hatte diese Behausung den Ordensbrüdern der Westminster-Abtei als Schenkung überlassen, und von diesen erwarb es Wilhelm der Eroberer durch Kauf oder Tausch, und erbaute auf dem einzeln stehenden Hügel eine jener zahlreichen romanischen Burgen, durch welche er das eroberte England im Zaume halten wollte, denn namentlich hier in der Nähe der alten Hauptstadt mochte die angelsächsische Bevölkerung noch ziemlich schwierig seyn und gegen das Joch der normannischen Eroberer sich sträuben. Von Wilhelm dem Eroberer rührt noch der Unterbau des sogenannten Runden Thurmes her, welcher auf unserm Bilde die Mitte einnimmt und gleichsam den Krystallisationskern bildet, um welchen später im Lauf der Jahrhunderte der ganze jetzige Prachtbau sich anlagerte. König Eduard III. welcher zu Windsor geboren war, ließ später die alte Burg Wilhelms des Eroberers niederreißen und statt derselben durch den Baumeister der Kathedrale von Winchester, William of Wykeham, einen großen Theil des jetzigen Schlosses errichten. Seither war es die Sommerresidenz der meisten britischen Könige, und beinahe jeder schuf irgend einen Theil desselben. Aber in der unseligen Zopfzeit, welche so gar kein Verständniß für die edle Schönheit des mittelalterlichen Baustyles hatte, war das Schloß verwahrlost worden und drohte vielfach Zerfall, bis endlich Georg IV. die Restauration des Schlosses beschloß und ihm mit Aufwand ungeheurer Summen seine jetzige Gestalt gab und es durch den schon erwähnten Architekten Sir Jeffrey Wyatville im Innern und Aeußern so herrichten ließ, wie wir es nun sehen.

Windsor-Schloß besteht aus zwei Abtheilungen, dem obern und dem untern Hofe, jener auf unserm Holzschnitte die rechte, der untere Hof (the lower Ward) die linke Seite vom Beschauer aus einnehmend. Das Mittelglied zwischen beiden bildet der auf einem kleinen natürlichen Hügel liegende Runde Thurm von 80 Fuß Höhe, von dessen Zinnen aus man bei klarem Wetter ein Dutzend Grafschaften überschauen kann. Im obern Hofe ist zunächst das prachtvolle, von zwei viereckigen Thürmen flankirte Thor, welches auf unserm Bilde sich rechts gegen den Rasen öffnet: the Queens' Entrance, das Thor der Königin genannt; die beiden Thürme, die es flankiren, sind die Thürme von York und Lancaster, der Eckthurm, welcher auf der rechten Seite vom Beschauer aus die Vorderfronte abschließt, ist der Victoria-Thurm, welcher die Mitte der von der jetzigen Königin bewohnten Gelasse einnimmt. Die schmale Fronte welche gegen den großen Springbrunnen gerichtet, ist die östliche, und begrenzt die ungeheure, beinahe 1000 Fuß lange Terrasse auf der Ost- und Nordseite, welche wegen ihrer Anlage und Aussicht mit Recht eine der Sehenswürdigkeiten von Windsor ist. Den Abschluß der östlichen Fronte gegenüber vom Victoria bildet der Thurm des Prinzen von Wales; die zwei in die Mitte der Ostfronte eingebauten Thürme sind die von Clarence und Chester, und hinter dem massigen viereckigen Thurm des Prinzen von Wales ragt als äußerster Besitzer des Schlosses gegen Nordost der achteckige Brunswick-Thurm empor. Hinter der Mitte des obern Hofes zieht sich ein langes Schloß-artiges Gebäude hin, welches von einem vortretenden Thurme unterbrochen wird. Dieser prächtige Palast enthält die königlichen Staatszimmer, welche nur bei festlichen Gelegenheiten bevölkert werden, für gewöhnlich aber dem neugierigen Fremdling oder Beschauer jeden Montag, Mittwoch, Donnerstag und Freitag von 11—4 Uhr gegen Karten offen stehen. Außer diesen vermag den Beschauer besonders auch noch die ebenso interessante als werthvolle Gemäldegallerie zu fesseln, welche ebenfalls in dieser Enfilade untergebracht ist und deren Besuch jedermann gegen Eintrittskarten zusteht.

Diese östliche Hälfte des Windsor-Schlosses hat mehr das Interesse der Gegenwart. Das geschichtliche und archäologische Interesse hingegen lagert sich mehr an den unregelmäßiger gebauten westlichen Theil des Schlosses an, welcher dicht an den Flecken Windsor stößt. Die Auffahrt auf der linken Seite unsers Bildes führt von den Churchstreet des Fleckens Windsor zu dem wehrhaften Thor Heinrichs VIII., durch welches man den untern Hof betritt. Ganz links auf dem Bilde schließt der runde Salisbury-Thurm die südwestliche Ecke des Schlosses, während der Zeitglockenthurm (Clock Tower) die nordwestlichste Ecke des ganzen Schlosses bildet. Hinter dem Thurme Heinrichs VIII. führt im Hofe eine breite Treppenflucht zu einem langgestreckten Gebäude in gothischem Style empor, worin unsere freundlichen Leser eine der größten Sehenswürdigkeiten von Windsor erkennen, nämlich die berühmte St. Georg's-Kapelle, worin die Ordenskapitel des Hosenband-Ordens abgehalten werden. Diese prachtvolle Kapelle in spätgothischem reichem Style ließ Eduard IV. im Jahr 1474 für die Ritter des Hosenband-Ordens erbauen, und hier wird jeden Tag um 10 Uhr Morgens und um 4 Uhr Nachmittags Gottesdienst gehalten. Besonders sehenswerth ist der Chor der St. Georg's Kapelle, wo über den reichgeschnitzten Chorstühlen die Fahnen und Wappen der Ritter des Ordens aufgehängt sind. Die in der Kapelle befindlichen Monumente sind mit Ausnahme von zweien: dem Grabmal des Herzogs von Beaufort von Quintin Metsys, und dem der Prinzessin Charlotte nach einem Entwurf von Wyatt,

Digitized by Google

sämmtlich ohne besondern Kunstwerth, denn die Sculptur ist bekanntlich diejenige Kunstform, worin die Briten am wenigsten leisten. Die Gruft unter dem Chor beherbergt die Ueberreste von König Heinrich VIII. und seiner Gemahlen Jane Seymour und von König Karl I., und dicht an den Chor stößt dann nach Osten, an der niedrigern Bauart auf unserm Bilde kenntlich, das königliche Grabgewölbe, worin sämmtliche Könige und Königinnen von England seit Georg II. und mehrere andere Mitglieder der königlichen Familie beigesetzt sind, und worin seit den letzten Tagen des Jahres 1861 auch ein Mann ruht, der im Leben viel geschmäht und angefeindet, doch für England mehr gethan hat, als die Mehrzahl seiner Könige insgesammt, nämlich der edle, maßvolle und weise Prinz Albert von Sachsen-Coburg-Gotha, der Gemahl der Königin Victoria.

Der schmale Zwischenbau rechts vom Thurme Heinrichs VIII. gegen den vortretenden runden Thurme her heißt Garter-House, und enthält theils das Archiv des Hosenband-Ordens und die Ordens-Kanzlei, theils andere Räume und Beamten-Wohnungen und unter Anderem auch eine Sammlung von Waffen und Rüstungen, welche notorisch den englischen Königen gehört haben.

Hinter dem hohen runden Thurme, auf welchem das aufgezogene große Banner von England die Anwesenheit der Königin Victoria im Windsorschloß verkündet, zeigt unser Bild auf der nördlichen Seite des Schlosses den Eingang zur nördlichen Terrasse und daneben den Thurm des Königs Johann; hier, auf der nordwestlichen Seite der obern Abtheilung führt eine Treppe in die lange Reihe der schon erwähnten Staatszimmer empor, welche nicht allein um ihrer Bestimmung, sondern auch um ihres reichen Schmucks mit werthvollen Gemälden willen die Besichtigung verdienen. Leider kann man den letzteren nicht die genügende Aufmerksamkeit schenken, denn die Zimmer sind durch Barrieren so versperrt, daß dem Schaulustigen nur ein schmaler Raum zum Durchgang bleibt, und der herumführende Diener sucht die Sache so schnell abzumachen, daß an eine nur einigermaßen würdigende Betrachtung dieser Kabinetsstücke der größten Meister gar nicht gedacht werden kann. Die Staatszimmer an sich tragen das Gepräge der Macht und des Einflusses des britischen Königthums. Da ist zunächst das Audienzzimmer der Königin, eine wahrhaft fürstliche Halle mit Gobelins an den Wänden und einem Deckengemälde von Verrio, der auch die Decke in dem anstoßenden Ballsaale, der sogenannten Presence-Chamber gemalt hat, wo ebenfalls schöne Gobelins mit Darstellungen aus der Geschichte von Esther und Mardochai die Wände schmücken. Das Wachtzimmer interessirt durch alte Rüststücke und die Büsten von Nelson, Marlborough und Wellington. In St. Georg's Banketthalle, einer sehr schönen Gallerie von 200 Fuß Länge und 34 Fuß Breite, sind die Wappenschilde sämmtlicher Ritter des Hosenband-Ordens seit 1350 zwischen Bildnissen der Könige von England aufgehängt. In dem daran stoßenden eigentlichen Ball-Room, einem Tanzsaal von 90 Fuß Länge und 34 Fuß Breite im Rococostyl, sind die Wände ebenfalls mit Gobelins tapezirt, welche die Geschichte des goldenen Vließes darstellen und der Königin Marie Antoinette gehört haben sollen. So folgen dann noch sechs oder sieben andere Räume von mehr oder minder imposanten Proportionen, bis man zu den Cabineten des Königs und der Königin gelangt, welche mit den schönsten Meisterwerken älterer Malerei, namentlich niederländischer Meister geschmückt sind.

Aber noch weit interessanter als dasjenige, was der fremde Beschauer vom Schlosse Windsor zu sehen bekommt, ist die anekdotische Geschichte desselben, wie sie in den Reiseführern oder Guidebooks zu lesen. Windsor ist so eng mit der Geschichte des englischen Hofes verwachsen, daß man aus der Besichtigung desselben und der Kenntnißnahme der einschlägigen Anekdoten auch ein gutes Stück der öffentlichen und geheimen Geschichte des britischen Königshauses erfährt, und da es dieser Geschichte zu keiner Zeit an Liebes-Intriguen, politischen Kabalen und sonstigen pikanten Mysterien gefehlt hat, so wird hiedurch ein Besuch in Windsor doppelt denkwürdig. Allein auch der Verehrer von Kunst und Alterthum wie der Freund schöner Natur findet daselbst seine reiche Ausbeute. Auf der Nordseite des Schlosses liegt der kleinere Park von Windsor, der sogenannte Home Park, beinahe eine deutsche Meile im Umfang mit prachtvollen uralten Baumgruppen und einzelnen Bäumen (worunter auch die nun von Blitz fast zerstörte, aus den „lustigen Weibern von Windsor“ bekannte Herne's Eiche); auf der Südseite des Schlosses dehnt sich dagegen der 1800 Acres Flächenraum umfassende große Park hin, durchschnitten von einer schnurgeraden, 3 englische Meilen langen Ulmen-Allee (the Long Walk), welche von dem Georgsthore (inmitten unsers Bildes, hinter der linken Baumgruppe) auf den Snowhill oder Schneeberg führt, wo eine Statue Georgs III. von Westmacott steht und eine ausgedehnte Aussicht über das wellenförmige Gebäude sich öffnet. Am Ende dieser Allee liegen seitwärts Cumberland Lodge, ein andrer königlicher Landsitz, und das sogenannte Virginia-Water, ein sehr großer künstlicher Teich, mittelst dessen 1746 der Herzog von Cumberland, Sohn Georg's II., die Sümpfe und Moore der Umgegend trocken legte.

Der Ausflug nach Windsor bietet aber auch Gelegenheit, noch eine andre Sehenswürdigkeit zu besuchen, nämlich jene berühmteste und älteste der britischen Erziehungs-Anstalten, Eton College, das kaum 10 Minuten westlich von Windsor auf dem linken Ufer der Themse und jenseit der schönen eisernen Windsor-Brücke liegt, und das gleich Windsor dafür zeugt, wie alles was England an solchen Denkmälern aufzuweisen hat, in einem wahrhaft königlichen Style gethan ist.

Jedenfalls gehört, wie unsere geneigten Leser nun bemerkt haben werden, ein Besuch in Windsor zu den denkwürdigsten und unvergeßlichsten Erinnerungen einer Reise in England.

Das Innere eines serbischen Bauernhauses.

(Mit Holzschnitt auf S. 77.)

Unser umstehendes Bild führt uns zu dem anstelligsten und tüchtigsten Stamme der Südslaven, in das prachtvolle Gebirgsland Serbien mit seinen herrlichen Eichenwäldern und den unerschöpflichen mineralischen Schätzen seiner Berge, — in ein Land welches zur Schande der gesammten Christenheit noch unter dem Druck des Türkensäbels schmachtet, anstatt sich der Segnungen der Freiheit und der Civilisation zu erfreuen, welche die türkische Oberherrschaft und politische Unordnung und Zerfahrenheit hartnäckig ausschließt. Trotz der Verwahrlosung und Verkommenheit, in welche dieses Vasallen-Fürstenthum unter der türkischen Oberhoheit verfiel, ist Serbien doch ohne Widerrede noch eines der interessantesten

Digitized by Google

Länder Europa's und von einem Reichthum an Hülfsquellen, wie wohl nur wenige andere; es bedarf nur der Hebung seiner Schätze durch die Schaffung von Verkehrsmitteln, durch Handel und Kapital, denn der Donau und der Save, welche das Land bestreichen, strömen zahlreiche Nebenflüsse zu, welche theils schon schiff- und flößbar sind, theils mit geringer Mühe dazu gemacht werden können. Das Land hat durch seine Berge, welche in langen Höhenzügen häufig eine Meereshöhe von 4000 Fuß erreichen, einen äußerst malerischen Charakter, den die tief eingeschnittenen wasserreichen Thäler, die vielen Bergströme, die wilden Schluchten und Engpässe und vor allem die wunderschöne Bewaldung mit Eichen und sonstigem Laubholz wesentlich erhöhen. Das Klima ist mild, obschon auf den Höhen im Winter ziemlich streng; der Boden sehr fruchtbar und reich an Steinkohlen und Erzen. Der Boden erträgt alle Getreidearten in vorzüglicher Güte, namentlich Waizen, Mais und Reis, ferner Tabak, Kastanien, alle Obstarten Mitteleuropa's in besonderer Trefflichkeit, und vor allem einen feurigen gesunden Wein. Zwetschenbäume wachsen in allen Niederungen wild, und ihre trefflichen Früchte werden kaum geschätzt, sondern meist nur von Schweinen verzehrt oder zur Gewinnung von Sliwowitza (Zwetschenbranntwein) verwendet. Die ausgedehnten Wälder sind noch ungemein reich an Roth- und Schwarzwild, beherbergen aber auch Bären, Luchse und Wölfe und eine Menge der verschiedensten Raubvögel. Die Wälder sind so dicht, daß noch $^9/_{10}$ des hier wachsenden besten Eichenholzes auf dem Stamme verfault, aus Mangel an Ausfuhr und Märkten dafür. Der höchst ergiebige Bergbau auf Steinkohlen, Braunkohlen, Silber, Kupfer, Blei, Eisen, Magnetstein, Achate ꝛc. war lange Jahre gänzlich vernachlässigt und ist erst in den jüngsten Jahrzehnten durch fremde Spekulanten und Kapitalien wieder aufgenommen worden.

Ist aber das Land schön und interessant, so sind es seine Bewohner nicht minder, und namentlich der echt serbische Volksstamm

Total-Ansicht vom Schloß Windsor. (Text hiezu auf S. 73.)

verdient in hohem Grade unsere Aufmerksamkeit. Die Bevölkerung des ungefähr 750 deutsche Quadratmeilen großen Landes besteht aus beiläufig 1,100,000 Seelen, welche sich dem Stamm nach auf etwa 800,000 echte Serben, 15,000 Türken, 5000 Zigeuner, 5000 Juden, Griechen und Armenier vertheilen; der Rest sind Wallachen und Bulgaren. Die Serben gehören zu den illyrischen Slaven, und sind ein schöner, kraftvoller, stattlicher Menschenschlag, welcher an die Albanesen und heutigen Neugriechen sehr lebhaft erinnert. Von Wuchs sind sie schlank, breitschulterig, kräftig, in allen Gliedern ebenmäßig und proportionirt. Die stark hervortretenden Backenknochen und das mehr spitze als runde Vorderhaupt geben ihnen etwas das unseren Schönheitsbegriffen nicht entspricht, aber der offene und treuherzige Ausdruck der Züge, der kühne Schnitt, das Gepräge von Kraft und Mannlichkeit und das Feuer der dunkelglühenden Augen machen uns Westeuropäern diese Serben sehr interessant und imponirend. Die Frauen zeichnen sich durch einen kräftigen, maßvollen Körperbau, gesunde frische und ungekünstelte Anmuth aus, und sind sie auch nach unseren ästhetischen Begriffen nicht von idealer Schönheit, so wird man doch selten einen Volksstamm sehen, unter welchem verhältnißmäßig so viele hübsche und anmuthige Frauen zu finden, die sich bis zu einem verhältnißmäßig hohen Alter eine seltene Frische erhalten, und bei welchem diese von physischer Gesundheit strotzenden Frauen doch so viele Kinder geboren haben.

Die landesübliche Tracht ist äußerst malerisch und ganz geeignet, die Vorzüge des geschmeidigen und stattlichen Wuchses bei beiden Geschlechtern trefflich hervorzuheben. Diese Tracht, bei allen Ständen ziemlich von gleichem Schnitt und nur je nach der Wohl-

hadenheit des Einzelnen im Stoffe verschieden, besteht bei den Männern zunächst aus einem weiten, faltigen, mit bunten Stickereien verzierten Hemd, einer mit Schnurwerk benähten Weste, über welche ein morgenländischer Halbmantel und ein bis auf die Kniee reichender Rock mit offenen Aermeln oder im Winter ein pelzverbrämter Tuchrock getragen wird, ferner aus leinenen Beinkleidern welche bis zu den Knöcheln herabreichen und mit breiten leinenen Bändern umwunden werden, und aus Opanken oder Topanken, einer Art Bundschuhe. Im Winter und beim Reiten bedient man sich hoher Stiefeln von geschmeidigem Kalb- oder Rosleder. Das Fes bildet bei beiden Geschlechtern die Kopfbedeckung. Um die Hüfte trägt der Mann in einer Art Tuchbinde, welche durch einen Ledergürtel festgehalten wird, seine Waffen, nämlich den Handschar oder leicht gekrümmten breiten Säbel, und ein Paar langer Pistolen mit glatten Läufen.

Die Tracht der Frauen ist noch kleidsamer und zierlicher: die Serbin trägt unter dem Fes auf den glattgescheitelten Haaren ein schneeweißes Kopftuch, mit Gold- und Silberborten besetzt oder mit Gold- und Silberfäden gestickt, dazu ein Unterkleid von Leinwand, ein ärmelloses Ueberkleid von weißem Tuch, das mit blauen Schnüren besetzt ist, eine bunte farbenreiche wollene Schürze, worin die rothe Farbe vorwiegt, mit vielen Fransen, ferner Socken und Sandalen. Dieß ist die allgemeine Volkstracht, welche aber in den Städten reicher ist, wo man an der Stelle der hausgemachten Stoffe von Hanf oder Wolle türkische Shawls, feine niederländische und mährische Tücher, bunte Mützen, griechische Westen mit Goldtressen, reiche schaltschirte Dolmans und Pelze zu sehen bekommt.

Der Volkscharakter der Serben ist ein höchst achtbarer und gutartiger. Glühende Vaterlandsliebe und hohe Achtung vor dem Gesetz paaren sich mit einer wilden, ungestümen, ausdauernden

Das Innere eines serbischen Bauernhauses. (Text hiezu auf S. 75.)

Tapferkeit, von welcher seit vier Jahrhunderten zahllose Kämpfe mit den Türken zeugen; sie sind genügsam und gastfreundlich, offen und voll Selbstgefühl, treu und rechtschaffen, biedere anhängliche Freunde und von den trefflichsten Geistesanlagen. An Bildsamkeit zu allen Künsten und Fertigkeiten übertreffen sie noch den Großrussen. Allerdings gesellt sich hiezu auch eine Dosis Mißtrauen und Argliſt, die nothwendigen Folgen einer langen Knechtschaft; aber im Handel und Wandel sind sie zuverlässig. Wie alle Südslaven sind sie lebhaft, leidenschaftlich, leicht erregbar, sinnlich und sanguinisch und lieben Gesang und Tanz in hohem Grade. Sie bekennen sich zur griechischen Kirche, deren Vorschriften in Fasten, Beten, Bekreuzungen und Heiligen-Dienst von ihnen allerdings vorzugsweise in einem äußerlichen Formendienst genügt wird; allein dennoch ist das religiöse Gefühl bei ihnen ebenso tief und innig als unausgebildet und derb, und äußert sich namentlich in einem wahrhaft frommen Sinne, welcher alle Anschauungen und Begriffe dieses einfachen Volkes in seinem Naturleben durchdringt. Das Familienleben ist ein ganz patriarchalisches; das Haupt der Familie heißt Starjeschin, und leitet die ganze häusliche Ordnung, vertheilt die Arbeiten, schlichtet die Streitigkeiten und herrscht beinahe unumschränkt, weßhalb ihn seiner Würde minder das Alter, als Eigenschaften des Geistes und Charakters befähigen. Den Männern liegen der Schutz für die Familie und die Sorge für deren äußere Bedürfnisse ob; sie betreiben den Ackerbau, die Viehzucht oder die verschiedenen Ge-

Digitized by Google

werbe; die Frauen besorgen die Küche und Hauswirthschaft, das Backen, Spinnen, Weben, die Verfertigung der Kleider ꝛc. Die orientalische Anschauung von der Bestimmung des Weibes ist auch nicht ohne Einfluß auf die Serben geblieben, denn die Frau ist bei ihnen nur mehr erste Dienerin, als gleichberechtigte Gattin des Mannes, ist aber durch die Sitte vor Mißhandlung geschützt, denn die Kinder siehen sich immer in der Nähe der Eltern an und die Familien bleiben dadurch möglichst lange beisammen und stehen so fortwährend unter der Obhut des Starjeschin, der Energie mit Gerechtigkeit zu paaren sucht. Dem Gesetz und Herkommen gemäß dürfen die Mädchen mit dem zurückgelegten 15., die Jünglinge mit dem 18. oder 20. sich verheirathen.

Ein serbisches Haus auf dem Lande ist ein von seinem Besitzer selbst mit Hülfe der Nachbarn errichtetes viereckiges Gebäude aus Lehmwänden, mit einem Dach aus hölzernen Sparren, die mit Gras, Moos, Lindenbast oder anderm Material gedeckt sind. Die Mitte dieses Raumes nimmt der Heerd aus Feldsteinen ein, dessen Rauch entweder durch die Thüre oder durch ein Loch im Dache abzieht. In der einen Ecke dieses Raumes steht der Webstuhl, der in keiner Familie fehlt, und worauf der Bedarf an linnenen und wollenen Stoffen selbst gewoben wird. An diesen Hauptraum sind auf allen Seiten Kammern angebaut, deren jede einer besondern Familie zum Aufenthalt dient, denn die Söhne verlassen bei ihrer Verheirathung das väterliche Haus nicht, sondern beziehen mit ihren Frauen je eine derartige Kammer, und so bleibt denn die ganze Familie so lange beisammen, selbst nach dem Tode der Eltern, bis die allzu große Vermehrung der Familie eine Trennung nothwendig macht. So entstehen oft aus dem Anwachsen einer einzigen Familie auf einem Schösse Weiler und Dörfer, und derselbe patriarchalische Geist, welcher das Familienleben durchweht, liegt meist auch dem Gemeindeleben zu Grunde, nur daß dann bei dem Zusammenleben vieler Familien im Dorfe auch noch die Gliederung nach dem geistlichen oder kirchlichen Bedürfnisse hinzukommt. Während die verschiedenen Aeltesten (Kmeti) in Gemeinschaft mit dem Ortsvorsteher (Seroškineo) nach demokratischen Prinzipien die Gemeinde verwalten, begrenzt sich der kirchliche Sprengel des Dorfs dadurch, daß die sämmtlichen Verehrer eines gemeinsamen Heiligen einer Gegend ohne Rücksicht auf die topographische Lage ihrer Wohnstätte sich dazu zählen. Mehrere Dörfer zusammen unter der Leitung eines Oberkmets, den die Aeltesten der betreffenden Dörfer zusammen errichten, bilden dann einen Kreis (Kneschina) und hängen durch diesen Verband mit der Regierung zusammen.

Seit etwa zwanzig Jahren hebt sich Serbien ungemein; man legt eine Straße um die andre an, um die Reichthümer des Bodens auszubeuten und neue Bezirke zu erschließen, und der fruchtbare Boden, von dem kaum der zehnte Theil angebaut ist, sichert dem Bebauer reiche Ernten und hiedurch einen gewissen Wohlstand und Unabhängigkeit, welche dem serbischen Bauern schon ein gewisses männliches stolzes Selbstgefühl verleihen. Wer Serbien durchreist, braucht nicht viel für Wirthshäuser auszugeben, denn er wird in jedem Hause gastlich aufgenommen. Melden die anschlagenden Hunde die Annäherung eines Fremden, so tritt das Familienoberhaupt auf die Schwelle, heißt ihn willkommen und bietet ihm Obdach und Imbiß unter seinem Dache an. Einer der Männer der Familie nimmt dem Ankömmling das Pferd ab und versorgt es, der Starjeschin reicht ihm die Hand und führt ihn vor das Heiligenbild, dem der Gast seine Verneigung darbringt; hierauf setzt man ihn an den Tisch, welcher neben dem Herde steht, und bewirthet ihn mit Brod, Honig, Obst, Schafkäse, Eiern, wenn es ein Fastag ist, oder mit geräuchertem Schaf- oder Schweinefleisch, Speck, Eiern, Butter, Wein- und Zwetschenbranntwein, wenn es ein gewöhnlicher Tag ist, bringt ihm Pfeifen, Tabak und Kaffee und erkundigt sich ohne Zudringlichkeit nach seinem Woher und Wohin und seinen Reisezwecken. Ist es Abend, so bereitet man ihm ein Lager von Schaffellen neben dem Herde, reicht ihm am andern Morgen ein Frühstück, oder bittet ihn zum Bleiben ein, wenn es ein Feiertag oder Festtag ist, und lehnt beim Abschied jede Entschädigung in Geld, welche der Gast reichen will, entschieden ab.

Es ist Schade, daß in diesem von der Natur so reich gesegneten und so wunderschönen Lande das baare Geld so selten ist, und daß die europäischen Schutzmächte nicht endlich einmal dieses tapfere und bildsame Volk von dem Türkenjoche losreißen. Wäre Serbien ein Vasallenstaat von Rußland oder Oesterreich, so gäbe es für die deutsche Auswanderung gar kein geeigneteres Ziel, als Serbien. Das Klima ist so gesund, die Natur so lieblich, der Boden so fruchtbar und ergiebig, als man es nur wünschen kann, das Volk nicht eifersüchtig sondern zuvorkommend gegen Einwanderer und dankbar für jede neue Kunstfertigkeit, die man es lehrt. Dorthin sollten unsere jungen Leute auswandern, denn mit dem Gelde, was den einzelnen die Ueberfahrt nach Australien oder Californien kostet, erwirbt er in Serbien schon Haus und Hof und einen kleinen Viehstand und lebt dann weit besser als in dem australischen Busch oder amerikanischen Urwald, und namentlich einzelne unserer Handwerker: Mühlbauer, Wagner, Schlosser, Gerber, Kürschner u. s. w. vermögen sich dort ohne Mühe eine angenehme und lohnende Selbstständigkeit zu gründen, wenn ihnen nichts daran liegt, die Wohlthaten und Genüsse des civilisirten Lebens gegen die dortigen patriarchalischen Zustände zu vertauschen.

Die nächtliche Messe.

Von Hans Weininger.

Es war vor vielen, vielen Jahren an einem Allerseelentage, daß zwei Klostergeistliche aus Prag sich auf der Einsammlung befanden. Ein schwerer grauer Nebel drückte in das Thal, daß etwas entfernte Gegenstände sich nur unbestimmt unterscheiden ließen. Doch war dieser Nebel nicht so stark, daß er einem feinen Regen glich. Dualmartig lagerte er sich in das Thal. Die Bäume hatten schon den größten Theil ihrer Blätter verloren, vergilbt und langsam fielen diese zu Boden. Die Ziegeldächer einzelner besserer Häuser nahmen durch den Niederschlag des Nebels einen matten grauen Glanz an, indeß die Strohdächer einen tiefern, sattigern Farbenton zeigten. Einzelne Landleute, die von dem Besuch der Gräber heimkehrten, hatten das Einförmige der Umgebung nicht vermindern können, im Gegentheil schien die ganze Gegend einen Trauertag zu halten. Trotzdem, daß es nicht regnete, waren beide Reisende schon ziemlich durchnäßt, weshalb sie sich nach einem erwärmenden Nachtquartier sehnten, das ihrer im Amthause zu Kwietiz harrte.

Digitized by Google

Während des Abendessens erzählte der Amtmann, daß das alte Schloß auf dem benachbarten Berge, das die Aufmerksamkeit Beider erregt hatte, scheu seit fünfzig Jahren nicht mehr bewohnt sey, und daß ein ungeheures Gespenst erschalle, sobald sich eine menschliche Seele demselben nähere. Trotz zahlloser Bemühungen sei es bisher keinem noch so muthigen, noch so heiligen Manne gelungen, der unruhigen Geister Herr zu werden und sie ihrer Qual zu entledigen. Der ältere der beiden Mönche erbot sich alsbald, mit seinem Gefährten die Nacht im Schlosse zuzubringen und, so es möglich wäre, den Burggeist zu bannen. Der Amtmann bewunderte den frommen Muth des Minoriten. Er nahm sein Anerbieten mit großer Freude an und beantwortete seine Frage, ob eine Capelle in der Burg sei, worin man, bevor er den Exorcismus beginne, das Meßopfer bringen könne, mit Ja. — Als auf Verlangen des Mönchs Alles, was er zur christlichen Andacht bedurfte, herbeigeholt worden war, wollte keiner der Knechte sich entschließen, das Nothwendige nach dem verrufenen Schlosse zu bringen. Die Mönche mußten dasselbe in eigener Person hinaufschleppen. Es war schon zehn Uhr vorüber, als sie den Weg nach der Bergveste antraten. Lange suchten sie in den weitläufigen Hallen herum, bis sie endlich den verwahrlosten Eingang in die Capelle fanden. Hier traf der ältere Pater alle Anstalten zur Messe, zündete Lichter an, stellte die Gefäße zurecht; aber der jüngere schien keine große Lust zu dem frommen Werke zu haben, und er gestand offen, daß er die Nacht viel lieber im Amthause zugebracht und den freundlichen Abendschmaus ruhig und behaglich verdauet hätte. — Eben hatte der ältere Mönch sein Strafwort über des jüngern Lauheit vollendet, als der dumpfe Glockenschlag zwölf Uhr, die Mitternacht, die Stunde der Geister verkündigte. In diesem Augenblicke begann der Pater die Messe. Der Bruder kniete ministrirend ihm zur Linken. Urplötzlich übermannte aber diesen eine solche Mattigkeit, daß der Ungeweihte knieend in einen bleiernen Todesschlaf versank.

Sein geweihter Ordensbruder begann, durch die Macht des Augenblicks erhoben, mit durchdringender Stimme: „Introito ad altare Dei!"

Da antwortete eine dumpfe, unbekannte Stimme: „ad Deum, qui laetificat juventutem meam."

Entsetzt über diesen wunderbaren Ministranten, wagte der Minorit gar nicht sich umzuschauen. Dreimal wiederholte er den Introitus, — alle drei Male antwortete eine andere Stimme. Ermuthigt durch die Ueberlegung, Geister, welche Gottes Wort so gelehrig nachsprächen, könnten dem Knechte Gottes unmöglich ein Leid zufügen, fuhr er in der Messe fort, doch wie er sich bei dem „Dominus vobiscum" umwandte, erblickte er um den Altar eine Reihe von Mannsgestalten, zwar mit blassen, jugendlichen Gesichtern, doch waren aller Locken schneeweiß, weite schwarze Mäntel flossen an ihren Schultern herab. Sie hatten die Hände andächtig gefaltet, erhoben sie zu dem Altarbilde und schienen inbrünstig zu beten. Sein Gefährte lag in tiefem Schlafe am Boden, doch wurde sein Amt pünktlich verrichtet, denn die Gesellschaft der Verhüllten antwortete dem Priester nicht nur genau nach dem römischen Rituale, sondern die beiden nächsten bienten ihm sorgfältig beim Meßopfer. Als nun der Minorit das heilige Brot brach, kehrte er sich abermals gegen seine nächtlichen Zuhörer und beschwor sie im Namen des lebendigen Gottes, ihm zu sagen, was ihr Verlangen und auf welche Art ihnen zur ewigen Ruhe verholfen werden könne? Da erhob sich der Letzte aus der Reihe, eine schier riesenhafte Gestalt und sprach:

„Wir Alle, die Du hier um den Altar versammelt siehst, haben seit mehr als fünfzig Jahren diese Burg in Unruhe versetzt und genießen nach dem Tode selbst keine Ruhe, weil wir im Leben unrechtmäßige Besitzer dieser Herrschaft waren. Wir werden nicht eher zur Seligkeit eingehen, bis diese Burg dem wahren Besitzer wieder übergeben wird. Dies ist der alte Tagelöhner, dessen Hütte am Fuße des Berges nächst dem Amthause steht. Meine Mutter, welche seines Großvaters Amme war, hat aus sündlicher Mutterliebe die Kinder vertauscht, um ihr Blut zu Glück und Ehren zu bringen. Statt dessen aber bin ich und all' meine zahlreiche Nachkommenschaft in frühen Jahren ergraut und zeitig dahin gestorben, und so wird es dem ganzen Geschlechte gehen, bis das unrechtmäßige Besitzthum dem wahren Eigenthümer zurückerstattet wird." Mit diesen Worten schlug es ein Uhr. Es verschwanden die schwarzgekleideten Gestalten, der Schläfer erwachte, raffte sich augenblicklich auf und versah seinen Dienst bis zum Schlusse des Meßopfers.

Am folgenden Morgen theilte der ältere Minorit dem Amtmanne mit, was er in der Nacht gesehen und gehört. Dieser schenkte jedoch seiner Erzählung wenig Antheil und Glauben. Er entließ die beiden Mönche ziemlich kalt und mit geringerer Gabe als eine so wichtige Entdeckung wohl werth gewesen. Kurze Zeit nachher starb der letzte Besitzer der Burg ohne Erben, und an demselben Tage der arme Tagelöhner im tiefsten Elende.

Darauf kam die Burg an die verwandten und aus Mähren stammenden Pernsteine. Der letzte dieser in Böhmen reich begüterten Familie fand als kaiserlicher Rittmeister in einem unbedeutenden Reitergefecht bei Wolmirstädt, wenige Wochen vor der Leipziger Schlacht, seinen Tod.

Nun steht von dem Kunstiger Bergschlosse nur noch ein Trümmerhaufen, in welchen sich Wucherpflanzen aller Art theilen und dunkle Fichten ihre harzigen Wurzeln treiben. Die Sage von dem nächtlichen Gottesdienste lebt aber fort von Mund zu Munde.

Aus dem spanischen Erbfolgekrieg.

Zu dem Holzschnitt auf S. 45. nach dem Gemälde von Philipp Sperrer.

Im spanischen Erbfolgekriege hatte sich der Kurfürst Maximilian Emanuel II. von Bayern bewegen lassen, die Partei Frankreichs gegen den Kaiser, seinen Schwiegervater, zu ergreifen, war aber in den Schlachten bei Höchstätt und am Schellenberg im Sommer 1704 geschlagen und aus seinen Erblanden vertrieben worden. Die Franzosen, seine Bundesgenossen, wurden von Marlborough, dem Prinzen Eugen von Savoyen und dem Markgrafen Ludwig von Baden über den Rhein zurückgejagt, und ganz Bayern mit kaiserlichen Truppen besetzt, welche dem bayrischen Volk furchtbar entgelten ließen, was sein Kurfürst an Reich und Kaiser gesündigt hatte. Das ganze Land zwischen Passau und Salzburg verlebte der Kaiser seinen Erblanden ein, und das übrige Bayern ließ er durch eine Regentschaft verwalten, welche wie in Feindesland hauste. Drückende Kriegssteuern wurden von dem unschuldigen getreuen Volke erhoben und alle jungen Männer gewaltsam hinweggeführt und unter die österreichischen Regimenter gesteckt. Da Geistlichkeit, Adel und Beamte sich an die Kaiserlichen angeschlossen hatten

Digitized by Google

und den kaiserlichen Statthalter zu München, den Grafen Max Carl von Löwenstein-Rochefort, in seiner Willkür und Grausamkeit gewähren ließen, so traf die ganze Wucht des kaiserlichen Zornes nur das arme Landvolk, das man durch Einquartierungen und Contributionen schier erdrückte. Da traten endlich die Bauern zusammen und erklärten dem Reichstag zu Regensburg in einer offenen Zuschrift, sie seyen gezwungen aus Nothwehr zu den Waffen zu greifen, wogegen die kaiserliche Regierung in München verfügte: „alle Bauern, welche mit den Waffen in der Hand ergriffen würden, sollten mit Galgen und Schwert, Vertreibung ihrer Kinder und Konfiskation all ihrer Habe bestraft und ihre Dörfer verbrannt und Eltern, deren Söhne sich bewaffnet hätten, sollten wie diese gestraft, und von den bayrischen Rekruten in Ingolstadt, welche zu den Bauern desertieren würden, allemal der 15. Mann aus allerhöchster Clemenz und landesväterlicher Mildigkeit hingerichtet werden.“ Kurzum, die Kaiserlichen hausten in dem schönen Lande Bayern noch ärger als die Türken, konnten aber darum die treuen Bayern doch nicht unterkriegen. Während die Bauern sich unter den Studenten Plinganser und Meindl und dem Postmeister Hirner zu einer „Landesdefension“ zusammenscharten und Braunau und Schärding eroberten, und der Adel, welcher sich endlich ebenfalls hiezu gedrängt hatte, sie verrieth, ging das Gerücht, Kaiser Joseph I. wolle die Kinder des entsetzlichen Kurfürsten, wie auch später geschah, nach Kärnthen oder Steiermark in ein Kloster bringen lassen. Da beschlossen denn die getreuen Bauern, gen München zu ziehen und die Prinzen zu befreien, den kaiserlichen Statthalter zu vertreiben und der Willkürherrschaft ein Ende zu machen. Ein riesenhafter Schmied aus der Vorstadt Au, als trefflicher Schütze berühmt, der 61jährige Schmiedbalthes, ging nach Murnau und Tölz und in's Gebirg und forderte die Bauern auf, die kurfürstlichen Kinder zu retten, und trotz der Winterstrenge sammelten sich Tausende von Bauern und Jägern, Holzhauern und Flößern um ihn unter die bayrische Fahne, an welcher man ein Muttergottesbild befestigt hatte, und zog mit ihnen nach München. Ein kurfürstlicher Beamter aber, Namens Oettlinger, der sich heuchlerisch zum Rathgeber der Aufständischen aufgeworfen, hatte dem kaiserlichen Statthalter den Anschlag der Bauern auf München verrathen. Der kaiserliche General Kriechbaum ward dorthin geschickt, aber die Bauern kamen ihm zuvor, stürmten unter des Schmiedbalthes' Anführung das Thor und drangen in die Stadt, geriethen aber hier durch Oettlingers Verrath zwischen zwei Feuer und mußten sich mit großem Verluste zurückziehen bis Sendling, wo sie sich unter Anführung eines Franzosen Namens Gauthier auf dem Kirchhof verschanzten und bis auf den letzten Mann hartnäckig wehrten. Das war die furchtbare Mordweihnacht von 1705, welche Lindenschmit in dem vortrefflichen Gemälde an der Sendlinger Kirche dargestellt und Hermann Schmid in seiner Erzählung im Volkstone zu beschreiben versucht hat.

Unser Holzschnitt auf S. 45 aber, welcher die Sammlung der getreuen Bauern unter dem Schmiedbalthes darstellt, ist nach einem Gemälde eines höchst talentvollen jungen Malers in München, des Herrn Philipp Sporrer, entworfen. Dieses Bild hat durch die geistvolle und lebendige Gruppirung, die feine Individualisirung der Köpfe, die Richtigkeit der Zeichnung und das vortreffliche Kolorit sich auf allen Ausstellungen die allgemeinste und verdienteste Anerkennung erworben, und bekundet ein ebenso entschiedenes als erziebiges Talent seines Urhebers. Herr Sporrer ist ein Künstler auf welchen die Münchener Schule stolz seyn darf, denn ihm steht unbedingt noch eine bedeutende künstlerische Laufbahn bevor. Er ist, wie Schraudolph und viele andere, vorzugsweise Autodidakt und ein Kind des Volks, der dem angebornen Talent und seinem eisernen Fleiße und unermüdlichen Streben seinen Haupterfolg verdankt. Geboren 1829 zu Murnau in Oberbayern, am Fuße des bayrischen Gebirgs, kam er mit 12 Jahren nach München, um die dortige Gewerb- und polytechnische Schule zu besuchen, studirte dann später an der Akademie, erhielt aber daselbst in künstlerischer Beziehung nur eine dürftige Ausbildung, die er später durch die emsigste eigene Fortbildung ergänzen und vervollständigen konnte. Eine bescheidene, liebenswürdige, gemüthvolle Persönlichkeit, mit Leib und Seele an seiner Kunst hängend, ist Sporrer einer der liebenswürdigsten und vielversprechendsten Künstler des heutigen Münchener Malerkreises, und verdient mehr als Dutzende von Anderen die Unterstützung eines fürstlichen oder reichen Mäcens, um sein Schaffen vorzugsweise der Verherrlichung volksthümlicher Stoffe aus der Geschichte seines engern Vaterlandes zu widmen. Wir wollen hoffen, daß diese verdiente Erwähnung des ebenso tüchtigen als bescheidenen Künstlers dazu beitragen wird, die Beachtung der Kunstfreunde auf seine durchdachten und gediegenen Schöpfungen zu lenken.

Nachtisch.

Für das Gedenkbuch.

Was ist das Geheimniß des Erfolges? — Nichts als dieses: ausschließlich, fest und unerschütterlich in uns mit einem Plan, einem Vorsatze zu leben, an ihm zu hängen und ihn nicht loszulassen, bis er gänzlich erreicht ist. Dieß ist der Weg, auf welchem Ruhm, ein Name, eine Stellung, ein Vermögen, sowohl die erhabenen, als die bescheidenen Ziele gewonnen werden. Mit Einem Wort: man muß ein Ding zu Ende führen, wenn man etwas sehn und etwas vorstellen will. Einerlei, daß du deßwegen das Vergnügen, die Gesellschaft, die tausend Befriedigungen des Lebens opfern mußt. Setze deine ganze Kraft daran. Rege dich, ermuntre, elektrisire dich und gehe sogleich an die Arbeit. Lerne nur einmal ein Ding ganz, in all' seiner Vollständigkeit, seinem ganzen Umfang thun: lies das Buch, das du angefangen, auch wenn es dich langweilt, zu Ende; vollende den Brief, den du begonnen hast, heute, auch wenn dir die Lust fehlen sollte: laß einmal deinen Willen triumphiren über deine Neigungen oder Abneigungen, und dann sieh, wie heldenhaft du dir plötzlich erscheinen wirst! Du wirst besser von dir denken; Andere werden besser von dir denken. Die Welt in ihrem innersten Kern bewundert Den, der streng und entschlossen handelt. Präge zuerst das Ziel, nach welchem du strebst, und den Weg, welcher dahin führt: dann aber vorwärts, ohne dich umzuschauen. Du wirst erfolgreich seyn, zweifle nicht daran!

Inhalt des zweiten Hefts:

	Seite.
Der Onkel in Amsterdam; eine Familien-Geschichte von Otfried Mylius	41.
Eine Wanderung in den Fußstapfen Schampis; von H. v. Werthern	54.
Auf Leben und Tod; Erzählung	57.
Das Thierleben im brasilianischen Urwalde; nach H. W. Bates	65.
Ein Abenteuer mit Wölfen; von O. Wagner	70.
Ein echtes Königsschieß, Mindsee-Castle; von Georg v. Seyfried	73.
Das Innere eines serbischen Bauernhauses	75.
Die nächtliche Messe; von Hans Beiningen	78.
Aus dem spanischen Erbfolgekrieg; zu dem Holzschnitt auf S. 45 nach dem Gemälde von Philipp Sporrer	79.
Nachtisch	80.

Illustrationen:

Aus dem spanischen Erbfolgekriege; Schmiedbalthes	45.
Kanfaribe Ansichten und Lebensbilder	52. 53.
Der Elbrus	54.
Die Pflanzenwelt im brasilianischen Urwalde	65.
Thierleben im brasilianischen Urwalde	66.
Der große Ameisenbär	67.
Der Ueberfall der Wölfe	69.
Total-Ansicht von Schloß Windsor	76.
Das Innere eines serbischen Bauernhauses	77.

Verantwortlicher Redakteur: Otfried Mylius. — Verlag der Expedition. — Druck von Müller und Gerlinger in Stuttgart.

Digitized by Google

Illustrirtes Familienblatt. Herausgegeben von Otfrid Mylius.

1866 Stuttgart, Verlags-Expedition. Drittes Heft.

Der Onkel in Amsterdam.

Eine Familiengeschichte von Otfrid Mylius.

(Fortsetzung.)

„Der Alte kommt!“ rief Fränzchen Blunz, als er den Principal wieder aus dem Park heran kommen sah, und die sämmtlichen Commis fuhren aus einander wie ein Flug Sperlinge, unter welchen ein Schrotschuß gefallen ist; jeder eilte an seinen Pult und versenkte sich scheinbar angelegentlich in seine Beschäftigung, und als Hefftер wieder in's Comptoir trat, hörte man nur das Kritzeln der Federn auf dem Papier, und alle stellten sich an, als wären sie an ihre Arbeit gebannt. Die Mütze des Prinzipals stand auf Sturm, das hatten alle durch einen verstohlenen Blick auf den Eintretenden wahr genommen; Hefftер hatte so eben ermittelt, daß während seiner Abwesenheit in der Residenz nicht so sorgfältig und energisch gearbeitet worden war, wie es die Erledigung vorhandener Bestellungen erfordert hätte. — „Latte!“ schnarrte er aus dem Schiebfenster; „kommen Sie 'mal herein!“

„Zu Befehl, Herr Hefftер,“ versetzte dieser und hüpfte von seinem Stuhl herunter, die Dose in der einen, das kattunene Taschentuch in der andern Hand; er mußte etwas in den Fingern haben, um die seltsame Aufregung zu bewältigen, welche die Verahnung der Dinge die da kommen sollten, in ihm hervorgerufen. Sachte drückte er die Thüre von Herrn Hefftер's Privatbureau hinter sich zu, denn er sah einer vertraulichen Unterredung entgegen, und mit seinem gefälligsten Lächeln flüsterte er: „Der Herr Prinzipal wünschen?“

„Wie steht es mit der Waare für Smyrna, Latte? wie viel Stücke von dem türkischen Kattun Nr. 14 haben Sie auf Lager? warum ist die Faktur nicht expedirt?“

„Verzeihung, Herr Hefftер, aber die Sendung ist noch nicht beisammen,“ stammelte Latte; „es fehlen von den beiden bunten Mustern noch etwa 40 Stück; ich habe schon zweimal die Ehre gehabt, Ihnen zu bemerken, daß der Koloriſt in der Druckerei ...“

„Ein ebenso großer Pinsel ist wie Sie, Latte!“ fiel ihm Hefftер in's Wort und maß ihn mit zornfunkelnden Augen. „Sagt' ich Ihnen nicht deutlich, Sie sollten die Bestellung nach Leipzig nicht effektuiren, bevor wir Antwort auf die nach Smyrna geschickten Muster hätten? Aber der Geier weiß, was für Zeug die Herren in den Köpfen haben. Da liegen nun die Stücke auf gut Glück bei dem Commandität in Leipzig, und die festen Bestellungen können nicht effektuirt werden! Wende ich nur einen Moment den Rücken, so geht alles konfus. Ich habe lauter Miethlinge und Maschinen, lauter ausgedrückte Citronen! Das arbeitet alles so lau und mechanisch und gedankenlos, und vereitelt mir alle meine Plane. Jetzt geht der nächste Lloyddämpfer wieder von Triest ab, ohne daß Goustnery und Davids unsere Sendung erhalten, und wir sind blamirt. Höllenelement, Herr, denken Sie denn, daß ich Ihr Narr bin und mir all diese Malversationen gedultig gefallen lasse? ... Glauben Sie, ich sey Ihr Narr wie Beuttinger? Ich werde Ihnen zeigen, daß Sie sich irren! ... Ich sehe schon, daß ich in meinem Comptoir durchgreifende Aenderungen treffen muß, wenn mein Geschäft nicht durch eure Lapperein vor die Hunde gehen soll! Sie sind Magazinier, von Ihnen verlange ich, daß Sie mit Plan arbeiten und die gangbarste Waare nicht auf Lager fehlen lassen, Herr, und Sie sind der gedankenloseste und alberuste vom ganzen Personal ... Stoll!“

„Sie befehlen, Herr Hefftер?“ rief dieser, stand im Nu zwischen Thür und Angel und rieb die Hände.

„Wann sind die letzten Kattune für den orientalischen Markt nach Leipzig abgegangen, Stoll?“

„Am 2. hujus, Herr Prinzipal; müssen heute oder morgen dort eintreffen,“ erwiderte dieser mit Zuversicht.

„Schreiben Sie sogleich ein Telegramm an Ehrgott Henkel und Sohn: Von den jüngst erhaltenen orientalischen Kattunen sind unverweilt sogleich 40 Stücke Nro. 14 und 40 Stücke Nro. 29 zu unserer Verfügung als Eilgut nach Triest an Gregorios Soter und Karatopulos abzusenden. Besorgen Sie das Telegramm auf die Station und holen Sie dann von mir weitere Befehle. Kosten sind Herrn Latte zu belasten. Ich werde euch Herren Pünktlichkeit leh-

Digitized by Google

ren! Wollt ihr die Ohren nicht aufthun, dann thut die Börse auf. — Herein!"

Herein traten Herr Spahlenberg und sein neuer Schützling Dauels, und die ergrimmten Züge des Fabrikherrn glätteten sich wie durch Zauberschlag. „Ah, sieh da, Sie so frühe schon hier, Freundchen?" rief er; „Dauels, was stehen Sie denn da wie ein Oelgötze? gehen Sie an Ihr Geschäft und passen Sie künftig auf, daß solche verwünschte Dummheiten nicht wieder vorkommen! — Ah, dieser ewige Aerger im Geschäft, Freund Spahlenberg! 's ist zum Verzweifeln, was für eine Race Menschen es heutzutage um diese Commis ist — der reine höhere Viehstand, Spahlenberg! Ah, welche Ehre!..." wandte er sich an den Begleiter Spahlenbergs, in dem er jetzt erst den fremden Gast des gestrigen Abends von der 'sroßen Aussicht' erkannte.

„Erlauben Sie mir, Ihnen einen alten Bekannten von mir vorzustellen, lieber Freund — Herr Fabrikant Hefster — Herr Emil Dauels!" sagte Spahlenberg; „aber die Herren kennen sich ja schon, wie ich sehe!"

„Sehr angenehm — höchst schmeichelhaft," sagte Hefster.

„Ein glücklicher Zufall hat mir gestern die Gunst beschieden, in Ihre Nähe zu kommen, Herr Hefster! Möge der Zufall seine Fügung vollenden und mir auch das andere Anliegen gelingen lassen, welches mich hieher führt!" äußerte Dauels mit einer freundlichen Verbeugung gegen den Fabrikherrn.

„Ein Anliegen an mich, mein Herr? Sehr schmeichelhaft, Herr Dauels! Lassen Sie hören!"

„Gestatten Sie meinem geehrten Freunde, Herrn Spahlenberg, daß er sein Fürwort für mich einlege, Herr Hefster!" versetzte Dauels bescheiden.

Spahlenberg warf einen Blick aus dem Guckfensterchen auf das Pult, an welchem der alte Beuttinger seit Jahren gearbeitet hatte, und sah es unbesetzt; mit einer lebhaften Freude wandte er sich an Herrn Hefster. „Das alte Murmelthier ist also wirklich einmal im Ernste ausgeräuchert, lieber Freund?" hub er mit einem bezeichnenden Seitenblicke an; „das Gerücht hat also nicht gelogen, man darf Ihnen also gratuliren?"

„Ich hoffe, ja! Der Bruch war dießmal ernst und von meiner Seite irreparabel, lieber Spahlenberg."

„Ta, ta, ta! ich glaube noch nicht recht daran, ich kenne Ihre Gutmüthigkeit, mein Lieber," versetzte Spahlenberg. „Der alte Hausnarr wird einige Briefe schreiben, wird Himmel und Erde in Bewegung setzen und insbesondere Ihre Damen, und ehe drei Tage vergehen, steht er wieder dort draußen am Pulte und ist zu Gnaden angenommen, wie schon oft!"

„Nein, fürwahr, dießmal bleibt es dabei, daß Beuttinger und ich geschiedene Leute sind," rief Hefster fast verletzt; „ich gebe Ihnen mein heiliges Ehrenwort darauf, Spahlenberg!..."

„Ihr Wort in Ehren, Freund, aber schwören Sie nicht!" rief Spahlenberg. „Ich kenne Ihre Herzensgüte, Ihre bis an Schwäche reichende Gutmüthigkeit und Pietät gegen den alten Querkopf, den Sie ganz verwöhnt haben. So lange ich Beuttingers Stelle nicht durch einen Andern besetzt sehe, glaub' ich noch nicht an die Entfernung des alten Murrkopfes. Haben Sie schon einen Ersatzmann in Aussicht, Freund?"

„Mit nichten, Spahlenberg, aber ich war so eben daran, an einige Adressen zu schreiben."

„Und Sie halten keinen von Ihren Leuten im Geschäft für befähigt, den Alten zu ersetzen? — Et wa Latte oder Stoll?"

„Bah, das sind die letzten, denen ich mein Vertrauen schenken möchte!" sagte Hefster leise mit der größten Geringschätzung; „Latte ist ein lahmer Arbeiter, eine Schlafmütze, Stoll ein dünkelhafter Junge, ein Schwätzer, ein Projektenmacher. Ich muß einen durchaus tüchtigen, jungen, rührigen Mann haben, der die Welt gesehen auf großen Handels- und Seeplätzen gearbeitet hat..."

„Der neue Ideen mitbringt und mit allen seinen Tatsenswurzeln im Boden der Gegenwart steht, einen talentvollen kapitalen Kopf, der die Gegenwart und Zukunft begreift und die Zustände des Welt- und Geldmarktes kennt und nicht den engherzigen Krämer-Ansichten dieser binnenländischen Kaufleute huldigt, sondern einen kosmopolitischen Blick hat — hier steht Ihr Mann, Freund Hefster, wenn Sie nur wollen!" rief Spahlenberg und stellte Herrn Dauels vor.

„Wie, mein Herr, Sie?" rief Hefster überrascht; „das also wäre Ihr Anliegen?"

„Zu dienen, Herr Hefster! ich bin Kaufmann und suche einen Wirkungskreis, am liebsten einen solchen, wie Sie ihn mir bieten können. Ein Zufall ließ mich gestern Abend erfahren, daß diese Stelle vakant geworden sey, und wenige Minuten später hatte ich die Ehre, Sie selbst kennen zu lernen. Man räumt einem derartigen Zusammentreffen von Umständen unwillkürlich eine gewisse tiefere Bedeutung ein, man sieht darin eine Art höherer Fügung, und so mögen Sie es entschuldigen, wenn ich mich auf eine allerdings unvermittelte Weise um einen derartigen Vertrauensposten bewerbe. Ich glaube zwar ein tüchtiger Kaufmann zu seyn, allein die Güte meines Gönners hier, des Herrn Spahlenberg, verspricht sich jedenfalls zu viel von meinen Leistungen. Ich habe nichts für mich geltend zu machen, als meine Zeugnisse und meinen redlichen Eifer, dem mir geschenkten Vertrauen zu entsprechen, wenn Sie geruhen wollen, mir eine ehrliche Probe in Ihrem Geschäfte zu gönnen."

Herrn Hefsters Auge ruhte während dieser Rede forschend auf Herrn Dauels, und er mußte sich gestehen, daß der ganze Eindruck des jungen Mannes ein günstiger war. Das Benehmen des Kandidaten war ein offenes, freisinniges, bescheiden ohne Kriecherei, voll weltmännischer Glätte und berechtigten, jedoch nicht verletzenden Selbstgefühls. Das ganze Wesen von Emil Dauels impointe ihm, denn es verrieth einen gebildeten, verständigen, talentvollen jungen Mann. Herr Hefster nahm die Zeugnisse, welche Dauels ihm darbot, präsentirte den beiden Gästen Cigarren, und las bedächtig diese Zeugnisse, während Spahlenberg seinem Schützlinge bedeutsame Winke und ermunternde Blicke zuwarf.

„Diese Zeugnisse sind vortrefflich — Sie haben in lauter angesehenen Häusern gewirkt und scheinen ein tüchtiger zuverlässiger Kaufmann zu seyn," sagte Hefster ausblickend. „Sie haben in Amsterdam längere Zeit servirt, haben Sie dort vielleicht einen gewissen Gustav Hefster kennen gelernt..."

„Ihren Herrn Sohn, Herr Hefster, wenn ich nicht irre, nicht wahr? O ja, wir kennen uns vom Sehen," entgegnete Dauels unbefangen; „wir waren beide Mitglieder eines und desselben Gesangvereins, des kaufmännischen Sängerbundes, und ich habe in Ihrem Herrn Sohn einen sehr wackern und gebildeten jungen Mann kennen gelernt, der mir manchmal mit Begeisterung von seiner schönen Heimath erzählte..."

„Und Sie standen ihm nicht näher, Herr Dauels?" fragte Hefster lauernd.

„Amsterdam ist so groß und wir Commis waren fast insgesammt allzu sehr auf unseren Comptoirs angespannt," entgegnete Dauels leichthin; „man sieht sich gewöhnlich nur zweimal in der Woche am späten Abend auf einige Stunden, und dieß führt bei der Menge der jungen Leute, die sich an einem solchen Orte begegnen, im Allgemeinen kaum über eine oberflächliche Bekanntschaft hinüber, obschon ich es für eine Auszeichnung halten würde, mit einem

Digitized by Google

so geachteten und achtbaren jungen Mann wie Herr Gustav Hefster näher befreundet zu seyn."

Herr Hefster schien von dieser Erklärung zufrieden gestellt. „Ich weiß, Gustav ist etwas ungefellig," sagte er; „er schließt sich nicht leicht an; allein um wieder auf Sie zu kommen, welche Veranlassung führt Sie denn aus solch günstigen Stellungen in Holland herauf zu uns in unsere abgelegene Gegend?"

Daues zögerte einigermaßen mit der Antwort; ehe er jedoch noch den Mund öffnete, kam ihm Spahlenberg zuvor. Darüber vermag ich Ihnen den umfassendsten Aufschluß zu geben, lieber Freund," sagte der Corsettenfabrikant gelassig. „Herr Daues ist eigentlich für mich verschrieben. Ich theilte neulich einem intimen Freunde in Holland verschiedene Ideen zu gewerblichen Unternehmungen und kaufmännischen Spekulationen mit, die ich mit Zeit und Weile hier in's Werk setzen werde," fuhr er mit einer gewissen Selbstgenugthuung fort; „es handelt sich um Etablissements, die die größte Zukunft haben, die nothwendig mit einem großartigen Aktienkapital geschaffen werden müssen, an denen Millionen zu verdienen sind. Ich schrieb an meinen Freund um einen ganz tüchtigen jungen Kaufmann, dem ich nicht nur die Leitung meines eigenen Geschäfts in zeitweiliger Abwesenheit übertragen, sondern an dem ich auch bei der Ausarbeitung meiner Pläne und der Verwirklichung meiner Ideen eine entsprechende Unterstützung finden würde. Darauf sandte mir mein Freund einen gemeinsamen Bekannten von uns — Herrn Daues. Er wäre mir ein willkommener Mitarbeiter gewesen, wenn ich nicht seinen Wunsch ehrte, in Ihrem ausgedehnteren Geschäfte einen größern, seinen Kenntnissen angemessenern Wirkungskreis zu finden. Sie haben den Vorzug, lieber Hefster! Sie bedürfen zunächst eines vertrauten, selbständig handelnden Gehilfen."

„Es entstand nun ein Wetteifer des Edelmuths zwischen den beiden Fabrikherrn, welcher Daues peinlich zu werden begann, denn er war ohnedieß nicht mit der Deutung einverstanden, welche Spahlenberg seinem Hiersetzn gegeben hatte; daher schlug er sich jetzt direkt in's Mittel. „Vergönnen Sie mir gezeigtest eine kleine Bemerkung, verehrtester Herr," wandte er sich an Hefster; „wann Ihnen meine Person und meine Zeugnisse einiges Vertrauen einzuflößen vermögen, so möchte ich Sie freundlich bitten, mir wenigstens in so lange die Stelle in Ihrem Geschäfte zu gönnen, bis Sie einen genügenden Ersatz gefunden haben. Ich kann mich des Gedankens nicht entschlagen, daß das merkwürdige Zusammentreffen so verschiedener Umstände doch kein absichtsloser blinder Zufall seyn kann, daß es um so mehr ein Wink für mich ist, als Herr Spahlenberg selbst zugestehen wird, daß er mich noch nicht erwartet hat und vorerst noch entbehren kann, und als es ja vor Allem erst von einer ehrlichen Probe abhängen muß, ob meine Dienste Ihnen genügen. Wenn ich mir ferner die Bemerkung erlauben darf, daß ich die Mittel besitze, Ihnen in einem Kreditbrief von zehntausend Gulden eine Garantie einzulegen, welche wenigstens einigermaßen dem Betrag der Kasse entsprechen wird, welche ich zu verwalten habe, und daß meine Familienbeziehungen vielleicht ebenfalls eine Art Gewährleistung abgeben, daß ich doch eines Vertrauensposten's nicht ganz unwürdig bin, so . . ."

„Wohlan denn, Herr Daues, Vertrauen gegen Vertrauen!" fiel ihm Herr Hefster in die Rede; „geben wir uns gegenseitig eine ehrliche Probe von drei Monaten! Wollen Sie so, dann schlagen Sie ein. Ihr Honorar soll sich ganz nach Ihren Leistungen richten, und ich hoffe, Sie werden in jeder Hinsicht mit mir zufrieden seyn. Also abgemacht?"

„Abgemacht, Herr Hefster! ich werde mich bemühen, mir Ihr Vertrauen zu erwerben und eine bleibende Stellung in Ihrem Hause zu erringen," sagte Daues. „Und dann noch Eines, Herr Hefster! lassen Sie mich sogleich eintreten, ohne Verzug — Sie haben offenbar Hülfe nothwendig, und es wird immerhin einige Zeit dauern, bevor ich mich soweit in's Geschäft eingearbeitet haben werde, um Ihnen einen alten treuen und gewandten Diener ersetzen zu können. Haben Sie die Gewogenheit, mich sogleich Ihrem Personal vorzustellen und in mein Geschäft einzuweisen."

„Hat das solche Eile?" fragte Hefster; „Sie sind erst gestern angekommen, noch von der Reise ermüdet, Herr Daues!"

„Mit nichten, Herr Prinzipal, ich bin ganz frisch und munter, und es drängt mich, meinen neuen Wirkungskreis kennen zu lernen."

„Thun Sie ihm seinen Willen, Freundchen, er hat nicht Unrecht," sagte Spahlenberg; „thun Sie es schon um Ihres Personals willen; Sie dürfen Ihr Comptoir nicht ohne Haupt lassen, müssen Ihren Leuten beweisen, daß Sie des veitractten alten Querkopfs entbehren können, der sich immer für unentbehrlich hielt und Ihnen vor Ihren Leuten zu widersprechen wagte! Sie müssen wieder mehr Autorität gewinnen, und dieß geschieht nur indem Sie Ihren Leuten zeigen, wie Sie bereits Sorge getragen, daß Beutlingers Austritt nicht mehr rückgängig zu machen ist. Bedenken Sie wohl, lieber Freund, daß Ihre Leute gewiß im Stillen noch immer an die Möglichkeit eines Wiedereintritts Ihres eigensinnigen alten Faktotum, Ihres vermeintlich unentbehrlichen Lagerbuches glauben."

Dieß packte den Fabrikherrn an der empfindlichen Stelle. „Hm, Sie haben einigermaßen Recht, Spahlenberg! dieser Wahn muß vernichtet werden," sagte er.

„Um so mehr als der Alte ihn sicher nach Kräften genährt hat," ergänzte Spahlenberg.

„Jenun, dann soll er die Rechnung ohne den Wirth gemacht haben! Herr Daues, bitte, folgen Sie mir, ich will Sie sogleich dem Personal vorstellen. Spahlenberg, bitte erwarten Sie uns bei meinen Frauensleuten. Sie werden beide heute meine Gäste seyn." Und die Thüre öffnend, trat er mit Herrn Daues in das Comptoir hinaus und sagte: „Meine Herren, ich stelle Ihnen hier meinen neuen Buchhalter und Kassier, Herrn Emil Daues, vor, welcher die Stelle des Herrn Beutlinger einnehmen wird und dem Sie alle mit Liebe und Vertrauen und Gehorsam begegnen und den Sie als meinen Stellvertreter und mein Willensorgan in Allem betrachten werden!"

Das gab sehr erstaunte und lange Gesichter, und trug viele Hoffnungen zu Grabe; der Eine gönnte es zwar insgeheim dem Andern, daß er übergangen worden sey, aber in einem heimlichen Haß gegen Herrn Daues als einem Eindringling und Emporkömmling begegneten sie sich doch alle, obwohl der neue Buchhalter bei der Vorstellung seiner Untergebenen jedem freundlich die Hand gedrückt und ein paar herzliche Worte gegönnt und jeden um Vertrauen und Nachsicht und bereitwillige Unterstützung gebeten hatte, bis er sich in seine neue Stellung hineingearbeitet habe. Diese Ansprache des Herrn Daues an das Comptoirpersonal gefiel Herrn Hefster wohl; er sah, daß er es mit einem Menschen zu thun hatte, welcher die ganze Tragweite und Verantwortlichkeit seiner Stellung kannte, und der schon länger an die Beaufsichtigung eines zahlreichen Personals gewöhnt war. Mit einiger Befriedigung führte der Fabrikherr Herrn Daues in die übrigen Abtheilungen seines ausgedehnten Etablissements um ihm dessen Umfang zu zeigen und das übrige Personal vorzustellen.

Kaum war der Prinzipal mit seinem neuen Faktotum aus der Thüre und Spahlenberg aus dem Privatbureau Hefsters getreten, so schauten sich die Herren vom Comptoirpersonal mit langen Gesichtern und enttäuschten Blicken an.

Digitized by Google

„He, Latte, altes Gebäude, was sagen Sie dazu?“ sagte Meßner und sprang von seinem Reitstuhle herunter. — „Also das war des Pudels Kern?“ rief Zellweger; „der Prinzipal hatte den neuen Buchhalter schon im Sacke, ehe er es mit dem Alten zum Bruche trieb? Das also war die Ursache von der letzten Reise nach der Residenz?“ — „Stellchen, was sagst Du dazu?“ rief Freitag; „Du hattest ja immer Deine geheimen Verbindungen? hast Du etwas davon gewußt?“ — „Freilich hat er es, darum war er vorhin so still!“ rief Latte; „er ist ein verschlossener Bursche!“ — „Nein, dießmal ist auch er überlistet worden,“ sagte Freitag; „seht nur, ihm ist der Schreck am meisten in die Gebeine gefahren!“

„Was machen wir nun?“ fragten Mehrere.

„Ich denke wir schicken uns darein,“ sagte Latte nach einer bedächtigen Prise; „das wird das Beste seyn. Wollen sehen, wie er sich macht, der neue Herr Buchhalter. Wie er uns, so wir ihm.“

„Ein feiner gerichener Junge, jedenfalls,“ sagte Zellweger; „man merkt ihm an, er hat Ehre und Welt. Werdet sehen, wir haben mit ihm bester verkehren als mit dem wunderlichen Alten. Na, sollt' es je nicht mit ihm gehen, so gehe ich — drüben über den Bergen wohnen auch noch Leute!“

8.

Spahlenberg hatte Frau Hefster und ihre Töchter schon mit der Thatsache bekannt gemacht, daß Emil Dauels, der „redliche Finder von der frohen Aussicht“, die Stelle des alten Beutlinger erhalten habe. Diese Nachricht hatte zwar eine flüchtige Röthe auf Emma's Gesicht hervorgerufen, aber Leonie und ihre Mutter ziemlich kalt gelassen; ja, je mehr Spahlenberg sich angelegen seyn ließ, den neuen Buchhalter in ein glänzendes Licht zu setzen und dessen Vortheile zu rühmen, desto ernster und forschender hingen die Augen der Frau vom Hause an ihm. Als daher Hefster mit seinem neuen Faktotum von der Fabrik zurückkehrte, um ihn den Frauen vorzustellen, entgieng sogar ihm nicht, daß seine Frau und Leonie in dem neuen Buchhalter keine solch werthvolle Erwerbung sahen, wie Herr Hefster selbst, dem die umsichtigen Bemerkungen des jungen Mannes genugsam einen gewissen praktischen Blick, Geschäftstakt und eine ungeahnte geschäftliche Erfahrung verrathen hatten. Frau Hefster und Leonie begrüßten Daueln mit einigen allgemeinen Phrasen kühler Artigkeit; Emma aber reichte ihm errötheud und sittig die Hand und sagte; „Seyn Sie uns willkommen, Herr Daueln, und lassen Sie den Umstand, welcher mich Ihnen zu großem Dank verpflichtet, eine gute Vorbedeutung für ein langes und angenehmes Zusammenleben seyn!“

„Ich danke Ihnen für diesen freundlichen Wunsch, mein Fräulein!“ erwiderte er bescheiden; „seyn Sie überzeugt, daß ich mich emsig bestreben werde, mir Ihrer Aller Zutrauen zu erwerben und eine dauernde Stellung in Ihrem Hause zu gewinnen.“

„Das wird ganz von Ihnen abhängen, mein Herr, denn wir würden Papa nichts lieber gönnen, als einen zuverlässigen Gehilfen, der ihm einen Theil seiner Sorgen abnehmen und dem er völliges Vertrauen schenken könnte,“ sagte Emma, und in diesen Worten lag eine gewisse Ermunterung, welche vielleicht nur Daueln verständlich war.

„Glauben Sie mir, mein Fräulein, daß ich nichts schnlicher wünsche, als eine derartige Stellung,“ entgegnete Daueln bescheiden; „nichts ist auch leichter zu machen, denn sie wissen ja: „Vertrauen erweckt Vertrauen.“

Ueber Emma's Wangen flog eine leichte Röthe und ihr Auge streifte flüchtig seine Züge und sie las in Daueln dunklen Augen einen Blick, welcher beredt genug besagte, daß diese Aeußerung ebenfalls ihre tiefere Bedeutung haben sollte.

Bei Tische benahm sich der Gast bescheiden, mit dem vollen Anstand eines Weltmannes. Er antwortete nur, wenn er gefragt ward, und dann kurz und bündig und in der artigsten Form gebildeter Ausdrucksweise. Spahlenberg schwadronirte wie gewöhnlich und beherrschte das Gespräch. Frau Hefster in ihrem einfachen gesetzten Wesen hörte diese Redemontaden nur ungern, und widmete sich daher neben den Pflichten der Wirthin vorzugsweise ihren beiden Töchtern. Es ging gegen ihre treue wahre Natur, den beiden Gästen freundlich zu begegnen, denn im Herzen war sie gegen Spahlenberg eingenommen, und ließ es unbewußt und wider Willen auch Daueln entgelten, daß er durch den Korsettenfabrikanten in's Haus gekommen sey. Hefster bemerkte dieß und ward einigermaßen empfindlich darüber — nicht aus Zartgefühl und Takt, noch aus Gerechtigkeitssinn, sondern einfach weil er darin eine Mißachtung seiner eigenen Autorität sah und nicht vor dem neuen Buchhalter erscheinen wollte, als ob er sich von seiner Frau trotzen lasse. Um daher Frau Louisen etwas zu erweichen und für Daueln günstiger zu stimmen, sagte er beiläufig und obenhin zu Leonien: „Herr Daueln kann Dir viel von Bruder Gustav erzählen, mit dem er in Amsterdam zusammengelebt hat und befreundet war.“

Die drei Frauenzimmer waren mit Einem Male wie umgewandelt. Frau Hefster blickte Daueln fragend und forschend an, als traute sie der Wahrheit dieser Nachricht nicht, aber Daueln erwiderte diesen Blick mit einem solch ruhigen und offenen Lächeln, daß sie ihm nicht mehr mißtrauen konnte, und sagte: „Wir waren bei demselben Gesangverein, bei derselben Stimme, und haben manches Lied mit einander gesungen.“

Dieß war allerdings weniger, als Frau Hefster erwartet hatte, denn welche Mutter hörte nicht gerne aus dem Munde eines Freundes ihres Sohnes dessen Lob! aber sie war von je an solch geringe Anspriche an's Leben gewöhnt, daß sie auch hierin nicht verwöhnt war und daß ihr schon die paar Aeußerlichkeiten genügten, welche Herr Daueln in allgemeinen Phrasen zum Besten gab, um gleichsam nur zu bekunden, daß er wirklich den theuren Gustav kannte. Aber schon der Umstand, daß Daueln mit dem Sohn und Bruder bekannt war und zusammengelebt hatte, rückte ihn dem Interesse der Frau Hefster und ihrer Töchter näher und veranlaßte diese, ihn wenigstens etwas herzlicher zu behandeln. Allein selbst jetzt trat Herr Daueln nicht aus der bescheidenen unaufdringlichen Haltung heraus, welche er seither eingehalten hatte, und kaum war die Mahlzeit vorüber und der Kaffee getrunken, so bat er um Erlaubniß sich auf ein Stündchen verabschieden und in die Stadt zurückkehren zu dürfen, um sich eine Privatwohnung zu suchen und dann seinen Posten anzutreten.

Die beiden Herren setzten sich auf die Loggia und rauchten und plauderten mit einander. Die Frauenzimmer hatten sich in ein anderes Zimmer zurückgezogen, wo sie ungestört waren und sich nach Herzenslust ausschütten konnten.

„Nun, Mütterchen, wie gefällt er Dir?“ hub Leonie an, sobald sie allein waren. „Glaubst Du nicht, daß Gustav ihn uns geschickt hat?“

„Den neuen Buchhalter, Kind? O wo denkst Du hin?“ sagte Frau Hefster. „Du vergässest, daß derselbe durch Herrn Spahlenberg eingeführt wurde. Gustav weiß aus meinen Briefen, daß wir in Spahlenberg nicht den guten Genius unseres Hauses sehen; wie sollte er also dazu kommen, seinen Bekannten oder Freund durch Spahlenberg hier einführen zu lassen?“

„Ach ja; natürlich — daran habe ich wahrlich nicht gedacht,“ sagte Leonie; „nein, Gustav hätte das nie gethan. Aber wie findest Du diesen Herrn Daueln, liebe Mama.“

„Jenun, er ist ein hübscher und anscheinend auch gescheidter

Digitized by Google

Mann," versetzte Frau Hefster; aber ich habe noch zu wenig von ihm gesehen, um mir eine Ansicht über ihn zu bilden. Er spricht gut, aber mit einer Zurückhaltung, welche mir auffällt; es ist immer, als sey er auf seinen Hut und wolle sich nicht verrathen; das macht mich stutzig."

„Ja, er beobachtet eine gewisse diplomatische Gemessenheit," sagte Leonie; er sieht mir auch aus, als ob mehr hinter ihm steckte, als er ahnen lassen will. Er hat etwas in seinem dunklen Auge, das sagen will, er könnte alles durchsehen, was er wolle. Was meinst Du, Emma?"

Die Rast einer wandernden Zigeuner-Familie in Böhmen. (S. 118.)

„Ich glaube, ihr thut ihm beide Unrecht, weil Ihr ihn mit vorurtheilsvollen oder mißtrauischen Augen betrachtet," entgegnete Emma lächelnd. „Ich habe von all dem nichts wahr genommen, sondern meine, er hat sich in anmaßender Weise benommen, wie ein Mann von guter Erziehung, welcher sich bewußt ist, daß er in einem ungünstigen Lichte dasteht!"

„Wie so in einem ungünstigen Lichte, Emma?" fragte die Mutter?"

Digitized by Google

„Liebe Mama," versetzte Emma mit einer gewissen Wärme — „ich kann mich recht lebhaft in Herrn Tauels Lage versetzen. Es konnte ihm doch nicht entgehen, daß er etwas fremd und kalt behandelt, etwas vorurtheilsvoll angesehen ward. Dich, liebe Mama, hat Deine Abneigung gegen Spahlenberg unwillkürlich veranlaßt, dessen vermeintlichen Schützling minder freundlich zu behandeln, als Du jedem andern Gast begegnet sein würdest. Ich sah es deutlich, daß Herr Tauels es fühlte; ich sah an dem Ausdruck der forschenden Blicke, die er umher laufen ließ, daß er eine Erklärung dafür suchte und fand. Und im Grund war diese auch leicht zu finden, Mamachen, denn Du kannst ja nicht leugnen, daß Du jedes Mal, wenn Du mit Spahlenberg reden mußtest, auch keine Spur von Deiner sonstigen Herzlichkeit in Deinem Tone verrathst. Hab' ich nicht recht, Schwester?"

„O ja, Emma, darin muß ich Dir beipflichten, denn Mama vermag es nicht über sich, aus ihrem Herzen eine Mördergrube zu machen," sagte Leonie. Frau Hefster seufzte leise. „Jenun, Kinder, ich kann freilich meinem Gefühl darin keinen Zwang auferlegen, und wenn Spahlenberg ein Mann von ... ein Mann wäre, wie er nach meinen Ansichten sein soll, — so würde ihn diese meine Kälte längst schon aus unserem Hause vertrieben haben. Ich kann aber auch an keinen andern Mann glauben, den mir Spahlenberg als seinen Freund vorführt und den er in unser Haus unter Umständen einführt, welche mir wenigstens auffallend sind! Ich werde diesem Herrn Tauels nie mein Vertrauen schenken können!"

Emma erblaßte und heftete einen erschrockenen Blick auf Mama. „Sage das nicht, lieb Mütterchen," sprach sie und etwas wie Schreck klang durch ihren Ton hindurch; „es steht Deinem Herzen gar nicht ähnlich. Ich weiß kein treueres und wahreres Gemüth, keinen geraderen Sinn und kein unbestechlicheres Urtheil, als die Deinigen, beste Mama. Wie könntest Du daher ungeprüft, auf bloßen Schein hin, verdammen? Hast Du bisher mehr gehört als die einseitige Aussage des Herrn Spahlenberg, der Dir niemals als ein Muster von Wahrhaftigkeit und Glaubwürdigkeit erschien?"

„Was willst Du damit sagen, liebes Kind?" fragte die Mutter verwundert; „solch einen Aufwand von Worten hört man ja nur selten von meiner stillen Emma."

„O Mama, ich muß reden," erwiderte diese mit etwas befangener Stimme und einem tiefen Erglühen; „Herr Tauels hat mir einen Dienst erwiesen, und ich bin ihm zum Danke verbunden, wie verhältnißmäßig klein jene Gefälligkeit auch war. Es däucht mich Pflicht, ihn dafür in Schutz zu nehmen — abgesehen von dem Schmerze, den es mir bereitet, meine liebste Mutter zu einem Irrthum, zu einer Ungerechtigkeit hingerissen zu sehen!"

„Ich ungerecht und im Irrthum, Kind?"

„Ja, Mama, indem Du Herrn Tauels für den Freund von Herrn Spahlenberg hältst," sagte Emma fest; „wie kannst Du das nun glauben?"

„Ei, sagte es uns Spahlenberg nicht selbst, als er der Tische aus dem Comptoir herüber kam?" entgegnete Frau Hefster; „sprach er nicht von ihm, als ob er mit Herrn Tauels schon einen Scheffel Salz verspeist hätte?"

Emma schüttelte wehmüthig lächelnd das Köpfchen und sagte: „Hat das Benehmen des Herrn Tauels bei Tische dieß auch nur im mindesten bestätigt, liebe Mutter? Hast Du in seinem Benehmen gegen Spahlenberg auch nur den Versuch einer jener Vertraulichkeiten gesehen, wie sie sich ein alter Bekannter gegen einen andern erlaubt? Sprich Du, Leonie, ganz unparteiisch!"

„Nein, davon hab ich all nichts bemerkt," sagte Leonie; „er that vielmehr gegen Spahlenberg so fremd wie gegen Papa."

„Das kann Berechnung gewesen seyn; Kinder; er wollte uns gegenüber nichts mit Spahlenberg gemein haben, nicht für dessen Freund gelten."

„Also hätte er der uns heucheln wollen, Mama? Oh nicht doch, Du thust ihm sicher Unrecht," sagte Emma lebhaft und mit warmer Theilnahme. „Hätte er die Absicht gehabt, uns zu hintergehen, so wäre es ja einfacher gewesen, er hätte sich uns nicht als Bekannter Spahlenbergs vorstellen lassen. — Und dann, liebstes Mütterchen, wie magst Du auf die Aussagen Spahlenbergs mehr Glauben setzen, als auf das Zeugniß Deiner Augen? Weißt Du ja doch, liebe Mama, daß er in Allem den Mund so gerne voll nimmt und aufschneidet! Herrn Tauels Benehmen hat mir den Eindruck gemacht, als ob er denselben nicht eben um vieles genauer kenne, als Papa oder uns."

Diese Logik des Gefühls wirkte auf Leonie so überzeugend, daß sie Emma beipflichtete, und die Mutter selbst konnte keine Gegengründe aufbringen. Sie begnügte sich daher mit einem stummen Achselzucken. Aber Leonie sagte: „Die Zeit wird es lehren, ob wir Herrn Tauels vertrauen dürfen; aber damit wir beste rascher zu einem Ziele kommen, schlage ich vor, an Gustav zu schreiben und uns nach seinem angeblichen Freunde zu erkundigen."

„Das wollen wir, Kinder, denn ich kann mich des Gedankens nicht entschlagen, daß Gustav Herrn Tauels einige empfehlende Zeilen mitgegeben hätte, wenn er ihn als Freund anerkannt und bei uns einzuführen versucht hätte."

„Vielleicht wußte Gustav gar nicht, daß Herr Tauels in unsere Gegend kam," sagte Emma; „wer will überhaupt in solche Dinge eine Einsicht haben, bevor wir nicht Herrn Tauels selbst darüber hören?"

„Kind, Kind, Du nimmst ja einen sehr lebhaften Antheil an dem neuen Buchhalter!" sagte Frau Hefter mit einem festen Blicke."

Emma stammelte betroffen: „Ich, Mama? ... daß ich nicht wüßte!" Aber eine dunkle Gluth schlug auf ihrem treuherzigen frischen Gesicht auf und sie senkte die Augen rasch auf ihre Arbeit.

Herr Hefster kam gegen 5 Uhr wieder auf das Comptoir, sichtlich im Begriff eine Spazierfahrt zu machen, denn er trug Hut und Handschuhe in der Hand. Als er durch das Fensterchen in das Comptoir hineinblickte, sah er Herrn Tauels schon in voller Arbeit, in sein Buch vertieft, dessen verschiedene Conti er aufmerksam prüfte um sie seinem Gedächtniß einzuprägen. Er trat zu ihm hinaus und richtete einige freundliche Worte an ihn.

„Haben Sie die Kasse schon übernommen, Herr Tauels?" fragte er.

„Noch nicht, Herr Hefster! ich habe einen der Herren zwar beigezogen, die Kasse zu machen, und wir haben alles in derjenigen musterhaften Ordnung befunden, wie sie von einem solch erfahrenen und pünktlichen Manne nicht anderd zu erwarten war. Allein ich wollte mir nicht erlauben, die Kasse zu übernehmen, bevor ich nicht mit Ihnen noch einmal speziell gesprochen hätte, Herr Hefster."

„So kommen Sie herein in mein Privatbureau und lassen Sie hören! sagte der Fabrikherr neugierig; „haben Sie irgend ein Bedenken?"

„Nein, mein Herr, das nicht," erwiderte Tauels mit Würde. „Ich bin Ihnen zwar aufrichtig dankbar für das Vertrauen, welches Sie mir einräumen, auf die bloße Garantie eines Ihrer Freunde und auf meine Zeugnisse und mein ehrliches Gesicht hin. Allein bevor ich die Führung einer Kasse übernehme und ein solch umfangreiches Vertrauen in Anspruch nehme, wie es in unserem gemeinsamen Interesse thun muß, habe ich noch eine Bedingung zu stellen, Herr Hefster."

„Nun? lassen Sie hören!" sagte dieser erstaunt.

Digitized by Google

„Die Bedingung, daß ich Ihnen ein entsprechendes Depositum als Sicherstellung in die Hände gebe, nämlich diesen Kreditbrief."

„Zehntausend Gulden von Gott und Söhnen?" fragte Heffter erstaunt nach einer aufmerksamen Musterung des betreffenden Papiers, das Dauels ihm überreicht hatte. „Es bedarf dieser Garantie nicht, Herr Dauels, ich vertraue Ihnen auch ohne solche Sicherstellung."

„Mit nichten, Herr Prinzipal, Vertrauen um Vertrauen! ich bitte Sie, diesen Kreditbrief zu sich zu nehmen, mir eine Bescheinigung darüber zu geben und ihn so lange zu verwahren, bis eine gewisse Probezeit meinerseits dargethan hat, daß ich Ihren Ansprüchen genüge. Alsdann werden Sie mir erlauben, diese zehntausend Gulden gegen landesübliche Interessen in Ihr Geschäft zu legen."

„Ah, das ist ein Anderes — dieser Vorschlag läßt sich überlegen, obschon ich eigentlich keiner fremden Mittel bedarf," sagte Heffter. „Allein ein Kaufmann kann ja stets Geld brauchen. Also geben Sie her, ich werde Ihnen den Schein schreiben! — Hier! genügt Ihnen dieß?"

„Vollkommen, Herr Heffter! Hier sind auch die Briefe der Nachmittagspost!"

Der Fabrikherr überflog sie und ertheilte die erforderlichen Weisungen. Noch war er damit nicht zu Ende, so trat ein Arbeitsmann ein, und übergab dem Fabrikherrn einen großen Brief mit den Worten: „Ein schönes Kompliment von Herrn Beutlinger, und er läßt um Antwort hierauf und um seine paar Sachen auf dem Comptoir bitten!" Der Fabrikherr runzelte die Stirne, er war sichtlich unangenehm berührt und aufgeregt und die Hand zitterte, mit welcher er den Brief weg, unschlüssig ob er ihn erbrechen solle oder nicht. —

„Latte," sagte er mit herrischer Stimme, „schicken Sie Herrn Beutlinger seine Siebensachen, welche noch auf dem Comptoir sind; Sie kennen sie ja. Und was den Inhalt dieses Briefes betrifft, guter Freund," wandte er sich an den Arbeitsmann, „so sagen Sie Herrn Beutlinger, daß ich ihm darauf Bescheid geben werde, sobald es meine Zeit erlaubt." Und mit einer sichtlichen Hast verschloß er den Brief in seinem Pult, beendete die Durchlesung der Korrespondenz, gab die nöthigen Weisungen wegen des Inhalts derselben und entfernte sich dann rasch.

Sein Gewissen mochte dem Fabrikherrn sagen, daß der Inhalt von Beutlinger's Brief für ihn unliebsam sey, daß der alte Diener ihm darin Dinge vorhalten werde, deren Wahrheit er nicht in Abrede ziehen konnte, deren Spitze sich gegen Heffter kehren mußte. Ueberdem ahnte der Fabrikherr, daß darin auch von jenem Kapital die Rede war, welches er von dem Alten im Geschäfte hatte und daß dasselbe in diesem Briefe wahrscheinlich aufgekündigt wurde. Dieser Gedanke erfüllte ihn mit einigem Schrecken. Gestern in der ersten Aufregung hatte er es nicht so schwer genommen, aber die Besorgniß, Beutlinger werde die Rückzahlung verlangen, wenn der Fabrikherr ihm keine Hypothek dafür bestelle, hatte ihm doch eine schlaflose Nacht gekostet und machte ihm ernste Sorgen. Es ist der thörichte Brauch mancher Menschen, sich eine unvermeidliche Unannehmlichkeit immer möglichst lange vom Leibe zu halten, als ob dieselbe alsdann leichter zu bezwingen wäre. Auch Heffter huldigte dieser Unsitte, verspürte aber keineriei Erleichterung davon, als er mit seinem eleganten neuen Gespann von Trakehnerpferden Herrn Spahlenberg nach der Erlau hinaus brachte und mit diesem noch einige Flaschen Wein ausstach.

* * *

Hätte der Fabrikherr gewußt, was sich inzwischen zugetragen, so würde er wahrscheinlich noch gedrückter aber auch gefaßter und begieriger gewesen sein, dem Unvermeidlichen zu begegnen. Latte hatte den Rest des Vormittags sich im Magazin zu thun gemacht, um seinen Kollegen den Anblick seiner bleichen Wangen zu entziehen, denn die Bereitelung seiner stillen Hoffnung, an die Stelle Beutlinger's befördert zu werden, hatte ihn aus aller Fassung gebracht. Er hatte innere Thränen der Enttäuschung und des Ingrimms geweint, und es hätte nicht noch der aufregenden und verletzenden Vorwürfe des Prinzipals angesichts des ganzen Comptoirpersonals bedurft, um ihn mit einem grimmigen Hasse zu erfüllen. Latte war ein schwacher und beschränkter Mensch und darum rachgierig und grausam. Ein anderer als er hätte nicht so lange Jahre bei einem Manne wie Heffter ausgehalten, welcher keine Menschenwürde achtete und in seinen Commis nur lebendige Maschinen und Werkzeuge sehen wollte. Und wie er so in dem hohen Magazine allein auf einem großen Ballen englischer Twiste saß, mit den Beinen schlingerte, auf die Dose trommelte, eine Prise um die andere nahm und die schmalen Lippen über einander biß, da kam ihm eine boshafte Idee, die er um so begieriger aufgriff, je seltener ihm überhaupt Ideen kamen. „Warte, Hefftерchen, Scheusälchen!" murmelte er, und zerdrückte beinahe die große Hornbose zwischen der geballten Faust, „das sollst Du mir büßen. Sogleich nach Tisch geh ich zu dem alten Beutlinger und erzähle ihm alles — alles. Der Alte hat mich seiner Zeit auch manches Mal geschubriegelt und mir manchen Wischer vom Prinzipal eingetragen; jetzt kann ich ihm die Laibe heimgeben! Ich will mich an seiner Wuth waiden, wenn er erfährt, daß er bereits einen Nachfolger hat, den sich der Prinzipal gestern aus der Residenz mitbrachte, und ich will dann an ihm hetzen und treiben, daß er den Heffter etwas zwackt und klemmt, denn wir wissen sehr gut, mein hochmüthiger Herr Heffter, daß Sie dermalen nicht stark bei Kasse sind, und daß die Frankfurter und Augsburger Bankiers Ihnen die Kasse vor der Nase zugeperrt haben! Dießmal sollen Sie auch ein Bißchen verspüren, wie Einem zu Muthe ist, den das Schicksal scheppbeutelt! Warte, Hefftерchen, das Telegramm welches auf Latte's Conto zu belasten ist, soll Dir theuer zu stehen kommen! Ich will den mißtrauischen Alten schon gegen Dich einheizen!" Und mit einem Satz, welcher die Sicherheit seiner langen Beine gefährdete, hüpfte er von dem Ballen herunter, lief im Magazin auf und nieder, und schlug sich in die Hände mit dem Rufe: „Zwei Fliegen auf einen Klapp! zwei Fliegen auf einen Schlag! ... und warte nur, Stollchen, Affengesichtchen! Dir tränke ich das Telegramm auch noch ein!"

Der Hammer der Fabrikuhr hing kaum aus, um Mittag zu schlagen, so bürstete Latte schon an seinem Rock und Hut und stelzte der Stadt zu. Das Vorgefühl der Schadenfreude ließ ihn die Enttäuschung vergessen, welche er seiner Frau bereiten mußte, wenn sie erfuhr, daß ihr Latte nicht Buchhalter und Kassirer geworden war, wie er sich heute Nacht in wachen Träumen geschmeichelt und beim Frühstück ausgesprochen hatte. Aber je näher er der Stadt kam, desto schwerer fiel ihm doch die Bereitelung seiner geheimen Wünsche und Hoffnungen in dieser Hinsicht auf die Seele und er schämte sich einigermaßen über dieselbe.

Frau Latte war eine kurze dicke runde Frau, mit einem breiten Gesicht und großen Munde, pockennarbig und mit dichten borstigen schwarzen Augenbrauen die über der Nasenwurzel zusammengewachsen waren, was ihrem Gesicht etwas Ernstes, Männlich-festes gab, obschon sie im Gegentheil sehr phlegmatisch und sentimental war, und am liebsten rührende Geschichten und Romane von Lafontaine und Clauren las. Sie saß mit dem einzigen Sprossen ihres ehelichen Glückes, dem kleinen schwächlichen schielenden Roland, auf den Knieen schon am offenen Fenster und schaute die Straße hinauf nach ihrem lieben Felix. Jetzt kam er, winkte von weitem schon mit dem roth-

Digitized by Google

seidenen Taschentuch und legte das Gesicht in würdevolle Falten, welche sich Frau Auguste beliebig deuten konnte. Sie hatte im frohen Vorgefühl der Standeserhöhung heute Milchreis kochen lassen, Felirens Lieblingsspeise, und auf der Platte neben seinem Teller lag ein köstlich duftender gefüllter Schübling.*) „Papa, Papachen, darf man gratulieren?“ rief der kleine Roland mit seinem dünnen Stimmchen Papageien-artig vom Fenster herab, und Papa Latte winkte nur mit dem Taschentuch und warf eine Kußband herauf, welche Frau Augusten mit einer freudigen Regung durchbebte, denn sie deutete sich diese Geberden auf das Günstigste, da sie wußte, daß ihr Ehegemahl nicht gern Ostentation mit seinen Gefühlen trieb.

Auf der Anlände der Treppe stand Auguste mit breitem Grinsen und ausgebreiteten Armen, das Knäbchen in seinem Sonntagsstaat mit einem Blumenstrauß an der Hand.

„Felirchen! Kassierchen! Buchhalterchen! darf ich Dich glückwünschend umarmen?“ flötete Auguste.

„Nicht hier, mein Herzchen, komm' herein!“ erwiderte er diplomatisch mit einer gewissen Feierlichkeit, legte ihr den Arm um den Nacken, ergriff Rolanden an der Hand und führte beide in die Wohnstube wo schon der gedeckte Tisch stand und die Cenzi, das Küchenmädel, ihre rußigen Hände mit der Schürze abwischte, um alsfällig auf einen Wink von Madame gratulieren und dem neupromovirten Herrn Buchhalter ihre Hand reichen zu können.

„Felirchen, Männchen! also alles in Ordnung?“ fragte Auguste und ihre ganze Seele hing mit dem erwartungsvollsten Blicke an Latte's Zügen.

„Cenzi, hol' mir einen Krug frischen Wassers vom Wenzelbrunnen,“ sagte Latte zu dem Mädchen, und als dieses weggegangen war, schlug er seine langen hageren Arme um seine Frau, drückte sie an sich und sagte mit sehr feierlicher und bewegter Stimme: „Sey stark, mein liebes Herzchen, und alterire Dich nicht! Ich bin einer gemeinen Kabale erlegen.“

„Jesus Maria, ist es Dein Ernst, Felirchen? Du bist nicht Buchhalter geworden? Etwa Meßner oder Stoll? Oder ist Beutlinger wieder geblieben?“

„Keines von allen diesen, liebes Gustchen!“ sagte Latte würdevoll. „Ich habe erfahren müssen, daß Undank der Lohn der Welt ist, daß ich meine besten Jahre und Kräfte einem Unwürdigen geopfert habe. Denke Dir, Hefster hat die Erbärmlichkeit begangen, sich in aller Stille nach einem andern Fakotum umzusehen, hat diesen Menschen, einen windigen norddeutschen Schwätzer und Prahlhans, gestern aus der Residenz mitgebracht, hat darum gestern Abend mit dem guten alten würdigen Herrn Beutlinger den Zank vom Zaune gebrochen und heute Vormittag um halb zelf Uhr dem gesammten Personal den neuen Buchhalter Daniels vorgestellt!“

„Abscheulich! unerhört!“ rief Auguste und die dunklen Augen überquollen. „Das ist ja perfid und niederträchtig gegen Dich, Felix! das kannst Du Dir nicht gefallen lassen!“

„Nein, das werd' ich auch nicht, Kind! ich werde zu Beutlinger gehen und ihm über Alles Aufschluß geben; ich werde ihm zeigen, daß er diesen Menschen vernichten muß, denn wir wissen wohl, wie es eigentlich mit dem Prinzipal steht, Gustchen. Hochmuth kommt vor dem Fall, und wenn erst der Alte reden will, dann zwitschern es bald die Spatzen vom Dache, daß Herr Hefster so gut wie fertig ist!“

„Du wirst ihm aufkündigen, Felirchen und Dir eine andere Stelle suchen!“ rief Auguste unter Thränen bitter Unmuths; „Du wirst einem solchen Undankbaren, Rücksichtslosen Deine Kräfte nicht länger widmen!“

*) Eine Art fetter gewürzter Rauchwurst.

„Nein, ich werde bableiben, bis er mich . . . bis er fallirt!“ sagte Latte mit einer gewissen Aufwallung ritterlichen Edelmuths. „Diese Zeit ist nicht mehr ferne. Ich will meine Schuldigkeit bis zuletzt thun, damit ich hernach ihm sagen kann: 'Sehen Sie, Herr Hefster, das Schicksal rächt mich an Ihnen; das ist die Nemesis. Hätten Sie sich mir anvertraut, dann hätt' ich Sie noch gerettet; aber Sie stießen Ihren Retter zurück; als es noch Zeit war. Wir sind quitt!“

„Und dann, lieber Felix?“

„Dann, mein Gustchen, dann nehmen wir unsere paar Tausend Gulden und kaufen ein kleines Spezerei- oder Mercereigeschäft und arbeiten für uns und unser Kind!“

„Aber warum das nicht lieber sogleich, lieber Felix?“ rief Auguste; „warum noch einige kostbare Jahre an einen Undankbaren verschwenden?“

„Jahre?“ rief Latte pathetisch; „es währt keine paar Monate mehr, zumal wenn die Geldkrise andauert. Aber ich werde bleiben, ich werde meine Schuldigkeit thun bis zum letzten Augenblick!“ . . .

„Ach, das sieht Dir ähnlich, Felirchen! immer nur herzensgut gegen Andere, auch wenn sie Dich mißbrauchen!“

Cenzi brachte den Wasserkrug, Felix trank ein großes Bierglas voll, setzte sich zu Tisch und sagte: „Ich bin nicht zum Sprechen aufgelegt, Gustchen! ich habe den Kopf so voll: ich habe dem wackeren alten Beutlinger so viel mitzutheilen. Laßt uns das Essen beeilen, damit ich zu dem Kranken hinüber komme!“

Guste aß unter Thränen, welche noch heftiger strömten, als Felix sich anschickte, wieder wegzugehen, nachdem er kaum den Löffel gewischt hatte. — „Heute Abend mehr, liebes Herz, und sey mir stark! Der elende Hefster ist nicht werth, daß Du Dich seinethalben alterirst. Sein Schicksal wird ihn schon noch ereilen! Adieu, bis heute Abend, dann hoffe ich Dich ruhiger zu sehen!“ Er küßte Weib und Kind mit großem Pathos und ging. Auguste sah, wie er den Stock heftig auf das rauhe Pflaster der Straße stieß, und schloß daraus auf den Sturm seiner Gefühle; sie blickte ihm nach, bis er um die Ecke der Hahnengasse verschwunden war; dann drückte sie ihr Rolandchen an's Herz und warf sich laut schluchzend auf das Sopha.

Latte aber hatte nur grimmig mit dem Stock auf die Pflastersteine gestoßen, weil er sich Muth für den bevorstehenden Gang machen wollte, denn ein gewisses Etwas sagte ihm, daß ein Mann wie Herr Beutlinger eigentlich nicht zu beurtheilen sey, — dem Herrn Latte war er immer wie ein Räthsel erschienen: der alte Commis der sich täglich, stündlich mit dem Prinzipal zankte, war doch auf den Ruhen desselben so erpicht, daß er wegen eines am Boden liegenden Endchens Bindfaden einen Höllenlärmen erheben konnte.

Mit pochendem Herzen trat er in die Stube des Kranken und begrüßte ihn mit einer gewissen unterwürfigen Theilnahme. Beutlinger in einem alten Schlafrock saß im Lehnstuhle und sah sehr gelb und angegriffen aus. „Wir haben alle mit innigem Bedauern vernommen, lieber Herr Buchhalter, daß Sie so unerwartet heftig erkrankt sind,“ hub er an. „Doch gottlob, das Gerücht hat übertrieben — Sie sind nicht so krank . . . .“

„Nein, ich erhole mich schnell wieder; ich thue den Leuten den Gefallen nicht,“ versetzte Beutlinger herb. „Die Galle ist mein köhlicher Punkt, Latte; so oft ich mich einmal tüchtig ärgere, — schwupp! ist mein Magenübel da! Aber ich habe zähe Kalbaunen, Latte, kann einen Pfuff vertragen. Apropos, sind die blauen Colonnaden an Weißbach und Jügen in Hamburg abgegangen.“

„Ich weiß nicht, bester Herr Beutlinger; von mir aus sind sie abgegeben, aber ob Meßner sie expedirt hat, ist fraglich. Die

Digitized by Google

Bestürzung über Ihr plötzliches Erkranken, die Muthmaßungen über den Grund davon, die Ungewißheit was aus uns allen werden solle, wenn Sie fehlten, hat uns diesen Morgen zu keinen vernünftigen Arbeiten kommen lassen ....“

„Kann mir's denken!“ brummte der Kranke; „wann die Katze aus der Thüre ist, tanzen die Mäuse auf Tisch und Bänken! — Na, hat denn Herr Heffter das Geschäft nicht wieder tüchtig in die Hand genommen, wie er gestern sagte?“ setzte er ironisch hinzu.

Latte seufzte. „Der Prinzipal?“ sagte er achselzuckend; „hm, den haben Sie komplet verwöhnt, lieber Herr Beutlinger; der versteht von den Einzelnheiten gar nichts mehr. Und zudem heute. Am Morgen war sein erster Gang in den Stall zu den neuen Prachtpferden, und als er nach dem Frühstück kaum in's Geschäft getreten war, da kam Herr Spahlenberg mit dem neuen Buchhalter, welchen sich der Prinzipal aus der Residenz mitgebracht hat und den er uns nun vorstellte ....“

„Mein Nachfolger?!“ schrie Beutlinger aufspringend, und seine blutlosen Lippen bebten.

„Schon eingetreten, liebster bester Beutlinger,“ sagte Latte ruhig und scheinbar harmlos. „Aber du lieber Himmel, warum erschrecken Sie denn so? Ich dachte nicht anders, als Sie wüßten bereits die neue Mähr, von welcher die ganze Stadt schon voll ist. Ja wohl, ganz im Stillen hat Herr Heffter sich ein neues Factotum verschrieben und gestern aus der Residenz mitgebracht .... Ja, er war seiner Sache schon sicher, als er gestern Abend wieder mit Ihnen haderte und Sie bis zum Bruche trieb, lieber Freund! Da lernen wir, was für Dank wir uns erwerben!“

„Und wer ist mein Nachfolger? wie heißt er?“ rief Beutlinger mit leobrechendem Ingrimm.

„Hm, es mußte natürlich ein Ausländer seyn, — ein hiesiger that's nicht, am wenigsten einer von denen, die Sie sich herangezogen, lieber Herr Beutlinger!“ versetzte Latte gleichmüthig und zeichnete mit seinem Stocke Figuren auf den Stubenboden. „Es ist der Mundart nach ein Norddeutscher, ein Windbeutel, nennt sich Daniels, und trägt sich etwas hochnäsig. Na, werden ja sehen, wie lange er es anhältt und ob er uns so über die Achsel ansehen darf!“

„Ein landfremder Mensch! ein Berliner Schwadronent?“ wiederholte Beutlinger nach Athem ringend vor innerer Bewegung. „Natürlich, es ist ja jetzt die Zeit des Schwindelns und Flunkerns. Und Spahlenberg brachte ihn, sagt Ihr, Latte?“

„Ja, Spahlenberg brachte ihn, d. h. er kam mit ihm und that sehr vertraut, aber es liegt ja klar auf der Hand, daß die Sache längst fertig war, denn Heffter hat den jungen Mann natürlich nicht erst heute früh engagirt und eingestellt.“

„Gewiß nicht — das ist eine längst angelegte Geschichte, die hinter meinem Rücken angezettelt wurde. Ah, ich sehe nun alles klar! er hatte es darauf abgesehen, gestern Abend mit mir zu brechen.“

„Wie hätten nicht geglaubt, daß es möglich wäre, lieber Herr Beutlinger, meiner Treu nicht!“ fuhr Latte fort. „Es war nur Ein Schrei des Bedauerns, als der Prinzipal mit dem neuen Factotum wegging in die Fabrik nachdem er uns diesen Herrn Daniels vorgestellt hatte. Aber die Sache ist nun einmal so, und wir werden Sie noch oft zurücksehnen, mein lieber bester Herr Beutlinger. Sie waren allerdings streng und genau, aber doch einer von den unsrigen. Wer weiß wie es nun werden wird, und wie lange die Geschichte noch hält! — Ja, man munkelt so allerlei, aber man weiß auch daß der Hochmuth vor dem Fall kommt und daß nicht alles Gold ist was glänzt. Unsere guten Tage sind vorüber, wenn Sie 'mal fort sind, Herr Beutlinger, und jeder wäre am liebsten mit Ihnen gegangen. Die Kollegen alle lassen Ihnen ihr herzlichstes Beileid ausdrücken und Sie unserer Achtung versichern, zu welchem Behufe sie mir Vollmacht ertheilen haben ....“

Der alte Herr schien nicht darauf zu hören; er blickte vor sich nieder und seine alten grauen Augen waren heiß und trocken — er war so tief gekränkt, daß er nicht einmal Thränen des Zornes fand. Er würdigte Latte keines Blickes, als wollte er nicht sehen, daß hinter der heuchlerisch wehmüthigen Miene des Magazniers eine boshafte teuflische Schadenfreude funkelte.

„Ich will keinem Menschen etwas Böses wünschen, aber ich sage, die Sündenschuld kann nicht ausbleiben — der Prinzipal wird es noch büßen müssen,“ fuhr Latte mit einer gewissen bedeutsam prophetischen Betonung fort; „ich bin gewiß bescheiden, wie Sie wissen, lieber Herr, und habe mir gewiß nie die Fähigkeit zugetraut, Sie zu ersetzen, daher konnte nicht davon die Rede seyn, daß Herr Heffter mir Ihre Stelle übertrage. Aber Meßner und Stoll sind ja auch da und wären wenigstens mit dem Geschäfte vertrauter gewesen, als solch ein fremder hergelaufener ....“

„Bah, Meßner ist ein fauler Hansnarr, Stoll ein Zierafle!“ polterte Beutlinger heraus; „nein, lieber noch einen Landfremden, wenn er nur ein talentvoller umsichtiger Mensch ist!“

„Wie, Herr Beutlinger! Das sagen Sie?“

„Na ja doch, Latte! daß er mir einen Nachfolger gegeben, nehm' ich dem Prinzipal nicht übel,“ sagte der Alte; „dazu stand ihm das Recht zu, und wir sind einander nicht auf die Ehe gegeben. Aber warum konnte er mir dieß nicht ehrlich und offen sagen? Warum mußte er mir eine perfide Falle stellen? das ärgert und empört mich, das hab' ich nicht verdient. Ich bin alt, bin eigensinnig, ein langsamer Arbeiter — ich weiß es, daß meine Zeit auch einmal kommen mußte. Aber nach dreißig Dienstjahren so aus dem Hause gejagt zu werden — das ist schändlich.“

„Um Vergebung, Herr Beutlinger, aber die Leute sagten ja, Sie hätten gekündigt?“

„Freilich that ich es, aber es war nur so 'ne Redensart! Wer hätte gedacht daß er es so ernst und mich beim Wort nähme? Er trieb es aber absichtlich weiter, das ist klar, und nun hat er den Triumph, sagen zu können, daß ich ihm den Stuhl vor die Thüre gesetzt habe! Ich war allerdings ein Thor, mich so in die Hitze hineinzureden wegen der Paar Mäule. Diese tausend Thaler hätten am Ende das Geschäft nicht gestürzt, aber ich kann mir nicht helfen, ich bin einmal von der alten Schule, und denke, wenn einem Bürgerlichen der Rappel kommt, den Edelmann zu spielen und sich für Pferdefleisch zu interessiren, dann ist es mit der Solidität Matthäi am letzten.“

Latte suchte noch Oel in die Flamme zu gießen, aber der Alte hörte ihn kaum an; seine eigenen chaotischen Gedanken und Empfindungen bestürmten ihn allzu sehr, als daß er auf Andere hätte hören können. Und jetzt kamen auch noch Meßner, Stoll und die Anderen, um Herrn Beutlinger ihr Bedauern auszudrücken und von ihm zu hören, wie denn der Bruch zwischen ihm und dem Prinzipal zu Stande gekommen sey. Aber Herr Beutlinger fühlte sich unwohl und legte sich auf's Bett, und Frau Hamprecht bat die Herren um ihren Besuch zu einer gelegeneren Zeit, lockte sie aber in ihre Stube hinüber um ihnen umständlich zu erzählen, wie der alte Herr seinen Anfall bekommen, und von ihnen zu hören, was es draußen auf der Fabrik Neues gebe. Beutlinger lag zwei Stunden bei verschlossenen Thüren in der heftigsten Aufregung; er hätte sterben mögen, so ekelhaft erschien ihm das Leben, so elend und verächtlich die Menschheit. Dann aber konnte er der Versuchung nicht widerstehen, an Herrn Heffter zu schreiben und sich in diesem Briefe der ganzen Bitterkeit seines Herzens zu entlasten. Er wollte sich für die erlittene Unbill rächen.

Digitized by Google

9.

Einige Tage waren vergangen, und das durch den Personalwechsel des alten Buchhalters etwas gestörte Geschäft kehrte in sein gewohntes Geleise zurück, denn Herr Daniels arbeitete sich zusehends schnell in seinen Beruf hinein. Er saß jeden Tag vom frühen Morgen bis zur späten Nacht vor seinem Pult, durchmusterte aufmerksam Bücher und Korrespondenz und machte sich mit dem ganzen Geschäftsgange vertraut. Herr Hefstter sah ihm mit einer stillen Bewunderung und doch nicht ohne Neid zu, denn er mußte sich sagen, daß der junge Mann bald in allen Branchen heimischer war, als er selbst. Der Prinzipal war in diesen Tagen gar nicht zum Arbeiten aufgelegt; denen die ihn näher beobachteten, entging eine gewisse Hast und Unruhe nicht, welche den Mann beherrschte. Er ezging sich in seltsamen auffallenden Kontrasten: einer gewissen lärmenden Fröhlichkeit im Familienkreise, einer mürrischen Nörgelei auf dem Comptoir; er verfiel einer gewissen gedrückten Stimmung, sobald er allein war. Auf seiner Stirne hingen dann schwere Wolken und auf seiner Brust lag es wie ein Bleiklotz. Boten mit Briefen gingen zwischen ihm und seinem ehemaligen Buchhalter Beutlinger hin und her, und es mochten unangenehme Erörterungen stattbaben, denn jedes Mal nach derartig gewechselten Briefen erschien der Fabrikherr noch reizbarer und verdüsterter als sonst. Frau Hefstter und ihren Töchtern konnte dieß nicht entgehen, und diese Wahrnehmung warf ihren Schatten auch auf die Züge der wackeren Hausfrau und schien sogar auf Emma zu wirken, welche in den letzten Tagen noch stiller und in sich selbst zurückgezogener geworden war als zuvor und deren frische Wangen zusehends an Schmelz verloren. Vergebens heftete die brave Hausfrau forschende Blicke auf ihren Gatten und wagte sogar hie und da eine schüchterne Frage nach dem Grund seines Ernstes und seiner Verstimmung. Aber er wies sie rauh zurück. „Possen!“ brummte er; „was werd' ich denn haben, Louise? Nichts als das gewöhnliche Maß von Verdruß und Aerger und Mißgriffen im Geschäft, wovon ihr Frauensleute keinen Begriff habt! Ihr denkt wohl, ein Fabrikherr sey heutzutage auf Rosen gebettet? Die Baumwolle steigt rasend, wir können die alten Preise nicht entsprechend steigern, dazu die Geldkrise, was soll da aus uns werden?“

„Wir müssen Geduld haben, lieber Manuel, und auf Gott vertrauen — das hat noch Keinen zu Schanden werden lassen,“ entgegnete Frau Hefstter sanft. „Du weißt, mein Lieber, daß uns Gott schon über manch andere schweren Tage hinübergeholfen hat. Nur müssen wir das Unsrige thun, um uns in die schlimme Zeit zu schicken.“

„Dummes Zeug!“ murmelte er; „mit Gottvertrauen und frommen Phrasen zahle ich am Sonnabend meine Fabrikarbeiter nicht, noch schick' ich meinen Lieferanten in Liverpool damit Remessen für Baumwolle. Uebermorgen lasse ich wieder fünfzig Personen die Arbeit einstellen!“

„Fünfzig Personen?“ wiederholte Frau Hefstter; „darunter sind wenigstens zehn Familienväter! Welch ein Elend wird das wieder geben?“

„Bah, das Gesindel soll an der Straße arbeiten oder an den Eisenbahnbauten!“ murrte der Fabrikherr; „ich habe mit dem Volk nicht das geringste Mitleid. Diese Leute sind träge und anspruchsvoll, wenn wir mit Bestellungen überladen sind und die Arbeit pressirt; für jede Stunde über die gewöhnliche Arbeitszeit, für jede größere Anstrengung kann man sie nicht genug bezahlen. Dann wird der Brodherr auf jede mögliche Art geschraubt und gedrückt. Aber wenn dann andere Zeiten kommen, wo die Arbeit mangelt, so beanspruchen diese Leute, daß man zu seinem eigenen Schaden sie durchhätze und ihre Vorstellung spiele.“

„Aber lieber Manuel, warum willst Du denn Leute fortschicken, wenn Du doch Arbeit für sie hättest?“

„Das verstehst Du nicht, Louise,“ erwiderte er barsch. „In Zeiten wie die gegenwärtigen denkt ein braver Mann zunächst an sich selbst. Die Preise der Baumwolle stehen zu hoch, zu schwankend, das Geld ist zu theuer, die Bankiers sperren ihre Kassen zu. Es ist keine Freude mehr, ein großes Geschäft zu betreiben.“

„Manuel, Du sagst mir die volle Wahrheit nicht,“ entgegnete Frau Hefstter und ihre dunklen Augen ruhten mit einem schmerzlich ernsten Ausdruck auf dem Gatten. „Du stehst nicht mehr gut, nicht wahr? Oh, leugne es nicht, ich fühle es nur allzugut. Ich habe das kommen sehen, und nicht umsonst immer gezittert über Deinen Baugeist und die immerwährenden Erweiterungen der Fabrik, über die ewigen neuen Anschaffungen von Maschinen und dergl. Aber Du ließest meine Bedenken nicht gelten; bei Euch Männern ist so 'ne arme Frau immer nur ein unverständiges Geschöpf, mit dem man nichts reden kann. Und seit nun gar dieser unglückselige Spahtenberg hier ist, hab' ich vollends das kleine Restchen von Vertrauen verloren, das Du mir noch schenktest, und der Mann hat Dich mit Haut und Haaren eingezogen .... Ach Manuel, wie ruhig könntest Du es nun haben, wenn Du mir nur ein klein Wenig gefolgt, wenn Du Dir die schlimmen Erfahrungen der Achtundvierziger Jahre zu Nutz gemacht hättest!“

„Na, jetzt bist Du wieder auf dem alten Kapitel, das Dir eine unerschöpfliche Ausbeute liefert,“ versetzte Herr Hefstter kalt. „Zum Glück bin ich längst solcher Vorwürfe gewöhnt.“

„Mein Gewissen gibt mir das Zeugniß, daß ich Dich niemals mit Vorwürfen gequält noch Dich ungerecht angeklagt habe, Manuel!“ sagte Frau Hefstter ruhig und mit einer rührenden Resignation. „Ich habe nie so groß zu werden gestrebt, wie Du uns machen wolltest; ich habe von all Deinem Glanz und Ueppigkeit für mich und meine Kinder nichts gewollt, denn ich bin von Haus aus bescheiden und nüchtern gewöhnt. Aber Dein unruhiger ehrgeiziger Sinn ist offenbar weiter gegangen, Manuel, als Du hättest gehen sollen, wenn Du der Zukunft gedachtest. Ich habe von jeher die untrüglichste Ahnung gehabt, daß all Deine scheinbare Größe nur auf gläsernen Füßen stehe, daß Du ein Hazardspiel spielst. Und nun scheinen die Zeiten gekommen, wo Dir selbst die Augen schrecklich aufgehen!“

„Kurzsichtiges Geschwätz!“ erwiderte der Fabrikherr geringschätzig; „ich kann nicht leugnen, daß mir momentan in Verlegenheit sind, aber diese Calamität liegt auf allen meinen Standesgenossen gleichmäßig. Der amerikanische Krieg, die Baumwollennoth, die Geldkrise — was willst Du? leiden darunter nicht Tausende? Aber für mich speziell ist noch eine Verlegenheit da, welche mir dieser boshafte Schuft und Hansnarr, der alte Beutlinger, boshafterweise bereitet?“

„Beutlinger? Unmöglich! er war ja immer so anhänglich an Dein Geschäft, als ob es sein eigenes Kind wäre! Wenn er zu zweifeln beginnt, Manuel, dann ....“

„Na, was denn? heraus damit!“ polterte der Fabrikherr.

„Dann steht es gewiß schlimmer um Dich, als Du Dir gestehst, geschweige denn mir zugibst! Warum auch mußtest Du mit ihm brechen, ihn so beleidigen, einen alten treuen Diener?“

„Einen Menschen, der mich meistern, maßregeln wollte, sich in meine Privatliebhabereien mengte, mich wie einen Spion belauerte, Dich gegen mich aufhetzte?“ rief Hefstter ungestüm.

„Nichts von diesem allem, Manuel,“ gab Frau Hefstter ruhig zur Antwort und schüttelte verweisend das Haupt. „Es kränkte Dich vielleicht, daß er Dir sagte: Du seyest nicht mehr in der Lage solche Equipagen zu kaufen, da er kaum wisse, woher das Geld für die

Digitized by Google

Wochenlöhne auftreiben, und mit der Summe, welche die Equipage koste, könnte er vier Wochen lang die Arbeiter bezahlen . . . ."

Heffter wandte sich zornglühend zu seiner Frau. „Woher weißt Du das, Louise? der alte Hallunke hat sich also hinter Dich gesteckt? . . ."

„Keineswegs; ich mußte es ja mit eigenen Ohren hören, während ich in der Speisekammer war, um das Gouter für Deinen Busenfreund Spahlenberg zu richten. Ihr schrieet so ordentlich wie zwei Kornschützen in eurem Zorneseifer. Und sprich jetzt selbst, Manuel, hatte er nicht Recht? war's nothwendig oder auch nur klug, daß Du die Equipage kaufteſt, wenn doch Deine augenblicklichen Verhältnisse . . . ."

„Ich bitte Dich, Louise, laß mich im Frieden und mach mir den Kopf nicht warm!" rief Heffter mit zornfunkelnden Augen und geschwollener Stirnader. „Glaubst Du denn, ich habe aus elender Renommage so gehandelt und nicht mit voller Berechnung? Willst Du mich nicht lieber für mundtodt erklären laſſen?"

„Geh doch, geh, Manuel! diese Ausdrücke passen nicht auf meine bescheidene schüchterne Einwendung," versetzte Frau Heffter. „Meine stille Ergebung in alles, was über uns je hereinbrach und was ich mit meinem anspruchslosen sparsamen Haushalt und meinen geringen Bedürfnissen gewiß nicht verschuldete, spricht mich vollkommen frei. Aber warum den alten treuen Diener so beleidigen, wenn er Dir doch gefährlich werden kann, wenn es dich geniert, ihm sein Kapital hinauszubezahlen? warum ihm einen unbekannten jungen Mann zum Nachfolger geben, der ihn doch nicht ersetzen kann? . . . ."

„Nicht ersetzen kann? Ich sage dir, Dauels iſt ein Talent ersten Ranges in seinem Fache, dem der Alte das Wasser nicht reichen kann, und wäre vor zwei, drei Jahren ein Fund für mich gewesen. — Leider kommt er vielleicht zu ſpät! Aber wollte Gott, mein eigener Sohn gliche ihm!" entfuhr Herrn Heffter unwillkürlich.

„Zu ſpät!" rief Frau Heffter erschrocken; „o meine Ahnung! Und du wirſt nun dem Fremden, dem Freunde Spahlenbergs, ein Vertrauen einräumen, das du dem eignen Sohne verweigerteſt? Du wirſt ihm preisgeben müſſen, was Gustav nie von Dir erlangen konnte: eine klare Einsicht in Deine Verhältniſſe!"

„Weib, Du gehſt wahrlich zu weit, Du treibſt mich zum Aeußersten!" rief Heffter aufwallend. „Anſtatt Troſt und Aufrichtung findet man bei euch kurzſichtigen Frauen nur Vorwürfe und Bitterkeiten!"

„Armer verblendeter Manuel!" ſagte Frau Louiſe; „haſt Du je Troſt bei mir geſucht oder hätteſt Du denjenigen verſtanden, den ich Dir bieten konnte, den Troſt innigen gläubigen Gottvertrauens und die Ueberzeugung, daß alles von Gott kommt, Freud' und Leid, daß wir mit oder ohne den Herrn unſere Schickſale immer ſelber machen, und daß alle Dinge zu unſerem Beſten dienen müſſen? Haſt Du nicht für jede meiner ſchlichten gläubigen Herzensregungen und Aeußerungen von jeher nur eine ſpöttiſche Bemerkung gehabt? O mein armer Freund, dieſer Zwieſpalt riß uns zuerſt aus einander und wird nicht aufhören, als bis Du einſieheſt, daß mein Glaube ein ſichrerer Anker war als Dein Selbſtvertrauen?"

„Erſpare Dir die Bußpredigt! Die Erweckungen ſind vorerſt nur in Amerika und England Mode," ſagte er herb, und enteilte dem Zimmer. Frau Louiſe aber nahm den gewohnten Weg in ihr Stübchen, wo ſie ſich mit ihren Thränen und ihrem ſtillen heißen Gebete einſchloß.

Herr Heffter ging nach der Fabrik und wandelte gedankenlos durch die ausgedehnten Räume; dann lief er gedankenvoll und aufgeregt im Garten auf und ab, ohne jedoch zu einem Entſchluß zu kommen. „Es hilft nichts — ich muß Spahlenberg und Dauels in's Vertrauen ziehen," murmelte er; „mein armer Kopf iſt zu wüſt und wirr, um mir ſelbſt zu rathen. Aber dieſe beiden ſind ein Paar tüchtige Köpfe. Weiß Einer noch Rath, ſo ſind es dieſe beiden . . . ." — „Herr Dauels, auf ein Wort!" flüſterte er dieſem zu, als er im Comptoir an ihm vorüberging; Dauels folgte ſogleich. „Ich bin in einer momentanen Verlegenheit. Glauben Sie daß . . . doch nein, das geht nicht! die großen Häuſer in Amſterdam und Rotterdam ſind jetzt auch überall engagirt und mißtrauiſch, und werden keinen neuen Kredit auf laufende Rechnung geben! Es bleibt nichts andres übrig als die Hälfte der Arbeiter entlaſſen."

„Entlaſſen, Herr Heffter? jetzt wo die Arbeitslöhne niedrig ſind, wo wir neue Abſatzwege in Italien, in der Levante gefunden?" fragte Dauels verwundert. „Das kann Ihr Ernſt nicht ſein!"

„Doch, doch, Herr Dauels! die Umſtände gebieten es," verſetzte der Fabrikherr mit gepreßter Stimme. „Die ſchweren Verluſte, die ich in Amerika erlitten, die hohen Preiſe der Rohſtoffe, der gedrückte Geldmarkt, die Spannung mit einigen meiner ſeitherigen Bankiers und vor Allem eine niedrige Kabale, welche Ihr Vorgänger mir zu ſpielen gedenkt, das alles drückt auf mich."

Dauels ſah feinen Prinzipal ernſt und forſchend an. „Sie überraſchen mich in der That," ſagte er; „was haben Sie mit Herrn Beuttinger?"

„Er verlangt für ein namhaftes Kapital, welches er ſeither in meinem Geſchäfte gegen Verzinſung ſtehen hatte, eine doppelte Hypothek-Verſchreibung oder Heimbezahlung," entgegnete Heffter verlegen. „Zum erſtern kann ich mich nicht verſtehen, denn eine derartige Manipulation würde meinen Credit am Orte furchtbar erſchüttern — Sie begreifen, daß dies ſich verſchwatzt und ausplaudert, daß man es mißdeuten und kommentiren wird, und das iſt es offenbar der Allem, was gefliſſentlich von Beuttinger geſucht wird und ausgebeutet werden will. Und zur Rückzahlung in kürzeſter Friſt iſt der jetzige Zeitpunkt am ungünſtigſten."

„Allerdings, denn die Ausſtände ſind zwar bedeutend aber zum Theil in langen Friſten erſt fällig," ſagte Dauels. „Aber trotzdem können dieſe Motive allein Sie unmöglich nicht beſtimmen, den Geſchäftsbetrieb zu verringern, ſo lange noch Beſtellungen, Abſatzwege vorhanden ſind. Ich bitte Sie um Eines, Herr Heffter: geſtatten Sie mir, daß ich Herrn Beuttinger einen Beſuch abſtatte, den ich ihm ſchon längſt zugedacht habe, — daß ich in Ihrem Namen mit ihm unterhandle!"

„Sie, Dauels?" rief Heffter erſtaunt. „Wie mögen Sie ſich hievon Erfolg verſprechen? Iſt nicht der Vorgänger mehr oder weniger feindſelig gegen den Nachfolger geſtimmt? Würde Ihre Vermittelung bei dem eigenſinnigen Alten nicht eher Alles verderben?"

„Wer weiß, Herr Heffter? Es gälte doch die Probe," erwiderte Dauels ruhig und zuverſichtlich. „Ich bin nicht, wie Andere vielleicht an meiner Stelle wären, die mit hämiſcher Genugthuung zu ermitteln trachten, wo ihrem Vorgänger ein Verſteß paſſirte, wo er ſich ein Verſäumniß hat zu Schulden kommen laſſen. Ich achte und ehre die Pünktlichkeit meines Vorgängers, ich werde mir ſeinen Rath erbitten, und mir ſein Vertrauen zu gewinnen ſuchen. Ich habe Glück in derartigen Dingen, glauben Sie mir, Herr Heffter!"

„Mag ſein, aber ich kenne den alten Querkopf; ich bin überzeugt, er haßt Sie herzlich," entgegnete der Fabrikherr. „Wenn Sie ihn beſuchen wollen, um ſich ihm vorzuſtellen und ſeinen Rath in Ihren Funktionen zu erbitten, habe ich nichts dagegen. Aber was dieſe ſpezielle Angelegenheit anlangt, ſo kann ich mich nicht entſchließen, auf Ihren Vorſchlag einzugehen, denn ich bin beinahe gewiß, daß ich Alles auf's Spiel ſetzen würde."

Digitized by Google

Tauels zuckte die Achseln. „Ich wage Ihnen nicht zu widersprechen, obschon ich mich noch nicht gefangen geben kann," sagte er. „Ein freundliches Wort, Aug' in Auge, wirkt doch anders als ein Brief und nimmt manche Herbheit hinweg. Indeß ganz nach Ihrem Wunsche, Herr Heffter. Ich werde in den nächsten Tagen einmal den alten Herrn besuchen, um mir über verschiedene Geschäftsbeziehungen Aufschluß geben zu lassen, die mir noch nicht ganz klar sind, und die mir auch keiner der Commis erklären kann. Ich gebe mein Wort, daß ich von der Kapital-Angelegenheit nicht mit Herrn Bentlinger reden werde. Allein wenn er von selbst darauf kommen sollte, wäre es Ihnen dann unangenehm, daß ich mich aus Kräften bemühte, den gekränkten Herrn zu versöhnen und Geschehenem die freundlichste Deutung zu geben?" Dabei schaute er dem Fabrikherrn mit einem ruhigen, klaren und unbefangenen Blick in's Auge.

Heffter hatte ihn forschend beobachtet und blickte jetzt etwas befangen beiseite. „Nicht im mindesten," versetzte er; „in diesem Falle handelu Sie mit ihm nach Gutdünken." Und bei sich selber dachte er: Lieber gebe ich es vorweg zu, denn ich kann ja doch nicht hindern, daß etwa der Zufall beide zusammenführt oder Tauels sich hinter meinem Rücken Kunde von Dem verschafft, was ich ihm ja doch nicht mehr lange vorenthalten kann — Er wandte sich zum Weggehen, aber Tauels sagte: „Und die Arbeiter werden nicht entlassen, Herr Heffter, nicht wahr? Wir stellen die Arbeit nicht ein?" — „Ich will mich darüber noch besinnen, Herr Tauels," war die Antwort; „es ist am Sonnabend noch Zeit, sich darüber zu entscheiden!"

„Nicht doch, Herr Heffter, es gäbe vielleicht noch ein Mittel, das Geschäft wieder emporzubringen, ohne fremdes Kapital gegen wucherische Zinsen aufzunehmen. Ich will mich besinnen, und wenn mir ein passendes Mittel einfällt, darf ich es ergreifen, Herr Heffter?"

„Unbedingt, ich gebe Ihnen freie Vollmacht, Tauels!" erwiderte der Prinzipal.

Heffter ließ sich sein Pferd satteln und ritt zu seinem Freunde Spahlenberg hinaus, mit dem festen Entschlusse, sich diesem ganz anzuvertrauen und zunächst bei ihm Hülfe zu versuchen.

Tauels kehrte gedankenvoll in's Comptoir zurück: er hatte jetzt einen tiefern Blick in die Verhältnisse gethan, als er je zu thun gehofft, und eine schmerzliche Wehmuth togerte sich um seine Brust. Es ist die höchste Zeit, hier mit energischen Mitteln einzugreifen, dachte er; wenn dieser Mann in seiner Verblendung fortfährt, so bringt er die Schuljen an den Bettelstab. Die Kasse ist leer, die Ausstände sind gering, die Liegenschaften mit Hypotheken überbündet, der Kredit erschöpft, die Vorräthe an Rohstoffen unbedeutend, und doch wäre noch Absatz zu erzielen, wenn nur Betriebsfonds vorhanden wären! — Er starrte eine Weile sinnend auf seinen Pult, dann fuhr er lebhaft auf, schlug ein Schnippchen und murmelte: „Ich hab's! ich schreibe an einige Exporteurs! besser mit geringem Nutzen als gar nicht gearbeitet; besser die Fabrik beschäftigt bis die schlimmste Zeit vorüber ist, als durch Einstellung der Arbeit den Kredit vollends einbüßen und das Etablissement ruiniren!" Er holte ein Notizbuch aus seinem Pulte hervor und blätterte eine Weile darin, dann nahm er einen Briefbogen und schrieb einen langen Brief, an dem er mehrfach ausstrich und korrigirte und wieder strich, bis derselbe endlich seinen eigenen Ansprüchen genügte. Dann sah er auf die Uhr, ging zu Stoll hin und sagte: „Ich habe eine Bitte an Sie, lieber Stoll! Sie schreiben die schönste Hand unter dem Personal. Sie werden die Freundlichkeit haben, diesen Brief schnell dreimal abzuschreiben — die Briefe müssen noch heute Nacht mit der Post fort. Ich leiste Ihnen Gesellschaft und werde ebenfalls drei solche Briefe schreiben!"

Stoll sah gleichfalls auf die Uhr und machte ein sehr sauersüßes Gesicht, nahm aber die Arbeit rüstig in Angriff, um noch zum Abend-Concert im Casinegarten zu kommen. Die andern Commis machten Feierabend und gingen, und bald trippelten die Federn von Tauels und Stoll allein noch in dem geräumigen stillen Comptoir während nebenan in der Packstube Fritzchen Blunz auf dem Packtische hockte, eine englische Grammatik auf den Knieen und einen Band von Hauff's „Lichtenstein" in der Hand, dessen Inhalt er mit mehr Begierde verschlang, als die englische Conjugation, und der ihn über den Schmerz tröstete, seinen Feierabend verkürzt zu sehen.

Stunde um Stunde verging. Der Abend dunkelte. Jetzt war Stoll fertig, spritzte die Feder aus, hüpfte von seinem Comptoirschemel herunter, und brachte seine mundirten Briefe dem Factotum. Die Sohlen brannten ihm, zu der Musik zu kommen, denn vermuthlich ward an diesem Abend noch getanzt, und er hatte dem Marktheifer schon seinen Frack gegeben, um damit seiner im Casinegarten zu harren. „Hier sind die drei Kopieen, Herr Tauels; ich denke, sie werden richtig sepn!"

„Ohne Zweifel, Herr Stoll, aber der Sicherheit wegen wollen wir sie jedenfalls noch vergleichen. Sie sollen nicht mehr lange aufgehalten werden, mein Lieber!" sagte Tauels. — „He, Frauz!" rief er in die Packstube hinein, daß Fränzchen vor Schreck beinahe vom Tische fiel, denn er war so eben mit dem verhannten Herzeg Ulrich und dem Pfeifer von Hardt in der Rebelhöhle und seine ganze Seele hing an der Scene, wo der Pfeifer den versteckten Verbannten in seinem unterirdischen Asyl aufsucht; — „Franz, gehen Sie 'mal gefälligst hinauf und fragen Sie Herrn Heffter, ob mir nicht erlaubt sey, ihn einige Minuten droben oder hier zu sprechen? Und — halt, hören Sie mich doch zu Ende! — und falls der Prinzipal nicht oben seyn sollte, so fragen Sie gefälligst bei den Damen, bis wann der Herr wohl zurückkommen werde?

Fränzchen eilte mit einem „Sehr wohl, Herr Tauels!" hinaus und der Buchhalter warf einen raschen Blick in die Packstube, ob seiner der Marktheifer mehr dort sey, dann wandte er sich zu Stoll, der neben ihm stund, nahm ihm die Kopieen ab, die er aufmerksam ansah, hestete dann einen festen Blick auf ihn, der den Commis etwas beirrendete, und sagte: „Sie schreiben eine sehr schöne Hand, Herr Stoll, aber ich habe etwas daran auszusetzen!"

„Und was denn, Herr Tauels?" fragte dieser unruhig.

„Sie machen zu viele Winkelzüge, Stoll!"

„Ich?" rief dieser betreten; „was verstehen Sie darunter, Herr Tauels?"

„Sie verstehen mich vielleicht besser, wenn ich Ihnen als Beispiel eine Ihrer Federproben vorlege," entgegnete Tauels, ohne seinen ernsten forschenden Blick von Stoll abzuwenden, griff unter die Klappe seines Pultes und hatte einen geöffneten Brief hervor, den er Stoll zeigte. „Sie haben die Unbesonnenheit begangen, diesen Brief hier an Herrn Gustav Heffter, den Sohn unseres Prinzipals, nach Holland zu schreiben und mich, den Sie gar nicht kennen, darin als einen Schwindler, als einen abenteuernden Schwätzer, als einen Spießgesellen Spahlenbergs zu bezeichnen. Was berechtigt Sie zu einer solch schweren Anschuldigung gegen mich, Herr Stoll?"

Dieser war käseweiß geworden, zitterte und konnte kein Wort über die Lippen bringen.

„Haben Sie irgend welche thatsächlichen Beweise für Ihre Anklagen, Herr Stoll?" fuhr Tauels fort; „in diesem Fall bitte ich Sie, mit denselben herauszutreten und dieselben vor dem Prinzipal geltend zu machen!"

„Herr Tauels! Vergebung! Haben Sie Nachsicht . . . Sie werden doch nicht? . . ." stammelte Stoll in höchster Verwirrung. „Ich bitte Sie tausendmal um Vergebung! Ich weiß nicht, welcher Teufel mir den verrückten Gedanken zugeflüstert hat, diesen Brief

Digitized by Google

Am Eingang der Via Mala. (Text S. 96.)

Digitized by Google

zu schreiben, dessen Tragweite ich nicht bedacht ... Aber sehen Sie, ich war ärgerlich, daß Sie als ein Landsfremder diese Stelle erhielten, während wir Anderen ..."

„Ah, Sie haben also Mitschuldige, Herr Stoll?" fiel ihm Dauels ruhig in's Wort; „wer sind diese? Reden Sie offen aber wahr; mit wem haben Sie gegen mich komplottirt?"

Stoll schwankte einen Augenblick, was er sagen wollte; allein die dunklen Augen des Buchhalters hingen mit solch ernster Forschung an seinem Gesicht, daß er die Nothlüge verschluckte, die ihm schon auf der Zunge lag; es war ihm, als blickte Dauels ihm auf den Grund der Seele. „Mit niemand, Herr Dauels, ich that es allein und heimlich; ich wollte Sie stürzen, weil ich mich durch Sie verletzt und überflügelt glaubte," sagte er tonlos. „Es war wirklich mehr verletzte Eitelkeit als eine wirkliche Bosheit. Vergeben Sie mir, Herr Dauels, und schicken Sie mich meinethalben fort — nur beschämen Sie mich nicht vor dem Prinzipal und verderben Sie mir nicht meine ganze Carriere, denn so wie ich Herrn Hefftter kenne, wird er mir kein Zeugniß geben und mich stehenden Fußes fortjagen, wenn er diesen Brief sieht. Aber ich werde selber gehen, Herr Dauels — nur bitte, verzeihen Sie mir, haben Sie Erbarmen mit meiner Erbärmlichkeit!"

„Seyen Sie ruhig, Stoll, so sehr ich auch Grund hätte, Ihnen zu zürnen, werde ich Ihnen doch nicht schaden," sagte Dauels mit eindringlichem Tone. „Hätte ich nicht Nachsicht mit einer kopflosen Unbesonnenheit gehabt, zu der Sie sich hinreißen ließen durch einen maßlosen falschen Ehrgeiz, so hätte ich Ihren Brief Herrn Hefftter übergeben und das Weitere ihm überlassen. Aber ich will Ihr Unglück nicht; ich will annehmen, es sey ein unbedachter Streich, und will Ihnen vergeben. Sie haben ja gesehen, was Herr Gustav Hefftter von Ihren Rodomontaden dachte, als er Ihren Brief mir zuschickte anstatt seinem Vater. Ich will Ihnen zeigen, daß ich nicht engherzig und ohne Großmuth bin, Stoll; ich will Ihren Brief ignoriren ..."

„Ich danke Ihnen inständig, Herr Dauels; aber bitte, zerreißen Sie ihn, geben Sie ihn mir zurück!"

„Mit nichten, Herr Stoll! ich kenne Sie noch nicht genau genug, um über die Aufrichtigkeit Ihrer Reue ein rechtes Urtheil zu haben," versetzte Dauels fest. „Der Schein kann trügen, und bevor Sie mich nicht durch die That überzeugt haben, daß Sie wirklich besser sind, als diese Handlung hier Sie erscheinen läßt, bleibt Ihr Brief in meinen Händen. Nehmen Sie sich daraus eine Lehre, Herr Stoll, die für Sie auf Lebenslang von Werth seyn wird. Sie sind ein Mann von Talent, Stoll, und Ihre Fähigkeiten empfehlen Sie; allein Talent ohne Charakter ist ein Flitter, ist ein gemaltes Feuer, das nicht wärmt, noch leuchtet oder zündet. Sie sind ehrgeizig, streben nach dem Höchsten; aber dem Streben wie dem Wissen fehlt die Weihe, wenn ihnen Wahrheit, Redlichkeit und Sittlichkeit mangeln. Lernen Sie dieß beherzigen, dann werden Sie auch ohne verächtliche Kabalen und unvermuthete Glücksumstände sich einen Ihrer Gaben würdigen Vertrauensposten erringen. Seyen Sie ehrgeizig ohne Neid, ohne Leidenschaft und gerecht gegen Andere, wie gegen sich selbst! — Sie sollen um meinetwillen nicht aus dem Geschäft austreten, dem Ihre Kraft wohl ansteht; Sie sollen bleiben, Stoll, denn wenn je einmal der Dämon der Eigenliebe Sie wieder zu einem Schritt antreiben will, über welchen Sie erröthen müßten, blicken Sie auf dieses Pult, worin Ihr Brief liegt, und streben Sie die Versuchung zu überwinden. Die eigene Selbstachtung soll Sie unterstützen in Ihrem Streben nach Fortbildung und Selbstvervollkommnung! Sind Sie damit zufrieden?" fragte er und reichte Stoll die Hand, welche dieser gerührt ergriff.

„Ich danke Ihnen, Herr Dauels! ich werde das nie vergessen," sagte er beschämt und doch aufgerichtet von dem Benehmen dieses Mannes. „Ich werde mich bestreben, mich Ihrer Schonung würdig zu machen."

„Gut, mein lieber Stoll! handeln Sie in Ihrem eigenen Interesse so, und wenn Sie mir einst den Beweis geliefert haben, daß Ihr Vorsatz ernst war, dann sollen Sie auch den Brief wieder haben! Und nun gehen Sie Ihrem Vergnügen nach, dem ich Sie so lange entzogen habe!"

Stoll ging fort, aber nicht zur Musik; er war so tief gedemüthigt, daß er dem Buchhalter hätte zürnen mögen, wenn er nicht zugleich genöthigt gewesen wäre, die sittliche und geistige Ueberlegenheit von Dauels und die Großmuth seines Charakters mit Dankbarkeit und Bewunderung anzuerkennen. Er war sehr zerknirscht und beschämt und rang und kämpfte mit sich selber, was er thun, ob er diesen Menschen hassen soll; aber wir hassen nur die, welchen wir ebenbürtig und gewachsen sind; die schwächeren verachten wir die stärkeren nöthigen uns unwillkürlich Furcht oder Achtung ab, und Stoll fühlte, daß Dauels ihm keine Achillesferse darbiete.

Fränzchen Blunz kam zurück mit dem Bescheid, daß der Prinzipal noch ausgeritten sey aber jeden Augenblick zurückkommen werde, und daß die Damen den Herrn Buchhalter einladen, die Rückkehr des Fabrikherrn bei Ihnen zu erwarten. Dauels schien sich eine Weile zu besinnen, dann aber kleidete er sich rasch an, steckte die Briefe zu sich, und Frau Hefftter und Ihre Töchter sahen ihn aus der Gartenthüre hinaus und nach der Stadt hinschreiten.

„Ah, er kommt also nicht, trotz unserer freundlichen Einladung?" sagte Frau Hefftter etwas pikirt; „der Herr Buchhalter ist verletzt, wie es scheint, weil wir ihm nicht mit dem vollen Vertrauen entgegen kommen. Unsere Gesellschaft ist ihm vielleicht nicht fein und geistreich genug."

„Oder wenigstens nicht lustig genug, Mama! Wenn Spahlenberg beim Champagner im „Falken" sitzt, wird es lauter und fröhlicher hergehen als bei uns," sagte Leonie.

Emma war bleich geworden und hatte die Augen auf ihre Arbeit niedergesenkt, aber kein Wort gesprochen, während ihre Mutter und Schwester noch lange diesem Kapitel nachhingen, und ihren Mißtrauen gegen den neuen Buchhalter Worte gaben. Endlich hielt es Emma nicht länger aus, die Stichelreien anzuhören, und sagte mit einer Stimme, die von mühsam verhaltener Bewegung bebte: „Liebe Mama, ich habe Dich nie so unerbittlich gegen jemand gesehen, wie Du gegen Herrn Dauels bist. Wenn er uns fern bleibt, weil ihn Deine sichtliche Kälte bei dem ersten Empfang nicht anmuthen konnte, wie kannst Du dieß Stolz nennen? Wenn er sich nicht bei uns eindrängt, um den klatschenden Frauen der Stadt keine Gelegenheit zu geben, daß sie ihn beschuldigen, er habe es auf eine von Deinen Töchtern abgesehen — kannst Du ihm dieses Zartgefühl zum Vorwurf machen? O Mütterchen, ich bitte Dich, laß das Mißtrauen kein ungerechtes Uebergewicht in Deinem treuen ehrlichen Gemüthe gewinnen!"

„Du nimmst Dich ja dieses Menschen mit einer wahren Beiferung an, mein Kind, entgegnete Frau Hefftter etwas ironisch."

„Allerdings, liebe Mama, jedoch nicht um seinetwillen, sondern weil es mich schmerzt, meine gute treffliche Mutter so herb und vorurtheilsvoll gegen einen Mann zu sehen, von dem wir eigentlich nichts Nachtheiliges wissen," sagte Emma gepreßt. „Weil ich wünschen möchte, liebe Mama, daß Du einen Mann, welchem Papa ein so großes Vertrauen schenken muß, nicht kränkest, noch ihn ungerecht beurtheilest, bevor wir Nachricht über ihn von Bruder Gustav haben!" Damit drückte Emma der Mutter hastig einen Kuß auf die Wangen und eilte hinaus in den Saal, wo sie sich an den Flügel setzte und eine Phantasie über ein Motiv aus Beethovens Fidelio

Digitized by Google

spielte, als ob sie aus dem stürmischen Wogen der eigenen Gefühle in den Frieden einer heiligen weihevollen Kunst flüchten wollte.

Frau Hessler und Leonie hatten sich bedeutsame Blicke zugeworfen, ohne ihren Gedanken über Emma Worte zu geben, als Fränzchen Blunz wieder eintrat. „Die Comptoirschlüssel, Madame, und die Briefe von der Abendpost," sagte er; „und hier ist auch einer dabei, den mir der Postmeister extra für Madame mitgegeben — einer aus Holland!"

„Ich danke Ihnen, Franz; geben Sie her!" und das mütterliche Herz pochte laut: Format des Briefes und Handschrift der Adresse verriethen, daß es ein Brief von Gustav war. „Gute Nacht, Franz!"

Mit bebenden Händen nahm sie die Scheere aus Leoniens Händen und öffnete den Brief, und Leonie hatte die Hand auf die Schulter der Mama gelegt und schaute über dieselbe in das Schreiben hinein, das die Mutter dicht unter die Lampe hielt, und das reizende Köpfchen des jungen Mädchens mit den hellen klugen Augen und dem heitern offenen Ausdruck bildete einen reizenden Kontrast zu dem ernsten Antlitz der Mutter, dessen Züge so eben noch so streng gewesen waren und sich nun mählig sänftigten und glätteten und in eine weiche Rührung übergingen, welche ihr Thränen auspreßte, denn unter dem vielen Guten und Erfreulichen, was der theure Sohn in der Ferne von sich schrieb, war auch zu lesen: „Was Du mir von Herrn Dauels geschrieben, liebe Herzensmama, das konnte mich nur freuen. Alles was ich von Daniels weiß und höre, ist nur löblich; er gilt für einen sehr tüchtigen Kaufmann und durchaus gediegenen Charakter, der meine volle Achtung hat. Ich kann uns allen nur gratuliren, daß Papa ihn gewonnen hat, und wir müssen allem aufbieten, daß er uns erhalten bleibt. Wenn irgend einer, so ist er der rechte Mann, das Geschäft in kritischer Zeit oben zu erhalten. Vertraue ihm nur kühn, liebste Mutter!"

„Also haben wir ihm doch Unrecht gethan, liebe Mutter?" sagte Leonie. „Emma hatte wieder einmal Recht... horch, sie spielt nicht mehr. Komm, laß uns ihr sagen, daß wir uns geirrt haben, Mamachen."

„Hm, aber wie kommt ein solcher Mann wie Dauels an Spahzenberg?" fragte Frau Hessler noch immer skeptisch und gedankenvoll.

Als Mama und Leonie hinüber kamen, fanden sie Emma am Fenster sitzend, die gefalteten Hände auf den Fenstersims gelegt, das Kinn darauf gestützt, mit feuchten Augen und ergriffenen Zügen gedankenvoll in die Mondnacht hinaus starrend. Sie schrack zusammen, als sie sich in dieser Situation überrascht sah, aber die Nachricht, welche die Mutter ihr brachte, glättete rasch wieder die bewölkte Stirne, und mit einer süßen stillen Freude im Gesicht kehrte sie in's Familienzimmer zurück.

Wenige Minuten darauf kam Papa nach Hause geritten und erschien unter den Seinigen; er erschien wie umgewandelt: froh, elastisch, unternehmend, in einer heitern Weinlaune. Als man ihm meldete, daß Dauels ihn zu sprechen verlangt habe, fragte er verwundert: „Was will denn Der?" Die Antwort darauf brachte der neue Buchhalter bald selbst, denn während Herr Hessler weggegangen war, um sich's im Hausrock bequemer zu machen, erschien er vor den Damen.

„Verzeihen Sie meinen späten Besuch, meine Damen," hub er an; „aber es erscheint mir dringend, Herrn Hessler heute noch einige Briefe unterzeichnen zu lassen. Darf ich mir die Frage erlauben, ob Herr Hessler von seinem Spaziergang zurück ist?"

„Allerdings, mein Mann kam so eben, Herr Dauels! bitte, nehmen Sie Platz!" versetzte Frau Hessler sehr artig und verbindlich, als wollte sie den Mann, den ihr Sohn so hochschätzte, vergessen machen, daß sie zuvor ihm Mißtrauen erwiesen. „Wir erwarteten Sie schon vor einer Stunde, aber Sie gingen in die Stadt, anstatt unsere Einladung anzunehmen."

„Ich mußte Abendbrod essen, Madame, und noch einen Ausgang besorgen," entgegnete Dauels artig aber mit Würde; „und da ich hörte, daß Herr Hessler noch abwesend sey, wollte ich nicht stören."

„Stören?" wiederholte die Frau vom Hause zutmüthig; „hätten Sie nicht ebenso gut bei uns speisen können — übrigens vielleicht einfacher als Sie es im Hotel haben?"

„Allerdings hält' ich das gekonnt, Madame, wenn ich nicht gefürchtet hätte, man könnte mir diesen geschäftlichen Besuch mißdeuten als einen unbefugten Versuch, mich listig in Ihre Familie einzudrängen. Ein Mann in meiner Lage, der mit Vorurtheilen und Mißtrauen zu kämpfen hat, ist auf seiner Hut, daß keiner seiner Schritte mißdeutet werden könne. Madame ..."

„Ah, bravo, Dauels, das haben Sie gut gemacht!" rief Herr Hessler fröhlich aus dem Nebenzimmer; „siehst Du, Louise, er kennt euch, er bezahlt euch mit eurer eigenen Münze!"

„Keineswegs, Madame und Herr Hessler! was ich so eben äußerte, sollte kein Epigramm seyn, sondern nur eine Vertheidigung gegen unverdiente vorgefaßte Meinung."

„Tie nun ganz verschwunden ist, lieber Herr Dauels," erwiderte Frau Hessler mit ruhiger Würde und Wahrhaftigkeit; „ja, daß ich Sie mit etwas argwöhnischen Augen ansah, um des Mannes willen der Sie bei uns eingeführt hat, das ist ebenso wahr wie meine Versicherung, daß ich Sie fortan stets herzlich bei uns willkommen heißen werde."

„Ich danke Ihnen, Madame, und werde mich dessen immer mit Vergnügen erinnern, wenn auch die jungen Damen Ihre Ansicht theilen," sagte er und warf einen Blick auf Emma und Leonie, die ihm freundlich zunickten, — Emma freilich mit einem gewissen befangenen scheuen Erglühen.

„Was bringen Sie noch, Dauels?" fragte Herr Hessler.

„Einige Briefe, welche ich heute Abend an verschiedene große Exporteurs in deutschen und niederländischen Seeplätzen geschrieben: Vorschläge, daß sie uns Rohstoffe und Vorschüsse liefern sollten, für die wir ihre Bestellungen an Manufakten erwarteten. Die Vollmacht, welche Sie mir ertheilten, ermunterte mich dazu."

„Hm, der Gedanke ist nicht übel, und kommt nicht ungelegen. Man kann den Versuch machen. Geben Sie 'mal die Briefe her! — Gute Adressen allerdings, lauter Firmen ersten Ranges, deren Namen und Ansehen und Vertrauen erwecken wird. Wenn die Idee glückt, ist sie fruchtbringend, und arbeitet einem andern Plane in die Hände, den mir Spahlenberg heute an die Hand gegeben hat, — Spahlenberg, der hier so wenig Anerkennung und Vertrauen findet," setzte er mit einem vorwurfsvollen Blicke auf die Damen hinzu.

„Und darf ich mir die Frage erlauben, worin dieser Plan besteht, Herr Hessler?" fragte Dauels erstaunt.

„Gewiß, Sie sollen ihn erfahren, denn wir haben Ihnen eine namhafte Rolle darin zugetheilt, Dauels. Um die Sache kurz zu machen, Spahlenberg schlägt vor, eine großartige Aktiengesellschaft zu gründen, welche sein und mein Etablissement übernähme und nicht nur das kleinere Kapital der hiesigen Gegend concentrirte, sondern noch von auswärts bedeutende Geldkräfte heranzöge. Was sagen Sie dazu, wenn wir hier in der ganzen Gegend in aller Stille die besten Wasserkräfte kaufen, Sägemühlen, Spinnereien, Hammerwerke erbauen, Wälder erkaufen und mit dem gewonnenen schlagbaren Holze einen ausgedehnten Handel nach Holland treiben würden? Was meinen Sie, Dauels?"

„Jenun, ich kann die Idee nicht herunterſetzen, denn sie rührt,

Digitized by Google

was das Holzgeschäft anlangt, von mir selber her, und ich theilte sie vor acht Tagen Herrn Spahlenberg mit," erwiderte Tauels ruhig. „Es fragt sich aber, ob Herr Spahlenberg im Stande ist, eine solche Idee genugsam auszuarbeiten und auszureifen, um sie verwirklichen zu können. Die Sache ist kolossal angelegt, und es fehlt mir zunächst das Verständniß für die Art der Ausführung, denn wer soll das Unternehmen an die Börsen bringen, zumal jetzt?"

„Hm, dieser Punkt steht allerdings noch offen, indessen hat Spahlenberg doch Verbindungen in Frankfurt, auf die er sicher zu rechnen scheint . . "

„Die Sie aber wohl prüfen werden, bevor Sie einem solchen Projekt die ganze Zukunft Ihres Geschäftes anvertrauen, Herr Hefster!" fiel ihm Tauels mit warnendem Ernste in's Wort; „bedenken Sie, wenn solch ein Aktienunternehmen fehl schlägt, ist nicht nur Ihr Geschäft Ihnen aus den Händen gewunden, sondern auch Ihr Kredit tief erschüttert."

„Sehn Sie ruhig, wir haben die Idee nach verschiedenen Seiten erwogen, Tauels. Spahlenberg ist ein famoser Kopf, voll Ideen und vortrefflichen Einfällen; er soll den Impuls geben, ich will meine Erfahrung, meine ruhigere besonnenere Ueberlegung dazu geben, und wir rücken mit dem Projekte nicht eher heraus, als bis alles in der Reihe ist. Der Gewinn ist so einleuchtend, daß ich nicht mehr am Erfolg zweifle . . . Spahlenberg und ich Tirekteren, Sie Subdirektor oder Controleur . . "

„Niemals, Herr Hefster!" fiel ihm Tauels entschieden in's Wort; „verfügen Sie noch nicht über mich; ich diene keiner Gesellschaft, ich behalte mir meine freie Selbstbestimmung vor. Und dann, mit Verlaub, Herr Hefster! was wird Ihr Sohn dazu sagen?"

Hefster erblaßte. „Gustav?" rief er; „was kann seine Meinung mich kümmern? Ich bin noch Chef des Geschäfts, das ich gegründet, und gebe niemand, selbst meinem Sohne nicht, das Recht, mich in Dem zu hindern, was ich für gut und zweckmäßig halte."

„Das war auch nicht meine Meinung, Herr Hefster; ich verwahrte mich nur dagegen, daß Herr Spahlenberg über mich verfügte, als ob ich ein willenloses Werkzeug wäre. Uebrigens wäre es von mir vermessen, ein Urtheil über Dinge fällen zu wollen, die ich noch nicht kenne," sagte Herr Tauels aufstehnd; „eine Ansicht hierüber stellt sich erst nach einer genauen Prüfung des Planes fest. Der Zweck meines Hierseyns sind diese Briefe, welche noch Ihrer Unterschrift bedürfen, Herr Prinzipal!"

„Gut, ich werde sie unterschreiben, — geben Sie her!" Der Fabrikherr eilte damit in's Nebenzimmer. Frau Hefster aber warf Tauels einen Blick zu, worin sie ihm den innigsten Dank dafür aussprach, daß er ihres Sohnes in dieser Weise gedacht hatte. Dann verschlossen Hefster und Tauels die Briefe und letzterer empfahl sich, um dieselben noch zur Post zu geben.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Ansicht aus der Via Mala in Graubünden.

(Zu dem Holzschnitt auf S. 93.)

Unter den Sehenswürdigkeiten der Ostschweiz nimmt die vielgerühmte Via Mala in Graubünden mit Recht einen hervorragenden Rang ein, und wohl nur wenige Besucher von Chur und dem Domleschger Thal versäumen es, diese Straße zu befahren, durch welche der sichere und vielbesuchte Weg nach den Alpenübergängen des Splügen und Bernardin führt. Es ist eine der großartigsten Naturscenen der Alpenwelt, deren Eindrücke jedem empfänglichen Gemüthe unvergeßlich bleiben. Eine stundenlange Schlucht zwischen geborstenen Felsenwänden von etwa 1500 Fuß Höhe, in deren Tiefe der Rhein in tausend wilden Cascadellen herabdonnert, wird von einer Kunststraße in einer Breite von 24 Fuß durchzogen, welche dem Wanderer die düstersten und ergreifendsten Au- und Aussichten gewährt. Unmittelbar hinter Thusis (dem Dörfchen, welches im Mittelgrunde unsers Bildes zu sehen) biegt die Straße aus der sonnigen lebensvollen Landschaft Domleschg in die dämmerige ernste Schlucht zwischen den hohen steilen Felsenwänden ein, aus welcher ihm stets eine feuchte kalte Zugluft entgegenströmt. Rechts und links starren die fast senkrecht gespaltenen schwarzgrauen Schieferwände, oft in die wunderlichsten Gestalten verwittert, über tausend Fuß hoch neben ihm empor, und unten tost über Felsentrümmer der grünliche Rhein dahin. Eine halbe Stunde von Thusis, ehe man an die 216 Fuß lange, durch das Gestein getriebene Galerie gelangt, welche das „verlorne Loch" heißt, ist eine kleine Felsenkanzel, welche einen hübschen Standpunkt gewährt. Dann öffnet sich die Schlucht etwas weiter zu einem rundlichen Kessel, in welchem das Gehöft Rongella liegt, und von hier aus beginnt nun jene unbeschreiblich mannichfaltige und wechselvolle Scenerie von Felsen, Schluchten, Abgründen, düstrem Tannenwald und losenden Cascaden, welche das Ensemble der Via Mala macht. Dreimal überschreitet die Straße auf kühn geschwungenen trefflich gebauten Brücken den in der Tiefe rauschenden Rhein, und hinter der dritten Brücke, wo die eigentliche Via Mala zu Ende und der Wanderer den Engpaß verläßt, da tritt er hinaus in die friedliche sonnige Landschaft eines Hochthals, des Schamser Thals, wo ihn die Natur des Hochgebirgs wieder unter ganz anderen Aspekten begrüßt. Wer die Via Mala recht genießen will, der wandere am sonnenhellen Mittag eines schönen Sommertages von Thusis nach Zillis zwei tüchtige Wegstunden, diese Straße entlang, und kehre erst nach Einbruch der Nacht im Mondschein zurück. Das wird ihm unauslöschliche Eindrücke hinterlassen, denen vielleicht nur die der Straße durch das Oberlahnstein, von Tiefenkasten bis Molins an der neuen Straße über den Julier, an die Seite zu setzen sind.

Digitized by Google

Wanderungen in den Fußstapfen Schamyl's.

Kaukasische Reisebilder von A. v. Werthern. (Fortsetzung.)

Am 25. Juli verließ ich Telaw in einer Troika, jenem national-russischen leichten Wagen ohne Federn mit drei neben einander gespannten Pferden. Der Weg durch das Alazan-Thal, zwischen gelben Kornfeldern und üppigen Weingärten hin, wo der berühmte feurige Wein von Kacheti wächst, war sehr schön; hier kamen wir an hübschen, zwischen riesigen Wallnußbäumen*) versteckten Dörfern vorüber, dort durch Dickichte von hohen Büschen und niedrigen Bäumen, welche durch Schlingpflanzen aller Art so in einander verflizt sind, daß sie nur mit der Axt zu durchdringen waren und zahlreichen Haselhühnern, Fasanen und Hasen ein willkommenes Versteck darboten; und vor uns lag in dunstiger Majestät der geheimnißvolle Kaukasus. Hinter seinen dicht bewaldeten niedrigeren Vorbergen und unteren Abhängen stiegen über einander Leisten und Terrassen ohne Felsenwände und starre Spitzen an, bis zu den Gipfeln mit Gras bewachsen, so daß sie wie dunkle Wälle über die Ebene hereinragten.

Eine dreistündige, ziemlich rasche Fahrt brachte mich quer über das Thal nach dem Dorfe Sabui, dessen einzelnstehende Häuser hübsch zwischen zwei Ausläufern des Gebirgs zerstreut liegen, und ich fuhr geradezu nach dem Hause des bedeutendsten Grundeigenthümers, an welchen mir der Gouverneur von Telaw einen Brief mitgegeben hatte. Der Gutsbesitzer war ein vortreffliches mustergiltiges Exemplar von einem georgischen Edelmann, freisam, offen und gastfreundlich; sein Haus ein hübscher Typus von einem Landhause, einem weitschichtigen Gehöfte in unseren deutschen Alpen nicht unähnlich, denn rings um das obere Stockwerk lief ebenfalls eine breite hölzerne Galerie wie ein Balkon herum. Vor dem Hause war ein großer Rasenplatz, worauf sich große Hunde in der Sonne dehnten und eine zahlreiche Heerde Truthühner ihr Futter zusammen lasen, und zu beiden Seiten lagen niedrige Wirthschafts-Gebäude; rings um das ganze Gehöfte herum lief eine starke Hecke von durchflochtenen grünen Büschen von etwa acht Fuß Höhe.

Mein Wirth und ich speisten allein mit einander zu Mittag und trennten uns dann, um die heißen Stunden des Nachmittags zu verschlafen; als man mich aber weckte und zum Thee lud, welchen die Russen und ihr Beispiel hier eingeführt haben, so erwarteten mich auf dem Rasenplatze außer dem Hausherrn auch noch vier Damen, lauter Georgierinnen. Die Gattin und Tochter meines Wirthes trugen den weißen wallenden Schleier und die in Georgien übliche gestickte Krone; die anderen beiden Damen aber trugen sich zu meiner nicht geringen Ueberraschung hier am Fuße des Kaukasus nach der neuesten Pariser Mode und sprachen auch, zu meinem großen Vergnügen, vortrefflich Französisch. Als wir nach dem Thee noch etwas spazieren gingen, hörte ich, daß es noch immer mit Gefahr verbunden sey, wenn jemand nach Sonnenuntergang sich mehr als einige hundert Schritte vom Hause entferne, und daß noch vor drei Jahren nach Einbruch der Dunkelheit sich niemand aus dem Hause gewagt haben würde, aus Furcht, den räuberischen und mörderischen Lesghiern in die Hände zu fallen, denn ein Wald reicht bis zum Dorfe herunter und kann zu jeder Zeit eine Bande der gefürchteten Gebirgsbewohner beherbergen.

Beim Abendbrod, welches ebenfalls im Freien eingenommen wurde, glaubte mein Wirth die alte georgische Sitte aufrecht erhalten und mir so viel von dem süßen feurigen Weine von Kacheti aufnöthigen zu müssen, als ich nur irgend führen konnte, und so oft eine der geleerten Flaschen vom Tische verschwand, sah ich mit Entsetzen wieder eine neue anrücken.

Ich erklärte meiner schönen Nachbarin, daß die Milchdiät unter den Kurden mich sehr schlecht auf einen Wettkampf im Trinken vorbereitet habe, aber sie tröstete mich freundlich mit der Versicherung, es werde bald vorüber seyn, denn der Fürst, unser Wirth, werde schnell betrunken. Dieß ermuthigte mich wieder einigermaßen, und obschon die Maaße groß und seine Reigen im Glasen erlaubt waren, so antwortete ich doch jedesmal, wenn der Fürst mir mit den Worten: Allah Werdy (Gott hat's gegeben)! vortrank, beharrlich mit dem landesüblichen Yachschi-yaul (Glückliche Reise! oder einen guten Weg gehe er! d. h. der Wein) und trank ihm meinen Becher nach, und ich muß sagen, ich fühlte mich einigermaßen wieder so stolz wie in meinen Fuchsenjahren, als ich nach ausgehobener Sitzung noch allein nach meinem Zimmer gehen konnte. Die Damen wohnen gewöhnlich diesen Unterhaltungen und Trinkgelagen bei, genießen allerdings den Wein nur mit äußerster Mäßigung, würden aber doch ziemlich gering von einem Gast denken, welcher ihr Beispiel der Enthaltsamkeit nachahmen wollte.

Der in Kacheti (wie dieser Gau heißt) gewonnene Wein ist in ganz Georgien mit Recht berühmt; es gibt davon weißen und rothen, letzterer dem Burgunder ähnlich, der weiße aber von besonders feinem Bouquet und einem höchst lieblichen Geschmack, etwa wie der Wein von Asti. In Privatkellern bewahrt man den Wein in großen Krügen von Steingut, die ein bis zwei Ohm halten; für den Transport aber oder in Wirthshäusern füllt man ihn in Schläuche von Ochsenhaut, welche im ausgedehnten Zustande so piethorisch herumschwabbeln, daß den Zuschauer ein beinahe unwiderstehliches Verlangen anwandelt, ihnen mit einem Federmesser zur Ader zu lassen. Das Pech aber, womit diese Schläuche weindicht gemacht sind, gibt dem Wein einen starken unangenehmen Beigeschmack.

Ich mußte noch einen ganzen Tag bei diesen freundlichen Leuten verweilen und verließ sie am zweiten Morgen mit Bedauern. Der Fürst gab mir vier Pferde und einen Führer mit, um mich sammt Diener und Gepäcke nach Cadori zu bringen, das eine halbe Tagereise weiter oben in den Bergen liegt. Einige Werste weiter thalaufwärts hinter Sabui ließ ich auf einen russischen Lager von Truppen welche mit der Anlegung einer Heerstraße beschäftigt waren, die später über die Berge von Ghunib hinüberführen soll. Die Offiziere luden mich sogleich ein, mit ihnen zu speisen und den schwülen Nachmittag mit ihnen zu verbringen, und zu meinem großen Vergnügen traf ich hier mit einem Bekannten aus Tiflis, Herrn Vinci, zusammen, der, wie ich wohl wußte, ein Geschäft in der Nachbarschaft zu besorgen hatte und zufällig während meiner Rast in's Lager einritt. Als Ingenieur-Offizier von anerkannter Geschicklichkeit hatte er die Oberleitung über sämmtliche Streitkräfte in dieser Gegend, und da ich schon früher mit ihm gereist war und wir ein ziemlich ernstes Abenteuer mit einander bestanden hatten, so wußte ich, daß er mir seine Unterstützung, die allerwerthvollste die ich mir nur denken konnte, gerne angedeihen lassen würde. Er war von

*) Diese kachetischen Wallnußbäume sind so riesig und vor Alter so knorrig, wie ich sie außer den Pyrenäen nirgends wieder getroffen habe. Die Knorren und Auswüchse der Aeste und Stämme und der Wurzelhals der letzteren werden alljährlich in ganzen Wagenladungen aus diesen Provinzen ausgeführt und nach Europa verschifft, wo sie von den Kunsttischlern ungemein gesucht und gut bezahlt werden, weil das Holz der Knorren von Natur aus weit seltsamer und launenhafter geädert ist, als diejenige der Stämme.

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

Cadori, meinem Bestimmungsorte, heruntergekommen, und kehrte mit mir wieder dorthin zurück. Wir ritten rasch mit einander das Thal hinauf, denn die Berge treten hier an diesem obern Ende nicht nahe zusammen, sondern sind durch einen steilen Rücken verbunden, an dessen senkrechten Gehängen der Weg in beinahe achtzig aus- und einspringenden Winkeln hinaufführt; und da der Weg sehr steil und die Windungen sehr spitz sind, so war es höchst wünschenswerth, noch vor Einbruch der Nacht dort hinauf zu kommen. Die höchste Höhe dieses Engpasses liegt ungefähr 8000 Fuß über der Meeresfläche und wird durch ein kleines Fort vertheidigt, dessen Garnisen im Winter eine strenge Belagerung von Frost und Schnee aushalten muß. Jetzt lagen hier viertausend Mann unter Zelten, und da wir am andern Tag Sonntag hatten und gerade keine Detachements zum Arbeiten weggeschickt waren, so hatte ich eine gute Gelegenheit, die Truppen und ihr Leben und Treiben in diesen Bergen kennen zu lernen.

Die russischen Truppen im Kaukasus wechseln nur selten ihre Quartiere, und ein Soldat, der einmal hieher beordnet worden ist, mag ziemlich versichert seyn, daß er den ganzen Rest seiner Dienstzeit hindurch hier bleibt. Uebrigens können nur Leute von sehr kräftiger Konstitution ein solch rauhes Klima und solch harte Arbeit ertragen, und die hier kantonnirten Truppen gehören sicher zu den schönsten und besten des Zars. Ich staunte hier und in den anderen Lagern über die Körpergröße und das robuste Aussehen dieser Soldaten, und freute mich über ihre Heiterkeit und Zufriedenheit, denn sie haben in der That ein hartes Daseyn und nur wenige Erholungen und Genüsse. Der russische Soldat erhält Verköstigung und Kleidung von der Regierung, und seine eigentliche Löhnung beläuft sich gewöhnlich nur auf etwa $2^1/_2$ Thaler preuß. Courant in baarem Gelde; allein wenn er an öffentlichen Arbeiten beschäftigt ist, so bekommt er täglich noch einige Kopeken extra, und darf sich zur Zeit der Ernte bei den Bauern der Nachbarschaft verdingen.

Man hat in den letzten Jahren sich erfahrungsmäßig überzeugt, daß trotz der strengen Witterung der Winter im Kaukasus die geeignetste Zeit zu militärischen Expeditionen ist, denn die Ströme sind dann nicht so angeschwollen, allein die Leiden der Truppen sind dann außerordentlich. Seit ich diese Gegend gesehen und kennen gelernt habe, weiß ich erst, was ein Winterfeldzug im Kaukasus heißen will, und ich vermag nun annähernd die Bitterkeit der Erinnerungen eines russischen Offiziers zu begreifen, welcher in meiner Gegenwart die Strapazen eines Winterfeldzugs, wo er kaum die Sonne gesehen, aber mehr als einen Monat ohne Zelt bei anhaltenden Regengüssen im Koth gelegen und dabei noch fortwährend mit einem unermüdlichen Feinde zu thun gehabt hatte, schilderte; und ich kann mir nun den Ingrimm erklären, womit er hinzugesetzt hatte: „Ich habe damals mich selber bedauert, habe die Stunde verflucht wo ich geboren worden, und die Mutter die mir das Leben geschenkt hatte.“

Die Regimentsmusiken werden nicht in die Gebirge mitgenommen, darum treten die Soldaten, welche Anlage zur und Freude an der Musik haben, selber zusammen und bildete Gesangvereine. Aus einem Russen kann man alles machen, denn es gibt keinen andern Menschenschlag mehr von solcher Gelehrigkeit und Bildsamkeit. Am Nachmittag lud Oberst Awinoff mich und einige seiner Offiziere zu sich in sein Zelt ein und bewirthete uns mit englischem Porter, einem Getränke das ich hier am allerwenigsten zu finden erwartet hätte. Der Porter wird hier sehr geschätzt, ist aber wegen des langen und schwierigen Landtransports so theuer, daß er im Kaukasus ungefähr die Stelle des Champagners vertritt und nur bei besonders festlichen Gelegenheiten zum Vorschein kommt. Die besten Sänger im Regiment hatten sich auf Befehl vor dem Zelte aufgestellt und sangen mehrstimmig mit vielem Geschmack und Feuer ihre Kriegs- und Liebeslieder; sie standen in einem Kreise und wurden von einem großen strammen Unteroffizier dirigirt, dessen belebte Züge und energisches Geberdenspiel auf's vollkommenste den Inhalt der Worte ausdrückten. In einem Lieblingslied: der „Belagerung von Kars“, wurden die Zurüstungen, das Abschiednehmen und der Angriff, in ganz unverkennbaren Pantominen dargestellt. Ich war ganz hingerissen von dem wahren Gefühl, mit welchem die Burschе sangen, und bedauerte sehr, des Russischen zu wenig mächtig zu seyn, als daß ich ihnen meinen Dank und meine Bewunderung ausdrücken konnte; allein von Enthusiasmus hingerissen, trat ich vor die wackeren Burschе, und leerte mit einem lautschallenden Allah werdi auf ihr Wohl ein Glas Porter. Plötzlich sprangen

Lesghische Trachten.

sie alle mit lautem Geschrei auf mich zu und im Nu war ich vom Boden aufgehoben und auf ihren Handflächen hoch in die Luft empor gehalten, — eine mir ganz neue und höchst überraschende Manier der Danksagung. Als Intermezzo bekamen wir von einigen Lesghiern, die im Lager anwesend waren und deren malerische Tracht und wilden Aufzug ich hier zum ersten Mal erblickte, auch einige Tänze zu sehen. Sie tanzten die sogenannte Lesghinska, einen Tanz voll Leben und Bewegung, ein wahres Drama, und ganz ein andres Ding als die armseligen Gruppirungen oder schaukelnden monotonen Bewegungen, welche man in den meisten übrigen Ländern des Orients für Tanz ausgibt. Mitten in diese Unterhaltung herein wirbelten plötzlich Trommeln durch das ganze Lager, die Soldaten eilten in Reih und Glied vor ihren Zelten, alle Häupter wurden entblößt und viertausend Stimmen ließen gedämpft das Abendgebet erschallen. Das Echo jener wilden düstern

Digitized by Google

Berge gab das heilige Lied feierlich zurück, die Sonne warf ihre schrägen Strahlen auf den andächtigen Ausdruck in diesen wettergebräunten und im Felde abgehärteten Gesichtern, und dieß alles zusammen bildete einen der ergreifendsten und erhebendsten Auftritte, welchen ich jemals angewohnt habe.

Die sämmtlichen Stämme von Daghestan haben sich nun den Russen unterworfen, aber es kommen noch immer häufig Aufstände vor, denn diese Gebirgsvölker sind unbezähmbar wild und reizbar, und sogar die Nähe einer solch beträchtlichen Heeresabtheilung hält die Eingeborenen nicht von gelegentlichem Friedensbruch oder Raubmord oder Ueberfall ab, obschon schwer zu bestimmen ist, ob dieß mit oder ohne die Anstiftung ihrer Häuptlinge geschieht. Erst wenige Tage vor meiner Ankunft waren sieben Mann vom Grenadierregiment Großfürst Konstantin, von welchem Regiment Oberst Avinoff ein Bataillon kommandirt, nach einem kleinen See in der Nachbarschaft ausgeschickt worden, um Lachsforellen zu fangen. Am andern Morgen fanden einige ihrer Kameraden auf einer Streife in der Nähe des Lagers zu ihrem Entsetzen einen jener Grenadiere ganz nackt, furchtbar zerhackt und halb erfroren, aber noch immer lebend, an der Straße. Man brachte den Verwundeten natürlich sogleich in's Lager und that alles mögliche, um ihn wieder herzustellen; aber der arme Bursche vermochte nur noch zum Zeichen seines Dankes zu lächeln und starb ohne ein Wort gesprochen zu haben. Offenbar war jener Abtheilung irgend ein schwerer Unfall zugestoßen, aber wie oder von wem die Unthat begangen worden war, konnte vorerst noch nicht ermittelt werden. Einige Stunden später kehrte jedoch einer der Fischer zurück und erzählte seine Geschichte. Die sieben Grenadiere waren gerade daran, sich unter dem Schutze einer hohen, mit Bäumen und Buschholz bedeckten Uferbank ihr Abendbrod zu bereiten, als plötzlich eine starke Schaar Lesghier, die sich schweigsam und unentdeckt herangeschlichen hatte, über sie herfiel. Die Russen waren lauter schöne starke Leute und leisteten, obschon bald von der Uebermacht erdrückt, einen entschlossenen Widerstand; aber es war ein hoffnungsloser Kampf, denn sechs von ihnen waren bald mit den gefürchteten Handschars fast in Stücke gehauen, der siebente aber sprang in's Wasser, erreichte das jenseitige Ufer und entging dem Gemehel dadurch, daß er sich im Unterholze versteckte. Die Lesghier zogen nun die Erschlagenen aus, und nun erst kam der Schwerverwundete, den sie für todt zurückgelassen hatten, wieder zu sich und wankte nackt in einer frostkalten Nacht einen mühsamen Pfad hinan zu einer Stelle, von wo aus er vielleicht die Zelte seiner Kameraden erblicken konnte. Einige hundert Schritte mehr, und sein Leben wäre wahrscheinlich gerettet gewesen; allein wenn unserm wackern Burschen auch sein Muth treu geblieben war, so hatten ihn doch Kälte und Blutverlust aufgerieben.

Die Eingeborenen welche jene Unthat begangen hatten, waren die Bewohner einiger außenliegenden Dörfer oder Auls des großen Stammes der Tidu, auf dessen Gebiet wir nun waren, eines unruhigen, räuberischen und blutdürstigen Gesindels, das nur schwer im Zaume zu halten ist. Ihre Hauptbeschäftigung besteht im Viehdiebstahl und wir hatten am andern Morgen eine kleine Aufregung durch die Nachricht, daß die Lesghier einige hundert Stücke von dem zum Lager gehörigen Hornvieh weggetrieben haben sollten. Zum Glück erwies sich die Nachricht als unbegründet; das Vieh hatte sich nur verlaufen gehabt; aber bald kam ein Mann von einem Stamme in der Nachbarschaft und berichtete, daß ein Theil ihres Viehs gestohlen worden sey. Die Leute, welche dießmal um ihr Vieh gekommen, waren Christen, die in irgend einer fernen Zeit bekehrt oder hieher verpflanzt worden waren; sie sind zwar schwach an Kopfzahl, aber ein wahres Hünengeschlecht, theilen furchtbare Hiebe aus und wissen einen Puff auszuhalten.

Ich verlängerte meine Rast noch um einen weitern Tag, da Oberst Avinoffs Bataillon in der Richtung marschirte, die ich einschlagen wollte, und weil der Oberst es für sicherer für mich hielt, wenn ich mich ihm anschlösse. Am dritten Morgen nach meiner Ankunft wurden die Zelte abgebrochen und die Bagagepferde beladen, und zwar mit jener Schnelligkeit und Präcision, welche nur durch lange und ziemlich anduernde Uebung erlangt werden kann. Die Truppen marschirten in einer Anzahl von zwölfhundert mit dreihundert Pferden ab, auf welchen die Zelte, die Bagage, die Lebensmittel, die Werkzeuge zum Straßenbau, die Munition ꝛc. verpackt waren. So groß diese Anzahl von Bagagepferden auch erscheinen mag, so ist es in Wirklichkeit doch nicht zuviel, da diese Truppen mühsame Märsche über ganz furchtbare Pfade zu machen haben und es wünschenswerther ist, wenn die Pferde leichter bepackt sind und gesunde Rücken haben, selbst falls man ihrer weit mehr bedarf; zumal in einem solchen dicht mit Rasen bedeckten Lande, wo Jahr aus Jahr ein treffliche Waide zu finden ist und man kein Heu zu machen oder Futter zu schneiden braucht.

Die von den Russen angelegten Straßen folgen weder der gerabesten Richtung noch der leichtesten Steigung; anstatt den Thälern entlang und über die Lehnen der Berge hinwegzuführen, steigen sie in Zickzacklinien zu deren Gipfeln hinan, um der Gefahr auszuweichen, daß man von einem Hinterhalte aus angegriffen und von oben herab mit Felsblöcken bombardirt werde. Die Haupttabtheilung der Truppen passirte daher auf einem derartigen Pfad einen Berg zu unserer Linken, während der Oberst, Vinci und ich unter Bedeckung einer Kompagnie Soldaten eine Schlucht einschlugen, welche gerade nordwärts nach dem zum Lager ausersehenen Platze führte. Ein dichter Nebel welcher am Morgen die ganze Gegend bedeckt, hatte sich nun in Regen verwandelt und den schwierigen Pfad schlüpfrig und gefährlich gemacht, so daß an besonders schwierigen Stellen der Oberst und ich, die wir nur Seitengewehre trugen und daher festen Fuß fassen konnten, den armen Soldaten hülfreiche Hand leisten mußten, welche von ihren Musketen und der übrigen Ausrüstung belastet, fortwährend ausglitten. Wir konnten kaum glauben, daß ein sterbender Mann wenige Nächte zuvor in der oben geschilderten Weise an solchen Stellen heraufgeklettert sey.

Obschon die Spitzen des Hochgebirge rings umher eine Höhe von zehn- bis zwölftausend Fuß erreichen, so sind ihre Gipfel doch im Sommer frei von Schnee, während in den engen Schluchten und Hochthälern noch manche Schneefelder lagen, über welche wir hinwegkletern mußten und die die Sonne nicht erreichen konnte. Zum Lagerplatz war eine kleine Ebene ausersehen worden, wo der Fluß, dem wir seither gefolgt waren, mit einem andern zusammenfloß und beide vereinigt ein drittes Thal hinabliefen. Düstere Wälder umgaben uns von allen Seiten und öffneten sich zuweilen zu Lichtungen und Matten mit dickem Gras, auf denen wir im Vorbeimarschiren große Rudel von Edel- und Damhirschen sich äsen oder bei unsrer Annäherung davon sprengen sahen. Wir langten an Ort und Stelle an, während die letzten Truppen den Berg herunter kamen, und obschon wir auf einen sehr beschränkten Raum zusammen gedrängt waren, wurden die Pferde doch abgeladen und zum Waiden ausgepflöckt und die Zelte mit einer Ruhe und Schnelligkeit aufgeschlagen, welche alle Anerkennung verdient. Der Regen fiel in Strömen, und der durch die Berge rollende Donner konnte sogar das Rauschen und Tosen der angeschwollenen Flüsse gerade unter uns nicht übertäuben. Auch der Boden war längst durchweicht, ehe noch die Zelte aufgeschlagen waren, aber dennoch hatten wir auf eine beinahe wunderbare Weise bald heißen Thee und trefflisches

Digitized by Google

Schifschlick vor uns. Schifschlick ist das Lieblingsgericht im Kaukasus, und wegen seines Wohlgeschmacks und der Schnelligkeit, womit es bereitet wird, mit Recht berühmt; es besteht aus kleinen Stücken Hammelfleisch, welche man an einem Stäbchen aufgereiht und über dem Feuer geschmort hat, wo die Hauptsache auf das Kochen ankommt, denn es ist entweder sehr zart und gut, oder aber, wie in den meisten Fällen, sehr zäh und schlecht.

Die ganze Nacht hindurch dauerte das Gewitter fort und der Fluß stieg zu einer solchen Höhe, daß er jenen Theil des Lagers überschwemmte, wo die Pferde angepflöckt waren, so daß zwei derselben fortgeschwemmt wurden und ertranken, und auch zwei große eiserne Kessel fortgespült wurden und zum großen Leidwesen der Mannschaft nicht mehr zum Vorschein kamen. Der nächste Tag wurde damit verbracht, unser Lager nach einer in jeder Hinsicht geschützten Oertlichkeit auf einem erhöhten Plateau jenseit des Flusses überzusiedeln. Unsere Zelte wurden auf einem Punkte aufgeschlagen, welcher bis zu diesem Morgen noch mit Wald bedeckt war, und da der Oberst einige Zeit hier verweilen sollte, so erachtete er es für der Mühe werth, auch auf das Malerische einige Rücksicht zu nehmen, und gab Befehl, daß man da und dort kleine Gruppen von Bäumen auf dem Lagerplatz herum stehen lassen solle. Dieß gab den sonst so steifen geraden Reihen der Zelte, welche drei Seiten eines an dem Rande einer steilen Schlucht anlehnenden Viereckes bildeten, ein gefälliges und natürliches Ansehen, und als wir beim Abendbrod der ganzen Länge nach auf Teppichen lagen, die wir über das weiche Gras gebreitet hatten, und die großen Wachtfeuer diesem Schauspiel Licht und Wärme liehen, da sah das Ganze eher einem erweiterten Picnic gleich.

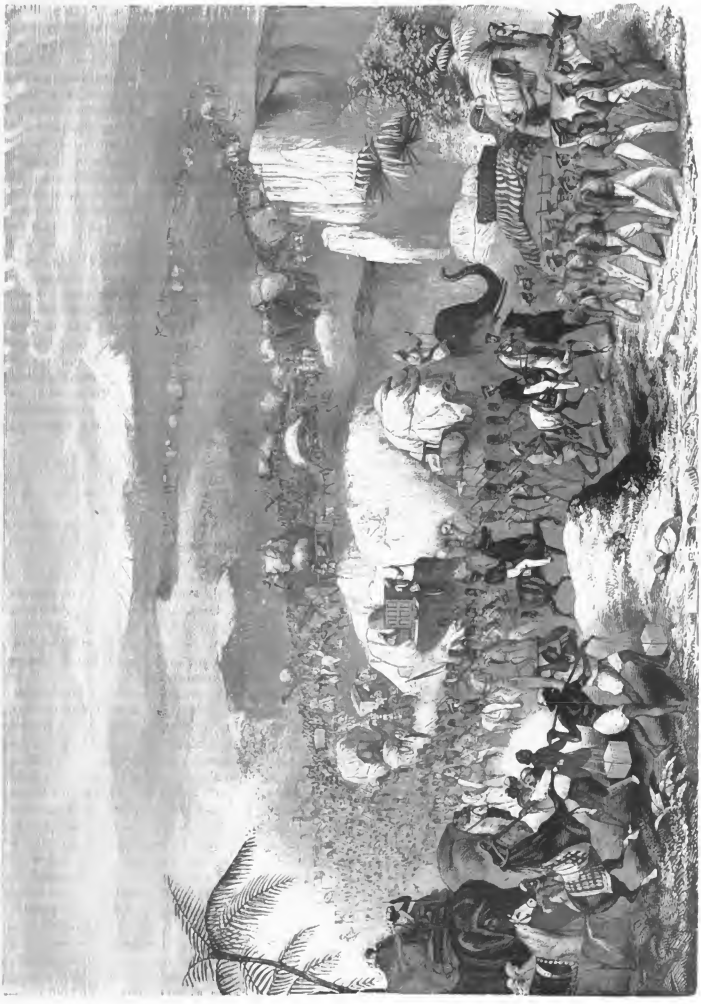
Und doch muß ich hier sagen, daß diese paar Marschlage und Lagerscenen mir einen genügend deutlichen Begriff von den ungeheuren Strapazen des Soldatenlebens im Kaukasus gaben. Kein andrer Soldat als der russische mit seiner Gefügigkeit, Anstelligkeit, seiner Geschicklichkeit in allen Verrichtungen zu denen man ihn anleitet, wäre im Stande gewesen, Jahrzehnte-lang jene unerhörten Entbehrungen und Gefahren zu ertragen, welche erforderlich waren, um die unabhängigen kriegerischen Stämme des Kaukasus zu unterwerfen. Rohe Gewalt allein und Uebermacht that es nicht, sondern nur geduldige Ausdauer, nachdrückliche, ernste und energische Verfolgung des Einen Zwecks, den ganzen Kaukasus zu unterjochen und an diesem einheitlichen geschlossenen Willen des Eroberers die Kräfte der Stämme sich zersplittern und aufreiben zu lassen. Ich kenne das preußische, das österreichische und französische Heer ziemlich genau und bin sehr gerecht gegen ihre Vorzüge; aber ich muß gestehen, daß mir in Bezug auf wunderbare Disciplin und emsige Betheiligung des Einzelnen am Gesammtzwecke kein Heer einen solch achtunggebietenden Eindruck gemacht hat, wie das russische. Wäre es im Kriemmkriege nicht von der Uebermacht erdrückt worden, so hätte sein Widerstand sich noch mehr in die Länge gezogen. Aber hier im Kaukasus bewähren sich seine Vorzüge, die man im westlichen Europa viel zu gering anschlägt, am meisten. Welche Geduld, Ausdauer und Ergebung gehört dazu, schon den so ungünstigen Witterungs-Verhältnissen Trotz zu bieten, die wochenlangen Regengüsse, zumal im Frühjahr und Herbst, die Extreme von Hitze und Kälte, den raschen Umschlag der Witterung zu ertragen, der hier in einer Meereshöhe von 4—6000 Fuß auch dem robustesten Manne empfindlich ist. Und doch sind diese Soldaten jederzeit heiter und geduldig und immer geneigt, jede Anstrengung oder Entbehrung muthig zu ertragen, und ergehen sich in Musik, Gesang, Tanz und Spiel, sobald die Wachtfeuer lodern und die reichlichen aber einfachen Mahlzeiten der derben Kost eingenommen sind, als Lage kein ausreibender Marsch hinter, keine neue Strapaze und Gefahr vor ihnen. Die Bildungsfähigkeit des Russen bewährt sich namentlich bei der Armee am auffälligsten.

Wir machten am folgenden Tage eine Parthie, um in dem kleinen See zu fischen, wo jene armen Soldaten kurz vorher niedergemacht worden waren und eckelerregende Spuren des Kampfes noch um die Asche ihres Lagerfeuers umher lagen, und in dem langen Grase, das auf der steilen Uferböschung darüber wuchs, ein dünner Strich wie die Fährte einer gewaltigen Schlange zu sehen war, nämlich die Fährte auf welcher die Leszgier einzeln hinter einander herangekrochen gekommen waren, um ihre armen Schlachtopfer zu überfallen. Allein die Fischfangspartie mißlang, denn das Wasser war nach dem heftigen Regen allzu trüb, um angeln zu können; und so kehrten wir denn, etwas düster gestimmt von dem Anblick des Schauplatzes jenes Gemetzels, wieder nach dem Lager zurück.

Ich hatte jenen Theil der Gegend, welcher für gefährlich gilt, noch nicht hinter mir, denn die wilden Leszgier und die ihnen verwandten Stämme schweifen immer in den Bergen herum, belauern alle Wege und Pfade und stürzen sich auf jeden Reisenden oder jeden solchen, der nicht mit einer genügenden Bedeckung versehen ist. Als ich daher am folgenden Morgen, Freitag den 22. August, aufbrach, war Binei so freundlich, mich mit 150 Mann nach einem Punkt gerade über einem Dorfe Namens Khupro zu geleiten. Von hier aus sollte ich noch am selben Tage unter der Führung eines zuverlässigen Eingeborenen und mit einem Geleitsbriefe, wornach mir einer oder zwei Männer aus dem Dorfe als Escorte dienen sollten, nach Beschat gelangen. Die Landschaft war wild, aber nicht schön oder großartig, und das Reiten schlecht und beschwerlich, aber gar nichts im Vergleich zu dem, was ich erst hinter Beschat fand: in einem Gebirgsland muß der Reisende immer bergan und bergab neben seinem Pferde hergehen, wenn dieses den ganzen Tagmarsch aushalten soll, und so war diese Parthie auch für mich weder leicht noch angenehm. In einem großen Dorfe einige Stunden jenseit Khupro kam mir, als ich mich den Häusern näherte, ein kurzer untersetzter breitschulteriger Kerl entgegen, der ein ziemlich freundliches Aussehen gehabt haben würde, wenn er Einem hätte nur in's Gesicht blicken können. Er schüttelte mir die Hand, ergriff mein Pferd am Zügel und brachte mich nach seinem Hause, wo er mich mit trefflichem Thee bewirthen und durchaus bewegen wollte, bei ihm zu übernachten. Es that mir leid, daß ich seine Gastfreundschaft ablehnen mußte, aber ich hatte triftige Gründe, nach Beschat weiter zu reisen, und so schieden wir denn unter gegenseitigen Freundschafts-Betheurungen. Ich erfuhr erst einige Zeit nachher, daß dieser Mann Tschabot, der Nabib des gefährlichen Stammes der Tido war und im Ruf eines ausgemachten Spitzbuben und Kehlabschneiders stehl; sein ältester Sohn befindet sich jedoch dermalen als Geißel in St. Petersburg, und dieß ist die beste Garantie gegen jeden offenen Akt der Gewalt von seiner Seite.

Ein großer Theil dieses Bezirks ist gut angebaut, und ich wunderte mich über die ergiebigen Ernten, die nun beinahe für die Sichel reif waren, und zwar nicht allein in den Thälern, sondern eine ziemliche Strecke an den Berghängen hinauf. Die hier vorkommenden natürlichen Gräser sind schön und üppig, und die wilden Blumen, oft von hübscher Form und Farbe, mannigfaltig und reichlich. Am zahlreichsten vertreten waren die Compositen und namentlich jene Asterarten mit rother und weißer Blüthe, aus welchen man das persische Insektenpulver gegen Flöhe und anderes Ungeziefer bereitet, dessen man hier im Kaukasus besonders nöthig hat. Es ist hier auch allgemein üblich, aber nur in frischem Zustande wirksam und kaum vermögend, die Insektenplage auf den schlecht gebauten Häusern zu vertreiben. — Als wir den letzten Bergkamm in das Thal hinabstiegen, welches nach Beschat führt, mußten wir

Digitized by Google



Die englisch-indischen Armee auf dem Marsche. (Text Folge auf S. 119.)

Digitized by Google

uns mehrmals den Weg durch starkes Unkraut und Gestrüpp bahnen, das mir, wenn ich auf dem Pferde saß, noch bedeutend über den Kopf hinaus reichte; ein genügender Beweis für die Fruchtbarkeit des Bodens.

Das Dorf Beschat ist nur noch ein Hause schwarzer Mauern, denn es ist von den Russen im letzten Feldzug gegen Schamyl niedergebrannt worden, aber der Ort hat natürlich noch seinen Namen behalten. Der Stamm, welcher die umliegenden Dörfer bewohnt, heißt Kaputscha. Es war schon sinkende Nacht, als ich den Ort erreichte, wo das Thal sich erweiterte und ein kleines ebenes Amphitheater bildete, wo Fürst Scheilakhoff sein Lager aufgeschlagen hatte. Die Lichter und Feuer waren ausgelöscht, und der einzige Gruß, der mir zu Theil wurde, war der Anruf der Schildwache. Mein Freund Vinci, dem ich beinahe ausschließlich das Gelingen meiner Reise verdanke, hatte mir einen Brief an den General mitgegeben, aber dieser lag schon im Schlaf, und ich war einigermaßen in Verlegenheit, wie ich zu einem Abendbrod kommen sollte. Während ich noch zwischen den Spannstricken der Zelte herumstolperte und meinem Diener Anweisungen in französischer Sprache ertheilte, ward ich in derselben Sprache angerufen und aufgefordert, in ein benachbartes Zelt zu kommen, und als ich mich tastend in dasselbe hineingefunden hatte, fand ich zwei junge Männer in ihren Betten, nämlich den Neffen des Fürsten und seinen Hofmeister, einen Franzosen. Sie standen alsbald auf, kleideten sich an und führten mich zu einem Major, der noch nicht schlafen gegangen war und im Rufe stand, sehr behaglich eingerichtet zu seyn. Dieser setzte und denn auch alsbald ein Abendbrod vor, welches seinen Ruf als trefflicher Wirth vollkommen bewährte. Ich hörte daß der General am andern Morgen in aller Frühe mit Sack und Pack aufzubrechen beabsichtigte, und ich erwartete kaum, daß er, wenn er auch wollte, die Zeit finden würde, für die Bedürfnisse eines landfremden Menschen zu sorgen; allein der General gab mir einen glänzenden Beweis davon, wie weit die Zuvorkommenheit und Höflichkeit eines georgischen Edelmannes gehe. Noch ehe ich aufgestanden war, warteten vier Pferde auf mich vor meinem Zelte, und als ich mich zum Fürsten begab, um mich bei ihm zu bedanken, gab er mir drei Mann von seiner leibgarde Leibwache als Geleite mit und einen Maulthiertreiber, und empfahl mich noch ganz besonders einem der Männer Namens Osman, einem großen, stämmigen, finsterausschenden Krieger, welcher etwas Georgisch sprach wie mein Diener. Ich behandelte ihn mit besonderer Zuvorkommenheit und gab ihm alle meine Befehle, denn ich habe auf Reisen es immer als erprobt gefunden, wenn man die Verantwortlichkeit nur auf einen einzigen Mann legt und mit den Anderen so wenig als möglich verkehrt; dieß schmeichelt dem Einen und setzt den Reisenden bei den Uebrigen in desto größern Respekt. Nach einer kurzen Bekanntschaft hatte ich eine wirkliche Achtung für Osman, und glaube daß er mir wirklich zugethan war. Welch ein Unterschied zwischen einem solchen halbcivilisirten Burschen mit seinem ritterlichen Gefühl für Takt und Schicklichkeit und Ehre in der Brust, und der Mehrzahl unserer europäischen Diener und Lakaien, welche doch in der Jugend Schule und Kirche besucht haben und denen später Bücher, Zeitungen und andere Bildungsmittel zugänglich waren, und die dennoch bei jeder Gelegenheit ihren Herrn übervortheilen und betrügen! Jeder welcher mit orientalischen und europäischen Dienern gereist ist, wird dieß verstehen und mit mir einverstanden seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Ein sehr verzeihlicher Irrthum.

Erzählung.

Im vorigen Sommer hielt ich mich des Seebads wegen in einem kleinen Hafenstädtchen der Normandie auf, und machte daselbst die Bekanntschaft eines originellen Menschen, eines Schwimmlehrer oder, wie er sich nach Landes Art und Sitte nannte, eines professeur de natation, Namens Monceau, — des Vaters Monceau, wie er im ganzen Städtchen hieß. Der Mann war sonst gebildet, brav und rechtschaffen, aber ein Geizhalz, dessen Filzigkeit sprüchwörtlich geworden war. Er lebte von Schwarzbrod und dem Ausschuß der Fische die er selber fing; er trank nur Wasser, welches dort umsonst zu haben ist, und seine Kleidung, vom rohesten Schnitt und gröbsten Stoffe, war an vielen Stellen gestickt. Und doch mußte sein Einkommen nicht unbedeutend gewesen seyn, wenigstens wenn man es nach den verschiedenen Berufsarten beurtheilte, welche er betrieb. Einen Tags trat ich in den Speisesaal meines Gasthofs, der „Aufgehenden Sonne," und sah ein junges Mädchen von 17 bis 18 Jahren mit einer Nadelarbeit beschäftigt an einem Fenster sitzen. Sie schlug bei meinem Eintritt die Augen auf, senkte sie aber sogleich wieder und arbeitete weiter, ohne sich um meine Gegenwart zu kümmern. Ich bemerkte jedoch, daß sie sehr hübsch war und regelmäßige zarte Züge hatte, und als ich mich bei der Wirthin nach ihr erkundigte, vernahm ich, daß das Mädchen die Tochter Monceau's war und im Tagelohn als Putzmacherin arbeitete. „Sie ist ein echtes Kind ihres Vaters," setzte die Wirthin hinzu, „sehen Sie nur, wie armselig sie gekleidet ist, betrachten Sie ihre Kleider von dem gemeinsten Zeug und unmodischesten Schnitt; und doch ist sie nicht nur selbst geschickt genug, um sie modischer zu machen, sondern verdient mehr als genug, um sich wenigstens anständig kleiden zu können."

„Ah, das ist abscheulich," sagte ich; „der Geiz des alten Monceau ist schon verächtlich genug, aber an einem solchen jungen Mädchen ist der Geiz geradezu abstoßend."

Auf meinem Zimmer fand ich einen Brief von einem jungen, Franzosen, den ich vor einigen Jahren in Paris kennen gelernt, als ich daselbst die Spitäler besucht und meine Studien vollendet hatte. Er war in dieser Gegend heimisch und ich hatte an ihn geschrieben, um ihn von meiner Anwesenheit in Kenntniß zu setzen. Nun meldete mir Ernest Préaux, daß er in der benachbarten Stadt wohne, und lud mich dringend ein, ihn zu besuchen um die alte Freundschaft zu erneuern. Ernest Préaux war eine seltsame Natur; mit 25 Jahren hatte er die Manieren eines kalten strengen Moralisten von 40 Jahren. Er besaß Geist und Kenntnisse in hohem Grade, hatte viel gelesen und viel behalten, und war ein gewiegter Jurist, wie er denn auch jetzt bereits eine verhältnißmäßig schon sehr einflußreiche Stelle bekleidete. Ich besuchte ihn, und fand ihn geachtet und angesehen, und er schien erfreut darüber, daß wir wieder für einige Zeit auf unsern frühern vertraulichen Fuß kommen würden, denn er hatte nur wenigen Umgang. Aber er war noch immer schweigsam und ernst und behielt seine gewöhnliche Zurückhaltung bei. Meines Erachtens rührte diese ungewöhnliche Düsterkeit seines Charakters theilweise von einer Enttäuschung her, die er erlebt hatte: er war mit einem jungen Mädchen verlobt

Digitized by Google

gewesen, allein dieses hatte ihn aufgegeben und sich an einen Andern verheirathet; ihre Untreue hatte ihn tief verwundet, denn er war damals noch jung und unerfahren gewesen und hatte nun einen hartnäckigen Zweifel an der Würde und Beständigkeit der Frauen wie einen Glaubensſatz in ſich aufgenommen. Auch noch andere Erlebnisse mochten zu der Verdüsterung seines Wesens beigetragen haben: er hatte schon im zehnten Jahre seine Eltern verloren, welche beide aus Gram und Angſt über die gefährdete Ehre ihrer Familie gestorben waren. Sein Vater war um eine namhafte Summe bestohlen worden und hatte in Folge davon seine Zahlungs-Unfähigkeit angeben müſſen. Sorge und Scham hierüber hatten ihn ſo ſehr erſchüttert, daß er einem Schlaganfalle erlag; Erneſt's Mutter, eine zarte empfindſame Frau, war außer Standes gewesen, ſo viele Unglücksfälle zu ertragen, welche mit Einem Mal auf ſie einſtürmten, und binnen weniger Wochen ihrem Gatten in's Grab gefolgt. Dann kam das lange und mühſame Geſchäft der Liquidation, nach deſſen Beendigung der armen Waiſe nur noch ein jährliches Einkommen von ungefähr 600 Franken blieb. Die Ausſichten des unglücklichen Knaben auf eine gute Erziehung wären daher höchſt ungünſtig geweſen, wenn nicht ſein Vormund eines Tages für ſeine Rechnung die Summe von 1500 Franken mit einem kurzen anonymen Briefe erhalten hätte worin ihm angezeigt wurde, daß alljährlich an demſelben Tage die gleiche Summe für den Sohn des Herrn Préaur bezahlt werden würde.

Erneſt Préaur verbrachte gerade ſeine Gerichtsferien in dem Hauſe ſeines frühern Vormunds, nur ein halbes Stündchen von meinem Badeorte, und der einſtige Vormund meines Freundes empfing auch mich ſehr freundlich. „Es freut mich ſehr in Ihnen einen Freund meines guten Erneſt zu ſehen,“ ſagte er; „Sie kommen eben recht, um Ihre Bemühungen mit den meinigen zu vereinigen, damit wir unſern Freund von einem verzweifelten Entſchluß abbringen. Denken Sie ſich nur, er trägt ſich mit dem Gedanken unter die Trappiſten zu gehen!“

Ich erſchrak, verſuchte aber die Sache ſcherzhaft aufzufaſſen. „Mein lieber Erneſt, ich weiß Dein Talent für Schweigſamkeit, das in einem Trappiſtenkloſter eine koſtbare Eigenſchaft iſt, gebührend zu würdigen,“ erwiderte ich; „aber aus früherer Zeit entſinne ich mich noch deutlich Deiner heftigen Angriffe auf das Kloſterleben und fürchte deßhalb eine Inkonſequenz von Deiner Seite nicht.“

„Jenun, ich hatte damals Unrecht,“ entgegnete Erneſt; „aber gleichviel, ob ich im Rechte bin oder nicht, ich fühle eben jetzt ein unabweisbares Bedürfniß von Ruhe und Einſamkeit; ich will den Verſuch machen, mein Herz abzutödten; ich muß Vergangenes vergeſſen, darum beabſichtige ich Trappiſt zu werden. Gewiſſe Philoſophen geben das Erinnerungsvermögen für die Baſis aller Intelligenz aus, und dieß mag richtig ſeyn. Aber das Gedächtniß iſt bisweilen auch eine ſehr traurige Mitgift, denn Erinnerung heißt Leiden, entweder in der Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft; daher iſt es beſſer ſogleich alles zu vergeſſen.“

„Geh' doch;“ rief ich; „Du biſt gar nicht mehr der Alte. In Liebesangelegenheiten iſt Gleichgültigkeit das einzige Heilmittel; Du biſt gegenwärtig erſt an der Verzweiflung.“

„Du irrſt Dich,“ gab mir Erneſt zur Antwort; „die Perſon, auf welche Du anſpieſt, flößt mir nur vollſtändige Verachtung ein; ich verabſcheue alle Frauenzimmer und dieſe ganz ſpeciell.“

Ich beſuchte gewöhnlich Erneſt zwiſchen acht und neun Uhr Morgens in dem Hauſe ſeines einſtigen Vormunds, fand aber mehrmals, daß er ſehr frühe aufgeſtanden war und ſchon einen großen Spaziergang angetreten hatte, als ich hinkam. Ich ſchlug ihm daher vor, künftig früher zu kommen, um ihn wo möglich auf ſeinen Spaziergängen zu begleiten; allein er antwortete mir ausweichend und in einer Weiſe, welche mir unzweideutig klar machte, daß hinter ſeinen frühen Morgenſpaziergängen irgend ein Geheimniß ſteckte. Seine Zurückhaltung in dieſem Stücke kitzelte zwar meine Neugier, aber nur ein reiner Zufall machte mich mit der Urſache deſſelben bekannt. Ich kam nämlich eines Morgens früher als ſonſt nach dem Hauſe ſeines Vormunds; allein er war bereits weggegangen, und als ich die Richtung einſchlug, die er genommen hatte, ſah ich ihn einige Flintenſchußweiten vor mir quer durch das Feld gehen. Ich eilte ihm nach, allein ehe ich ihn noch einholen konnte, verſchwand er in einem Gartenhauſe, welches unter einer Gruppe alter Bäume in tiefem Schatten ſtand. — Aha, diesmal werde ich ihn ertappen! dachte ich. Mein künftiger Trappiſt hat ſich wahrſcheinlich dieſes Verſteck auserſehen, um hier über die Eitelkeit und Falſchheit aller menſchlichen Neigungen beſchauliche Betrachtungen anzuſtellen! — Allein kaum war mir dieſer Gedanke durch den Kopf gegangen, ſo ſah ich ein hellfarbiges Frauenkleid flattern, deſſen Trägerin mir ebenfalls in das Gartenhaus hineinzuſchlüpfen ſchien. Ich näherte mich leiſe und hörte zwei Stimmen vertraulich flüſtern, in deren einer ich diejenige meines Freundes Erneſt, in der andern diejenige eines Frauenzimmers erkannte. Meine Neugierde war im höchſten Grade angeregt, und zu meiner Schande geſtehe ich, daß ich mich noch näher heranſchlich und durch eine Ritze in den Bretterwänden des Gartenhauſes hineinſchielte. Zu meinem Erſtaunen erkannte ich in der Geſährtin meines Freundes Urſula, die Tochter Monceau's. Nun hege ich einen entſchiedenen Abſcheu gegen alle Heuchelei, und als ich mich jetzt der geringſchätzigen Aeußerungen meines Freundes Erneſt über die Frauen und der ſpröden Manieren der kleinen Urſula erinnerte, kehrte ich voll Entrüſtung zurück, machte mich auf den Heimweg mit dem feſten Entſchluß von dieſem Tage an meine Beſuche bei Erneſt einzuſtellen, und hielt dieſen Vorſatz auch getreulich. Einige Tage ſpäter hatte ich noch ein anderes kleines Erlebniß, welches meine Abneigung gegen Urſula noch ſteigerte. Am Morgen nach dem Bade hatte ich den Vater Monceau in ſeinem Häuschen aufgeſucht, weil ich ihn nicht am Strande getroffen hatte; er war ein ausgezeichneter Schwimmer, und dieſe Eigenſchaft ſowie ſeine Meiſterſchaft im Schwimmunterricht flößte mir einiges Intereſſe für ihn ein. Beim Eintritt in's Zimmer überraſchte ich Urſula über einem alten Strumpf, der mit Kupfermünze gefüllt war, und den ſie haſtig zu verbergen ſuchte, als ſie meiner anſichtig ward. „Ah, Sie ſind ja ſehr reich!“ rief ich. — „Ch nicht doch, mein Herr,“ gab ſie zur Antwort. — „Aber Sie haben doch da eine ſehr wohlgefüllte Börſe!“ rief ich. — „Was für eine Börſe?“ — „Jenun, den Strumpf den Sie ſo eben in der Hand hielten, ſagte ich. — „Ch, es war ja nichts darin!“ gab ſie ausweichend zur Antwort.

Dieſe Unwahrheit und der Geiz erſchienen mir an einer ſolch jungen Perſon monſtrös.

Etwa vierzehn Tage ſpäter ſuchte Vater Monceau mich in meiner Eigenſchaft als Arzt auf und bat mich, nach ſeiner Tochter zu ſehen, welche krank ſey, wobei er mir aber durch verſchiedene Winke und Wendungen andeutete, daß ich auf ein Honorar für meine Bemühungen in dieſem Fall nicht rechnen dürfe. Ich fand Urſula ſehr krank und der emſigſten Pflege bedürftig. Ich ſagte dieß auch Ihrem Vater und verſchrieb einige Heilmittel. — „Werden dieſe Arzneien viel koſten?“ fragte er mich ängſtlich. — „Höchſtens 2 bis 3 Franken,“ gab ich zur Antwort. — „Drei Franken?“ rief er, woher ſoll ein armer Mann wie ich drei Franken bringen? und zudem, wird ſie davon geneſen?“ — Wahrſcheinlich davon nicht nicht,“ gab ich zur Antwort. — „Dann werde ich alſo noch mehr Arzneien anſchaffen müſſen? Ah, ich werde mich ruiniren müſſen, meiner Treu!“ rief er, worauf ich ihm mit gebührender Entrüſtung

Digitized by Google

strenge erwiderte: wenn er seine Tochter retten wolle, so dürfe er es an keinerlei Pflege fehlen lassen, denn der Fall sei ein sehr ernster.

Ich verließ ihn entrüstet, sprach aber am Abend wieder vor, weil ich befürchtete, er möchte meine Weisungen nicht befolgt haben. Die Haushüre stand offen, und diese Thatsache allein deutete auf große Verwirrung in der Haushaltung. Ich trat in die Küche und war eben im Begriff, in Ursula's Zimmer zu treten, als ich aus der angelehnten Thüre der Stube ihres Vaters Licht schimmern sah. Ich trat an die Thüre, um ihn anzurufen, da sah ich ihn vor einer offenen Schreibkommode sitzen, in welcher ich glänzende Stöße von Napoleons und Fünffrankenstücken aufgehäuft sah; er stand so sehr in Betrachtung seiner Reichthümer verloren, daß er mein Eintreten gar nicht bemerkt hatte. Ich zog mich wieder an die Hausthüre zurück und rief ihn laut bei Namen, worauf ich ihn seine Schreibkommode doppelt verschließen hörte; dann erst trat er mit einem entschiedenen Wesen und festen Blick in die Küche heraus, begrüßte mich und sagte: „Nicht wahr, Doktor, die Leute haben es im Hospital so übel nicht?"

„Allerdings," gab ich zur Antwort; „aber zu Hause sind die Kranken doch besser aufgehoben!"

„Hm, ohne Zweifel, wenn man Zeit hat sich ihnen zu widmen," versetzte Monceau. „Aber mich dünkt, Doktor, Ursula würde in einem Hospital doch bessere Verpflegung finden, als hier. Man sagt mir, es fehle dort den Kranken an gar nichts, und sie bekämen ihre kräftige Hühnerbrühe und nöthigenfalls sogar Wein."

„Das ist allerdings wahr," bestätigte ich.

„Na, dann würde ich mich gar nicht lange besinnen, meine Tochter nach Pont-l'Evêque in's Spital zu schicken."

„Aber bedenkt doch, lieber Freund, daß Ursula nicht gehen kann, und noch weniger im Stande, die Bewegung eines Wagens zu ertragen," wandte ich ein; allein Monceau war von seinem Vorhaben nicht abzubringen. Er wolle sie mit Hülfe einiger Nachbarn in einer Sänfte dorthin bringen, obschon es eine Entfernung von zwei guten Wegstunden war. Als alle meine Vorstellungen nichts fruchteten, ließ ich ihn ruhig gewähren, und sah ihn hernach nicht mehr oft, da meine Badekur zu Ende ging. Ich erfuhr nur, daß er seine Tochter wirklich nach Pont-l'Evêque in's Spital gebracht hatte.

Mehr als ein Jahr war vergangen, ohne daß ich von dieser geizigen Familie etwas Näheres erfahren hätte. Ich war wieder in dem kleinen Seebad an der Küste der Normandie als Badegast, als ich eines Tags eine Einladung von den Behörden in Caen erhielt, einer Prüfung von jungen Mädchen anzuwohnen, welche sich zu Erzieherinnen ausgebildet hatten und von denen mehrere auch in der deutschen Sprache geprüft zu werden wünschten, wo ich ihre Befähigung beurtheilen helfen sollte. Die Prüfung war mir in mehr facher Hinsicht interessant, und ich leistete dem an mich ergangenen Rufe Folge und ging nach Caen. Unter den zur Prüfung erschienenen jungen Mädchen war auch ein Gesicht, das mich auf eigenthümliche Weise interessirte. Es schien Ursula Monceau anzugehören, und doch war es ganz umgewandelt, trug weder die Spuren von Ursula's Krankheit, noch von ihrer einstigen gedrückten Stimmung an sich, sondern ihre stets zarten und feinen Züge waren eigenthümlich belebt von einem seltenen Ausdruck von Intelligenz und einer gewissen Röthe der Aufregung; Ihr Benehmen war leicht und anmuthig, und die hübsche, einfache und geschmackvolle Toilette, die sie trug, ließ sie noch gewinnender erscheinen. Ihre Stimme bebte einigermaßen bei der mündlichen Prüfung, aber ihre Antworten waren richtig und wohl überlegt, und sie erhielt ihr Diplom als Erzieherin. Eine der Lehrerinnen war mir bekannt, und da ich gesehen hatte, daß sie mit Ursula freundlich gesprochen, so richtete ich einige Erkundigungen über Ursula an diese Dame, da ich sehr begierig war, zu erfahren, auf welche Weise das geizige, schlampige und anscheinend ganz unwissende Landmädchen sich in eine so elegante und wohlerzogene junge Dame umgewandelt habe.

„Fräulein Monceau," erwiderte mir die Lehrerin, „hat unsere Schule nur vier Monate lang besucht, und wollte auch niemals länger bleiben, als bis zur Prüfung; aber sie besaß nicht nur schon bei ihrem Eintritt weit mehr Kenntnisse als unsere übrigen Zöglinge, sondern übertraf auch alle anderen an Fleiß und Aufmerksamkeit. Das arme Mädchen soll ganz allein in der Welt dastehen, und hat sich die neidlose Theilnahme aller ihrer Mitschülerinnen zu sichern gewußt; allein über ihre eigenen Verhältnisse beobachtet sie gegen jedermann, selbst mich nicht ausgenommen, eine auffallende Zurückhaltung."

Mehr vermochte ich nicht über sie zu erfahren. Da ich gehört hatte, daß Ernst Präaur nun in Caen wohnte, so machte ich ihm nach der Prüfung einen Besuch, in der Hoffnung, daß er mir auch über die Verhältnisse von Ursula Monceau genauere Auskunft geben könne. Ich fand ihn in gedrücktester Stimmung als jemals, und als er mich einlud, einige Tage bei ihm zu logiren, sagte ich: „Das kann unmöglich Deine wahre Herzensmeinung seyn, denn Du machst dazu ein Gesicht, als ob Du mich auf hundert Meilen hinwegwünschtest, also leb wohl und Gott befohlen!"

„Unsinn, Freund!" rief Ernest; „ich verschere Dich, daß mir Dein Besuch ungemein viel Vergnügen macht, um so mehr als es wohl Dein letzter seyn wird!"

„Ah, ich danke Dir für das Kompliment! und warum, wenn ich bitten darf, sollte ich denn nicht wieder kommen?"

„Versteh' mich recht, lieber Freund!" entgegnete Ernest; „ich bin mehr als je entschlossen, Trappist zu werden."

„Laß mich im Frieden mit solchen Märchen, Ernest!" rief ich; „ich weiß nur allzugut, daß Du der Welt noch nicht abgestorben bist. Du mußt eine eigenthümliche Vorstellung von dem Leben in La Trappe haben, wenn Du diesen Schritt so leicht nimmst. Weit eher möcht' ich glauben, Du wolltest ein Einsiedler werden, und Dir zur Eremitage irgend ein freundliches Gartenhaus auswählen, ganz versteckt zwischen riesigen Obstbäumen, wo Du hübsche kleine Nähterinnen empfangen und unterrichten kannst . . ."

Ernest stieß unwillkürlich einen Ausruf der Ueberraschung aus und erröthete; er maß mich mit blitzenden Augen, äußerte jedoch kein Wort. Ich war aber entschlossen, ihn nicht so wohlfeilen Kaufs loskommen zu lassen und fragte ihn direkt: „Hast Du Fräulein Ursula schon lange nicht mehr gesprochen?"

Er sah mich betroffen an und rief: „Du kennst also mein Geheimniß? Du weißt also, daß Ursula allein mich noch in der Welt zurückhalten kann? Und sie hat sich Dir anvertraut, nicht wahr? . . . . O Weiber, Weiber!"

„Ist sie Dir denn untreu geworden?" rief ich.

„Nein, das glaube ich nicht, denn Ursula ist ein Engel!" sagte er; „Du kennst sie noch nicht."

„Das ist die reine Wahrheit, lieber Ernest; ich habe sie in meinem ganzen Leben nur zweimal gesprochen. Du aber mußt sie besser kennen, denn Du hattest ja bei Euren Zusammenkünften in jenem Gartenhaus sicher Gelegenheit genug, ihre genauere Bekanntschaft zu machen."

„Ah, Du weißt also auch darum?" rief Ernest. „Jemun, wie sehr auch der Schein hierin wider uns beide seyn mag, urtheile darum nicht liebloß oder leichtfertig über unser Verhältniß, lieber Freund. Jene geheimen Zusammenkünfte im Gartenhaus waren unerläßlich, weil sonst Ursula's Ruf darunter gelitten hätte.

Digitized by Google

„Natürlich! Du als galanter Mann konntest sie nicht der Klatscherei der Nachbarn preisgeben," sagte ich spöttisch.

„Jenun, necke mich meinethalben, aber beurtheile mich wenigstens nicht lieblos, sondern höre erst, was ich für mich vorzubringen habe," versetzte Ernest mit einer feierlichen ruhigen Miene. „Unsere Zusammenkünfte waren nicht diejenigen zweier Liebenden, sondern wir fanden uns dort ein, weil ich Ursula Unterricht gab, weil ich ihre mangelhafte Erziehung vervollständigen wollte . . . ."

„Ah, das war wenigstens ein höchst moralischer Zweck!" rief ich lachend, hielt aber inne, denn ich sah ihn traurig werden.

„Du zweifelst an meiner Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe, Freund," fuhr er nach einer Pause fort. „Du zwingst mich dadurch, Dir alles zu erzählen, welche Ueberwindung es mich auch kosten mag. So wisse denn, ich liebe Ursula mit meiner ganzen Seele, allein sie hat keine Ahnung davon. Sie selbst liebt einen Andern und wird sich wahrscheinlich binnen Kurzem verheirathen. Laß mich jedoch ganz von vorne anfangen. Eines Tages — es mögen etwa vier Jahre her seyn — ging ich am Strande spazieren, und begegnete einem Trupp junger Mädchen von 13 – 14 Jahren, welche zwischen den Steinen kleine Krabben und Garneelen fingen. Eines derselben stürzte und verletzte sich am Fuß und an der Stirn, und ich war nahe genug bei der Hand, um zu Hilfe zu eilen und ihre Stirnwunde mit meinem Taschentuche zu verbinden. Ich führte sie nach dem kleinen Hafendörfchen zurück, weil sie kaum gehen konnte, und gab ihr auf ihre Bitte meine Karte, damit sie mir mein Taschentuch wieder zustellen könne, nachdem sie es ausgebraucht und gewaschen habe. Etliche Tage später sandte sie mir auch das Tuch mit einigen Dankeszeilen wieder zu, aus welchen ich erst ihren Namen erfuhr. Seither begegnete ich die Kleine manchmal, und sie blickte mich mit ihren großen sprechenden Augen immer so bedeutsam und fragend an, daß ich sah, sie wolle mir etwas mittheilen. Als ich sie nun eines Abends auf der Spitze des Hafendamms begegnete und Niemand in der Nähe war, grüßte ich sie und erkundigte mich freundlich nach ihrem Befinden. Sie wechselte die Farbe, ergriff meine Hand, bedeckte sie mit stürmischen Küssen und sagte endlich mit sich ergreifender Stimme: „Ach, Herr Ernest, wissen Sie auch, wem Sie so viel Freundlichkeit erwiesen haben? Ich bin Ursula Monceau, die Tochter von jenem ehemaligen Commis Ihres Vaters, der denselben in's Unglück gestürzt hat? Ich, lassen sie mich das nicht entgelten." — Ich ward im ersten Augenblick eines unangenehmen Gefühles, das mich beschlich, nicht Meister, denn mein Vormund hatte mir mehrmals erzählt, daß der Ruin meines Vaters durch eine Fahrlässigkeit jenes Commis verschuldet worden sey. Aber im nächsten Augenblick mußte ich mir sagen, daß das arme Kind, das zu jener Zeit wohl noch nicht einmal geboren war, an dem Vergehen seines Vaters keine Schuld habe und daß ich es sie nicht entgelten lassen dürfe. Ich sagte ihr dieß, und versicherte sie meines Wohlwollens und meiner Freunde darüber, daß ich ihr einen kleinen Dienst habe erweisen können, und daß ich ihr die Schuld niemals nachtragen werde, welche ihr Vater gegen den meinigen auf sich geladen habe. Von dieser Zeit an begegneten wir uns öfter, und ich lernte Ursula näher kennen und behandelte sie gleichsam wie eine Schwester. Ich erfand sie etwas excentrisch, aber doch als ein Mädchen von ehrbaren Grundsätzen und strenger Rechtschaffenheit; sie hatte einen gewissen ehrgeizigen Trang, sich aus der niedrigen Stellung zu erheben, welche sie einnahm. So verging ungefähr ein Jahr, als sie mir eines Tages etwas anvertraute, was Dich überraschen mag, weil Du ein Skeptiker bist, was mich aber gar nicht verwunderte, denn ihr Charakter ist ein seltsames Gemisch von Kühnheit und Einfachheit. Sie erzählte mir nämlich, ihr Vater sei außerordentlich geizig und wehre ihr sogar jeden Versuch, an ihrer eigenen geistigen Fortbildung zu arbeiten. „Er ist arm," sagte sie; „er versichert mich, er könne nichts auf meine Erziehung verwenden, und ich müsse mir selbst meinen Unterhalt verdienen lernen und habe keine Zeit mich geistig auszubilden." Ich fragte sie, warum sie denn nach Bildung verlange und sich über den Stand einer Näherin erheben wolle, zu welchem sie ihr Vater bestimmt habe; da gestand sie mir denn endlich zögernd unter Erröthen: sie liebe einen jungen Mann, welcher seinem Stande nach über ihr stehe und Anstand nehmen würde, ein so unwissendes und ungebildetes Mädchen wie sie zu seiner Gattin zu machen; sie wolle deßhalb sich selbst fortbilden und so viel studiren, daß sie Gouvernante werden könne; dann werde ihr Geliebter vielleicht von so viel Eifer gerührt werden und sie doch heirathen. — Von diesem Augenblicke an erbot ich mich, ihr Unterricht zu ertheilen, und Ursula nahm es bereitwillig an und machte überraschende Fortschritte, denn das Mädchen hatte einen heldenhaften Muth und eine überraschende Ausdauer. Jeden Morgen kam sie nach dem kleinen Gartenhaus, wo ich sie erwartete und mir die größte Mühe gab, ihren Geist und Verstand zu entwickeln. Unter Tags arbeitete sie angestrengt als Näherin und versagte sich jede Freude, um nur ein kleines Kapital als ihre künftige Mitgift zu ersparen. Ich machte ihr mehrfach den Vorschlag, sie auf meine Kosten in eine Erziehungsanstalt zu thun, allein sie lehnte es beharrlich ab und sagte: „Ich muß mir meinen Weg selber bahnen, damit er mich deßhalb um so mehr liebt!" Wer ihr Geliebter sey, hat sie mir niemals gestanden. Ich selber bin sterblich in sie verliebt, und sie hat alle Tugenden und Vorzüge des Charakters außer der Dankbarkeit. Vorigen Herbst mußte ich diese Gegend auf einige Zeit verlassen und die Unterrichtsstunden aufgeben. Seither habe ich sie weder gesehen noch von ihr gehört. Ich las nur neulich, daß sie ebenfalls unter den jungen Mädchen war, die sich zur Prüfung als Erzieherinnen meldeten. Ich hoffe nun, sie werde wenigstens nach der Prüfung mich aufsuchen und mir danken; aber sie ist jetzt wahrscheinlich mit einem Andern glücklich, den sie mehr liebt. Was könnte ich finsterer wortkarger Mensch auch einem solch frischen frehen Wesen seyn? Sie hat mich vergessen; sie ist jetzt glücklich, und darum verzeihe ich ihr ihre Undankbarkeit."

Ernest's Stimme zitterte bei diesen Worten, und seine ungewöhnliche Erschütterung verrieth mir die Tiefe seines Gefühls. Ich sah nun deutlich, daß diese unglückliche hoffnungslose Liebe allein ihn zu jenem verzweifelten Entschluß gebracht hatte, Trappist zu werden. Ich gab dem Gespräch eine andere Wendung, um seinen Lebensmuth wieder aufzurichten. Ich quartierte mich bei ihm ein mit dem festen Vorsatz, Ursula aufzusuchen und mit ihr über Ernest's Leidenschaft zu sprechen.

Am andern Morgen nach dem Frühstück saßen wir plaudernd in Ernest's Zimmer, da klingelte jemand draußen auf dem Vorsaal — es war ein schüchternes, zaudendes, unentschiedenes Schellen. „Das ist sie!" rief Ernest aufspringend, schob mich mit einer Energie, welche ich meinem künftigen Trappisten gar nicht zugetraut hätte, in das Nebenzimmer, und eilte dann auf den Flur hinaus. Ich hörte Ursula mit ihrer weichen melodischen Stimme Worte des Dankes flüstern. Ernest antwortete ihr gar nicht oder wenigstens so leise, daß ich seine Aeußerungen nicht verstehen konnte. Ursula brach zuerst das Schweigen, welches nun folgte, denn in derartigen Fällen scheinen die Frauen weit kühner zu seyn, als die Männer, obschon sie eigentlich weit schüchterner sind.

„Sie scheinen krank zu seyn, Herr Ernest," hub sie an; „dieß schmerzt mich für Sie; gerade jetzt wo ich meinen Zweck erreicht habe, möchte ich Sie ebenfalls froh und aufgeräumt sehen."

„Was thut es, Ursula? Jedenfalls sind S i e ja jetzt glücklich,"

Digitized by Google

stammelte Ernest tief bewegt und schien kaum selbst zu wissen, was er sagte.

„Glücklich?“ fragte sie: „o nein, ich bin es noch nicht.“

„Und Er?“ fragte Ernest nach einer Pause; „ist er nicht auch froh über Ihren Erfolg?“

„Ich glaube kaum, Herr Ernest,“ versetzte sie traurig; „ich fürchte nachgerade, daß ihm an mir gar nichts gelegen ist!“

„Ist's möglich?“ rief Ernest beinahe freudig.

„Ach ja, ich habe schon so lange kein Wort mehr von ihm gehört,“ sagte Ursula; „aber lassen Sie uns von Ihnen reden, Herr Ernest! Sie haben mir noch gar nicht gesagt, warum Sie so traurig sind; was ist Ihnen denn?“

„Du lieber Himmel, das ist eine alte Geschichte,“ versetzte Ernest mit einem tiefen Seufzer; „ich liebe eine Undankbare, die nichts von mir will und ihr Herz einem Andern geschenkt hat.“

„Bah, das ist nicht möglich, Herr Ernest!“ rief Ursula halb erschrocken; „bitte, sagen Sie mir, wer ist denn jene Verblendete, die so glücklich sein könnte?“

„Was kann das Sie kümmern, Ursula? Bin ich ja doch nicht derjenige, dem Sie Ihr Herz geschenkt haben!“ rief Ernest. „Lassen Sie mich zuerst fragen, wer denn der Mann ist, der Ihre Neigung so gering anschlägt?“

„Und gesetzten Falles, ich sagte Ihnen dieß, Herr Ernest, was kann Ihnen daran liegen, wenn ich nicht diejenige bin, die Sie lieben?“ stammelte Ursula beklommen und erröthete über und über.

Diese Liebeserklärung war vielleicht so gut als irgend eine andere, denn sie genügte vollkommen zur gegenseitigen Aufklärung. Ernest fiel der erglühenden Ursula zu Füßen und bedeckte ihre Hände mit Küssen, und das Mädchen selbst fiel ihm um den Hals und weinte Freudenthränen. Ich stand schon im Begriff, aus meinem Versteck hervorzutreten, denn meine Lage war eine entschieden lächerliche geworden, als draußen auf dem Vorplatz laut und heftig geklingelt ward. Ernest eilte hinaus um zu öffnen, und ich erkannte im Nu in der lauten starken Stimme des Ankömmlings den Vater Monceau, und trat daher sogleich in Ernest's Zimmer, um in den Augen des erzürnten Vaters die Schicklichkeit zu wahren. Monceau's Blicke erfaßten zunächst mich, und mich begrüßend rief er: „Ah Sie hier, Doktor? Das ist mir sehr lieb, denn ich bin hieher gekommen, um meinen Charakter wieder herzustellen.“ Er nahm ohne Umstände einen Stuhl, setzte sich an den Tisch und holte aus der Tasche einen kleinen Sack mit Geld und ein schmutziges altes Taschenbuch, das er auf den Tisch legte; dann wischte er sich den Schweiß von der Stirn und athmete tief auf. Unsere Erwartung, ihn recht ungehalten werden zu sehen, ward sehr enttäuscht, denn er hatte Ursula noch gar nicht bemerkt, die sich erschrocken in eine Ecke am Klavier geflüchtet; sein Gesicht war zwar etwas aufgeregt, aber freundlich und milde, wie ich es nie zuvor gesehen hatte. „Sie haben mich wohl für einen recht garstigen alten Geizhals gehalten, Doktor, nicht wahr? Na, das war so ziemlich die allgemeine Ansicht über mich, die sogar mein eigenes Kind theilte! Aber nun mögen Sie erfahren, meine Herren, warum ich ein Geizhals war. Sie wissen vielleicht, daß ich einst der vertraute Commis von Herrn Préaux, Herrn Ernest's Vater, war! Herr Préaux erwies mir ein seltenes Vertrauen, obschon er wußte, daß ich mich zuweilen dem Laster des Trunkes ergab. Ich war jedoch bei Tage meist nüchtern und emsig bei meinem Geschäft, und ergab mich dem Trunk nur am Abend in lustiger leichtfertiger Gesellschaft. Herr Préaux wußte dieß und machte mir zuweilen ernste Vorstellungen darüber, behielt mich aber doch, denn er ahnte, daß ich ihm trotz aller meiner Fehler treu ergeben war. Herr Préaux stand damals an der Spitze eines angesehenen Handelshauses in Havre; es war eine ernste Zeit, denn wir waren mitten in einer Geldkrisis, und mein Principal hatte auf den letzten des Monats große Wechselverbindlichkeiten zu decken. Er schickte mich also in der Provinz herum, um Ausstände einzukassiren, und es gelang mir, eine Summe von etwas über fünfzigtausend Franken flüssig zu machen und mit nach Hause zu bringen. Ich langte des Morgens vor der Comptoirstunde im Havre an, war die ganze Nacht hindurch gereist und hatte Hunger und Durst; so ließ ich mich denn von meinem bösen Genius verführen, in ein kleines Kaffeehaus zu treten, wo ich gewöhnlich meine Abende unter lockeren Brüdern verbrachte. Während ich mir an einer Cotelette und einer Flasche Bordeaux gütlich that, bevor ich auf's Comptoir ging, schickte der Unstern zwei Männer her, welche ich kannte und mit denen ich schon oft Abends getrunken hatte. Wir plauderten mit einander, tranken einige Flaschen Wein zusammen, und ich ließ mir im Verlauf des Gesprächs das Geständniß entschlüpfen, daß ich von einer Geschäftsreise zurückkehrte und eine namhafte Summe bei mir führte. Wir machten ein Spielchen und tranken weiter. Plötzlich verlor ich die Besinnung und schlief ein. Als ich erwachte, war es Abend und ich vermißte meine Brieftasche. Die beiden Elenden hatten mich bestohlen und waren auf und davon. Ich eilte zu Herrn Préaux und gestand ihm Alles; er ward blaß wie der Tod und sagte nur: 'Monceau, ich fürchte Ihr habt mich ruinirt!' Alle Nachstellungen blieben vergeblich — die Diebe waren glücklich entwicht. Umsonst wandte sich Herr Préaux an Freunde und Verwandte, niemand half ihm; man zuckte die Achseln über sein Vorgehen und sah darin nur eine lächerliche Ausrede; ja, einzelne waren gemein genug, zu behaupten die ganze Sache sey zwischen dem Principal und mir abgekartet gewesen, damit Herr Préaux noch eine namhafte Summe aus dem Bankerutt habe retten können. Der Verfalltag kam, die Wechsel wollten nicht gestundet werden, bis Herr Préaux anderweitig sich Hülfe geschafft habe — er mußte seine Insolvenz anzeigen. Das Uebrige wissen Sie, Herr Ernest! Ihr Vater war ruinirt und durch mich. Aber ich gelobte mir damals hoch und theuer, mein Vergehen nach Kräften wieder gut zu machen. Ich bekam keine Stelle mehr als Commis und ging daher nach der Heimath meiner Frau, wo ich mich als Schwimmlehrer und Aufseher des Seebads aufthat. Ich ersparte mir von meinem Erwerb so viel, daß ich jedes Jahr Ihnen, Herr Ernest, die Summe von fünfzehnhundert Franken zusenden konnte. Alles was ich außerdem erübrigte, legte ich gewissenhaft zurück um dereinst dem Sohne meines hingeopferten Wohlthäters ein Vermögen zu hinterlassen. Der Himmel ist meinen Anstrengungen günstig gewesen: mit einem Kapital, welches ich mit einem rechtschaffenen Schifferbeder in Cherbourg auf eine Spekulation anlegte, habe ich so viel gewonnen, daß ich jetzt im Besitz von hunderttausend Franken bin, die ich Ihnen hiemit übergebe, Herr Ernest Préaux! Ich bitte Sie kniefällig, nehmen Sie das Geld von mir an, und vergeben Sie mir das Unglück, welches ich über Ihre Familie gebracht habe!“

Der alte Mann wäre Ernest zu Füßen gefallen, wenn dieser ihn nicht daran verhindert und in seine Arme geschlossen hätte. Ernest hatte Thränen im Auge, vermochte aber kein Wort zu reden, sondern deutete nur auf Ursula, welche ihr Vater seither noch gar nicht bemerkt hatte. Monceau war betreten, seine Tochter hier zu finden, und fragte erstaunt: „Wie kommst Du hieher, Ursula?“

Das Mädchen stammelte einige verworrene Worte und heftete einen bittenden Blick auf Ernest, welcher denselben wohl begriff, denn er erfaßte mit der einen Hand Vater Monceau's Rechte, zog mit der andern das bestürzte Mädchen heran und sagte: „Wir haben uns hier zusammengefunden, Vater Monceau, um zu Ihnen hinauszufahren und Sie um Ihren Segen zu unserer Verbindung zu bitten!“

Digitized by Google

„Wie? zu eurer Verbindung? Liebt ihr euch denn?“ rief Monceau überrascht.

„Ja, Vater, schon seit vier Jahren,“ sagte Ernest.

„Alle Wetter, davon hab' ich ja kein Wort gewußt,“ rief Monceau.

„Und wir selbst auch nicht, Vater! ein Zufall hat uns das erst heute klar gemacht,“ versetzte Ernest.

„Und mein Mädel geht also nicht als Gouvernante nach England?“

„Gott bewahre! sie bleibt hier und wird meine treue Gattin!“ sagte Ernest und drückte den ersten innigen Kuß auf Ursula's Stirne.

Der alte Schwimmlehrer war's zufrieden, denn es gehört nicht viel dazu zu begreifen, daß man Andere glücklich machen kann, und er verweigerte dem Paare seinen Segen nicht. Vier Wochen später sah ich Ursula Monceau in einer einfachen geschmackvollen bräutlichen Toilette als glückliche Verlobte mit Ernest Prösaur vor den Altar treten. Dieser gab sein kleines Amt auf, kaufte sich die Kundschaft eines Notars in Caen, und nahm seinen Schwiegervater zu sich, damit derselbe noch einen frohen Lebensabend genieße, nachdem er seinen einstigen Fehltritt so mannhaft abgebüßt hatte.

Ein Kampf zwischen einem Bullen und einem grauen Bären.

Eine Erinnerung aus Californien. Von Fed. Nellenburg.

Während meines Aufenthalts in Californien hatte ich im Herbst 1853 einmal einen Ausflug in Geschäften von Stockton aus nach der Mission San Jose zu machen, was einem Ritt von etwa achtzehn deutschen Meilen gleich kam. Derartige Touren waren damals nichts ungewöhnliches in jenem dünnbesiedelten Lande ohne Straßen und erheischten im Grunde nichts anderes, als Geduld und Ausdauer. Mein Geschäft war wichtig, und so saß ich denn schon lange vor Tag im Sattel und hatte mindestens schon eine deutsche Meile zurückgelegt, ehe der erste fahle Lichtstreifen am westlichen Horizont das Nahen des erwachenden Tags verkündete. Die Luft war kühl und balsamisch, geschwängert von den Düften von Gras und Blumen, und mit dem Erscheinen der Sonne glitzerten die Thautropfen überall wie Diamanten an Laub und Grashalmen. Die Hirsche waren aus dem Dickicht hervorgekommen um sich zu äsen und schauten furchtlos auf zu beiden Seiten des Pfades, den ich verfolgte; hie und da stöberte ich ein Volk Wachteln auf, das sich dann nach kurzem Fluge am Rande des Chapparal oder Dickichts im wilden Hafer niederthat. Das Gelände war wellenförmig und parkartig, hie und da mit einzelnstehenden Lebenszeichen von ungeheurem Umfang oder mit Gruppen von kleineren Bäumen bestockt.

Nach mehrstündigem Ritte betam ich den Monte Diablo in der Ferne zu Gesicht, der anfangs nur wie eine Wolke in der dünnen Luft lubmte, während zu meiner Linken die lange Reihe der Küstenklippen beinahe meinem Wege parallel hinzog. Allmählig legte sich der frische Wind, die Luft war schwül und drückend und blieb so, bis ich zur Mittagsrast anhielt, um mein Pferd zu füttern und ruhen zu lassen. War der Tag schon seither unerträglich heiß und schwül gewesen, so wurde er es jetzt noch mehr, und die Luft so stille, daß man nicht einmal das Summen eines Insekts hörte und die ganze Atmosphäre wie von einer Ofenglut erfüllt ward. Auf meinen Teppichen ausgestreckt, hatte ich eine Pfeife zu rauchen versucht, aber auch diese verschlte ihre sonstige beschwichtigende Wirkung. Plötzlich machte sich ein leiser stöhnender Laut bemerkbar, welcher allmählig zunahm, — es war das Heulen des Sturmwinds, der in heftigen Stößen rasch herankam, und der Donner eines fernen Gewitters. Hierauf kam ein furchtbar heller Blitzstrahl, so gewaltig wie ich ihn nie zuvor gesehen hatte, und unmittelbar darauf ein entsetzlicher Donnerschlag, der Vorbote des heranbrausenden Gewitters, das die Luft zerriß und die Erde dröhnen machte. Eine kurze Pause des Schweigens folgte und erschien noch grauenhafter als der vorherige Aufruhr; dann verwandelte sich die ganze Atmosphäre in zuckende Blitze und dröhnenden rollenden Donner, in heulende Windstöße und in einen strömenden Wolkenbruch-artigen Regen, welcher sogleich alle Vertiefungen ausfüllte. Dieser Aufruhr der Elemente währte zwei tödliche Stunden, und die wilden Windstöße fegten über mich hin, während ich gesenkten Hauptes unter meinen Teppichen kauerte und dem Winde den Rücken bot.

Anfangs saugte die vertrocknete durstige Prairie die darauf herunterströmende Wasserflut gierig an, aber bald war der Boden vollständig gesättigt und konnte keinen Tropfen mehr aufnehmen, und das überschüssige Wasser sammelte sich in sehr großen Tümpeln.

Mein Pferd, anfangs vom heftigen Donner und Blitz scheu geworden, hatte sich schnaubend und bockend loszureißen versucht; da aber der starke Lariat aus roher Ochsenhaut und der handveste Kampirpflock seinen Anstrengungen nicht nachgaben, so schien das Thier sich endlich in sein Geschick ergeben zu haben, und ich konnte nun meine Aufmerksamkeit ausschließlich darauf verwenden, wie ich mich bestmöglich vor den strömenden Regengüssen schütze.

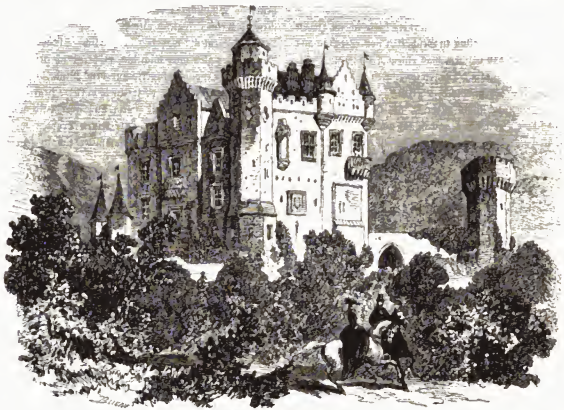
Die Wuth des Gewitters hatte sich einigermaßen gelegt, und ich wollte mich umschauen, als ich zu meiner Bestürzung fand, daß es meinem Pferde doch gelungen war, als der Boden sich genugsam mit Feuchtigkeit getränkt, den Kampirpflock loszureißen, und daß es mich zu Fuß in der Prairie zurückgelassen hatte. An eine Fortsetzung meiner Reise zu Fuße war nicht zu denken, und ich schickte mich ärgerlich an, den langen Weg den ich am Morgen reitend zurückgelegt hatte, zu Fuße wieder zurück zu wandern. Ich wickelte also den Sattel, Zaum und den Wechtopf, worin ich mir meinen Kaffee bereitet hatte, in meine naffen Teppiche, verstecke sie bestmöglich in einem Gebüsch und schlug dann die Richtung ein, in welcher sich mein Pferd davongemacht hatte, in der Hoffnung, daß ich im Stande sein würde, ihm auf der Fährte zu folgen an den Hufspuren, welche es im erweichten Boden zurückgelassen hatte, und an dem Nachschleifen des langen Lariat und Kampirpflocks, die, wie ich hoffte, sich um irgend einen Busch oder jungen Baum verwickeln und so meinen entlaufenen Hengst zum Stillstande bringen sollten.

Ich vermochte jedoch nicht ohne große Schwierigkeit die Fährte des Pferdes zu unterscheiden, denn der Schlagregen hatte sie bis auf wenige einzelne Spuren ausgewaschen; da ich aber immer die Linie einhielt, so gelangte ich doch glücklich hie und da auf Spuren des Flüchtlings. Weil ich aber mehr auf die Fährte als auf die umgebenden Gegenstände achtete, so mochte ich ungefähr eine deutsche Meile zurückgelegt haben, als ich wahrnahm, daß ich ein Gegenstand der Neugier für eine große Heerde Rindvieh geworden war,

Digitized by Google

welche ſich in keinerlei freundlicher Abſicht um mich her zuſammendrängte. Ich hatte lange genug in Texas gelebt um zu wiſſen, wie feindſelig ſich das Hornvieh der Prairieen immer gegen Fußwanderer benimmt, obſchon ein Reiter unbeachtet und ungeſcheut dicht an ſie heranreiten kann; auch wußte ich wie hülflos ich war, wenn ich allein einer ſolch zahlreichen Maſſe von 2—300 Kühen und Stieren gegenüber ſtand, welche nun blökend gegen mich heran kamen. Die Heerde von Kühen, Stieren und Jährlingen ward von einem wilden alten Bullen angeführt, welcher gelegentlich ſtille ſtand, um ſeinen Kopf zu ſchütteln und die Erde mit Hufen und Hörnern aufzuwühlen; und wenn er dann wieder vorwärts lief, ſchaarte ſich die Maſſe dichter zuſammen, ſtreckte die Schweife hoch in die Luft, ſtieß ein furchtbares Gebrüll aus und ſchwang mit allen Zeichen des Grimmes und Erſtaunens die hornbewehrten Köpfe.

Es war keine Zeit mehr zu verlieren; ich hatte meine Gegner gerade noch zur rechten Zeit bemerkt. Eine Heerde wilden Hornviehs, welches in freiem Felde wüthend auf einen Menſchen heranſtürmt, bringt die Sache bald zur Entſcheidung. Etwa 600 Schritte hinter mir war ein Baum, an welchem ich eben vorübergekommen war, und gerade hinter dieſem zog ſich einiges Gebüſch am Ufer eines Flüßchens hin. Ich beſchloß zu dem Baum zurückzukehren und ihn wo möglich zu erklettern; oder falls die mich verfolgende Heerde mich allzu hart bedrängen würde, wollte ich das Gebüſch zu erreichen verſuchen, um in dieſem oder in irgend einem Loch oder Spalte der Uferböſchungen mich zu verſtecken. Mit Gedankenſchnelle hatte ich Kehrt gemacht und die Strecke in einem Dauerlaufe zurückgelegt, den mir wohl keiner ſo leicht nachmachen wird. Als ich den Baum erreichte, blickte ich mich um und ſah die vorderſten Thiere der Heerde etwa noch hundert Schritte von mir entfernt. Ich war zwar ſchon als Schulknabe kein ſehr geübter Kletterer geweſen und ein Paar ſchwerer mexicaniſcher Sporen an meinen Füßen trugen auch nicht ſehr zur Förderung meines Unternehmens bei; aber dennoch haſpelte ich mich flink am Stamme hinauf und



Schloß Abbotsford. (Text auf S. 118).

hatte ſchon eine geſicherte Stellung gewonnen, als meine Verfolger am Fuß des Baumes anlamen. Die augenblickliche Sicherheit vor Gefahr beruhigte mich jedoch nicht ſo weit, daß ich nicht erkannt hätte, wie prekär meine Lage war, weil ich nicht wiſſen konnte, wie lange meine Verfolger welche die Erde aufriſſen und mit ihren wilden Augen zu mir heraufſtierten, mich „aufgebäumt" erhalten würden.

Ein höchſt unverhofftes Abenteuer erlöſte mich. Eine Zeit lang ſtierte die ganze Heerde zu mir herauf; aber endlich mochten ſie ſich überzeugt haben, daß ich ihnen nicht entwiſchen könne, und nun rückten ſie aus einander, liefen hin und her und äſten ſich am Graſe, weniger aus Hunger als aus Unruhe wegen ihrer getäuſchten Hoffnung, mich einzuholen bevor ich aufbäumen konnte. Während die Thiere in ſolcher Weiſe planlos umherſchlenderten, war der Leitbulle in das Gebüſch gedrungen, welches das Flüßchen beſäumte, und mit Einem Male erhob ſich dort ein furchtbarer Aufruhr, welcher genugſam darthat, daß der braune Herrſcher der Heerde dort in's Gedränge gerathen war. Ein heiſeres Brüllen und dumpfes Brummen, untermiſcht mit einem Brechen und Knacken der Büſche und einem heftigen Hin- und Herſchwanken der jungen Stämme deuteten genugſam auf einen heftigen verzweifelten Kampf, welcher am Rande jener Schlucht ſtattfand und worin der Bulle begriffen war; aber mit wem er kämpfte, vermochte ich nicht zu ermitteln. Plötzlich ſtürzte aus dem Gebüſch der Bulle hervor mit blutigem Kopf und tiefen Furchen in ſeinen Schultern, von welchen lange blutige Hautſtreifen gleich Bändern herunterhingen. Seine Augen waren vor Wuth ganz roth und blutunterlaufen, und er war offenbar gar nicht geneigt, den Kampf aufzugeben, ſondern hatte nur ein offeneres Terrain gewinnen wollen, wo er mit größerem Vortheil kämpfen konnte. Seither hatte ich in dem Bullen nur ein wildes Thier geſehen, welches mich aus reiner Bösartigkeit in eine ernſte Gefahr gebracht hatte; jetzt aber, wo er ſo racheglühend in meiner Nähe ſtund, mußte ich unwillkürlich ſeine prachtvollen Verhältniſſe bewundern. Langgeſtreckt, geſchmeidig und ſehnig, ſtand

er als ein vollkommenes Modell von Kraft und Rührigkeit vor mir, und ſeine maſſigen Schultern bewieſen, was für eine furchtbare Kraft er in die Stöße ſeiner geraden, langen, ſcharfgeſpitzten Hörner legen konnte. Ich hatte kaum einige Sekunden zur Anſtellung derartiger Betrachtungen gebraucht, als ſein Gegner in Geſtalt eines gewaltigen grauen Bären auf der Scene erſchien. Kaum war der Bär ganz in's Freie gelangt, ſo ſenkte der Bulle den Kopf und rannte gerade und feſt auf ihn ein mit der anſcheinenden Gewalt einer Dampfmaſchine. Der Bär erhob ſich auf ſeine Hinterläufe, um den Angriff zu empfangen, packte den Bullen bei den Hörnern, drückte ihm mit ſeiner großen Stärke und ſeinem ſchweren Gewicht den Kopf auf den Boden herab, und bearbeitete mit den Branten der Hinterläufe und deren langen Krallen ihm furchtbar die Seiten und Schultern. Der Kampf war, was das Gewicht anlangt, ein ziemlich gleicher und ſtellte ſich auch in anderen Beziehungen in's Gleichgewicht, denn während der Bär mit Zähnen und Tatzen arbeitete, glichen die ſpitzen Hörner und die größere Behendigkeit des Bullen dieſe Ungleichheit der Waffen ziemlich aus, und da beide Gegner an Muth und Entſchloſſenheit ſich gewachſen waren, ſo handelte es ſich unverkennbar um einen Zweikampf auf Leben und Tod, und es lag klar am Tage, daß der Sieg zwiſchen zwei ſolch gleichen Gegnern nur von einem Zufall abhing. Sie blieben mehre Minuten in dieſem tödlichen Kampf feſt an einander geſchloſſen, und der Bulle ſchien ſich jeden Augenblick gleichſam zuſammenzuziehen zu erneuerten Stößen, während der Bär ſich bemühte, den Kopf des Bullen feſtzuhalten um ihre Wucht zu brechen, und dabei keine Sekunde ausſetzte, die Schultern und Rippen ſeines Feindes mit den Krallen zu zerfleiſchen. Nur ein- oder zweimal ſchienen die Gegner mit gemeinſamem Einverſtändniß innezuhalten, um Athem zu ſchöpfen, und dieſe Pauſe machte ſich dann der Bulle argliſtig zu Nutze, um zurückzuſpringen und aus dem Bereich der Tatzen des Bären zu kommen.

Während des ganzen Kampfes war das übrige Hornvieh ganz verdutzt umhergeſtanden und hatte nicht einmal den Verſuch ge-

Eine Viehtränke in Afrika. (Text hiezu auf S. 119).

macht, ſeinem Führer in irgend welcher Weiſe beizuſtehen. Der Bulle war von den zerfleiſchenden Krallen des Gegners ganz mit Blut bedeckt und von ſeinem Kopf hing die Haut herunter, da ihn der Bär hier mit den Zähnen gepackt hatte; er war entſetzlich anzuſehen, während der Bär bis jetzt nur wenig verletzt erſchien. Sobald der Bulle einen gehörigen Anlauf genommen hatte, um ſeinem Angriff Nachdruck zu geben, rannte er abermals wüthend auf den grauen Bären ein; dießmal gelang es ihm, dem Bären ein Horn in den Bauch zu ſtoßen, worauf er den Kopf emporſchleuderte und jenem einiges Eingeweide aus dem Leibe riß; im nächſten Augenblick aber hatte der Bär ihn zurückgeſchleudert, und beide wälzten ſich in einander verfangen in tödlichem Kampfe am Boden, und kämpften nun in ſolch erbitterter Wuth mit einander und fuhren ſo ſchnell um einander herum, daß man nur noch eine wirre Maſſe ſehen konnte. Der Bulle machte ſich zwar wieder von ſeinem Gegner los, bot aber eine noch weit kläglichere Erſcheinung dar als zuvor, denn das eine Auge war ihm aus der Höhle geriſſen, das Ohr hing in Fetzen herunter, und ſeine ganze Vorderhand war nur eine einzige Maſſe von Blut und Schlamm, und die aus den geſchwollenen Lippen hervorhängende Zunge war durchgebiſſen und hing gleichſam nur noch an einem Endchen Haut.

Der Bär aber war in dieſem zweiten Kampf offenbar am ſchlimmſten weggekommen, denn er lag beinahe unbeweglich da und ſeine Eingeweide hingen um ihn herum wie blutige Gürtel; aber ſelbſt noch in dieſem Zuſtande verſetzte ihm der Bulle einen Stoß um den andern, bis endlich ein krampfhaftes Zittern den Körper des Bären durchrieſelte und er todt lag. Alſo der Bulle ſich endlich überzeugte, daß ſein Gegner todt war, reckte er triumphirend den Kopf in die Höhe und erhob, ſo gut es ſeine verſtümmelte Zunge erlaubte, ein Siegsgeſchrei, das jedoch theuer erkauft war, denn noch während des Brüllens ſchwankte er auf den Beinen und von einer Seite zur andern, obſchon er die Läufe weit aus einander ſpreizte; dann ſank ſein Kopf allmählig immer tiefer und zuletzt ſtürzte er röchelnd zu Boden. Nach mehreren vergeblichen Verſuchen, wieder auf die Beine zu kommen, und nachdem mehrmals ein konvulſiviſcher Schauder ihm durch den ganzen Körper gelaufen war,

Digitized by Google

sank auch er verendet neben seinem Feind zusammen. Die Heerde schnüffelte eine Weile an den beiden Leichnamen herum und wandte sich dann voll Schreck und Entsetzen ab, um in wilder Flucht über die Prairie hinzusprengen.

Sobald ich das Feld rein wußte, stieg ich von meinem Aufsitz herab und machte mich, in gebührender Werthung der Gefahren einer Fußwanderung, an das Aufsuchen meines Pferdes, weil ich befürchtete, jeden Augenblick einen zweiten grauen Bären aus jedem Gebüsch, woran ich vorüberkam, hervorbrechen zu sehen. Nach einer Wanderung von etwa anderthalb Stunden war ich auch so glücklich, mein Pferd wieder zu finden, dessen Lariat sich in einigen Büschen verfangen und verwickelt hatte, neben denen es nun ruhig stand und waidete. Ich bestieg es sogleich ohne Sattel und Zaum, ritt zu dem Orte zurück, wo ich meinen Teppich und Sattel und Zeug gelassen hatte, und setzte dann meine Reise fort; doch war ich recht von Herzen froh, als ich am andern Morgen bald nach Sonnenaufgang die lange Allee von stattlichen Lebenszeichen erblickte, welche dicht vor der Mission San Jose die Straße besäumt.

Ein Weihnachtsfest in Chihuahua.

Ich war Ingenieur auf einer großen Zucker-Hazienda zwischen Veracruz und Cordova, allein da die Arbeit unserer Campagne in den meisten Jahren sehr bald abgethan war, so erhielt ich leicht Urlaub, wenn ich solchen wollte, und ritt dann gewöhnlich nach Chihuahua, wo ich meine Ferien verbrachte. Diese Stadt besaß wenigstens für mich eine Anziehung, welche mich gleichgültig machte gegen den rauhen Weg und die gesetzlosen Zustände des Landes. Unter den Engländern, welche sich zu Chihuahua aufhielten, war ein gewisser Herr Castlake, den ich kennen gelernt hatte, weil er mich einige Male in technischen Angelegenheiten zu Rathe gezogen hatte; und um Julia Castlake's willen ritt ich unverdrossen jene vielen Meilen gefährlichen und mühsamen Weges, welche zwischen meinem Wohnort und jener entfernten nordischen Stadt lagen. Ich liebte jenes hübsche junge Mädchen von ganzer Seele, und ihre schönen blauen Augen lagen mir Tag und Nacht im Sinne; und auch ich hatte allen Grund zu glauben, daß die junge Engländerin nicht gleichgültig gegen mich sey. Das Einzige, was der Erfüllung meiner Wünsche entgegenstand, war die Verschiedenheit unserer wechselseitigen Verhältnisse, denn Herr Castlake war ein steinreicher Mann, ich aber nur ein armer Ingenieur auf der großen Zuckerpflanzung eines Franzosen und daher zu unbedeutend um auf die Hand einer so reichen Erbin zu spekuliren, wie Julia Castlake war. Ihr Vater war als ein armer Commis nach Mexico gekommen und hatte sich lange nur eben durchgeschlagen; aber seit einigen Jahren verwandelte sich unter seinen Händen alles in Gold, und einige verlassene Silbergruben, welche er in diesem silberreichen Distrikt gekauft und wieder in Anbau genommen, hatten ihm in verhältnißmäßig kurzer Zeit ein ungeheures Vermögen eingebracht. Ich selber hatte noch hiezu einigermaßen beigetragen und an der Konstruktion der Wasserkunst geholfen, welche das Wasser aus den verlassenen Gruben schöpfen und diese wieder bauwürdig machen sollte, denn die früheren Besitzer hatten diese Minen nur aufgegeben, weil sie nicht im Stande gewesen waren, die unterirdischen Wasser zu bewältigen zu einer Zeit, wo man noch nichts von Dampfkraft wußte. Früher war es im Hause Castlake's anders und ich in meinen Ferien unter seinem Dache ein gern gesehener Gast gewesen, denn er konnte mein Bischen Wissen immer für seine eigenen Zwecke gut gebrauchen, und er hatte mich nicht nur bei jedem Besuch auf das herzlichste willkommen geheißen, sondern auch immer in mich gedrungen, meine Besuche zu erneuern, so oft es meine Geschäfte erlaubten. Allein mein Unstern hatte nach meinen damaligen Ansichten als selbstsüchtiger Liebhaber es gewollt, daß die Silbergruben plötzlich eine gewaltige Ausbeute an den reichsten Erzen ergaben, und meine Aussichten auf Julia's Hand sanken in demselben Verhältniß, als die Silberausbeute stieg.

Ich war daher nicht wenig erfreut und überrascht, als um die Mitte November des Jahres 185— ein Einladungsschreiben von dem reichen Kaufmann kam, welches mich gutmüthig ausschalt, daß ich alte Freunde vergesse, und mich dringend entbot, nach Chihuahua zu kommen, bevor das schöne Wetter zu Ende ging. Als ich aber diese Reise gethan und mein Ziel erreicht hatte, und den freundlichen Händedruck erwiderte, womit mein Wirth mich bewillkommnete, da fiel mir auf, daß sein Empfang zwar so herzlich war wie immer, daß sich aber doch eine gewisse Verlegenheit darein mischte, welche dem derben jovialen alten Engländer sehr schlecht zu Gesicht stand.

„Setzen Sie sich auf eine Minute zu mir her, Lebret," sagte er, schob mir einen der amerikanischen Schaukelstühle hin und bot mir eine seiner vortrefflichen Havannah-Cigarren an, denn man hatte mich gegen die sonstige Gewohnheit zuerst in sein Studierzimmer gewiesen; „ruhen Sie ein Weilchen aus und erzählen Sie mir von Ihrer Reise. Meine Tochter ist droben bei ihrer Mutter und Herr Tennington ist bei ihnen, und es ist vielleicht besser, wir lassen sie droben ihre Geschäfte abmachen, ehe wir zu ihnen hinaufgehen."

Herr Castlake versuchte zu lächeln, aber es gelang ihm nicht, denn er war nervös und verwirrt; allein ich bemerkte es kaum, so sehr mühte ich mich ab zu ermitteln, was er damit hatte sagen wollen und was jener Herr Tennington in diesem Hause zu schaffen hatte, von dem ich nie gehört und den ich mit Wissen nie gesehen. Castlake bemerkte meine Verlegenheit, räusperte sich und rückte nun unumwunden mit der Wahrheit heraus. „Sehen Sie, Lebret, Sie sind ein alter Freund, und ich brauche Ihnen kein Hehl aus der Sache zu machen. Herr Tennington hat um Julia's Hand angehalten, und sie — d. h. wir — oder vielmehr die Familie hat beschlossen, seine Werbung anzunehmen. Das ist das Lange und Breite an der ganzen Sache. Sie wissen, Julia erbt ein schönes Stück Geld, wenn ich sterbe, und dieser Herr Tennington, — er ist ein Neffe des alten Herrn Thompson in Durango — erbt von seinem Vater eine irische Baronie und ein großes Gut, das zwar mit Hypotheken und Schulden überbürdet ist, die ich aber mit meinem Geld leicht ablösen kann. Und da nun Julia's Mutter die Parthie für gut hält, so ...."

Castlake mochte noch viel mehr über diesen Gegenstand gesagt haben, aber mir tönte nur wie seine Stimme noch in's Ohr, ohne daß ich den Sinn eines einzigen Wortes erfaßte. Ich fühlte mich so elend, als es nur einem jungen Manne von 25 Jahren welcher aufrichtig liebt, unter solchen Umständen mit Recht zu Muthe seyn kann, denn obschon ich seit der Entdeckung der neuen ergiebigen Erzgänge gefühlt hatte, daß eine Schranke zwischen Julia und mir vorhanden war, so hatte ich halb unbewußt auf Zeit und Zufall

Digitized by Google

gerechnet, daß sie dieses Hinderniß hinwegräumen würden, und nicht eher als bis ich hörte, daß ein glücklicherer Bewerber im Hause sey, erfaßte ich ganz die traurige Wahrheit, daß Julia für mich verloren sey.

Vielleicht hätte ich klüger gethan, mein Pferd sogleich wieder zu besteigen und nach Cordova zurückzureiten, wie ich in der ersten Bitterkeit meiner Gefühle beabsichtigt hatte, als noch länger mit verwundetem Herzen in dem Hause des Kaufmanns zu bleiben. Allein ich blieb dennoch; hatte ich auch alle Hoffnung aufgegeben, so vermochte ich mich doch nicht loszureißen, um so mehr als Julia in ihrem neuen Verlöbniß nichts weniger als glücklich zu seyn schien. Mehr als einmal überraschte ich sie in Thränen, und sie schien eigensinnig und launenhaft zu werden, denn sie war bisweilen auffallend ausgelassen und zu andern Zeiten dann wieder traurig und ganz entmuthigt. Tennington, mein glücklicher Nebenbuhler, war kein Mann nach ihrem Sinne, aber sie war ein sanftes schmiegsames Wesen, an Gehorsam gegen ihre Eltern gewöhnt, und hatte nur dem Andringen ihrer Mutter in dieser Sache nachgegeben. Und Frau Eastlake war zwar eine gute und wohlmeinende Frau, aber auch eine jener pedantischen Matronen, welche da glauben, sie müssen ihren Kindern in den wichtigsten Beziehungen des Lebens die Mühe des Denkens ersparen, und sie hatte eine gewisse Schwäche für Vornehmheit, wie alle Engländerinnen, so daß sie in der Verbindung mit Tennington außerordentliche Vortheile zu sehen vermeinte.

Herrn Tennington selbst konnte ich nicht ausstehen; auch rührte meine Antipathie gegen ihn nicht ganz von der natürlichen Eifersucht eines Nebenbuhlers her. Wären wir uns auch nur als zufällige Bekannte begegnet, so hätte ich ihn doch mit einigem Mißtrauen betrachtet, und ich fühlte mitten in meinem eigenen Schmerz ein uneigennütziges Bedauern darüber, daß das Lebensglück Julia's einem solchen Menschen anvertraut seyn sollte. Und doch war nicht in Abrede zu ziehen, daß er in gewisser Beziehung ein zu bevorzugender Bewerber war, denn er besaß bei einem hübschen Gesicht und angenehmen Manieren eine feine Erziehung und eine Menge oberflächlicher Talente und geselliger Vorzüge, war weit gereist, hatte an mehreren kleinen deutschen Höfen gelebt, sich Jahre lang in Wien, in Rom und Paris aufgehalten, war munter und ein angenehmer Gesellschafter und wußte sehr interessant zu plaudern. Ich hatte aber gar kein Vertrauen zu ihm, denn es war in seinem Benehmen etwas Unstätes und Rastloses was mir mißfiel, und sein lebhaftes dunkles Auge vermied es immer, dem meinigen offen zu begegnen und senkte sich zu Boden, wenn ich ihm voll ins Gesicht blickte. Auch seine früheren Lebensschicksale zeugten nur gegen jede Stabilität seines Charakters und jede Ausdauer und Energie seines Willens. Er hatte sich in allen möglichen Berufsarten versucht, war aber keiner lange treu geblieben und hatte daher auch in keiner Erfolg gehabt. Er war offenbar nur einer jener Müssiggänger und Bummler, an denen die sogen. gute Gesellschaft Englands so reich ist, und hatte auch etwas Schmarotzerhaftes und Liebedienerisches, was mir mißfiel. Unsere Abneigung war unverkennbar eine gegenseitige, und ich merkte wohl, daß auch Eastlake ihn so wenig leiden mochte, wie ich; aber bei Frau Eastlake hatte er einen großen Stein im Brett, und sie war darauf erpicht, ihre Tochter als Lady Tennington begräßen zu können.

Ich hatte eine Menge freier Zeit, denn ich konnte natürlich nicht fortwährend zu Hause seyn und die undankbare und täppische Rolle einer dritten Partei gegenüber von dem verlobten Paare spielen, und noch weniger konnte es mich anmuthen, beständig Zeuge von Tenningtons Sieg zu seyn. So räumte ich ihm denn das Feld im Salon, und machte Ausflüge in die ganze Umgebung, besuchte die Silbergruben, durchstöberte mexikanische Grabhügel nach aztekischen Alterthümer und blieb oft Tage lang aus, um auf den nördlichen Prairieen mit einigen Hirten zu jagen, deren Bekanntschaft ich bei einem frühern Besuch gemacht hatte und die stets erbötig waren, ihre halbwilden Heerden zu verlassen und den deutschen Fremdling mit der Jagd auf den Eber oder Panther der Sierras bekannt zu machen.

Inzwischen war mit Chihuahua, der sonst so langweiligen, in ihre Betäubung und ihren Zerfall versunkenen Stadt, eine große Veränderung vor sich gegangen. Es war gerade um die Zeit der sogenannten großen Konfiskation, d. h. der Einziehung der Ländereien der Kirche zu Gunsten des Staats in Mexico, und die Priester-Partei, welche gegen die republikanische Regierung nicht aufkommen konnte, bediente sich jedes mittelbaren Einflusses, der nur in ihren Kräften stand, um auf die Politik der Republik einen Einfluß auszuüben. Unter anderen Hülfsmitteln, um auf die öffentliche Meinung zu wirken, war auch eine Art religiöser und kirchlicher Erweckungs-Feierlichkeiten mit einigem Erfolg in Scene gesetzt worden, und diese frommen Ansprachen an das gläubige Gemüth mit ihrem großen kirchlichen Pomp fanden nirgends größern Anklang als in Chihuahua. Woche um Woche hielten die gewandtesten Kanzelredner in den festlich geschmückten und glänzend beleuchteten, von Fahnen und Uniformen wimmelnden Kirchen bei feierlichem Gesang und rauschender Musik ihre Erweckungspredigten, und sprachen hiedurch mächtig zu den Sinnen des großen Haufens. Jede Stadt, jedes Kloster wetteiferte mit den anderen in der Pracht ihrer Prozessionen und sonstigen Schaustellungen, um für die Sache der Kirche zu werben.

Chihuahua besaß damals gerade — ein seltener Fall unter den ziemlich ungebildeten und trägen spanischen Mönchen, — einen Geistlichen von besonderer Thatkraft und ungewöhnlicher Rednergabe, der einen feinen Verstand mit glänzender Rednergabe verband, nämlich den Subprior der Kapuziner, Vater Diego. Dieser hatte sich mit dem energischesten Eifer an die Spitze der damaligen Bewegung gestellt, neue Reliquien entdeckt oder erworben, Altäre bauen lassen und die Kathedrale von Chihuahua auf eine Weise zu verzieren und zu schmücken gewußt, daß ihr Glanz sprüchwörtlich ward. Nie und nirgend hatte man einen solchen Aufwand von Lampen, Kronleuchtern, Guirlanden, Fahnen, Bannern und Baudverzierungen von Brokat und schwerer Gold- und Silberstickerei gesehen, wie hier. Selbst die Kathedrale von Durange mußte davor die Segel streichen. Und nicht zufrieden mit der blendenden Pracht dieser Ausschmückungen sammt ihrem reichen Beiwerk von Musik, Weihrauch, Lichtern und Meßgewändern hatten der Subprior und die Domherren auch noch einen berühmten französischen Feuerwerker aus Mexico kommen lassen, damit er durch seine blendenden Kunststeißungen noch die Feierlichkeiten der Festwoche zu erhöhen suche.

Namentlich sollte Ein großes Kirchenfest, am heiligen Christabend gefeiert, alles überstrahlen, was noch je in diesem Style in Chihuahua gesehen worden war — ein feierliches Hochamt anstatt der Christmette in der Kathedrale von San Jago, der größten unter den Kirchen der Stadt. Die ganze weibliche Bevölkerung war schon längst in einer gespannten, aufgeregten Erwartung wegen dieses Festes, und die paar französischen und englischen Modistinnen der Stadt arbeiteten schon seit zwei Wochen Tag und Nacht an dem Putz der exaltirten Kirchgängerinnen, welche natürlich recht elegant und reich bei einem Feste erscheinen wollten, das prachtvoller, muy splendido, war als eine Tertulia oder ein Stiergefecht.

„Julia, — Fräulein Eastlake," sagte ich zu dieser, 'als ich sie am Nachmittag vor Weihnachten zufällig allein im Garten traf, — „ich würde viel darum geben, wenn Sie heute Nacht nicht die

Digitized by Google

große Festlichkeit in der Kirche besuchten. Ich kann mich nämlich einer düstern Ahnung nicht entschlagen, daß es dabei ein Unglück geben wird. Es dünkt mich in hohem Grade gefährlich, ein Feuerwerk in dem dicht mit Bannern, Fahnen und Draperieen ausgeschmückten Chore abzubrennen. Ich habe mir vorhin die Zurüstungen in der Kirche: die Gerüste, die Blumenpyramiden und all den geschmacklosen überladenen Anspuz betrachtet, und kann den grauenhaften Gedanken nicht los werden, daß eine einzige Unvorsichtigkeit in der mit Brennstoffen angefüllten Kirche voll geputzter Damen in den duftigsten leichtesten Gewändern ein unbeschreibliches Unglück anrichten könnte. Wenn sie daher meinen freundlichen Rath annehmen wollten . . . ."

„Und worin besteht dieser Rath? darf ich ihn nicht auch hören?" fragte eine tiefe Stimme hinter mir und Tennington trat in seiner fröhlichen Weise aus dem nächsten Seitenwege auf uns zu. „Ich komme als Abgesandter eines halben Dutzends dunkeläugiger Sennoras und Sennoritas, welche mit Ungeduld auf Fräulein Eastlake warten, um mit ihr wegen des Besuchs der Christmette zu sprechen. Aber was für einen Rath wollen Sie dem Fräulein geben, Herr Lebret?"

Ich wiederholte meine Einwendungen und ihre Begründung, aber Herr Tennington nahm die Gegenpartei, belächelte meine Befürchtungen als übertrieben, und meinte, Julia könne schon um der Stellung ihres Vaters willen nicht wegbleiben und dürfe nicht die einzige junge Dame in Chihuahua seyn, welche den großartigen Anblick der beleuchteten Kathedrale versäume. Zudem werde er sie dahin begleiten. Die mexicanischen Damen welche wir in Frau West's Salon trafen, lauter Mitglieder der Orts-Aristokratie, verlachten ebenfalls meine übertriebenen Besürchtungen, und drangen in Julia, doch das herrliche Fest nicht zu versäumen; und so sagte diese denn zu, und mochte mich endlich für einen unnöthigen Bangemacher und Unglückspropheten halten, obschon sie anfangs meine Warnungen einigermaßen gewürdigt hatte.

Der Christabend brach an; unter jenem milden Himmelsstriche, wo man nur bei anhaltendem Nordwind etwas von Kälte weiß, ist ein Wintertag noch so sonnenhell, klar, warm und goldig wie ein schöner Septembertag in unserm Süddeutschland. So ging ich bald nach Einbruch des Abends noch lustwandelnd auf der Plaza auf und nieder und blickte ängstlich auf die schwarzen Fenster und die düstre Front der großen Kathedrale, worin jetzt erst wenige Kerzen vor einzelnen Heiligenbildern prangten. Diese Kirche ist ein weitschichtiges, ungeschlachtes, uraltes Gebäude, dessen Schiff einst ein Theil von einem Azkekentempel gewesen seyn soll, während hoch oben über den Backsteinmauern des aztekischen Bauwerks der von spanischen Baukünstlern entworfene gothische Thurm sich in die Luft schwingt. Der Bau selbst ist ein seltsames Gemeng der rivalisirenden Style des Gothischen, Maurischen und Mexicanischen, theils von Ziegelgemäuer, theils von soliden Quadern; die Fronte ist aber reich mit fremden Marmorarten eingelegt, und die gemalten Fenster galten damals für die schönsten in ganz Mexico. Das Innere der Kathedrale war bis jetzt noch still und friedlich, während um das Aeußere die letzten Reflexe des Sonnenuntergangs spielten; doch sah ich schon Lichter um den Hochaltar hin und her sich bewegen und Sacristen und Chorknaben die Vorbereitungen für das bevorstehende Fest treffen.

Um elf Uhr Abends ging ich wieder über die Plaza; diese war nun voll von schwatzenden und gaffenden Gruppen, die sich immer durch neue Ankömmlinge vermehrten. Weitaus die Mehrzahl dieser Gruppen und Neugierigen bestand aus Männern; doch waren auch einige Indianerinnen und weiße Frauen aus den unteren Volksklassen in ihren bunten Röcken und gestreiften Serapes darunter, welche haufenweise mit einander lachten und scherzten. Die riesige Kathedrale ragte düster und undeutlich durch die dunkle Nacht, und aus den hohen Fenstern fiel kein Lichtstrahl, außer durch einzelne Ritzen in der Nähe des Hochaltars, wo sich die ganze Lichtfülle der Lampen, Kronleuchter und Kerzen concentrirte. Und doch wußte ich, daß drinnen in der Kirche über zweitausend Andächtige versammelt waren, welche zu $^{19}/_{20}$ aus Frauen bestanden, worunter die Frauen der angesehensten Einwohner in ihrem reichsten kostbarsten Putz, die den Rosenkranz in der Hand und auf den Knieen erwartungsvoll der Stunde harrten, wo die Vigilien vorüber seyen und der Tag der Geburt des Heilandes angebrochen sey. Man wußte, daß der französische Feuerwerker die Einrichtung getroffen hatte, mit dem letzten Schlage der Mitternacht wie durch Zauberschlag alle Lichter in der dunklen Kirche zu entzünden, daß alsdann die rauschende Musik mit lauten Jubelhymnen den Beginn des Festes begrüßen und die Orgel und der Singchor ihre melodischen Tonwellen durch die hohen Schiffe wälzen, daß die aus Rose und Fenstern hervorbrechende Fülle künstlichen Lichtes die ganze Umgebung der Kathedrale aus dunkler mondloser Nacht in helles Tageslicht versetzen sollte! — In der Kathedrale waren auch Julia Eastlake und einige andere europäische Damen von Chihuahua und Herr Tennington, aber Herr und Frau Eastlake waren zu Hause geblieben und hatten keine Lust gehabt, sich die Ceremonie mit anzusehen. Ich schlenderte um das große Gebäude herum, das in seiner Stille und seinem Düster so gespenstig aufsah, und mein Herz war mir schwer von einer drückenden Vorahnung von Unglück. Vergebens kämpfte ich bei mir selber gegen diese Befürchtungen an und schalt mich einen Pessimisten, der in allen Dingen nur Unheil sehe — meine düsteren Ahnungen wichen trotz aller Vorstellungen nicht und hefteten sich nur noch dichter an meinen Geist.

Horch, da dröhnt endlich der erste Schlag der großen Glocke auf dem Glockenthurm durch die stille Nacht und verkündet die Stunde, wo das hehre Fest beginnen soll; allein mir erschien in meinem damaligen Zustand nervöser Unruhe jeder Schlag des gedämpften Hammers so hohl wie ein Todtengeläute. Zehn — elf — zwölf! Ehe das Echo des letzten Schlages noch verklungen, hatte das Innere der gewaltigen dunklen Kathedrale von einem hüpfenden leuchtenden, sprühenden Feuer buntfarbiger Flammen und heller Lichter zu erstrahlen begonnen, als wäre wie durch Zauberschlag eine magische Sonne in dem riesigen Gebäude aufgegangen und spiegelte sich in Tausenden von Facetten. Der Hochaltar war eine einzige Pyramide von Licht; Lämpchen flammten in den Schiffen, den Querschiffen, an der Kanzel und in launenhaften Gewinden um die Pfeiler und Säulen herum auf; an der gewölbten Decke hin hingen Hunderte von Lampen und Lichtern und züngelten in Tausenden von Flammenspitzen um die Vergoldungen. Das ganze Innere der Kathedrale mit all ihren Kapellen und hohen Galerieen war mit Einem Male in blendende Tageshelle gekleidet; ganze Ströme und Meere gelben Lichtes von Kron- und Armleuchtern ergossen sich durch die bunten gemalten Fenster, schienen wie flüssiges Feuer auf den Boden nieder und ließen die prachtvollen gemalten Fenster wie ungeheure Mosaiken aus den kostbarsten Edelsteinen erscheinen, worin die Heiligen und Engel in den Farben von Rubin und Topas, Saphyr und Smaragd erschienen und mit ihrem Glanze vollständig das Auge blendeten.

Dieß war aber nicht alles, denn als die reichen vollen Klänge der Orgel sich mit den silbernen Tönen frischer junger Stimmen in einer Jubelhymne zu vermischen begannen, da erschien plötzlich ein ganzes Heer von Priestern in prachtvollen Gewänderu von Grün, Purpur, Scharlach, Weiß und Gold, die von Stickereien starrten und mit kostbaren Spitzen besetzt waren, murrinate den Altar, während Chorknaben in Scharlachmützen und weißen Chorhemden die Rauch-

Digitized by Google

süßer schwangen und die heiße Atmosphäre der Kirche mit dem durchdringenden Dufte des Weihrauchs schwängerten; und nun begannen alle die zahllosen Bräuche, welche die hohen Kirchenfeste des römischen Glaubens so feierlich und auf Sinne und Phantasie wirkend machen, und wurden mit ängstlicher Beobachtung der Einzelnheiten und mit größtem Pomp durchgeführt.

Hoch oben gegen die Wölbung hin war das Steinwerk der Wände und Säulen beinahe ganz mit Draperien von Sammet, Atlas, Brokat und Goldtuch bedekt, oder mit langen bannerartigen Kirchenfahnen behangen, auf denen Heiligenbilder oder fromme Symbole gestickt waren; wehende Fahnen, vergoldete Vorhänge, Gewinde von künstlichen und von natürlichen frischen Blumen, Guirlanden von farbiger Gaze mit Flittern und Spitzen und Zweigen von dunkelglänzendem Laub schienen überall aus Wand und Decke zu dringen. Allenthalben hingen Lampen, Armleuchter, Kronleuchter, überall standen kleine Lämpchen. Die gewaltige düstere mericanische Kathedrale erschien in einen strahlenden Feenpalast umgewandelt, und so bunt und überladen meinem nüchternen Auge das ganze Schauspiel auch erscheinen mochte, so konnte mir doch nicht entgehen, daß die Menge der knieenden und theilweise sogar am Boden liegenden Andächtigen die volle Macht dieser ephemeren Pracht mit der ganzen Innigkeit und Gluth der südlichen Natur fühlten, denn ihr geröthetes Weinen, Schluchzen, brünstiges Gebet und unzusammenhängende Aeußerungen drangen zu mir durch die feierlich anschwellenden Klänge der Musik.

Allein horch, welche Veränderung! die Orgel spielt rascher! die ganze Kirche erglüht in einem rosigen Lichte, das bald blaßröthlich wird, bald zu Karmesin und endlich ganz zu dunklem Blutroth sich steigert. In dem rothen bengalischen Feuer erglüht die Kirche wie ein Zauberschloß und durch seinen glühenden Schimmer hindurch erscheinen Priester und Altar wie durch eine Atmosphäre von farbigem Licht. Und nun mit Einem Mal schwirren mit betäubendem Rauschen Hunderte von farbigen Raketen, Schwärmern und römischen Lichtern von dem großen Thurme aus in den dunklen Nachthimmel hinauf, verbreiten ein flimmerndes Licht und entfesseln das bewundernde Jubelgeschrei der Masse, denn mit der Feuergarbe der Raketen entzünden sich wie mit Zauberschlag all die Brillantfeuer, Fontänen, Feuerräder und sonstigen Kunstfeuerwerke, welche an allen Thürmchen, Fialen, Baldachinen und Vorsprüngen der Kirche angebracht sind, und ein betäubendes „Mucho bueno! Gloria! Magnifico!“ ertönt aus dem Munde der vor der Kathedrale versammelten Menge. Dann erstirbt der rothe Schein des bengalischen Feuers und statt dessen kommen nun blaue, grüne, orangegelbe, weiße bengalische Feuer mit ihren unbeschreiblichen magischen Lichtfesseln, und nun entzünden sich in der Kirche selbst Sonnen, Schnecken, Sterne und Feuerräder und senden ihr funkensprühendes Zischen in den vollkönigen Strom des Gesanges und der Musik hinein, über dem die gewaltigen Klänge der Orgel wie eine Wolke schweben.

Horch! da ertönt ein gellender Schrei aus einem Winkel der Kathedrale, dann ein wirres Hin- und Herwogen von Menschen, ein ängstliches unterdrücktes Murmeln, das aber nach wenigen Secunden in ein hundertfältiges Geschrei des Entsetzens ausbricht, als die andächtigen Beterinnen die Ursache des ersten Schreis entdecken. Ein Funke von dem Feuerwerk, vielleicht auch das Umfallen einer unvorsichtig aufgesteckten Kerze in einem der zahllosen Armleuchter hatte die Dekorationen in Brand gesteckt, und Festons, Guirlanden, Draperieen, Teppiche, Fahnen, kurz alle die hunderterlei Zierrathen der Kirche, stehen in hellen Flammen und diese verbreiten sich mit rasender Geschwindigkeit. Die gewölbte Decke und die Seitenschiffe verwandeln sich in glühende Oefen, von denen brennende Trümmer in den dichten, wirren, kopflosen Haufen der schreienden, hin und her drängenden Andächtigen herunterfallen und die leichten Kleider der Frauen in Brand stecken. Ein düsterer Feuerschein erhellt die Kirche worin die hohe Flamme loht, und wir, die wir außen stehen, können die erschrockenen Gruppen drinnen wehklagend und verzweiflungsvoll unter Geschrei und vergeblichem Hülferuf zu Gott und Menschen mit gerungenen Händen hin und her rennen sehen. Da die Mehrzahl der Andächtigen aus Frauen bestand und die leichten duftigen Gewänder der meisten Feuer gefangen hatten, so mengte sich Wehruf und Schmerzensschrei in die Jammertöne der Armen deste lauter, je mehr die Feuerbrunst sich ausbreitete.

Meine düstre bange Ahnung war in Erfüllung gegangen; aber die entsetzliche Verwirklichung meiner Befürchtungen übertraf in ihrer furchtbaren Schreckhaftigkeit so sehr meine Erwartungen, daß ich vor Entsetzen wie gelähmt dastund gleich den Anderen. Plötzlich aber rief der Gedanke, daß Julia Castiale in diesem Flammenmeere war, alle meine Lebensgeister wieder wach, und ich war einer der ersten welche die großen Kirchenthüren erreichten. Allein diese Thüren öffneten sich leider nach innen, waren geschlossen, und konnten jetzt nicht geöffnet werden, denn der aberwitzige Zudrang und verzweifelte Druck der erschrockten Masse drückte sie jetzt so fest an die Thürpfosten, daß die stärksten Riegel und Bolzen der Welt sie nicht wirksamer hätten befestigen können. Die Thüren selbst waren von festem Mahagoni aus Honduras, mit eisernen Nägeln, Spangen und Zierrathen beschlagen wie eine Kerkerthür, und widerstanden allen unseren Anstrengungen. Vergebens beschworen wir durch die vergitterten Luken hindurch die zunächst Stehenden, doch etwas zurück zu weichen, daß man die unseligen Thüren öffnen könne — mit dem kopflosen selbstsüchtigen Entsetzen war nicht zu rechten. Blind, taub und wahnwitzig vor Furcht traten sie die Schwachen unter die Füße und schlugen sich verzweiflungsvoll die Hände blutig an dem massiven Holzwerk.

Schon beim ersten Alarmruf war der Gesang der Chorknaben verstummt und in ein verworrenes Angstgeschrei umgeschlagen, und es war furchtbar anzuhören, wie noch einige Minuten lang die Orgel ihre mächtigen Tonwellen über das Zetergeschrei hinschwellen ließ, als wollte sie es übertäuben. Allein noch ehe die Orgel innehielt, waren die Priester schon in voller Flucht, denn von ihrem erhöhten Standorte um den Hochaltar herum waren sie die ersten gewesen, welche die Gefahr bemerkten und hatten sich durch die kleine Thüre der Sakristei geflüchtet, welche sie in ihrer selbstsüchtigen Angst hinter sich verschlossen und verriegelten, so daß den armen Eingesperrten im Schiffe der Kirche jede Rettung nach dieser Seite hin abgeschnitten war. Ein Schrei der Entrüstung und Empörung stieg aus der vor der Kathedrale versammelten Menge empor, als sie die ganze Priesterschaft in ihren reichen Gewändern in kopfloser Flucht über die Plaza hineineilen sahen und mit ihnen einige Herren, welche sich nicht entblödet hatten, um ihrer eigenen Sicherheit willen die Frauen ihrem Schicksal zu überlassen. Unter diesen Flüchtlingen bemerkte ich auch Tennington, der wie ein gescheuchter Hase davon lief. Ich eilte ihm nach, packte ihn am Arme und rief: „Wo ist Julia?“ — „Ich .... Sie .... ich weiß es nicht .... d. h. ich konnte sie nicht retten,“ stammelte er zitternd; ich schleuderte den Elenden von mir und schloß mich einer Gruppe Männer an, welche ihr Möglichstes thaten, um mit Aexten und Brecheisen die Thüren zu zertrümmern.

Mittlerweilen wirbelten schon die Alarmtrommeln durch die Straßen und von allen Thürmen läuteten die Festglocken mit Einem Male Sturm, und ein Bataillon Soldaten kam im Geschwindschritte herbei und arbeitete unter der Leitung der Offizire energisch genug an Lösversuchen. Das ganze Holzwerk der Kathedrale: Kirchen- und Beichtstühle, Altäre, Gelaser und Verkleidungen, stand nun in

Digitized by Google

lichten Flammen. Die prachtvollen gemalten Fenster waren von der Hitze zersprungen oder von denjenigen eingeschlagen, welche den in der Kirche Eingesperrten beispringen sich beeilten, deren Geschrei immer herzzerreißender ward, je mehr die Feuersbrunst sich ausbreitete und neue Opfer erfaßte. Man goß Wasser in die Flammen, aber es war alles vergeblich — die massiven Thüren verhöhnten alle Anstrengungen derjenigen, welche sich bemühten, ihre Mütter, Gattinnen oder Kinder aus dem feurigen Gefängniß zu erretten. Das Jammergeschrei ward nun schwächer, und obschon ich mehrere Frauen durch Hirten von den Prairieen gerettet werden sah, welche zu Pferde auf der Plaza hielten, ihre lebernen Lazos durch die zertrümmerten Fenster hinein warfen und diejenigen von den unglücklichen Geschöpfen herauszogen, denen es gelungen war, den zähen Strick von roher Thierhaut zu erfassen, — so begte ich doch nur geringe Hoffnung, Julia jemals lebend wieder zu sehen, und stand entmuthigt vor einem der Fenster. Da tippte mich jemand auf die Schulter, und mich umwendend blickte ich in das schwärzliche verschlagene Gesicht eines Indianerknaben, eines verwachsenen pfiffigen Burschen welcher der Diener des Sakristans war. Ich hatte den Jungen einmal aus den Klauen eines rohen Yankee-Fuhrmanns befreit, welcher den Burschen wegen eines muthwilligen Streiches, den ihm Zeco gespielt hatte durchprügeln wollen, und das dankte mir der kupferhäutige Bursche ebenso gut, als die paar Thaler, die ich ihm gelegentlich durch Ankauf von aztekischem Töpfergeschirr, Speerspitzen von Obsidian, Halsbändern von Glasperlen, Schmuckgegenständen von Bronze und Korallen und ähnlichen altmexicanischen Alterthümern zu verdienen gegeben hatte, welche Zeco zuweilen in den Schutthäufen und schimmeligen Winkeln der Gewölbe unter der Kathedrale, diesem ehemaligen Heidentempel, fand.

„He, hör, Senor Don Carlos, wollen Euer Gnaden in die Kirche? Kommt hieher, Zeco zeigen Euch die Thüre!“ flüsterte er und zog mich heiseite und unter seiner Führung stand ich bald im Erdgeschoß des großen Glockenthurms, kletterte dann einige Ruthen der steilen Steintreppe hinan und bog durch eine niedrige dunkle Nische in einen Gang ein, der mich über Treppen, Schutt und Gerölle in dunkle, feuchte, dumpfige Gänge voll schlechter Luft in die Eingeweide der Erde hinunter zuführen schien. Zeco hielt mich fest an der Hand und zog mich mit unfehlbarer Vorsicht durch ein Labyrinth von Grüften und gewölbten unterirdischen Räumen, in welchen häufig das stagnirende Wasser knöcheltief zwischen den zerbrochenen Trittsteinen stand, bis wir vor einer kleinen Nische standen, in welcher ich eine Fallthüre über mir bemerkte, durch deren Ritzen der Feuerschein herunter drang. „Stoßt sie auf, Don Carlos!“ flüsterte er; aber nur unseren vereinten verzweiflungsvollen Anstrengungen gelang es, die schwere verrostete Thüre aufzustoßen und in die brennende Kirche hinaufzugelangen. Aber wo war nun sie, die ich suchte? Instinktmäßig rief ich aus voller Kraft: „Julia, Julia! ich bin hier Dich zu retten — Julia!“ und zu meiner unaussprechlichen Freude kam sie mit einem unartikulirten Jubelschrei aus einer von Entsetzen gelähmten Gruppe auf mich zugeeilt, und sank in meine Arme. Im nächsten Augenblick hatte ich sie auf den Arm genommen und war mit ihr in die Gruft hinabgesprungen, — gerade noch rechtzeitig, um einer Masse halbverbrannter flammender Balken auszuweichen, welche donnernd auf das Steinpflaster des Schiffes herabstürzten und mit ihrem Rauch und heißen Dualm fegar die unterirdischen Räume erfüllten, durch welche Zeco mich mit meiner theuren Last hindurch führte und sicher wieder in's Freie brachte.

Der Rest meiner Geschichte ist bald erzählt. Als ich den verzweifelnden Eltern die schon todt geglaubte Tochter unversehrt in die Arme legte, da schmolz Fran Eastlake's Stolz dahin wie Schnee an der Glut, und sie umarmte mich und nannte mich ihren Sohn. Tennyngtons Handlungsweise hatte ihn im Eastlake'schen Hause unmöglich gemacht und er wagte niemals wieder sich in Chihuahua sehen zu lassen; Julia Eastlake aber folgte mir nach einiger Zeit mit der vollen Einwilligung ihrer Eltern als Braut zum Altar. Es soll ein furchtbares Schauspiel gewesen sein, als man endlich des Feuers, das aus Mangel an Brennstoff erloschen, vollends Herr ward und in dieses rauchende Beinhaus von einer Kirche den Eingang fand. Da es aber in Mexico weder eine freie Presse noch eine unabhängige Justiz noch gewissenhafte administrative Behörden gibt, so ward diese furchtbare Katastrophe und ihr Ursprung niemals näher untersucht, und man hat nie ermittelt, wie viele Menschenleben in jener Unglücksnacht zu Grunde gingen.

K. Kellenburg.

Der Dachs.

Eine Biographie aus der Naturkunde von C. Frhr. v. Thüngen.

Wenn wir in dem Nachstehenden unsern Lesern eine naturhistorische Beschreibung des Dachses geben, so ist die Veranlassung davon darin zu suchen, daß wir früher mehrere Jahre hindurch die Gelegenheit hatten, nicht nur mehrere Dachse jährlich zu erlegen, sondern dieselben auch in ihrer Lebensweise genau zu beobachten.

Der Dachs, (Meles Taxus) in Niedersachsen Gräwing oder auch Graching, Halbfuchs mit dem kurzen Schwanze genannt, hat eine sehr eigenthümliche Gestalt und gleicht im ersten Augenblicke des Betrachtens sehr dem Bären, weßhalb er auch von L. Linné zu dem Geschlechte der Bären gezählt wurde. Sein Kopf ist oben breit und hat die Figur eines gleichschenkligen Dreiecks; die schwarze, immer feuchte Nase ist stark hervorragend, etwas eingebogen und fast rüsselförmig; die runzen und runden „Lauscher“ sind beinahe ganz von Haaren bedeckt, die kleinen und schwarzbraunen Augen liegen tief im Kopfe und sind mit einer Nickhaut versehen, welche Bedeckung ihn bei seinem Aufenthalt unter der Erde vor Verletzung durch Sand und Erde schützt. Die Zunge ist glatt; der kurze Hals hat die Dicke des Oberkopfs; der Rücken seines länglichten, sonst stark zusammengedrungenen Körpers ist besonders nach dem Hintertheile zu breit und die Lenden stark; der dicke, unten platte und mit vielen struppigen Haaren bedeckte „Pürzel“ ist 6 Zoll lang; die „Läufe“ sind kurz; das Gebiß ist entsetzlich scharf so zwar, daß der Dachs häufig sich an den Hunden dergestalt verfängt, daß der Hund nicht eher loskommt, als bis der durchgebissene Theil ausreißt.

Das Haar, welches seine dicke Haut, nach dem Jägerausdruck „Schwarte“ genannt, bedeckt, ist borstenartig und beim Anfühlen fettig, dabei sehr steif, welches ihm das Einfahren in den Bau sehr erleichtert. Es hat eine sonderbare Farbenmischung; die Grundfarbe des Kopfes ist weißlich, an jeder Seite der Schnauze fängt hinter der Nase ein schwarzer Streif an, welcher sich am Anfange etwas nach dem Maule zu umbiegt, alsdann durch Augen und Ohren fortläuft und sich am obern Theile des Halses verliert. Lippen, Hals und Spitzen der Ohren sind gelblich, der Rücken ist grau, gelbröthlich und schwarz melirt. Kinn, Brust und Bauch sind meist schwarz, der Leib an den Seiten bräunlich, der „Pürzel,“ ebenso die „Läufe“ gelblich, die Branten schwarz.

Das Weibchen unterscheidet sich vom Männchen theils durch

Digitized by Google

die hellere Farbe, theils durch die kleinere, schmalere Gestalt. Es hat 8 Säugewarzen, 4 an der Brust, 4 am Bauche. Noch ein Unterscheidungszeichen des Weibchens ist sein äußerst durchdringendes Geschrei, wenn es gebötet wird oder ihm Schmerzen zugefügt werden. Nie wird man dergleichen bei einem Männchen hören, wenn auch die Hunde ihm noch so scharf zusetzen.

Die Wohnung des Dachses, Bau genannt, die er sich selbst unter der Erde zubereitet, und die Art und Weise, wie er hier sein einsames Leben hinbringt, sind in der That merkwürdig. Er sucht sich größtentheils solche Vorhölzer aus, die nicht weit von den Feldfluren entfernt sind. Hier gräbt er sich mit seinen scharfen Vorderpfoten, mit welchen er kreuzweise den Boden aufscharrt und die Erde hinter sich auswirft, seinen Bau. Ein solcher Bau hat zwei, drei und oft mehrere Eingänge oder Röhren, die auf einige Schritte von einander entfernt und meistens schräge angelegt sind, unten aber in dem sogenannten Kessel, der Lagerstätte des Dachses, zusammenstoßen. Die Röhren sind, wo es das Lokal zuläßt, fast immer gegen die Mittagsseite angelegt und gehen oft, nach Beschaffenheit des Bodens, äußerst tief in die Erde. Sein Lager (Kessel) richtet er sehr bequem ein und füttert solches mit Gras, Moos, Blättern und Farrenkräutern aus, die er zwischen den Hinterpfoten bis zum Eingange seiner Wohnung schleppt und dann mit dem Kopfe durch die Röhren hineinschiebt und in den Kessel bringt. Wenn in einem Baue mehrere Dächse zusammenwohnen, von denen jedoch jeder seinen besondern Kessel hat, so wird ein solcher Bau ein Hauptbau genannt.

Der Dachs ist ein sehr reinliches Thier; nie wird er seine Lagerstätte durch seinen Unrath (Losung) verunreinigen. Er sucht sich dazu einen besondern, von dem Kessel abgesonderten Platz aus. Der Fuchs weiß sich diesen Umstand aus Instinkt sehr gut zu Nutzen zu machen. Wenn er den Dachs aus seiner Wohnung vertreiben will, so verunreinigt er diese in seiner Abwesenheit durch seine Losung und treibt dieß solange bis der Dachs sie verläßt, worauf er davon Besitz nimmt und sie für sich einrichtet. Der Dachs bringt, wie Büffon mit Recht sagt, drei Viertel seines Lebens in seiner unterirdischen Wohnung und, wenn er in dieser nicht beunruhigt wird, mit Schlafen zu. Erst mit Einbruch der Nacht geht der Dachs nach Weide aus, um seinen Hunger zu stillen und „trabt" vor Tagesanbruch wieder dem Baue zu. Das Ausgehen des Dachses, eigentlich seine Vorbereitungen hiezu sind wirklich komisch und für den beim Vollmonde auflauernden Jäger ein so angenehmes Schauspiel, daß Mancher, der nicht blos das Jagdthier erlegen, sondern zur Mehrung seiner naturhistorischen Erfahrungen es beobachten will, nicht nach der Flinte greift, sondern mit dem Schauen sich begnügt.

Ehe der ausgehende Dachs an die „Einfahrt" der Hauptröhre kommt, „schellert" er sich dicht vor dieser so heftig, daß in stiller Nacht dieses „Schellern" ziemlich weit gehört wird. Nun „sichert" er, aber so vorsichtig, daß es lange währt, bis hinter dem fast zollweise erscheinenden „Wurf" (Nase) nach und nach die plumpe Figur ganz zum Vorschein kommt. Ein in der Nähe faltendes Dürrästchen, das ferne Anschlagen eines Haushundes, das Rauschen des Bodenlaubes unter den Tritten eines Marders, Fuchses ꝛc. macht ihn so verschüchtert, daß er, ohne sich umzuwenden, mit Blitzesschnelle in die Röhre zurückfährt und in dieser dicht vor der Einfahrt längere Zeit „luset", bis er sich wieder hervorwagt, um neuerdings zu sichern. Herrscht nun am Baue und in dessen nächster Umgebung eine Grabesstille und wird von dem licht- und geräuschscheuen Sonderling nichts Unheimliches vernommen, so wird die große Reise von Stolpe nach Danzig angetreten, aber nicht auf eine vernünftige, sondern auf eine närrische Weise, denn plötzlich Muth fassend rennt der Dachs, so viel seine Schwerfälligkeit erlaubt, aus Leibeskräften vom Baue eine Strecke fort, hält an, „sichert" nach allen Seiten, wobei er stichtt, und erreicht so unter abwechselndem Stechen und Sichern die Weide.

Seine Nahrung besteht im Frühling und Sommer in Wurzeln, unter denen er vorzüglich die von Kümmel und Tormentill liebt, in Früchten aller Art, Schnecken, Regenwürmern, Käfern, Heuschrecken, Eidechsen, Fröschen; im Herbste nährt er sich von Eicheln, Buchekern, Feldobst. Um zu den Wurzeln und Regenwürmern zu gelangen, sticht er mit seiner Schnauze in die Erde (wurzelt, nach dem Jägerausdruck) und man spürt ihn an solchen Orten, gleich als ob die jungen Frischlinge da „gebrochen" hätten. Im Spätherbst wird er außerordentlich fett.

Seine Fortpflanzung anlangend, so lebt er in der Monogamie und hält sich nur zu einer Dächsin. Man findet ihn aber außer der Begattungszeit (Ranzzeit, Rollzeit) nicht mit dieser zusammen. Sobald die Rollzeit eintritt, welches Ausgangs Novembers früher oder später erfolgt, sucht er die Dächsin auf und begattet sich mit dieser zur Nachtzeit vor der Wohnung. Die Dächsin trägt 10 bis 12, nach der Meinung der meisten Jäger nur 9 Wochen und bringt dann im Februar 3 bis 5 blindgeborne Junge zur Welt, die anfänglich blaugrau und mehr bewollt als behaart sind. Die Dächsin säugt die Jungen und holt außer den Wurzeln auch andere Nahrungsmittel herbei; wenn sie drei Wochen alt sind, bringt sie sie zuweilen vor den Eingang des Baues, wo sie sich sonnen und mit einander spielen. Sie bleiben bei der Mutter so lange, bis sie sich ihre Nahrung selbst suchen können, alsdann sondern sie sich ab und bereiten sich ihren eigenen Bau.

Erst im zweiten Jahre ist der Dachs vollkommen ausgewachsen. Wenn er jung eingefangen wird, so ist er leicht zu zähmen, folgt den Personen nach, die ihn füttern, frißt dann auch rohes Fleisch und andere Speisen, spielt mit jungen Hunden und Katzen und verliert mehr von seiner Wildheit als der Fuchs und andere wilde Thiere. Nur muß man die gezähmten Dächse von dem Feuer zu entfernen suchen, weil sie diesem bei ihrem äußerst kreftigen Temperamente mit Begierde nachgehen, sich gern auf den Feuerstätten in die glühenden Kohlen legen, diese sich aber leicht anhängen und dann von ihnen an andere feuerfangende Orte getragen werden können, wie dieß bei den Katzen der Fall ist. Der Dachs erreicht ein Alter von 12 bis 14 Jahren und wird nicht selten im Alter blind. Sein Leben ist äußerst zähe, doch ist seine Nase so empfindlich, daß er an einem darüber mit einem Stöckchen geführten, nur etwas tüchtigen Schlag sogleich verendet. Er ist mehr nützlich als schädlich und es ist deßhalb zu tadeln, wenn gewinnsüchtige Jäger Alles dazu beitragen, sein Geschlecht gänzlich zu vertilgen. Seine Haut (Schwarte) dient zu Fußsäcken, Pferdedecken, zum Beschlage der Reisekoffer, zu Jagdtaschen u. s. w. Die Haare werden zu Malerpinseln gebraucht. Das Fett wird zur Versertigung von Seife sowie zum Einschmieren der Wasserstiefeln angewendet. Das Wildpret hat einen süßlichen, jedoch nicht widerlichen Geschmack und wird häufig gegessen.

Der Dachs wird in allen gemäßigten Himmelsstrichen von Europa, selbst in Schweden und in Norwegen angetroffen, aber nirgends sehr häufig. Auch in Asien ist er nach der Behauptung mehrerer Reisenden einheimisch. In Amerika kommt als eine eigene Art der amerikanische Dachs (Meles labradoria) oder Carcaju vor, welcher jedoch kaum von unserm zu unterscheiden ist. Daß beim Dachse wie bei andern Wilde auch Farbenvarietäten vorkommen ist, bekannt; so z. B. wurde im Jahre 1724 bei St. Hubertusburg in Sachsen ein weißer Dachs mit gelbröthlichen und kastaniendraunen Flecken gegraben und vor mehr als 30 Jahren ein ganz weißer Dächs in Preußen geschossen.

Digitized by Google

Die Pfarrgehilfen.

Ein Lebensbild aus Schweden, von M. Nepomuk.

1. Das Pfarrhaus.

Die Akazien haben in Schweden einen minder empfehlenden Zunamen. Man nennt sie sibirische Akazien. Thatsache ist, daß dieselben aus den wilden Regionen der Tartarei herstammen. Aber sie kommen auf unserem Boden sehr gut fort. Ihr Wipfel ist gewöhnlich schön gerundet, ihr Stamm hübsch, das Laubwerk reich und von glänzendem Grün. Eine Anzahl solcher Bäume beschattete vor einigen Jahren und beschattet wahrscheinlich noch heute den Haupttheil des Pfarrhofes, dessen Geschichte wir erzählen wollen.

Der Dachs. (Text S. 114.)

An einem schönen Morgen im Frühling erscheinen diese Akazien in ihrer ganzen Pracht. Ihre kleinen Blätter, mit Wassertropfen besetzt, zittern im Winde, und ihre braunen Blüthen glänzen wie Goldknöpfe. Im Schatten derselben erhebt sich das Haus, von dunkelrothen Backsteinen erbaut, mit seinen weißgetünchten Fensterpfosten und seinem kürzlich restaurirten Dache.

Es ist die Wohnung des kirchlichen Vorstandes einer großen Gemeinde, des Probsted Stolpe und seiner Frau.

Aus dem Kamine steigt eine Rauchwolke in die blaue Luft empor, aber die Roll-Läden sind noch herabgelassen, und im ganzen Umkreis des Hauses ist noch kein menschliches Wesen sichtbar. Hühner ziehen durch den Hof, scharren im Boden, pipen und gackern. Ein Hahn steht auf der Außentreppe und begrüßt die aufgehende Sonne. Nahe dabei spazieren in einer Lindenallee zwei Gänse beiderlei Geschlechts gravitätisch auf dem grünen Rasen herum. Sie verachten die kleine Brut der Hühner und halten sich abseits, um ihrer Würde nichts zu vergeben. Es sind in der That wichtige Personagen. Die Probstin widmet ihnen auch eine ganz specielle Aufmerksamkeit. Sie haben ihre besondere fest verschlossene Wohnung in der Scheune, um sie gegen die Ratten zu sichern und vor dem Winde zu schützen, und sind so reichlich genährt, daß mehr als ein armes Dorfkind, das zuweilen Hunger leidet, diese fetten Zweifüßler um ihr Loos beneiden dürfte.

Madame Stolpe hatte ein Gemälde gesehen, auf welchem eine schöne Frau einen Schwan umarmte. Unter dem Bilde standen die Namen: Jupiter und Leda. Der Gänserich des Pfarrhofes hatte ein Gefieder von tadelloser Weiße. Frau Stolpe hatte ihm den Namen Jupiter gegeben. Die Dienstboten nannten ihn Piter. Ein junger Theologe, der Pfarrgehilfe bei'm Probst war und sich bei der Probstin in Gunst setzen wollte, hatte eine Dithyrambe zu Ehren der Gans verfertigt.

„Was ist der Adler?“ hieß es in seinem Gedichte, „was ist die Nachtigall und der Schwan im Vergleich — mit der Gans? Der Adler ein schrecklicher Raubvogel, mit einem furchtbaren Heißhunger, ein herzloser Filibustier, ein barbarischer Kosake. Die Nachtigall, eine armselige Musikantin, nur mit einigen Noten in der Kehle, und doch blos um ihres Gesangs willen etwas geltend, der Schwan, ein bösartiger Vogel mit lederzähem Fleisch, dem die Fabel lehre eine Melodie, welche er niemals besaß, zugeschrieben hat. Aber die Gans! Was für ein kostbares glorreiches Geflügel! Ihr Name ist in den Annalen der Geschichte eingegraben. Die Gans hat das Kapitol in ganz Rom gerettet. Die Gans hat außerdem mächtig zu den Fortschritten der Menschheit beigetragen. Viele Jahrhunderte lang haben die Schriftsteller nur Gänsefiele angewendet; nur durch diese haben die Männer von Genie ihre Berühmtheit erlangt. Die Gans liefert uns noch ihren Flaum, woraus man die besten Kissen macht. Endlich gibt die Gans schmackhaft zugerichtet eine vortreffliche Speise. Die Menschen, welche bei ihrem Hang zum Wunderbaren Alles entstellen, haben aus der wirklichen Geschichte der Leda eine Dichtung gemacht. Die Wahrheit ist, daß eine schöne Prinzessin Leda im November zu einem großen Bankett eingeladen wurde, wo sie mit Entzücken von einem prächtigen gebratenen Zweifüßler genoß, und dieser Zweifüßler war kein Schwan: es war eine schöne fette Martinsgans. Also es lebe die Gans, und vornehmlich die Gans des Pfarrhofes, und der Herr Probst und die Frau Probstin!“

Als die Probstin dieses Gedicht las, wurde sie sehr ärgerlich darüber, daß sie nur im Gefolge ihrer Gans figurirte, und der Dichter, welcher durch dieses schöne Opus ihr Wohlwollen zu gewinnen beflissen hatte, wurde für einen schlecht erzogenen Menschen erklärt und verabschiedet. Im Verlaufe einiger Jahre hatte eine große Zahl anderer Gehilfen auf diesem schwierigen Posten dasselbe Schicksal gehabt. Endlich schickte das Consistorium einen, der als ein Muster

prädicirt wurde. Er war am Abend vor dem Tage, da unsere Erzählung beginnt, eingetroffen.

Die Sonne war eben aufgegangen; auf der Schwelle des Hauses erscheint eine junge Bäuerin mit blonden Haaren, blonden Augen, in gestreiften Wollenzeug gekleidet und einen Teller mit einer Tasse Kaffee und zwei Brödchen tragend. Im Augenblick, da sie die Stufen der Freitreppe hinabsteigen will, hört sie eine scharfe Stimme einmal über das Andere schreien: Stina! Stina! — So heißt sie, und die Stimme ist ihr bekannt. Sie muß ohne Zögern gehorchen. In ihrer Eile macht sie eine falsche Bewegung und verschüttet einen Theil des Inhalts der Tasse. Aber derselbe gebieterische Ruf läßt sich von Neuem vernehmen; das Mädchen stellt den Teller auf die Bank und kehrt in das Haus zurück.

Es war eine Gewohnheit von der Probstin, ihre Dienstboten in dem Augenblick, wo sie dieselben irgend wohin verschickte, auf die angegebene Weise wieder zurückzurufen. Sie hatte so vielerlei im

Ein alter Croupier auf dem Marsch in Algerien. (Text hiezu auf S. 120.)

Kopf, diese merkwürdige Probstin, und ihre Befehle wurden ihrer Versicherung nach so langsam vollzogen.

Einige Minuten später kehrte Stina zurück, um ihren Teller wieder in Besitz zu nehmen, nach dem die Hühner und Küchlein großes Gelüste getragen, vor dem der Hahn sich gerade aufzupflanzen im Begriff ist, von dem Jupiter, seinen Hals verlängernd, bereits eines der Brödchen heruntergeholt hat.

Sie schreitet über den Hof und wendet sich nach einem alten, halbverfallenen Gebäude, welches vor Errichtung des neuen Pfarrhauses von dem Pastor bewohnt gewesen war.

Die kluge Frau Stolpe hat hier im Erdgeschoß einen Backofen und eine Waschküche, und neben dieser beiden Wirthschaftsräumlichkeiten eine Kammer für die Dienstknechte und eine zweite für den Pfarrgehilfen eingerichtet: beide werden ökonomischerweise durch denselben Ofen erwärmt.

Stina ist ein gutes Geschöpf, einfach und munter, unwissend

Digitized by Google

und neugierig. Seit sechs Monaten hat sie die Ehre im Pfarrhause zu dienen und ist mit der Sorge für den Stall und Geflügelhof betraut; nur durch Zufall wurde ihr heute ein anderes Geschäft zugewiesen. Sie ist begierig, den neuen Vikar zu sehen. Aber zugleich erinnert sie sich dessen, was eine Magd ihr von einem andern Pfarrgehilfen erzählt hat, welcher sehr wunderlich und schwer zufrieden zu stellen war, und mit Unruhe betrachtet sie ihren etwas verunreinigten Teller und den halbleeren Kaffeetopf. Endlich öffnet sie die Thüre, bleibt aber sogleich stehen, ohne daß sie ein Wort zu sprechen wagt. Der junge Geistliche liegt, den Rücken ihr zugekehrt, mit gefalteten Händen auf den Knieen und betet.

Stina thut bei diesem Anblick keinen Schritt vorwärts, betrachtet aber mit Erstaunen dieses Zimmer, welches sie vorher nie gesehen hatte; was für eine armselige Wohnung, verglichen mit der des Probstes! Kleine mit Blei eingefaßte Scheiben, so trüb, daß kaum das Tageslicht eindringen kann; ein Gurtenbett, ein paar Holzstühle, ein alter Schrank, ein schlechter Tisch, und der Fußboden ausgetreten, rissig, kahl. In den Zimmern von Herrn Stolpe gibt es immer hübsche Matten, selbst im Sommer.

Die ehrliche Bäuerin hatte keine Idee von der kirchlichen Rangordnung, und sie konnte nicht begreifen, daß man den jungen Geistlichen so schlecht logirte, welcher doch in Gold und Purpurgewändern vor den Altar treten sollte und wahrscheinlich allein in diesem Glanze sich ihr zeigen würde, denn der Probst hatte sich von dieser priesterlichen Verrichtung dispensirt, und die Leute im Kirchspiele meinten, er sei nicht im Stande, derselben gehörig nachzukommen.

Nachdem der Pfarrgehilfe sein Gebet vollendet hatte, stand er auf, und als er Stina erblickte wünschte er ihr mit einem freundlichen Lächeln guten Morgen. Es war ein Mann von hohem Wuchs, aber schwächlich. In seinem bleichen Gesichte lag etwas Edles, und in seinen schwarzen Augen ein Ausdruck von Ernst und Festigkeit. Stina, welche bei ihrer munteren Gemüthsart sich einige kleine Sünden vorzuwerfen hatte, bildete sich ein, der Blick des Geistlichen dringe ihr bis in die Seele; sie erröthete und bat schüchtern um Verzeihung, daß sie ihm einen schlechten Kaffee mit einem einzigen Brödchen bringe. Sie hätte auch für ihre Gebieterin um Verzeihung bitten können, welche dem für die Leute zweiten Rangs und für die Dienstboten oestimmten Kaffee eine gute Dosis gemahlener Gerste beimischte.

Herr Hellmann (so hieß der neue Vikar) nahm das bittere Getränke, welches ihm gebracht worden war, und kostete es mit einer Miene vollständiger Zufriedenheit.

„Die Probstin hat mich im Augenblick, da ich Ihnen Ihr Frühstück bringen wollte, auf den Speicher geschickt. Er muß ganz kalt seyn." Während das Mädchen, geführt von der Güte des Geistlichen, sich so zum zweiten Mal entschuldigte, nahm es sich in'gcheim vor, ihm von Morgen an eine bessere Portion Milch, Zucker und Kaffee zu besorgen.

„Mein Kind," erwiderte Hellmann sanft, setzte sich an den Tisch und nahm seine Bibel zur Hand; „jede Speise muß uns willkommen seyn, wenn wir nur daran denken, daß sie eine Gabe Gottes ist."

Stina, welche ein Leckermaul war und sich freute, wenn sie einen guten Bissen bei Gelegenheit wegschnappen konnte, fühlte sich bei dieser religiösen Bemerkung etwas beunruhigt, da ihr dieselbe als ein Vorwurf gegen ihre Feinschmeckerei erschien.

„Kannst Du lesen, mein Kind?" fragte Hellmann wieder.

„Gewiß."

„Nun so lies!" fuhr er fort und deutete mit dem Finger auf eine Stelle des Evangeliums: „der Mensch lebt nicht allein von Brod, sondern von einem jeglichen Wort Gottes. Verstehst Du es?"

An der Art, wie die Magd ihn ansah, erkannte er, daß dem nicht so war, und er erklärte ihr in einfacher und lichtvoller Sprache diese Lehre der Schrift.

Stina entfernte sich, durchdrungen von Achtung und Bewunderung für diesen milden Lehrer.

Einige Augenblicke nachher trat eine andere Magd eiligst in das Zimmer des Vikars und rief: „Wir haben kein Holz mehr in der Küche, und die Frau Probstin sagt, man müsse sogleich spalten."

„Mein gutes Mädchen," antwortete Hellmann mit erstaunter Miene, aber doch in sanftem Tone; „ich bin nicht hieher gekommen, um Holz zu spalten."

„Ah! Verzeihen Sie! . . . Aber Ihr Vorgänger machte uns jeden Morgen unsern Bedarf an Holz und Büscheln für den Tag. Er versicherte, diese Arbeit sey ihm gesund. Man hat gedacht, Sie würden dasselbe thun, und die Probstin schickt mich, es Ihnen zu sagen."

„Wohlan," antwortete der demüthige Pfarrgehilfe, „so will ich euch auch, was ihr braucht, herrichten."

Die Magd zeigte ihm den Holzstoß. Er machte sich rüstig an die Arbeit und unterzog sich jeden Tag dieser Aufgabe.

2. Die Köhlerin.

Der Probst war bekannt wegen der Grobheit, womit er seine Pfarrgehilfen behandelte. Es war nicht leicht, einen zu finden, der ihm convenirte, oder der sich dazu bequemte, lang bei ihm zu bleiben. Endlich hatte das Diöcesankapitel den sanften, frommen Hellmann aufgefunden, und dießmal schienen die mancherlei Schwierigkeiten, die so oft wiedergekehrt waren, beseitigt zu seyn. Ein Jahr ist verschwunden seit dem Tage seines Eintritts in das Pfarrhaus. Hellmann verlangt nichts, beklagt sich über nichts, gibt sich willig zu Allem her, was man ihm aufbürdet, und die Probstin ist zufrieden endlich einen Nojunkten zu haben, um den sie sich nichts zu kümmern braucht. Der Probst war alt und predigte nicht gern. Schon eine Predigt zu machen, kostete ihn große Anstrengung, und seine Frau fürchtete für ihn von der Feuchtigkeit der Kirche. Dagegen beschäftigte er sich um so lieber mit seinen Rechnungen, seiner Korrespondenz und den Kirchenregistern. Um sich ausschließlich dieser Aufgabe zu widmen, überließ er Hellmann seine anderen geistlichen Verrichtungen. Dieser nahm sie mit Freuden an und unterzog sich ihnen mit Eifer. Er predigte so, daß seine Zuhörer darüber einig waren, sie hätten niemals so ernste und ergreifende Worte von der Kanzel vernommen. Er nahm jeden, der sich an ihn wandte, freundlich auf, und im Regen, Sturm und Schnee begab er sich überall hin, wo er gerufen wurde. Er machte häufige Rundgänge in dem Umkreis des Kirchspiels, um die Armen und Kranken zu besuchen, sie zu trösten, und zu erleichtern. Die Bauern sagten, wenn sie ihn kommen sahen: „der verdient wahrhaft den Namen Pfarrgehilfe, denn er hilft allen, welche seiner bedürfen."

Eines Morgens im Winter stieg der junge Vikar, der um Schutz gegen Wind und Kälte nichts als seinen dünnen schwarzen Oberrock hatte, mit bekümmerter Miene einen schmalen, sich durch den Wald schlängelnden Fußpfad hinauf. Er wollte eine arme Frau besuchen, die ihren Mann, einen einfachen Kohlenbrenner vor einigen Wochen durch den Tod verloren hatte und eben von einem dritten Kind entbunden worden war.

Hellmann, der seinen ganzen dürftigen Jahresgehalt theils zur Anschaffung einiger für ihn absolut nothwendiger Gegenstände, theils zur Spende von Almosen angewendet, hatte an demselben Tage den Probst um einen kleinen Geldvorschuß gebeten, und dieser hatte es ihm abgeschlagen, unter dem Vorwande, seine Kasse sei in diesem Augenblick völlig erschöpft.

Digitized by Google

Indessen wußte Hellmann, daß die unglückliche Wittwe völlig mittellos war, und er konnte sich nicht entschließen, mit leeren Händen zu ihr zu gehen. Er suchte in seinem ärmlichen Schranke herum und nahm endlich, da er sonst nichts zu geben fand, sein bestes Hemd und steckte es unter seinen Ueberrock.

Während er so dahin wandelte, um sein Werk der Barmherzigkeit zu vollbringen, konnte er sich traurigen Betrachtungen nicht erwehren. „Ach," sprach er bei sich, einen Blick auf die grünen Tannen werfend, „Gott kleidet die Tannen in ein schönes Gewand, und das neugeborne Kind hat nichts, um seine Blöße zu decken."

Er fühlte sich niedergeschlagen in seinem Elend und wünschte reich zu seyn. Während er sich, vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben, diesem Gedanken sich hingab, bemerkte er bei einer Wendung des Fußpfades eine ihm wohlbekannte Frau aus dem Kirchspiel, welche ihn schweigend grüßte und gelassen ihres Weges weiter ging. Augenscheinlich verfolgte sie dasselbe Ziel wie er, denn der Pfad lief auf die Hütte der Wittwe aus. Aber was hatte sie unter jenem armen Dache zu thun, sie selbst arm, an einen Taglöhner verheirathet und kaum im Stande, für ihre sieben Kinder Unterhalt zu schaffen?

„Guten Morgen," sprach der Geistliche freundlich, „wie steht es mit euch?"

„Danke. Recht gut," antwortete sie in achtungsvollem Ton, „aber die Köhlerin ist krank."

„Und ihr wollt sie besuchen?"

„Ja."

„Aber wie können wir derselben helfen? Ich habe nichts, und ich glaube, ihr habt auch nicht mehr."

„O, ich weiß wohl, was ich für sie thun kann. Da sie nicht die Mittel hat, um eine Wärterin in ihrer Krankheit zu bezahlen, so komme ich jeden Tag auf einige Augenblicke zu ihr, um sie zu verpflegen; dasselbe thue ich bei ihren Kindern."

„Ah!" sagte Hellmann im Stillen, „dieses arme Geschöpf kann ihr von Nutzen seyn, und ich darf das nicht von mir rühmen."

„Das traurigste ist," fuhr die Frau fort, daß das kleine Würmchen, in einige elende Lumpen gehüllt, auf Stroh liegen muß. Wenn es nur ein Kleidchen oder wenigstens ein wenig Linnenzeug zu seiner Taufe hätte. Ich wollte einige gute Leute im Dorfe um Mitleid anflehen, aber fand keine Zeit dazu, denn ich habe auch Kinder, welche mir zu schaffen machen. Indessen scheint es sehr schwach, und seine Mutter ist deßhalb unruhig, und wünschte, daß es sogleich getauft werde. Ah, wenn sie ihr jetzt diese Befriedigung geben könnten . . . Aber Sie haben weder Ihr Gebetbuch, noch Ihr Kirchengewand."

„Die Gebete weiß ich auswendig," antwortete der Geistliche, „und was das Kirchengewand betrifft, so brauchen wir in einem so dringenden Fall nicht daran zu denken." Dann zog er das Hemd, welches er unter seinem Rock verborgen hatte, hervor. „Da nehmt, was ich mitgebracht habe."

„Gott sey gelobt!" rief die Taglöhnerin, „das gibt ein Kleidchen für das Kind. Und jetzt sind wir an Ort und Stelle. Wollen Sie ein wenig außen warten, bis ich drinnen alles fertig gemacht habe?"

Hellmann setzte sich am Fuße eines Baumes nieder. Bald erschien die Taglöhnerin wieder und forderte ihn auf, einzutreten. Sie hatte in aller Eile die Hütte gereinigt, das Bett der Kranken aufgeschüttelt und das Kind in das Hemde des Geistlichen gewickelt.

Eine tiefe Stille herrschte in dieser einsamen Wohnung. Der Regen hatte aufgehört, und die Sonne schien durch die kleinen Fenster, als wollte sie Zeuge von der religiösen Ceremonie seyn.

Hellmann taufte das Kind, richtete dann einige rührende Worte an die Mutter und dankte der Taglöhnerin für ihre Barmherzigkeit.

„Ach," rief diese, „es ist eine große Gnade von Gott, daß er uns einen Geistlichen wie Sie gegeben hat, denn der Probst bekümmert sich nichts um die Armen, und die Probstin ist eine böse Frau."

„Redet nicht so," entgegnete Hellmann. „Es sind rechtschaffene Leute. Sie selbst haben mich hieher geschickt."

„Der Himmel segne Sie!" sprachen die Wittwe und die Taglöhnerin aus einem Munde, als er sich entfernte. Beide wußten wohl, daß er nicht vom Probst geschickt worden war.

Der Pfarrgehilfe stieg den Waldpfad wieder hinab, betrachtete aber nicht wie eine Viertelstunde zuvor den frischen Schmuck der Tannen mit einer Art von Verdruß. Jetzt kam es ihm vor, als ob die grünen Zweige, sich im Winde wiegend, ihn freundlich grüßten und ihm zuflüsterten: „wir sind auch Kinder Gottes."

(Fortsetzung folgt.)

Die Rast einer wandernden Zigeuner-Familie in Böhmen.

(Mit Holzschnitt auf S. 85.)

Das reizende kleine Genrebild welches unser Holzschnitt wiedergegeben versucht, ist eine Kopie nach einem vortrefflichen Oelgemälde von Pokorny in Wien, welches sich durch seine geistvolle und charakteristische Auffassung, glückliche Farbe und Stimmung ganz besonders auszeichnet. Die Länder des östlichen und südöstlichen Europa sind weit reicher an den braunen Söhnen jenes unsteten afghanischen Nomadenstammes, den wir Zigeuner nennen, als unsere westlichen Polizeistaaten, und so ist es namentlich, außer Ungarn, Siebenbürgen, dem Banat und den Donaufürstenthümern, die böhmisch-mährische und die mährisch-ungarische Grenze, wo diese Zigeuner ihr Wesen treiben und sich vor las et nefas durch Musiciren, durchs Schmiedehandwerk, durch möglichst wenig Arbeit und viel Behagen ihr armseliges Leben fristen.

Eine englisch-indische Armee auf dem Marsche.

(Mit Holzschnitt auf S. 101.)

Unter den vielen Gelegenheiten zu malerischen Genrebildern, welche der Krieg darbietet, sind die Marschscenen weitaus die buntesten und wechselvollsten, und es dürfte unsere geehrten Leser sicher interessiren, einmal einen Einblick in das Leben und Treiben der Briten in Indien zu bekommen. Unser Bild auf S. 101 gibt davon eine sehr lebhafte Vorstellung. Es zeigt nicht nur die für das indische Klima ganz unzweckmäßige Uniformirung und Adjustirung der anglo-britischen Truppen, welche trotz aller seit Jahrzehnten dagegen erhobenen Reklamationen noch nicht abgeschafft worden ist, sondern auch die furchtbare Belastung jeder Marschkolonne durch eine Unmasse von Gepäck und einen zahllosen Troß von Dienern, was gar nicht zu verwundern ist, wenn wir anführen, daß ein britischer Lieutenant in der indischen Armee ein solch verwöhnliches Individuum ist, daß er für seine persönlichen Bedürfnisse selten weniger als sieben eingeborne Diener mit sich führt, welche sein Zelt, sein Bad, seine Möbeln und Geräthe besorgen müssen, ungerechnet diejenigen welchen die Besorgung seiner drei bis vier Pferde, des Ochsenwagens mit dem Gepäck und Zelt und der Pack-Kamele obliegt! Wie ganz anders steht uns da an männlicher Resignation und Genügsamkeit, an Anspruchslosigkeit und Entsagung der französische Offizier vor Augen, welcher in Ertragung von Gefahr und Strapaze mit seiner Mannschaft wetteifert und sich nicht einfallen läßt, in irgend welcher Hinsicht etwas vor derselben voraus zuhaben oder sich anderer Dienste zu bedienen, als derjenigen seines Burschen! Wir werden des Kontraste wegen demnächst eine Ansicht von dem Marsch einer französischen Heersäule in Algerien unseren Lesern vorführen.

Digitized by Google

Eine Dichterheimath im Norden (Schloß Abbotsford).

(Mit Holzschnitt auf S. 108.)

Das reizende mittelalterliche Schlößchen, welches unser Holzschnitt auf S. 108 darstellt, ist das Tusculum, welches sich der große britische Romandichter Sir Walter Scott am Ufer des malerischen Tweed-Flusses erbaut hat, und mit der Lebensgeschichte und den Schöpfungen dieses Dichters, den ebenso sehr seine hohe poetische Begabung wie sein reiner, milder und doch energischer Charakter auszeichneten, eng verbunden. Walter Scott, geb. zu Edinburgh 15. August 1771) war bekanntlich durch seine vortrefflichen mustergültigen Romane, welche in England einen ungeheuren Erfolg hatten, schon frühe zu einem namhaften Wohlstande gekommen und hatte sich schon 1811 von dem Honorar seiner Dichtungen am Ufer des Tweed ein Gütchen Cartley-Hole gekauft, ihm den Namen Abbotsford beigelegt und für den Bau eines Herrenhauses mit gothischen Stile daselbst und die Erweiterung und Verschönerung der Anlagen und Wirthschafts-Gebäude ein Kapital von mehr als 60,000 Pfd. Sterl. (400,000 Thlr. preuß. Cour.) aufgewandt. Die besten seiner Romane und Dichtungen arbeitete er in der ländlichen Muße und Stille dieses reizenden Landsitzes aus, den er mit den schönsten Sammlungen geschichtlicher Merkwürdigkeiten und interessanter Alterthümer angefüllt und wohlselbst er sich mit einer Behaglichkeit und einer anregenden künstlerisch-vollendeten Einrichtung in Möbeln, Geräthen, Büchern, Waffen ꝛc. umgeben hatte, welche noch heutzutage die Bewunderung der Besucher hervorruft. Eine echt britische Gastlichkeit führte dem wackern Dichter, der in seinem ganzen Gebahren der vollendete Typus des echten gebildeten ländlichen Grundherrn war, eine Menge der berühmtesten Männer als Gäste zu, und die stolzesten Aristokraten Großbritanniens wetteiferten um die Ehre der Ansnahme in Abbotsford, zumal seit 1820 Walter Scott zum Baronet erhoben worden war. Da brach im Jahr 1826 der Bankerutt seiner Verleger Ballantyne und Constable in Edinburgh aus, mit denen er auf die Herausgabe seiner Werke affecirt gewesen war, und brachte ihn nicht nur um das ganze Kapital, welches er in jenem Geschäfte stehen hatte, sondern bürdete ihm noch eine Schuldenlast von 117,000 Pfd. Sterling auf, deren er sich nur dadurch entledigen konnte, daß er um's Geld schrieb und einer hastigen Produktion huldigte. Mit eiserner Zähigkeit und Thatkraft arbeitend, gelang es ihm, binnen vier Jahren seine Schuld bis auf ein Drittheil zu reduciren; allein er opferte seine Gesundheit auf und erlag der durch übermäßige Arbeiten herbeigeführten Zerrüttung seines Nervensystems am 21. September 1832. Die Schotten, deren Geschichte und Vaterland er in seinen Romanen so begeistert verherrlicht hatte, trugen die Schuld nationalen Dankes gegen Walter Scott nicht nur durch das prächtige Denkmal ab, welches sie ihm in Edinburgh errichteten, sondern auch durch eine großartige Kollekte, durch welche man es ermöglichte, daß Abbotsford der Familie Scott erhalten werden konnte.

Eine Viehtränke in Südwestafrika.

(Mit Holzschnitt auf S. 100.)

Die größte Schattenseite der prachtvollen ausgedehnten Landschaften in Südwest-Afrika ist die große Seltenheit des Quellwassers, wenigstens des zu Tage springenden, denn Brunnen zu graben ist nicht schwer, aber den Buschmännern und Hottentotten meistens eine allzu schwere Arbeit. Die natürlichen Quellen, welche in langen Zwischenräumen sich in jenen Gegenden finden, werden sehr oft durch das Getrampel der Ochsen und wilden Thiere wieder verschüttet, und wenn der Reisende mit seinen halbverschmachteten Zugthieren nun an einer derartigen Quelle anlangt, so muß er sie vor Allem erst ganz ausgraben und absteinen, damit sie wieder frisches Wasser ansammeln kann. Quillt dann aber das Wasser klar und fühl in das neugereinigte Becken, so suchen Menschen und Thiere um die Wette sich darauf zu stürzen und treten einander beinahe unter die Füße, so daß man, um des köstlichen Nasses nicht von neuem verlustig zu gehen, die Quelle besetzen und Menschen und Vieh mit Peitschenhieben zurücktreiben muß, bis die Reihe der Vertheilung an sie kommt. Einen derartigen Auftritt stellt unser Bild auf S. 109 dar, welches wir den „Forschungsreisen in Südwest-Afrika" des Engländers Baines entlehnen. Er erzählt: „Ich stellte einen der Männer an, um die lockere Erde herauszuwerfen, welche durch das Getrampel der Ochsen niedergetreten worden war und dieß mal eine leichtgeneigte Böschung ließ, worauf die Vögel sich niederthun konnten, um ihren Durst zu löschen. Nachmittags schickte John den Rest des Zugviehs nach, da dieses nicht mehr weiter konnte, ohne getränkt zu werden. Und nun erfolgte ein Auftritt, der jeder Schilderung spottet. Bei der ersten schwachen Witterung des fernen Wassers hatte sich sämmtliches Hornvieh in Trab gesetzt und je länger desto mehr seine Geschwindigkeit beschleunigt, so daß die Thiere in wenigen Minuten über den Rand hinunterstürzt wären und die Quelle wieder mit Leichnamen verstopft hätten, wenn man sie nicht mit Knütteln, Peitschen, Steinen, Wurfspeeren ꝛc. durch die Männer und Weiber hätte zurücktreiben lassen. Dann mußte ein Mann in die Quelle hineinstehen und zwei anderen die gefüllten Eimer reichen, die sie hierauf in eine Grube schütteten, wo das Vieh trinken konnte, worauf die Weiber ihre halbverschmachteten Schafe und Lämmer herbeibrachten. Der vorhandene Wasservorrath war aber erschöpft, ehe noch die Hälfte der Heerde getränkt war, worauf ich den Quellschacht etwas tiefer ausgraben ließ und wir bald das frische Wasser wieder mit lieblicher Musik über das Sandgestein herabrinnen hörten."

Ein alter Trompter auf dem Marsch in Algerien.

(Mit Holzschnitt auf S. 117.)

Dem Bilde auf S. 101 als Gegenstück liefern wir eine kleinere Marschscene aus dem Kriegsleben der Franzosen in Afrika. Wir sehen eine Kolonne Chasseurs d'Afrique als Bedeckung einer wissenschaftlichen Expedition in das Innere im Hintergrunde unterwegs. Gleichsam als Plänkler oder Vorposten zieht an der Flanke der Kolonne ein alter Soldat oder Unteroffizier auf einem Packkameel und hält mit scharfem Auge von seinem hohen Standpunkte aus sorgsame Wacht über den ganzen Horizont, ob sich nichts Verdächtiges auf dem kahlen Antlitz der pfadlosen Wüste zeige, ob nicht über irgend einer Welle der unabsehbaren Saudebene die Haikes und Burnusse von Beduinen feindlicher Stämme sich lesen lassen, oder ob nicht in irgend einer verborgenen Senkung des Bodens die wilden räuberischen Reiter der Sahara im Hinterhalte lauern, um bei der ersten günstigen Wendung mit gellendem Kriegsgeschrei die Marschkolonne ungestüm zu überfallen.

Auflösung des Räthsels auf S. 56.

1. Vorfahren. 2. Nachkommen.

Inhalts-Verzeichniß.

Der Onkel in Amsterdam; eine Familien-Geschichte von Otfried Mylius. (Fortsetzung.)	81
Eine Aussicht aus der Via Mala in Graubünden	96
Wanderungen in den Zufluchten Schamil's. Kaukasische Reisebilder von A. v. Werthern. (Fortsetzung.)	97
Ein sehr verzeihlicher Irrthum; Erzählung	102
Ein Kampf zwischen einem Bullen und einem grauen Bären. Eine californische Erinnerung von Aug. Reisenburg.	107
Ein Weihnachtsfest in Ehinnahna. Von demselben.	110
Der Dachs; eine Biographie aus der Naturkunde, von E. Freih. v. Thüngen.	114
Die Pfarrgehülfen; Ein Lebensbild aus Schweden, von M. Reumont.	116
Erklärungen der Holzschnitte	119 u. 120
Auflösung des Räthsels auf S. 56.	120

Illustrationen.

Die Rast einer wandernden Zigeunerfamilie in Böhmen	85
Am Eingang der Via Mala in Graubünden	93
Lesghische Trachten	98
Die englisch-indische Armee auf dem Marsche	101
Schloß Abbotsford.	108
Eine Viehtränke in Süd-Afrika	109
Thäle am Bau	116
Ein alter Trompter auf dem Marsch in Algier	117

Verantwortlicher Redakteur: Otfried Mylius. — Verlag der Expedition. — Druck von Müller und Betlaugel in Stuttgart.

Digitized by Google

Illustrirtes Familienblatt. Herausgegeben von Otfrid Mylius.

1866. Stuttgart, Verlags-Expedition. Viertes Heft.

Der Onkel in Amsterdam.

Eine Familiengeschichte von Otfrid Mylius.

(Fortsetzung.)

9.

Der Hochbühl bildet einen der anziehendsten Punkte des herrlichen Gebirges, das südwärts von Hagenbach wie eine zackige Mauer sich hinlagert und seine Arme den Alpen entgegenstreckt. Die Kasino-Gesellschaft von Hagenbach hatte seit langer Zeit alljährlich im Frühling oder Sommer einen Ausflug nach jener hohen Waldkuppe veranstaltet, und diesmal war diese Spazierfahrt auf den ersten Sonntag im Juni festgesetzt worden. Die ganze Honoratorenwelt von Hagenbach war auf den Beinen, die prachtvollen frischgrünen Buchenwälder jener Berge unsicher zu machen. Zu Fuße und in Wagen aller Art zogen die Herren und Damen der guten Gesellschaft des Städtchens schon in aller Morgenfrühe aus, um das zwei Meilen entfernte Buchenberg zu erreichen, das am Fuße des Hochbühl gelegen war, und von wo aus verschiedene Pfade auf den steilen Felsenberg hinaufführten. Ein kleinerer Bruchtheil der Gesellschaft hatte sich aber, nach beliebter deutscher Einmüthigkeit, von den Anderen abgesondert, um erst später nachzukommen und den Hochbühl von einer andern Seite her, über den Hirschensprung und den Wasserfall, zu ersteigen, und zu dieser Parthie gehörten auch Frau Hessler mit ihren beiden Töchtern, welche erst am Vorabend von dem Amtmann Schäfer zu dem Ausfluge eingeladen worden waren. Herr Hessler hatte am Sonnabend, nach der Abrechnung mit dem Fabrik-Personal, in Spahlenberg's Gesellschaft eine Reise in die Residenz angetreten, und die Seinigen selbst ermuntert, die Einladung des Amtmanns anzunehmen.

Es war ein glorreicher Frühlingstag; der wolkenlose blaue Himmel wölbte sich über den Bergen wie ein durchsichtiges Dach von Lapis Lazuli. Der jung belaubte Wald hauchte einen unbeschreiblich erfrischenden Duft aus, und die warme helle Sonne glühte goldig durch die noch dünnen Laubkronen. Die klaren Wasser plätscherten murmelnd und schäumend von den Berghängen herunter, unter den Füßen der Wanderer raschelte das braune dürre Laub auf den steilen Pfaden, und im Gezweige erklang der munteren Waldvögel vielstimmiges Konzert. Die kleinere Gesellschaft, in welcher das schöne Geschlecht bedeutend überwog, war gegen eilf Uhr nach Moosbrunn gekommen. Dieses lag auf der hintern Seite des Hochbühls in einem engen Wald- und Wiesenthale, nach welchem sich verschiedene Schluchten und Fallen des Hochbühls mündeten, und so auch die enge Schlucht des Hirschensprungs, an deren steilen Hängen in ein- und ausspringenden Winkeln auf schmalen Leisten ein Pfad hinaufführte. Hier teilte von einer breiteren Terrasse am Fuß einer Felsenwand über deren zerklüftete Stirn in tiefeingewühlter Rinne ein Bach in etwa zehn schaumweißen ungestümen Kaskaden herunter, und bildete einen Wasserfall von landeskundiger Berühmtheit, dem freilich im hohen Sommer nichts fehlte, als das Wasser, welches nur im Frühjahr und Herbste ergiebig genug vom Gebirge herunter kam, um die volle Schönheit des Wasserfalls zur Geltung zu bringen. Die Gesellschaft hatte in Moosbrunn ein Gabelfrühstück eingenommen und dann sich auf den Weg nach dem Hirschensprung gemacht, denn die Junisonne brannte scheitelrecht in das Thal hernieder und trieb jeden, der Schatten des Waldes zu erreichen. Allein unter den Wenigen, welche an der idyllischen Schönheit des von Wald und Felsen eingeschlossenen Wiesenthals und an der wilden Romantik der tief eingerissenen dunklen Waldlobel und Felsenschluchten nicht so rasch vorübergehen konnten und wollten, waren besonders einige Mädchen: Leonie Hessler und ihre Freundin, Amtmanns Lottchen, und mit ihnen die sinnigere, bedächtigere Emma Hessler. Diese stiegen langsam den Andern nach, denn der Weg war ja Lottchen bekannt und nicht zu verfehlen, und natürlich jüngere Mädchen lieben es, in engerm Kreise für das Naturschöne, das ihnen selten in seiner ganzen Ursprünglichkeit entgegentritt, poetisirend zu schwärmen. Emma war stille, wie immer; alles was sie anregte, zog gleichsam ihre ganze geistige Thätigkeit nach

Digitized by Google

innen; sie war der Schwester und deren Freundin immer etwas voran, mit gleichmäßigem stetigem Schritt hinwandelnd, blieb aber zuweilen stehen und betrachtete sich jede einzelne Parthie, die ihr malerisch oder interessant vorkam oder sie in irgend einer Weise anmuthete. Die beiden jüngeren Mädchen dagegen waren fröhlich wie die Finken und Zeisige über ihnen; bald weckte ihr munteres Lachen, bald ihr frischer Gesang die Echos dieser Felsenklüfte.

So waren sie, vielleicht tausend Schritte oder mehr hinter der übrigen Gesellschaft, durch die Schlucht des Hirschensprungs hinaufgestiegen und am Wasserfall vorüber in das wilde Waldthal eingebogen, welches zu der zweiten größern Terrasse des Hochbühl führt. Der Pfad zog links oben an dem Gehäng durch den Wald dahin; drunten in der Sohle des Tobels rauschte der Bach mit wildem Tosen über und um die großen grünbemoosten Felsblöcke; weitschattige Erlen und Ahornbäume und prachtvolle Buchen woben eine grüne Dämmerung über die malerische Schlucht, in deren Schoos man zuweilen zwischen den Stämmen hinabblickte; während drüben von jenseits die dunklen Nadelwälder von den höheren Lagen des Hochbühl ernst und dunkelblau herunterschauten.

„Leonie, meine Liebe, gib Acht, jetzt kommen wir zu einem interessanten Punkte!“ rief Lottchen, die unbekümmert um ihre hochaufgeschürzten Röcke durch den Wald streifte. „Dort vorne, wo die Schlucht breiter wird, auf den kleinen Waldwiesen, kommen das Fliegenblümchen und die Spinnenragwurz vor! Mein Bruder Wilibald sammelte voriges Jahr einen ganzen Strauß von diesen seltenen Orchideen!“

„Ah, Orchideen!“ rief Leonie freudig überrascht; „Ophrys Myodes und arachnidea! Laß sehen, Lottchen, wer die erste findet! Also dort vorne auf den Bergwiesen?“

„Ja, dort!“ rief Lottchen und sprang in jugendlichem Muthwillen voran.

„Kinder, bleibt doch oben auf dem Wege! was thut ihr denn in der feuchten Wiese? Das nasse Gras wird euch durch die leichten Stiefelchen schlagen und ihr werdet euch erkälten!“ rief Emma von dem höher gelegenen Pfade zwischen den Bäumen und Felsen.

„Schad't nichts, Emma! wird alles wieder von selbst trocknen!“ scholl's von Leonieus Munde zurück, und diese hüpfte wie ein Reh den Hang zwischen den Bäumen hinunter nach der kleinen Waldwiese auf der starkgenetzten schmalen Leiste über der Schlucht. Sie wollte die erste seyn, die eine der seltenen Orchideenblüthen entdecte.

Lottchen blieb auch nicht zurück, und es war hübsch anzusehen, wie die beiden schmucken behenden Mädchen vornüber gebeugt in dem Grase hin- und herliefen und mit gespannter Aufmerksamkeit nach den Blüthen spähten.

Der Pfad, worauf Emma stand und dem Treiben der beiden Mädchen zusah, lief hier in einer weiten ausspringenden Kurve um einen vortretenden Felsenvorsprung. Emma konnte daher nicht sehen, daß von der andern Seite her zwei junge Herren den Pfad herabstiegen und um den Vorsprung bogen. Und hätte sie die beiden Männer auch gesehen, so würde sie ihnen in diesem Moment vielleicht keine Aufmerksamkeit geschenkt haben, denn ihre ganze Seele lag in dem ängstlichen Blick, womit sie der Schwester folgte. „Um Gott, wie leichtsinnig, Leonie!“ rief sie mit wahrem Bangen; „ich bitte Dich, geh' doch zurück, Kind! Ein Ausgleiten, ein Fehltritt, und Du stürzest dort hinunter in die Schlucht. Das nasse Gras ist ja so schlüpfrig, der Boden so geneigt!“

„Hat keine Gefahr, ich stehe fest, Emma Hasenherzchen!“ rief Leonie leichtfertig. „Halloh, gewunnen! ich habe die erste Fliegenorchis! Lottchen, Lottchen, sieh' her, und dort noch eine, und wieder eine! da! . . .“ Und mit einem fröhlichen kecken Sprung trat sie hart an den Rand der Wiese, wo einige Quendelbüsche und Bromberrenranken den Saum bezeichneten. „Hier, Lottchen! sieh' her! . . .“

„Leonie, Du gewissenloser Leichtsinn! ha!“ rief Emma, aber sie konnte nicht vollenden, denn sie sah in diesem Augenblick die Schwester straucheln und mit einem grausigen Schrei verschwinden.

Dieser Schrei hatte ein doppeltes Echo gefunden, und in der nächsten Minute sprangen zwei Herren über Felsen und Baumwurzeln nach der Wiese herab und stiegen dann vorsichtig in die Schlucht herunter. Emma hatte beide erkannt: es waren Tauels und der Assessor Gehring, und die Nähe zweier Bekannten flößte ihr einigen Trost ein, aber die Seelenangst lähmte sie doch unbeschreiblich, denn von ihrem Standpunkte aus vermochte sie nicht zu sehen, was aus Leonien geworden war, und ihr Rufen nach der Schwester blieb ohne Antwort.

Adolph Gehring als gewandter Bergkletterer hatte dem minder geübten Tauels den Vorsprung abgewonnen und rasch den Ort erreicht, wo er das hübsche junge Mädchen hatte verschwinden sehen. Die unterwachsene unterwitterte Humusschicht am Rande der Wiese nur von den Wurzeln des Quendels und der Gräser zusammengehalten, war mit Leonien eingebrochen und sie war am steilen Gehänge der Schlucht hinuntergestürzt und gerutscht. Ihre weiten Rockschöße und Unterröcke hatten sich aber glücklicherweise an einem niedrigen Baumstumpfe verfangen und ihren Sturz aufgehalten, so daß sie hängen geblieben und mit einer starken Kontusion an der Stirne davon gekommen war, die sie nur leicht betäubt hatte. Die Angst und der Schreck hatten sie aber so sehr erschüttert, daß sie wie gelähmt dalag und mit den Händen sich an den feuchten moosigen Boden anklammerte.

„Was seh' ich? Sie sind es, Fräulein Hessler?“ sprach plötzlich eine Stimme über ihr, und die Augen zerstreut auffchlagend erkannte sie den Assessor Gehring, der behutsam zu ihr herunterkletterte. „Sie haben sich doch nicht verletzt, Fräulein? Mein Gott, Sie bluten! . . .“

Leonie war so verwirrt, daß sie nicht zu antworten vermochte. Willenlos wie ein Kind ließ sie Gehring gewähren, der sie mit seinen starken Armen vom Boden aufhob und ihre Kleider von dem Baumstumpf lodhalte, dann aber mit der leichten Last auf seinem Arme die steile Lehne der Schlucht hinanstieg bis zum Rande der Wiese, wo Tauels ihm diese Last abnahm und Leonien von dem Saum des Abhangs hinwegtrug, um sie auf einer Baumwurzel niederzusetzen.

„Allmächtiger Gott, ist sie todt?“ rief Emma in Todesangst vom Pfade herunter, denn der Anblick des Blutes und das Entsetzen hatten sie so sehr gelähmt, daß sie sich nicht vom Platze rühren konnte.

„Seyn Sie ohne Sorgen, mein Fräulein! Die Verletzung ist nicht erheblich,“ erwiderte ihr Tauels, und winkte mit seinem Strohhute hinauf. Dann schafften er und Gehring die halb bewußtlose Leonie vollends den bewaldeten Abhang hinauf nach dem Pfade und setzten sie neben der Schwester auf einen Steinblock nieder. Während Tauels sich angelegen seyn ließ, Emma zu beruhigen, hatte Gehring sich Leonieus bereiterst angenommen, ihr das Blut von der Stirn gewischt und die Wunde untersucht, die nicht erheblich war. „Kommen Sie, mein Fräulein! stützen Sie sich auf meinen Arm,“ sagte er zu ihr; „einige Hundert Schritte von hier quillt ein frisches klares Wasser aus dem Felsen und sammelt sich in einem kleinen Becken; dorthin folgen Sie mir, um Ihre Wunde auszuwaschen und zu verbinden. Ein frischer Trunk auf den Schreck wird Ihnen wohlthun!“ — Leonie nickte lächelnd; sie war noch allzu sehr erschüttert um reden und ihrem Retter danken zu können, aber ihr Auge sprach genugsam aus, was ihr Herz bewegte.

Digitized by Google

„Böser leichtsinniger Wildfang, wie Du mich erschreckt hast!“ rief nun Emma, von deren Wangen alle Farbe des Lebens gewichen war, und umarmte ihre Schwester inbrünstig. „Mir stockte das Herz im Busen, als ich Dich stürzen sah. Du bist doch nicht erheblich verletzt, Kind?“

„Vergib, liebe Emma, es war recht thöricht von mir!“ sagte Leonie und lächelte unter Thränen; „es hat offenbar Dir mehr geschadet als mir! Wie Du blaß bist und zitterst, mein Herzchen! Ach vergib, vergib!“ und sie lehnte das schmerzende Haupt weinend an die Schulter der Schwester.

„Laß es gut seyn und uns dem Himmel danken, daß es so ablief!“ erwiderte Emma tief bewegt. „Wie hätte ich vor Mama hintreten können, wenn Dir ein Unglück geschehen wäre!“

„Ach ja, die gute Mutter!“ flüsterte Leonie; „es war recht thöricht und böse von mir.“

Lottchen stand beschämt und verlegen dabei und gab ihr Mitgefühl nur durch stumme beeiferte Versuche zu erkennen, der Verwundeten ihre Schmerzen zu erleichtern und einige Behaglichkeit zu verschaffen, indem sie ihr einen Sitz von ihrem Plaid machte und ihr den Angstschweiß vom Gesichte trocknete. Sie schien es sich zum Vorwurf zu machen, daß sie durch den unbesonnenen Wettlauf nach den Orchideen jenen Unfall veranlaßt hatte.

„Lassen Sie uns aufbrechen, meine Herren!“ sagte Leonie, welcher die Situation etwas peinlich zu werden begann, und erhob sich vom Boden; aber kaum trat sie auf den rechten Fuß, so entfuhr ihr unwillkürlich ein Schmerzschrei, welcher Emma auf's neue erschreckte. Sie that zwar einige Schritte vorwärts und verbiß ihren Schmerz, dann aber wankte sie und sank an einen Baumstamm. „Ich kann nicht weiter — mein Knöchel!“ flüsterte sie schmerzlich; „ich kann nicht auf dem Fuße stehen.“

„Unglückliche, Du hast den Fuß gebrochen! Barmherziger Himmel, welch ein Unglück!“ stammelte Emma und schlug im aufrichtigsten Schmerz ihre Arme um sie.

„Ich möchte bezweifeln, daß es ein Beinbruch ist, Fräulein Hesster,“ sagte Gehring; „sonst hätten Sie nicht mehr aufstehen können! Wohl aber nur eine Luxation oder Verstauchung. Gestatten Sie mir, daß ich es untersuche!“ — Leonie sperrte sich lange aus jungfräulichem Schamgefühle, aber der Assessor hatte eine solch ruhige entschiedene und unaufdringliche Weise, daß sie ihm nicht widerstehen konnte. „Bah, Sie müssen nicht prüde seyn, mein Fräulein,“ sagte er; „in solchen Fällen ist jede Minute kostbar, ehe eine Geschwulst eintritt, welche die Untersuchung erschwert und schmerzhaft macht. Kommen Sie, zeigen Sie mir den kranken Fuß!“

„Ob thu' es, Herzchen! schon um mich zu beruhigen,“ bat Emma voll Seelenangst.

Leonie war am Stamme des Baums niedergesunken und hatte sich auf dessen Wurzel gesetzt; erglühend, verschämt streckte sie den niedlichen schmalen Fuß unter dem Kleide hervor, und der Assessor nahm ihn so schonend und züchtig in die Hand und untersuchte den reizenden Knöchel und die Ferse so zart und kaltblütig, daß ihre Scheu wich und sie sich in das Unvermeidliche ergab.

„Es ist nichts gebrochen, sondern nur eine Verrenkung oder Luxation,“ sagte er; „aber auf keinen Fall dürfen Sie den Fuß anstrengen. Lassen Sie mich Sie zu der Quelle tragen und feuchte Umschläge um den Knöchel legen, damit wir der Geschwulst vorbeugen! Kommen Sie, mein Fräulein, ich werde Sie tragen!“ Und mit starkem Arm ergriff er sie und trug sie den Pfad hinan und die Anderen folgten. Als er um den Felsenvorsprung bog, ward der Pfad ganz schmal und führte ohne Balustrade hart am Rande der jäh abfallenden Felswand hin. Der Pfad war glatt und schlüpfrig, und Gehring fühlte, wie Fräulein Leonie beim Anblick des Absturzes sich abwandte und zusammenschauderte. „Legen Sie Ihre Arme fest um meinen Hals, Fräulein!“ flüsterte er leuchtend; „halten Sie sich ganz fest an und schließen Sie die Augen, — wir müssen noch den schmalen Steg passiren, wo ich gute Balance halten muß!“

Emma bebte vor Bangen, als sie den Assessor mit seiner Last die beiden parallelen rohen Baumstämme betreten sah, welche über die enge Schlucht oder Felsenspalte hinüber führten, durch deren liefes Gerinne der Wildbach von den oberen Regionen des Hochbühls herunter donnerte und oft Rollsteine oder Baumstämme mit sich fortriß; aber Gehring war ein gewandter schwindelfreier Bergsteiger, und ehe noch Tauels die zitternde Emma hinübergebracht, hatte der Assessor die Quelle drüben erreicht und seine süße Bürde auf der rohen Steinbank niedergesetzt, ihr aus seinem ledernen Jagdbecher frisches Wasser gereicht und die Stirnwunde ausgewaschen und verbunden, und überließ es nun Lottchen und Emma, nasse Umschläge aus ihren Taschentüchern um den verstauchten Knöchel zu machen, und dadurch, wie Leonie versicherte, die Schmerzen etwas zu lindern.

„Aber was ist zu machen?“ fragte Emma nach einiger Zeit unruhig; „Mama wird um uns in Sorgen seyn, wenn wir so lange ausbleiben, und Du kannst auf keinen Fall hier bleiben, bis Dein Fuß wieder gut ist, Schwester, noch auch den Weg bis zur Platte des Hochbühls zu Fuße zurücklegen!“

„Seyn Sie ohne Sorgen, mein Fräulein,“ entgegnete Gehring mit seiner besonnenen Ruhe, welcher man sich unwillkürlich fügte; „wenn Sie mir einen Botschlag erlauben wollen, so soll für Alles bestens gesorgt werden. Ich möchte mir den unmaßgeblichen Rath erlauben, daß Fräulein Charlotte und ich hier bei Fräulein Hesster bleiben und ihr Gesellschaft leisten, während Sie mit Herrn Tauels der Gesellschaft folgen und Ihre Frau Mutter beruhigen. Westlich von der Platte des Hochbühl in dem kleinen Hechthälchen ist eine Alm, wo ein Holzknecht wohnt; den sucht Herr Tauels auf, läßt sich von ihm eine Art Sänfte machen aus einigen rohen Föhrenstangen und kommt mit dem Manne hieher, und wir helfen diesem dann abwechselnd das Fräulein auf der Sänfte nach Moosbrunn hinunterzutragen, wo sich schon eine fuhrgelegenheit nach Buchenberg finden wird, um Fräulein Leonie dorthin zu bringen, bis die Gesellschaft vom Hochbühl hinunter kommt. Die Versicherungen des Herrn Tauels werden Frau Hesster sicher beruhigen oder ihr wenigstens glaubhaft machen, daß dem Fräulein keine ernste Gefahr drohe, und alles Andere wird sich vollends auf das beste ordnen lassen. Wie gefällt Ihnen mein Vorschlag, meine Damen?“

„Er ist so gut, daß ich nichts einzuwenden weiß,“ sagte Leonie; „Sie sind so gütig und fürsorglich gegen mich, Herr Assessor, daß ich gar nicht weiß, wie ich Ihnen danken soll!“

„Bitte, denken Sie vorerst mehr an Ihren armen Fuß als an Dank, mein Fräulein!“ erwiderte er lächelnd; „Sie machen zu viel Aufhebens von einer einfachen Christen- und Nächstenpflicht. Und was sagen Sie zu meinem Vorschlag, Fräulein Hesster?“ wandte er sich an Emma; „hat er Ihren Beifall?“

„Ob gewiß — ausgenommen, daß ich lieber hier bei Leonien zurückbliebe,“ versetzte sie. „Es dünkt mich so liebloß, das arme Kind in seinen Schmerzen allein zu lassen.“

„Allein wohl eigentlich nicht, sondern unter der Pflege von Fräulein Charlotte Schäffer und unter meinem Schutze,“ sagte Gehring. „Aber wie wünschenswerth auch Ihre Gesellschaft für Ihr Fräulein Schwester und mich wäre, Fräulein, so werden Sie mir doch zugeben, daß Ihre Frau Mutter durch das Ausbleiben ihrer beiden Töchter unendlich mehr erschreckt werden, daß sie eine ernste

Digitized by Google

Gefahr bei dem Fräulein argwöhnen würde, wenn auch Sie ausblieben, und Frau Hefftter die Kunde von dem Unfall nur durch Herrn Daueis oder gar durch mich erfahren würde?"

„Sie haben recht — ich füge mich bescheiden," sagte Emma,, umarmte Leonie nochmals herzlich, und schickte sich dann mit einiger Besangenheit an, Herrn Daneis auf dem steilen Pfade nach dem Plateau des Hochbühls zu begleiten. Anfangs schwiegen beide; Daueis bequemte seinen Schritt demjenigen von Emma an, und sie kamen nur langsam vorwärts. Da Emma, von allerlei bewogenen Empfindungen bestürmt, bänglich schwieg, so deutete sich Daueis dieß als Sorge um Leonien und versuchte Emma durch freundlichen Trost über die Folgen des Unfalls zu beruhigen.

„Oh, ich bin nicht mehr bange um die Schwester," entgegnete Emma mit wehmüthigem Lächeln; „ich sehe wohl ein, daß sie in guten Händen und außer Gefahr ist. Ich danke nur dem Himmel, daß er Sie beide uns so gelegen zu Hülfe geschickt hat, denn mir graut vor dem Gedanken, mir auszumalen, was aus uns thörichten Mädchen und namentlich aus meiner armen Leonie geworden wäre, wenn Sie unser sich nicht erbarmt hätten ... Es war eine rechte Fügung der Vorsehung, daß gerade Sie beide in unserer Nähe waren."

„Es war ein höchst zufälliges Zusammentreffen, mein Fräulein," entgegnete Daueis sartsinnig; „ein Zusammentreffen, bei welchem wir mehr gewannen als Sie. Wir sind schon gestern Abend von Hagenbach ausmarschirt, haben bei dem Holzknecht auf der Schüttalm übernachtet und den Sonnenaufgang auf der Platte des Hochbühl genossen, dann gefrühstückt und auf dem Tannmeer botanisirt, und waren eben im Herabsteigen von dort begriffen, als wir einem Theil der Kasino-Gesellschaft ganz unerwartet auf diesem Pfade begegneten. Nichts lag uns aber ferner als der Gedanke, daß wir hier noch ein Abenteuer bestehen sollten, das einen solch tragischen Ausgang nehmen konnte. Aber Sie sind angegriffen, mein Fräulein, und der Weg ist rauh; erlauben Sie mir, Ihnen meinen Arm anzubieten!"

Zögernd nahm Emma dieß Erbieten an und war anfangs aufgeregt und befangen; aber allmählig gewann sie ihre Fassung und ihr Vertrauen wieder, und stieg leichter an seinem Arme. Doch wollte kein rechtes Gespräch in Gang kommen, und wo der Weg ein ruhigeres Plaudern erlaubte, trug Daueis se ziemlich allein die Kosten der Unterhaltung.

Endlich nach mehr als einer Stunde hatten Beide die Gesellschaft auf dem Hochbühl eingeholt und der Frau Hefftter die nöthige Mittheilung schonend genug gemacht, um sie nicht allzu sehr zu erschrecken. Sie wollte anfangs Herrn Daueis begleiten oder zu Leonien umkehren, aber der Amtmann widerrieth es als unthun und drang mit dem Vorschlage durch, Frau Hefftter solle lieber mit dem Vortrab der Gesellschaft nach einiger Rast nach Buchenberg hinuntersteigen und ihren Wagen den Töchtern entgegenschicken, während Emma mit Herrn Daueis und dem Holzknechte nach der Quelle zurückkehre. Frau Hefftter sah das Vernünftige dieses Planes ein, und nach kurzer Rast begleitete Emma Herrn Daueis hinunter auf die Schüttalm, wo der Holzknecht sich gegen Geld und gute Worte gern bereit finden ließ, dem verunglückten Fräulein seine Hülfe angedeihen zu lassen, und nach Anfertigung eines ziemlich rohen Tragsessels sich mit einem der Hirten aufmachte, dem Paare nach der Quelle beim Fuchstobel zu folgen.

Was in der Zwischenzeit zwischen den beiden Paaren vorgegangen, darüber wollen wir nichts berichten, denn es wird im weitern Verlaufe unserer Erzählung zu Tage treten; aber es ist Thatsache, daß Emma und Daueis die an der Quelle beim Tobel zurückgelassenen in ziemlich heiterer Stimmung antrafen. Leonie befand sich anscheinend ziemlich wohl und ertrug die Vereitelung ihrer Parthie auf den Hochbühl wie ihre Schmerzen mit Resignation. Die Lebensmittel in dem Körbchen, welche Mama Hefftter versorglich Emma mitgegeben hatte, als diese mit Daueis umkehrte, waren sogar unnöthig und kamen dem Holzknecht und dem Hirten zu gut, denn der Assessor hatte den in seiner blechernen Botanisirbüchse mitgeführten Proviant bereits mit den beiden jungen Damen getheilt, und schien diese in jeder Hinsicht so gut unterhalten zu haben, daß sie die Trennung von der Gesellschaft leicht verschmerzten. Leonie lächelte bereits wieder, und als der Assessor sie abermals über den Steg und bis zu der gesahrloseren Stelle des Pfades getragen hatte, ging das Hinabsteigen nach Moosbrunn ziemlich vergnügt und glücklich von Statten, und man erreichte noch bei guter Zeit am Nachmittag Buchenberg, wo Frau Hefftter ihr Kind mit innigem Dank aus Gehrings Händen in Empfang nahm.

„Wie soll ich Ihnen danken, Herr Assessor, für all die Liebe, die Sie meinem Kinde erwiesen haben?" sagte sie und reichte ihm mit feuchten Augen die Hand. „Sie haben mich tief beschämt nach all dem, was in vergangenen Jahren ..."

„Bitte, beschämen Sie jetzt mich nicht, liebe Pathe," fiel ihr Gehring in's Wort. „Danken Sie mir dadurch, daß Sie das Vergangene vergangen seyn lassen, daß Sie mich wieder ducen wie in alten Zeiten, wo ich noch Ihr muthwilliger ‚kleiner Schlingel', Ihr verhätschelter Pathchen war. Hab' ich Ihnen je entgelten lassen, was die Klatschsucht und Liebedienerei in frühern Zeiten an Mißtrauen und Zwietracht zwischen Ihrer Familie und der meinigen auszusäen versuchte? Hab' ich mich jemals Ihrer Achtung verlustig gemacht?"

„Nein wahrlich, lieber Adolph, das haben Sie nicht," sagte Frau Hefftter; „Du warst immer ein braver gerader Junge!"

„So ist es recht, Frau Pathe, und so wollen wir es ferner halten: die alte Freundschaft soll wieder aufleben, nicht wahr? Topp!" Sie bot ihm die Hand, die er ehrerbietig küßte. „Vergessen Sie nicht, liebe Pathe, daß Gustav und ich ja Freunde sind."

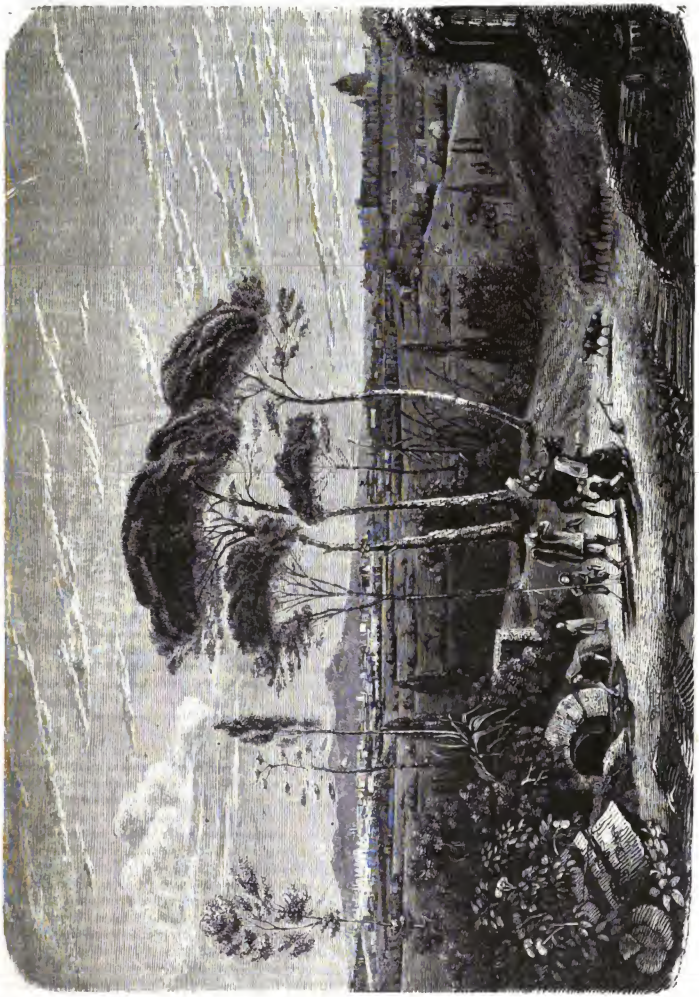
„Ich will meinen Dank aufsparen, lieber Adolph; ich hoffe Dich bald wieder bei uns zu sehen, und zwar recht oft, nicht wahr?"

„Gewiß, ich komme — muß ja nach meinem kleinen Schützling Leonie sehen und mich nach deren Befinden erkundigen. Aber was wird Papa Hefftter dazu sagen?"

„Er liebt sein Kind auch und kann Dir seine Achtung nicht versagen, lieber Adolph," entgegnete Leonieus Mutter. „Und dann wenn je sein Willkomm kein ganz offener seyn sollte, so überzeugt, daß wir uns desto emsiger bemühen werden, an aufrichtiger Herzlichkeit zu ersetzen, was Hefftter vermissen lassen sollte. Also auf baldiges Wiedersehen!"

Man trennte sich in der besten Stimmung. Der Phaëton des Fabrikherrn rollte die Steaße entlang, und die Mutter und die beiden Töchter winkten noch von Weitem mit den Tüchern den beiden Freunden zu, welche den nähern Weg über die Berge einschlugen und am steilen Hügelhang nach dem Walde hinaufkletterten, welcher sie bald den Blicken der Davonrollenden entzog. Es war ein so wunderweller Abend, als man ihn nur wünschen konnte. Heller froher Vogelgesang im Gezweige, leises Flüstern des Windes in dem frischen jungen Laub, Blumenduft, murmelnde Bergwasser, glorreiche Aussichten von jeder Höhe, durch jede Waldlichtung. Drunten die grünen Wiesenthäler mit den schwarzen Föhrengruppen, den grauen Zäunen, den angewachsenen Mulden, den grauen Rollsteinen und Findlingsblöcken, den hintosenden Bächen und dem breiten Flusse mit den weißglänzenden weiten Kiesgeschieben! Waren es die stets wechselnden lebendigen Eindrücke dieser Scenen oder die Nachwir-

Digitized by Google



Vom. (Text liegt auf S. 159.)

Digitized by Google

lungen des bestandenen kleinen Reise-Abenteuers, was die beiden Geschrten so schweigsam und gedankenvoll stimmte? Wir wissen es nicht. Erst als im Abendlicht das Städtchen aus seinem Thalkessel von ferne weiß herüberblinkte und die Fenster von Herrn Hefflers Landhause auf dem Hügel wie ein rothes Gold in der Abendsonne glühten, blieb Gehring einmal unwillkürlich stehen und sagte: „Was meinen Sie, Daucls, sind die beiden Mädchen nicht allerliebst? Gäbe es zwei Wesen, denen man mit größerm Vertrauen die Gestaltung seines künftigen Glückes in die Hände legen dürfte?"

„Aha, Sie hegen denselben Gedanken, wie ich, Assessor?" rief Daucls lächelnd; „just dasselbe wollt' ich Sie eben fragen. So leben wir also hundert Jahre länger, weil uns Beiden dieselben Worte durch den Sinn gingen! — Ja, es sind ein paar kapitale Mädchen, jedenfalls zu gut für Spahlenberg und Consorten!"

„Spahlenberg?" rief Gehring lebhaft und warf den Mund geringschätzig auf; „sollte er den Gedanken hegen, sich eine dieser beiden Blumen an die Brust zu stecken?"

„Hm, wer weiß es? Ich müßte mich irren, wenn er nicht ein Auge auf Fräulein Leonie hätte."

„Bah, dieser Roue und jenes frische jungfräuliche reine Kind? Unmöglich! und doch, gerade die Extreme berühren, die diametralen Pole suchen sich; aber es soll ihm fürwahr nicht gelingen, Daucls — weder bei der einen noch bei der andern! Ich sehe wie die Sachen stehen: Sie aspiriren auf Emma; lassen Sie mir Leonien, und helfen wir einander als ehrliche treue Freunde, als Brüder!"

„Als treue Brüder, als wackere Freunde in Freud und Leid!" rief Daucls mit blitzendem Auge, fiel dem Assessor um den Hals und küßte ihn herzlich, „Es ist ausgesprochen, was ich längst im Stillen herzlich gewünscht, und wir gehen vereint unserm Ziel entgegen!"

„Offen und ehrlich und aller Welt zum Trotz! warum sollen ein paar ehrlicher Jungen wie wir sich nicht für würdig erachten, zwei solche Mädchen glücklich zu machen? Warum sollte uns zu gut sein, wonach ein Mann wie Spahlenberg trachtet? Er soll sie nicht haben!" Und mit einer Regung vom aufrichtigsten Frohmuth schwang er den knotigen Wanderstab und sang mit schmetternder Stimme: „Sie sollen ihn nicht haben, den Schwindler Spahlenberg, und wetzten auch die Raben herab den höchsten Berg!" Fröhlich fiel Daucls in den Refrain mit ein, und rüstigen Schrittes zogen sie den Weg entlang nach Hagenbach hin. —

Schon waren sie der frohen Aussicht ganz nahe, und bemerkten auf der Veranda hr derselben die bunten Kleider der weiblichen Sonntagsgäste, da rief eine schnarrende Stimme über die Hecke aus einer Buchenlaube: „He, Assesserchen, Adolphchen! trinkst Du kein Stehseidel? Bist Du pressirt?" Und unter der Fensteröffnung der Buchenlaube erschien das blasse faltige Gesicht eines alten Männchens mit einer Brille.

„Hoho, Papa Beutlinger, Ihr hier?" rief Gehring fröhlich; „send Ihr wieder ganz auf dem Damm? wieder vollständig hergestellt? Wohl Euer erster Ausflug, alter Freund? — Na, wir kommen, wir kommen!"

„Mein Vorfahr?" flüsterte Daucls überrascht; „soll ich ihm so unvorbereitet begegnen?"

„Gewiß, wir überrumpeln ihn mit Deiner Einführung, Bruderherz; das führt vielleicht besser zum Ziel, als eine gemächliche Vorbereitung, denn einmal müßt ihr euch doch kennen lernen. Komm' nur!" sagte Gehring.

Sie traten in den Garten und trafen in der Laube den alten Herrn mit seiner Hauswirthin, Frau Hamprecht. „He, Vater Beutlinger, Alterchen! ich bringe Ihnen da einen Freund von Gustav Hefftcr; ist es Ihnen angenehm, denselben zu empfangen?"

„Von Gustav? Nun, da soll er mir willkommen seyn! Na, was macht der Junge? Hoffentlich doch wohl in dem feuchten ungesunden Holland? Und der Herr ist Kaufmann, he?" rief Beutlinger, immer von Neuem fragend, ohne eine Antwort zu erwarten. „Und Gustav hat ein eigenes Geschäft, hör' ich, große Agenturen, wie? Muß ihm aber viel Geschäfte machen, nicht wahr? Na, trägt denn so 'was auch die Spesen ein? Mache mir gar keinen rechten Begriff von so etwas!"

Daucls erzählte ihm von Gustavs Leben und Treiben, und bestellte dessen Grüße; er entwarf ihm eine solch lebhafte Schilderung des großartigen Treibens in Holland, in jenen Städten des Welthandels, daß der alte Herr ganz Ange und Ohr war, und Daucls mit zahllosen Fragen bestürmte, welche dieser mit geduldiger Umständlichkeit beantwortete. Inzwischen berichtete Frau Hamprecht dem Assessor, welcher mit großem Gleichmuth sein Abendbrod verzehrte, ebenso umständlich die Geschichte von Herrn Beutlingers Krankheit, und verabschiedete sich dann, weil sie nach Hause gehen müsse, von der Gesellschaft, sehr geschmeichelt von der Ehre die ihr zu Theil geworden war, mit dem Herrn Assessor an Einem Tisch gesessen zu haben.

„Kommen Sie bald nach, Hausherr!" rief sie Beutlinger noch im Weggehen zu; „daß Sie mir ja nicht zu lange in der Abendkühle sitzen bleiben, Männchen! hören Sie? Das thut Ihren Nerven nicht gut. Sie müssen sich schonen. Herr Assessor, ich mache Sie dafür verantwortlich, daß mir Beutlinger nicht zu lange ausbleibt, sonst wird er mir rückfällig. Nicht wahr, Sie bringen ihn bald nach Hause?"

„Gewiß, Madame, verlassen Sie sich darauf; wir wollen den Papa hüten, wie unsern Augapfel," sagte Gehring lachend.

Allein ehe Frau Hamprecht noch den Garten verließ, kehrte sie wieder zurück, nahm ein seidenes Tuch aus der Tasche, und knüpfte es ohne viele Umstände dem Alten um den Hals, mit hieß ihn dasselbe ja nicht ablegen, damit er sich nicht erkälte. Und der alte Herr gehorchte ohne zu murren, folglamer als mancher Schulknabe. Die alte Hamprechten hatte sicherlich im Lauf der Jahre ihn unter den Pantoffel gebracht, wie weiland ihren Seligen.

„So! nun sind wir allein, nun plaudert es sich besser!" sagte Gehring näher rückend. „Jetzt wollen wir ein Fläschchen guten alten Wein trinken, Papachen, und uns 'mal nach Herzenslust ausplaudern. Emil, wolltest Du nicht Dein Abendbrod bestellen und zugleich eine Flasche alten Mörsburger oder Schaffhauser?"

„Mit Vergnügen," versetzte dieser und ging nach dem Hause hinauf.

„Adolphchen, Assesserchen, das ist ja ein geriebener Junge das, der fremde Herr . . ."

„Emil? ei natürlich!" sagte Gehring; „wär' er nicht tüchtig an Kopf und Herz, so wär' er nicht Gustavs vertrautester Freund und von ihm eigens hergeschickt, um in Hefftcrs Geschäft zum Rechten zu sehen und dem alten Hefftcr in die Karten blicken!"

„Wie? das soll er?" rief Beutlinger.

„Ei natürlich! Gustav empfahl ihn mir, und bat mich dringend, ihm in jeglicher Weise Vorschub zu leisten, denn Emil Daucls sey sein geheimer Agent!"

„Daucls, der neue Kassier Hefftcrs, — mein Nachfolger?" rief Beutlinger und schnellte erschrocken und entrüstet von der Bank empor. „Und Du, Adolph, Du konntest es wagen, ihn mir so ohne Weiteres vorzuführen? Mich dem Burschen gegenüber zu setzen, der mich verdrängt hat? Ich gehe . . ."

„Nichts da, Papachen! Ihr bleibt," versetzte der Assessor ruhig und bestimmt. „Ihr seyd entweder falsch berichtet oder vorurtheilsvoll gegen Daucls, der Euch von Gustav ebenso dringend empfoh-

Digitized by Google

len ist, als mir. Ich habe Euch von jeher als die ehrlichste Seele unter der Sonne kennen gelernt, aller Herr, und habe in Euch, meinem Vormund, einen Ehrenmann vom reinsten Wasser gefunden — streng und fest gegen sich selbst, gerecht und mild gegen Andere; Ihr werdet nicht diese meine Ueberzeugung von Euch erschüttern wollen, Papachen!"

„Aber Du kannst doch nicht verlangen, Adolph, daß ich mit dem Manne länger an Einem Tische sitze, der mich verdrängt hat?" rief Beutlinger aufgeregt.

„Diese Anklage ist ungerecht, das Real nicht zu beweisen," erwiderte Gehring gelassen. „Ich gebe Ihnen mein Wort, mein lieber alter Freund, daß Sie hierin falsch berichtet sind und Daueles Unrecht thun. Als er hieher kam, wußt' er noch nicht einmal, daß Sie Hefster gekündigt hatten. Er sollte Sie aufsuchen und mit Ihnen sich in's Einvernehmen setzen, um das Wahre über den Status von Gustavs Vater zu erfahren. Da hört er hier auf der 'frohen Aussicht', Sie hätten sich mit Hefster entzweit, lägen gefährlich krank und könnten Ihre Stelle nicht wieder antreten. Es kommt ihm also die Idee, sich selber um Ihre Stelle zu bewerben, und er führt sich bei Spahlenberg ein, um sich von diesem bei Hefster empfehlen zu lassen."

„Spahlenberg?" rief der Alte; „Herr Daueles ist also ein Freund von Spahlenberg und von Gustav? wie reimt das zusammen?"

„Er ist so wenig ein Freund des Korsettenfabrikanten als wir beide, aber er hat ein Geschäft mit Spahlenberg abzumachen und hält diesen in der Hand durch die Wissenschaft um gewisse Dinge aus Spahlenbergs Leben, welche das Licht zu meiden scheinen. Kurzum, er reussirt und kann nun mit eigenen Augen ermitteln, was er sollte und wollte, und kann Gustav, der um das Wohl und Weh seiner Mutter und Schwestern gewissenhaft besorgt ist, reinen Wein einschenken. Und sagt nun selbst, mein liebes Papachen, ist es nicht besser, es sitzt an Eurem Pulte in Hefsters Comptoir ein vertrauter zuverlässiger Freund Gustavs, als eine Kreatur Spahlenbergs?"

„Hm, ja, — von diesem Gesichtspunkte aus hast Du wohl Recht, Adolph," entgegnete der Alte nachdenklich und aufgeregt. „Aber die Sache kommt mir so unerwartet und überraschend, daß ich mich noch nicht recht zu fassen weiß ... Aber wenn das Alles sich wirklich so verhält, Assessorchen, wie konntet ihr mich so lange im Ungewissen darüber lassen? Hätt' ich nicht verdient, in das Geheimniß eingeweiht zu werden, der ich doch gewiß mit Gustav und seiner Mutter und den beiden Mädchen es redlich meine?"

„Doch, doch, Papachen! aber bedenkt doch: Ihr waret krank und reizbar, und wenn Daueles Euch so ohne Weiteres unvermittelt überfallen hätte, wäret Ihr vielleicht trotz aller Zuschriften Gustavs herb und bitter gegen Daueles gewesen und hättet es ihm unmöglich gemacht, zu Euch in jene freundschaftlichen Beziehungen zu treten, welche er und Gustav so sehr herbeiwünschten?"

„Oho, bin ich denn ein solcher Eisenfresser, eine solche Kratzbürste, Adolph?"

„Nein, Papa! Ihr seyd sonst ein herzensguter alter Junge, aber ein Bischen polternd und bitzig," versetzte Gehring ruhig. „Wenn es Euch nun eingefallen wäre, in der ersten Aufwallung dem Daueles in Eurer Stube eine Scene zu machen, so würden Frau Hamprecht und die anderen Fran Basen im Hause, die ihr Ohr immer an allen Thüren haben, bald hinter unser Geheimniß gekommen seyn, und dann wäre die Sache verplaudert worden und Daueles am längsten auf seinem Posten gewesen, denn der alte Hefster würde ihn mit Schimpf und Schande entlassen haben, hätte er erfahren, daß er ein Agent Gustavs sey. Wollen Sie mir das zugeben, lieber Beutlinger?"

„Na, mit Euch Juristen ist nicht zu rechten; aber den Brief Gustavs konnte mir Daueles doch zusenden, ohne sich etwas zu vergeben, nicht wahr?"

„Mit nichten, Papachen! das bestreit ich ihm. Ihr müßtet Euch beide erst sehen und nicht unvermittelt auf einander prallen. Dieser Augenblick ist noch immer früh genug, daß Daueles Ihnen Gustavs Brief einhändigt. He, Emil," wandte er sich an den eben Hereintretenden, „überreiche Herrn Beutlinger Dein Attrebilin!"

„Also hat mein Incognito für Sie schon aufgehört und Sie begegnen mir ohne Groll, wie ich es gehofft?" fragte Daueles und reichte seinem Vorfahr die Hand und den Brief von Gustav Hefster.

Dem alten treuen Diener des Hefster'schen Hauses standen Thränen in den Augen, als er die Zeilen seines Zöglings las, und mit einer stummen Geberde reichte er Gehring und Daueles die Hand. „Gustav ist ein wackerer guter Sohn," sagte er; „leider sind seine Ahnungen wegen des Geschäfts nur allzu gegründet, und ich selber habe die Schwierigkeiten noch vermehrt. Etliche Tage früher im Besitz dieses Briefes, und ich hätte anders gehandelt."

„Wie? Sie haben doch Herrn Hefster nicht etwa verklagt, Herr Beutlinger?" rief Daueles erschrocken.

„Nein, so weit kam es nicht, aber eine Falle hab' ich ihm gestellt — ihm und Spahlenberg, den ich hasse wie die Sünde, dem ich den Hals brechen und die Maske abziehen will! — Na, leider ist die Sache nicht mehr zu ändern; aber es fragt sich, ob ihr mich nun in eurem Bunde noch als den Dritten gebrauchen könnt?"

„Laßt hören, Papa, was Ihr gethan habt!" drängte Gehring.

„Ich habe mir für meine Forderung von Hefster Wechsel auf Spahlenberg geben lassen, welche dieser acceptirt hat," sagte Beutlinger aufgeregt. „Es war vielleicht abscheulich von mir, daß ich von Hefster ein solches Auskunftsmittel: Gefälligkeits-Accepte eines Dritten, annahm, wovor ich ihn von je her gewarnt hatte; allein ich gestehe, ich hatte eine teuflische Freude, ihn schon so weit auf der schlüpfrigen Bahn bergab zu sehen."

„Und was haben Sie mit diesen Wechseln gemacht, Herr Beutlinger?" fragte Daueles unruhig.

„Ich schickte sie an die Bank in die Residenz zum Discontiren und ließ mir für die Hälfte des Betrags Staatspapiere geben."

„Und Sie glauben wirklich, daß Spahlenberg im Stande seyn wird, diese Papiere einzulösen?" rief Daueles.

„Wenn es ihm gelingt, die Gegenwechsel zu verkaufen, die ihm Hefster ohne Zweifel gegeben hat, ja! Aber die hohen Kosten eines solchen Auskunftsmittels müssen Beiden in Kürze den Hals brechen!"

„Ah, Papa Beutlinger, das war nicht schön von Ihnen," erwiderte Gehring kopfschüttelnd und mißbilligend. „Dieß war eine Rache, die Ihrer unwürdig ist."

„Ich gebe das zu, Assessor, aber Zorn ist ein schlechter Rathgeber, und zudem, was kannt' ich anders thun, nachdem mir Hefster mein Verlangen nicht erfüllt hat, mir für mein Kapital eine hypothekarische Verschreibung zu geben?"

„Bah, Ihr hättet sie nicht verlangen sollen, Papa Beutlinger! Ihr wußtet ohne Zweifel, daß er sie nicht mehr geben konnte, daß alle seine Liegenschaften mit Hypotheken belastet waren. Aber es kitzelte Euren Stolz, den Hochmuth des Mannes etwas herunterzustimmen, und so gab ein Wort das andere, bis der Bruch unheilbar war!"

„So kam es in der That, aber was ist nun zu machen?" fragte der alte Buchhalter, in dessen ehrlichem Gemüthe nun eine plötzliche Reue aufquoll und das Bewußtseyn, daß diese seine momentane Verbitterung durch Empfindlichkeit und Haß den Angehörigen des

Digitized by Google

Mannes, der ihn beleidigt hatte, eine furchtbare Verlegenheit bereiten könne. „Ich weiß in der That nichts mehr daran zu ändern.“

„Der Würfel liegt, die Kugel ist im Rollen,“ sagte Daniels. „Hier ist nichts anderes mehr zu thun, als abzuwarten, was mit den Wechseln bei Verfall geschehen wird, und dann die schlimmsten Folgen mit vereinten Kräften abzuwenden, wozu uns vor Allem Ihre Unterstützung nöthig ist, mein lieber Herr Beuttinger.“

„Ja, ja, Papa! nun lassen wir Sie nicht mehr los! wir wollen treulich zusammenhalten und Gustav behülflich seyn, die Schäfflung seines Vaters zu erhalten und den verdienstvollen Manne die Zügel aus der Hand zu winden, wenn er sein Fuhrwerk zu toll dem Abgrunde entgegentreibt,“ sagte der Assessor. „Hiezu aber sind Sie uns unentbehrlich, Papa Beuttinger!“

„Hm, ihr könnt auf mich rechnen, obschon ich nicht begreife, Adolph, was für ein Interesse Du an den Verhältnissen Hefftens haben kannst.“

„Bin ich nicht ein F r e u n d von Gustav und von ihm selber aufgefordert?“ fragte Gehring; „und dann, wer sollte nicht das innigste Interesse an den drei Frauenzimmern nehmen, welche arglos in den Ruin jenes Mannes hineingezogen werden?“

„Aha?“ sagte Beuttinger pfiffig lächelnd; „aha, die beiden Mädels! Na, wenn ich sie irgend Einem gönne, so bist Du es Adolph.“ —

Als die drei Männer nach Hause gingen, war der Bund geschlossen. Auf jedem lastete es wie eine Ahnung, daß über den Häuptern der Hefftersschen Familie eine finstre Gewitterwolke stand, die jeden Augenblick ihre zerschmetternden Blitze entladen konnte.

10.

„Louise, meine Liebe, ich habe mit Dir zu reden,“ sagte Herr Hefftet am Abend nach der Heimkehr aus der Residenz, als die beiden Töchter mit einander im Salon eine Sonate wechselhändig spielten. „Ich würde Dir danken, wenn Du mir auf einen Augenblick in mein Zimmer oder in den Garten folgen wolltest!“

Frau Hefftet blickte erstaunt von ihrer Näharbeit auf und sah ihren Gatten fragend an. „Das klingt ja sehr feierlich, Mannel,“ sprach sie; „ist es denn ein solches Geheimniß, daß Du es mir nicht hier sagen kannst?“

„Nein, Liebe, ich wünsche bei dem, was ich Dir zu sagen habe, weder überrascht zu werden noch durch lebhafte Erörterungen die Mädchen herbeizurufen,“ sagte Hefftet aufstehend und forderte hiedurch gleichsam seine Gattin zur Entschreidung auf.

„Wohlan, so gehen wir lieber in den Garten,“ entgegnete Frau Hefftet. Ihr Gatte reichte ihr den Arm — von seiner Seite eine seltene Vertraulichkeit, die aber in diesem Moment die Frau nur etwas mißtrauisch machte, denn ihr war nicht entgangen, daß Hefftet in einer gewissen unruhigen Aufregung war. Schweigend gingen sie eine Weile neben einander her. Der Vollmond warf sein silbernes Licht auf die Bäume und Gebüsche des Gartens, die Rosen dufteten lieblich durch die laue Abendluft, in einem fernen Theil des Lustgehölzes pfiffen noch Drosseln. Die ganze Stimmung in der Natur gemahnte Frau Louisen an einen gewissen Abend vor langen Jahren, wo sie neben dem Manne an ihrer Seite ebenso durch den bescheidenen Hausgarten ihres Vaters gewandelt war und ahnungsvoll dem Geständniß entgegengesehen hatte, das ihr Herz und ihre Hand diesem Manne zu eigen machte für Lebenszeit. Flüchtige Bilder wogten ihr chaotisch durch den Sinn, verbanden durch eine phantasmagorische Kette von Erinnerungen und Thatsachen das Einst mit dem Heute und erfüllten ihre Seele mit einer ganz eigenthümlichen Stimmung, mit einer Festigkeit und Entschlossenheit deren sie zu bedürfen meinte für die Scene, die ihr bevorstand.

Auch der Fabrikherr schwieg, denn er war mit sich noch nicht im Klaren, ob er den zärtlichen Vater oder das strenge Haupt der Familie spielen sollte, das keinen Widerspruch ertragen kann. Auch ihm schwante, daß das Zwiegespräch, welches er mit seiner Frau haben wollte, nicht ohne Sturm verlaufen werde. Auch seine Gedanken kehrten zu demselben Abend zurück, an welchen Frau Louise erinnert ward.

Auf einem kleinen künstlichen Hügel, der eine prachtvolle Aussicht auf die ganze herrliche Gegend bot, stand eine breitkreuige Sommerlinde mit einer Bank darunter. Hieher führte Herr Hefftet seine Gattin und zog sie zu sich auf die Bank. Er zürnte ihr im Herzen ob ihrem hartnäckigen Schweigen, denn dieses erschwerte ihm das Anknüpfen eines Gespräches. Er wußte, daß Louise immer am stillsten, wenn ihr Gemüth am vollsten war.

„Erinnerst Du Dich noch jenes Abends, liebe Louise, wo ich in Freudenberg im Gärtchen Deines Vaters so mit Dir saß und um Deine Hand warb?“ hub er endlich an. „Es war auch unter einem solchen Baum und bei solchem Vollmondschein.“

„Aber es war ein Apfelbaum, Mannel, und der Hausgarten eingerahmt von Häusern und Scheunen,“ sagte Frau Louise süßt; „es waren bescheidenere und doch glücklichere Verhältnisse,“ setzte sie mit einem leichten Seufzer hinzu; „damals liebtest Du mich noch oder ich glaubte es wenigstens und hing mit meinem ganzen Herzen an Dir.“

„Du warst immer eine gute treue Gattin,“ sagte er; „ich muß Dir dieß Zeugniß geben.“

„Dessen bedarf ich nicht, Mannel, ich habe nur meiner Pflicht und meinem Gewissen genügt; dabei ist kein Verdienst. Du brauchst mir nicht zu schmeicheln, denn dieß hat keinen Werth! — Was hast Du mir sonst mitzutheilen, mein Lieber? denn ich kann nicht glauben, daß nur eine sentimentale Erinnerung an vergangene Zeiten Dich hieher trieb!“

„Immer herb, Louise, immer abweisend, argwöhnisch. Ist es denn nicht sehr natürlich, daß man auch seine Stunden hat, wo man an Weihestunden der Vergangenheit zurückdenkt und sich wünscht, dieselben wieder zurückzuführen?“

„Heuchle nicht, Manuel! es hilft ja doch nichts,“ versetzte Frau Louise schmerzlich und doch still gefaßt. „Laß die schönen Redensarten, denn ich weiß nur allzu gut, daß ich Dir zu ernst und nüchtern, zu altbacken und ungelenk bin; aber ich bin eben aus einem knorrigen Holz, das e u r e vornehme Politur nicht annimmt. Laß uns von Geschäften sprechen! Was hast Du auf dem Herzen?“

„Louise, Du thust mir fürwahr roh; ich wollte mild und liebreich seyn, aber Du stößest mich zurück! — Ah, ich begreife nun! Du hast während meiner Abwesenheit wieder einen der anonymen Briefe erhalten, nicht wahr?“

„Ja, Manuel, wie immer. Aber er wanderte auch dießmal wieder ungelesen in's Feuer. Ich will mir den Pfahl nicht tiefer in's Fleisch stoßen.“

„Den Pfahl in's Fleisch? was soll das heißen? Du mißtraust mir also, Louise?“

„Ich will mich meines Rechts begeben, Deine Schuld zu untersuchen, Manuel,“ sagte frau Louise mit einer edlen Resignation. „Was ich nicht weiß, macht mir nicht heiß. Es ist genug für mich zu wissen, daß wir einander schon so fremd geworden sind. Was bezweifen Deine häufigen Reisen in die Residenz, Manuel? doch nicht blos Geschäfte?“

„Ich halte es unter meiner Würde, auf diese Frage zu antworten,“ versetzte der Fabrikherr streng; „leider hat der eifersüchtige Argwohn, den jene Briefe geweckt, in Deinem Herzen Wurzel geschlagen, und meine einfache Versicherung wird Dir vielleicht ebenso

Digitized by Google

wenig genügen, als das Zeugniß meines Freundes Spahlenberg. Ich erkläre Dir daher nur auf das Bestimmteste, daß mich dießmal Geschäfte der ernstesten Art, von denen ein Theil unserer Zukunft abhängt, nach der Residenz riefen und mich in den nächsten Monaten noch mehrfach abrufen werden, — Geschäfte von denen ich insolange Dir noch nicht sprechen kann als sie noch nicht näher zu ihrem Abschluß gediehen sind . . .“

„Ich will mich nicht in Deine Geheimnisse drängen — es bedarf daher keiner Entschuldigung. Handle wie seither ganz nach Deinem Belieben!“

Dieser Ton war so gelassen und ruhig, ohne Kälte, eher voll Resignation, daß Heffter einigermaßen davon verwirrt ward. Er hätte eher gewünscht, daß Louise bitter geworden wäre und ihm Anlaß gegeben hätte, empfindlich und herrisch zu seyn.

„Meine Liebe,“ hub er endlich nach einer Weile an, „ich habe Dir etwas mitzutheilen, das Dich einigermaßen überraschen wird. Spahlenberg hat sich durch verschiedene Freundschaftsdienste einen gegründeten Anspruch auf meine Dankbarkeit erworben, und sich meine vollste Achtung gesichert. Er ist ein höchst gewandter Geschäftsmann, ein Talent, ein liebenswürdiger Mensch, den Du achten müßtest, wenn Du ihn so nahe kenntest wie ich. Es kann Dich daher nicht befremden, daß ich schon seit einiger Zeit den Wunsch hege, ihn mir noch näher zu verbinden . . .“

„Ihn zu Deinem Eidam zu machen — ich sah das kommen,“ sagte Frau Louise gelassen; „und nun hat er endlich selbst sich ausgesprochen und um Leonien geworben?“

„Woher weißt Du das, Louise?“ fragte der Fabrikherr und blickte mit sichtlichem Erstaunen auf.

„Jenun, ich weiß nichts davon, ich errathe es blos, Manuel. Die Aufmerksamkeiten, mit denen er unsere jüngere Tochter so beflissen verfolgt, sind mir nicht entgangen. Leonie hat mir selbst gestanden, daß er Winke und Andeutungen in dieser Richtung gewagt habe, die sie — erschrecken.“

„Braucht ein Mädchen zu erschrecken, wenn ihm ein Mann wie Spahlenberg naht?“ fragte Heffter unwillig. „Dünkt sie sich zu gut für einen Fabrikanten, einen Kollegen ihres Vaters?“

„Leonie ist noch jung, — zu jung um schon ernstlich an's Heirathen zu denken, — zu einfach um an der gespreizten Bornehmheit Spahlenbergs Gefallen zu finden, — zu . . .“

„Zu sehr an Mißtrauen gegen ihren Vater gewöhnt, um aus seinen Händen einen Mann anzunehmen, dem ich ihr Lebensglück mit ganzem Vertrauen überlassen würde!“ fiel ihr Herr Heffter bitter in's Wort.

„Das sagst Du, Manuel, nicht ich!“ versetzte Frau Heffter ruhig; „ich wollte sagen, unser Kind sey noch zu ehrlich, treu und wahrhaft, als daß es einen Mann heirathen könnte, zu welchem sie sich nicht auch durch ihr Herz hingezogen fühlen würde, — das ist Alles.“

„Und Du bestätigst sie noch in diesen Gedanken, Louise, nicht wahr?“

„Ja, das thu' ich und mit dem vollen Bewußtseyn, daß es meine Pflicht ist, lieber Manuel,“ entgegnete sie sanft aber bestimmt. „Wie kannst Du von mir erwarten, daß ich unser Kind so blindlings und unerfahren in eine Ehe hineinrennen lasse, gegen welche sich mein Gefühl und meine Lebenserfahrung ebenso sehr sträubt, als das Herz unseres Kindes. Leonie, weit entfernt Spahlenberg gewogen zu seyn, kann ihn nicht leiden. Du wirst sie nicht zwingen wollen, ihn gegen ihr inneres Gefühl zu heirathen.“

„Doch, doch, ich werde sie zwingen!“ rief Heffter auffahrend; „ich werde das Komplott zerschmettern, das ihr Frauensleute gegen mich gemacht habt; ich werde Dir zeigen, daß ich noch Herr im Hause und Manns genug bin, ein thörichtes Vorurtheil zu brechen, welches ihr alle gegen einen würdigen Mann hegt und das hauptsächlich durch Dich seine stete Nahrung findet!“

„Tobe Dich nur aus, Manuel, und laß Deinen ganzen Zorn über mich ergehen! es wird Dir wohlthun, und ich will es leicht nehmen,“ erwiderte Frau Louise ruhig und mit schmerzlicher Ergebung. „Ich habe freilich allzu oft und willig nachgegeben, als daß Du Dir nicht einbilden könntest, mich immer unter Deinen trotzigen Willen zu beugen; aber dießmal machst Du doch die Rechnung ohne den Wirth. Es ist des Leids und der innern Pein schon genug über mich ergangen durch meine Fügsamkeit, und ich habe geschwiegen und meine Bitterkeit hinuntergeschluckt. Aber nun laß es genug seyn, Manuel. So lang es mich persönlich betrifft, kann ich dulden und schweigen. Allein wenn es sich um meine Kinder handelt, wenn ich gegen mein Gewissen handeln sollte, dann weiche ich keinen Finger breit. Gott sey mir gnädig, daß meine armen Kinder jemals ein Gegenstand der Spekulation für mich würden oder daß ich selbstsüchtigen Plänen und schnödem Eigennutz ihr Lebensglück zum Opfer brächte. Laß es gut seyn, Manuel; brechen wir diese Erörterung ab! Ich weiß, daß Du Dein Kind nicht zwingen kannst und darfst, gegen seinen Willen zu heirathen. Die Gesetze beschränken Deine väterliche Gewalt; Leonie kann vor dem Altar noch Nein sagen, — und sie wird es, zumal jetzt!“

„Ah, wird sie das? und warum denn gerade jetzt?“ fragte Heffter anscheinend ruhig aber mit bleichen Lippen und lauernden Blicken; „hat sie selbst andere Pläne und Hoffnungen?“

„Ich weiß es nicht — vielleicht!“ sagte Frau Heffter ruhig; „jedenfalls wird sie Deinen Freund Spahlenberg niemals heirathen, das ist sicher.“

„Aha! ihr steckt ein Anderer im Kopfe, nicht wahr?“ fuhr der Fabrikherr auf. — „Frage sie selbst!“ sagte Frau Louise gelassen; „wenn sie einem Manne gut ist, wird sie es Dir gewiß gestehen, und es wird ein Mann seyn, dessen sie sich nicht zu schämen braucht.“ — „Wie sie sich Spahlenbergs schämt, nicht wahr?“ polterte Herr Heffter. „Ah, ich verstehe nun Alles — Mutter und Töchter haben hinter meinem Rücken ihre Fäden gesponnen, und erwarten nun, daß ich so ohne Weiteres zu ihrem Vorhaben Amen sagen werde. Aber Ihr habt die Rechnung ohne den Wirth gemacht, ihr kopflosen Weibsleute! Da Du so genau die Gesetze kennst, Louise, daß Du weißt, ich könne mein Kind nicht zu einer Heirath zwingen, so wirst Du auch wissen, daß mich niemand zwingen kann, in die Heirath meiner Töchter mit Männern zu willigen, welche mir nicht gefallen! Also Trumpf gegen Trumpf! Ich kann Dir nur sagen, daß wenn Leonie den Spahlenberg ausschlägt, ich bei meinen Lebzeiten niemals meine Einwilligung zu einer anderen Heirath des Mädels geben werde, und daß wenn sie nach meinem Tode ungehorsam seyn sollte, ihr mein Fluch durch's ganze Leben . . .“

„Genug, Manuel! Gott verzeihe Dir diese Ruchlosigkeit, welche vor Gottes Augen keinen Werth hat, denn die Worte des Zornigen sind eitel Wind!“ fiel ihm seine Gattin lebhaft und tadelnd in's Wort. „Sey es drum, Manuel! Die beiden Mädchen mögen lieber ledig bleiben als in ihr Unglück stürzen, indem sie sich an Männer wie Spahlenberg verheirathen. Emma und Leonie sind einfach und arbeitsam erzogen und in dem Gedanken aufgewachsen, daß sie im Stande seyn müßten, möglicherweise ihren Unterhalt selbst zu verdienen . . .“

„Wozu das?“ fragte Heffter erbleichend und mit funkelnden Augen; „fürchtest Du etwa, daß sie je in diese Nothwendigkeit kommen könnten?“

„Und warum nicht?“ entgegnete die Mutter; „niemand ist vor den Wechselfällen des Lebens sicher, und Mäßigkeit, Arbeitsamkeit

Digitized by Google

Genügsamkeit sind die besten Mitgaben auf die Lebensreise. Und lieber ein Leben der Entbehrung und ehrlichen Arbeit, als . . ."

„Nun? was weiter? vollende!"

„Als eine unglückliche Ehe an der Seite eines Gatten, den man nicht achten noch lieben kann! Die beiden Mädchen werden als Erzieherinnen, Lehrerinnen, als Diakonissen sich immerhin durchschlagen können, wenn es zum Aeußersten kommt, und der liebe Gott, welcher den Wind sänftigt für das geschorne Lamm, wird sie nicht verlassen, denn sie sind einfach, gut, tugendhaft, gottesfürchtig."

Herr Hessner war ganz verblüfft. „Wie kommst Du auf solch seltsame Gedanken, Louise?" rief er; „das ist ja die reine Verrücktheit, nur eine solche Möglichkeit zu glauben! Wer hat Dir solche Schrullen in den Kopf gesetzt?"

„Niemand, Manuel, als die Erfahrung," erwiderte seine Gattin mild und ernst. „Ich habe Hunderte um mich her groß werden und wieder fallen sehen, und habe denken müssen: es kann auch an uns kommen, denn alles ist eitel, sagt der Prediger. Du wirst mir das Zeugniß geben müssen, daß ich in guten wie in schlimmen Tagen immer bescheiden und anspruchslos geblieben bin, daß ich die Güter des Lebens genossen habe, als gehörten sie nicht mir. Komme daher was da wolle — ich lege mein Geschick in Gottes treue Vaterhand und halte stille: so kann mich das Unglück nicht zerschmettern und das Glück nicht übermüthig machen. Und meine Arbeit an den Herzen meiner Kinder ist nicht umsonst gewesen: Gustav und die beiden Mädchen denken gerade so wie ich."

„Aber Du weißt mir aus, Louise, Du willst mir nicht alles sagen — es hat jemand mich bei Dir denuncirt, als ob meine Verhältnisse zu Besürchtungen Veranlassung gäben, nicht wahr?" rief er mehr bittend als leidenschaftlich; „sey ehrlich, Louise, sag' mir wer diese ängstliche Seele war? Du begreifst, daß ich als Kaufmann diese Verdächtigung nicht ertragen darf!"

„Dein Argwohn ist ungegründet, Manuel! Du kennst meine Wahrheitsliebe. Ich habe niemanden nach Deinen Verhältnissen gefragt und es hat mir niemand darüber freiwillig berichtet . ."

„Auch nicht Beuttinger? Tausend?" forschte Herr Hessner lauernd.

„Was denkst Du? wie sollt' ich mich an diese Leute wenden und sie bewegen, das Vertrauen zu täuschen, welches Du in sie setzest, Manuel! — Nein, grüble nicht; sieh', was mir als Möglichkeit vorschwebt, das stammt aus meiner eigenen Seele, aus eigener Beobachtung, und doch grüble ich selber so wenig, daß ich mich nicht einmal erkühne, mich in Deine Geheimnisse einbrängen zu wollen und Dich mit Fragen zu belästigen. Laß uns abbrechen, Manuel! Laß mich hoffen, daß Dir das Glück Deiner Kinder zu heilig ist, um sie zu Gegenständen ehrgeiziger Spekulation zu machen. Komm, laß uns in Haus gehen!"

Hessner folgte; er war gedankenvoll und schweigsam geworden, und äußerte nichts mehr von dem, was in ihm vorging. Als er aber in's Familienzimmer trat, sah er die Blicke seiner beiden Töchter, die etwas blaß, verstört und erwartungsvoll aussahen, fragend an seinen Zügen hängen. Es schien ihm der Muth zu fehlen, diese Blicke auszuhalten; er nahm seinen Hut und Ueberrock und ging nach der Stadt.

Kaum war er aus der Thüre, so warf sich Leonie an den Hals ihrer Mutter und schluchzte. „Nicht wahr, er sprach Dir von mir, Mama?" fragte sie; „Spahlenberg hat um mich geworben? O leugne es nicht, Mama, meine Herzensangst sagt mir's! Was denn anders als dieser Grund hätte Papa veranlaßt, mit Dir in den Garten zu gehen?"

„Ja, mein Kind, Deine Ahnung hat Dich nicht getäuscht," erwiderte die Mutter; „aber ich habe erklärt, daß weder ich noch Du jemals einwilligen werden, und daß Spahlenberg keine Hoffnung habe."

„Oh, Dank, tausend Dank, Herzensmutter! Das nimmt mir eine Last von der Seele!"

„Juble und frohlocke noch nicht, Leonie; ich kenne den Vater. Sein Plan ist nur vertagt, weil er den Augenblick nicht für geeignet hält, um ebzufiegen. Sey auf Deiner Hut; er wird sich selber an Dich wenden, denn er argwöhnt, daß Deine Neigung anderweitig gefesselt ist, und nun gilt es muthig zu seyn."

„Ja, Leonie! sey muthig, gestehe ihm, daß Du einem Andern gut bist," sagte Emma ermunternd.

„Aber wenn Papa erfährt, daß Adolph Gehring derjenige ist welchem meine Neigung gehört, wird er nicht zürnen, Mama?"

„Ohne Zweifel! er haßt diese Familie, weil er sie für undankbar hält. Und zudem hat Adolph sich noch nicht offen ausgesprochen," sagte Frau Hessner. „Hüte Dich vor Selbstbetrug, Leonie, liebes Herz! achte Adolph, sey ihm dankbar, aber laß die Neigung nicht in Deinem Herzen zur Leidenschaft werden, denn sonst erntest Du leicht nur Kummer und Enttäuschung. Nicht wilde Leidenschaft macht glücklich und ist Liebe; Dein stilles schüchternes Empfinden muß der Mann erst zu dem Gefühl entflammen, daß Du in seinem Glück das Deinige findest. Jungfräulich, züchtig und scheu muß der Gedanke seyn, womit Du seiner gedenkst, mein Kind, denn bevor nicht Monden verronnen sind und ihr euch wechselseitig vertraut geworden seyd, bevor nicht der besonnene ruhige Gehring sich selbst darüber klar geworden, was Du ihm seyst, wäre jeder ernstliche Gedanke an ihn nur ein leidenschaftlicher Wahn, jede Offenbarung Deiner Empfindung nur unweiblich."

„Du hast Recht, liebe Mutter, und doch ist mir, als könnt' ich den Mann nicht lassen, der mir solchen Dank und solche Achtung einflößte," sagte Leonie unter Thränen. „Aber freilich: wer weiß ob ich je im Stande bin, einem solch bedeutenden Mann gleiche Gefühle einzuflößen!"

„Ehen werden im Himmel geschlossen, mein Kind! Hoffe auf Gott und hänge Dein Herz nicht an ein flüchtiges irdisches Gefühl, sondern erwarte Dein Geschick von einer höhern Hand!" sprach die Mutter gerührt, und umarmte ihre beiden Töchter.

Inzwischen hatte Herr Hessner die Stadt erreicht und war in den Speisesaal der 'Krone' getreten, wo ein Theil der Honoratioren und namentlich die jüngeren Kaufleute und Fabrikanten noch beisammensaßen. Auch Spahlenberg war darunter und führte wie gewöhnlich das große Wort. Er rückte seinen Stuhl, um noch Platz für seinen Freund Hessner zu machen, und sein scharfes Auge heftete sich einen Moment auf dessen Gesicht, aber er mochte seinen Erwartungen nicht entsprochen finden, und gab dem Blicke keine weitere Folge. Erst als die älteren Herren sich entfernt hatten und die jüngeren Gäste gruppenweise zusammenrückten, fragte Spahlenberg: „Wie haben Sie die Ihrigen daheim getroffen, Herr Hessner? Doch alles wohl, he?"

„O ja, so ziemlich, — danke bestens," versetzte Hessner einsylbig. „Sie gehen schon, lieber Spahlenberg? Kommen Sie, ich begleite Sie ein Stückchen Wegs. Hier ist mir zu heiß, zu eng!"

Als sie im Freien waren und auf den mit Linden besetzten Platz hinaus traten, hakte Spahlenberg sich in Hessners Arm ein und sie gingen eine Weile stumm dahin. „Nun, Freundchen, wie steht es? Haben Sie mit Leonien gesprochen?"

„Nein, nicht mit meiner Tochter, aber mit meiner Mutter, lieber Spahlenberg. Ich hielt es für klüger, nicht mit der Thür in's Haus zu fallen, und . . . allein . . ."

„Kurzweg, Ihre Frau Gemahlin ist gegen die Verbindung,

Digitized by Google

nicht wahr? und Sie lassen sich nun ebenfalls gegen mich einnehmen? Ich sah das kommen."

„Ich, mein Lieber? da irren Sie sich in mir. Louise allerdings wünscht Sie nicht zum Eidam; sie hat Ihnen ja niemals ein Hehl daraus gemacht, und Leonie hegt wirklich ein Vorurtheil gegen Sie, lieber Freund, allein auf mich mögen Sie rechnen durch Dick und Dünn. Ich halte zu Ihnen."

„Und Leonie — das Fräulein, hat keine andere Wahl getroffen? Wirklich nicht?"

„Ich wiederhole Ihnen, mir ist nichts bekannt, und auch meine Frau weiß nichts!"

„Hm, mir ahnte es, lieber Hefster! wem die Mutter abhold ist, dem zeigt auch die Tochter meist nur Gleichgültigkeit oder Kälte. Doch gleichviel, ich habe Ihr Wort, und Sie ersehen aus der Beharrlichkeit, womit ich meinen Zweck verfolge, die Rechtschaffenheit meiner Absichten, die Aufrichtigkeit meiner Neigung. Liebt' ich Ihre Tochter nicht mit einer verhängnißvollen Leidenschaft, so ließe ich die Werbung fallen. Aber ich bin Leonien von ganzer Seele gut und ihr Widerstand reizt mich. Ich kann nicht von ihr lassen, aber wenn Sie wirklich irgend welchen Grund haben, sich auf die Seite der Gattin zu stellen, lieber Hefster, wenn Sie Unannehmlichkeiten von Ihrer freundschaftlichen Theilnahme für mich befürchten, so bin ich bereit, Ihnen Ihr Wort zurückzugeben; ich will Ihren häuslichen Frieden nicht trüben." Er sagte dieß zwar mit gelassenem Tone, aber einem ironischen Lächeln, das seine Wirkung auf den steifen Hefster nicht verfehlte.

„Genug, Spahlenberg, wenn Sie mich nicht beleidigen wollen," rief er lebhaft. „Sie wissen, daß Sie mir werth sind und ich Ihnen zu Dank verbunden bin. Hefster hält sein Wort, und Leonie muß! ich werde meine ganze väterliche Autorität ausbieten, um . . ."

„Um Alles zu vereiteln, natürlich, denn Frauen versagen am hartnäckigsten, was man ihnen abtreten will. Nein, lieber Freund, ich will nicht, daß Sie sich zum Popanz Ihrer Kinder machen. Ich will Sie nicht in Konflikt mit Ihren häuslichen Pflichten bringen. Es gäbe noch einen Ausweg, ein harmlosest ehrenhaftes Mittel, aber es widerstrebt mir, so in Sie zu dringen. Warten wir ab, ob nicht Zeit und Umstände bei der hübschen Leonie eine Sinnesänderung hervorrufen . . . Sehen Sie, Freund, wenn mich nicht wirklich der Wunsch fesselte, Leonie mein zu nennen und glücklich zu machen, so könnt' ich anderweitig vielleicht glänzende Parthien machen; aber ich liebe eben, und Liebe rechnet nicht, und so kann ich selbst die Demüthigung verwinden, welche darin liegt, daß ich mich von dem lieben Mädchen in Folge eines blosen blinden Vorurtheils gemieden sehe. Sie kennen mein Selbstgefühl, lieber Hefster, und Sie mögen darnach bemessen, wie großen Werth ich auf Leonien lege, wenn meine Neigung mir diese bittere Demüthigung überwinden hilft . . . doch genug davon! es hieße mich einigermaßen entwürdigen, spräche ich mehr davon. Ich bin das Opfer eines gehässigen Vorurtheils Ihrer Frau, welches auch Leonien eingeflößt ist."

„Nennen Sie mir das andere Mittel, Spahlenberg, ich bitte Sie dringend. Sie sollen nicht unter diesem Vortheil leiden," sagte Hefster. „Ich schulde Ihnen meine Hülfe — reden Sie!"

„Ich muß Ihre Tochter einmal ganz unversehens und ohne Zeugen sprechen, unter Verhältnissen wo sie mir nicht ausweichen kann, wo sie mich hören muß," versetzte Spahlenberg. „Dann allein kann ich ihren ungegründeten Widerwillen besiegen und ich darf von dem biedern treuherzigen Gemüth des Mädchens erwarten, daß Leonie das Unrecht einsieht, welches sie mir gethan hat, und daß sie mir eine Sühne zu bieten bereit ist. Darf ich mir erlauben? . . . Doch nein, ich will Sie nicht bloßstellen . . . genug davon!"

„Heraus mit der Sprache, ich willige in Alles, wär's auch nur um Ihnen zu beweisen, daß ich kein Pantoffelheld bin! Ihren Vorschlag, Spahlenberg!"

„Hm, erlauben Sie mir, mich in meiner Weise um Leonien zu bewerben — in allen Ehren natürlich! Geben Sie mir freie Hand, zeigen Sie mir so viel Achtung und Vertrauen!"

„Topp, ich will es, Spahlenberg!"

„Und Sie versprechen mir, selbst dann an die Lauterkeit meiner Absichten zu glauben, wenn der Schein einigermaßen gegen mich seyn sollte, wenn es etwan scheinen würde, als ob ich das Fräulein — natürlich nur im Spaß und in Form einer kleinen Komödie — hätte entführen wollen? Haben Sie solch ein starkes Vertrauen zu Ihrem Freunde?"

„Hm, Sie verlangen viel, Spahlenberg, aber meinethalben denn: ich willige ein!"

„Gut, so geben Sie mir die Hand darauf und lassen Sie mich mein Ziel in meiner Weise verfolgen," sagte Spahlenberg und ein eigenthümliches Lächeln spielte um seine Lippen. „Ich nehme alles auf mein Kerbholz; Ihren Damen gegenüber vertreten Sie jede Mitwisserschaft, und um dieselben sicher zu machen, nennen Sie meinen Namen in der nächsten Zeit niemals ohne Noth, noch erwähnen Sie meiner Werbung vor den Damen — ich stehe dann dafür, daß ich bei Ihrer Tochter renssire."

„Abgemacht, mein Freund! handeln Sie nach Gutdünken, und viel Glück dazu! Gute Nacht!"

„Gute Nacht, lieber Herr Hefster, Schwiegerpapa in spe!"

(Fortsetzung folgt.)

Wanderungen in den Fußstapfen Schamyl's.

Kaukasische Reisebilder von A. v. Werthern. (Fortsetzung.)

Fürst Scheilakhoff brach ungefähr um 8 Uhr in der Richtung auf, von wo ich hergekommen war, und sobald ich meine Pferde gesattelt sah und für die richtige Beladung des Gepäcks gesorgt hatte (was man immer selbst beaufsichtigen muß), ritt ich in der andern Richtung davon. Mehrere Stunden lang führte der Pfad das Thal eines klaren breiten Flusses hinauf, das anfangs weit war und sanft ansteigende bewaldete Abhänge hatte, welche aber, je weiter wir vordrangen, deste schmäler, steiler, senkrechter und felsiger wurden, bis sich das offene lachende Thal in eine düstere enge Schlucht verwandelt hatte. Bevor ich diese Schlucht noch zurückgelegt hatte, holten mich drei Reiter ein, welche der General mir nachgeschickt hatte, um mich einzuladen wieder umzukehren und die Expedition mit ihm zu machen, da ich auf dem Rückweg noch nach Ghunib gehen könne. Dieß brachte mich in einige Verlegenheit; ich stieg ab und erwog mir's einige Minuten. Ich mochte einem Manne, der gegen mich so freundlich gewesen war und mich mit allem Nothwendigen versehen hatte, keine abschlägige Antwort geben; der Anschluß an seine Expedition sicherte mir angenehme Gesellschaft und mancherlei Behaglichkeiten. Aber anderseits dachte ich an die Verzögerung, die ich schon erfahren hatte, und war überzeugt daß wenn ich jetzt wieder umkehre, ich Ghunib nie sehen würde. Darum entschuldigte ich mich in einigen wenigen Zeilen des Dankes und ritt weiter in der Hoffnung, Scheilakhoff werde mich nicht für undankbar oder unhöflich halten.

Digitized by Google

Als wir das Thal hinter uns hatten, brachte uns ein scharfer Ritt über einen Bergrücken, auf dessen jenseitigem Abhang auf halber Bergeshöhe einige kleinere Dörfer oder Weiler liegen, welche von dem Stamm der Ansutschen bewohnt werden. Schahu, der Nahib dieses Stammes, eine geachtete Persönlichkeit, nahm mich gastfreundlich auf und schlachtete mir zu Liebe ein Schaf. Wir hatten schon um halb fünf Uhr Halt gemacht, denn die Pferde, welche den ganzen Tag nur Gras gefressen hatten, waren unfähig, einen vollen Tagmarsch bei solchem Wege zu machen. Was sollte ich aber mit den paar Stunden beginnen, so lange es noch Tag war? Jagen konnte ich nicht, denn es gab kein Wild in der Nähe; an Lesen war auch nicht zu denken, denn ich hatte außer einem russisch-deutschen Gesprächbuche keine Bücher bei mir; und an eine Unterhaltung mit meinem Wirthe war nicht zu denken, da er des Russischen noch weniger mächtig war, als ich. Nach einigen Stunden entsetzlicher Langweile brach endlich die Nacht ein, und ich konnte mich zur Ruhe legen. Ich hatte nicht daran gedacht, mich für derartige Fälle mit Lektüre zu versorgen, denn gewöhnlich reite ich bei solchen Reisen bis zu Einbruch der Nacht, verzehre dann mein Abendbrod und lege mich schlafen. Die meisten Dörfer in dieser Gegend sind bei dem letzten Feldzug niedergebrannt worden, und auch dieses war dem allgemeinen Schicksal nicht entgangen. Der Nahib hatte in seinem ausgebrannten Hause nur einige Zimmer wieder nothdürftig herrichten lassen, aber dicht dabei die Wände eines neuen Hauses aufgeführt, worin zwar noch Fenster und Thüren fehlten; gleichwohl machte ich mir in dem neuen Gebäude mein Nachtlager in der Hoffnung, vor dem Ungeziefer sicher zu seyn; aber die Flöhe hatten den Weg auch schon dorthin gefunden und fielen gierig über mich her.

Alle diese Stämme zusammen begreift man unter dem Sammelnamen der Lesghier; sie beurkunden durch Tracht und Sprache genugsam eine Stammesverwandtschaft unter einander, denn wenn sie auch verschiedene Dialekte sprechen, so verstehen sie einander doch vollkommen über einen weiten Landstrich hin, während im westlichen Theil des Kaukasus die Verschiedenheit der Sprachen und Idiome weit größer ist.

Der Lesghier ist von gedrungenem Wuchs, untersetzt, schlank, gewöhnlich ohne starken Bart und mit sehr gewöhnlichen Zügen. Seine Tracht würde einem ungeübten Auge beinahe übereinstimmend mit derjenigen der Tscherkessen erscheinen, aber sie unterscheidet sich von derselben doch in mehreren minder wesentlichen Punkten. Seine Kopfbedeckung ist der Papack, eine Mütze aus Schaffell, bald kegelförmig wie diejenige der Perser, bald so niedrig und zottig, daß man sie für das eigene Haar ihres Trägers halten sollte. Das Hauptgewand ist ein langer Ueberrock, welcher um Brust und Schultern herum sehr weit, auf der Brust mit Patronenbehältern versehen ist und bis auf die Kniee herabreicht; ein mit metallenen Zierrathen beschlagener Ledergürtel schnallt den Rock um die Taille fest zusammen. Die Beinkleider schmiegen sich an Knöchel und Wade dicht an, und die Fußbekleidung besteht entweder in Stiefeln oder in Schuhen, deren Spitzen bisweilen aufwärts gekrümmt sind wie die Eisen eines Schlittschuhes. Die Einzelnheiten der Tracht differiren jedoch auch bei den verschiedenen Stämmen dieser Völkerschaft. Bei kaltem oder regnerischem Wetter bedeckt der Lesghier Kopf und Schultern mit einer Art Kapuze, Beschlik genannt, welche an Gestalt genau dem Helm mit der Halsberge von Kettenpanzer gleicht, welche Panzerhemden oder Krägen sammt Helmen selbst noch heutzutage von den Stämmen in der Nähe des Kaukasus getragen werden. Die Stelle des Mantels vertritt die Burka, ein Umwurf von Schaffell mit der Wollseite nach außen. Wo der Lesghier geht und steht, da führt er den Khandschiar oder Kinschal mit sich, nämlich eine Art breiten, geraden, spitzigen, zweischneidigen Dolches von etwa $1\frac{1}{4}$ Fuß Länge, zu Hieb und Stich gleich geeignet; dieser Kinschal hängt ihm an einem schmalen Lederriemen gerade quer vor dem Leibe, während die Schaschka, ein langer, schwerer, nur leicht gekrümmter Säbel ohne Parirstange und Korb, leicht von einem dünnen schwarzen Riemen, welcher um die rechte Schulter geschlungen wird, herabhängt. Die Pistole steckt immer hinter dem Rücken im Gürtel. Die lesghische Flinte hat einen langen Lauf von kleinem Kaliber, und einen merkwürdig kurzen Kolben, der oft sehr schön mit Silber, Perlmutter und Elfenbein eingelegt ist. Die in Lesghistan und Daghestan verfertigten Schaschkas sind von so vortrefflicher Arbeit, und werden um ihres vorzüglichen Stahls

Einer von Schampil's Leibwache.

Die Häuser in Daghestan haben ein düsteres Aussehen, denn sie sind aus einem dunklen Stein erbaut, und zwar bedient man sich zum Mauern nur des Lehms anstatt des Mörtels, dessen Bereitung den Leuten unbekannt zu seyn scheint, obschon Kalksteine genug vorkommen. Die Dörfer sind gewöhnlich an den Abhang in der Weise angelehnt, daß eine Reihe Häuser sich hinter der andern erhebt und es von unten aus schwer zu sagen ist, wo jedes einzelne Haus beginnt, und ob das obere nicht blos ein oberes Geschoß des unteren ist oder nicht. In jedem Dorfe stehen einige Häuser, welche mit einem einfachen viereckigen Thurm zur Vertheidigung versehen sind, der ganz die Stelle des Befriedsbergs oder Wehrthurms unserer mittelalterlichen Burgen vertritt und meist mit Schießscharten für Kleingewehrfeuer versehen ist. Die Dächer sind meist flach, was in einem solch veränderlichen Klima mit starken Regen und Schneefällen sehr auffallend ist; die Fenster sind blose Löcher in den Mauern und entweder mit einem Laden oder einem Schiebebrette verschlossen.

Digitized by Google

willen von den hier garnisonirenden Russen so sehr geschätzt, daß die meisten russischen Offiziere sie lieber tragen als den gewöhnlichen Ordonnanzsäbel, und ich sie im Dienste selten ein anderes Seitengewehr führen sah. Die Scheide ist meist von Metall getrieben und oft mit Silber verziert, auf welchem Arabesken von großer Schönheit und Manchfaltigkeit eingravirt und in Niello gearbeitet sind, wie denn die Metallarbeiter und Waffenschmiede dieses Landes ganz vorzügliche Arbeiten liefern.

Die Weiber dieser Völkerschaft sind noch unschöner als die Männer und sogar entschieden häßlich, und tragen keinen Schleier. Ihr Kopfputz ist eine Kapuze, oft von rothem Tuche, die fest am Kopfe anliegt und hinten noch ziemlich weit über die Taille hinab-

Ein Baschi-Bozuk. (Text auf S. 158.)

fällt; sie ist bei den verschiedenen Stämmen in verschiedener Weise mit Glasperlen, Münzen, Muscheln ꝛc. verziert, und eine Einfassung von eisernen Schuppen, die sich dachziegelartig decken, ist sehr gewöhnlich. Der kurze, schlecht passende Rock ist an der Brust offen und zeigt einen Brustlatz mit Münzen und dünnen Metallplatten; und grobe plumpe Pumphosen vervollständigen die nicht eben schöne Tracht. Ohne frech zu seyn, sind sie nicht schüchtern oder in demjenigen Grade scheu, wie die anderen orientalischen Weiber. Sie haben alle schweren Arbeiten in und außer dem Hause zu besorgen, deßhalb kann man von ihnen weder Schönheit noch Feinheit erwarten.

Die Landesreligion ist die muhamedanische, und ihre Satzungen werden strenger gehalten, als in irgend einem andern Lande des

Digitized by Google

Orients. Man beobachtet alle Satzungen des Korans auf das gewissenhafteste; man sieht niemanden Wein oder Spirituosen trinken, und selbst das Rauchen ist seltener als anderwärts. Die Regelmäßigkeit, mit welcher meine Escorte um Erlaubniß bat, ihre Abwaschungen und Gebete zu verrichten, war zuweilen sehr hinderlich, wenn die Zeit drängte, und doch durfte ich ihnen diese Erfüllung ihrer religiösen Pflichten nicht abschlagen. Im Orient geschieht alles Gebet mit einer gewissen Oeffentlichkeit oder einem Schaugepränge, welches unseren Gefühlen zuwiderläuft. Das Gebet besteht in einem raschen Ableiern arabischer Lobhymnen auf Gott und den Propheten, aber ich zweifle, ob die Leute auch genau wissen, was sie herplappern. Im ganzen Lande sieht man merkwürdigerweise keine einzige Moschee, obschon viele Dörfer groß genug sind, um eine solche zu besitzen oder zu erfordern. Allein obschon kein Muezzin von einem Minaret herunter rief, hörte ich doch gleichwohl jeden Morgen eine klangvolle Stimme laut verkündigen: „Es ist kein Gott als Gott, und Mahomet ist sein Prophet."

Ich verließ am andern Morgen Aunstich ziemlich spät, weil der Hufbeschlag der Pferde ausgebessert werden mußte, was schon am vorigen Abend hätte geschehen können; allein wofür man hier nicht selber sorgt, das geschieht nicht. Es regnete stark und die Pfade waren schier unwegsam, so daß wir nur langsam vom Fleck kamen und vor Nebel und Regen von der wundervollen, nun mehr zerrissenen und wilden Berglandschaft beinahe gar nichts sahen. Die wildeste Verbindung von Wald und Felsen war in der Nähe eines Dorfes Namens Koste.

Ein Dorf Tonsoda ergab sich nur als ein Hause von elenden Hütten, denen der strömende Regen ein noch trübseligeres Ansehen gab. Wir suchten ein Unterkommen in der bestaussehenden dieser armseligen Hütten und nahmen eine große Stube, wo mitten auf dem Estrich ein Feuer brannte, in Beschlag. Das Haus war schmutzig und wimmelte von Ungeziefer, die Leute konnten uns nichts zum Essen reichen, denn sie kochen ihre Speisen und backen ihr Brod immer je nur für eine bestimmte Mahlzeit, und das Brod, welches wir bei uns hatten, war ganz naß geworden; aber wir trockneten es, verschafften uns etwas Milch, die wir siedend machten, und lechten eine Milchsuppe, die wenn auch räucherig, uns doch wenigstens erwärmte. Das Ungeziefer war jedoch so wuchernd reichlich vorhanden und so peinlich, daß ich trotz aller Ermüdung die ganze Nacht kein Auge schließen konnte, und so im wachen Zustande, frierend und gelangweilt, da hocken und den Anbruch des Morgens erwarten mußte. Noch lange vor Sonnenaufgang weckte ich meine Leute, kleidete mich aus, nahm ein kaltes Bad und fühlte mich nun erst wieder als Mensch. Dem häufigen Gebrauche dieses Bades in der Wanne von vulkanisirtem Kautschuck, die ich bei mir führte, verdankte ich es vielleicht allein, daß ich vom Fieber und anderen Krankheiten verschont blieb, mit denen meine Umgebung von Zeit zu Zeit heimgesucht wurde. Ich habe oft die Leute aus einem Khan hinausgejagt, um mein Bad nehmen zu können, und sie räumten mir immer willig den Platz, weil sie es für die Erfüllung einer religiösen Pflicht betrachten mochten.

Das Gewitter vom vorigen Tage war als Schnee auf die Berghäupter herunter gefallen, und die Morgensonne glänzte silbern auf den blinkenden Schneefeldern, als wir nach zweistündigem Ritte mühsam den Gipfel des steilen Bergrückens hinter Tonsoda erreichten. Diese Höhe beherrscht eine wunderbar schöne weite Aussicht, und mich überraschte der plötzliche Wechsel in der Scenerie und der wilde Charakter des neuen Landes, welches hier in einem Nu sich vor mir entfaltete. Anstatt der dunklen Berge mit allmählig ansteigenden grasigen Abhängen und waldgekrönten Leisten, welche ich hinter mir ließ, sah ich nun lange senkrechte Höhenzüge von gelblichen Kalkfelsen, in horizontaler Schichtung ohne Spitzen und Klüfte, mit flachen Gipfeln gleich den Zinnen, und nackten Wänden gleich den Mauern einer Burg. In Form und Farbe gleichen sie einigermaßen jenen Hügeln, welche das Nilthal besäumen, aber an Großartigkeit und Höhe übertreffen sie dieselben weit. Volkreiche Dörfer und bebaute Felder füllen zwar die Thäler zu ihren Füßen aus, aber vorerst ist nichts sichtbar, als die breiten wettergebräunten Stirnen dieser Bergzüge.

Ratlau tag tief und weit drunten, und der Weg dorthin führte über ein ödes Tafelland und dann einen schattigen Pfad durch den Wald hinab. Zwei Männer, welche ich ungefähr eine Stunde vor dem Dorfe begegnet hatte, waren umgekehrt und hatten meine Ankunft verkündigt, und als ich daher gegen Mittag dorthin gelangte, kamen mir mehrere der Einwohner entgegen, und einer derselben führte mich mit lebhaften Freundschafts-Bezeugungen nach seinem Hause, wo bereits Vorbereitungen zu meiner Aufnahme gemacht worden waren. Ich verdankte diese Aufmerksamkeit theils der landesüblichen, von Sitte und Religion gebotenen Gastlichkeit dieser Bergbewohner, theils aber auch unbezweifelt dem politischen Bemühen einer überwundenen Race, mit den vorgesetzten Behörden, unter deren Schutze ich offenbar reiste, gut zu stehen. Mein Wirth that sein Möglichstes, um mich bestenz zu bewirthen, und drang in mich, bei ihm zu übernachten, wegegen er mir versprach, mich dann nach Ghunib zu begleiten, wenn es mir genehm sey. Seine Gesellschaft wäre mir angenehm gewesen, obschon es langweilig ist, eine Unterhaltung durch zwei Dolmetscher zu führen, denn mein Diener übersetzte meine Aeußerungen in's Georgische für Osman, der es dann wieder in's Lesghische übersetzte; allein ich konnte mich nicht aufhalten, und mußte daher sein freundliches Anerbieten ablehnen.

Beim nächsten steilen Pfade bergan ward das Pferd meines Dieners ganz buglahm; dieß wunderte mich nicht, denn der Mann war zwar in Tiflis geboren, stammte aber von französischen Eltern ab, und sein lebhaftes Temperament und seine Eitelkeit, die er von der „großen Nation" geerbt hatte, trieben ihn an, bei jeder Gelegenheit, wo nur der Boden es erlaubte, sein armseliges Thier in Galopp zu bringen. Ich hatte ihn mehrfach gewarnt vor der unausbleiblichen Folge einer solchen Behandlung bei einem Thiere, das nur mit Gras gefüttert ward und eine lange Reise durch ein unwegsames Land zu machen hatte; jetzt hatte er die Sündenschuld davon zu tragen, und ich ließ ihn jetzt ohne Erbarmen sein Thier zu Fuße neben den Saumthieren hertreiben, während ich mit Osman und einem andern meiner lesghischen Reiter nach Hiedatl voran ritt, welches etwa fünf Wegstunden jenseit Ratlau liegt. Zwischen diesen beiden Plätzen führt eine hölzerne Brücke über den Fluß Avarskt-koi-suh an einer Stelle, wo das weite Strombett durch das Zusammentreten der Felsenwände auf eine geringe Breite zusammengedrängt ist. So viel ich mich erinnere, war die Brücke 80 bis 100 Fuß lang und in folgender Weise hergestellt: von jeder Seite des Ufers waren solide hölzerne Balken schichtenweise so über einander gelegt worden, daß jede Reihe etwas über die andere vorstand, bis sie einander nahe genug waren, daß man lange dicke Bohlen darüber legen konnte. Dieß ist einer der vier großen Flüsse, welche vom Schnee der Bergketten von Berbala und des Busbagh genährt, Daghestan unter dem Namen Koi-suh durchströmen, dann sich mit einander vereinigen und unter dem Namen Sulak in's Kaspische Meer sich ergießen.

Ich erreichte erst spät Hiedatl, und mein Gepäcke kam noch einige Stunden später an. Da der Mann, in dessen Hause ich schlief, mir am andern Tage ein frisches Pferd zu besorgen versprach, so wollte ich meine Reise nach Ghunib fortsetzen und mein Gepäcke nachkommen lassen, sobald das frische Pferd ankommen

Digitized by Google

würde. Der Kerl hatte mich jedoch vollständig mit Schwindeleien hintergangen, so daß ich wieder umkehren mußte, und noch kein Pferd, aber auch meinen Gasstreund nicht mehr vorfand.

Ich bemerkte hier und anderwärts auf den Begräbnißplätzen einzelne Gräber, welche absichtlich hart an dem Weg angelegt waren, damit sie und ihre Inschriften den Vorübergehenden recht in die Augen fielen, und aus denen hohe Pfähle, überragt von einem Halbmond oder einem zerschlissenen Wimpel, emporragten. Es waren Gräber von Männern, welche im Gefecht oder durch Meuchelmord einen gewaltsamen Tod erlitten hatten; diese hohen Stangen bleiben so lange stehen, bis die Freunde und Verwandten den Erschlagenen seinen Tod gerächt haben durch Ermordung eines Mitgliedes desjenigen Stammes oder derjenigen Familie, zu welcher der Mörder gehörte, und rufen den Angehörigen des Erschlagenen beständig die ihnen obliegende Pflicht der Blutrache in's Gedächtniß.

Da ich wußte, daß dieser letzte Marschtag ein sehr langer sein würde, nahm ich Osman und einen andern Leszgier mit mir, und hieß die Anderen mit dem Gepäck gemächlich in zwei Tagen nachkommen. Osman und ich konnten uns kaum durch ein Wort verständigen, aber er gab mir bald sehr deutlich zu verstehen, er halte es für unmöglich, daß wir heute noch Ghumib erreichen würden, und drang inständig in mich, in jedem schmutzigen Dörfchen zu übernachten, in dessen Nähe wir kamen. Nachdem wir über mehrere steile Rücken hinübergeklettert, saßen wir uns Tilitl gegenüber in einem breiten Thale, berühmten aber dieses Dorf nicht, sondern hielten uns nach der andern Seite auf einem Pfade der hoch oben an den Bergen hinführt. Die nackten Felsenhänge von Ghumib sagen gerade vor uns; der Pfad war leidlich gut, und so ließ ich alle Vorstellungen Osmans um so mehr unberücksichtigt, als er ja den Weg gar nicht kannte, sondern lenkte mein Pferd gerade in jener Richtung vorwärts und trabte weiter. Tiefmal hatte aber der Leszgier Recht und ich Unrecht; allein Ghumib war mir so nahe erschienen, daß ich nicht glauben konnte, wir würden von der Nacht überrascht werden. Ich wußte nämlich nicht, daß der einzige Zugang zu dem Gipfel jener furchtbar steilen Felsenwände auf der andern Seite lag und daß wir bis dorthin einen weiten Umweg machen mußten. Kaum war die Sonne untergegangen, so sank die Nacht rasch herab, stichdunkel und mit leichtem Regen, so daß ich mit dem Steck nach einem Fußpfad suchen mußte. Keiner von uns wußte, wo wir waren; alle Ausblicken auf ein Abendbrod schwanden, und ich war schon auf dem Punkt anzuhalten und mich in meine Pelzbunda gewickelt am Boden niederzustrecken, was bei Regenwetter nicht gerade sehr angenehm ist, da saß ich drunten in der Tiefe ein Licht aus der Thüre eines Zeltes schimmern. Zelte konnten aber nur Russen gehören, darum rief ich sie sogleich an, erhielt Antwort und sah mich bald in einem kleinen russischen Lager. Der Offizier war schon im Bett, rief mir aber zu, ich habe nicht weit zu gehen, und hieß vier Soldaten mir den Weg zeigen; nun kletterten wir einen langen gewundenen Weg hinan und gelangten nach weiteren anderthalb Stunden mühsamen Steigens an unser Ziel.

Ich verbrachte zwei ganze Tage an diesem eigenthümlichen merkwürdigen Ort, von wo aus der Imam Schamyl so viele Jahre hindurch der Macht der russischen Heerfäulen trotzte. Offiziere welche an der Belagerung von Ghumib theilgenommen hatten und bei seiner Gefangennehmung zugegen gewesen waren, erzählten mir eine Menge Einzelnheiten, welche meines Erachtens neu und jedenfalls authentisch sind und über die ich mir an Ort und Stelle Notizen gemacht habe. Nach seinem allgemeinen Aufsehen unterscheidet Ghumib sich nicht bedeutend von vielen Bergen in der Nachbarschaft, denn einige der letzteren sind sogar noch steiler, entbehren aber anderer Vorzüge, welche Ghumib besitzt. Tiefes ist ein einzelnstehender ovaler Kalksteinfelsen, welcher in steilen und nahezu unersteiglichen Terrassen zu einer Höhe von 3 — 4000 Fuß aus den umgebenden Thälern ansteigt. An der einen Seite dieses Berges ist die Steigung minder stark, und die Russen haben hier einen trefflichen Weg bis auf eine Hochebene angelegt, welche 1100 Fuß über dem Kara-koisuh, dem an seinem Fuße hinfrömenden Flüßchen, liegt, und waren damals rührig daran, auf diesem Plateau ein Fort mit Spitälern, Magazinen und einem hübschen Wohnhause für den General Lazaroff, den Höchstkommandirenden in Tschetschan, zu errichten. Ueber diesem Plateau ist wieder eine steile furchtbare Felsenwand mit einer langen Schlucht in der Mitte, durch welche eine Straße im Zickzack auf den Gipfel des Berges hinaufführt. Der ganze Felsenberg ist ungefähr fünf deutsche Viertelmeilen lang und drei Viertelmeilen breit. Der tartarische Aoul, welcher unweit dem Nordende liegt, ist nach angestellten Messungen in einer Meereshöhe von 4920 rhein. Fuß, aber von da an steigt der Berg gegen Süden hin noch beständig bis zu einer Höhe von 7742 Fuß. Der Gipfel des Berges ist nicht flach, wie ich von unten aus geglaubt hatte, sondern muschelartig sehr stark ausgehöhlt. Im Grund dieser durch Felsen und Thäler sehr wellenförmigen muschelartigen Vertiefung liegt der Aoul. Ghumib ist nicht so sehr steil, daß es nicht vom Nordende her zugänglich wäre, allein seine Hauptstärke als natürliche Festung besteht darin, daß es in seinem Schoose alles enthält und erzeugt, was zum Unterhalt einer kleinen Besatzung auf unbestimmte Zeit erforderlich ist. Der Boden ist fruchtbar und trägt da, wo er angebaut wird, sehr schöne Ernten von Getreide; der Rest ist mit schönem Rasen von einem langen dichten Grase bedeckt, dessen treffliche Weiden zur Zeit der Einnahme durch die Russen mit 300 Pferden und 6000 Schafen besetzt waren. Zwei Flüßchen, welche aus dem höhern Gebirge herunter kommen, bewässern dieses Hochthal, vereinigen sich in der Nähe des Auls und suchen sich einen Abfluß nach der Westseite, wo sie sich über die Felsenhänge herabstürzen und drunten im Thale die Ostobäumeund Gärten von Hindal bewässern. Ein einziges Bächlein ergießt sich vom Nordende her in die Schlucht und bildet einen merkwürdigen Wasserfall, welcher dem berühmten Staubbach von Lauterbrunnen nicht unähnlich ist.

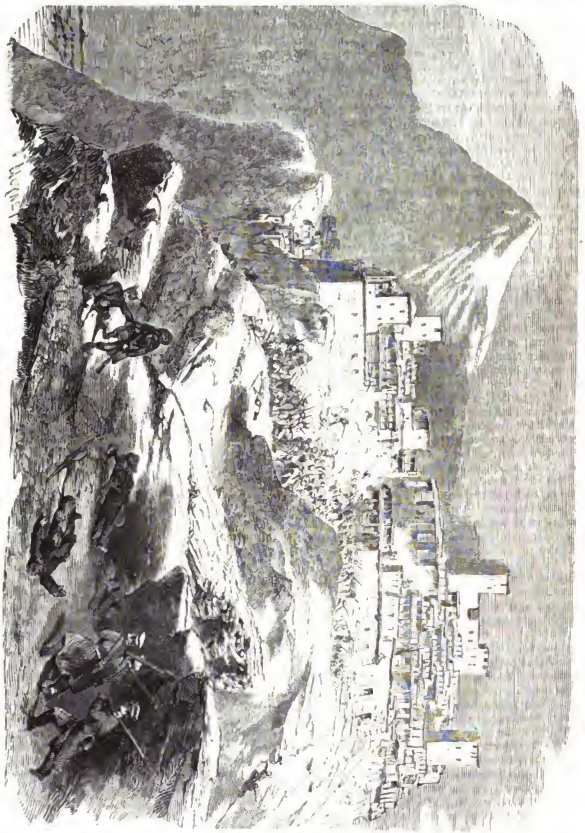
Auf dem Berge selbst sind außer kleinen Gruppen von Birken nur wenige Bäume, aber es gibt in der Umgebung Brennmaterial genug, namentlich sehr schöne Steinkohle in Menge, jedoch leider zwischen Schichten von solch hartem Gestein, daß sie nicht die Mühe des Abbaus verlohnt; dagegen auf der anderen Seite ausgedehnte Säume einer schlechtern Kohlenart, welche leicht abzubauen sind, und in der Sohle des Hochthales große Torfgründe. Es darf jetzt kein Eingeborener mehr auf dem Berge wohnen, und der Aoul beginnt schon zu zerfallen. Nur das von Schamyl bewohnte Haus, welches man in ein Spital umgewandelt hat, wird noch in baulichem Zustande erhalten und bewohnt. Ich fand das eine Zimmer angefüllt von kranken Tartaren aus der Nachbarschaft, welche selbst im Bette noch ihre zottigen Pelzmützen auf den rasirten Köpfen trugen, und hier verpflegt werden, um durch freundliche Behandlung die wilden Bergvölker für das russische Interesse zu gewinnen.

Schamyl hatte bekanntlich Jahre-lang alle Pässe und Hochthäler Daghestans mit eiserner Energie vertheidigt; als er sich endlich nach Ghumib zurückzog, befahl der Fürst Barjatinski, dessen Thatkraft, Entschlossenheit und Ausdauer Rußland allein die Unterwerfung des östlichen Kaukasus verdankt, sogleich die Zusammenziehung überwältigender Streitkräfte an diesem Orte. Schamyl hatte drei Mauern quer über die Schlucht an deren nördlichem Ende erbaut, welche man damals für den einzigen Zugang zu Ghumib hielt, und vertheidigte dieselben entschlossen. Sein ganzes Geschütz bestand nur aus zwei kleinen Kanonen, die er hier aufstellte. Die Russen versuchten regelmäßige Approchen anzulegen, allein die festige Beschaffenheit des Bodens ließ die Arbeit nur langsam vom Fleck kommen. Fürst Barjatinski sah dieß ein und wußte, daß wenn er den Bergvölkern Zeit lasse, Schamyl namhafte Verstärkungen an Mannschaft erhalten würde; daß aber bei einer starken Besatzung in Ghumib ein Ersteigen dieser Veste im Sturm hoffnungslos sein würde, lag klar am Tage, und so befahl der Fürst einen unverweilten Angriff. Schamyl hatte zwar nur 400 Mann bei sich, aber die feste Lage des Auls setzte ihn in den Stand, sich mit dieser Handvoll Leute eines Angriffs von 12000 Mann zu erwehren.

Am 16. September 1859 vor Tagesanbruch rückten fünf Sturmkolonnen zum Angriff vor. Das erste Fürstlier-Regiment und die Miliz von Daghestan unter General Tatharoff stiegen von Westen herauf; ersteres mußte sich an einer verzweifelten Stelle heraufarbeiten, letztere fand weniger Schwierigkeiten. Von Osten her griffen ebenfalls zwei Regimenter, das Samur'sche und das Apcheronski'sche, an. Das Nordende ward von dem Regiment Tschevanski unter dem Obersten Ranonewitsch angegriffen, gerade da wo Schamyl mit seiner Handvoll Leute hinter den Mauern mit Verzweiflung focht; ein Theil seiner Leute waren Fanatiker, welche sich dem Tode geweiht hatten, andere waren russische Ueberläufer, denen der Strang drohte, wieder andere waren stolz für ihren prophetischen Anführer zu fallen. Schamyl vertheidigte sich hartnäckig gegen die russischen Sturmkolonnen, welche mit wilder Tapferkeit

Digitized by Google

vorne gegen ihn anrückten; aber mitten im wildesten Kampfe verkündigte ihm ein Geschrei in seinem Rücken, daß er auch von dorther angegriffen werde, daß die Position die er für unbezwinglich gehalten, genommen, daß alles verüber sey, und er warf sich nun verzweiflungsvoll in den festen Thurm in dem Aul. Das Apcheronski'sche Regiment unter Oberst Tergukasoff, 2000 Mann stark, hatte zuerst den Gipfel erstiegen, und Lieutenant Squarzoff war der erste Offizier oben. Es war ein schweres Stück Arbeit gewesen, dort hinauf zu klettern, denn ihr Angriffspunkt lag beinahe am höchsten Scheitel des Felsens. Mittelst Leitern und Steigeisen hatten zwei oder drei der gewandtesten Kletterer die schwierigen Stellen passirt, den Nachkommenden Stricke zugeworfen, die sie in Menge bei



Erstürmung von Ghunib.

sich hatten, und so die Anderen heraufgezogen, die nun wieder Anderen weiterhalfen. Einige Tataren setzten ihnen einen unbedeutenden Widerstand entgegen, wurden aber sogleich sammt ihren Weibern, die sich am Kampfe betheiligten, niedergemacht. Ein Offizier dieses Regiments, welcher mich an Ort und Stelle herumführte, schilderte mir sehr graphisch die Bestürzung der russischen Soldaten, als sie sich in stockfinsterer Nacht auf dem Gipfel eines Berges sahen, wohin keiner von ihnen zuvor einen Fuß gesetzt hatte, niemand wußte wo das Dorf Schamyls oder der Feind war, und wie sie ein Pferd für den Major einfingen, der dick und außer Athem, aber voll Muth, auf dem ungesattelten Thiere den steilen Berg herab ritt, um den Feind aufzusuchen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Tante Tabitha.

Im kleinen behaglichen Speisezimmer des Herrenhauses auf dem Gute Eschenau saßen der Besitzer, Herr Gottfried Hagen, seine Frau und seine vier Kinder am Frühstückstische. Draußen lag tiefer Schnee über dem weiligen Gelände, und die Sperlinge flogen um den Fenstersims, auf welchem ebenfalls fausthoher Schnee lag, und spähten vergebens nach den Brodkrumen und Haferkörnern, welche ihnen sonst Jettchen jeden Morgen auftreute. Der Großknecht Friedel trat ein und brachte einige Briefe und Zeitungen.

„Hm, sehr spät! um eine ganze Stunde nach der vorgeschriebenen Zeit," brummte der Gutsherr, den diese Unterbrechung seiner gewohnten Lebensordnung einigermaßen aus seinem sonstigen Gleichmuth gebracht hatte.

„Wohl, Herr," versetzte der Großknecht; „aber der Postbote sagt, es sey schier nicht durchzukommen gewesen; die Straße durch das Gussenthal herauf sey so verschneit, daß er den Carriolwagen in Arneck habe zurücklassen und den Weg hieher zu Fuße machen müssen. Und meiner Treu, der arme Bursch ist bis über die Kniee herauf naß vom Schnee!"

„Gib dem Mann eine Tasse heißen Kaffee, ein Butterbrod und einen Schnaps, Julie!" flüsterte Frau Hagen ihrer ältesten Tochter zu.

„Jedesmal gibt es doch eine Störung, wenn ich wichtige Briefe erwarte," murmelte der Gutsbesitzer und that einen tiefen Zug aus der Morgenpfeife.

Sein Sohn Karl und die beiden jüngeren Töchter Marie und Jettchen warfen sich lächelnd und verstohlen einen bedeutsamen Blick zu, denn sie wußten, was für wichtige Briefe der etwas pflegmatische Papa gewöhnlich erhielt: Marktpreisgettel, Anfragen von Löw Schlome oder Hersch Kiefe, ob die Rothschecke noch nicht gekalbt habe, oder wie viele Fuchs- und Hasenbälge und Rehdecken in Eschenau zu haben seyen, oder Bestellungen vom Brauer Scholz in Steben auf so und so viel Wispel Gerste u. dergl. m. Sie wußten auch, daß es gleichgültig war, ob die Marktpreise der Landesprodukte hoch oder niedrig standen, da Papa doch in keinem Falle daraus Nutzen zog, denn er war nicht der Mann, der seinen Vortheil verstand.

Papa nahm die Briefe, legte sie neben seinen Teller, durchblätterte erst das Amtsblatt und ein paar Zeitungen, und öffnete dann einige Briefe, welche ihm nicht zu gefallen schienen. „Lies doch jenen dort von Schwager Heinrich zuerst!" sagte Frau Hagen und deutete auf einen der Briefe.

„Woher weißt Du denn, daß er von Heinrich ist, Lene?" fragte der Gutsbesitzer etwas eifersüchtig, wie er immer war, wenn er glaubte, man zeige einigen Fürwitz hinsichtlich seiner Briefe, und wäre es auch nur um des Poststempels willen.

„Jenun, Gottfriedchen, ich erkenne ja an der Adresse seine Handschrift über den Tisch hinüber," erwiderte Frau Hagen demüthig, verletzte aber dadurch auf's neue die Eigenliebe ihres Gatten, der sie um ihre schärfere Sehkraft immer beneidete.

„Es hat noch Zeit mit dem Briefe," sagte Herr Hagen, schob ihn unter die anderen hinunter, schien sich aber dann rasch eines Besseren zu besinnen, denn nach einigen hastigen Zügen aus der Pfeife holte er seines Bruders Brief wieder hervor, erbrach ihn und hub an ihn zu lesen. „Er kündigt uns seinen Besuch an," sagte er dann ohne aufzublicken.

„Gut! er soll uns willkommen seyn," entgegnete die Mutter, und Herr Hagen las weiter, denn er mußte stets einen Brief zu Ende gelesen haben, bevor er darüber berichtete. Plötzlich aber ging mit seinem Gesicht eine Veränderung vor sich; — er erblaßte, seine Stirne runzelte sich und mit einer unwilligen Geberde legte er den Brief aus der Hand.

„Was gibt es? ist Heinrich krank?" fragte Frau Hagen erschrocken.

„Mehr als krank — verrückt ist er geworden."

„Verrückt?" riefen Mutter und Kinder zusammen; „wie geht denn das zu? Der Onkel verrückt?"

„Ja, denn er will sich verheirathen," sagte Hagen.

„Verheirathen?" tönte es wie aus Einem Munde, dann trat eine tiefe Stille ein, und eine unverkennbare Enttäuschung spiegelte sich auf Aller Zügen.

„Jetzt ist es um euer Heirathgut geschehen, Mädchen!" sagte endlich Karl mit einem sehr ironischen Blick.

„Schweig!" rief der Gutsherr.

„Ich gestehe, ich finde das unbegreiflich, ja unbesonnen von Schwager Heinrich! In diesem Alter noch einmal zu heirathen!" rief Frau Hagen mit mehr Mitleid als Unwillen, denn sie liebte es, von jedem Menschen nur das Beste zu denken.

„Unbesonnen? nein, schändlich, abscheulich ist es!" rief der Gutsherr.

„Ja, lieber Gottfried! recht abscheulich," bestätigte die Frau, jedoch mit einer gewissen entschuldigenden Betonung. „Er ist zu alt zum Heirathen."

„Das wäre noch das mindeste, Lene! aber es ist schändlich, es ist lächerlich von ihm, es ist unerhört; es ist ein Erbarmen von einem Mann von 65 Jahren. Es ist gewissenlos," rief Hagen und redete sich in eine Hitze hinein.

„Vielleicht hat er sich in seinem Alter einsam gefühlt," sagte Frau Hagen.

„Dann hätt' er zu uns auf das Gehöfte ziehen können!" rief der Gutsherr immer hitziger; „das alte Haus hier hätte Raum genug für uns beide gehabt, und Heinrich bei euch Mädchen Unterhaltung und Pflege genug gefunden!"

„Aber bedenke doch, lieber Gottfried, Dein Bruder konnte unmöglich sein schönes Geschäft im Stiche lassen," sprach Frau Lene begütigend; „was man mit solcher Mühe geschaffen hat, das verläßt man nicht so leicht!"

„Na, dann konnt' er um eines von unseren Mädchen schreiben, daß sie zu ihm komme und ihm die Wirthschaft führe, wenn er sich denn wirklich so allein fühlte," polterte Herr Hagen. „Aber Der und sich allein fühlen! Unsinn! So etwas fällt ihm nicht im Schlafe ein. Ein verwünschter Querkopf ist er, wie er es von jeher gewesen! 's war allezeit seine Freude, das Gegentheil von dem zu thun, was andere Leute thaten oder von ihm haben wollten."

„Und doch dauert er mich!" sagte Frau Lene mitleidig.

„Mich nicht; ich gönne es ihm, dem vertrackten Kerl, wenn er sich einen tüchtigen Pack Sorgen damit aufladet," fuhr der Gutsherr fort; „der alte Pinsel! er hat die Tragweite seines Schrittes gar nicht erwogen. Er wird sein blaues Wunder noch erfahren, denn mit seinem ruhigen Leben ist es nun am Ende. Die Plage mit einer Frau ...." Er hielt plötzlich inne, denn er sah das Auge seiner Frau mit einem fragenden Blicke auf sich gerichtet, und sich berichtigend fuhr er fort: „Nicht doch, Lene, es ist nicht böse gemeint; Du weißt ich will Dir nicht wehe thun. Du und ich haben ja diese fünfundzwanzig Jahre her ohne Murren an Einem Wagen gezogen. Geh, geh, mußt es nicht krumm nehmen!"

Digitized by Google

„Nein, das thu' ich fürwahr nicht, Gottfried! ich kenne Dich ja," versetzte Frau Hagen mit einem freundlichen Lächeln, das immer für die ganze Familie die Sonne war, welche alle trüben Wolken verscheuchte.

„Ich bin nur begierig zu erfahren, wer die zukünftige Tante ist und wie sie aussieht," sagte Karl und sprach damit das aus, was seine Schwestern dachten.

„Dummheiten!" brummte Herr Hagen wieder gereizt; „was kümmert das uns? Wer wird es seyn? Irgend ein schlaues ränkesüchtiges Weib, irgend eine Abenteurerin, denn wenn sie was Rechtes wäre, so hätte Bruder Heinrich und wenigstens ihren Namen genannt. Oh, es ist abscheulich, niederträchtig!" murmelte er, zerknickte den Brief zu einem Knäuel, den er in die Tasche seines Schlafrockes schob, und ging in seine Stube hinüber, um sich eine frische Pfeife zu stopfen.

Sobald er aus dem Zimmer war, wallten auch die verhaltenen Empfindungen der jüngeren Familienglieder auf, denen die herzensgute Mutter dann immer einen Dämpfer aufsetzte mit der stereotypen Phrase: „Aber bedenkt doch, liebe Kinder, daß der Onkel ein Recht hat, mit seiner Person und seinem Vermögen ganz nach seinem eigenen Belieben zu schalten und walten!"

„Ja, beste Mama, das hat er freilich," sagte Karl; „niemand wird ihm das bestreiten. Aber nichtsdestoweniger ist die Sache für uns doch unangenehm, — das heißt: nicht für mich, denn mir ist Nord-Amerika noch immer sicher, wenn ich einmal das Gut mit zu vielen Hypotheken übernehmen soll, und meine rüstigen Arme können mir überall Brod schaffen. Aber die armen Mädchen da, die nachgerade die höchste Zeit hätten, sich zu verheirathen — wer soll ihnen nun eine Mitgift geben? und wer wird sie ohne Mitgift nehmen?"

„Der liebe Gott wird sie schon versorgen, Karl," entgegnete die Mutter milde und mit dem Tone unerschütterlichen Vertrauens. „Ist denn die Ehe der einzige Zweck und das höchste Glück eines Menschenlebens? Können sie sich nicht auch in anderer Weise der Menschheit nützlich und Gott wohlgefällig machen, wenn es wirklich keinen Mann mehr geben sollte, der sie nur um ihrer selbst willen nähme?"

„Na, Mamachen! Klöster gibt es für uns Protestanten nicht, und Diakonissen zu werden, das könnt' ich doch den Mädchen nicht rathen!" rief Karl; „da gingen sie lieber mit mir in die Hinterwälder von Canada!"

„Topp, Bruder Karl! lieber geh' ich mit Dir nach Amerika, als nach Kaiserswerth!" rief Jettchen lebhaft. „Meinethalben mag Onkel heirathen; mich kriegt er damit nicht unter."

Mama und Julie gingen ihren Haushaltungsgeschäften nach Karl hing Waidtasche und Gewehr um, pfiff seinem Hunde und ging fort, um zu sehen, ob sich keine Füchse aus dem Walde herausspüren ließen, und Jettchen setzte sich mit Marie an den Nähtisch zur Arbeit, um von Onkel Heinrich und seiner Zukünftigen zu plaudern.

Der Gutsbesitzer Gottfried Hagen auf Eschenau und der Kaufmann Heinrich Hagen in Frankfurt waren Brüder. Nach der Landesstitte hatte Gottfried nach seines Vaters Tode das bäuerliche Majorat zugut geerbt, und Heinrich, welcher die Kaufmannschaft erlernt hatte, war mit zwölftausend Thalern abgefunden worden. Beide Brüder aber waren nicht nur in ihrem Aeußern, sondern ihrem ganzen Wesen nach Originale. Gottfried war ein untersetzter stämmiger Mann, etwas bedächtig und langsam in seinen Bewegungen, von ziemlich eckigem Gebahren, ein Tüftler und Grübler, welcher sich lebhaft für alle neueren Fortschritte und Probleme der Landwirthschaft interessirte und alle möglichen Experimente anstellte, ohne jedoch dadurch auf einen grünen Zweig zu kommen, denn jetzt mit 67 Jahren stand er mit seinem Gut und Vermögen noch auf derselben Stelle, wie er dasselbe vor vierzig Jahren angetreten hatte, ausgenommen daß es mit einigen weiteren starken Hypotheken belastet war. Onkel Heinrich war noch kleiner, aber schmächtiger und hagerer, hatte aber einen großen langen Kopf, ein kleines schmales Gesicht mit unschönen harten Zügen, und war ein verschlossener eigensinniger Mann, der wenig Bedürfnisse hatte und bei dem sich alles verknöchert zu haben schien. Alles an ihm war altväterisch und antediluvianisch: sein Anzug, seine Perrücke, sein Comptoir, seine Wohnung, seine seltsame geschnörkelte Handschrift; aber wenn er so an seinem alten eichenen Pulte voll Tintenflecken in dem düstern Comptoir in der Fahrgasse saß und seinen Namen mit der vertrakteſten Handschrift und dem seltsamſten Schnörkel unter eine Tratte von hunderttausend Gulden setzte, so würde sie in der ganzen kaufmännischen Welt respektirt worden seyn, und sein alter Buchhalter und Prokurist Jakob Noel Schneck pflegte seinen Vertrauten unter der Hand mitzutheilen, daß nach der letzten Bilanz Herrn Hagen nur noch ein 60—70,000 Gulden zur halben Million fehlten, die jedoch im nächsten Jahre sicher eingebracht werden würden. Herr Heinrich Hagen selbst sprach nie von seinen Geschäften und seinen Vermögen, noch ließ er sich solches in seinem Gebahren ansehen; er war noch ganz derselbe, wie damals, wo er als jüngster Associé in das Geschäft getreten war, das er nun ganz sein eigen nannte: bescheiden, zurückhaltend, wortkarg und verschlossen.

Onkel Heinrich hatte seines Bruders Kindern niemals auch nur einen Dreier zu vermachen versprochen; da er aber der Pathe von allen und sonst freundlich gegen sie war, und bis jetzt, in sein 65. Jahr, sich noch nicht verheirathet hatte, so lag der Gedanke, daß sie den Oheim einst beerben würden, den Nichten und dem Neffen so nahe, daß man ihnen eine derartige Hoffnung nicht verdenken konnte. Hatte ja der Oheim doch außer ihnen keinen einzigen Verwandten in der ganzen weiten Welt, und war immer freundlich gegen sie gewesen, hatte für Karl die Kosten seines Aufenthalts in Schnepfenthal und Erdena bezahlt, und sandte noch jede Weihnachten wie seit Jahren eine Kiste mit werthvollen Geschenken für den Bruder Gottfried, die Schwägerin Magdalene und die drei Nichten sammt dem Neffen, obschon zuweilen Stoffe oder Gegenstände, welche mehr seinem eigenen antiquirten Geschmack als demjenigen seiner Nichten entsprachen. Für Schwägerin Lene hegte er in seiner eigenen unauffälligen Weise eine gewisse Zuneigung, und hatte seinem Bruder mehrmals im Vertrauen versichert, daß sie eine „treffliche Frau" sey. Eines Tags hatte sein Bruder in seiner Gegenwart geklagt, daß er den Mädchen keine Mitgift geben könne. „Karl übernimmt natürlich das Gut," sagte er; „aber wann er dann heirathet, was soll aus den drei Mädchen werden?" und Onkel Heinrich hatte darauf geantwortet: „Ihretwegen brauchst Du Dir keine Sorgen zu machen; fehlt es ihnen nur an der Mitgift, so sollen sie schon untergebracht werden!" Darin lag allerdings kein ausdrückliches Versprechen, aber diese Aeußerung schon hatte die ganze Familie mit der zuversichtlichen Hoffnung erfüllt, daß der Oheim dereinst das Glück der drei Nichten gründen werde. —

Als jetzt Marie und Jettchen im Wohnzimmer am Nähtischchen beisammen saßen, hub Jettchen, die jüngste und lebhafteste der drei Schwestern, an: „Ich bin nur begierig, lieb Mariechen, ob er uns auch zur Hochzeit laden wird."

„Was mich anbelangt, so kann er sich die Mühe ersparen," versetzte Marie.

„Wenn er es aber thäte, so wär's jedenfalls nicht klug, ihn durch eine abschlägige Antwort zu beleidigen," sagte Jettchen.

„Bah, mir gilt es gleich, ob er sich beleidigt fühlt oder nicht,"

Digitized by Google

meinte Marie und warf den Kopf zurück; „seine Frau soll sich nun seiner annehmen.“

„Höre, Marie,“ sagte Jettchen geheimnißvoll, „ich würde viel darum geben, wenn mich der Onkel zur Hochzeit lüde — es wäre doch ein kapitaler Spaß!“

„Ein Spaß, Kind? Bist Du nicht bei Trost, Mädchen?“ rief Marie; „Du hast nichts im Kopf als Spaß und Scherz, und doch ist diese Heirath für uns am Ende gar kein Spaß.“

„Ach nein, Mariechen! Denke Dir nur, wie seltsam Onkelchen aussehen wird! Der kleine Mann mit seinem langen Kopf und der alten Perrücke im schwarzen Frack mit weißer Halsbinde, weißen Handschuhen, einen Strauß im Knopfloche, vor dem Altar, — wie er sich bückt, um seiner Zukünftigen den Ring an den Finger zu stecken (er muß fürwahr eine Brille dazu aufsetzen, daß er es thun kann) und wie er dann daknieen wird! Ach, es muß fürwahr romantisch aussehen! Und wie er nur in sich den Muth finden kann, sich zu verheirathen!“ rief sie und brach in ein lautes Gelächter aus; „und erst die Braut! was für eine alte Vogelscheuche muß diejenige seyn, welche den Oheim heirathet!“

„Oh, ich wette, er hat sich eine junge und recht hübsche Braut ausgewählt,“ sagte Marie. „Und ihr wird er gar nicht so häßlich erscheinen, denn sie sieht ihn ja durch eine goldene Brille!“

„Einerlei! ich möchte dennoch für mein Leben gern die Hochzeit mit ansehen,“ rief Jettchen.

„Jenun, wenn Du gehst, so thu's für Deine Gefahr,“ sagte Julie, welche mittlerweile auch in's Zimmer getreten war. „Du kommst mir in manchen Dingen oft recht kindisch vor, Henriette, trotzdem daß Du schon zweiundzwanzig Jahre alt bist!“

„Das weiß ich nachgerade auswendig, liebe Julie, so oft erinnerst Du mich daran,“ entgegnete Jettchen schmollend; „freilich wenn ich an Dein Alter denke, komm' ich mir ganz wie ein Kind vor; dreiunddreißig klingt ganz stattlich neben meinen zweiundzwanzig . . . Doch nein, Julchen! verzeih'! es thut mir leid, daß ich dieß gesagt — es war recht häßlich von mir. Sey mir nur dießmal nicht böse, und ich will Dich nie wieder an Dein Alter erinnern!“ Und Jettchen sah die Schwester so bittend und wehmüthig an, daß diese ihr nicht böse sein konnte. Eine Pause entstand während welcher Julie sich ebenfalls an ihre Arbeit setzte; dann hub Jettchen wie im Selbstgespräch von Neuem an: „Ich möchte nur wissen, ob die Braut jung oder alt ist.“

„Jedenfalls ist sie jung,“ sagte Julie mit einem schnippischen altjüngferlichen Tone. „Wenn thörichte alte Männer heirathen, so nehmen sie gewöhnlich junge Mädchen, die eher ihre Enkelinnen seyn könnten. Glaubst Du auch, Marie, daß er eine alte nehmen werde?“

„Nein, sicher nur eine junge,“ versetzte diese.

„So wie ich den Onkel kenne, fellte ich meinen, es wäre ihm vollkommen gleichgültig, ob sie jung oder alt ist . . .“

„Stille, stille, Kind! der Papa kommt!“ flüsterte Marie.

Herr Gottfried Hagen wollte nur, daß ihm eines der Mädchen die Schleife seiner Halsbinde knüpfe, weil er ausgehen müsse; aber man sah ihm die Verstimmung über Bruder Heinrichs „dummen Streich“, wie er's nannte, deutlich an.

Ungefähr acht Tage später kam ein zweiter Brief von Onkel Heinrich, welcher den Hochzeitstag festsetzte, aber niemand von der Familie des Bruders zur Hochzeit einlud, dagegen meldete, daß Heinrich Hagen mit seiner Neuvermählten vierzehn Tage später selbst zum Besuche nach Eschenau kommen werde. Karl machte zwar den Vorschlag, Papa solle sich lieber den Besuch verbitten, und hiedurch ein Aergernis ersparen, aber Herr Hagen war bereits entschlossen, den Besuch anzunehmen, und verwies Karl zur Ruhe.

„Darf man denn nachgerade auch wissen, wer denn eigentlich die zukünftige Tante ist?“ fragte Jettchen.

„Ja wißt ihr denn das noch nicht, Kinder?“ rief der Papa verwundert. „Hab' ich's euch denn nicht schon gesagt?“

„Keine Sylbe, Papa; Du gingst ja aus dem Zimmer!“ sagte Marie; „Du hast nie darauf geachtet, wenn wir eine Anspielung in dieser Richtung wagten.“

„Hab' ich das wirklich? — jenun, ihr kennt ja meine Zerstreuung!“ sagte der Gutsherr; „also die Braut meines Bruders ist Fräulein Tabitha Eulenfusz, die Tochter seines ehemaligen Associé, eine ehrbare Jungfrau von 52 Jahren.“

„Tabitha Eutenfusz — wie romantisch!“ kicherte Jettchen; „und 52 Jahre — das muß ein Muster von Liebenswürdigkeit seyn!“ und sie brach in ein lautes Gelächter aus, welches ihr die Mutter ernstlich verwies.

Tante Tabitha war aber in den Augen Aller eine mehr oder weniger komische Figur, und der Gegenstand mancher sarkastischen Bemerkungen. Nur Frau Hagen und Marie enthielten sich aller lieblosen Bemerkungen, und die erstere sagte oft: „Du lieber Himmel! wenn das arme Wesen es nur bei Oheim auch gut bekömmt! es wird nicht leicht seyn, sich in seine Launen zu fügen.“ Dann machten sich die drei Mädchen daran, Geschenke für Oheim und Tante zu arbeiten, und sahen mit gespannter Erwartung dem Tag entgegen, wo der Oheim mit der neuen Tante eintreffen werde.

Der Hochzeitstag und die beiden Flitterwochen verstrichen, und mit ihnen der Monat Februar. In den ersten Tagen des März traf ein Brief von Onkel Heinrich ein, des Inhalts: er werde wenn Witterung und Wege es erlauben, am andern Tage auf Eschenau eintreffen. Dieß war dem kleinen, etwas von der Welt abgeschiedenen Kreise auf Eschenau hoch willkommen, denn ihre Neugier hatte den höchsten Grad von Spannung erreicht, um so mehr als es ihnen selber unmöglich gewesen war, etwas Näheres über die Persönlichkeit, das Aussehen, den Charakter und die Gemüthsart der neuen Tante zu ersahren. Frau Hagen hatte zwar daran gedacht, an ihren Schwager zu schreiben und einige Erkundigungen hierüber an ihn zu richten, „nur um doch auch einiges freundliche Interesse für die neue Verwandte zu bethätigen,“ wie sie sagte; aber ihr Gatte hatte ihr statt aller Antwort hierauf einen furchtbar grimmigen Blick zugesandt.

Der Nachmittag war da, wo das neuvermählte Paar auf dem Gute eintreffen sollte. Frau Lene in ihrem mütterlichen Herzen begann ein gewisses Mitleid für die neue Schwägerin zu fühlen, und sagte zu ihren Töchtern: „Die arme Frau ist gewiß recht nervös und aufgeregt, wenn sie in unsern Kreis tritt, weil sie einigermaßen fürchten mag, sich nicht allzu freundlich aufgenommen zu sehen. Seyd mir daher doch ja recht freundlich gegen sie, Kinder; die arme Frau kann ja nichts dafür, daß euch das Vermögen entgeht, und weiß vielleicht nichts davon.“

Endlich fuhr eine grüne Chaise, von zwei stämmigen Braunen gezogen, von einem Postillon kutschirt, über das Feld herüber auf das Gehöfte zu. Die ganze Familie bis auf Herrn Hagen, der sich gestissentlich aus dem Staube machte, eilten unter die Hausthüre, um die Ankömmlinge zu bewillkommnen, und betrachteten erwartungsvoll die Neuvermählte. Sie war groß und hager, um eine halbe Spanne höher als Onkel Heinrich, trug ein einfaches schwarzes Seidenkleid, einen Reisepelz, einen dunkelblauen Krepphut mit einem dichten Schleier, durch welchen hindurch man ihre Züge nicht erkennen konnte, selbst nicht als sie ihre Nichten küßte, denn sie lüftete ihn dann nur an der einen Ecke und ließ ihn schnell wieder herunter. Sie war ohne Zweifel verschlüchtert, wie Frau Hagen gesagt hatte, und trotzdem daß die Mädchen sie mit Bitten bestürm-

Digitized by Google

ten, in's Wohnzimmer zu treten und sich an den Ofen zu setzen, weil sie bei dem kalten Wetter halb erfroren seyn müsse, und sie mit Fragen überhäuften, ob sie lieber Thee oder Kaffee wünsche, gab sie keine Antwort, sondern blieb stockstill in der Hausflur stehen, bis Onkel Heinrich mit Hülfe eines der Knechte das ganze Gepäck vom Wagen genommen und in's Haus geschafft hatte; dann ergriff er sie am Arme und führte sie in's Zimmer herein.

„Marie, geh' hinauf und sieh nach, ob das Feuer im Schlafzimmer der Tante auch recht brennt, damit es wohl durchwärmt ist, ehe sie hinaufgeht," sagte Frau Lene zu ihrer Tochter; „ich will sogleich Glühwein bereiten, das durchwärmt den Körper am besten, und wenn ich hernach klingle, trägst Du ihn der lieben Frau Schwägerin hinauf," setzte sie gegen diese gewandt hinzu.

„Sehr schön von Ihnen, liebe Frau Schwägerin," sagte Onkel Heinrich, der mit dem Rücken gegen den Ofen stand und in seinem langen Gesicht eine gewaltige Verlegenheit verrieth, als sey er sich sehr gut bewußt, was für einen Schabernack er seinen Nichten durch seine Heirath gespielt habe; „ja, Glühwein wird uns wohlthun, — sind sehr langsam gefahren, — der tiefe Schnee, — die grimmige Kälte, und ... die schlechten Wege ... War kein Spaß, von der Eisenbahn aus die drei Meilen hieher zu fahren!" Damit verstummte er und schaute an den Boden.

Die neue Tante war bockscheit auf ihrem Stuhle sitzen geblieben, ohne der guten Schwägerin Lene auch nur ein Wort zu erwidern, und hielt den Schleier noch vor dem Gesicht, als sey sie die berücksichtigte Dame mit dem Todtenkopf; ihre Nichten Julie und Henriette und der Neffe Karl standen um sie her in gespanntester Neugier, sie endlich einmal von Angesicht zu sehen. Julie erbot sich ihr Hut und Mantel und Muff abzunehmen, aber sie nahm gar keine Notiz davon.

„Du mußt lauter mit ihr reden, liebe Julie, wenn sie es verstehen soll," sagte Onkel Heinrich mit einem eigenthümlichen Zucken seiner Mundwinkel; „sie ist etwas taub. — Liebe Tabitha," rief er ihr dann laut und dicht neben ihr durch die hohle Hand in's Ohr; „unsere Nichte Julie hier fragt, ob Du nicht ablegen willst?"

„Zu Bette gehen? Nein," erwiderte Tante Tabitha kühl; „ich bin noch nicht müde."

„Hut und Mantel ablegen!" rief Onkel Heinrich aus Leibeskräften und gedehnt, und um seine Mundwinkel zuckte es wiederum.

„Ah, Mantel ablegen — ja, gewiß, das will ich — ich danke," sagte sie und nahm den Hut ab. Aller Augen waren voll Spannung auf sie gerichtet, aber ein Ausruf der Bestürzung entfuhr beinahe allen, als sie Tante Tabitha ohne Schleier sahen. Es war ein unschönes, pockennarbiges Gesicht, mit vorstehenden Backenknochen und derben unschönen Zügen. Augbrauen und Wimpern fehlten, das eine Auge schielte, und das röthlich-braune dünne Haar an den Scheitelu zeigte schon graue Ränder.

Mit lauter Stimme stellte nun Onkel Heinrich seiner Neuvermählten die Verwandten vor, und als die Reihe an Jettchen kam, und diese den zärtlichen Kuß der neuen Tante empfangen hatte, sprang sie laut lachend aus dem Zimmer und wischte sich die Wange ab.

Frau Lene Hagen war die einzige, welche mit der armen Schwägerin Tabitha ein wirkliches Mitleid fühlte und dieser darum mit einer verdoppelten Freundlichkeit begegnete. Mittlerweile war auch der Gutsherr herbeigekommen und hatte seinen Bruder und dessen Frau bewillkommt, was er nach seiner Weise sehr trocken und in möglichst wenigen Worten that. Dann reichte er ihr den Arm und führte sie in das für sie bereit gehaltene Gastzimmer hinauf, und Heinrich folgte.

Kaum waren diese aus dem Zimmer, so stürzte Henriette wieder herein und hielt sich die Seiten vor Lachen. „Karl, halte mich oder ich muß mich todtlachen," rief sie; „was für ein Schauspiel; Gerade wie zwei Pagoden! Die Tauben hätten kein schöneres Paar zusammentragen können, als diese zwei Leutchen!"

„Jettchen, um's Himmels willen schweig' doch!" rief Karl; „Du bringst uns gewiß noch in eine Verlegenheit!"

„Gott behüte!" rief Jettchen. „Sie ist ja stocktaub und Onkel Heinrich hörte von jeher nicht gut. — O du lieber Himmel, was für eine Braut! Eine reelle Vogelscheuche!"

„Und so gragiös wie ... wie eine Ohreule," setzte Julie hinzu; „wenn sie eine Woche lang hier bleibt, so werden wir von lauter Schreien heiser wie eine Krähe. — Hast Du sie gesehen, Marie?" rief sie der eintretenden Schwester entgegen.

„Allerdings, ich habe ihr den Glühwein hinaufgebracht, und sie dauert mich, die arme Tante," versetzte Marie. „Sie ist nicht schön und einnehmend, und nun gar auch noch taub und von dem Verkehr mit den Menschen ausgeschlossen zu seyn, das ist hart!"

„Ach geh', wie kann man eine solche Person bemitleiden, Marie?" rief Julie. „Der Streich, den sie uns gespielt hat, ist so garstig wie ihr ganzes Wesen."

„Ich möchte nur die Courmacherei der beiden Leutchen gesehen haben!" rief Jettchen muthwillig; „das war unverkennbar eine Liebschaft unter Schwierigkeiten, wobei die ganze Nachbarschaft Zeuge der Süßigkeiten war, die sie sich gegenseitig sagten. Wie es Onkel Heinrich nur angestellt haben mag! ..."

„St, da ist sie schon wieder!" flüsterte Karl, denn Tante Tabitha trat in diesem Augenblick wirklich wieder in's Zimmer, und es war gut, daß sie taub war, sonst hätte sie Henriettens muthwillige Aeußerung ganz sicher hören müssen.

Julie, Henriette und Karl machten sich sogleich aus dem Staube Marie aber begegnete der Tante freundlich, rückte ihr einen Lehnstuhl und Schemel zum Ofen, und erkundigte sich laut nach ihren etwaigen Bedürfnissen.

„Nein, ich hatte ja Galoschen an, die Füße sind ziemlich warm geblieben," erwiderte Tante Tabitha.

„Darf ich Ihnen nicht unser Album vorlegen, damit Sie sich einstweilen unterhalten, liebe Tante?" rief Marie von neuem.

„O nein, der Glühwein war sehr gut, — sehr, nur etwas stark! Lieber jetzt einen Apfel oder ein Glas Wasser," versetzte die Tante.

„Arme unglückliche Frau! sie ist wirklich stocktaub!" murmelte Marie, warf dann der Tante einen wehmüthig-freundlichen Blick zu und holte ihr Aepfel und ein Glas Wasser.

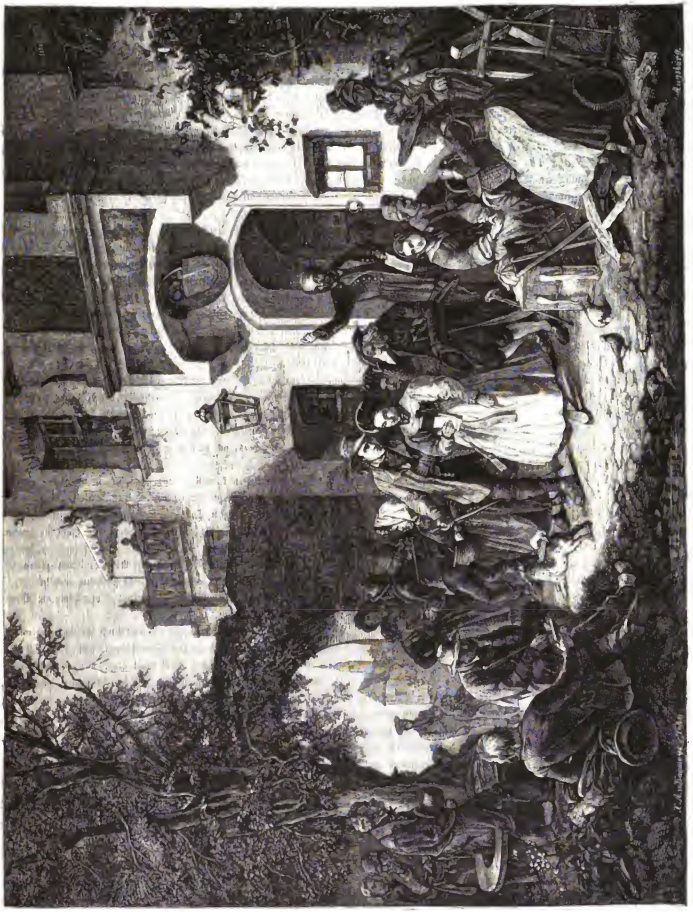
„Ich danke, mein liebes Kind! wie heißen Sie?"

„Marie, liebe Tante."

„Ferdinande? Ah, ein schöner Name, aber selten!" — Marie schüttelte den Kopf und schrieb mit dem Finger ihren Namen in ihre Handfläche. „Aha! Emma!" Marie verneinte wieder, und nun suchte die Tante aus der großen Tasche, die sie in den Händen trug, eine lange Röhre von Gutta Percha mit einem offenen Becher an dem einen und einer elfenbeinernen Spitze am andern Ende hervor, reichte Marie den Becher, und bat sie, da hinein zu sprechen. „Ich heiße Marie, liebe Tante," sagte die Nichte. Tante zog die Stirnhaut in die Höhe, lächelte schwach, drückte Marien die Hand und flüsterte: „Ich danke Dir, meine Liebe! ich glaube, Du hast ein gutes Herz." Marie war gerührt und küßte der armen tauben Frau inbrünstig die Hand.

Am Abend, als die beiden Gäste sich zurückgezogen hatten, erklärte Herr Gottfried Hagen seinen Kindern, warum Onkel Heinrich diese Frau geheirathet hatte. Heinrich hatte nach dem Abendessen eine Unterredung mit seinem Bruder Gottfried gehabt und

Digitized by Google



Ein Gerichtstag in Oberbayern.
Nach dem Gemälde von Enhuber in München. (Text hiezu auf S. 119.)

Digitized by Google

ihm all seine Motive mitgetheilt. Tabitha war die Tochter seines frühern Associé's Eulenfuß und hatte vor Jahr und Tag ihre Mutter und ihren einzigen Bruder verloren, und stand mit ihrem beträchtlichen Vermögen ganz allein in der Welt; wegen ihres uneinnehmenden Aeußern war sie von jeher schüchtern und linkisch gewesen und hatte mit ihrer Mutter ein sehr zurückgezogenes Leben geführt. Nachdem sie alle ihre Verwandten und näheren Angehörigen verloren, war sie aus Konstantinopel, wo sie bei ihrem Bruder gelebt, nach Frankfurt zurückgekehrt und hatte Herrn Heinrich Hagen gebeten, sich ihrer anzunehmen, und ihr beträchtliches Vermögen zu verwalten. Er hatte ihr eine Wohnung in seinem Hause eingeräumt und sie näher kennen gelernt; und da er nicht wußte, in was für Hände Tabitha und ihr Vermögen gerathen könnten, hatte er ihr den Vorschlag gemacht, sie zu heirathen, und sie, als ein verständiges Frauenzimmer, hatte das Vernünftige dieses Antrags eingesehen und denselben daher angenommen.

„Meines Bedünkens hat Bruder Heinrich darin sehr verständig und rechtschaffen gehandelt," schloß der Gutsbesitzer seinen Sermon; „so geziemt es uns denn, der Schwägerin Tabitha recht artig und zuvorkommend zu begegnen, denn sie verdient es."

„Hat sich Dukel Heinrich denn gar nicht über ihre Taubheit geäußert, Papa?" fragte Julie.

„Nein, mit keinem Worte; wie soll' er denn auch, Kind?"

„Und Du hast ihm auch nichts darüber bemerkt, Papa?" rief Henriette.

„Wie sollt' ich auch? was liegt denn daran, Kind? Heinrich wird dadurch nur ein um so ruhigeres Leben haben, denn eine Weiberzunge . . . na, Lene! laß es gut seyn," brach er plötzlich ab und wandte sich zu seiner Frau, die ihm einen scharfen fragenden Blick zugeworfen hatte; „Du weißt ja, das trifft Dich nicht."

„Du lieber Himmel, ich habe ja auch nichts gesagt, Gottfried," versetzte Frau Hagen lächelnd. Sie war sich ihrer Macht über ihren Gatten wohl bewußt, obschon sie ihn an einem seidenen Bande führte und ihm immer nur mit Sanftmuth zusetzte. „Du darfst außer Sorge seyn, lieber Mann," fuhr sie dann fort; „ich werde nie vergessen, daß Tabitha Deines Bruders Frau und unser Gast ist; so lange sie unter unserem Dache verweilt, soll die Arme, welcher das Schicksal so viel Genüsse und Freuden geraubt hat, nur lauter Liebe und Güte von mir erfahren. Wir wollen sie ihr unternehmendes Aeußere nicht entgelten lassen."

* * *

Tante Tabitha schien nach einigen Tagen auf Eschenau ganz heimisch geworden zu seyn. Sie kam Morgens nach dem Frühstück in das Wohnzimmer herunter, setzte sich mit ihrer Arbeit an's Fenster und nähte oder strickte hier ganz emsig den ganzen Vormittag, ohne sich um die übrigen zu bekümmern. Diese waren anfangs schweigend und befangen, denn wenn wir auch wissen, daß jemand in unserer Gesellschaft taub ist, so vergeht doch meist einige Zeit, bevor wir uns des irrthümlichen Gedankens entwöhnen können, daß diese Person die Hälfte von dem verstehe, was wir mit einander sprechen. Tante Tabitha aber schien keine von jenen geduldigen Tauben zu seyn, welche theilnahmslos und in sich versunken dasitzen, sondern blickte immer scharf und mißtrauisch um sich.

Henriette war die erste, welche sich über die Anwesenheit der Tante hinwegsetzte und das Schweigen brach; sie machte einige muthwillige Bemerkungen über das Aeußere der Tante, die so spitzig waren, daß Marie sie ihr als lieblos verwies und erschrocken Tabitha anblickte, aber die eisig kalten Züge der Tante zeigten deutlich, daß keine Worte mehr zu ihrem erstorbenen Gehör drangen.

„Pfui doch, Marie! das Wort liebles ist unverdient hart!" rief Jettchen, sich vertheidigend; „ich versichere Dich, Schwester, ich bin im Herzen der Tante doch gut, wenn auch ihr Anzug und ihr ungeschlachtes Benehmen einen komischen Eindruck auf mich machen. Aber so häßlich sie auch ist, so halte ich sie doch für gutmüthig und redlich und wohlwollend!"

„Henriette, Du thust mir weh!" sagte Frau Lene Hagen verweisend; „wer wird von einer Verwandten so sprechen! Wie kannst Du ihr ihr Aeußeres zum Vorwurf machen, woran sie ganz unschuldig ist?"

„Ach ich weiß das, Mamachen, aber dennoch muß ich aus irgend einem innern Drang die Leute necken, welche häßlich sind!"

„Mich kümmert die schreckliche Häßlichkeit ihres Gesichts nicht einmal so viel," sagte Julie, die in ihrer altjüngferlichen Herbheit und Verdrießenheit eine förmliche Abneigung gegen die Tante gefaßt hatte; „aber ihre Stimme ist mir entsetzlich; sie klingt gerade, wie wenn man ein Stück Kattun zerrisse, und geht mir durch Mark und Bein!"

Tante Tabitha strickte dabei ganz ruhig und unbefangen weiter und sah nicht einmal auf. Marie aber sagte: „Du bist herb und bitter, Julie! Die Stimme ist nicht gerade melodisch, aber doch nicht so abstoßend; und diese kreischende Stimme ist auch nicht der Tante eigene Schuld, Schwester; Du solltest darum Nachsicht mit ihr haben und ihr die freundlichen Seiten abzugewinnen suchen!"

„Bah, diese entsetzliche Frau hat keine angenehmen Seiten!" sagte Julie schnippisch; „ich sehe in ihr nur eine vollkommene Vogelscheuche."

„Geh, Julie, das ist gottlos und abscheulich," tadelte die Mutter; laß mich nichts derartiges wieder hören!" Und als wollte sie das Unrecht der Tochter wieder gut machen, setzte sie sich jetzt zu Tante Tabitha und theilte ihr durch das Hörrohr einige der Neuigkeiten mit, welche in der neuesten Nummer des Frankfurter Journals standen.

Nach einer Weile kam Karl vom Hofe herein und bat Henrietten, ihm einen Knopf an seinem Rock anzunähen. Er warf einen forschenden Blick auf die Tante, die ihrer Schwägerin fest und forschend in die Augen sah, während diese in das Hörrohr hinein sprach.

„Welch eine ekelhafte und mühsame Art der Unterhaltung!" brummte er vor sich hin; „wie lange bleibt sie denn noch hier?"

„So lange es ihr bei uns gefällt, Karl," erwiderte die Mutter, sich umwendend.

„Wie in aller Welt stellt ihr es nur an, ihr Frauenzimmer euch mit einer solchen lebendigen Mumie abzugeben?" rief Karl! „ich möchte um alles in der Welt nicht einen ganzen Vormittag so mit ihr allein hier zusammensitzen, wie die Mädchen; ich müßte mich zu Tode gähnen!"

„Pfui doch, Karl, Du thust mir in der Seele weh durch solche Ausdrücke!" rief die Mutter; „ich gebe zu, daß die Tante wenig Anziehendes hat, aber im Grunde ist sie doch gewiß eine sehr würdige Person, welche Deine Achtung vollkommen verdient."

„Wie? etwa dafür daß sie den Oheim eingefangen hat?" rief Karl geringschätzig.

„Karl, sag' mir 'mal," flüsterte Jettchen vertraulich; „hättst Du Tante Tabitha's Scheitel für ihr eigenes Haar oder für künstlich?"

„Sie trägt eine Perrücke," rief Karl mit einem lauten Hohnlachen; „sie lahmt auf dem einen Hinterlauf, hat ein künstliches Gebiß im Munde und einen Höcker . . ."

„Karl, das ist roh und boshaft!" rief Frau Lene Hagen. „Komm, Henriette! hole Deine Zeichnungen und zeige sie der Tante; Ihr müßt die arme Frau auch zu unterhalten suchen, Kinder."

„Bah, sie sieht mir nicht aus, als ob sie von Künsten und

Digitized by Google

Wissenschaften eben viel verstände," sagte Julie herb. In der That schien Tante Tabitha nur ein geringes Interesse dafür an den Tag zu legen, und Henriette trat etwas verstimmt an's Klavier, spielte eine hübsche Sonate von Mozart, und griff dann zu Silcher's deutschen Volksliedern, für die sie eine besondere Vorliebe hatte, und die sie allerliebst sang. Auch jetzt gab sie wieder einige derselben zum Besten, und über die unbeweglichen Züge der Tante huschte plötzlich ein flüchtiges Lächeln hin, als ob sie den Gesang hörte und sich darüber freute; aber im nächsten Moment war das Gesicht wieder so kalt und hölzern, wie zuvor.

„Die arme Frau! wie sehr würd' ich ihr gönnen, daß sie diese reizenden gemüthlichen Volkslieder hören könnte!" sagte Frau Hagen.

„Ich glaube, daran wäre ihr nicht eben viel gelegen," versetzte Julie schneidend; „sie scheint mir nicht sehr auf das Gemüth und die Romantik geschnitten zu seyn." —

An einem der folgenden Vormittage saß Marie allein mit Tante Tabitha im Zimmer. Julie und Henriette machten einen Besuch auf einem benachbarten Gute, und Frau Hagen war in der Küche beschäftigt. Da kam der Forstmeister Bärnsprung zum Besuch, ein lieber Hausfreund der Familie, welcher seither im Stillen sich um Mariens Gunst beworben hatte. Ihr Erglühen bei seinem Anblick verrieth, daß er ihr nicht gleichgültig war. Sie stellte ihn der Tante vor, machte ihn mit deren körperlichem Fehler bekannt, und entschuldigte die Übrigen, welche abwesend waren.

Die Tante warf einen langen forschenden Blick auf den Gast, einen stattlichen kräftigen Mann von ungefähr 35 Jahren mit einem ehrlichen offenen Gesicht, auf welchem aber dießmal eine gewisse Befangenheit lag.

„Mein Fräulein — Marie," hub er leise und eindringlich an, „ich freue mich, Sie allein zu treffen, — d. h. wenn ich vor dieser Dame offen reden darf, — denn ich habe Ihnen eine Mittheilung zu machen, welche für mich . . . ungemein wichtig ist."

Jetzt kam die Reihe der Befangenheit an Marien. „Reden Sie immerhin, die gute Tante versteht kein Wort!" stammelte sie erglühend und mit bebender Stimme, denn die Brust war ihr wie zusammengeschnürt.

„Marie, liebes theures Mädchen," flüsterte er; „ich bin nun . . . ich habe gestern das Dekret meiner definitiven Anstellung erhalten . . . ich bin nun wirklicher Forstmeister. Meine Schwester Emilie, für welche ich seither zu sorgen hatte, ist verheirathet. Nichts hindert mich nur mehr, meinen eigenen Herd zu gründen . . . Marie, Sie wissen was mir auf der Zunge schwebt — wen ich zu meiner künftigen Hausfrau auserlesen habe . . . Wollen Sie mir Ihre Hand reichen, denn Ihres Herzens . . . Ihres lieben reinen Herzens süße Marie! . . . bin ich ja längst gewiß . . ."

Er hätte gar zu gern ihre Hand ergriffen und an seine Lippen gedrückt, aber Tante Tabitha heftete einen starren, theilnahmslosen fragenden Blick auf ihn.

„Herr Forstmeister, ich gratulire von Herzen zu der Beförderung," stammelte Marie, und ihre Stimme bebte merklich. „Ihr Antrag, Hermann, ist so ehrend, so . . . aber er kommt so unerwartet . . . er überrascht mich, liebster Freund, denn . . . o Gott, lassen Sie mir Zeit, mich etwas zu sammeln, Hermann . . . die letzten vier Wochen haben so viel verändert."

„Doch nicht zwischen uns beiden, Marie?" rief er erschrocken, und die frische Farbe wich aus seinem männlichen Gesicht. „Sie sind kein Mädchen, das seine Neigungen so schnell wechselt, liebste Marie, und ich — ich bin noch der Alte."

„Nein, Hermann, nicht mein Herz und Sinn sind anders geworden, sondern die Verhältnisse," sprach sie mit bebender Stimme und senkte den Blick auf ihre Nähарbeit um eine stille Thräne zu zerdrücken. „Meine Gefühle für Sie, lieber Freund, sind noch die früheren," fuhr sie zögernd fort, „allein ich muß Sie . . . ich bin gezwungen, Sie zu benachrichtigen, daß . . . daß meine Eltern nicht in der Lage sind, mir eine Ihrem Stande und Ihren gerechten Ansprüchen nabekommende Mitgift zu geben . . . daß unser Oheim Heinrich, von dessen Freigebigkeit wir drei Nichten von jeher eine Mitgift erwarteten, sich verheirathet hat, wie Sie sehen, und daß Sie also um ein armes Mädchen freien, denn nun, seit er seine eigene Familie hat, wird der Oheim, wie Sie wohl begreifen, schwerlich erdrtig seyn . . ."

„Marie, Sie thun mir weh mit diesen Worten," fiel ihr der Forstmeister bewegt in's Wort; „hab' ich je auch nur mit einer einzigen Sylbe nach Ihrem Vermögen, nach Ihrer Mitgift gefragt? Habe ich Ihnen nicht bewiesen, daß ich Sie, Sie allein, mit Ihrem stillen, frommen sanften Wesen, Ihrem trefflichen Herzen, Ihrer vollendeten Weiblichkeit, allein liebe? . . ."

„Ich weiß es, Hermann, und ich danke Ihnen dafür gewiß von ganzem Herzen," entgegnete Marie. „Aber halten Sie es nicht für stolz, wenn ich eben deßhalb einer Werbung vorbeugen möchte, die Sie vielleicht bereuen könnten. Sie haben meinen guten Vater für wohlhabend gehalten, lieber Freund; aber er ist es nicht; er kann uns keine Mitgift geben, . . . und ich, mein Freund — verkennen Sie mich darum nicht! — ich kann es nicht für recht und verständig halten, wenn ein Mann von Ihrem Werthe, Ihren Ansprüchen seine Hand einer . . . Bettlerin reichen wollte. Mein Herz gehört Ihnen, aber Ihre Hand, Hermann, kann ich jetzt nicht annehmen, ohne mich zu entwürdigen!"

„Liebe süße Marie, wie können Sie so grausam und stolz, so sophistisch seyn! . . ." rief Bärnsprung leidenschaftlich und wollte ihre Hand erfassen; aber sie entzog sie ihm und sprach sanft und innig, aber fest:

„Nein, Hermann, ich beschwöre Sie, machen Sie keine Scene! Sie sehen, daß die arme Tante uns forschend in's Auge faßt! Seyn Sie gut und demüthigen Sie mich nicht vor ihr, denn die bedauernswerthe Frau soll niemals, am wenigsten aber während ihres Aufenthalts unter unserem Dache, ersahren, wie viel zarte Blüthen der Hoffnung sie durch jene Heirath geknickt hat. Sie mag ja davon keine Ahnung gehabt haben, und wir wollen ihr diese Unbefangenheit lassen! Um meines Friedens, um meiner guten Eltern willen sprechen Sie jetzt nicht weiter von einer Werbung, Hermann! Erwägen Sie sich die Verhältnisse, prüfen Sie sich selbst und meine Lage unbefangen, und lassen Sie mich erst mit meiner lieben Mutter reden!"

„Ch Marie, wenn Sie wüßten, wie sehr ich mich auf diesen Tag gefreut habe, Sie könnten mich nicht so hart abweisen!" sagte Bärnsprung; „wozu mich prüfen, Mariechen? meine ganze Seele gehört Ihnen, und ich habe Brod für uns beide . . ."

„Ich weiß es, Hermann, ich kenne Ihre Uneigennützigkeit, Ihren edlen ehrenhaften Sinn; aber schonen Sie unser Gefühl, schonen Sie meinen guten Vater! Mein Herz ist Ihnen ja sicher, warum drängen Sie gerade jetzt auf meine Hand?"

„Um den Ihrigen zu beweisen, wie hoch ich Sie halte, Mariechen, und daß die vereitelten Aussichten auf die ferne Erbschaft in meinen Entschlüssen nichts ändern kann," versetzte der Forstmeister mit eindringlicher Wärme.

„Ch nur jetzt nicht, jetzt nicht, so lange unsere Verwandten noch unter unserem Dache sind!" bat Marie; „lieber Freund, thun Sie mir diesen einzigen Gefallen . . . ah, da kommt Mama!"

Frau Hagen's Eintritt setzte dem peinlichen und doch so beseligenden Gespräche ein Ziel, und der Forstmeister war so rücksichts-

Digitized by Google

voll, daß er von dem eigentlichen Zweck seines Kommens nicht sprach. —

Zwei oder drei Tage später trat Herr Gottfried Hagen kurz vor Mittag in das Wohnzimmer und wollte sich schon wieder entfernen, als er Tante Tabitha da sitzen sah. „Was hast Du, lieber Gottfried?“ fragte seine Frau; „Du wolltest mir offenbar etwas sagen?“

„Ja, liebe Lene; Heinrich äußerte so eben, daß er morgen wieder abreisen wolle,“ sagte der Gutsherr; „er kann es nicht über sich gewinnen, so lange von seinem Geschäft und Comptoir abwesend zu seyn.“

„Ich weiß es schon, mein Lieber! Schwägerin Tabitha ließ vorhin einen Wink davon fallen.“

„Jenun, dann thut noch euer Möglichstes, um sie gut zu unterhalten, denn sie muß nothwendig einen günstigen Eindruck von uns mit nach Hause nehmen, liebe Lene. Ich muß den Bruder um Hülfe angehen, sonst verkauft man mir das Gut über dem Kopfe. Ihr müßt es so einzurichten suchen, daß Tabitha auf den Sommer wieder zu uns kommt; ich könnte sie zwar entbehren, denn wenn ich so bei jedem Bissen in das eckelhafte Hörrohr hineinschreien soll, um sie zu unterhalten, so schmeckt mir kein Mittagbrod mehr. Allein es ist nun einmal nicht zu ändern.“

„Ihr seyd alle lieblos gegen das arme Wesen, Gottfried,“ sagte Frau Hagen. „Ich mag sie recht gut leiden, denn sie ist sanft und verständig und hat unverkennbar ein gutes Herz. Du hegst ein ungerechtes Vorurtheil gegen sie, Gottfried,“ rief sie ihrem Gatten noch nach, als er aus der Thüre ging. —·

Der Mittag des Sonnabends kam und mit ihm die Stunde der Abreise. Onkel Heinrich war gegen seine Wirthe und Nichten besonders freundlich, und nahm noch Marien und Henrietten das Versprechen ab, daß sie bald zum Besuch nach Frankfurt kommen und einige Wochen bei ihm bleiben müßten, wenn er erst sein neues Landhaus an der ‘eisernen Hand’ bezogen habe. — „Ihr sollt dann alle Merkwürdigkeiten von Frankfurt und der Umgebung sehen, denn die Tante wünscht, daß wir Wagen und Pferde halten,“ sagte er.

Die beiden Mädchen dankten ihm pflichtlich, aber Jettchen schien es gar nicht ernst mit dem Vergnügen, das sie sich im Hause und von der Gastfreundschaft der neuen Tante versprach. — Die drei Nichten holten dann der Tante Hut, Mantel, Schawl aus ihrem Zimmer herunter und halfen Tabitha ankleiden. Als sie reisefertig war, sandte sie das Stubenmädchen aus dem Zimmer und äußerte dann gegen Frau Hagen: sie gebe nie bei einem Besuche den Dienstboten ein Trinkgeld.

„Und wohl auch anderen Leuten nicht!“ bemerkte Julie halblaut.

„Darin irren Sie, Julie,“ entgegnete Tante Tabitha und kehrte sich schnell nach ihrer ältesten Nichte um; „ich handle so aus Grundsatz und nicht aus Geiz, wenn ich die Dienstboten nicht beschenke.“

„Wie hat sie mich nur verstehen können?“ stammelte Julie ganz bestürzt.

„Ich verstand Sie so gut, wie andere Leute, Julie,“ erwiderte die Tante rasch, und wandte sich dann zu ihrer Schwägerin, welche sie zärtlich umarmte mit den Worten: „Adieu, liebe Magdalene ich danke Ihnen herzlich, denn Sie sind sehr freundlich gegen mich gewesen. Ich habe nie erwartet, daß man mich für eine Schönheit halten würde, aber wenn ich auch eine ‘Vogelscheuche’ und ‘lebendige Mumie’ bin, so brauche ich darum doch noch keine böse Sieben zu seyn. Daß Sie mich für sanft und verständig hielten und mir ein gutes Herz zutrauten, liebe Magdalene, das will ich Ihnen niemals vergessen. Im Uebrigen aber bin ich recht froh, daß ich euch alle drei Wochen lang nach eurem echten innersten Wesen kennen gelernt habe!“

„Wie, Tabitha, Sie sind nicht taub?“ rief Frau Hagen; aber was Tante Tabitha antwortete, das konnten ihre Nichten nicht mehr verstehen, denn die Tante schritt rasch aus dem Zimmer und zum Hause hinaus zum Wagen. Die drei Nichten waren so betreten, daß sie es nicht über sich gewinnen konnten, noch einmal hinauszugehen und Tante Tabitha Lebewohl zu sagen, als sie den Papa und Karl noch ihre Abschiedsworte in den Wagen hineinschreien hörten. Erst als sie den Wagen draußen im Felde über die Anhöhe hinfahren sahen, erholten sie sich einigermaßen von ihrem Schreck, und Jettchen gab den Gedanken der Anderen Worte, als sie ausrief: „Das ist eine schöne Bescherung! Wir haben uns eine hübsche Suppe eingebrockt. Sie muß uns nun alle hassen und verachten!“

„Weßhalb denn?“ fragte Karl, der so eben in's Zimmer getreten war. Als man ihm die entsprechende Aufklärung gegeben hatte, zog er ein sehr langes und keineswegs vergnügtes Gesicht, und machte seinen Gedanken in einem langen gedehnten Pfiffe Luft.

Als Herr Hagen die Thatsache erfuhr, daß seine Schwägerin sich nur taub gestellt habe, äußerte er kein Wort, und selbst sein Gesicht verrieth nicht, was in ihm vorging, aber in den nächsten acht Tagen ging er so still und gedrückt umher, daß man ihm wohl anmerkte, daß er etwas auf dem Herzen habe.

„Das war ein gemeiner, boshafter, tückischer Streich der Tante!“ sagte Julie in ihrer absprechenden Weise; „wie hätten wir uns einer solchen Arglist erwehren können!“

„Oh, dieß hättet ihr mit etwas Liebe und Sanftmuth leicht zu thun vermocht, meine Kinder,“ erwiderte Frau Hagen wehmüthig. „Euer Benehmen gegen die Tante hat mich sehr betrübt. Ich halte zwar das Betragen Tabitha's auch nicht für schön und billig, und ich werde ihr dieß auch unumwunden schreiben; aber dennoch hättet ihr nachsichtiger und milder seyn sollen.“

* * *

Frau Hagen schrieb wirklich in der angedeuteten Richtung, und nach einigen Tagen kam die Antwort.

„Sie müssen mir verzeihen, liebe Magdalene,“ schrieb Tabitha; „ich gebe zu, es war unrecht, sehr unrecht von mir, wenn Sie so wollen. Allein wenn Sie die kitzliche und seltsame Lage näher erwägen, in welcher ich mich den Ihrigen gegenüber befand, so werden Sie mir wenigstens zugeben, daß die Versuchung, Sie alle in Ihrem eigentlichen und wahren Lichte zu sehen, eine sehr starke seyn mußte. Wenn wir uns aber wieder einmal treffen, so werde ich Ihnen die Geschichte von der zweiten Gattin meines Bruders und von den Störungen erzählen, welche sie in unserer Familie anrichtete; und Sie werden sich dann erklären können, warum ich mich so sehr vor arglistischen, berechnenden und doppelzüngigen Leuten fürchte, nachdem ich von denselben so viel zu erdulden gehabt habe. Besuchen Sie mich bald, liebe Magdalene, dann will ich ihnen alles erzählen, und Sie werden mir gewiß verzeihen.“

„Ich glaube, liebe Mutter, wir haben es nur Dir zu verdanken, wenn Sie uns unsere Rohheit verzeiht,“ sagte Karl, als Frau Hagen den Brief vorzulesen hatte; „Du hast einen solch guten Eindruck auf die Tante gemacht, daß sie uns Gnade für Recht ergehen läßt.“

Einige Tage später kam ein schwerer Brief von Onkel Heinrich, dem ein zweiter von Tante Tabitha an Frau Lene beigeschlossen war. Herr Hagen las den Brief seines Bruders zuerst stille aber mit sichtlicher Bewegung für sich, dann reichte er ihn Karl über den Tisch herüber und sagte mit tief ergriffener Stimme: „Lies ihn laut, Junge!“

„Lieber Bruder Gottfried,“ las Karl; „ich habe mich aus

Digitized by Google

Anlaß meiner Verheirathung veranlaßt gesehen, mich mit meiner Frau Liebsten über das zu berathen, was ich Dir und den Deinigen als meinen nächsten Blutsverwandten von meinem Vermögen zuweisen soll. Wir haben diesen Schritt nicht eher thun wollen, als bis Tabitha euch kennen gelernt und ein längerer Aufenthalt unter euch mir Gelegenheit gegeben hätte, Deine Lage recht zu würdigen, denn ich habe von jeher nur gewußt, daß Du immer im Gedränge warst. Ich habe dabei im Interesse der Deinigen folgendes Abkommen getroffen: mein Geschäftsmann wird Deine sämmtlichen Hypothekengläubiger heimbezahlen, und das Kapital zu Gunsten Deiner Kinder zu gleich berechtigten Theilen eintragen lassen. Wenn Du, lieber Bruder, einwilligst, Dich zur Ruhe zu setzen und das Gut Deinem Jungen zu überlassen, der ein tüchtiger Bursche ist, so erhältst Du mit Deiner lieben Frau, der ich besonders gewogen bin, eine anständige lebenslängliche Leibrente für euch beide, und Deinem Sohne Karl gebe ich zum Beginn seiner Wirthschaft als Geschenk die zwölftausend Thaler, die ich damals von unserem guten Vater geerbt habe. Bist Du, lieber Gottfried, damit einverstanden, so melde mir's in etlichen Zeilen, und dann soll der Dr. Schmidt-Thomas alles ordnen. Dich und Deine liebe gute Frau vor Noth und Sorgen geschützt und Dir einen angenehmen Lebensabend bereitet zu haben, ist der Wunsch Tabitha's und Deines

aufrichtigen Bruders

Heinrich Hagen."

„Nachschrift. Im Grunde ist es besser, Du schickst mir die Antwort durch die treffliche Lene, wenn sie uns die Mädchen bringt."

Aller Augen wurden feucht, und tief bewegt sagte Frau Hagen: „Lies lieber auch gleich noch diesen Brief, Karl," und reichte ihm den eben erhaltenen von Tabitha. Karl las:

„Meine liebe Schwägerin! Ich habe viel Unrecht wieder gut zu machen, darum müssen Sie mir erlauben, nachdem mein lieber Mann Heinrich das seinige für Ihre Familie gethan hat, auch noch mein Scherflein beizutragen. So möcht' ich Sie denn bitten, mir zu erlauben, daß ich für Herrn Forstmeister Bärnsprung in Dietrichsdeck um die Hand Ihrer lieben Marie anhalte, daß ich Marien eine standesgemäße Ausstattung und eine Mitgift von fünftausend Gulden gebe und seiner Zeit die Hochzeit auf meine Kosten ausrichte. Für Julie habe ich eine Leibrente auf Lebensdauer gekauft, da ich kaum glaube, daß sie sich noch verheirathen wird. Henrietten aber müssen Sie mir überlassen, denn ich habe für sie eine besondere Vorliebe gefaßt, und ihre Zukunft wird meine Sorge seyn. Sie soll hier bei uns leben, wenn sie Lust dazu hat, und ich bitte Sie nur freundlich, mir den kleinen Schelm bald einzuliefern, wenn die Verlobung Mariens vorüber ist, denn es erwartet Sie und Jettchen recht sehnsüchtig

Ihre Sie innig liebende Schwägerin

Tabitha."

„Hm, was sagt ihr nun zu der Vogelscheuche, der lebendigen Mumie, Mädchen?" rief Karl. „Brennen euch die feurigen Kohlen nicht einigermaßen? Namentlich Dich, Jettchen, der Dein Muthwille ebenso vorwärts hilft, wie anderen Leuten ihre Herzensgüte?" —

Malwine Niebuhr.

Die Lofoden und der Stockfischfang.

Von Professor A. Roggenstein. (Mit zwei Illustrationen.)

Der Reisende welcher mit dem Dampfboote der Nordwestküste Norwegens entlang fährt und die riesigen Felsenmauern anstaunt, in denen sich die norwegische Küste steil zum Meere absenkt, sieht auf dieser Fahrt so manches, was über allen Vergleich großartig und schauerlich erhaben ist. Allein das weitaus Merkwürdigste erwartet ihn, wenn er auf der Fahrt nach dem hohen Norden an der kleinen Stadt Bodö vorübergekommen ist und den 67.° nördl. Br. überschritten hat, denn nun tritt plötzlich eine riesige und anscheinend ununterbrochene Reihe von furchtbar hohen Felsen vor ihm auf und erstreckt sich in einer fasttausenden Masse nach Norden, soweit nur das Auge reicht. Beim Näherkommen findet der Reisende jedoch, daß das, was er für eine kolossale Festung mit vorspringenden Basteien und hohen Thürmen gehalten hat, in Wirklichkeit nichts andres ist, als eine Sammlung felsiger kahler Inseln und Eilande von jeder Größe und den seltsamsten, fantastischesten Gestalten, welche in jeder möglichen Richtung von Buchten und schmalen Kanälen durchschnitten sind. Das Auge des Beschauers ist kaum irgendwo im Stande, in das Innere dieser Inselwelt hineinzudringen, weil allenthalben hohe Felsenklippen diese Kanäle und Meeresarme umstarren und ihre düsteren Häupter und drohenden Stirnen zu einer Höhe von 2—3000 Fuß erheben. Nirgends in der ganzen Welt vielleicht trägt die Natur ein solch wildes Gepräge, — nirgends bietet sie sich unter einer abstoßendern schaurigern Gestalt dar. Ein düsterer Ernst liegt auf der ganzen Landschaft; vergebens durchmustert der Blick diese beinahe senkrechten Felsenwände nach irgend einem grünen lachenden Fleck, der die Eintönigkeit der Scene unterbräche. Nichts wächst auf jenen Klippen als höchstens da und dort ein vereinzelter Büschel rauhen sauren Grases hoch oben auf irgend einer Felseinleiste, wohin kaum die Bergziege emporklettern kann.

Das ist der Anblick, welchen die Inselgruppe der Lofoden vom Meere aus gewährt, jener kleine Archipel felsenumstarrter Eilande hoch oben im Polarmeer, wo nur Meeresvögel nisten und der Fischadler horstet; und doch knüpft sich, abgesehen von ihrer imposanten wenn auch schaurigen Erhabenheit, ein großes Interesse für den Haushalt des Menschen an diese Inseln. So finster und voll wilder Majestät sie auch erscheinen, so unfruchtbar und abstoßend sie auch seyn mögen, so tiefern sie doch einen gewissen Reichthum welcher so sicher ist wie eine Goldmine, denn sie sind der Schauplatz des Stockfischfangs, welcher Tausenden von Menschen den Lebensunterhalt sichert und die hauptsächlichste Wohlstandsquelle für das

Digitized by Google

arme Königreich Norwegen bildet. Ein Blick auf die Landkarte, auf die physische Configuration von Norwegen zeigt schon zur Genüge, daß nur ein sehr kleiner Theil dieses Landes zum Ackerbau geeignet ist. Die zahlreichen Gebirgsketten, die Seen, die ausgedehnten Kiefernwälder an denen Norwegen so reich ist, nehmen einen solch bedeutenden Theil seines Flächenraums ein, daß für den Ackerbau, den überdem klimatische und Boden-Verhältnisse verkümmern, nur sehr wenig Gelegenheit übrig bleibt. Von den 5800 Quadratmeilen Flächenraum des ganzen Königreichs Norwegen sind vielleicht im Ganzen keine fünfzig dem Pflug oder Spaten unterworfen. Allerdings bildet der Handel mit Bauholz einen sehr wichtigen Zweig des nationalen Gewerbefleißes, allein er nimmt im Vergleich zu den Fischereien, welche der Nordwestküste entlang zwischen dem 65. und 70.° nördl. Br. betrieben werden, nur eine untergeordnete Stelle ein; und so kommt es, daß obschon sich die gesammte Bevölkerung Norwegens nur auf etwa 1,600,000 Seelen beläuft, doch seine Handelsflotte an Bedeutung und Zahl die dritte unter den Staaten Europa's ist.

Der Name Lofoden erinnert uns an den gefürchteten Maëlstrom, jenen gewaltigen Strudel, aus dem man noch in unserer Kinderzeit einen der Schrecken des nordischen Meeres gemacht hat, den man uns in Wort und Büchern schilderte als einen ungeheuren Wirbel worin Walfische und Schiffe kreisen, wie Erbsen in einem Kessel siedenden Wassers. Dieser schaurige Roman unserer Kindheit ist nun seiner Schrecken entkleidet und in das Gebiet der Märchen verwiesen, und Tausende von Menschen fahren heutzutage, namentlich in Dampfbooten, durch den gefürchteten Maëlstrom hin, welcher nur aus dem Zusammenfluß der Strömungen in diesem Felsenlabyrinth entsteht und mit großer Schnelligkeit durch dasselbe hindurchgießt; ja Viele baden sogar in dieser Strömung, die einen großen Theil des Jahres hindurch ganz harmlos ist, obschon der Maëlstrom zu gewissen Zeiten und unter gewissen Bedingungen von Wind und Fluth auch sehr gefährlich werden kann.

In einer Entfernung von 30—35 geographischen Meilen vom südlichen Ende der Lofoden erhebt sich der Meeresgrund zwischen den Inseln und dem Festlande zu einer Tiefe von 40 bis 60 Faden oder Klaftern, und gerade hier verläuft die berühmte Bank, welche dem Norweger sein Landgut und sein Waarenmagazin ersetzt. Von hier bezieht er alle seine Hülfsquellen, und ohne diese Ernte welche ihm das Meer gewährt, würden die unfruchtbaren Provinzen Nordland und Finnmarken nur von Meeresvögeln, Wölfen und Bären bewohnt seyn. Unmittelbar nach Weihnachten beginnen die Bewohner der benachbarten Küsten ihre Angelleinen mit Grundangeln für das tiefe Meer auszulegen, um sich zu versichern, ob die Fische angekommen sind, und der erste Kabeljau welcher an's Land gebracht wird, erregt die stürmischeste Freude und wird als ein freudiges Unterpfand künftigen Erfolgs willkommen geheißen.

Niemand weiß, woher so plötzlich diese ungeheuren Mengen von Fischen kommen: man hat sie nie in irgend einem der zahlreichen Kanäle und Meerengen wahrgenommen, welche zwischen den Inseln hin verlaufen, und außerdem hat man niemals Stockfische in größeren Schaaren südlicher gefehen und gefangen, als an der Küste von Roeft, der südlichsten Insel dieser Gruppe. Und doch beherbergt das Meer zwischen der Küste von Norwegen und derjenigen von Neufundland Myriaden von diesen Fischen. Man hat dieses beschränkt lokale Vorkommen des Kabeljaus verschiedenen Ursachen zuschreiben wollen; so behaupten z. B. viele von den alten Fischern, es komme von den Quellen her, welche von den umgebenden Anhöhen herunterrieseln und das Wasser dieser Seeen etwas brackisch machen, und eine Mischung bilden, in welcher der Stockfisch seinen Regen gerne lege. Was aber auch immer die Ursache dieser Erscheinung seyn, so viel ist gewiß, daß jedes Jahr, so regelmäßig als Weihnachten selber herankommt, die Kabeljaue in gewaltigen Massen hier zu erscheinen pflegen, und zwar nicht alle auf einmal, sondern in Abtheilungen, welche bis um die Mitte Aprils in kurzen Zwischenräumen auf einander folgen.

Soweit man in der Landesgeschichte Norwegens forschend zurückgehen kann, sind die Lofoden ihrer Fischerei wegen berühmt gewesen, und ist die Art der Fischerei im Wesentlichen dieselbe geblieben. Der Fang ist zwar in einzelnen Jahren gegenüber von anderen verhältnißmäßig klein gewesen, allein doch hat der Kabeljau kein einziges Jahr lang versäumt, seinen Lieblings-Laichort zu besuchen. Das unregelmäßige Erscheinen des Fisches ist einer Menge von Gründen zugeschrieben worden, unter denen der unvernünftigste vielleicht die Einführung der Dampfschifffahrt längs dieser Küsten ist. Wenigstens war dieß die Ansicht der Fischer, welche wirklich vor Jahren zusammentraten und eine Bittschrift bei der Regierung einreichten, worin sie verlangten, man solle den gemeinschädlichen Dampfbooten verwehren, während der Fangzeit über die Bank zu fahren. Merkwürdigerweise hat die Regierung dieser Bitte auch nachgegeben und wenigstens verfügt, daß während der drei ersten Monate die Halteplätze geändert werden müssen, um den abergläubischen launenhaften Vorstellungen jener so zäh am Alten hängenden Menschenklasse sich anzubequemen. Und doch liegt der Grund für das Schwanken in der Ausbeute und deren allmählige Abnahme weit näher: seit einer unvordenklichen Reihe von Jahren wird dieser selbe Meeresgrund jeden Winter mit einer ungeheuren, von Jahr zu Jahr steigenden Menge von Netzen und Fischfang-Geräthen ausgefangen, und außerdem muß sich eine Menge todter Fische, Eingeweide und andern Unraths ansammeln, die im Verlauf der Zeit einen höchst abscheulichen Gestank verbreiten, sogar das Meer verpesten und dieburch den Kabeljau abhalten, sich wieder an seine gewöhnlichen Laichplätze zu begeben. Allein es ist weit bequemer, die verringerte Ausbeute dem Einfluß der Dampfboote, als der eigenen unverständigen Handlungsweise beizumessen.

Wir müssen nun zunächst einige Worte über den Stockfisch oder Kabeljau selber sagen. Derselbe gehört zu der Sippe der Kehlflosser, heißt bei den Naturforschern Gadus Morrhua, wird 2—3 Fuß lang, bewohnt den nordatlantischen Ocean zwischen Norwegen und Neufundland in ungeheurer Anzahl, kommt an die Nordküsten Deutschlands, der Niederlande und Frankreichs nur vereinzelt, haust für gewöhnlich in den ungemessenen Tiefen des Meeres, und kommt nur zu der Zeit, wo er laichen will, an die Küsten. Seine Vermehrung muß eine ungeheure seyn, denn Bradley fand in dem Rogen eines einzigen Fisches vier Millionen, Leeuwenhoek gar neun Millionen Eier. Vor dem Laichen ist er sehr fett, nachher auffallend mager. Seine Nahrung besteht aus kleinen Fischen, Mollusken, Tintenfischen und anderen Meerestheren. Das Fleisch des Kabeljaus ist eines der nahrhaftesten und gesundesten unter den Meeresfischen und frisch verspeist ein Leckerbissen; in getrocknetem Zustande heißt der Kabeljau Stockfisch, in eingesalzenem nachdem man Kopf, Leber, Eingeweide und Rückgrat entfernt hat, Laberdan. Aber nicht nur sein Fleisch ist nutzbar und darum sehr gesucht; aus der festen Leber und den Eingeweiden wird ein sehr guter Thran bereitet, dessen klarerer Theil den offizinellen Lebertran unserer Apotheken: das Oleum jecoris Aselli abgibt, welches in Fällen von Tuberculose und Scrophulose solch wundervolle Wirkungen äußert. Außerdem werden in Norwegen die Stockfischköpfe den Hunden zum Futter gegeben, oder man siedet sie mit Seetang in Süßwasser ab und reicht beides den Kühen, welche davon sehr viel Milch geben. Die frischen Kiemen verwendet man als Köder für größere Fische.

Digitized by Google

Der größte Stockfischfang wird an der Küste von Neufundland betrieben, wo die Kabeljaue vom Juni bis August in ungeheurer Menge erscheinen, so daß nur die englischen Fischer allein daselbst jährlich im Durchschnitt 50 bis 55 Millionen, die Franzosen 36 bis 40 Millionen Stücke fangen. Auch an der Ostküste von Großbritannien, namentlich auf der sogenannten Doggersbank bei Scarborough und an der Ostküste Schottlands, auf den Orkney- und Shetlands-Inseln, betreibt man den Stockfischfang; derselbe ist jedoch nicht bedeutend, denn der Kabeljau erscheint dort nicht in großen Mengen. Wir haben es aber hier nur mit dem Fang zu thun, wie er auf den Lofoden betrieben wird.

Die Laichzeit beginnt an den Lofoden gegen Ende des Monats März, und das Meer ist dann auf Meilen weit durch den Laich entfärbt. Der Fang ist dann am allerergiebigsten, nimmt aber gegen Anfang Aprils hin merklich ab, und um die Mitte Aprils ist die Fangzeit vorüber.

Wie schon oben erwähnt, beginnen die einheimischen Fischer (ich nenne sie so zum Unterschied von denen, welche aus andern Ländern hieher kommen) ihre Vorbereitungen für den Stockfischfang, und es macht sich daher schon einige Zeit zuvor eine große Rührigkeit in den Hütten bemerklich. Man stickt und mustert die Netze und sonstigen Fischfangs-Geräthe, richtet die Proviantkisten her und füllt sie, und bessert die Pelzröcke und Jacken von Robbenfell aus, bis am Ende alle Verkehrungen getroffen sind und nichts mehr fehlt als eine günstige Brise. Die Einen wünschen sich Nord-, die Anderen Südwind, je nachdem ihre Ziele aus einander liegen. Endlich weht ein Wind aus einer Richtung, von wo er der Mehrzahl der Schiffer von Nutzen sein kann. Im Nu werden die Boote flott gemacht, alles Erforderliche an Bord gebracht, die letzten Abschiedsgrüße mit denjenigen gewechselt, welche zurückbleiben und sich am Strande sammeln, um noch einen letzten Blick auf ihre Lieben zu werfen. Hie und da sieht man unter den Zurückbleibenden einen graubaarigen Alten, dessen Fischfangstage nun vorüber sind, der aber der Ausfahrt der Schiffer mit blitzenden Augen und gierigen Blicken folgt, als ob er sagen wollte, er würde am liebsten mit ihnen fahren, wenn er nur könnte; und neben diesem steht vielleicht sein kleiner Enkel, blickt dem rasch davonsteuernden Boote sehnsüchtig nach und kann die Zeit kaum erwarten, wo er groß genug sein wird, daß ihn der Vater als Bootsjungen ebenfalls mit auf den Fang nimmt.

Die Fischer sind gewöhnlich für ihre Fahrt gut ausgerüstet. Ihre langen, biegsamen, schmalen Boote sind ganz besonders geeignet, die schweren Wogen dieses Meeres zu durchschneiden, und das Takelwerk mit dem einfachen viereckigen Segel ist ganz vertrefflich den furchtbaren Windstößen angepaßt, welche ganz unversehens lawinenartig von den hohen Gebirgen herunterstürzen und das Meer weithin in weißen Schaum peitschen. Trotzdem aber hat manche Familie jedes Jahr den Verlust eines Vaters, Bruders, Gatten oder Verlobten zu beklagen. Zuweilen erhalten die von einem solchen Verlust Betroffenen nach einiger Zeit Kunde von dem Unglücksfall, allein gewöhnlich hört man von den Abwesenden nicht eher wieder etwas, als bis die Fischfangszeit vorüber ist. Wenn dann ein Boot um das andere einläuft, bleibt dieses oder jenes aus und ohne Kunde verschollen. Vergebens erspeigen die trostlosen Verwandten irgend einen Hügel oder Berghang und schauen angestrengten Blickes auf das Meer hinaus, ob sie nicht das wohlbekannte Segel gewahr werden: aber es ist nirgends zu sehen; und so geht es fort, bis endlich im Gemüthe der bekümmerten Wittwe die Ueberzeugung aufdämmert, daß der Vater nicht mehr heimkehren wird. Allein selbst jetzt noch sucht ihr halbwüchsiger Junge, welcher heuer noch zu jung war um mit den Anderen in See zu gehen, sie mit der Versicherung zu trösten, daß er nächsten Winter groß genug sein werde, um mit auszulaufen, wenn er etwan auch noch nicht die volle Löhnung bekäme.

Diejenigen Fischer welche aus größerer Entfernung herbeikommen, führen meist fünfruderige Boote; die Bewohner der Lofoden und der benachbarten norwegischen Küste bedienen sich gewöhnlich kleinerer. Die ersteren sind meist aus Tannen- oder Kiefernholz erbaut und sehr leicht und dünn, haben nur Einen Mast und ein kleines viereckiges Segel. Der Steuermann führt das Kommando, und ist in Wirklichkeit der einzige, welcher irgend eine Autorität über die Anderen hat, und dessen Wort daher Gesetz ist. Man sollte es für natürlich halten, daß immer nur die ältesten und erfahrensten dazu auserschen würden, diesen mühevollen Posten zu bekleiden, allein dieß ist nicht der Fall. Zunächst ist der Beruf eines Fischers so aufreibend und reich an Strapazen und diese Leute altern so schnell, daß ein Mann über fünfzig Jahren schon nicht mehr für recht diensttüchtig gilt; sodann haben seltsamerweise die älteren Leute eine größere Angst vor dem Tode als die jüngeren, und verlieren daher weit leichter die Geistesgegenwart und Selbstbeherrschung unter Umständen, wo sie ihnen gerade am allernothwendigsten wäre. Endlich steht die Wahl eines Kapitäns der Mannschaft zu, und diese vergreift sich selten in der Wahl. Zufällige oder äußere Ueberlegenheit gilt in den Augen dieser Menschen nichts, und der Eigenthümer eines Boots muß sich oft dazu bequemen, den anspruchslosesten und unwichtigsten Posten auf demselben zu versehen, während sein junger Dienstknecht die Stelle des Kapitäns bekleidet. Mancher gereifte Mann muß sich dazu bequemen, dem Kommandowort eines schwächlichen jungen Burschen zu gehorchen. Trotzdem aber ist Widersetzlichkeit gegen die Befehle des Kapitäns ein ganz unbekanntes Ding.

Gegen Ende Januars ist die ganze Fischfangs-Bevölkerung versammelt. Man kann auf Grund von genauen Erhebungen die Anzahl der Boote, welche sich alljährlich bei dem Stockfischfang betheiligen, auf 4000 schätzen, und da jedes Boot durchschnittlich fünf Mann fährt, so kann man die Gesammtzahl der bei diesem Geschäft verwendeten Personen auf ungefähr 20,000 anschlagen. Man kann daher mit Recht die Frage aufwerfen, wie es denn eine solche große Menschenmenge anfängt, um auf diesen kahlen unfruchtbaren Felsen-Eilanden Unterkunft und Unterhalt zu finden? Zuvörderst behelfen sich die Leute so gut sie können, und da sie nicht viele Bedürfnisse haben oder Ansprüche machen, so gehört auch nicht viel dazu, um sie zufrieden zu stellen. Sodann gibt es gar keine Bucht oder Schlupfhafen auf den Lofoden, wo nicht irgend ein zeitweiliges Vorrathshaus errichtet wäre, um welches herum sich dann eine Anzahl kleiner Hütten gruppiren, worin die Fischer ihr Unterkommen finden. Man denke sich ein niedriges Blockhaus von 6—8 Ellen in's Gevierte, das an der einen Seite eine 3 Ellen breite Vorhalle oder Laube hat, wie ein Schweizerhäuschen, wo die Netze und sonstigen Fischfangs-Geräthschaften untergebracht werden. Das Häuschen hat nur ein einziges Stockwerk, ein Dach von Spältern das mit Rasen belegt ist, eine einzige Thüre und Ein Fenster das ungefähr eine Spanne in's Gevierte hat. Der Fußboden ist der nackte Fels oder die gewachsene Erde; an den Wänden her laufen zwei Reihen Pritschen oder Laden, bretterner Bettstellen, die mit Stroh gefüllt sind und worin die Männer schlafen. In der Mitte des Häuschens steht ein kleiner Feuerherd, und unmittelbar darüber ist ein viereckiges Loch im Dach aufgespart, durch welches der Rauch abzieht, und das den Bewohnern der Hütte zugleich ein Stück Himmel zeigt. In einem solchen Häuschen nehmen je nach den Umständen sechs bis zwölf, gewöhnlich aber zehn Männer (gerade eine Bootsmannschaft) auf zwei oder drei Monate ihren Aufenthalt

Digitized by Google

und ein solches Häuschen ist dem Nordländer der liebste Wohnsitz. Für uns ist es allerdings unbegreiflich, wie es den Leuten möglich ist, in einen solchen Raum nur mit leidlicher Bequemlichkeit unterzukriechen, geschweige denn es darin auszuhalten, wenn man außer den Ausdünstungen der Menschen selbst an die Atmosphäre denkt, welche das Torffeuer, die Ausdünstungen der nassen, öligen und thranigen Kleider und die Vorräthe von Käse ꝛc. hervorbringen müssen. Allein die Fischer scheinen sich darin ganz wohlig und behaglich zu befinden, und entbehren in einer solchen Hütte nichts, so lange die Vorräthe an Brod, Mehl, Fleisch, Butter und Käse vorhalten.

Die Fischer, welche sich hier zusammen finden, kommen aber nicht nur aus allen Küstengegenden von Nordland und Finnmarken, sondern sogar von Bergen und Trondhjem. Jedes Boot bringt seine Lebensmittel, Tonnen und Salz mit, und namentlich seine Fischfangs-Geräthschaften. Je zehn Mann besitzen gewöhnlich zwei große Boote, jedes mit fünf Ruderbänken, Rudern, Mast, Segeln und Takelwerk, und sechs bis acht aus starkem Hanf gestrickte und dann gegerbte Netze, deren jedes 60 Ellen lang und $7^1/_2$ Ellen breit ist. Diese Netze werden beim Fischen zusammengebunden und unten mit schweren Gewichten behangen, eben aber hölzerne Schwimmer in Gestalt von langen Stangen daran angebracht. Viele Fischer bedienen sich statt der Netze auch starker Grundleinen, jede etwa 3000 Ellen lang und mit 1200 Angelhaken versehen, welche mit Fäden von 3 Ellen Länge an die Leinen befestigt sind. Jeder Angelhaken wird mit einem Köder versehen, die Leine auf den Meeresgrund versenkt und von Zeit zu Zeit herausgewunden, um die Beute abzunehmen.

Vor jedem dieser kleinen Blockhäuser oder Hüttchen stehen paarweise ganze Reihen Pfähle von Fichtenholz, welche man aus dem südlichen Norwegen beziehen muß. Jedes Paar Pfähle kreuzt sich in einer Höhe von etwa 15 bis 16 Fuß, und trägt dort lange forchene Stangen, woran die gefangenen Fische zum Trocknen aufgehängt werden, je zwei und zwei mit den Schwänzen zusammengebunden. Die Stangen müssen so hoch hängen, daß weder die Füchse noch die Fluth bei stürmischem Wetter zu den Fischen hinaufreichen können.

Das Leben der Fischer in den Hütten ist ein ganz einfaches. Früh Morgens lange bevor der kurze Wintertag graut, muß der Junge der Bootsmannschaft aufstehen und den Kaffee bereiten, jenes Nationalgetränke, ohne welches kein Norweger, sey er nun arm oder reich, sein Tagewerk beginnt. Wenn der Kaffee fertig ist, stehen auch die Männer auf; es kostet sie nur sehr wenig Zeit, ihre Toilette zu machen, denn sie kommen gar nie aus den Kleidern; sie brauchen sich nur ein wenig zu dehnen und zu schütteln und in ihre Stiefeln zu fahren. Sie trinken dann ihren Kaffee, nehmen ein Fäßchen Wasser und einen Vorrath von Schiffszwieback mit und eilen nach den Booten hinunter. Es ist wirklich ein sehenswerthes Schauspiel, an einem klaren heiteren Wintermorgen das ganze Geschwader der Fischerboote in die See stechen zu sehen. Um jede Landspitze herum, aus jeder Bucht und jedem Kanal kommen die Boote herausgefahren, bis die ganze Meeresfläche, soweit nur das Auge reicht, von ihnen bedeckt und mit Segeln wie besäet ist. Bei der Ankunft auf dem Fischfangsgrunde zieht jedes Boot das Segel ein und beginnt mit dem Wiedereinziehen der Netze. Sobald ein Zug gethan ist, kehrt die Mehrzahl der Boote nach dem Lande zurück, und nur einzelne bleiben zurück, um noch mit den Grundleinen zu fischen, denn es ist nicht erlaubt, die Netze bei Tage zu legen. Es ist ungefähr Mittagszeit, wenn sie zu den Hütten zurückkehren, wo der Bootsjunge nun das Mittagessen bereiten muß, das bei diesen Leuten eine Hauptsache ist, denn diese Fischer leben nicht schlecht und halten viel auf eine reichliche und substantielle Kost. Jeder Mann bringt seine eigene Provianthkiste mit, worin er gesalzenes oder an der Luft getrocknetes Schaffleisch, geräuchertes Schweinefleisch, einen reichlichen Vorrath von Butter, Käse, Knäckebrod und Kartoffeln verwahrt. Nach eingenommenem Mittagbrod geht es dann an die Aufbereitung der gefangenen Fische. Man hackt denselben die Köpfe ab, wirft die Eingeweide heraus und legt Lebern und Rogen sorgfältig je in gesonderte Gefäße. Der Fisch wird dann entweder in seinem jetzigen rohen Zustande an den Kapitän irgend eines der zahlreich anwesenden Handelsschiffe verkauft oder zum Trocknen aufgehangen. Einer oder zwei schöne Fische von je-

Norwegische Fischer.

Digitized by Google

dem Fang werden jedoch beiſeite gelegt zu einem beſondern Zweck, von dem ſogleich die Rede ſeyn ſoll. Gegen Abend laufen die Boote nämlich noch einmal aus, um ihre Netze auszulegen; und wenn die Männer von dieſem Geſchäft wieder nach Hauſe kommen, ſo gehen ſie mit dem friſch gefangenen Kabeljau in der Hand nach dem nächſten Laden oder Schenke und vertauſchen denſelben gegen einen Schluck Aquavit, d. h. gegen einen Schnaps. Das Abendbrod beſteht gewöhnlich aus einem Fiſch von dem Morgenzug deſſelben Tags, den man gebraten in einer Brühe von Stockfiſchleber aufträgt, worin geröſtete Stückchen Knäkebrod herumſchwimmen.

Jeden Morgen wird ein Signal aufgezogen, wenn das Wetter von der Art iſt, daß die Boote ſich hinaus wagen können. Im Beginn der Fangzeit iſt das Wetter häufig ſo ſtürmiſch, daß kein Boot auslaufen kann. Dieſe gezwungene Muße verwenden die Männer dann hauptſächlich entweder zur Zubereitung der Fiſche, womit ſie ſich aus Mangel an Zeit ſeither nicht abgeben konnten, oder zum Ausbeſſern der Netze. Weitaus die meiſten aber verſchlafen dann ihre Zeit oder verbringen ſie in der Schenke, wo ſie bei unzähligen Pfeifen Tabak und Schüſſeln Kaffee die Tagesneuigkeiten erörtern.

Zuweilen aber iſt ſchon am frühen Morgen das Wetter vielverſprechend; das Signal wird dann aufgezogen und die Boote laufen aus; allein gegen Mittag bricht oft einer jener plötzlichen furchtbaren Stürme aus, welche alljährlich ſo viele Menſchenleben koſten. Dieß iſt beſonders mit dem Nordweſt der Fall, welcher von den Gebirgen mit ſolcher Heftigkeit herunterbraust, daß es ganz unmöglich iſt, gegen denſelben zu rudern oder zu ſegeln, ſo daß die einzige Möglichkeit der Rettung (zu welcher man allerdings nur in den äußerſten Fällen ſeine Zuflucht nimmt) darin beſteht, daß man vor demſelben quer über das Weſt Fjord hinlenkt (vor dem Winde läuft) und ſich dieſen Umweg von zwanzig und mehr Seemeilen nicht verdrießen läßt. Kein einziges Jahr vergeht, wo das Meer nicht bei dieſer Winterfiſcherei ſeine Opfer verlangt; aber in

Benjamin Franklin als Buchdrucker-Gehülfe. (Text hiezu auf S. 150.)

einzelnen Jahrgängen iſt die Einbuße oft furchtbar, und unter den älteren Fiſchern auf den Lofoden gibt es keinen einzigen, der ſich nicht noch mit Grauſen des 11. Februars 1848 erinnert. Wie viele Menſchenleben damals an Einem Mittag zu Grunde gingen, iſt nie genau ermittelt worden und wird nie genau ermittelt werden können, aber man ſchätzt den Verluſt auf mindeſtens fünfhundert Seelen oder 2½ Prozent der geſammten Menge der Fiſcher.

Ein Fiſcher welcher an jenem Tage ebenfalls in See war, machte mir eine äußerſt lebendige Schilderung jenes furchtbaren Unglücksfalls. Die Energie, womit er mir ſeine einfache Geſchichte erzählte, und das Entſetzen, welches ſich ſchon bei der bloßen Erinnerung auf ſeinem Geſichte ſpiegelte, vermag ich hier natürlich nicht zu beſchreiben; aber ich will verſuchen, ſeine Darſtellung wo möglich mit ſeinen eigenen Worten wiederzugeben:

„Es war mehrere Tage lang rauhe Witterung geweſen,“ ſagte er; „am 11. Februar aber hellte ſich's auf und die Signalflagge ward aufgezogen, und als unſer Boot auslief, war die ganze See ſchon mit Segeln bedeckt. Wir waren gut bemannt und als wir an die Stelle kamen, wo unſere Netze lagen, machten wir uns ohne Zeitverluſt an das Einziehen derſelben. Wir waren an jenem Tage ſehr glücklich, denn in ſehr kurzer Zeit hatten wir ungefähr zweihundert große Kabeljaue an Bord, und dieſe Fiſche waren durch die Fügung der Vorſehung ſo zu ſagen unſre Rettung. Gleich darauf kam nämlich ein einzelner Windſtoß über die See daher gefahren, dicht gefolgt von einem ſolchen Sturm aus Nordweſten, wie ihn keiner von uns allen noch jemals erlebt hatte. In weniger als fünf Minuten war das ganze Meer mit dichtem Schaum und ziſchendem Gicht bedeckt. Es war keine Zeit zu verlieren, darum ſchnitten wir

Digitized by Google

unsere Netze ab und hißten das Segel auf. Aber wohin sollten wir gehen? 'Wir wollen versuchen, ob wir Henningsvoer erreichen!' rief der Kapitän in einem Tone, welcher uns deutlich genug sagte, daß das Wagniß groß war; wir fuhren also mit verkürztem Segel etwa drei Punkte unter der Richtung des Windes und durchschnitten das Meer mit einer furchtbaren Geschwindigkeit. Als wir uns umblickten, konnten wir sehen, daß bereits mehrere Boote umgeschlagen waren und mit dem Kiel nach oben auf den Wogen trieben. Es war ein Glück für uns, daß wir so viele Fische gefangen hatten, denn sie dienten uns vortrefflich als Ballast; allein trotzdem glaubten wir alle, unser Boot werde mit jedem Windstoße, welcher uns traf, umschlagen. Nach einer Weile kamen wir an zwei Booten vorüber, auf deren Kiel sechs Männer rittlings saßen; sie riefen uns zu, wir sollten ihnen zu Hülfe kommen, und streckten verzweiflungsvoll die Arme in die Luft; aber es war unmöglich! Hätten wir versucht, sie aus ihrer Lage zu befreien, so wären auch wir nothwendig mit ihnen zu Grunde gegangen. Bald darauf fuhren wir an einem andern Boote vorüber, dessen Kapitän uns anrief und uns fragte, ob wir nicht die Einfahrt in das Henningsvoer kennten! — 'Folgt nur uns!' riefen wir ihnen zu, denn das war die einzige Antwort, die wir ihnen geben konnten. Unser Boot segelte aber besser als das ihrige, und so ließen wir sie bald weit hinter uns. Als wir uns Henningsvoer näherten, war die See furchtbar. Ich bin überzeugt, wir wären verloren gewesen, hätte nicht unser Kapitän mit einer Donnerstimme uns zugerufen: 'Herunter mit dem Segel!' wobei er im selben Augenblicke die Taljereepen durchschnitt, so daß Mast und alles über Bord ging. Nach einer furchtbaren Anstrengung gelang es uns den Hafen zu erreichen, und nach einer noch rasendern Mühe landeten wir wohlbehalten. Das erste was wir thaten, war, einen Felsen zu erklettern und nach das Meer hinaus zudlicken. Der Mann, welcher uns angerufen hatte, war mit seinem Boote nun dicht am Eingang des Kanals, und wir beobachteten seine Bewegungen mit angsterfüllten Herzen. 'Er ist klar — er ist binnen!' rief ich, als das Boot mit Mühe der Gefahr entging, an einen Felsen geschleudert zu werden. Allein kaum waren mir die Worte über die Lippen gegangen, so verschwand das Boot mit Mann und Maus vor unseren Augen und ward nie wiedergesehen." —

Nach einem derartigen Sturm sind die Leute verdrießlert und erschreckt, obschon sie nach einigen Tagen wieder wie gewöhnlich in See stehen. Allein dennoch ergreift jedes Mal, wenn ein Leichnam an's Land gespült oder, was noch häufiger geschieht, wenn ein Bein noch mit dem Stiefel daran oder ein Arm mit dem Netze herausgezogen wird, als das einzige was die Fische von den Ertrunkenen übrig gelassen haben, das Andenken an eine solche Katastrophe selbst jene rauhen Männer in ihrem innersten Herzen.

Der Fang der Stockfische geschieht, wie schon erwähnt, mit Netzen und Leinen. Neuerdings bedient man sich einer verbesserten Art von Netzen, denen ähnlich welche beim Häringsfang gebraucht werden; jedes Netz ist ungefähr 16 bis 20 Faden lang und ungefähr drei Fuß breit; ein Dutzend derartiger Netze oder mehr werden zusammengebunden, so daß die unteren Enden beinahe den Boden erreichen; am obern Ende befinden sich gläserne Schwimmer, d. h. runde Flaschen von starkem Glas, die an den obern Rand des Netzes festgebunden sind. Am untern Rand sind Bleigewichte oder Steine angebunden, um die Netze an Ort und Stelle zu erhalten. Die Grundleinen sind theils die obenbeschriebenen, theils ebenfalls von einer neuern Konstruktion, nämlich an jeder Leine sind in Zwischenräumen von je 4 bis 5 Fuß zwei Schnüre befestigt, woran starke Angelhaken angebunden sind. Jede Leine enthält ungefähr 400 solcher Angelhaken, und mehrere solche Leinen werden zusammengebunden und, wie die Netze, parallel mit dem Lande ausgelegt. Einzelne Fischer bedienen sich bei Tage auch der Handleinen, was man Pilkern oder Peilken nennt, und was auf folgende Weise geschieht: am Ende einer starken Leine, die auf eine Strecke von mehreren Faden Länge meist aus Pferdehaaren geflochten ist, wird die sogenannte Peilfe oder Pilke angebunden, ein Instrument welches einer großen Stellnangel gleicht. Ist die Leine abgelaufen und die Peilfe hat den Meeresgrund berührt, so wird sie wieder einige Fuß in die Höhe gezogen, und der Fischer beginnt nun daran aufwärts zu reißen und sie wieder hinunter laufen zu lassen. Sobald er fühlt, daß ein Fisch anbeißt, so beginnt er Hand über Hand die Leine herauszuziehen so schnell er nur kann, allein ein großer Winterkabeljau ist gar kein leichtes Gewicht, um ihn aus einer Tiefe von 40 bis 60 Faden heraufzuziehen.

Im südlichen Norwegen habe ich häufig im Sommer oder Herbst nach Steinpelken, Weißlingen, Dorschen und kleinen Kabeljauen gepilkert, und noch häufiger hat es mir Vergnügen gemacht, den Fischern bei ihrer Arbeit zuzusehen, wenn sie mitten im strengsten Winter auf dem Eise peilkten, und ich habe mich oft nicht wenig verwundert, wie sie der Kälte so lange trotzen konnten, denn sie waren vom frühen Morgen bis zum Einbruch der Nacht bei dieser Arbeit. Sobald es etwas hell wird — nämlich mitten im Winter so ungefähr um acht Uhr, — kann man sie auf ihren Kjelkes aufbrechen sehen; diese Kjelkes sind kleine Schlitten worauf sie sitzen und sich mittelst zweier kurzen Stöcke mit eisernen Spitzen in merkwürdig geschwindem Lauf über das glatte Eis hin fortbewegen. Sind sie an Ort und Stelle auf dem Eise angekommen, wo sie fischen wollen, so richten sie ein Stück Segeltuch als Schutz gegen den Wind auf, hauen dann ein Loch in das Eis, welches um diese Zeit mindestens zwei Fuß dick ist, setzen sich nieder und fischen den lieben langen Tag. Dieß thun aber nicht blos die armen Fischer, sondern auch viele von den vornehmeren und wohlhabenderen Bewohnern von Christiania haben dieses Vergnügen so sehr liebgewonnen, daß sie den größten Theil des Tages auf dem Eis mit Fischen zubringen. Natürlich sind sie gut in Pelze eingehüllt, und es ist im Grunde kein so kaltes Vergnügen, wie man glauben möchte, denn in jener trockenen Atmosphäre ist eine Temperatur von 10 Gr. Kälte weit erträglicher als bei uns im Binnenlande.

Um aber wieder auf die Lofoden und den Stockfischfang zurückzukommen, so wollen wir noch anführen, daß jedes Boot täglich auf einen Fang von durchschnittlich vierhundert Stücken rechnen darf, obschon es nicht selten verkommt, daß die Ausbeute sich auf das Dreifache dieser Summe beläuft. Nimmt man daher an, die Zahl der mit dem Fischfang beschäftigten Boote betrage viertausend und der Fang jedes einzelnen Boots betrage die Saison hindurch siebenhundert, so werden täglich nahezu drei Millionen Fische gefangen. Man bezahlt für das Hundert Stockfische in ihrem rohen Zustande drittehalb Dollars oder etwas über vier preußische Thaler, wobei Kopf, Leber und Rogen aber noch dem Fischer verbleiben. Der Rogen wird mit zwei bis drei Dollars das Fäßchen bezahlt; und drei Fässer Lebern geben ungefähr zwei Fässer Lebertran, deren Marktwerth an Ort und Stelle ungefähr zehn Dollars per Faß ist. Zu einem Faß Rogen und einem Faß Lebern braucht man aber von vier- bis zu sechshundert Fischen, und hieraus ist zu ersehen, daß in einer ergiebigen Fangzeit gar kein schlechter Antheil auf den einzelnen Mann kommt.

Alle Kabeljaue welche nicht frisch verkauft werden, hängt man entweder in der oben beschriebenen Weise zum Trocknen auf oder salzt sie, nachdem man den Rückgrat ausgelöst hat, ein, worauf sie als Labberdan zu Markte kommen.

Zu Anfang Aprils brechen die Fischer auf und kehren wieder nach Hause zurück, und Mitte Aprils ist kaum ein einziges Boot

Digitized by Google

mehr zurückgeblieben. Wehe dem Reisenden, dem es einfallen sollte, die Lofoden zu dieser Jahreszeit zu besuchen! Der Gestank von den faulenden Eingeweiden der Fische, welche an manchen Stellen so dick aufgehäuft liegen, daß man buchstäblich hohe Fischerstiefeln nöthig hat, um durch dieselben hindurchzuwaten, und die nun, nachdem die Sonne sie aufgefroren und in Gährung versetzt hat, oft warme Dämpfe von sich geben, ist so groß, daß man vor Gestank und Ekel beinahe umkommt, während Myriaden von Meeresvögeln sich hier herumtummeln, um sich an diesen verfaulenden Massen zu äsen. Die meisten Buchten und Kanäle dieser Inselgruppe sind auch zu dieser Jahreszeit ganz verlassen, und auf drei Monate ist hier nur das kleine norstiche Hornvieh, welches die saftigen Gräser abwaidet, welche stellenweise auf den breiteren Leisten der starren Felsenwände unter dem Einfluß der schrägen Sommersonne sprossen. Erst um die Mitte Juni's beginnt der letzte Akt dieser eigenthümlichen Berufsthätigkeit. Kraft einer besondern gesetzlichen Bestimmung darf der zum Trocknen aufgehängte Fisch nämlich erst am 14. Juni von den Trockengerüsten abgenommen und verladen werden. Man sieht daher gegen den 14. Juni unzählige Boote, Barkschiffe, Häringbüsen und kleine Küstenfahrer an den Lofoden landen, um die betreffenden Quantitäten abzuholen, welche die einzelnen Bootsmannschaften im Winter gefangen und zum Trocknen aufgehängt haben, und obschon diese Fische zwei Monate lang ganz sich selber überlassen gewesen sind, geschieht es doch nur selten, daß man Verlust durch Diebstahl bemerkt. Große Mengen der getrockneten Stockfische werden alsdann direkt nach den katholischen Ländern des südlichen Europa verladen, und die dorthin fahrenden norwegischen Schiffe bringen dafür bis zum Spätherbste Getraide, Wein, Branntwein und andere Naturerzeugnisse oder Manufakte des Südens wieder mit nach Hause.

Der rechte Handschuh.

Eine dunkle Seite aus einem Lebensbuche. Nach der Erzählung eines früheren Advokaten.

Mein seliger Großvater war ein französischer Emigrirter, der in der Schreckenszeit das unglückliche Frankreich verlassen und in Deutschland ein Asyl gesucht und gefunden hatte. Erwar in seiner Heimath beim Ausbruch der Revolution ein junger Parlaments-Advokat gewesen, aber den Traditionen seiner alten Juristenfamilie getreu, war er weniger ein Freund des Königthums als der Gesetzlichkeit, und so hatte er bei der Entfesselung aller thierischen Leidenschaften der Masse es vorgezogen, dieser Anarchie den Rücken zu kehren, als bessere Zeiten abzuwarten, wo er vermöge seiner Talente und seltenen Kenntnisse als Advokat oder Richter in seinem Vaterlande sich eine hervorragende Stellung errungen haben würde. Lieber brachte er sich anfangs kümmerlich als Sprachlehrer durch, und nahm später ein bescheidenes Amt in einem kleinern deutschen Staate an. Mein Vater, sein einziger Sohn, war in Deutschland erzogen und gebildet, und wurde Arzt. Als solcher setzte er sich in einem der besuchtesten deutschen Bäder und gewann durch seine einnehmende Persönlichkeit und seinen ärztlichen Scharfblick bald eine bedeutende Praxis; allein seine Aufopferung in seinem Berufe kostete ihn das Leben, als er kaum sechs Jahre verheirathet war, und er hinterließ meine gute Mutter, meine ältere Schwester und mich in ziemlich bedrängten Umständen. Meine Mutter war ebenfalls Französin von Geburt und mein Vater hatte sie in einem vornehmen Hause als Erzieherin getroffen, kennen und lieben gelernt und endlich heimgeführt. Durch ihre Herkunft sowohl wie durch ihre Persönlichkeit, namentlich ihre heitere Ruhe und stille Anmuth, hatte sich meine Mutter so beim Großvater beliebt gemacht, daß dieser sich pensioniren ließ und zu uns zog, um seine kleinen Einkünfte mit der Schwiegertochter und den beiden Enkeln zu theilen. Dank der Sparsamkeit dieser beiden trefflichen Menschen und ihrer Unermüdlichkeit im Ertheilen von französischen Lektionen hatten wir nun ein leidliches Auskommen, und als meine Confirmation heranKam, rückte mein Großvater mit dem Plane heraus, mich Jurisprudenz studiren zu lassen, damit ich den einstigen Glanz der Familie wieder auffrische. Die Frage war nur, ob ich dereinst in Frankreich oder in Deutschland praktiziren solle. Das Schicksal löste diese Frage, denn mein guter Großvater starb, ehe ich noch zur Universität gelangte, und ehe noch der von Anbeginn an von ihm prophezeite Sturz des Juli-Königthums eingetreten war. Meine Mutter sah ein, daß sie mir die Mittel nicht verschaffen konnte, meine Studien in Paris zu machen und mir dort eine Advokatenpraxis zu erwerben, und so vollendete ich meine Studien auf einigen kleineren deutschen Universitäten. Kostete es doch meine Mutter und Schwester Entbehrungen genug, mir schon die hiezu nöthigen Mittel zu beschaffen, und mich so lange durchzuziehen, bis ich meine Prüfungen und meine vorbereitende Laufbahn bei den Gerichten hinter mir hatte, und es war für uns alle ein großer bedeutungsvoller Tag, als ich neben unserer Hausthüre ein kleines Messingschild befestigen lassen konnte mit der Inschrift: Eugen Gauthier, Advokat.

Ich war nun selbständig, aber hatte darum noch lange keine Praxis. Für die lebenslustigen Bewohner der Stadt, welche ihren Unterhalt meist von den fremden Badegästen im Sommer bezogen, gab es wenig Veranlassung zu Prozessen, und außer mir waren noch ein halbes Dutzend älterer Anwälte da, welche meist wohlhabende Männer, begütert, einflußreich waren, während man in mir nur den Sohn und Bruder von zwei armen französischen Sprachlehrerinnen sah, welche ihre Lektionen um einen halben Gulden per Stunde in und außer dem Hause gaben. Ich hatte alle jene trüben Stunden durchzumachen, welche demjenigen beschieden sind, der trotz allen Fleißes und Talents sich nicht Geltung zu verschaffen vermag. Meine Praxis in Civilsachen blieb mehre Jahre unbedeutend, und in Kriminalfällen gab es damals noch wenig zu thun, weil die Schwurgerichte in jenem Vaterländchen noch nicht eingeführt waren. Ein kleines Amt bei einer Sparkasse erhielt mich allein noch über der Nothwendigkeit, mich von Mutter und Schwester erhalten lassen zu müssen.

Wir wohnten in einem kleinen bescheidenen Hause in der Vorstadt, dem neuen Badehause gegenüber. Das Häuschen gehörte einem wohlhabenden Schlächter in der Stadt; wir hatten es ganz allein inne, und behalfen uns im Sommer mächtig, um die 5 bis 6 Zimmer in den beiden oberen Stockwerken an Badegäste vermiethen und hieraus einen kleinen Gewinn ziehen zu können. Im Erdgeschoß nach der Straße war das Wohnzimmer, wo meine Mutter und Schwester abwechselnd ihre Lektionen ertheilten. Nach dem Hofe zu war mein Arbeitszimmer und Bureau, eine einzige mäßig große Stube, und daneben ein kleines Kabinet, das mir zum Schlafzimmer diente. Meine gute Mutter und Elise schliefen im Sommer während der Saison unter dem Dache in einer bescheidenen Bodenkammer neben den beiden Dienstmädchen, und die besten Möbeln und Betten dienten zur Möblirung der Zimmer, welche an Gäste vermiethet wurden.

Schon vom ersten Jahre an, wo wir diese chambres garnies

Digitized by Google

hielten, beherbergten wir jeden Sommer auf zwei bis drei Monate einen Herrn in reiferen Jahren, Baron Schreitberg, welcher die Bäder gebrauchte. Er war Besitzer eines Majorats-Ritterguts und Wittwer, ein stiller freundlicher Mann von etwa 46 bis 48 Jahren, etwas leidend und brustkrank, gebildet und zuvorkommend und von einem solch bescheidenen Wesen, daß man kaum hätte glauben sollen, in ihm den Besitzer einer Jahresrente von mindestens 25,000 fl. zu sehen. Er hatte die beiden Zimmer in der Beletage über meinem Bureau inne und verbrachte unter beiden Fenstern, die auf Hof und Gärtchen mündeten, oder in dem letztern selbst, den größten Theil des Tages mit Lektüre oder mit dem Illuminiren von Lithographieen in Guachefarben, worin er es zu einer wahren Virtuosität gebracht hatte. Im Lauf der Jahre war er mit den Meinigen und mir sehr innig befreundet worden, und die Leute wollten behaupten, er habe in allen Ehren ein Auge des Wohlgefallens auf meine Schwester Elise geworfen, welcher er jedes Mal bei Ankunft und Abreise sehr werthvolle und sinnige Geschenke machte. Wie dem auch seyn mochte, soviel war gewiß, daß er bislang gegen mich auch nicht mit Einem Worte die Absicht geäußert hatte, Elisens Neigung und Hand zu gewinnen, und daß seine Zuneigung zu dem Mädchen mehr die Natur eines väterlichen Wohlwollens angenommen hatte.

So war der heiße Sommer 1842 herangekommen, und mit dem 1. Juli wie seit mehren Jahren auch der alljährliche Gast unsers Hauses, der Baron Schreitberg. Dießmal war er noch offener und freundlicher gegen uns als seither; theilte mir eines Tages mit, daß er sich mit dem Gedanken trage, sich wieder zu vermählen, um seinen Stamm nicht ausſterben zu lassen, da sein jüngerer Bruder ebenfalls unvermählt und ein Roué sey, und stellte mir in Aussicht, er werde sich meiner Hülfe bedienen, um sich mit diesem Bruder aus einander zu setzen, welchen er bisher beschieden habe, um ihm die nöthigen Eröffnungen wegen seines Heirathsprojekts zu machen. „Ich hoffe Ihnen später, wenn sich mein Plan verwirklichen läßt, noch andere Vorschläge machen zu können, lieber Gauthier," schloß er; „ich werde mir hier ein größeres Anwesen kaufen und Sie zu meinem Geschäftsmann machen, denn ich verstehe von euren juristischen Geschichten nichts, und bin mit meinem seitherigen Vertrauensmann, dem Prokurator Sellmann, nicht mehr zufrieden; der Mann sucht mich zu beherrschen, und dieß will ich mir nicht gefallen lassen. Außerdem wird noch manches Andere zwischen uns beiden zu verhandeln seyn, wenn ich mich erst mit meinem Bruder Joseph arrangirt habe. Bis daher halten Sie reinen Mund über alles, was ich Ihnen mittheilte. Joseph trifft spätestens Mitte Augusts hier ein."

„Wünschen Sie vielleicht, daß wir dem Herrn Baron Zimmer hier im Haus aufbewahren, Herr v. Schreitberg, damit er Ihnen näher ist?" fragte ich, nachdem ich ihm mein tiefstes Stillschweigen zugesagt.

„Nein, mein lieber Gauthier," versetzte er nach einigem Bedenken. „Joseph und ich haben uns seit sechszehn Jahren nicht mehr gesehen und auch nur selten geschrieben. Ich kenne seinen Geschmack und seine Ansprüche nicht, und es wäre eine Art Beeinträchtigung seiner persönlichen Freiheit, eine Art Bevormundung, wenn ich ihn veranlassen wollte, eine Wohnung zu nehmen, welche er nicht selbst gewählt hat. Es gibt ja hier Gasthöfe und Privatwohnungen genug zu seiner Verfügung und Anwahl."

Damit hatte unsere Unterredung ein Ende. Wochen vergingen in der gewohnten Weise: ich mußte Sonntags mit ihm in einem Gasthofe an der Table d'hôte speisen, und er lud mich ein ihn hie und da auf seinen Spaziergängen zu begleiten, wo er mich immer ganz gut unterhielt, denn er war ein Mann von sehr vielseitiger Bildung und reicher Welt- und Menschenkenntniß. Von seinem Projekt war nicht weiter die Rede; dagegen wähnten meine Mutter und ich zu bemerken, daß er gegen Elisen freundlicher und zuvorkommender war, als früher, und jede Gelegenheit ergriff, mit ihr zu verkehren. Meine Schwester war nun dreißig Jahre alt und nicht schön; daher wäre es von mir thöricht gewesen, anzunehmen, daß er Elisen zu heirathen beabsichtige.

Die letzten Tage des Augusts waren da, und der jüngere Baron Schreitberg noch nicht angelangt. Aus Delikatesse wagte ich ihn nicht nach dem Grund dieses Ausbleibens zu fragen, obschon ich mit einer gespannten Erwartung dem Zeitpunkt entgegen sah, wo er mir die Stelle seines Sachwalters anvertrauen würde. Da trat er eines Nachmittags in Begleitung eines Herrn in das Haus, den er uns mit den Worten vorstellte: „Freiherr Joseph v. Schreitberg, Major in neapolitanischen Diensten, mein lieber, längst erwarteter Bruder."

Der Major war ein hagerer Mann von Mittelgröße, mit einem pockennarbigen Gesicht, das die Sonne des Südens gebräunt und ausgetrocknet hatte, mit harten stechenden dunklen Augen, einer schwarzen Perrücke und einem gefärbten Bart. Trotz seiner grinsenden Freundlichkeit machte der Mann auf meine Mutter und mich keinen angenehmen Eindruck. Er war unverkennbar ein Roué, wie sein Bruder gesagt hatte, und alle Leidenschaften hatten diesem Gesicht ihren abstoßenden Stempel aufgeprägt. Er heftete auf Elisen einen Blick, welcher ihr und mir das Blut in die Wangen trieb, und machte ihr dann in einer schwülstigen Weise einige Elogen, welche sie aus dem Zimmer vertrieben. Der Baron wünschte jedoch, daß wir alle mit ihm und seinem Bruder in der Gartenlaube zu Nacht speisen sollten, und sein Diener erhielt den Auftrag, auf acht Uhr ein Souper aus dem Englischen Hofe her zu besorgen. Dieses Mahl verlief jedoch besser, als ich erwartet hatte. Der Major, welcher mehrere Stunden lang mit seinem Bruder allein auf seinem Zimmer geplaudert hatte, war anfangs etwas gedankenvoll und einsylbig, thaute aber allmählig auf und erzählte so viel von Neapel, von Sicilien, von dem Leben im südlichen Italien, daß er an uns höchst aufmerksame und dankbare Zuhörer hatte, und drang schließlich in seinen Bruder, doch auch noch einmal eine Reise nach Neapel zu machen. „Wenn Du je heirathest, lieber Franz," sagte er l chelnd, „so bedinge ich mir aus, daß Du mir Deine junge Frau nach Italien bringst, und daß ihr eure Flitterwochen in Amalfi oder Portici verlebt."

Dieß schien mir anzudeuten, daß der Baron bereits mit seinem Bruder Rücksprache über sein Projekt genommen hatte, und das stille Lächeln, womit jener dem Major versprach, ihm im Fall seiner Verheirathung zu willfahren, bestätigte diese Vermuthung. In den nächsten Tagen waren die beiden Brüder sehr viel beisammen, und schienen mit einander auf dem herzlichsten Fuße zu stehen. Doch brach der Baron von seinen Lebensgewohnheiten nicht das mindeste ab, und ging wie gewöhnlich früh zu Bette. Wir sahen den Major nur aus und ein gehen, ohne jedoch in nähere Berührung mit ihm zu kommen; er wohnte in einem der ersten Gasthöfe, und der Baron speiste ihm zu Liebe auch dort. Eines Abends aber besuchte mich ein Universitätsfreund, den ich seit mehren Jahren nicht mehr gesehen hatte, und um ihm alle Herrlichkeiten unsers fashionablen Badeorts zu zeigen, gingen wir nach dem Theater auch in das Conversationshaus, um uns das Spiel am grünen Tische zu betrachten, und da sah ich den Major am Farotische sitzen und leidenschaftlich, jedoch nicht mit Glück spielen. Ich beobachtete ihn eine Weile, und sein Gesicht erschien mir in diesem Augenblick noch häßlicher und abstoßender als sonst, denn aus diesen düstern dunklen Augen sprühte ein verhaltener Ingrimm, den ich nicht zu schildern vermag, und irgend etwas in seinem Benehmen wollte mich überzeugen, daß er nicht nüchtern sey. Als er einmal zufällig auf-

Digitized by Google

blickte und mich wahrnahm, blitzte ein wilder gehässiger Blick aus seinen Augen, dann aber grüßte er mich mit einem freundlichen Grinsen, das mir beinahe noch schauerlicher war, deutete auf seinen Einsatz, den der Croupier so eben an sich zog, und zuckte scheinbar gleichmüthig die Achseln. Ich ging mit meinem Freunde weiter.

Zwei Tage darauf fand zwischen den beiden Brüdern bei verschlossenen Thüren und Fenstern am Nachmittage eine lebhafte Unterredung statt, nach welcher der Major herunter kam und sich von uns verabschiedete, indem er noch am selben Abend abreise. Der Baron gab ihm das Geleite, und — kehrte nicht mehr in unser Haus zurück, denn man fand ihn am andern Morgen in dem neuen Badehause in einer Badewanne todt. Ein einziger tiefer Stich von einer scharfen Waffe hatte ihn von hinten in die ersten Halswirbel getroffen und das Rückenmark durchschnitten, und der Tod mußte beinahe augenblicklich erfolgt seyn, denn er war in der Badewanne untergesunken.

Dieser Mord erregte ungemeines Aufsehen. An einen Selbstmord war nicht zu denken, denn diese Wunde konnte keiner sich selbst beibringen. Auch fand man den Dolch oder das Messer nicht vor. Uhr und Börse und einige kostbare Ringe und eine Brillantnadel lagen noch auf dem Tische. Das Badekabinet war das allerletzte im Badehause, und sein einziges Fenster mündete auf einen kleinen Garten, der wiederum an einen Kanal stieß, welcher das verbrauchte Wasser der Bäder aufnahm und dem Flüßchen zuführte. Es wurde sogleich eine Untersuchung eingeleitet und folgendes ermittelt: Baron Schreitberg, welcher sonst immer Vormittags zu baden pflegte, war an diesem Tage ausnahmsweise erst um Sonnenuntergang nach dem neuen Badehause gekommen und hatte sich sein Bad von dem Badeknecht Fritz richten lassen, welcher den Baron sehr gut kannte. Er hatte Fritz im Begriff getroffen, zum Vesperbrod in ein benachbartes Bierhaus zu gehen, und ihm gesagt, er möge sich nicht genieren und nur zu seinem Kartenspiele gehen, denn er werde nach dem Bade schon die Thüre verschließen und den Zapfen der Wanne ziehen. Fritz Krauß war also zu seinem Glase Bier gegangen, hatte ein Stündchen oder anderthalb mit einigen Bürgern Karten gespielt und dann einen Bekannten gebeten, für ihn auf einige Minuten einzuspringen, weil er noch die Läden der Badekabinette verschließen und das Haus absperren müsse, war nach ungefähr zehn Minuten wiedergekommen, hatte ohne sichtliche Aufregung weiter gespielt und war um zehn Uhr ruhig nach seiner Wohnung bei einer Wittwe Spittler gegangen, und am Morgen eben in dem neuen Badehause wieder erschienen, als die Scheuerfrau, jene selbe Wittwe Spittler, in dem Kabinet Nro. 20. den ermordeten Baron in seinem Blute in der Badewanne gefunden und Lärm gemacht hatte. Die Kunde von diesem Todesfall unter solch erschwerenden Umständen hatte den Badeknecht jedoch so sehr erschüttert, daß er beinahe ohnmächtig zusammenbrach, und er hatte laut und mit den höchsten Zeichen der Bestürzung seine Unschuld betheuert, ehe noch irgend jemand ihn des Mordes angeklagt hatte. Hiedurch war eigentlich erst der Verdacht auf ihn gelenkt und er sogleich verhaftet worden.

Die angestellte Untersuchung ergab sogleich dringende Verdachtsgründe gegen ihn. Mehre unverfängliche Zeugen wollten nämlich gerade um die Zeit, wo Fritz Krauß seiner Angabe zufolge erst nach seiner Wohnung und dann nach dem „goldenen Hahn“ gegangen war, einen Mann mit einem Höcker (denn Fritz war auf diese Weise verunstaltet) in den kleinen Hof neben dem Badehause einschleichen gesehen haben; andere Zeugen hatten denselben Mann mit dem Höcker über den Kanal springen und das kleine verlassene Gäßchen zwischen den Gärten hinablaufen sehen. Wieder andere hatten Fritz später, als er seiner eigenen Darstellung zufolge die Läden der Badekabinette geschlossen, in's Badehaus treten oder dasselbe verlassen sehen, und die Wirthin im goldenen Hahn hatte beschworen, daß Fritz Krauß jenen Abend beim Bezahlen seiner Zeche ein Goldstückabe wechseln lassen. Dieselben Umstände und andere ließen ihn als den Mörder erscheinen.

Entenjagd. (Text auf S. 156.)

Der Prokurator Sellmann war auf die erste Kunde von dem begangenen Morde durch Stafette herbeigerufen worden, und betrieb die Verfolgung des vermeintlichen Mörders energisch, und die Gerichtsbehörden wetteiferten mit ihm in Auffindung von neuen überführenden Indizien. Zudem hatte Fritz im Untersuchungsarrest einen Selbstmordversuch gemacht, an dessen Ausführung er aber durch die Wachsamkeit des Schließers verhindert worden war. Die öffentliche Stimme bezeichnete daher ihn als den Mörder.

Dieser erschütternde tragische Vorfall hatte aber in der ganzen Stadt niemand so hart berührt, als meine Familie. Ich war an jenem Nachmittag mit einigen Bekannten auf einer kleinen Landparthie abwesend gewesen, nachdem der Major sich verabschiedet hatte, und erst nach 10 Uhr Abends heimgekehrt. Zwei meiner Freunde hatten mich und eine bei uns logirende Dame aus dem Elsaß bis an die Hausthüre begleitet, wo uns meine Mutter mit dem Bemerken empfangen, daß Baron Schreitberg noch nicht nach Hause gekommen sey, was ich mir nicht anders zu erklären vermochte, als daß er muthmaßlich seinen Bruder noch eine Strecke weit begleitet habe. Als am andern Morgen die tragische Kunde

zu uns gelangte, war Elise in Krämpfen zusammengesunken, meine Mutter einer Ohnmacht nahe, und ich hatte dann erst erfahren, daß der Baron einige Tage früher Elisen einen schriftlichen Heirathsantrag zugeschickt und ihr drei Tage Bedenkzeit gegeben hatte. Man denke sich daher den furchtbaren Eindruck dieses Ereignisses auf die beiden Frauen. Ich erfuhr jetzt erst, daß Elise den Baron längst geliebt, daß er schon vor Jahr und Tag meine Mutter zur Vertrauten seiner Neigung für Elisen gemacht, aber auch ihr Stillschweigen abverlangt hatte. Meine gute Mutter erholte sich zwar wieder von ihrem Entsetzen, aber Elisens Lebensmuth war gebrochen. Sie lehnte eine Summe von zehntausend Gulden ab, welche ihr Herr Sellmann im Namen des Barons Joseph, des Universalerben seines Bruders, hatte zustellen lassen wollen. Baron Joseph hatte die Nachricht vom Tode seines Bruders in Paris erhalten, wohin er gereist war; er kam erst nach der Beerdigung des Ermordeten nach unserem Wohnorte, stattete uns einen Beileidsbesuch ab, worin er jedoch der näheren Beziehungen, in welche der Ermordete zu unserer Familie hatte treten wollen, mit keiner Silbe gedachte, für welches Zartgefühl wir ihm Dank wußten. Er hatte sich auf eine Weise benommen, welche mit seinem Wesen ganz im Einklange stand, ohne alle unnöthige Schaustellung von Sentimentalität, ohne phrasenreichen Schmerz. Er hatte nur bedauert, daß ein solch trefflicher stiller Mensch wie sein Bruder auf solche tragische Weise geendet. Er hatte den Armen der Stadt und einigen milden Anstalten bedeutende Summen geschenkt, bei einem der geachtetsten Künstler ein einfaches edles Monument für seines Bruders Grab bestellt, eine öffentliche Danksagung an Alle erlassen, welche an dem furchtbaren Schicksal des Ermordeten Antheil genommen, und die Hoffnung daran geknüpft, daß der Schuldige, der in unseliger Verblendung ein solch reiches Leben zerstört habe, von der göttlichen Strafgerechtigkeit ereilt werde. Dann war er abgereist, und man vergaß bald ihn, wenn auch nicht den Ermordeten.

In unserem kleinen Kreise ward der erschlagene Freiherr nicht vergessen. Ohne Rücksicht auf unsern Namen hatten wir den Gerichten alles ausgehändigt und ausgesagt, was unser Verhältniß zu dem Ermordeten betraf. Meine Schwester war hierin eine starke Seele und kannte keine ängstliche Menschenfurcht. Sie sah eine heilige Pflicht darin, die Bemühungen der Behörden zur Auffindung des feigen Mörders zu unterstützen. Obschon bleich und innerlich gebrochen, eine geknickte weiße Rose, stand sie doch fest und zuversichtlich vor dem jungen Untersuchungsrichter, welcher sie über ihr Verhältniß zu dem Erschlagenen zu vernehmen hatte, und leistete ihre Depositionen rückhaltslos und umsichtig. Aber zu Hause war sie eine ganz andere. Da übermannte sie der namenlose Schmerz um den Ermordeten förmlich, und versenkte sie in eine Traurigkeit, die etwas Ansteckendes hatte. Elise war ein Mädchen von Geist und Charakter gewesen, eine edle, nach allen Seiten hin reichbegabte Natur. Das harte Loos der Entsagung, welches sie frühe auf sich genommen, um mir zur Erlangung meiner akademischen Ausbildung zu verhelfen, hatte sie nicht verbittert, sondern eher den Adel und die Schönheit ihres innern Wesens gehoben und erpandirt. Sie hatte in den Jahren ihrer Blüthe keine Anbeter und Verehrer gehabt noch gesucht; als aber der Baron sich ihr näherte und leise und ungeheim um sie ward, da flog ihm ihr ganzes Herz entgegen, und die Hochachtung und Verehrung für den Charakter und die Persönlichkeit dieses Mannes verwandelte sich bei ihr in die innigste heiligste Liebe, welche vielleicht eben durch das Geheimniß, womit sich diese gegenseitige Neigung umhüllte, desto intensiver geworden war. Wir erfuhren erst später, daß sie mit dem Baron schon seit Jahr und Tag korrespondirt und seine Werbung lange abgelehnt hatte, theils um nicht ihre Mutter zu verlassen, theils weil es ihrem Gefühl widerstrebte, die Gattin eines Mannes zu werden, welcher an Rang und Vermögen so hoch über ihr stand, und sich dem vorwurfsvollen Verdacht auszusetzen, daß sie ihn umgarnt und eingesangen habe. Aber eine liebende Gattin hätte diesen seinen Tod nicht herzgefühlter betrauern können, als Elise ihn betrauerte, — nicht um deßwillen, was sie selbst, sondern um dessen willen was die Welt an ihm verloren hatte, um des entsetzlich tragischen Endes willen, das ein solcher Mann genommen hatte. In diesem heiligen Schmerz trat der ganze uneigennützige, edle, hohe, duldende Charakter, die ganze echte Weiblichkeit Elisens glänzend zu Tage, und hätte sie unserm Herzen allein schon theurer gemacht, auch wenn sich auf dem raschen Hinschwinden von Kraft und Gesundheit des trefflichen Mädchens uns nicht die Ahnung hätte aufdrängen müssen, daß wir sie nicht lange mehr besitzen würden.

Allein noch ein anderer Umstand kam hinzu, welcher wenigstens mich andauernder und speziller mit dem traurigen Ende des Barons beschäftigte. Wie schon erwähnt, hatte die Untersuchung gegen den Badeknecht Fritz Krauß, den Einzigen auf welchen ein Verdacht hinwies, ein junger Beamter zu führen, der für sehr ehrgeizig und rücksichtslos selbstsüchtig galt und sich vorgenommen zu haben schien, aus dieser Kriminal-Untersuchung eine cause célèbre zu machen, welche ihn seinen Vorgesetzten empfehlen sollte. Bekanntlich war bei dem ehemaligen schriftlichen Verfahren in Kriminalsachen das Schicksal des Angeschuldigten weit mehr in die Hand des Untersuchungsrichters gegeben, als dieß bei unserm heutigen öffentlichen Verfahren mit Geschwornen-Gerichten der Fall ist, welches allerdings auch noch seine erheblichen Mängel hat. Assessor von Meyer, der Untersuchungsrichter, war bei Hofe gut empfohlen und mit verschiedenen hohen Staatsbeamten in unserm Kleinstaat verwandt und verschwägert, spielte in der Gesellschaft eine Rolle, und konnte daher erwarten, daß man seinen Eifer in der fraglichen Angelegenheit bereitwillig anerkennen werde. Er hatte sich in den Kopf gesetzt, den Badeknecht schuldig zu finden und zu überführen. Er trug Sorge, die öffentliche Meinung dahin zu bearbeiten, daß man den Angeschuldigten für den Mörder hielt. Und dennoch gab es Viele, welche nicht an die Schuld des Badeknechts glauben konnten, und unter diesen war auch ich. Der arme Bursche war mir seit vielen Jahren bekannt als eine gutmüthige, ehrliche Haut, immer zu einem Scherz oder Bonmot aufgelegt, mit vielem Mutterwitz und derbem Humor., Er hatte seit Jahren zur allgemeinen Zufriedenheit im neuen Badehause gedient und sich mehrmals durch Beweise von Ehrlichkeit in Rücksicht von zurückgelassenen Börsen oder Pretiosen hervorgethan. Er betheuerte seine Unschuld und seine Anhänglichkeit an den Ermordeten, der ihm immer höflich und freigebig begegnet war, mit den höchsten Eiden; er wies nach, daß er jenes Goldstück von einer ältern Dame, die am Tage des Mordes nach mehrwöchentlicher Kur abgereist war, als Trinkgeld bekommen hatte. Er ließ sich durch keinerlei verfängliche Fragen in Demjenigen irre machen, was er über die begleitenden Umstände jenes Mords, über sein eigenes Benehmen und Verbleiben an jenem Abende ausgesagt hatte. Umsonst! in seinen Entlastungsbeweisen blieben immer einige Lücken, welche gegen ihn zeugten. So hatte er die Viertelstunde, welche zwischen seinem Weggehen aus dem Badehause und seinem Erscheinen im goldenen Hahn lag, dadurch zu erklären gesucht, daß er noch in seiner Wohnung gewesen sey um eine Pfeife und Tabak zu holen; aber er hatte diesen Besuch nicht beweisen können, weil seine Hausfrau, die Wittwe Spittler, mit ihren beiden Söhnen auf einer Hochzeit in Frohnbach, einem benachbarten Dorfe, abwesend und niemand zu Hause gewesen war. Kurzum, das Ergebniß der Untersuchung war gegen ihn und der

Digitized by Google

Antrag des Inquirenten ging dahin, den Angeschuldigten trotz seines Leugnens als des Mordes überwiesen anzunehmen.

Als der Zeitpunkt herankam, wo dem armen Angeschuldigten erlaubt war, einen Anwalt als Vertheidiger anzunehmen, fiel seine Wahl auf mich, und das Gericht bestellte mich zu seinem Vertheidiger, denn dem jüngsten Advokaten eines Gerichtssprengels wurden damals herkömmlicherweise alle derartigen Armenprozesse zugewiesen. Es war für mich ein peinlicher Auftrag, aber ich unterzog mich ihm energisch und gewissenhaft und ohne Rücksicht für mein individuelles Gefühl. Ich nahm Einsicht von den Akten und gewann bald die Ueberzeugung, daß Fritz Krauß unschuldig sey, daß eine Combination verschiedener unaufgeklärter Verdachtsgründe gegen ihn spreche, aber nirgends ein eigentlicher überführender Beweis faktisch vorliege, sondern alle Beweismittel nur künstlich aufgebaut seyen. Ich durchforschte das ganze Leben des Angeschuldigten und fand nirgends Anhaltspunkte, welche auf eine sittliche Verwahrlosung solcher Art schließen ließen, daß sie aus einem Menschen einen Raubmörder machen könnte. Ich machte der Wittwe Spittler einen Besuch und unterhielt mich eine Stunde lang mit ihr über den Mann, der sieben Jahre lang ihr Hausgenosse gewesen war, und so vorsichtig und bedacht die Frau auch in allen ihren Aeußerungen war, so nahm sie doch keinen Anstand, ihre innigste Ueberzeugung von Fritz's Unschuld auszusprechen, und wollte mir eine kleine Summe Geldes aufdrängen, damit ich mein Aeußerstes thue, um Fritz vor der Todesstrafe zu erretten. Diese Frau machte mir damals einen merkwürdigen Eindruck; sie war ein kleines rüstiges Weib von etwa 45 Jahren, mit klugen intelligenten Augen, einem entschlossenen gewandten Wesen und einer gewissen Entschiedenheit, wie man sie nicht selten bei Leuten aus dem Volke findet, welche von früh auf sich hart durch das Leben durchschlagen mußten. Sie gab alle ihre Depositionen über die Auffindung der Leiche wie über die Lebensweise ihres Hausgenossen mit einer Klarheit und Bestimmtheit ab, die mich überraschte, und alle ihre Aussagen gingen entschieden dahin, daß Fritz in jeder Hinsicht des ihm zur Last gelegten Verbrechens nicht schuldig sey.

Meine Vertheidigungsschrift suchte diesen Standpunkt festzuhalten und geltend zu machen, und all die einzelnen vagen Indizien gegen Krauß zu entkräften. Ich gerieth dadurch in einen erbitterten Konflikt mit Assessor von Meyer, welcher ohne mein Zuthun in eine persönliche Fehde ausartete. Ich will diese traurige Episode aus meinem Leben nicht weiter ausmalen. Herr von Meyer suchte mich zu verdächtigen, als wollte ich aus der Vertheidigung des Mörders politisches Kapital machen und zugleich mich als Advokat poussiren; und das was ich aus vollster Ueberzeugung und mit innigstem Rechtsbewußtseyn als eine willkürliche, sophistische und rabulistische Ausdehnung und Verdrehung der Zeugenaussagen hingestellt hatte, ward mir als eine dolose Verdrehung und Fälschung des Beweisverfahrens und der Indizien zum Vorwurf gemacht. Um kurz zu seyn: ich war als ein eifriger Anhänger freisinniger Ideen und des Verfassungskampfes bei den obersten Behörden keine beliebte Persönlichkeit, und Herrn v. Meyers Verwandte hatten ein leichtes Spiel bei dem damaligen Ministerium, um mich zu verdächtigen. Die beiden Gerichtshöfe und die oberste Instanz bestätigten das Urtheil, welches das Amtsgericht gefällt hatte: Fritz Krauß ward des Raubmords an Herrn v. Schreitberg überwiesen und zum Tode verurtheilt; aber der Landesherr verwandelte in Anbetracht daß der Angeschuldigte kein Bekenntniß abgelegt hatte, die Todesstrafe in lebenslängliches schweres Zuchthaus. Es hieß, der Prokurator Sellmann habe sich im Namen des Majors von Schreitberg an den Landesherrn um eine Strafmilderung für den Mörder gewendet, weil der Erbe des Erschlagenen selbst nicht ganz von der Schuld des Krauß überzeugt gewesen sey. Krauß ward also in das Landeskorrektionshaus abgeführt und zur Einzelnhaft verurtheilt, wo er sich aber schon nach wenigen Monaten erdrosselte, nachdem er den Zuchthausprarrer wiederholt hoch und theuer seiner Unschuld an dem Morde versichert und in seine Bibel eine gleiche Erklärung mit Bleistift eingeschrieben hatte mit dem Bedeuten, er fürchte in seiner Einzelnhaft wahnsinnig zu werden, und habe darum Hand an sich gelegt. Diese letztere Thatsache war allerdings nicht in die Oeffentlichkeit gedrungen, allein ich hatte sie unter der Hand durch ein Schreiben des Zuchthausprarrers erfahren, welcher aus eigenem Antrieb an mich geschrieben, um mich von dem Ende des unglücklichen Krauß und seiner eigenen Ueberzeugung von dessen Unschuld an jenem Morde in Kenntniß zu setzen.

Assessor v. Meyer war zur Belohnung seiner Verdienste zum Hofgerichtsrath ernannt worden, und hatte seinen Abgang von der seitherigen Stelle dazu benutzt, mich noch in der Abschiedsrede bei einem Gastmahl, das ihm die Bürgerschaft gab, zu verdächtigen und zu verunglimpfen. Meine Antwort darauf war eine sorgfältige und gewissenhafte Abhandlung „über den an dem Badekneckt Fr. Krauß von Wüstenhöfen begangenen Justizmord"; diese Abhandlung erschien in einer gelesenen juristischen Zeitschrift und erregte so viel Aufsehen, daß der Verleger derselben ohne mein Zuthun und Vorwissen einen besondern Abdruck davon als Broschüre veranstaltete, welche reißenden Abgang fand, gerade weil sie in meiner Heimath polizeilich verboten wurde. Die Folge davon war die Einleitung einer angeblichen Untersuchung gegen mich, die übrigens ein bloses Possenspiel war, denn das Ministerium und die Kabinetspartei waren im Voraus darüber einig, daß man mich schuldig finden wollte. Der Spruch eines seilen Obergerichts verhängte gegen mich Entziehung der Befugniß zur Advokatur, Ausschluß aus dem Staatsdienste und mehrmonatliche Gefängnißstrafe wegen Beleumdung und Ehrenkränkung der Staatsbehörden. Ich appellirte, aber die oberste Instanz bestätigte nur das Urtheil des Gerichtshofes. Solche Dinge waren damals in vormärzlicher Zeit in vielen deutschen Staaten so gäng und gäbe, daß man davon gar kein Aufhebens machte. Ich ging nach der Schweiz, um von dort aus meine Angelegenheit noch einmal in besonderen Broschüren dem großen Publikum vorzulegen, und suchte mir daselbst eine Existenz zu gründen; allein dieß letztere gelang mir nicht, denn ich hielt mich absichtlich von den damaligen sogenannten „Flüchtlingen", welche in der Schweiz hetzten, sowie von deren politischem Treiben fern, und verschmähte es, mir durch jenes maßlose und gemeine Schimpfen auf Deutschland und seine Zustände, wie es damals in der Schweiz gäng und gäbe war, eine Stellung zu verschaffen. Offen gestanden fühlte ich mich auch in der Schweiz damals nichts weniger als behaglich und heimisch, und vermochte mich weder mit deren damaligen Institutionen, noch mit den leitenden Persönlichkeiten, noch mit den socialen, literarischen und wissenschaftlichen Zuständen daselbst zu befreunden.

Ich hatte ungefähr ein halbes Jahr in der Schweiz gelebt, als meine gute Schwester starb. Mein Schicksal hatte ihr vollends das Herz gebrochen. Mir war nicht einmal möglich, ihr zu Grabe zu folgen, denn gegen mich war eine neue Kriminaluntersuchung wegen angeblicher Beleidigung der Staatsregierung und Majestäts-Beleidigung eingeleitet und ich in contumaciam zu so und so viel Jahren Zuchthaus verurtheilt worden — beliebte Hilfsmittel der Minister der vormärzlichen Zeit, um diejenigen zu verbannen, deren Stirne und Feder man fürchten mußte. Aber kaum war meine gute Schwester begraben, so veränderte meine treffliche Mutter ihre paar Habseligkeiten, und reiste zu mir in die Schweiz. Die Nachrichten welche sie mir aus dem Vaterlande mitbrachte, lauteten für mich

Digitized by Google

nicht eben sehr ermuthigend: man hatte mir durch jenen Prozeß und meine Verurtheilung doch in der öffentlichen Meinung geschadet und den Anschein aufrecht erhalten, als sey der Badeknecht Krauß mit vollstem Rechte verurtheilt worden und ich nur ein eitler Krakehler gewesen, der jenen Lärm erhoben, um von sich reden zu machen. Der arme Selbstmörder war vergessen, um so mehr als man aus guten Gründen, um das Renommee der Bäder nicht zu gefährden, davon so wenig wie möglich sprach und selbst die Erinnerung an das Vergehen durch einen Umbau jenes Theils des neuen Bades zu verwischen suchte, worin das Kabinet lag, in welchem Baron Schreitberg ermordet gefunden worden war. Auch die Wittwe Spittler, deren Zeugschaft man in jenem Prozesse einen gewissen Werth beigelegt hatte, war aus meiner Vaterstadt hinweggegezogen; man hatte sie von ihrer Stelle als Scheuerfrau im neuen Badehause entlassen, weil sie angeblich mehrfach an öffentlichen Orten ihre Ueberzeugung von Fritz Krauß's Unschuld ausgesprochen und geäußert hatte, man hätte den wirklichen Mörder leicht zu ermitteln vermocht, wenn man ihn nur hätte ernstlich suchen wollen. Wohin sie gezogen und was aus ihr geworden war, wußte meine Mutter mir nicht zu sagen. (Schluß folgt.)

Ein Häuptling bringt Elfenbein. (Text auf S. 159.)

Die Wasserjagd.

Von F. v. Th.

Wir lieben jede Gattung von Jagd, doch müssen wir bekennen, daß wir vor allem die Wasser- und Sumpfjagden verehren. Nach unserer Ansicht bieten dieselben wegen ihrer vielfältigen Abwechslungen den größten Genuß und können mit geringer Unterbrechung beinahe das ganze Jahr betrieben werden.

Kaum verschwindet von den Teichen und Flüssen die Eisdecke, so erscheinen schon die Enten, um des Jägers Herz zu erfreuen, obgleich sie nur die Vorhut der noch nachkommenden Hauptarmee sind.

Ein lauer Regen, einige wärmere Tage und die Sümpfe wimmeln von Schnepfen; haben sie einen Wasserspiegel, so kommen auch scheu die Sumpf- und Wasservögel, denn die Gegenden, in welchen die Moorschnepfe sich aufhält, werden auch von anderem Wassergeflügel geliebt. Wäre uns aber auch die Hoffnung auf andere Gäste benommen, so bietet die Jagd auf diese Schnepfe schon an und für sich so viel Vergnügen, daß sie nur von der Gems- und Hirschjagd übertroffen wird.

Sobald die Sonne die Erde einigermaßen durchwärmt und die Wälder mit reichem Laube, die Felder mit Blumen, den Sumpf aber mit schönem grünem Schilfe bedeckt, dann beginnen schon die wahren Freudentage der Wasserjagd. Unmöglich ist es, daß ein Schütze, der zuweilen in einer Wasserwild-reichen Gegend am Anstande war, sich nicht freudig daran zurückerinnere.

Ist die Sonne im Untergehen begriffen, so sucht man schnell seine Jagdrequisiten zusammen und eilt in Begleitung des treuen Hundes zum Teiche, wo die Sonne eben Abschied nimmt und ihren Goldstaub nur mehr auf die höher hervorragenden Spitzen des dürren, vorjährigen Rohrs streut. Die Staare kommen massenhaft in kleineren und größeren Flügen und überfallen lärmend das Rohr.

Die Entenfänger, diese Sumpfräuber, suchen ein Nachtlager und lassen sich auch zwischen das Rohr herab; zuweilen schwirrt ein Ziegenmelker als dunkler Schatten, Nachtfalter verfolgend, über den Teich. Da fängt das Herz des Jägers stärker zu schlagen an; die Abenddämmerung ist so schön, die Luft so rein und selbst die später so lästigen Mücken stören in der ersten Frühjahrszeit den Wartenden nicht.

Man hat nicht mehr lange zu warten; neugierig schlüpft die Hurbel zwischen dem Rohre hervor und schwimmt ruhig am dunk-

len Wasserspiegel; schon hört man in der Ferne die Wildgänse schreien, ein Flug Enten glitt gleichsam über den Teich, ihr Ankommen nimmt der Jäger nur durch das Geräusch ihrer Flügel wahr und bis dieser auffliegt, sind sie schon wieder fort. Sie kreisen einmal herum, kommen zurück und lassen sich in der Mitte des Teiches nieder. Jetzt schlägt das Herz des Jägers schneller. Keine Gefahr vermuthend, schwimmen die Enten einige Minuten schnell herum, sie verfolgen sich gegenseitig, sie tauchen unter und kommen wieder herauf, ein Paar Entvögel stehen gerade auf und beuteln mit den Flügeln herumschlagend und schreiend das Wasser von sich. Die Enten ziehen sich zu 10, 20 bis 30 zusammen; man hört von Weitem pfeifen, krächzen und schnattern, ein sicheres Zeichen, daß eine neue Schaar verschiedenartiger Enten über den Teich fliegt. Jetzt ist keine Zeit mehr zu verlieren — die Flinte kracht, die erschreckte Entenschaar fliegt auf, nur einige verletzte Entenvögel, welche vor Ueberraschung nicht gleich zu sich kommen, fliegen erst später auf und bieten hiedurch Gelegenheit zu einem zweiten Schuß. Das Schlachtfeld ist voll mit Todten von Verwundeten, eine gefügelte Ente schwimmt unruhig, gleichsam nicht begreifend, was geschehen, zwischen den Verendeten herum; fieberhaft zittert der treue Hund und sieht fragend auf seinen Herrn, doch dieser ist vorsichtig genug, dessen Feuer zu bekämpfen und mahnt den Hund zur Ruhe, denn die aufgeschreckte Schaar fliegt schon wieder gegen den Teich. Dießmal aber täuschte sich der Schütze; die Enten halten es nämlich für klüger, sich auf einem andern Platze niederzulassen. Bald jedoch ist die Ruhe wieder hergestellt, die Hurbel schlüpft wieder hervor und ein Flug Pfeifenten (Anas Penelopa) läßt sich auf das Wasser nieder.

Die Silberreiher krächzen auf den Weidenbäumen, die Rohrdommel läßt auch schon mehrere Male schwach ihre Stimme hören; in den Lüften vernimmt man das Pfeifen der ziehenden Regenpfeifer, der Wasser- und Strandläufer. So geht es ununterbrochen fort, bis wegen der Dunkelheit das Schießen unmöglich wird und der Jäger beutebeladen nach Hause geht, während ihn die angenehmen Töne noch beim Heimwege begleiten und in ihm die Bilder des genossenen Jagdvergnügens in Erinnerung erhalten.

Elephant und Störche. ·(S. 159 fig.)

Noch genußreicher als der Abendanstand ist der Morgenanstand, besonders für den wahren Jäger, den nicht nur das benühbare Wild, sondern auch die verlockende Natur interessirt. Die Morgenröthe trifft ihn schon am Jagdplatze von freudigen Gefühlen beherrscht, schwindet jede Bitterkeit aus seiner Brust, jede Sorge aus seinem Kopfe. Wenn der östliche Himmel sich röthet und plötzlich gleichsam wie durch Zauberkraft anstatt der Stille ihn lärmendes und munteres Leben umgibt und dieses Bild mit jeder Minute lebhafter und verschiedenartiger wird, dann muß der Jäger seine ganze Kraft zusammennehmen, um sich durch die Aufregung nicht hinreißen zu lassen.

In besonders wasserwildreichen Gegenden kann der Waidmann ausrufen: „Mein Herz, was willst Du noch mehr?“ Es umschwärmen ihn daselbst die verschiedenartigsten Enten, Gänse, Schnepfen, Strand- und Wasserläufer, Regenpfeifer, Kibitze, Meerschwalben, Möven u. dergl., welche fortwährend schnattern, singen, pfeifen, krächzen, was ein eigenthümliches, von Morgen bis Abend dauerndes Konzert bildet.

Hier und in ähnlichen Fällen muß der Jäger, wie schon gesagt, nur davor sich hüten, daß er sich vom Feuer nicht hinreißen läßt, dann kann er nicht nur auf sichere Beute rechnen, sondern auch der Wissenschaft Dienste leisten. Auch braucht der Wasserjäger sich nicht vor dem Eintreten der verbotenen Jagdzeit zu fürchten. Wenn die Enten brüten, erscheinen die Meerschwalben, Möven, Strand- und Wasserläufer. Ist dieß vorbei, so beginnt die Jagd auf die in kleineren Schaaren sich sammelnden, ein Junggesellenleben führenden Entvögel, hernach die Treibjagd auf junge Enten.

Die Treibjagd auf Wildenten ist auch ein sehr unterhaltendes waidmännisches Vergnügen; wir können es daher nicht unterlassen, unsern Lesern auch davon ein Bild zu geben.

Klar steht die Julisonne im wolkenlosen Aether und brennt bereits heiß hernieder, einen noch heißeren Tag versprechend. Unge-

fähr ein paar hundert Schritte vom Orte, wo sich die Schützen versammeln, breitet sich der Teich aus, welcher abgetrieben werden soll. Tiefblau spiegelt sich der wolkenlose Himmel in den Blänken, auf denen gange Ketten Enten schwimmen, lange silberne Furchen in die blaue Fluth ziehend. Kein Hauch bewegt das Röhricht. Die Treiblente werden angelegt, und diejenigen Schützen, welche anstatt den bereitliegenden Kahn zu besteigen, es vorziehen, zu waten, reihen sich ihnen an. Der andere Theil der Schützen besetzt das Ufer und nach gegebenem Signal beginnt das Treiben. Rascheind waten Treiber und Schützen im Rohre hin, von Zeit zu Zeit sich anrufend. Schon manche Mauserente und manche noch nicht flugbare junge Ente ist im Schilfe von den watenden Schützen geschossen worden, aber auch manche angeschossene ist untergetaucht und hat sich auf diese Art den Schüssen entzogen. „Hab' Acht!" ruft ein Schütze dem andern zu, und pfeifend kommen die Enten geflogen. Schuß auf Schuß fällt und klatschend fliegen die Getroffenen auf das Wasser. Unverdrossen springen die Hunde vom Kahn und Ufer in das Wasser hinein, um die Beute zu apportiren. Freudig kehren sie zu ihren Herrn zurück und schütteln triefend das Wasser aus dem langen Haar. So geht es fort, bis die Enten einzeiner kommen, der dirigirende Jäger abpfeift und somit die Jagd beendigt.

Noch dauert die Jagd auf junge Enten und schon beginnt die Herbstsaison auf Moorschnepfen. Kaum ist diese beschlossen, so fängt der Zug der Sumpf- und Wasservögel an. Wann die Blätter von den Bäumen abgefallen sind und zeitlich Morgens ein dünner Eisreif die Ränder des Teiches bedeckt, dann kommen die Gäste aus Norden. Kurierartig erscheinen die jungen Möven, bald darnach die Bergente (A. marila) und die schöne Reiherente (A. fuligula). Die Witterung wird immer frostiger und unsere lieben Sommergäste haben schon alle uns verlassen; doch dieß schadet der Wasserjagd nichts, es kommen immer wieder neue Gäste aus den arktischen Gegenden an.

An einem kalten, stürmischen Novembertage treibt der Nordwind pfeifend graue Wolken vor sich her und der Wind braust die ganze Nacht hindurch; Morgens aber wendet er sich gleichsam taumelnd hin und her, so daß selbst die erblaßten Wolken wirre zu watzen beginnen. Lächelnd sieht der Waidmann in die Luft und trifft seine Vorbereitungen; die Flinte unterm Arme, die Mütze über die Augen gezogen, geht er aus; zuerst fliegen einige Schneeflocken herab, werden jedoch bald dichter und dichter, immer mehr wirbelnd und gleichsam einen Narrentanz aufführend. Dieß aber eben erfreut den Waidmann, denn er weiß, daß bei solchem Wetter die Enten sich unter einem hohen Ufer verbergen, wo sie leicht zu beschleichen sind.

So geht es beinahe das ganze Jahr fort, immer findet der Wasserjäger Beschäftigung, besonders aber, wenn er ein Naturfreund ist, was man von jedem wahren Waidmann voraussetzen muß. Leider verliert die Wasserjagd in unserer Zeit täglich an Reiz, indem wir schmerzvoll erfahren müssen, daß die Zahl der Sumpf- und Wasservögel immer mehr abnimmt.

Zu den Holzschnitt-Illustrationen.

Rom.

(Mit Holzschnitt nach Frommel auf S. 125.)

Die ewige Roma, das Ziel der Jugendträume jedes Gebildeten, die Weltbeherrscherin auf den sieben Hügeln, verdient sicher eine der ersten Stellen unter unseren Illustrationen. Es gibt gewisse Bilder, welche auf jeden Beschauer, je nach seiner Bildungsstufe, einen besondern Eindruck machen und eine eigenthümliche Gedankenreihe anregen. Das nun ist bei einer Ansicht von Rom ganz vorherrschend der Fall. Der Eine erfaßt Rom von seiner geschichtlichen, der Andere von seiner archäologischen Bedeutung, dem Dritten ist sie die ehrwürdige Metropole des Christenthums, wohin die Völker aller Zungen wallen und wo Christi Statthalter auf dem Stuhle Petri thront; der Vierte sieht in ihr nur das erschwerte Ziel der politischen Einheit Italiens. Daher erlassen unsere Leser uns angesichts des Bildes dieser Stadt wohl die Abfassung eines begleitenden Textes wie wir ihn jüngst zur Ansicht von Florenz gaben, denn wer erfaßte Rom's Bedeutung in dem knappen Rahmen eines Journal-Artikels? Rom's Topographie, Geschichte, Erinnerungen, die Schilderung seines heutigen Volkslebens, seiner jetzigen Verfassung, seines Hofes u. s. w. würden jedes für sich Bände füllen, wofür also um eine Minderheit zu befriedigen, der großen Mehrheit unserer gebildeten und denkenden Leser Bekanntes oder Ungenügendes bieten und dem reichen Ideengange vorgreifen, den die Ansicht der ewigen Stadt in ihnen anregen wird?

Ein Baschi-Bozuk.

(Mit Holzschnitt auf S. 133.)

Unsere Leser werden sich noch erinnern, wie oft vor etwa zwölf Jahren während des Krimmkriegs von den Baschi-Bozuks die Rede war, jenen geworbenen Freischaaren irregulärer Reiterei und Infanterie welche der Sultan damals in's Feld sandte. Es war allerdings eine tapfere, aber auch eine wilde Truppe, zusammengewürfelt aus Albanesen, Arnauten, Tscherkessen, Drusen, Griechen, Bulgaren und den verschiedensten Völkerschaften des Orients, welche nur durch unerbittliche Strenge von Seiten ihrer Offiziere bei einiger Mannzucht erhalten werden konnten. Der Bursche welchen unser Holzschnitt nach einem Bilde des berühmten Meisters Horace Vernet darstellt, ist einer von jenen wilden Söhnen der Gebirge Albaniens und trägt ganz deutlich den charakteristischen Typus seiner Race und jenes ganzen Corps zur Schau.

Ein Gerichtstag in Oberbayern.

(Mit Holzschnitt auf S. 141.)

Das Gemälde von J. v. Enhuber in München, wovon unser Holzschnitt auf S. 141 eine getreue Kopie gibt, hat in den weitesten Kreisen das verdienteste Aufsehen erregt, und stellt den Künstler, der es geschaffen hat, unter die achtbarsten und genialsten Genremaler der Gegenwart. Enhuber hat mit diesem Gemälde nicht nur in Anlage und Stimmung einen glücklichen Wurf gethan, sondern vor Allem ein Bild geliefert, welchem vermöge seiner treuen Naturwahrheit, seiner treffenden Lokalfarbe, der vorzüglichen feinen Charakteristik und Individualisirung der Figuren ein bedeutender Werth in Beziehung auf Kulturgeschichte und Kunstgeschichte beigemessen werden muß. Jede der einzelnen Gestalten dieses Bildes, von dem selbstbewußten gestrengen Landgerichtsdiener unter der Hausthüre, der über die Brille hinweg nach dem armen Bürger ausschaut und den mit Herzklopfen aufsiehenden peremptorisch herbeiwinkt, um vor Amt zu erscheinen, bis auf den ländlichen Polizeidiener der im Hintergrunde mit einem verhafteten jungen Vagabunden anlangt, den er einliefern soll, — jeder einzelne Kopf auf dem ganzen Bilde spricht so beredt und entschieden seine eigene Bedeutung, sein innerstes Pathos und den Zweck seiner Anwesenheit an diesem Orte, seine Stellung in der Gliederung dieses frappanten Lebensbildes und im Organismus der gesammten bürgerlichen Gesellschaft aus, daß wir

Digitized by Google

es füglich unseren verehrten Lesern überlassen dürfen, das Bild selbst zu analysiren. Alles was wir auf dem Bilde sehen: Figuren, Architektur, Landschaft, Trachten, physiognomischer Ausdruck, psychologische Auffassung, Affekte, Stimmung, kurzum das Einzelne wie das Ganze, sind dem Leben treu und sinnig abgelauscht, und bei allem gesunden Realismus doch in echt künstlerischem Geiste poetisch verklärt und geweiht. Herr Enhuber beurkundet in dem Bilde eine ebenso feine und richtige Beobachtungsgabe für das Charakteristische, Typische, Besondere im Volksleben, für die ethnographischen Eigenthümlichkeiten, als eine reiche Gestaltungsgabe, durchgebildete Technik und vollendete Herrschaft über den Stoff. Zeichnung und Kolorit des Bildes sind meisterhaft, aber noch höher stellen wir das geistige Verdienst des Künstlers, welches sich besonders in der maßvollen Schönheit des Ganzen kundgibt und weder in zugespitzte absichtliche Sensation ausartet, noch an jene Trivialität streift, welche manche Genremaler der Gegenwart für ein nothwendiges Attribut der Behandlung volksthümlichen Stoffe ansehen. Wir werden demnächst an der Hand einer kurzen Lebensskizze dieses bedeutenden Künstlers seinen geistigen Entwicklungsgang und seine bedeutendsteren Werke schildern und dazu beitragen, daß dieselben und ihr Schöpfer auch in weiteren Kreisen nach Verdienst bekannt und anerkannt werden.

Benjamin Franklin als Buchdrucker-Gehülfe.

(Mit Holzschnitt auf S. 149.)

Unser Bild auf S. 149 ist die Kopie eines Gemäldes des englischen Genremalers Crowe, welches vor einigen Jahren auf verschiedenen Ausstellungen großen Beifall gefunden hat. Der Gegenstand, welchen es behandelt, ist der eigenen Lebensbeschreibung Franklins entlehnt und schildert eine Episode aus seiner Jugendgeschichte, wo der junge Amerikaner als Buchdruckergehülfe in London in Arbeit stand und durch die Konsequenz, womit er geistige Getränke mied und seiner Arbeit oblag, mit seinen Geschäftsgenossen oft in Streit gerieth. Wir citiren am besten des großen Mannes eigene Worte, denn sie sind charakteristisch für den Mann, welcher sich lediglich durch eigene Tüchtigkeit und Fortbildung aus den bescheidenen Anfängen eines Buchdruckergehülfen zu einem der bedeutendsten Staatsmänner und Wohlthäter seines Vaterlandes, zu einem der Mitbegründer von dessen Freiheit und Größe emporschwang. Er erzählt: „Da die Buchdruckerei von Watts, in der Nähe von Lincoln's-Inn-Fields, noch eine weit bedeutendere war als diejenige, woran ich arbeitete, so war zu vermuthen, daß ich daselbst noch eine vortheilhaftere und schreicherre Beschäftigung finden würde. Ich bot dort also meine Dienste an, ward angenommen und blieb während der ganzen übrigen Dauer meines Aufenthalts zu London in diesem Hause. Nach meinem Eintritt arbeitete ich zuerst an der Presse, weil ich glaubte, daß mir körperliche Bewegung wohlthun werde, worin ich in Amerika gewöhnt gewesen war, da die Buchdrucker dort abwechselnd als Setzer und als Drucker an der Presse arbeiten. Die anderen Gehülfen, etwa 50 an der Zahl, waren starke Biertrinker. Ich trug gelegentlich eine große Druckform in jeder Hand die Treppen hinauf und hinunter, während die anderen Gehülfen beide Hände anwandten, um nur Eine solche Form zu tragen. Sie wunderten sich nicht wenig, als sie aus diesen und ähnlichen Stücken ersahen, daß der amerikanische Wassertrinker, wie sie mich gewöhnlich nannten, weit stärker war als sie, die sie das starke Porterbier tranken. Der Laufbursche des Bierzapfers hatte den ganzen Tag vollauf zu thun, um nur dieses Haus allein zu bedienen. Mein Gespann (Kollege an der Presse) trank jeden Morgen vor dem Frühstück eine Pinte (Seidel) Bier, eine Pinte Bier mit Käse und Brod zum Frühstück, eine Pinte zwischen Frühstück und Mittagsbrod, eine Pinte zur Mittagsmahlzeit, eine etwa um 6 Uhr Nachmittags und eine nach Feierabend. Diese Gewohnheit erschien mir abscheulich, aber der Mann sagte, er bedürfe all dieses Biers, damit er Kraft zu seiner Arbeit bekomme. Ich bemühte mich ihn zu überzeugen, daß die Körperkraft, die ihm das Bier zuführe, nur im Verhältniß stehen könne zu den festen Bestandtheilen an Gerste in dem Wasser, woraus das Bier bestand, daß in einem Penny-Brodlaib weit mehr Mehl enthalten sei und daß er daher durch Verzehren eines Brodlaibs, zu welchem er eine Pinte Wasser trinke, weit mehr Kraft erhalte, als durch eine Pinte Bier. Diese Vorstellungen brachten ihn aber nicht davon ab, daß er sein tägliches Quantum Bier zu sich nahm und jeden Sonnabend vier bis fünf Schillinge von seinem Verdienst nur für dieses verfluchte Getränke allein bezahlte, — eine Ausgabe welche ich gänzlich vermied."

Der Künstler hat die Scene aufgefaßt, wo Franklin wegen seines Wassertrinkens von seinen Mitarbeitern gehänselt wird, ohne daß es denselben gelänge, ihn seinem Grundsatz ungetreu zu machen. Das Bild verdiente in den Werkstätten unserer Arbeiter allgemeiner bekannt und verbreitet zu werden, um dem thörichten Vorurtheile zu steuern, daß Biertrinken Kraft und Ausdauer zur Arbeit gebe. Dieß ist ganz falsch: Bier und Wein, ganz mäßig genossen, wirken nur als Stimulanz, als Reizmittel, jedoch mehr vorübergehend; in Menge genossen, erschlaffen sie dagegen, wirken absprannend, betäubend, machen träge und verdummen. Der Arbeiter, welcher kräftige Speisen, namentlich Fleisch und gutes gesalzenes Brod verzehrt und Bier oder Wein gleichsam nur wie ein Gewürz genießt, wird den starken Biertrinker an Arbeitskraft und Ausdauer überflügeln und sicher an körperlicher und geistiger Gesundheit wie an Willenskraft und Verstandesschärfe übertreffen. Mäßigkeit kräftigt und erhebt geistig und körperlich den arbeitsamen Menschen; Unmäßigkeit und Trunksucht verthieren. Hätte Franklin dem Trunke gehuldigt, so wäre er nie der geschichtlich bedeutende große Mann, die Zierde seines Vaterlandes geworden! —

Bilder aus Südwest-Afrika.

Der Reisende Thomas Baines, dessen lehrreichem Buche wir die beiden Holzschnitte auf S. 156 und 157 entlehnen, erzählt in sehr ansprechender Weise, wie er am 24. Dezember 1861 eine Anzahl Buschmänner unter Anführung eines Häuptlings Namens Leschulatebs getroffen habe, welche der Karawane von Händlern mit der er reiste, Elfenbein, d. h. Elephantenstoßzähne, zum Kauf angeboten und wie er sich lange vergeblich bemüht habe, die braunen Burschen dazu zu bewegen, daß sie sich von ihm skizziren oder photographiren ließen. Um nun aber zu diesem Zweck zu gelangen, richtete er es so ein, daß die ganze Gruppe unvermerkt aufgenommen wurde, während sie sich dessen am wenigsten versah, indem er schon am frühen Morgen die Kammer seines photographischen Instruments so richtete, daß sie die ganzen Scenen um die Wagen herum gerade ersaßte. Die Betschuanen oder Buschmänner sind arge Diebe und gewandte Händler, mit welchen schwer zu verkehren ist, denn sie sind unerschöpflich in Listen und Ränken, um den Europäern schlechte oder kleine Stoßzähne von Elephantenweibchen oder Jungen für solche von ausgewachsenen Männchen aufzuhängen, so daß man ebenso viel Umsicht und Geduld als Zähigkeit aufwenden muß, um mit diesen Wilden fertig zu werden. Der Verkehr geschieht auf dem Tauschwege; man bezahlt den holländischen Gentner Elfenbein mittelst einer neuen Muskete mit Feuerschloß, wie solche jährlich zu Hunderttausenden in Birmingham, Sheffield ꝛc. für den

Digitized by Google

Tauschverkehr im Orient, in Afrika, Amerika und Australien angefertigt werden, — grobe, ordinäre Waffen, je nach dem Geschmacke derjenigen Völkerschaften geschäftet und ausgerüstet, für welche sie bestimmt sind, aber beinahe gefährlicher für diejenigen, welche hinter diesen Gewehren stehen, als für diejenigen welche damit bedroht werden. Unser Bild auf S. 156 gibt eine sehr lebhafte und anschauliche Vorstellung von dem Aussehen und Treiben dieser Wilden von Südafrika, und von der Art und Weise, wie der Tauschverkehr mit denselben auf einem solchen Haltepläz oder Ausspann betrieben wird. — Das andere Bild auf S. 157 stellt den Kadaver eines auf der Jagd angeschossenen Elephanten dar, welcher erst nach mehreren Tagen ziemlich weit entfernt von dem Orte des Anschusses gefunden ward. Nachdem die Leute vom Stamme der Damaras und sonstigen Betschuanen davon so viel Fleisch genommen hatten, als sie tragen und verzehren konnten, wurden dieser Kadaver und diejenigen einiger weiter erlegten Elephanten den Störchen und Geiern überlassen, denn die in jenen Gegenden vorkommenden Storchenarten (mit Ausnahme des sogenannten Adjutanten) fressen begierig Aas und sind dem Jäger jener Gegenden ungemein nüzlich als Anzeichen, wo irgend ein verendetes Thier liegt. Wird nämlich ein größeres Wild angeschossen und kann von dem Schüzen nicht mehr rechtzeitig erreicht werden, damit er es mit einem zweiten Schusse tödte, so läuft es meist noch so weit, daß es mit dem Pferde nicht eingeholt werden kann. Daher bleibt dann dem Jäger nichts andres übrig, als einige Zeit darnach mittelst der Fernröhre den ganzen Horizont abzusuchen, ob er nicht Geier oder Störche kreisend oder davonfliegend entdecken kann, und in lezterem Fall macht sich der Jäger dann eilends in der Richtung auf, wo er jene Aasvögel kreisen oder wohin er sie ziehen sieht und erreicht dann häufig noch die ihm entgangene Jagdbeute, wenn auch bisweilen schon zu spät, um noch von Haut und Fleisch Gebrauch machen zu können. Einen ästhetischen Eindruck macht unser Bild mit den Geiern und Störchen bei dem verendeten Elephanten allerdings gerade nicht, aber für den Freund der Naturgeschichte ist es doch entschieden lehrreich, und dürfte daher manchen unserer geehrten Leser interessiren.

Wissenschaftliches.

Die Eishöhlen der Alpen.

Ein englischer Naturforscher Namens Browne hat vor Kurzem ein Buch herausgegeben, worin er seine eigenen Untersuchungen über zwölf Eishöhlen in verschiedenen Theilen der Alpen und des Jura schildert. Diese Höhlen haben alle unter einander eine große Aehnlichkeit. Die eine welche seither sich des größten Rufe erfreute, bis die moderne Passion für Gletscherfahrten und Hochgebirgs-Expeditionen ihren Ruhm einigermaßen beeinträchtigt hat, ist die sogenannte Schoßlacher Höhle gegenüber dem Siegenwyler-Rothhorn, das auf den Thuner-See hinunter schaut. Die Höhle führt anfangs ganz in horizontaler Richtung in das Gestein hinein, macht dann eine schaufe Biegung im rechten Winkel zu ihrem seitherigen Verlauf, und die Sohle der Höhle beginnt sich dann rasch zu senken, der Weg führt über eine Ansammlung großer Zindlingsblöcke, zwischen denen allmählig Eis erscheint, und dieses nimmt immer mehr überhand, bis man endlich eine solide Eismasse erreicht. Hier fand Browne zwei große Reihen von Säulen, die sich zu beiden Seiten der Höhle erhoben und eine Art Portal errichten. Die Anzahl und die Dimensionen dieser Säulen schienen je nach den verschiedenen Jahreszeiten bedeutend zu wechseln. Browne hieb sich einen Weg in das Innere der einen und befand sich innerhalb einer kugelförmigen Höhlung, dem allem Anschein nach könnte man die Säule nach ihrer Gestalt eher einem Birnenstiele vergleichen, dessen Unterhaltung durch das von der Decke darauf herabträufelnde und dort angefrierende Wasser vermittelt wird. Die kuppelförmige Wölbung war nicht so hoch daß Browne darin aufrecht stehen konnte. Die Mitte ward von einer „dichten Masse zarter Eisnadeln und Eiskrystalle" eingenommen, welche einen engen Durchgang zwischen sich und den Gewölben ließen und einen überraschend lieblichen Anblick gewährten. Als Herr Browne die Wunder dieser festsamen Grotte näher untersucht hatte, drang er auf dem Eisstrome, der ungefähr 75 Fuß breit war, weiter hinab, bis er an den Rand eines großen Eisfalls oder Eiskatarakts gelangt, welcher sich in einen unabsehbaren tiefen Schund hinab ergoß. Die Oberfläche des Eises in diesen Höhlen ist so weit wie möglich verschieden von der rauhen, körnigen und zerklüfteten Oberfläche eines Gletschers an freier Luft, wo der Fuß gewöhnlich einen solch sicheren Haltpunkt findet. Sie ist meist eben, glatt, wie polirt, schlüpfrig, wie das frischgeschlafte Eis auf einem unsrer Teiche; und das Eis daran war gewöhnlich so hell und durchsichtig, wie Browne in einem andern Fall bemerkte, daß eine Schichte von 5—6 Zoll Mächtigkeit ganz deutlich das unterliegende Gestein, auf welchem es sich gebildet hatte, erkennen ließ, und man in mehren Fällen das Eis erst durchhren mußte, bevor man sich von seinem Vorhandensein überzeugen konnte. Das Hinuntersteigen an einem derartigen Eiskatarakt ist natürlich etwas ganz anderes, als Hinuntersteigen an der Lehne des Col du Géant, namentlich wenn man gar nicht weiß, was dort drunten am Grunde desselben vorhanden sein mag. Mit Hülfe einer langen Reihe eingehauener Stufen und einiger nüzlichen Felsenvorsprünge gelang es Herrn Browne, die Schwierigkeit zu überwinden und den Eisfee am Fuße des Katarakts zu erreichen. Die ganze Länge des Eisfalls beträgt anschinend 45 Meter, und die Größe des Eisfees ist 28 auf 14 Metres. Die gesammte Eismasse glich einigermaßen einer verjüngten Darstellung des Rhonegletschers, an jener Stelle wo das höhere Plateau von dem See am Ende getrennt ist, in welchen das Eis sich in den wohlbekannten Eiscascade ausbreitet

Dr. J. J.

Mannigfaltiges.

Ein gemeinnüzlicher Rath.

Erwähle die diejenige Art von Geschäften, welche deiner natürlichen Neigung am meisten zusagsagt. Dein Wort sey dir immer heilig. Was du auch thust, thu' es immer mit voller ganzer Kraft. Berausche dich nie; sosse stets, aber sei kein Phantast. Zersplittere deine Kräfte nicht; sey sparsam und nüchtern. Fliehe spälte nächtliche Gelage und Gesellschaften, und gehe stets frühe zu Bette. — Diese Winke rühren von dem bekannten Barnum her, aber sind noch zu ganz anderen Zwecken gut, als zum Schwindel.

Inhalt des vierten Heftes.

Der Onkel in Amsterdam; eine Familiengeschichte von Otfrid Mylius. (Fortsezung.)	121
Wanderungen in den Fußstapfen Schamyls; kaukasische Reiseskizzen von A. v. Werthern. (Mit 2 Illustrationen.)	131
Tante Tabitha; Erzählung von Malwine Niedner.	137
Die Lofoden und der Stockfischfang; von Prof. A. Roggenstein. Mit 2 Illustrationen	145
Der rechte Hundschuh; eine dunkle Seite aus einem Lebensbuche.	
Nach der Erzählung eines früheren Advokaten.	151
Die Wasserjagd von E. v. Th.	156
Rom.	158
Ein Baschi-Bozuk	158
Ein Gerichtstag in Oberbayern.	158
Benjamin Franklin als Buchdrucker-Gehülfe	158
Bilder aus Südwest-Afrika.	159
Wissenschaftliches: die Eishöhlen der Alpen.	160
Ein gemeinnüzlicher Rath.	160

Illustrationen.

Rom.	125
Einer von Schamyls Leibwache	132
Ein Baschi-Bozuk; nach Horace Vernet.	133
Die Gefangennung von Schamyls, der Festle Schamyls	136
Ein Gerichtstag in Oberbayern; nach dem Gemälde von Enhuber in München.	141
Der Stockfisch; Vignette.	145
Norwegische Fischer.	148
Benjamin Franklin.	149
Entenjagd.	153
Ein Häuptling bringt Elfenbein zum Verkauf.	156
Ein Elephant, von Störchen und Geiern aufgezehrt	157

Verantwortlicher Redakteur: Otfrid Mylius. — Verlag der Expedition. — Druck von Müller und Bellmayer in Stuttgart.

Digitized by Google

Illustrirtes Familienblatt. Herausgegeben von Otfrid Mylius.

1866. Stuttgart. Verlags-Expedition. Fünftes Heft.

Sneewitchen.

Eine einfache Geschichte von Franz von Elling.

1.

Da wo die langgedehnte wellenförmige Hochebene sich an den Fuß der Berge anschmiegt, liegt das kleine Städtchen Laubheim im grünen Kranze seiner Obstgärten und blickt gastlich und heiter von dem Hügel, welchen seine Häuser umlagern, in das weite Gelände hinaus, das jetzt in goldenem Aehrenschmucke wogt und nicht ohne Grund im Volksmunde das Waizenfeld heißt. Es ist ein wunderhübsches kleines Nest, dieses Laubheim, von ferne lieblich anzuschauen, in der Nähe durch seine engen Gassen, seine wehrhaften Thorthürme aus alter Zeit, durch seine hochgiebeligen alterthümlichen Häuser mit den steilen Dächern, durch seine alte Kirche und sein burgartiges Schloß, welche beide den höchsten Punkt des Hügels krönen, malerischer als tausend andere berühmtere Städtchen. Gen Nordosten steigen dunkle Wälder an den Hügelhängen hinauf, und über die runden Kuppen der Laubholz-gekrönten Hügel und Berge schauen aus der Ferne die schmalen felsigen Rücken höherer Bergzüge hervor, deren Nadelholz-Hochwälder sich dunkelblau und scharf von dem Firmament abzeichnen. Kein Wunder daher, daß seit uralten Zeiten die Laubheimer eine rührende Anhänglichkeit an ihr kleines heimisches Städtchen bewährt haben.

Wenn man sich von Südwesten her dem Städtchen nähert, so senkt sich die Straße an dem Hang einer Hügelwelle herunter gegen das Städtchen, und überschreitet die Hellach, ein kleines klares Flüßchen, das eilig über gelben Sand und weiße Kiesel hinplätschert und dicht vor dem Städtchen, rechts von der Straße, einige Mühlen treibt, deren geräumige Gehöfte den Eindruck von Behagen und Wohlhäbigkeit machen. Jenseit der Brücke aber theilt sich die Straße bei einer gewaltigen uralten Eiche, die im Volksmunde die Lebeneiche heißt, und führt links sanft ansteigend eine Gasse der Vorstadt hinan zu dem Thorthurm, der hier die hohe alte Zingel der Stadtmauer unterbricht, rechts aber setzt sich die Straße nach den Bergen hin fort und folgt eine Weile dem hohen Ufer der Hellach, bis sie den Fuß der Vorhügel des Gebirges erreicht und in einer Einsattelung auf die Anhöhen hinaufführt. Dort im Winkel der sich theilenden Straße aber steht ein wunderhübsches bescheidenes Häuschen, nur zwei Stockwerke hoch, weiß getüncht mit hellgrünen Jalousieen, umrankt von Weinreben und Aprikosenspalieren, und daneben zieht sich auf dem hohen Ufer des Flüßchens lang und schmal ein kleines Gärtchen hin, von der Landstraße nur durch eine dichte wohlgeschnittene Weißdornhecke getrennt. Die Giebelfronte der Schmalseite ist nach Südwesten gekehrt; auf den Fensterbänken des hohen Erdgeschosses stehen riesige Cacteen und Yuccas,

Digitized by Google

von dem hölzernen ländlichen Balkon des obern Geschosses hängen lange Gewinde von wildem Wein herunter, und ein kräftiger Trieb von einer üppigen Rebe rankt sich noch um das eichenen Büge, welche den Dachvorsprung tragen. An der rechten Ecke dieser Seite führte zu der Zeit, von welcher wir reden, ein eisernes Gitterthor in einen reinlich gepflasterten Hof, welcher Haus und Garten trennte, und mit schönen großen Exemplaren von Orangen-, Granatäpfel-, Lorbeer- und anderen Bäumen in weißen Kübeln besetzt war, welche den behaglichen traulichen Eindruck des ganzen Anwesens noch erhöhten. Gewöhnlich lag auf der untersten Stufe der Vortreppe, deren Endquadern hohe Rosmarinbüsche in Töpfen zierten, ein schwarzer Pudel, Puck genannt, die klugen Augen auf das Gitterthor geheftet, und musterte die Vorübergehenden und Ankommenden. An Zuspruch fehlte es nämlich dem Häuschen niemals, denn auf dem kleinen blauen Blechschild über dem Pförtchen stand mit weißen gothischen Buchstaben zu lesen: Dr. Hermann Steinweg, Stadtphysikus, und neben dem Pförtchen war ein besonderer Klingelzug mit der Beischrift: „Nachtglocke." So oft jemand auf die Klinke des Pförtchens drückte, erklang eine Glocke, und dann richtete sich Puck auf, kam gemächlich herangetrabt, beschnoberte und beschnüffelte den Eintretenden und begleitete ihn entweder bis an die Hausthüre, oder stellte ihn unter drohendem Knurren schon zwischen Thüre und Angel des Pförtchens, wenn ihm der Fremde irgendwie verdächtig erschien, und bei den Leuten vom Städtchen und der Umgegend war Puck's Unterscheidungsgabe für Patienten und deren Abgesandte oder für gefährliche Strolche, Diebsgesindel und Vagabunden beinahe sprichwörtlich geworden. Thatsache aber war es auch, daß der alte Hund das Haus und den Garten mit wirklichem Erfolg seit Jahren vor Diebstahl und Gefahr geschützt hatte, obschon oft Niemand im Hause war, als zwei Frauensleute, die einzigen Hausgenossinnen des Doktors.

Es ist Abend — die Sonne steht schräge am westlichen Himmel und wirft herrliche Lichter auf die waldigen Berge und das kleine Städtchen. Die Fenster des Schlosses und der Kirchen leuchten in purpurner Gluth in die weite Fläche hinaus, die kleinen Wellen der muntern Hellach glitzern wie von silbernen Kämmen, und von den Bergen säuselt es leise und frisch herunter, daß die Wipfel der Erlen und Nüstern am Flüßchen wallen und nicken, das Laub der Pappeln an der Straße in übergroßer Geschäftigkeit kreist und zittert, und die Aehrenfelder wogen wie ein goldenes Meer. Es ist August, die Ernte draußen in vollem Gange, die Vögel schweigen, das Heimchen zirpt schon aus dem Grase der Raine an der Straße, der Kuckuck zieht schon höher hinauf in die Wälder, und auf der Landstraße draußen ist ein ruhiges Leben, denn die Bürger und Bauern fahren noch einmal hinaus in's Feld, um noch vor Einbruch der Nacht einen weitern, vielleicht den letzten Wagen voll Garben einzuführen.

Hinten im Hofe des kleinen Doktorshäuschens, in einer Ecke zwischen Stallung und Wagenremise einer- und dem Gärtchen andererseits ist ein hübsches kleines Glashaus und vor demselben eine Veranda, welche Winters in ein Gewächshaus verwandelt werden kann, Sommers aber anstatt eines Gartensalons dient. Mächtige Ranken von Hoyea und Cobäa schlingen sich an Thränen an den steinernen Pfeilern und dem Gesparre der Decke empor, und die Wände sind mit hohen terrassenförmigen Gestellen versehen, auf denen eine reiche Flor der schönsten Topfpflanzen in manchfaltigstem Farbenspiel von duftiger Blüthe und bunter Belaubung prangt. Gegen die Südseite der nun offenen Halle ist ein runder Tisch gerückt, und an diesem sitzen drei Personen in traulichem Gespräch. Die eine davon ist der Besitzer des Hauses, ein hochgewachsener stattlicher Mann von etwa dreißig Jahren, der Stadtphysikus Steinweg, ein offenes treues ehrliches deutsches Gesicht mit einem Paar sinniger und geistvoller dunkelblauer Augen und einem nicht eben schönen aber regelmäßigen Gesicht, das ein eigenthümlicher Ausdruck belebt. Der obere Theil des Gesichts ist wirklich schön zu nennen: der kühnen, freien Stirne des Denkers leiht jenes helle Augenpaar einen fesselnden Eindruck von Intelligenz, dagegen spielen um den etwas großen Mund und das kurze gedrungene Kinn, um die Wurzel der starken geschwungenen Adlernase ganz absonderliche neckische Bewegungen von Schalkheit und Muthwille, von Humor und Gutmüthigkeit, und scheinen nur selten die beweglichen Augen zu gleicher Munterkeit verführen zu können. Sein reiches welliges Haar legt sich beinahe glatt über die Stirne und Vorderhaupt, umdrängt aber den Hinterkopf in dichten kurzen Locken, und um Mund und Kinn sproßt ein rothlicher Vollbart. Sein Gebahren hat eine gewisse stille Würde, gleich fern von zappelnder Beweglichkeit wie von Pedanterie, und seine Rede quillt in sonorem Klange ruhig und klar und affektlos, spricht aber in der Erregung in lebhaften, ungekucht aufblitzenden Geistesfunken voll charakteristischer Derbdsamkeit.

Eben jetzt fließt diese Rede ruhig und klar, denn er demonstrirt den beiden Zuhörerinnen die interessanten Funktionen der Ernährung des Pflanzenlebens an den Faserwurzeln einer abgeblühten Blumen-Zwiebel, die er vorhin aus ihrem sommerlichen Standorte in der Rabatte genommen, um sie nun auf einige Monate zur Ruhe zu bringen in einer kleinen Kiste mit Moos und Sand, die neben ihm steht und deren schon mehre aufgenommen hat. Nur das schwindende Tageslicht, das die Deutlichkeit des Sehens beeinträchtigt, mag jetzt seine Schilderung beschränken, und fesselt um so mehr die beiden Hörerinnen, wiewohl mit verschiedenem Ausdruck.

Die eine derselben, eine stämmige untersetzte Blondine von einfachen Zügen, strickt mit den Fingern emsig weiter, aber die klugen Augen hängen bald aufmerksam an dem Munde des Redenden, bald lehren sie wieder zu der Arbeit zurück, während ihr mechanisches Kopfnicken Kunde von ihrem Interesse geben soll. Sie ist anscheinend einige Jahre älter als der Physikus, aber ihre Züge sind schon etwas härter und schroffer geworden, und haben jenen eckigen unharmonischen Ausdruck, welcher oft eine Folge von innerer Verbitterung und harten Lebensschicksalen ist, einen Ausdruck von Gleichgültigkeit, Kälte und Herbheit, der oft nur äußerlich ist, aber doch zu jenem Vorurtheil Anlaß gegeben hat, welches die ältere Jungfrau verfolgt. Ihre ruhige stille Weise steht in lebhaftem Kontraste zu der athemlosen Spannung und Erregung, mit welcher die andere Zuhörerin dem Sprecher folgt. Es ist eine zarte, schlanke Brunette, hochgewachsen und feingliedrig, doch voll Ebenmaß. Das Gesicht ist schmal und fein, von einer hübschen Regelmäßigkeit, die Nase dünn und von zierlichster jonischer Form; der Mund dagegen fein geschnitten und schmal, das Kinn lang und schmal, so daß nur das Profil dieses Mädchenangesichts edel und schön zu nennen, das Antlitz en face aber nach unten sich zu stark verjüngt, während die schöne klare Stirn durch die großen, ausdrucksvollen braunen Augen eine Art poetischer Verklärung gewinnt. Sie sitzt im Stuhl etwas zurückgelehnt, das Köpfchen leicht vornüber geneigt wie eine Blume, die Augen fest und mit einer Art stiller Bewunderung und Begeisterung auf den Doctor gerichtet, aber mit einem Interesse seinen Worten lauschend, als ob sie keine Silbe verlieren wollte. Der unbewußt halb geöffnete Mund zeigt zwei Reihen perlweißer kleiner wohlgebildeter Zähne; die Hände sind wie andächtig auf dem Schoos gefaltet und heben sich mit den entblößten Vorderarmen wie plastisch von der schwarzleidenen Schürze ab, welche die junge Dame über dem rosenfarbenen Kattunkleide trägt; der kleine Fuß trippelt beinahe ungeduldig auf dem Fußbänkchen, und alles an dem schmucken Kinde verräth eine innere Erregung.

„So ist dieses Zwiebelgewächs ein treues Sinnbild der unvergänglichen unsterblichen Naturgewalt, die wir Lebenskraft nennen," sagte der Doctor; „daheim in ihren afrikanischen Wüsten und sandigen Hochebenen schlummert sie in der langen Dürre des Sommers, der unserem hiesigen Winter entspricht; allein kaum betrachten die Regengüsse der nassen Jahreszeit das vertrocknete Erdreich, so schwellen diese winzigen Haarwurzeln hier an, greifen strammer in den nun bildsamern Boden ein und saugen das himmlische Naß an, womit sie das erschöpfte Zellgewebe der Zwiebel füllen und schwellen; dann tritt die schöpferische Kraft, die in den Keimen geschlummert hat, wieder in ihr Recht und in sicherem aber kaum

Digitized by Google

zu erklärendem Wachsthum verlängern und erweitern sich die Zellen, bilden sich in neuen Anlagerungen und Ausbreitungen zu den verschiedenen Organen: zu Blättern, Stengel, Blüthenschaft, Blüthenknospe, reifen zur Blüthe, zur Befruchtung, zum Samen, dessen Erzeugung die Lebenskraft des Individuums erschöpft und den Kreislauf des Lebens im einzelnen Jahre beschließt, und mit dem Rauhhorn der feuchtwarmen Jahreszeit, mit der Wiederkehr der Dürre und Hitze kehrt auch dieses Pflanzenleben in seinen latenten Zustand, in seine Schlummerruhe zurück. Wie die Menschenseele, nach vollbrachtem Kreislauf in den Schoos des Alls aufgenommen, nach einiger Ruhe in der unsichtbaren Welt wahrscheinlich als verjüngt und vervollkommnet ein neues Dasein in der sichtbaren wieder beginnt, so hat ....“

„Brechen wir davon ab, Bruder!“ sagte das ältere Frauenzimmer aufstehend. „Du kommst wieder auf Dein Steckenpferd: Seelenwanderung und Unsterblichkeit des einzelnen Lebensprincips, und das ist zu hoch für uns Frauensleute. Laß uns unsern biblischen und christlichen Glauben, und mach' mir mein herziges Jettchen hier nicht irre mit Deiner Philosophie. Henriette als die Tochter eines Geistlichen darf nicht in Zwiespalt kommen mit Dem, was ihr Vater predigt!“

„Wie Du willst, liebe Bertha,“ entgegnete der Arzt achselzuckend, aber milde. „Es sei ferne von mir, unsere junge Freundin hier an sich und ihrem Glauben irre machen zu wollen, denn was ich eben äußern wollte, sind keine philosophischen Theorieen, sondern nur Vorstellungen, Ideen, geschöpft aus einer vergleichenden Beobachtung der Natur — nicht unsittlich oder atheistisch, sondern nur eine Art Ueberglaube, der ....“

„Der kurzweg für unsern schlichten Frauenverstand nicht paßt, Bruder, weil wir nicht alles so verstehen, worauf er sich stützt, wie ihr Männer,“ sagte Bertha mit ruhigem Ernste. „Aber es ist dunkel geworden, und wir wollen Abendbrod essen. Henriette ist heute unser Gast, nicht wahr, Herzchen?“

Henriette drückte der alten Jungfer lächelnd die Hand und nickte freundlich, und der Doctor stand nun ebenfalls auf und ging nach dem Hause, um die Gartenlampe zu holen, welche die alte Magd bereits auf den Sims des Küchenfensters gestellt hatte.

„Sie hätten ihn gewähren lassen sollen, liebes Fräulein,“ sagte jetzt Henriette zu Bertha; „Sie haben ihm vielleicht wehe gethan mit dem Verbot! Er spricht so gut und so klar, und die Worte fallen ihm vom Munde wie Perlen, so daß man sich nicht satt hören kann.“

„Nein, nein, mein liebes Kind, ich darf ihn nicht so reden lassen, zumal nicht vor Ihnen, mein Herzchen!“ versetzte Bertha mit ihrer ruhigen Entschiedenheit. „So lange er von natürlichen Dingen spricht und uns belehrt über das was wir sehen und fassen können, hör' ich ihn selber gerne. Allein mit seinen philosophischen Ansichten und Geschichten und seinen Träumereien und Ideen soll er mir vom Halse bleiben. Was taugt das für uns Frauen? Können wir damit die Kinder beten lehren und unser Gemüth ausrichten in den trüben Stunden des Leidens und der Wehmuth? Niemals; darum wollen wir uns unsern frommen einfältigen Bibelglauben und Christensinn auch bewahren, der uns über alles Ungemach dieser Zeit hinwegheben kann.“

„Nun ja, darin haben Sie wohl recht, liebe Freundin,“ entgegnete Henriette und hängte ihr gedankenschweres reizendes Köpfchen über ihren eigenen Strickstrumpf. „Aber interessant bleiben doch auch für uns die Gedanken und Schlüsse, zu denen geistvolle und gelehrte Männer, wie unser guter Doctor, durch die Beobachtung und das Studium der Natur angeregt werden. Man lernt immer von ihm, so oft man ihn sprechen hört, und ich möchte ihm immer, immer nur zuhören, denn er weiß alles so sehr unserm Verständniß anzupassen. Ach wie sehr beneide ich Sie, liebe Freundin, daß Sie immer um ihn sind!“

„Bah, Sie können es ja ebenso haben, kommen Sie nur öfters zu uns heraus!“ sagte Bertha und sah Henrietten forschend an, deren Wangen eine dunkle Röthe überfluthete. „Sie wissen ja, daß Sie uns stets willkommen sind.“

„Ja, wer immer könnte, wie er möchte!“ sagte Henriette mit einem leichten Seufzer. „Es gibt daheim immer alle Hände voll zu thun, und Papa liebt es nicht, wenn ich häufig fort bin. So sind Sie beinahe mein einziger Umgang, mein liebes Fräulein.“ —

Hermann kehrte mit der Lampe zurück und ihm folgte die alte Sanne mit einem Präsentirbrett voll Speisen und Geschirr. Während der Doctor seine Blumenzwiebeln beiseite räumte, deckte Bertha den Tisch und ordnete die Gerichte, und alle drei setzten sich zum einfachen ländlichen Mahle und langten mit gutem Appetit zu. Ein harmloses Gespräch belebte das Mahl, und der Doctor richtete seine Bemerkungen vorzugsweise an das hübsche junge Mädchen, das ihm gegenüber saß und dessen Augen glänzten und Wangen sich röutheten, so oft ihre Blicke den freundlich-milden des jungen Landarztes begegneten.

Das Mahl war so eben beendet, und Hermann griff nach dem Nebenstöckchen, um sich seine Abendpfeife zu stopfen, als die Glocke am Pförtchen ertönte. Rasch richtete er sich auf und sah nach jener Richtung hin, aber es war zu dunkel, um jemand zu erkennen.

„Es ist ein Bekannter, sonst würde Puck knurren — vielleicht ruft man mich zu einem Patienten,“ sagte der Doctor. „Ich will doch einmal sehen!“ Er stand auf und ging nach dem Eingange, wo man alsbald eine Kinderstimme unter Weinen und Schluchzen dringend reden hörte. „Gut, gut, ich werde sogleich kommen,“ sagte der Doctor beruhigend; „habt nur guten Muth; es ist vielleicht nicht so gefährlich als ihr fürchtet. Ich bin sogleich auf der Sägmühle!“ Als er dann zu den Frauenzimmern zurückkehrte, war sein Gesicht blaß und seine Augen voll Trauer. „Sie müssen entschuldigen, Fräulein Frisius, ich werde abgerufen. Es ist ein großes Unglück geschehen; der Müller Wachter auf der Sägmühle ist vor einigen Minuten vom Garbenloche seiner Scheune heruntergestürzt, und soll den Hals gebrochen haben.“

„Welch ein Jammer! Gott steh' dem armen Weibe und den acht unerzogenen Kindern bei!“ sagte Bertha mit tiefer Stimme. „Spute Dich, Hermann, wenn noch irgend Rettung möglich ist!“

Der Doctor nahm den Gartenhut und eilte fort, und die beiden Frauenzimmer blieben erschüttert zurück und brauchten lang, bis sie sich hinlänglich erholt hatten, um über den Unfall reden zu können. Allein mit dem Schmerz um fremdes Leid in unserer Seele ist es wie mit den Schwingungen einer Saite, oder mit den Kreisen, welche der in's Wasser geschleuderte Stein zieht; die Schwingungen werden immer leiser und schwächer, die Kreise immer größer, flacher und undeutlicher, und beide zerrinnen mählig ganz für unser Wahrnehmungs-Vermögen. So erging es auch den beiden Frauen mit der Schreckenskunde; die so jäh angeklungenen Saiten ihres Mitgefühls tönten erst heftig in stürmischen Schwingungen, aber diese ließen immer mehr nach, und ihre Gedanken kehrten zu der direkten Folge zurück, welche jenes erschütternde Ereigniß für sie gehabt hatte — zu Hermann's Entfernung. Für Bertha war der Bruder ohnedem gleichsam der Mittelpunkt ihres ganzen Daseyns, der Maßstab nach welchem sie alles bemaß. Auf eine bewunderude Bemerkung Henriettens, wie bereitwillig und eifsertig der Doctor vorhin dem Rufe gefolgt sey, sagte Bertha mit ihrer ruhigen trockenen Weise: „Bah, das ist kein Verdienst, liebes Kind! das ist nur Hermanns Pflicht als Arzt. Das dürfte ja bei ihm nicht anders seyn. Kann es Sie wundern, daß er wegliefe wie er gerade ging und stund? Galt ja der Ruf nicht seinem Rock, sondern seinem Kopf, seinem Wissen, seinem raschen Scharfblick, seinem besonnenen Zugreifen! Nein, mein Herzchen, Sie würden ihm beinahe wehe thun, wenn Sie ihm darüber etwas Schmeichelhaftes zu sagen vermeinten. Die Pflicht ist ihm das erste Gebot, und darum bleibt er auch hier und hat den Ruf als Oberarzt zu dem Regiment nach der Provinzialhauptstadt entschieden abgelehnt.“

„Wirklich? hat er dies, Fräulein Bertha?“ rief Henriette mit einer Lebhaftigkeit, die beinahe wie Freude klang. „Denken Sie sich, Papa meinte erst heute, wir würden den Herrn Doctor verlieren, denn der Herr Physikus müsse diesem Rufe folgen, weil ... weil ....“

Digitized by Google

„Weil ihn der Staat habe studiren lassen, nicht wahr?“ fiel ihr Bertha in's Wort. „Nein, darin hat der Herr Superintendent sich etwas geirrt, meine Liebe. Allerdings hat Hermann seiner Zeit eine Staats-Unterstützung bezogen, aber er hat sie längst aus dem Ertrage seiner Praxis abgetragen, und sich seine Freiheit zurückerkauft. Mein Bruder bleibt hier, und erhält sich seine freie Selbstbestimmung, obwohl er nicht verkennt, daß er als Regimentsarzt vielleicht eine glänzendere Laufbahn und eine einträglichere Praxis finden würde. Hermann gehört zu den seltenen Menschen, denen aller Eigennutz und alle Selbstsucht fremd sind, und diese Sinnesart ist ihm schon von frühe auf eigen. Schon als Knabe war er nie auf den eigenen Vortheil bedacht, und hatte nur Einen Ehrgeiz: nämlich alle seine Gespielen an Kenntnissen zu übertragen. Er hat sich's sauer werden lassen müssen, der arme Bruder, liebes Kind, und ist in eine harte Schule des Lebens gegangen. Unser guter Vater — Gott hab' ihn selig! — war ein strenger sparsamer Mann, und hatte Mühe, sich mit seiner Baderei hier in dem kleinen Städtchen durchzuschlagen und seine Kinder ehrlich zu ernähren und gut zu erziehen, denn wir waren unser sieben, liebe Henriette, und es gab schmale Brocken. Aber wir sind dennoch herangewachsen und brauchbare Menschen geworden, und namentlich meine Brüder haben ihren Weg gemacht, denn sie lernten von unserm Vater unverdrossene Pflichttreue; sie begriffen schon von frühe auf, daß ihre Zukunft nur in ihnen selbst ruhe, und so legten sie die Hände nicht müssig in den Schoos, sondern stemmten die Schulter an's Rad und brachten sich vorwärts. Der Vater konnte für keinen der Jungen ein Uebriges thun, darum mußte jeder für sich selber sorgen, und jeder sich seinen eigenen Weg wählen. Bei Hermann stand es von den Knabenjahren an fest, daß er Arzt werden wollte, und wie oft er auch darob verhöhnt ward, er trug's geduldig. Der alte Kantor Floch gab ihm Unterricht im Lateinischen dafür daß der Vater ihn umsonst barbirte; aber Sie hätten den Jungen sehen sollen, mit welchem Eifer er lernte: Tag und Nacht saß er an seinen Vokabeln und Regeln, jeden Fetzen Papier studirte er, und bei alledem war er ein frischer gewiegter Junge, anstellig und dienstfertig, freisam und frohmüthig, dem jedermann gut war. Denken Sie sich, liebes Jettchen, als er zwölf Jahre alt, ersparte er dem Vater schon einen Badergesellen, barbirte die Kunden, schröpfte und ließ zur Ader, verband jede Wunde, richtete ein gebrochenes Bein oder einen Arm meisterhaft ein, und konnte jeden Knochen, jeden Muskel nennen, daß der Vater selbst sich darob erstaunte. Der alte Stadtphysikus Reuß hatte ihm alles spielend beigebracht, denn er hatte den Knaben lieb, und als Hermann fünfzehn Jahre alt war, lag der alte Herr dem Vater an, er solle Hermann als Feldscheer in die Hauptstadt schicken, wo er chirurgischen Unterricht empfange und in der Stadt alle möglichen Lehrmittel fände. Der Vater wollte lange nicht; in der Kaserne, meinte er, lerne und sahe und höre ein junger Mensch nicht eben viel Gutes. Aber endlich machte der alte Doctor Reuß unserm Hermann eine Condition aus bei einem Chirurgen in der Stadt und empfahl ihn dem Direktor des Gymnasiums, und der Vater willigte ein. Hermann blieb zwei Jahre bei dem alten Glauber in der Residenz, der eine große Praxis hatte, und bekam nur Kost und Wohnung, aber täglich ein paar Stunden frei, um die Schulen zu besuchen, und der Lehrherr war mit ihm und seinem Fleiße so wohl zufrieden, daß er ihn schon nach zwei Jahren losprach und zur Prüfung zuließ. Kaum aber hatte Hermann das Zeugniß erster Klasse in Händen, so ging er damit zum Stabsarzt und meldete sich zum Feldscheer im Militärspital und ward angenommen. — Du lieber Himmel, wir Schwestern weinten ganz untröstlich, als wir hörten, er trage nun zweierlei Tuch, denn der Vater hatte seine Einwilligung dazu gegeben; aber wir weinten wieder vor Freude, als er zum ersten Mal Urlaub nahm und hieher zum Besuch kam in der dunkelblauen Uniform mit dem schwarzen Sammetkragen, den Schiffhut auf dem Kopfe, den Degen an der Seite, und so stramm und patzig aussah, der hoch aufgeschossene lange Schlingel! — Aber du liebe Zeit! was schwatze ich da! wie kann das alles Sie interessiren, liebes Kind?“

„Oh doch, doch, liebes Fräulein! bitte, fahren Sie fort!“ bat Henriette schmeichelnd und mit feuchten Augen; „Sie wissen nicht, wie gern ich Ihnen zuhöre, wenn Sie von Ihrem Bruder reden! Welch eine rührende Liebe, die Sie zu ihm tragen!“

„Nur eine verdiente, liebes Kind!“ sagte Bertha; „Sie werden hören, wie sehr wir Geschwister ihm zu Dank verbunden sind. — Na, wo blieb ich denn stehen? Ach ja, da wo Hermann Unterarzt ward im Militärspital! Kurzum, er blieb drei Jahre im Spital, dann durft' er studiren mit einem Staatsstipendium, und hatte in drei Jahren alles erlernt, was sie ihm nur auf der Universität lehren wollten, und kehrte wieder in sein Militärspital zurück, diente seine drei Jahre als Soldat vollends ab, machte sein Examen und seinen Doctor, erhielt seine Licenz als Arzt und eine Staatsunterstützung, um ein Jahr zu reisen, und kam dann als ein treuer Sohn und Bruder wieder zu uns zurück, den Vater, der mittlerweile alt geworden war, in seinem Beruf zu unterstützen. Und denken Sie sich, drei ganze Jahre hindurch verschmähte Hermann es nicht, dem Vater die Bauern verbinden und schröpfen zu helfen und ihnen zur Ader zu lassen, wenn sie vom Amte hereinkamen, und dem Vater als Gehülfe treu zur Seite zu stehen, obschon er ein geprüfter Doctor war. Die Leute im Städtchen rumpften freilich damals die Nase darüber, und der Amtsphysikus Bleyer, — Gott hab' ihn selig und verzeih' ihm seine Bosheit! ließ keinen Anlaß ungenützt, um meinem Bruder zu schaden, denn es verdroß ihn, daß der 'lange Baderstzunge' sich gerade hier gesetzt hatte, wo er allein ein Recht zu haben glaubte. Er stellte den Leuten überall vor, daß es mit den Kenntnissen Hermann's schlecht bestellt sein müsse, wenn er sich dazu herumtergebe, die gemeinen Bader-Verrichtungen auszuüben; es sei standeswidrig und zeuge nur von einem gemeinen schmutzigen Geiz, und was dergleichen mehr war, — also nur um meinen Bruder in der Achtung der Menschen herunterzusetzen. Und doch that Hermann alles nur in der Absicht, unserm kränklichen alten Vater seinen Beruf zu erleichtern und meinem jüngern Bruder, der damals als Badergeselle in der Fremde war, die Kundschaft zu erhalten. Ach, das waren herbe Zeiten für meinen armen Bruder!“ setzte Bertha hinzu und wischte eine stille Thräne ab, — sonst einen seltenen Gast in ihren grauen ernsten Augen.

Henriette horchte mit gespannter Aufmerksamkeit zu und in ihren braunen Augen glänzte ebenfalls das Naß des Mitgefühls. „Das war aber doch recht abscheulich von dem Herrn Amtsphysikus Bleyer, und konnte ihm unmöglich Segen bringen!“ sagte sie.

„Es hat ihm auch keinen Segen gebracht, mein liebes Kind!“ sagte Bertha ernst und mit einer plötzlichen Aufwallung. „Unser Gott ist ein starker Gott, und läßt sein nicht spotten; und die Kirche muß ja doch immer im Dorfe bleiben. Hermann wußte recht wohl, wie sehr ihn der Physikus hinter seinem Rücken verunglimpfte; aber er wußte, weshalb Bleyer es that. Bleyer war ein Nichtswisser, ein Charlatan; er fürchtete von meinem Bruder in den Schatten gestellt zu werden, wenn Hermann's Tüchtigkeit erst allgemeiner bekannt werde; darum hatte er seinen Sohn auf der Universität, der über Hals und Kopf studiren und das Stadtphysikat übernehmen sollte, sobald der alte Doctor Reuß abging. Wir mußten das alles hören, was Bleyer den Leuten vorlog, und wie er über Hermann hinter seinem Rücken spottete und ihn herunterſetzte. Wir baten Hermann inständig, der Vater und die älteren Brüder und ich, er solle das Badern in des Vaters Barbierstube bleiben lassen, aber er wies uns ganz entschieden zurück. 'Warum sollt' ich dem nichtswürdigen Manne den Triumph gönnen, meinem Gewissen und meiner Pflicht untreu zu werden?' sagte er; 'ich habe Zeit genug, für unsern Vater zu arbeiten, welcher so lange Zeit für uns gearbeitet hat. Die Leute lernen mich kennen und gewöhnen sich eher an mich, als wenn ich mich in meiner Studirstube vergrüben und auf Kunden wartete. Das weiß auch Bleyer und darum verfolgt er mich. Aber es soll ihm nicht gelingen, mich mir selbst und meiner bessern Erkenntniß ungetreu zu machen. Ich werde unbeirrt das Meinige thun, dem Vater seine Kundschaft in Ehren erhalten zu helfen und dem Bruder Philipp das Geschäft zu erhalten. Ich schäme mich keines Dienstes, womit ich der leidenden Menschheit diene und . . .“

Digitized by Google

Friedrich Barbarossa demüthigt die aufrührischen Mailänder Adeligen. (S. 199.)

Digitized by Google

„Oh das war groß gedacht und edel gehandelt!“ rief Henriette mit unwillkürlich überquellendem Gefühl; „das bringt dem Herrn Doctor Segen!“

„Es hat ihm Segen gebracht, liebes Kind, wie es im Worte Gottes verheißen ist,“ entgegnete Bertha ernst. „Hermann hat es erlebt, aber seine Feinde und Neider zu triumphiren. — Denken Sie sich, er hat nie einen Heller von dem Gelde angenommen, was er auf diese Weise für den Vater verdiente. Es sollte die Rückerstattung dessen sein, was unser Vater auf Hermann's Ausbildung verwendet hatte. Er wohnte und speiste bei uns in dem kleinen Hauschen droben am Pfleghofe, und er bezahlte dem Vater Kost und Wohnung aus dem Ertrag seiner geringen Praxis. Er schrieb drei Jahre lang fast Tag und Nacht, um ein Stückchen Geld zu verdienen an Aufsätzen für die medicinischen Zeitungen, und kümmerte und darbte, nur um sich ehrlich und redlich durchzuschlagen, denn er hatte sich's einmal in den Kopf gesetzt, hier sein Glück zu versuchen. Da kam die Nachricht aus München, daß unser Bruder Philipp dort, wo er conditionirte, am Nervenfieber gestorben sey; das ward den guten Vater nieder und er erstand nicht mehr vom Krankenbette. Aber sein letzter brechender Blick legnete noch Hermann, dessen ensigste Sorge und größte Kunst den guten Vater nicht retten konnte. Die Mutter war schon vorher gestorben, und das Badergewerbe mußte verkauft werden. Wir konnten zwar noch im Häuschen wohnen bleiben, denn Hermann litt es nicht, daß ich mir auswärts einen Dienst suchte; ich mußte bei ihm bleiben und ihm die Wirthschaft führen. Aber es waren schmale Bissen, die wir zu essen hatten. Die Erbschaft war nicht groß und in sechs Theile gegangen; Hermann's Praxis trug entsetzlich wenig ein — wir beneideten oft den Bader drunten, der das Gewerbe gekauft hatte, um seinen täglichen Verdienst, und die Zeiten waren hart. Aber wir hielten redlich zusammen, thaten unverdrossen das unsrige und vertrauten auf den lieben Gott; und unsre Hoffnung war nicht weggeworfen. Wir hatten unser Schicksal zusammengeworfen und jedes seine eigene Kraft in Anspruch genommen: Hermann ging auf den Dörfern im Amtsbezirk herum und practicirte; ich hatte eine Strickschule eingerichtet, und so schlugen wir uns mühsam durch. Da kam die Cholerazeit, die fürchterliche verheerende Seuche — das war vor Ihrer Zeit, liebes Kind, und Sie gehen es nicht erlebt, wie das hier aufräumte. Du lieber Himmel! noch denke ich mit Grauen und herzlichem Dank gegen Gott daran, der uns damals so gnadig erhalten. Aber was Tausenden Noth und Jammer, Tod und Elend brachte, das ward meines Bruders Glück. Der alte Stadtphysikus Reuß war gichtbrüchig und beinahe stumpf, der Amtsphysikus Bleyer aber ein reicher Mann und furchtsam; er hatte Bange vor dem Tod, der ihn von seinem schönen Haus und Wohlstand fortnehmen könnte. Da gab er sich für ausgenkrankt aus und ging aufer Landes zu seinem Sohn nach Paris, und die ganze Praxis lag auf Hermann's Schultern, der so stark in Anspruch genommen und so unermüdlich eifrig war, daß ich ständlich fürchtete, er werde sich aufreiben; aber ich durfte ihn nicht zurückhalten, denn er war ja in seinem Berufe — ich durfte nur für ihn beten und sorgen, ihn pflegen und unterstützen, und so kamen wir glücklich über die schwere Zeit hinüber, und nun begann eine bessere für uns. Der alte Doctor Reuß starb, und Hermann erhielt das Stadtphysikat und die Kundschaft des ganzen Städtchens, denn man wußte bald, daß Bleyer nur der Gefahr entflohen war. Aber auch ihn hatte der Arm des Herrn ereilt: sein Sohn, der sich halb zu Tode studirt hatte, war in Paris unter den Augen des Vaters gestorben, und der Amtsphysikus ward bald verrückt hieher zurückgebracht ....“

„Ja, und unser Doctor sammelte feurige Kohlen auf sein Haupt und behandelte ihn und versah uneigennützig seine Praxis, bis er wieder gesund wurde. Das war edel und schön. Frau v. Haibold hat mir alles erzählt, und mir enthusiastisch gerühmt, wie großmüthig Herr Steinweg an dem Amtsphysikus gehandelt habe.“

„Da war kein Verdienst bei, liebes Herzchen,“ erwiderte Bertha kalt; „was Hermann dabei gethan, war nur seine Pflicht als Mensch und Christ und Arzt.“

„Und der Amtsphysikus handelte hernach so boshaft und undankbar,“ sagte Henriette.

„Bah, er war sich nur getreu, — Hermann hat auch nie auf Dank und Lohn gerechnet; er hatte den besten Lohn in sich selbst,“ entgegnete Bertha. „Zu schaden vermochte ihm Bleyer nicht mehr; er hatte sich selber schon gerichtet. Lassen wir ihn! er ist nicht die Worte werth, die wir an ihn vergeuden, denn seit ihm das Amtsphysikat von Regierungswegen abgenommen worden, schafft ihm doch kaum sein Geld mehr einige Achtung, und er hat ja nach Mühlberg ziehen gemußt, um dem offenen Hohn der Leute zu entgehen. Aber der Segen kam, ob auch spät, doch reichlich über meinen Bruder, meine liebe junge Freundin, denn wir waren nun im Stande, das Haus hier aus der Verlassenschaft von Hermann's Vorgänger anzukaufen, und Hermann ist nun der gesuchteste Arzt im ganzen Kreise. Es ist der Segen unsers guten Vaters, der so sichtbar auf ihm ruht.“

„Und den er so reichlich verdient,“ setzte Henriette gerührt hinzu. „Aber es wird spät, und ich muß nach Hause, sonst wird Papa böse,“ sagte sie aufstehend. „Mich wundert, daß Papa das Mädchen noch nicht gesandt hat.“

„Der Herr Superintendent weiß Sie in guten Händen, mein Herzchen,“ meinte Bertha; „indeß soll er nicht ungehalten auf Sie sein, liebes Jettchen, denn wenn Sie wirklich gehen müssen, so geleite ich Sie nach Hause.“

„Sie? wie, Sie wollen das Haus allein lassen, wo der Herr Doctor fort ist?“

„Und warum nicht, Kind? Sanchen ist ja da, und Schätze findet man bei uns nicht. Auch ist es mir nichts neues mehr, wenn Hermann bis in die tiefe Nacht ausbleibt. Wer um einen Arzt ist, dem darf sein Wegbleiben nicht bange machen. Ein Arzt gehört mehr der Menschheit als seiner Familie. Also kommen Sie, liebes Herz; ich werde Sie bei Hermann entschuldigen!“ — Bertha half dem jungen Mädchen das Tuch umlegen und den Hut aufsetzen, und hüllte sich selber in das alte Umschlagetuch, das über ihrer Stuhllehne hing, ergriff die Gartenlampe, und sie gingen mit einander bis vor die Hauptthüre hinter welche Bertha die Lampe stellte, worauf sie die Thüre wieder schloß.

„Komm, Puck! du sollst uns begleiten!“ sagte sie zu dem schwarzen Pudel, der beim Herannahen der beiden Frauenzimmer sich von seinem Posten auf der Vortreppe erhoben hatte und mit lauernden Blicken dem Treiben derselben zusah, jetzt aber mit fröhlichem Knurren und Schweifwedeln um sie herum sprang und mit den Vorderpfoten an dem Pförtchen rüttelte und sich von Henrietten den zottigen Kopf kraulen ließ. Aber kaum waren Bertha und Henriette über die Brücke gegangen, so lief ihnen Puck voraus und brach in ein fröhliches Bellen und Heulen aus, denn er hatte trotz der Dunkelheit in einem einsamen Spaziergänger, welcher die Gasse der Vorstadt herunterkam, seinen Herrn erkannt, und bald begegneten sich die drei Personen.

„Nun, wie geht es dem Sägemüller, Herr Doctor?“ fragte Henriette nach der ersten Begrüßung.

„Es ist keine Lebensgefahr vorhanden, Fräulein,“ war die Antwort; „doch sind die Verletzungen schwer und schmerzhaft. Ein Schenkel- und ein Armbruch, eine zerschmetterte Schulter und vier tiefe Wunden im Kopf; allein der Patient ist bereits wieder bei Bewußtsein.“

„Gott sey Dank!“ flüsterte Henriette sichtlich erleichtert; „wie unglücklich wären die armen Kinder!“

„Darf ich mir erlauben, Sie vollends nach Hause zu geleiten, Fräulein?“ fragte der Doctor; „meine Schwester muß sogleich Eis aus unserem Keller holen und durch Sanchen nach der Sägemühle schicken, um dem Kranken Eis auf die Wunden zu legen. Der Bader Moriz wartet schon darauf!“

Henriette nickte bejahend, und nur die nächtige Dämmerung verschlang die glühende Röthe, welche auf ihrem freundlichen Gesicht erblühte, als sie nach Bertha's kurzem Abschiede den Arm des Doctors an-

Digitized by Google

nahm, und an seiner Seite die schlecht erleuchtete Gasse der Vorstadt hinaufschritt.

Anfangs schwiegen beide wie unter dem Eindruck einer Befangenheit. Hermann blickte wie sehnsüchtig zu dem trauten holden Gesichtchen des schlanken reizenden Mädchens herab, dessen Auge den Boden suchte, dann aber auf einen leichten Druck seines Armes rasch und halb erschrocken zu ihm aufschaute. Der Doctor sah sie so freundlich an, daß sie sich nicht versagen konnte, eine Weile ihn zu betrachten, ehe sie wieder mit neuem Erglühen das Köpfchen senkte. Aber ihr Arm zitterte in dem seinigen, und ihr Athmen ertönte gepreßt.

„Mein Fräulein," sagte der Doctor und seine tiefe Stimme verrieth trotz der gedämpften Laute eine gewisse innere Erregung; „es ist das erste Mal, daß ich Sie unter vier Augen spreche und Ihren lieben Arm mit dem meinigen umfasse. Wissen Sie, daß mich dieß recht glücklich macht?"

Ein scheuer Ausblick, ein fragendes süßes Lächeln war die ganze Antwort. Dann aber fühlte Aettchen, daß sie etwas erwidern mußte und sagte: „Wie genügsam und bescheiden Sie sind, Herr Doctor! kann so wenig Ihnen schon Freude machen?"

„Wollte Gott, daß ich mir mehr erlauben dürfte, mein Fräulein!" sagte er und erschrack dann beinahe selbst über die Kühnheit seiner Worte, denn er machte eine lange Pause. „Wer weiß, wann mir dieses Glück wieder zu Theil wird, mein Fräulein!" fuhr er fort, und seine Stimme bebte merklich. „Meine zurückgezogene Lebensweise und Ihre häuslichen Pflichten halten uns so sehr aus einander, und doch — doch sind Sie das einzige jüngere Frauenzimmer, dessen Gegenwart mich mit einem unaussprechlichen Vergnügen erfüllt. Oh, daß Sie öfter zu uns heraus kämen, Henriette!"

Er nannte sie zum ersten Mal seit den drei Jahren, wo er als Arzt in ihr Vaterhaus kam, bei ihrem Taufnamen, aber es war ihr ein wohliger Gedanke, daß er dieß wagte, und sie lohnte ihn dafür mit einem freundlichen Lächeln und tiefen Erglühen. „Ich käme öfter, Herr Doctor, denn Ihr Haus ist ein kleines Paradies; aber ich bin nicht Herrin meiner Zeit, meines Willens."

„Ich weiß es, mein Fräulein! Sie müssen die Wirthschaft führen und die Geschwister erziehen helfen; und Ihr Papa hat recht, daß er auf Sie beinahe eifersüchtig ist. Es gibt keine zweite wie Sie, Henriette!"

„Zu gütig, Herr Doctor! Sie beschämen mich einfaches Ding mit diesem schmeichelhaften Lob," stammelte sie.

„Mein Wort zum Pfand, daß ich nicht schmeichle, Henriette, daß ich .... Doch stille davon. Wissen Sie, daß Sie mich jüngst recht lebhaft an Werthers Lotte erinnerten, als ich dazu kam, wie Sie den Geschwistern das Vesperbrod austheilten. Ich sah mich so lebhaft in jene Situation versetzt, welche der große Meister uns so reizend beschreibt ...."

„Und wer ist Werthers Lotte?" fragte Henriette schüchtern aber neugierig.

„Ach, Sie kennen das Goethe'sche Buch nicht, worin er eine seiner Jugendgeliebten so anziehend schildert?"

„Nein, Herr Doctor; Papa erlaubt uns nicht, in Goethe zu lesen; er soll so unmoralisch sein. Und doch kann ich es kaum glauben, denn sonst würden Sie mich nicht mit einer Person vergleichen, die Goethe geschildert hat."

„Sie haben recht, Henriette!" flüsterte er im innigsten Tone; „Sie stehen mir so hoch wie kein anderes Frauenzimmer auf Erden — höher beinahe als meine Schwester. Bei Ihrem Anblick senkt es sich mir wie milder Sonnenschein in die Seele, und doch sind Sie die Einzige, die mir fast unnahbar ist, und die mir desto mehr ausweicht, je gefliſſentlicher ich sie suche."

„Mit nichten, Doctor! Sie thun mir Unrecht, wenn Sie glauben, ich weiche Ihnen aus," sagte Henriette mit einem beseligenden Ausdruck von treuherziger Wahrheit. „Wenn Sie wüßten, wie gern ich oft bei Ihnen im Garten säße und Ihren Worten lauschte!" ...

„Henriette, ist's möglich? Sie ahnen, Sie fühlen wie unendlich gut ich Ihnen bin?" rief er schier fröhlich. „Henriette, Sie wissen, daß ich seit einem Jahr keinen höhern Wunsch kenne, als Sie die meinige zu nennen? ....

Sie lehnte verschämt ihre Wange an seine Schulter und flüsterte: „Ich habe wenigstens ... gehofft, daß .... daß Sie es gut mit mir meinten, denn .... o Gott, ich weiß nicht, ob es sich schickt, so etwas zu sagen!"

„Henriette, liebste beste Henriette, reden Sie aus, wenn Ihnen meine Ruhe lieb ist!" flüsterte er hastig und mit einer Stimme voll fieberischer Erregung und banger Spannung. „Sehen Sie, es fällt dem gereiften Manne schwerer als einem Jüngling, Ihnen das Geständniß zu thun, daß .... er Sie liebt, Henriette, — daß Sie seine erste Liebe sind! .... Ach Henriette, meine Vergangenheit war nicht so, daß ich Zeit gehabt hätte für jenes Glück, das den Frühling unsers Lebens blüht! Erst spät, doch nicht zu spät hab' ich gelernt, was Lieben ist, — den unaussprechlich innigen Wunsch, Sie glücklich zu machen und von Ihnen, durch Sie beglückt zu werden!" Er senkte sein Haupt zu ihr herab, und drückte einen Kuß auf ihr Haar, dem beide waren unwillkürlich stehen geblieben und Henrietten war der leichte Strohhut entfallen, als sie ihr Köpfchen verschämt an seiner Schulter barg. „Henriette, süßes holdes Mädchen, Sie antworten mir nicht?"

„O Gott, was soll ich sagen!" flüsterte sie, blickte mit einem Ausdruck unbeschreiblichen Entzückens aus feuchten Augen zu ihm auf und schlang ihre Arme um seinen Hals; „wie können Sie noch fragen und zweifeln was ich fühle, Hermann? Hab' ich ja schon seit lange, lange an meinem eigenen Herzen gefühlt, daß Sie mir nicht gleichgiltig seien!"

„Henriette, ist es wahr? Du willst die meinige werden?" fragte er und es lag ein wahrer Jubel in seiner Stimme.

„Wenn Papa es erlaubt, von ganzer Seele," sprach sie und duldete es, daß seine Lippen sich heiß und glühend auf ihre reine Stirne, ihre hochgerötheten Wangen preßten. „Aber was wird Bertha dazu sagen?"

„Sie wird Dich von Herzen als Schwester willkommen heißen, denn sie liebt und achtet Dich mit ihrem ganzen starken Weſen," erwiderte Hermann. „Sie ahnt längst, was mich in der Stille bewegte und mir die Ruhe rauben wollte. Aber nun ist es ja klar geworden zwischen uns beiden, und ich bin unmenschbar glücklich!"

„O mein lieber, lieber Herzensmann!" flüsterte Henriette; „wie kam das nur Alles so plötzlich?"

Schritte tönten hinter ihnen das Gäßchen herauf, und schweigend, mit übervollen trunkenen Herzen eilten sie weiter durch die nächsten Gassen, bis in den Schatten der alten Kirche vor die Thür der Predigerwohnung. Als Henriette die Hand nach dem Klingelzuge ausstreckte, fragte ihr Vater von dem dunklen Erker herab, mit strenger Stimme: „Bist Du es, Henriette? kommst Du endlich?" Pluck bellte laut zu dem finstern Mann hinauf, und Henriette erschrak. — „Ja, Papa, ich bin es; der Herr Doktor gibt mir das Geleite." Die Gestalt verschwand vom Fenster, und die beiden Liebenden traten unter die tiefe Thorwölbung. — „Morgen trete ich vor Deinen Vater und werbe um Dich, mein theures Herz!" flüsterte der Doktor der zitternden Henriette zu, die sich ängstlich an ihn schmiegte; „der Superintendent wird gewiß unsern Bund segnen! Gute Nacht, Geliebte meines Herzens!" — „Gute Nacht, mein Hermann!" lispelte sie und wich seinem Kusse aus, als hielte sie es für eine Sünde. Dann ward die Thür geöffnet und die Magd mit dem Licht trat auf die Schwelle, wo sich die Liebenden nun trennen mußten.

„Gute Nacht, Hochwürden!" rief Hermann dem Superintendenten noch hinauf, der wieder im Erkerfenster lag. — „Gute Nacht, Herr Stadtphysikus! angenehme Ruhe!" tönte die volle ernste Baßstimme des Geistlichen herab, und das Fenster schloß sich.

Ruhe?! Als ob ein Mann Ruhe fände, dessen Herz übervoll ist von Wonne und Trunkenheit des ersten Liebesglücks? In Hermanns Brust stürmte und gährte es auf eine Weise, wie er es nie zuvor gekannt hatte. Er hätte laut in die Nacht hinausjubeln mögen, und doch legten bange Zweifel im nächsten Augenblick wieder eiserne Bande um seine

Digitized by Google

Brust. Nur fort, hinaus aus dem engen Städtchen, aus den schmalen finstern Gassen, in das weite Gefild, wo der Mondschein in breiten Streifen auf den grünen Wiesen, den goldenen Getreidefeldern lag, wo der Thau im Rasen der Raine glänzte, die Heimchen zirpten, die Wipfel rauschten, die nickenden Aehrenhäupter im frischen Nachtwind säuselten, wo das Flüßchen munter plaudernd rauschende Wellen über helle Kiesel sandte und die Schatten der Büsche und die tanzenden Lichter der mondbeschienenen Strecken ein neckisches Spiel trieben! Nur hinaus, hinaus auf die nächste Höhe, wo der Blick weithin über eine gheimißvoll, nächtig dämmerige Ebene hinschweifte und ein weiterer Himmelsraum in schweigender Majestät sich über ihm wölbte. So schritt der Doctor mit langen Schritten aus, und Puck tanzte vor ihm her und schnitt lustige Kapriolen, die freilich sein Herr nicht bemerkte; dem Hunde erschien's ein ungewohnter Genuß, so im Dämmerlichte des Erntemonds mit dem Herrn diese einsamen Gänge zu wandern und ihn doch stumm und in sich versunken zu sehen, ihn theilnahmslos an seinen muntern Spielen zu wissen. Sonst wenn der Doctor Nachts über Land geholt ward und das kluge treue Thier seinen Herrn begleiten durfte, war es anders: da spielte Hermann mit dem alten Puck, ließ ihn den Stock oder Schirm tragen oder Steine apportiren und freute sich der launigen Streiche, womit das Thier ihm die eintönige Länge des nächtlichen Wegs kürzte! Aber heute, heute war es ganz anders. Da hatte der sonst so freundliche Herr kein Acht auf das fröhliche Springen und Hin- und Herrennen, auf das neckische Knurren und muthige Bellen des Thieres, da ging er rasch und hastig dahin, schwer athmend, in Gedanken versunken, und wußte doch nicht, was Art die Gedanken und Gefühle waren, die ihm chaotisch durch die Seele wogten. Er sah im Geiste zurück in die Vergangenheit, denn in flüchtigen Bildern zog sein verwichenes Leben an ihm vorüber; er gedachte der Gegenwart, des traulichen stillen Häuschens und sonnigen Gärtchens mit den pielartigen Pflanzen, seinen stummen Lieblingen; er sah darin Bertha, die ernste stille Schwester, stillgeschäftig, methodisch, mit unaufdringlicher Bestimmtheit und Sicherheit walten. Dann aber verdrängte Henriettens holdes Bild daßjenige der treuen Schwester und er sah im Geiste Henrieten als Gattin geschäftig und wirthlich darin walten, er sah sie mit dem Säugling auf dem Arme, umspielt von Kindern, und die Brust wollte ihm zerspringen vor Jubel . . . .

Droben auf dem Hügel, dem Schafberge, wo die grauen Sandsteinblöcke zwischen Ginster, Haidekraut und Besenpfriem aus dem magern Boden ragen und dürftige knorrige Kiefern und Wachholderbüsche einen dünnen Anflug von Strauch- und Baumformen schaffen, warf er sich auf einen großen Stein nieder, drückte beide Hände an die Stirne, schaute hinunter auf das Städtchen und suchte mit den Augen unter der Menge von Giebeln und Dächern das Haus, worin sie schlief, die er heute gewonnen hatte.

„Gott, mein Gott, wie glücklich hast du mich gemacht!“ flüsterte er und der Ton kam aus tiefstem innerstem Herzensgrund. „Wie kam dieß nur Alles und wie schnell ist mein ganzes Wesen umgewandelt! O Henriette, süße, holde Henriette, wie schnell haben wir uns gefunden!“ . . . Und dann rief er sich Jettchens Bild vor die Seele und all die einzelnen Wahrnehmungen, welche er seit drei Jahren an ihr und über sie gemacht hatte, und vereinigte sie zu einem Gesammtbilde, und während er so da saß, die gefalteten Hände um das Knie gelegt, das Haupt sinnend vorgeneigt, die Augen träumerisch hinaus in die geheimnißvoll dämmernde Ferne gerichtet, — da war ihm als säh' er die ehrwürdigen Gestalten seiner Eltern vor sich stehen und ihm freundlich zuwinken und seinen Bund mit Jettchen segnen!

Der frische Nachtwind trug dem Doctor den Schlag der eilften Stunde klar und voll vom Städtchen herüber und weckte ihn aus seinen Träumen. Er raffte sich auf und schlug den Weg durch die Obstgärten nach dem Wiesgrunde am Flüßchen ein, als denjenigen Pfad, wo ihm zu dieser Stunde am sichersten niemand begegnete. Wie er aber die Landstraße kreuzte, die nach den Bergen hinaufführt, blieb der voranenlende Puck plötzlich stehen, beschnüffelte etwas am Boden und bellte. Als der Doktor darauf zukam, war es ein Mantel von grobem grauem Tuche, wie ihn die Fuhrleute jener Gegend zu tragen pflegen, mit einem Stricke zusammengebunden und eingedrückt, als ob er zum Sitze gedient hätte. Hermann nahm ihn vom Boden auf in der Absicht, ihn mitzunehmen und auf dem Bürgermeisteramt abzugeben, damit der Eigenthümer ermittelt werde. Aber noch bevor er hinter der Sägmühle vorübergekommen war, begegneten ihm zwei Männer aus dem Städtchen, welche vom Lande zu kommen schienen und mehr verlegen als erstaunt waren, den Doktor so spät noch auf den einsamen Feldwegen zu treffen. Man wechselte aber nur ein flüchtiges Gute-Nacht und ging an einander vorüber, und Hermann war vollyiehr mit seinen eigenen Gedanken und Gefühlen beschäftigt, um sonderlich darauf zu achten, daß Puck dicht bei dem Punkte, wo die beiden Männer durch die Hecke eines Baumgartens herausgetreten waren, als ob sie von einem Feldwege her den kürzern Pfad durch die Obstgärten nach dem Städtchen nehmen wollten, wüthend in eine Hecke hineingebellt hatte, als ob er dort etwas Verdächtiges bemerkt habe. Er pfiff dem Hunde heran und setzte seinen Heimweg weiter.

Die Uhr auf der Stadtkirche schlug ein Viertel vor Mitternacht, als der Doktor durch das Pförtchen in seinen Hof trat. Seltsamerweise stand das Pförtchen offen und die Klingel tönte nicht; allein auch hierauf achtete der junge Arzt kaum, sondern verschloß das Pförtchen, öffnete die Hausthüre und trat ein. Bertha kam ihm mit der Lampe entgegen: sie hatte auf ihn gewartet.

„Was bringt Du da, Bruder?“ fragte sie.

„Einen alten Mantel, den ich droben beim Nichtsteige auf der Straße gefunden habe, Bertha,“ gab er zur Antwort. „Der Knecht mag ihn morgen nach der Bürgermeisterei tragen und davon Anzeige machen.“

„Du warst noch auf der Sägmühle?“ fragte sie; „ist es mit dem Meister schlimmer geworden?“

Hermann schüttelte den Kopf, stellte sich lächelnd vor die Schwester hin, sah sie mit einem eigenthümlichen Ausdruck an und sagte: „mit nichten, Bertha; ich war nicht auf der Sägemühle; der Patient wird schlafen, und mein später Besuch hätte die Leute nur ängstlich gemacht. Ich habe einen ganz andern Gang gethan! Ich Du wohl errätheſt, welcher Art er gewesen?“

„Wie sollt' ich? Du bist so seltsam weich gestimmt, wie ich Dich nie gesehen, Hermann! Deine Kleider sind feucht und beschmutzt; wo warst Du denn?“

„Auf dem Schafberge, meine übervolle Brust in der Einsamkeit der Nacht zu erleichtern, Bertha,“ sagte er und ergriff beide Hände der Staunenden. „Erschrick nicht, Schwester! ich habe Dir etwas mitzutheilen. Ich habe Jettchen nach Hause begleitet und — ich weiß selbst nicht wie es kam — aber wir sind ein Paar geworden, Bertha! ich habe um sie geworben und wir sind Ein Herz und Eine Seele!“

„O Himmel, meine Ahnung!“ rief Bertha. „Ist es möglich, Bruder? ist es wahr? Nun denn, Gott segne euch beide! ihr seyd einander werth. Ich wüßte kein Mädchen, dem ich Dich so von Herzen gönnte, wie Henrietten Frisäus. Aber wie kam das alles?“

„Ja wer dieß wüßte, liebe Schwester!“ erwiderte er mit einem leisen Seufzer. „Ich weiß nur, daß ich schon seit Jahren Henrieten im Stillen bewunderte und im Herzen trug, und daß ich mir gesagt habe: wenn ich je noch zu dem Entschlusse käme, mich zu verheirathen, so sollte es Jettchen seyn. Mir schwante, daß ich Dir keine liebere Schwägerin geben könnte, als diese.“

„Du hast es errathen, Bruder! Gott segne Deine Wahl, wie ich es thue! Sie ist die Einzige, der ich ohne Neid und Sorge den Platz an Deinem häuslichen Herde räume, Hermann, die ich für fähig halte, Dich glücklich und dies Häuschen zu einer Wohnung der Zufriedenheit zu machen, und mit Freuden ziehe ich von dannen!“

„Wie? Du wolltest fort, Bertha? Wer spricht denn davon?“ fragte der Doktor wehmüthig.

Digitized by Google

„Ich, lieber Bruder, ich sage es, denn es ist schon längst beschlossen, falls Du einmal heirathest, nicht zwischen Deine künftige Frau und Dich zu treten. Deine Zukünftige muß hier im Hause allein regieren, wenn ihr den rechten Frieden und Einklang hab'n wollt; und zur Nebenfigur taug' ich nicht, Hermann; ich will nicht im üdding bei Dir sitzen, ich will mir einen kleinen Wirkungskreis suchen, wo ich mich nützlich machen kann, so eine Stelle als Wirthschafterin auf einem Gute, als Pflegemutter in einem Waisenhause — es wird sich schon etwas finden!"

„Bertha, Du thust mir weh und Jettchen, wenn Du so redest ...."

„Laß mich meinen eigenen Weg gehen, Bruder; ich scheide ja ohne Neid, denn ich hoffe, daß Jettchen Dich glücklich machen wird," sagte sie mit ruhiger Entschlossenheit und Festigkeit, und ihre ernsten grauen Augen hafteten mit einem rührenden und seltenen Ausdruck von Zärtlichkeit auf ihm. „Versuche mir diesen Entschluß nicht auszureden, Hermann, denn ich habe oft und viel über einen solchen Fall nachgedacht und mich selber geprüft und im Gebete berathen, und darum bin ich ganz mit mir im Reinen. Glaub mir, Hermann, es thut nicht gut, zwei Frauensleute unter einem Dache, wovon jede ihre Rechte kennt. Laß mich gewähren und anderwärts meinen Wirkungskreis suchen, und bin ich dann einmal alt und brauche Ruhe, dann weiß ich ja wohl, daß ich bei meinen Geschwistern ein stilles Plätzchen finde, und dann," setzte sie mit einer aufwallenden Gemüthsbewegung hinzu, die ihr wider Willen die Thränen in die Augen trieben, „dann komm' ich am liebsten zu Dir, Hermann, denn wir sind doch in Freud und Leid inniger mit einander verwachsen geworden, als die übrigen Geschwister! — Nein, rede mir nichts mehr ein, denn ich habe meinen harten Kopf nun darauf gesetzt." — Sie lehnte die Stirne an die kalten Scheiben und weinte still; auf einmal sagte sie: „Was hat denn der Hund, Hermann? was soll dieses Bellen? Ist jemand im Hofe?"

Hermann stieß den Fensterladen auf und blickte hinaus. Puck stand am Brunnen und bellte gegen einen dunklen Gegenstand am Boden. „Ruhig, Puck! leg' dich!" rief Hermann; „dummes Thier, was hast du denn? Pfui, Puck! pfui, Igel!" Aber es war kein Igel, denn mit Einem Male erhob sich das erschrockene, klägliche Geschrei eines hilflosen kleinen Kindes auf der Stelle, welche der Hund anbellte.

„Um's Himmels willen, was ist das?" rief Bertha aufspringend. „Ein kleines Kind im Garten?" und sie folgte rasch den Bruder, der die Lampe vom Tische genommen hatte und beinahe erschrocken hinauseilte. Sobald das Kindergeschrei begonnen, hatte sich das Bellen des Hundes in ein halb wehmüthiges Winseln verwandelt, und der Pudel lief zwischen dem Hause und dem Brunnen hin und her, als ob er Hülfe für das schreckliche Kleine suchen wollte. Als Hermann und Bertha zu der Hänge-Eiche am Brunnen kamen, fanden sie auf einem Brettstücke einen schmalen langen Korb mit einem Tuche darüber, und unter diesem Tuche hervor erscholl gedämpft das heitere Geschrei des Kindes.

„He, ist jemand hier?" rief der Doktor laut; aber niemand antwortete als der Wiederhall von den Gebäuden in der stillen Mitternacht.

„Gib Dir keine Mühe, Bruder," sagte Bertha ahnungsvoll. „Die dieses Kind hier ausgesetzt, haben bereits das Weite gesucht. Hier ist ein Verbrechen begangen worden, das laut zum Himmel schreit wider die unnatürliche Mutter! Komm, laß uns den armen Findling hineintragen!" Damit ergriff sie den Korb und eilte in's Haus, gefolgt von ihrem Bruder mit der Lampe, und dem zottigen Puck, der mit eigenthümlichen Winseln den Korb nicht aus dem Auge lassen wollte. Drinnen in dem kleinen Speisezimmer stellte Bertha den Korb auf den Tisch und löste in fieberischer Erregung und schwerem Athmen die Schnüre, womit das Tuch an den Korb gebunden war.

Jetzt zog Bertha die Decke hinweg und gebeugt von dem Licht der Lampe hielt das zappelnde kleine Kind mit Schreien inne, drückte die dicken Händchen auf die Augen und strampfte mit den Füßchen die leichten Decken vollends hinweg.

„Ein kleines Mädchen!" rief Bertha, und die Thränen stürzten ihr heiß und reichlich aus den Augen. „Barmherziger Gott, das arme Würmchen ist noch nicht anderthalb Jahre alt, und wie hübsch und wohlgebildet es ist, — ein wahrhaftiger kleiner Engel!" flüsterte sie, und alle Liebe und Zärtlichkeit des Weibes sprengte die künstliche Rinde von Kälte, welche die Lebenserfahrungen um dieses Herz gelegt hatten; sie hob das Kind aus dem Korb, hüllte es wieder in seine Decken und schaukelte es auf den Armen. — „Untersuche den Korb, lieber Hermann! sieh nach seinem Inhalt, ob nicht irgend etwas da ist, was auf die Spur der nichtswürdigen Mutter führen kann, die es ausgesetzt und verlassen hat! O, Gott sey gepriesen, daß der Hund es entdeckte und daß das arme Wesen nicht die ganze Nacht hier draußen im Freien bleiben mußte. Komm, Puck, komm! soll dir nicht vergessen werden, kluger Alter! ja, du bist mein gutes Thierchen!" Und sie liebkoste den Hund, der seinerseits wieder dem Kinde die kleinen Hände und Füße leckte. Das Kind war schläfrig und nachdem es einige Male verwundert die Augenlider geöffnet und aus einem Paar großer blauer Augen verwunderte Blicke umher geschickt hatte, wandte es das Köpfchen vom Lichte ab und schlief wieder ein. — „Puck's Bellen hat den kleinen Engel geweckt; nun schläft er wieder ein," flüsterte Bertha und schaukelte das Kind beschwichtigend. „Das arme Würmchen ist müde. Sprich, was findest Du, Hermann?"

„Nichts, gar nichts," erwiderte der Arzt; „nur etwas dürftiges Bettzeug und einige Kleidungsstücke für das Kleine; aber nirgends ein Zeichen, nirgends eine Spur von irgend einem Buchstaben, von einem Stückchen Papier oder einer Chiffre. Diese Kleidungsstücke selbst deuten nur auf Armuth, doch sind sie wenigstens reinlich. Wie sonderbar mir zu Muthe wird beim Anblick dieser kleinen dürftigen Ausstattung, mit welcher eine unnatürliche Mutter ihr eigen Kind hinausstößt in die erbarmungslose Fremde! Sieh' nur, diese winzig kleinen Strümpfchen, Bertha!" und er ergriff ein zusammengelegtes Paar derselben und hob es mit den Fingern an der Fußspitze in die Höhe; da fiel etwas klirrend heraus auf den Tisch, dann auf den Fußboden und rollte fort. Der Pudel haschte darnach, hob es auf und brachte es dem Doctor: es war die Hälfte einer kleinen alten Scheidemünze, die mit Gewalt entzwei gebrochen zu seyn schien; die Prägung zeigte die obere Hälfte eines Muttergottesbildes mit dem Strahlenkranze um das Haupt, das Jesuskind auf den Armen, ebenfalls mit einer Glorie umgeben; auf dem Avers die Thurmspitzen einer Stadt und einer aufgehenden Sonne.

„Ein Talisman, woran die Mutter das ausgesetzte Kind wieder erkennen will, denn die abgebrochene andere Hälfte hat sie offenbar behalten," sagte Hermann, als er die zerbrochene Münze der Schwester reichte. „Wir wollen dieses Wiedererkennungszeichen gut aufbewahren, denn es kann einst für dieses arme Kind wichtig werden."

Bertha blickte den Bruder mit ihren großen ernsten Augen forschend an und über ihre Wangen kam leise und unvermerkt eine stille Thräne. „Verlieb' ich Dich recht, Hermann?" fragte sie; „Du willst dem Heimathlosen eine Heimath geben?"

„Sofern die Eltern nicht ermittelt werden können, ja;" erwiderte er entschlossen. „Nicht dieses hilflosen Kindes jammervoller Zustand allein bestimmt mich; nein, es ist eine Mahnung des Schicksals, die mir in diesem verlorenen Würmchen entgegentritt, und der ich Folge leisten will. Soll ich dieses Kind aufs neue hinausstoßen und an das öffentliche Mitleid verweisen? soll ich die Gerichte zu Nachforschungen auffordern und dieses junge Leben dem Elend, der Schande, den Schauern einer ungewissen Zukunft preisgeben? — Nein, Bertha, könnt' ich dieß thun an dem Tage, wo ich das höchste, erhabenste Glück kennen gelernt habe, dessen ein Menschenherz nur fähig ist, so müßte ich mich selbst verachten! Gleichviel, wer auch die Eltern dieses Kindes seyen, ihm soll die Gastlichkeit dieses Hauses nicht entgehen."

„Und Henriette? was wird sie dazu sagen?" fragte Bertha.

„Wenn ich sie richtig beurtheile, wird sie meine Absichten für das Kind theilen," sagte Hermann; „es soll uns ein lebendiges Erinnerungszeichen an den 10. August werden, wo wir den Bund unserer Herzen geschlossen."

Digitized by Google

„Aber wenn sie diese Absichten nicht theilte, Hermann?"

„Geh doch, Bertha! thu' ihr nicht unrecht. Aber selbst dann, wenn ihr das entsetzliche Lebensschicksal dieses Kindes nicht diejenige werkthätige Milde einflößen könnte, die ich ihm zu zollen gedenke, soll dieses Kind nicht aus meinem Hause kommen!"

„Brav gesprochen, mein Bruder! ich habe nichts anderes von Dir erwartet," sagte Bertha; „auch ich würde an Deiner Stelle so denken und handeln. Aber versprich mir Eins, Hermann: wenn dieses Kind je zum Zankapfel werden sollte zwischen Henrietten und Dir, so laß mich des armen Waisenkindes Mutter sein! Willst Du mir dieß versprechen, Bruder?"

„Gerne," versetzte er lachelnd; „dieser Fall wird jedoch nie eintreten!"

„Dann um so besser," meinte Bertha, und bog sich zu dem Kinde herab, das ruhig schlafend auf ihrem Arme lag. „Sieh nur, Hermann, welch ein liebes holdes Engelskörpchen! und wie es im Schlafe lächelt! Wie schade, daß die Augen geschlossen sind, die ich vorhin so schön fand! O Gott, ich möchte wünschen, daß dieses Kindes Rabenmutter nie mehr gefunden würde, daß es ganz unter meinen Augen aufwüchse und mich wie seine leibliche Mutter lieben lernte! — Gehen wir zu Bett, Bruder!" fuhr sie fort und ihre ehrlichen treuen Augen schwammen in Thränen; „laß es mir, dieses holde, hülfslose, herzliebe Wesen! laß es mich wenigstens so lange besitzen, bis Henriette in Dein Haus einzieht. Ist mir doch, als sey mir heute ein ebenso großes Glück widerfahren wie Dir mit dem Herzen, das Du gewonnen hast!"

„Komm, laß mich den kleinen Engel küssen!" sagte Hermann, beugte sich zu dem Kinde nieder und betrachtete es lange mit jhöner, echt menschlicher Rührung, küßte es, und legte dann seine Hand mit einer stummen, aber bedeutsamen Geberde auf das Haupt des Kindes, als spräche er in diesem Augenblicke das Gelöbniß aus, diese verstoßene unmündige Waise hiemit zu adoptiren. Dann nahm er sein Licht, sagte der Schwester gute Nacht und ging gedankenvoll in sein Schlafzimmer.

Bertha Steinweg, die 'alte Jungfer', war noch bis tief in die Nacht hinein mit dem Kinde beschäftigt. Nachdem ihr Bruder sie verlassen, hatte sie das schlummernde Mädchen in die Ecke des kleinen Sopha's gebettet, ein Handlaternchen angezündet und sich auf den Speicherraum des kleinen Hauses begeben, um Bettstücke und einen großen langen Wäschekorb herunterzuholen, womit sie in ihrem Schlafstübchen im Obergeschosse ein Bettchen für das Kind ertemporirte, indem sie den mit Bettstücken gefüllten Korb auf drei Stühlen neben ihr eigenes Bett stellte. Hierauf richtete sie noch Zuckerwasser, Milch und ein Nachtlicht auf dem Nachttischchen neben ihrem Bett zusammen, bevor sie hinunterging und das kleine Kind herauftolte, um es auf diesem provisorischen Lager zu betten, und sich selbst zur Ruhe zu begeben. Aber es währte noch lange bis Bertha den Schlaf fand; mit gefalteten Händen lag sie da, die Augen auf das schlummernde Kleine geheftet und ihre Lippen bewegten sich wie in stillem Gebet, um ihre Augen zurnnen jenes tiefen Jahren inniger Rührung, welche Gott zählt, und dem Menschen gutschreibt auf dem Buche seines Lebens, und es war beinahe Morgen, bevor sie neben ihrem armen Pfleglinge einschlief.

(Fortsetzung folgt.)

Der rechte Handschuh.

Eine dunkle Seite aus einem Lebensbuche. Nach der Erzählung eines frühern Advokaten. (Schluß.)

Ich hatte ungefähr zwei Jahre in der Schweiz gelebt, da starb meine gute Mutter, und ich stand nun ganz allein in der Welt. Mein Plan war gewesen, mich durch gründliche Studien der National-Oekonomie zu einer Universitäts-Professur in diesem Fache vorzubereiten, und mich dann an einer schweizerischen Hochschule zu habilitiren. Allein als nun der Zeitpunkt heranmahte, wo ich diesen Plan verwirklichen wollte und mich als Docent an der damals bedeutendsten Hochschule der Schweiz auftbat, mußte ich eine jener bittern Enttäuschungen erleben, wie sie vielleicht noch keinem deutschen Gelehrten erspart worden sind, welcher sich in der Schweiz einen Wirkungskreis gesucht hat: ich bekam für meine Vorträge keine Zuhörer, weil damals alles was nicht absolutes Brodstudium war, unter der nüchternen schweizerischen Jugend keinen Boden fand, und hatte mit Chicanen meiner älteren Kollegen, mit engherzigem Kantönligeist, mit religiösem Parteiwesen zu kämpfen, welche mir den Aufenthalt in der freien Schweiz bald herzlich entleideten. Unthätigkeit was ich thun sollte, machte ich zur Erholung in den Sommerferien eine Fußwanderung in die herrlichsten Gegenden der Hochalpen, um mich am Anblick der ewig erhabenen Schöpfung zu stärken gegen die kleinen Leiden des Alltagslebens und gegen die Armseligkeit der Menschen. Diese Wanderung war der glückliche Wendepunkt meines Lebens. An einem Regenabend auf der Grimsel bei dem später so berüchtigten Jybach trat ich einem ältlichen Herrn, der nach mir ankam, mein Bett ab und begnügte mich mit einem Strohlager; den andern Tag verbrachten wir, vom Ungemach der Witterung gebannt, auf dem Grimselhospitz und knüpften nähere Bekanntschaft an, reisten dann noch einige Tage zusammen und trennten uns endlich in Zürchen zu gegenseitigem Bedauern. Vier Wochen später schrieb mir der alte Herr v. Schack einen freundlichen Brief, worin er mich befragte: ob ich geneigt und im Stande wäre, die Stelle eines Justitiars oder rechtskundigen Verwaltungsbeamten bei einem großen Gelbinstitute in der Branche des Versicherungswesens in einer der größeren Hauptstädte Süddeutschlands anzunehmen. Ich griff sogleich unbedingt zu, denn diese Seite der Volkswirthschaft hatte ich zu meinem besondern Studium gemacht und mit großer Vorliebe gepflogen. Ich reichte also meine Meldung ein und mein macherer Gönner bot seinen Einfluß in dieser Angelegenheit zu meinen Gunsten so energisch auf, daß ich schon nach vierzehn Tagen meine Bestallung erhielt. Ich übersiedelte an meinen neuen Wohnort, und nun begann für mich eine Zeit ruhigen, arbeitsamen, stillen Daseyns in einer größeren Stadt, welche damals durch ihren raschen Aufschwung und vielfachen künstlerischen und wissenschaftlichen Institute und Sammlungen einer Strömung geistigen Lebens sich erfreute, wie wenig andere Städte von gleichem Umfang.

Jahre vergingen. Ich lebte einsam und ziemlich abgeschlossen meinem Beruf, meinen Studien und dem Verkehr mit den größten Geistern aller Zeiten in Dichtkunst, Literatur, Wissenschaft und Kunst. Ich hatte ein Einkommen, welches weit über meine Bedürfnisse hinausging, konnte mir im Sommer ausgedehntere Reisen erlauben, mich mit einem gewissen Behagen umgeben, mir eine gewählte reiche Bibliothek und hübsche Sammlungen von Kunstschätzen anlegen und manchen Liebhabereien nachhängen, welche nur dem Junggesellen erschwinglich sind. Ich hatte nur Einen Kummer, nämlich daß meine treffliche Mutter nicht mehr lebte, daß ich ihr nicht einen heitern, ruhigen, sorgenfreien Lebensabend bereiten konnte. Aber des Menschen Glück ist nie vollkommen, und unsere besten Wünsche bleiben meist unbefriedigt. Ich war unvermählt geblieben, obschon es mir bei meiner Stellung und meinem Einkommen nicht an Gelegenheit gefehlt hätte, mich zu verheirathen, und man mich in vielen Familien zuvorkommend aufgenommen hatte. Aber der Verkehr mit meinem alten Freunde Herrn von Schack, welcher ebenfalls Junggeselle war und mit dem ich fechs Jahre förmlich zusammenlebte, hatte mich der Nothwendigkeit enthoben, mir selber einen eigenen Herd zu gründen, und später als dieser vertraute Freund gestorben war, hatte ich mich nicht mehr entschließen können, meine Freiheit aufzugeben. Ich war einigermaßen verwöhnt durch die Aufmerksamkeit und Beeiferung der drei Damen Zittel,

Digitized by Google

bei denen ich wohnte, — dreier ledigen hochbetagten Schwestern, die ein hübsches kleines Haus in einer stillen abgelegenen Straße besaßen und von dem Ertrage der beiden Stockwerke lebten, welche sie an eine alte gichtbrüchige Dame und mich Junggesellen vermiethet hatten. Die Familie Zittel hatte einst bessere Tage gesehen: der Vater der drei Schwestern war Oberst und ein besonderer Günstling des früheren Souveräns gewesen, hatte einst ein großes Haus gemacht. Bei seinem Tode war jedoch von diesem Glanze nichts übrig geblieben als dieses kleine Grundstück, und die drei Töchter hatten sich sehr einschränken müssen, um nur leben zu können, zumal sie noch einen jüngern Bruder hatten, der Rittmeister bei einem Kavalerie-Regimente war, und sich einer so tollen Verschwendung befleißigte, daß er bald noch einen bedeutenden Theil des Vermögens seiner Schwestern verjubelt hatte, denn diese waren so herzensgut und weichmüthig, daß sie wirklich Gefahr liefen, in einer Welt wie die unsrige vollends geplündert und bis auf's nackte Leben ausgeraubt zu werden. Die jüngste der drei Schwestern war blind, die beiden anderen nicht eben schön, aber wirklich von einer Herzensgüte und einem Wohlwollen, welche bis in's Extrem gingen, und die alte Frau von Ammerang im ersten Stockwerk und ich hatten uns einer Behandlung von Seiten der beiden matronlichen Schwestern Wally und Cenzi (Innocentia) zu erfreuen, wie wenn wir ihre leiblichen Geschwister gewesen wären. So war mir bei meiner ohnedem etwas verschlossenen Gemüthsart natürlich niemals der Wunsch gekommen, mich zu verheirathen, denn die guten Seelen lasen mir beinahe jeden meiner Wünsche am Gesichte ab. Sie waren vielleicht etwas umständlich, altväterisch, mißtrauisch und ungefellig gegen Andere, aber der Nothleidende fand bei ihnen immer eine Thräne des Mitleids, ein Wort des Trostes, ein Scherflein und eine zu werkthätiger Nächstenliebe bereitwillige Hand, und selbst der manchfältige Undank, welchen sie erfahren mußten, schreckte sie nicht ab und verbitterte sie nicht. Wenn man über ein gewisses Standesselbstgefühl bei ihnen hinwegsah, wenn man sie in ihrem Hause etwas herrischer schalten ließ, als sich vielleicht manche modernen Miethsleute gefallen lassen würden, so war mit ihnen ganz gut auszukommen, und ich fühlte mich in ihrem Hause behaglich.

Max v. Zittel lag in einer andern Stadt in Garnison und erschien nur selten bei seinen Schwestern; aber jedesmal nach seinen Besuchen gab's verweinte bekümmerte Gesichter, und es war unschwer zu vermuthen, daß er nur kam, um die armen Wesen um Geld anzuschröpfen. Zu dem kleinen Hause, welches mit Hypotheken überlastet war, wie ich einmal zufällig erfuhr, gehörte ein langer Streifen Garten und Ackerland, welcher sich auf eine Tiefe von mehreren hundert Schritten hinter dem Hause hinzog und bei der raschen Vergrößerung der Stadt lauter Baustellen gab, welche einen bedeutenden Werth erhalten mußten. Das umliegende Land gehörte verschiedenen reichen Spekulanten, und einer derselben hatte schon zu verschiedenen Malen den Versuch gemacht, das Grundstück der Schwestern zu erwerben, war aber immer von ihnen abgewiesen worden. Aber mit Einem Male waren sie genöthigt, den Mann schonender zu behandeln: Max v. Zittel hatte sich eines Morgens erschossen, weil er so überschuldet war, daß er Kassation befürchten mußte, und in der kopflosen Verzweiflung angeblich sich sogar eine Wechselfälschung zu Schulden kommen lassen. Der Mann, welcher den gefälschten Wechsel von ihm erworben hatte, sollte eben jener Nachbar gewesen seyn, welcher schon längst auf das Grundstück spannte. Dieser vertrug sich also mit den Schwestern durch ein Privatablommen, von welchem ich erst viele Jahre später Kunde erhielt, denn obschon ich damals bei der erschütternden Katastrophe, die über die armen Schwestern hereinbrach, die sie beinahe zu Boden drückte, ihnen meinen Beistand und Rath zur Abwickelung der Angelegenheiten ihres unglücklichen Bruders angeboten hatte, so hatten Wally und Cenzi aus falschem Stolze dieß doch abgelehnt und sich der Hilfe eines Mannes bedient, welcher zugleich der Anwalt und Geschäftsmann ihres Gegners war. Nur Sophie, die Blinde, die obwohl nur um wenige Jahre jünger als ihre Schwestern, von denselben immer als „das Kind" behandelt ward, hatte damals darauf bestanden, daß ich, als ihr vieljähriger Hausgenosse und aufrichtiger Freund, in ihre Angelegenheiten eingeweiht oder wenigstens um Rath gefragt werden sollte. Aber die guten Seelen hatten in ihrer Seelenangst und ihrem Familienstolz mir nicht gestehen wollen, durch welche Unbesonnenheiten der Tod ihres Bruders herbeigeführt worden war; sie hatten das Andenken des unglücklichen Max noch über das Grab hinaus makellos erhalten wollen und sich daher zu den furchtbarsten Opfern verstanden, ohne zu ahnen, daß die Motive seines Selbstmords längst das Gespräch der ganzen Residenz waren.

Seit dieser schrecklichen Heimsuchung der drei unglücklichen Schwestern waren beiden Jahre vergangen. Die Wunde, welche des Bruders Tod ihren Herzen geschlagen, war vernarbt; aber die hülflosen verschüchterten Wesen waren nur menschenscheuer, zurückgezogener und anspruchsloser geworden. Sie lebten in einer verschämten Dürftigkeit, welche mein tiefstes Mitleiden weckte; sie fertigten mit ihren seinen zitternden Händen und blöden Augen weibliche Arbeiten für Andere, und die einzige Unterstützung, welche man ihnen bei ihrem empfindlichen Selbstgefühle zukommen lassen konnte, war die freiwillige Erhöhung der Hausmiethe und der Entschädigung für die Bedienung, welche ich ihnen reichte, und zu welcher ich auch die alte Dame unter mir bestimmte. Diese Freifrau v. Ammerang war reich und stand allein in der Welt; nur lachende Erben, entfernte Verwandte, warteten auf ihren Tod; aber trotz ihres kranken Zustandes hing sie ungemein zäh an ihrem Geld, und es hatte Mühe gekostet, sie zu dieser Selbstbesteurung zu vermögen, und doch liebte sie angeblich die drei Fräulein v. Zittel, namentlich die blinde Sophie, und hatte ihnen versprochen, sie in ihrem Testament mit einem Vermächtniß zu bedenken, welches sie vor allem Mangel sicher stelle, um damit die Schuld der Dankbarkeit abzutragen, welche sie zugestandenermaßen gegen die drei Schwestern hatte. Nach der Verschreibung der Freifrau war das Testament längst gefertigt, worin sie für die Hausfräulein Vorsorge getroffen hatte. Eines Nachts aber erkrankte die Baronin an einem heftigen Gichtanfall und war noch vor Mittag eine Leiche. Ihre Verwandten ließen sogleich alles versiegeln, und die übliche Procedur ward vorgenommen. Aber man fand kein Testament vor, denn dasjenige welches Frau v. Ammerang früher gemacht, war von ihr zurückgenommen und kassirt worden, und sie hatte es von Woche zu Woche hinausgeschoben, ein andres zu machen. Die Verlassenschaft ward von Gerichtswegen unter ihre Verwandten getheilt, und die drei Schwestern Zittel gingen leer aus. Die Erben hatten ihnen nicht einmal ein Andenken an die Verstorbene gegönnt.

Das war ein harter Schlag für die drei Schwestern, zumal die Blinde schon seit einiger Zeit so kränklich war, daß sie das Bett nicht mehr verlassen konnte. Wally ging ganz gebrochen und vernichtet umher und Innocentia die sonst noch am meisten Thatkraft an den Tag legte,' ließ sich kaum mehr sehen; sie war bleich wie ein Schatten geworden und hatte immer verweinte Augen. Ich erkundigte mich vergebens nach dem Grund ihres Kummers, in der redlichen Absicht, ihnen nach Möglichkeit zu helfen. Eines Morgens, als ich auf mein Bureau gehend die Treppe herunterkam, sah ich einige Männer von ordinärem Aussehen im Hausgang des Erdgeschosses stehen und bei ihnen die alte Magd, welche ganz unthröstlich und verzweifelt weinte. „Was gibt es? was soll hier geschehen?" fragte ich einen der Männer, denn mir ahnte nichts Gutes. — „Oh, nicht von Bedeutung! die Fräulein sollen nur gespändet werden," sagte der Angeredete gleichgültig; „der magistratische Executor ist drinnen und verkündigt es den Fräulein!" — Ich trat in's Zimmer der Schwestern und fand Wally und Cenzi in tiefster Erschütterung und wie gelähmt, während im Nebenzimmer Sophie laut weinte und schrie. Es war eine tieferschütternde Scene, und was ich auf meine Erkundigungen bei den Schwestern und dem Executor und durch Einsichtnahme der Papiere nun allmählig erfuhr, das war noch erschütternder — die unglücklichen schutzlosen Mädchen waren unter allen Umständen am Bettelstabe. Ihre Vermögensverhältnisse waren in einem Umfang zerrüttet, von dem ich gar keinen Begriff gehabt hatte; es war ihnen kaum mehr zu helfen. Sie hatten gegen jenen

Digitized by Google

Gläubiger ihres Bruders Max, welcher im Besitze des gefälschten Wechsels und anderer Verschreibungen des gewissenlosen Verschwenders war, sich verpflichtet, die gesammte Schuld ihres Bruders anzuerkennen, dem Gläubiger eine Hypothek auf das Grundstück hinter dem Hause und einen Schuldschein über den Rest auszustellen und hatten sich durch die Versicherung desselben, daß er für diese Schuld nur drei Procent Zinsen verlange, die sie ihm nach Belieben und Kräften bezahlen könnten, fodern lassen. Anderseits hatte jener Gläubiger, ein Baron Schreitberg-Spaurecf, sie förmlich zu diesem Abkommen gezwungen durch die Drohung, daß wenn sie die Schulden ihres Bruders nicht übernehmen wollten, er die Geltendmachung seiner Ansprüche vor Gericht versuchen und die Todten noch im Grabe als Wechselfälscher bezeichnen würde. Mit dieser Drohung hatte er all seine Pläne durchgesetzt und die unerfahrenen arglosen Schwestern mit einem Netz von niederträchtiger Bosheit umgarnt, von dem ich nun zu spät erst Kunde erhielt, als jede Rettung unmöglich war. Die Schuldforderung, am welcher willen die Fräulein von Zittel gepfändet werden sollten, waren verfallene Zinsraten, welche der hartherzige Gläubiger eingeklagt hatte, um sich vor Verjährung derselben zu bewahren. Die Aermsten hatten sich vergebens an verschiedene Bekannte und Verwandte gewendet, um die Mittel zur Abtragung dieser Schuld zu erborgen, aber allenthalben nur abschlägige Antworten bekommen; die Arglosen hatten keine Ahnung, daß ihre Vermögensumstände längst ihren Freunden und Bekannten kein Geheimniß mehr waren. Nur an mich, ihren vieljährigen Hausgenossen, hatten sich die armen Schwestern aus unbegreiflicher falscher Scham und einem gewissen Zartgefühl leither nicht gewandt. Aber jetzt, wo ich ihnen klar machen mußte, daß sie ruinirt seyen, gab es eine herzzerreissende Scene. Die bemitleidenswerthen Geschöpfe, dem Greisenalter nahe, waren nun auf jeden Fall Bettlerinnen, wenn es nicht gelang, den Gläubiger zu erweichen und zu einem Akkord zu bringen, wozu ich mich erbot.

„Gehen Sie, meine Herren," wandte ich mich an den Executor und seine beiden Gehülfen, welche Zeugen der Unterredung gewesen waren, die ich mit den Fräulein gepflogen hatte, um den ganzen Umfang ihrer Verbindlichkeiten zu ermitteln; „Ihr Geschäft hier ist zu Ende. Sie haben selbst gehört, daß diese Damen insolvent sind und daß nun ein Konkurs eintreten muß. Sagen Sie dem Dr. Schuhmann, daß ich ihn sogleich aufsuchen werde, um ihm die nöthigen Mittheilungen zu machen, nachdem ich in Sachen dieser Damen vor Gericht gewesen bin. Eine Pfändung ist nun nicht mehr zulässig und sollte Vermögensuntersuchung gegen die drei Fräulein Zittel angeordnet werden, so erkläre ich mich im Voraus, den gesammten Schätzungswerth der Fahrniß dieser Damen, sowie eine Jahresrente dieser Wohnung zu beponiren, damit sie einstweilen im unvertriebenen Besitze ihres Eigenthums bleiben." — Meinen alten Freundinnen aber sprach ich guten Muth ein, obschon ich deutlich begriff, daß ihre Sache eine verlorene sey. Dann ging ich auf das Stadtgericht und meldete die Insolvenz der drei Schwestern an, um sie wenigstens einstweilen vor allen zudringlichen Mahnungen oder Gewaltschritten zu sichern, wie ich ausdrücklich erklärte.

Mein nächster Gang war zu dem Advokaten Schuhmann, der mir sonst als ein billigdenkender rechtlicher Mann geschildert worden war. Er empfing mich etwas verlegen, und ließ mich gar nicht zum Worte kommen. „Ich weiß Alles, was Sie mir sagen wollen, mein Herr," hub er an; „ich kenne die Vermögensumstände der Fräulein v. Zittel ganz genau; ich habe jüngst mit Fräulein Walpurga eine eingehende Unterredung darüber gehabt. Ich weiß, daß die Unglücklichen Bettlerinnen sind, wenn man sie mit ihren paar altertümlichen Möbeln und Habseligkeiten auf die Straße setzt; aber ich weiß auch, daß ihr Ruin nur ein formeller ist, denn sie sind längst rettungslos überschuldet. Ich gebe ihnen mein Wort, daß mir das Herz blutete, diese Armen drücken zu müssen, um so mehr als ihr härtester Gläubiger, mein Mandatar, ein reicher aber auch unerbittlicher Mann ist, welcher trotz aller meiner Vorstellungen zu Gunsten der Schuldnerinnen nur auf der Geltendmachung seiner Rechte beharrt. Ich habe schon vor Wochen Fräulein Walpurga v. Zittel gerathen, sie solle sammt ihren Schwestern ihre Insolvenz anzeigen und um gerichtliche Erledigung bitten; allein sie konnte sich nicht dazu entschließen, hoffte noch auf anderweitige Rettung. Ich hätte das Mandat längst abgegeben, aber wer weiß ob mein Nachfolger es so gut mit den unglücklichen drei alten Jungfern meinen würde wie ich? Seyn Sie überzeugt, daß ich das aufrichtigste Mitleid mit diesen Unglücklichen habe, die aus lauter übertriebenen guten Absichten in einen solchen Ruin gestürzt worden sind, und daß ich ihnen nach Kräften helfen werde, wenn ich kann!"

„Ich danke Ihnen im Namen der Armen herzlichst, Herr Schuhmann," sagte ich; „aber was ist zu machen? Sind die Fräulein nicht gewissermaßen mit gebundenen Händen die Opfer Ihres Mandanten?"

Schuhmann zuckte die Achseln. „Sie waren es, so lange Herr von Schreitberg mit den leichtgläubigen Frauenzimmern allein zu thun hatte, welche er einschüchtern konnte, welche beim Anblick der Handschrift ihres Bruders aus lauter Zartgefühl, Pietät und Schonung für das Andenken desselben nicht daran dachten, die Validität der Ansprüche des Baron Schreitberg näher zu prüfen. Sehen wir aber den Fall, daß eine Anzahl Anwälte der verschiedenen Gläubiger der Fräulein bei einem Konkursverfahren die Schuldurkunden, auf welche sich die Ansprüche meines Mandanten stützen, einer eingehenden Prüfung unterziehen, so wäre nicht unmöglich, daß seine Ansprüche zum Theil reeusirt würden, und so konnte, bei dem jetzigen Werthe des Grundstücks, den unglücklichen Fräulein von Zittel vielleicht noch einiges Vermögen bleiben."

Diese Andeutung erfüllte mich mit einer zuversichtlichen Hoffnung und ich wagte die Frage: „Darf ich diese Papiere vielleicht einsehen, Herr Schuhmann?"

„Sie sind nicht in meinen Händen, mit Ausnahme eines einzigen: einer Schuldurkunde, welche die drei Fräulein solidarisch meinem Mandanten ausgestellt haben, und auf welche die Insforderung basirt," erwiderte der Advokat. „Alle sonstigen Papiere sind in der Verwahrung des Herrn v. Schreitberg selbst, und wurden von dem verstorbenen Obergerichtsanwalt Dr. Zangerl gefertigt, der in derartigen Dingen oft sehr leichtsinnig und fahrlässig war, und so möchte ich beinahe vermuthen, daß auch hier vielleicht irgend ein Formfehler oder Versehen mit unterläuft, das einen Ausweg bietet. Jedenfalls dürfte es nöthig sein, diejenigen Schuldurkunden des verstorbenen Rittmeisters Max v. Zittel zu prüfen, welche durch die neuen Schuldverschreibungen der Schwestern amortisirt worden sind, namentlich einem gewissen Wechsel."

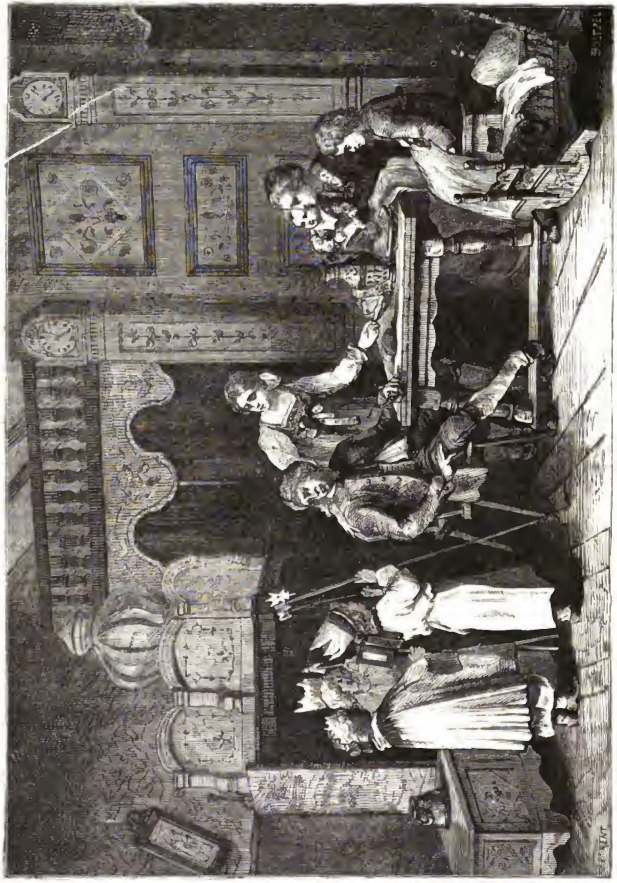
Mein Muth stieg sichtbar, ich war überzeugt, daß der Advokat es mit den unglücklichen Fräulein gut meinte und daß diese Winke eine mehr als allgemeine Meinung hatten. Der Name Schreitberg hatte in mir allerlei alte Erinnerungen wach gerufen, welche mich schwerlich aufregten. „Ich werde mir die Einsichtnahme der betreffenden Papiere zu verschaffen suchen, und danke Ihnen für den Wink," sagte ich; „übrigens erlauben Sie mir eine Frage: wer ist denn eigentlich dieser Baron Schreitberg, Ihr Mandant?"

Dr. Schuhmann zuckte die Achseln. „Ich kenne ihn nicht persönlich," erwiderte er; „er hat sich vor etwa fünfzehn Jahren in unserm Lande angekauft und wohnt auf dem Schlosse Spaurecf am Fuße des Gebirgs. Ich habe vor Jahr und Tag einen Prozeß gegen denselben zu führen gehabt im Namen einer alten Frau, Namens Spittler, welche ein Bauerngütchen von dem Mann in Pacht hatte. Meine Mandantin erzählte mir damals einiges aus dem frühern Leben dieses Mannes; er war ehedem Major in auswärtigen Diensten und gelangte zu dem Majorat der Familienzüter durch den Tod seines Bruders, der irgend in einem Duell ermordet worden war . . ."

„Ah, Baron Joseph von Schreitberg, ehemals Major in neapolitanischen Diensten," sagte ich unwillkürlich; „ich erinnere mich, von ihm gehört zu haben. Und dieser ehemalige Roué ist also nun geizig und geldgierig geworden?"

„So hart und geizig, schroff und stolz, wie so viele Andere seines

Digitized by Google



Die „heiligen drei Könige“ im Elsaß.

Digitized by Google

Gelichters;“ entgegnete Herr Schuhmann. „Hochmuth und erbarmenlose Habſucht ſind die Pole, zwiſchen denen ſein Leben hin und her ſchwankt. Der Mann iſt ſteinreich; in den Bewegungsjahren kaufte er hier ganze Strecken von öde liegenden Gründen, auf denen ſeither ganze Straßen entſtanden ſind, zu denen er die Bauſtellen um fabelhafte Summen verkauft hat. Aehnlich iſt es ihm mit Landgütern und Liegenſchaften aller Art ergangen. Aber trotzdem liebt und achtet ihn niemand, und er iſt hier, wo er jetzt nur ſelten erſcheint, ebenſo wenig geſchätzt als auf ſeinen Gütern, wo ihn die Bauern förmlich haſſen. Der Prozeß, den ich gegen ihn führte, nahm eine eigenthümliche Wendung. Jene Wittwe Spittler, ein altes Mütterchen, war von ſeinem Verwalter von dem Bauerngütchen vertrieben worden, welches ihr der Baron eingeräumt oder, wie ſie behauptete, geſchenkt hatte. Ich vergaß, Ihnen zu ſagen, daß jene Frau ehedem in demſelben Badeort gelebt hat, wo des Barons Bruder ein ſolch tragiſches Ende nahm, daß ſie früher bei ihm auf dem Majoratsgute der Familie Schreitberg gewohnt hat und ihm in unſer Königreich gefolgt war, nachdem der Baron ſich mit der Familie abgefunden und das Majoratgut als Domäne an den Staat verkauft hatte. Der Verwalter hatte ſie, wie geſagt, mit Gewalt vertrieben, während der Baron auf einer Reiſe oder Wallfahrt nach Italien abweſend war; die Ausweiſung ſollte auf Befehl des Barons geſchehen ſein. Bei den ziemlich ſchwachen Beweismitteln der Frau Spittler machte ich nun auf deren dringendes Bitten die Klage auf Wiedereinſetzung für die Spittler anhängig, verlor aber den Prozeß natürlich in der erſten Inſtanz. Als ich meine Mandantin rufen ließ, um ſie von dem verlorenen Prozeß in Kenntniß zu ſetzen und ſie vor einer Appellation zu verwarnen, lächelte das alte Mütterchen kalt, ſah mich mit ihren klugen Augen muthig an und ſagte: ‘Klagen Sie weiter, ſo lange Sie können; der Baron wird doch wieder weich werden und nachgeben! Reichen Sie mir nur einmal einen Bogen Papier und einen Bleiſtift!’ Dann legte ſie die rechte Hand mit ausgeſtreckten Fingern auf den Bogen, umriß die ganze Form der Hand mit dem Bleiſtift, kritzelte einige Worte dazu, legte den Bogen wie einen Brief zuſammen und gab ihn mir mit den Worten: ‘Haben Sie die Güte, dieſen Brief da an den Baron ſelber abzuſchicken und ihm dazu zu ſchreiben, die Katharine Spittlerin erwarte ſeine Antwort durch Sie, Herr Doktor! Geben Sie Acht, er gibt dann klein zu!’ — Sie hat mich ſo lange, dieſen Auftrag genau zu beſolgen, bis ich es ihr verſprach, und ſiehe da! ſo räthſelhaft dieß auch klingen mag, acht Tage ſpäter hatte ich den gerichtlichen Schätzungswerth des Bauerngütchens baar in Händen, und ſolle ihn der Wittwe Spittler in dem Falle behändigen, wenn ſie ſich verpflichte, nicht mehr in die Gegend von Spaureck zu kommen. Dieß war der Anfang meiner Beziehungen zu Baron Schreitberg, dem ich ſeither einige andere, meiſt ſehr unangenehme Aufträge beſorgt habe.“

Dieſe Auskunft des Herrn Schuhmann über ſeinen Mandanten war ſehr wenig befriedigend, aber ich mußte doch an ihn ſchreiben, um wenigſtens alles zu verſuchen, was in meinen Kräften ſtand, um meinen bedrängten Hausfräulein zu helfen. Ich ließ mir daher von Wally die ſämmtlichen Papiere geben, welche ſich auf das Schuldenweſen ihres Bruders bezogen, und machte mir zweierlei Entdeckungen, welche die Winke des Advokaten vollkommen beſtätigten. Zuvörderſt ward mir klar, daß die Schuldurkunden, Reverſe und Verſchreibungen, welche der verſtorbene Max v. Zittel dem Baron Schreitberg gegeben hatte, ſchwerlich rechtsgültig waren, da er zur Zeit, wo jener dem letztern derartige Einräumungen machte, jedenfalls ſchon überſchuldet und inſolvent war und kein Recht mehr hatte, über künftiges Vermögen zum Nachtheil ſeiner übrigen Gläubiger zu verfügen. Zum Andern erfuhr ich, daß die unpraktiſchen Fräulein ſich neuerdings hatten abermals einſchüchtern laſſen, Herrn v. Schreitberg jenen angeblich gefälſchten Wechſel zurückzugeben, damit er ein weiteres Zwangsmittel gegen ſie habe, falls ſie die verfallenen Zinſe nicht bezahlen könnten. Meine weiteren Erkundigungen über das Schuldenweſen des verſtorbenen Max v. Zittel führten zu dem nähern Ergebniß, daß derſelbe mit mehreren anderen Kameraden eine gegenſeitige Wechſelreiterei getrieben habe, und daß namentlich derſelbe Offizier, deſſen Namen Max auf einem Accept gefälſcht haben ſollte, noch am Leben und einer der Hauptherden der Frau v. Ammerang ſey. Ich machte dieſem Herrn nun meinen Beſuch, ſetzte ihm die Gründe meines Einſchreitens und meinen Plan auseinander, das ganze Schuldenweſen des Verſtorbenen nachträglich noch gerichtlich ordnen und ſichten zu laſſen, um den Schweſtern die Regreßanſprüche an die Verbündeten des unglücklichen Max bei jener Wechſelreiterei zu wahren, und trieb meinen Mann ſo ſehr in die Enge, daß er aus Furcht vor ſeiner Frau und einem öffentlichen Affront mir ſogleich vor Notar und Zeugen die ſchriftliche Erklärung abgab: er habe ſeiner Zeit, als der fragliche Wechſel verfallen, ſich nicht in der Lage befunden, ſeinen Verbindlichkeiten nachzukommen und daher gegen den Verwalter des Herrn v. Schreitberg nur geäußert: er wiſſe überhaupt ſich nicht mehr zu erinnern, ob er je dieſen Wechſel unterſchrieben, welche Ausflucht ihn auch ſo wirkſam vor weiterer Verfolgung geſichert, daß er ſeither manchmal gezweifelt habe, ob er damit nicht die Wahrheit geſagt, bis er jetzt durch das von mir aufgefundene Hausbuch des Rittmeiſters v. Zittel eines Beſſern belehrt worden ſey. Er verpflichte ſich daher auch, den Schweſtern den Betrag des Wechſels mit allen Zinſen zu erſetzen, falls ſein Name in der ganzen Angelegenheit nicht öffentlich genannt werde. Eine ähnliche Erklärung erhielt ich auch von einem andern ehemaligen Freunde von Max, der inzwiſchen Oberſt geworden war und die Aufdeckung vergangener Dinge zu fürchten ſchien.

Das Geſammt-Reſultat meiner Erhebungen ging dahin, daß Baron Schreitberg, um in den Beſitz des Grundſtücks zu gelangen, mit den geſchäftskundigen drei Schweſtern ein ebenſo grauſames als niederträchtiges Spiel getrieben und dabei möglichſt alle geſetzlichen Formen gewahrt hatte, ſo daß er ſeines Erfolgs ſicher zu ſeyn wähnte. Ich ſchrieb an den Baron, dem ich mich als den Generalbevollmächtigten der drei Schweſtern zu erkennen gab, und verlangte von ihm die Zurückgabe des angeblich gefälſchten Wechſels, ſowie eine mündliche Unterredung, um ihm in Sachen der Geſchwiſter Vergleichungsvorſchläge zu machen, erhielt aber keine Antwort; vielmehr ertheilte Schreitberg einem andern Advokaten die Vollmacht, auf Ausſcheidung des Grundſtücks von der Konkursmaſſe und Einweiſung des Barons in den Beſitz deſſelben anzutragen. Hiegegen opponirten nun die Vertreter der übrigen Pfandgläubiger, aber das formelle Recht ſchien auf Seiten Schreitbergs, welcher auf mehrfache Briefe von mir und Anderen kein Wort erwiderte. Endlich ward in einer Verſammlung des Gläubiger-Ausſchuſſes auf den Antrag des Dr. Schuhmann beſchloſſen, es ſolle bei Gericht beantragt werden, das Verfahren gegen den drei Schweſtern vorerſt zu ſiſtiren, und das Schuldenweſen ihres Bruders zuvor genau zu prüfen und gerichtlich zu ordnen, da dieſes erſt einen Anhaltspunkt über den eigentlichen Vermögensſtand der in Konkurs gerathenen Geſchwiſter gebe, und einſtweilen mir den Auftrag zu ertheilen, daß ich mich nach Schloß Spaureck begebe und die ſämmtlichen angeblichen Anſprüche des Barons an Ort und Stelle genau prüfe.

Ich traf ſogleich meine Vorbereitung, um den Auftrag zu vollziehen, welcher allein meinen Schützlingen einige Erleichterung verſprach. Am Vorabend meiner Abreiſe ſaß ich zwiſchen Tag und Dunkel an meinem Schreibtiſche, und beſchäftigte mich damit, mir noch einmal ausführliche Notizen über die einzelnen Punkte zu machen, welche ich zu ermitteln hatte, da pochte es an meiner Thür und herein trat ein altes gebeugtes Mütterchen in weißem Haar, das ſich mir als Wittwe Spittler, vom Herrn Advokaten Dr. Schuhmann zu mir geſandt, vorſtellte. Ich reichte ihr einen Stuhl und ſie ſah mich mit ihren hellen klugen Augen aufmerkſam an und ſagte: „Herr Schuhmann hat mir geſagt, daß Baron Schreitberg drei alte hilfloſe Fräulein von Haus und Hof treiben will, und hat mich gebeten, den unglücklichen Frauenzimmern zu helfen. Und da ich nun weiß, daß dieſen hartgeſottenen Menſchen keine Bitten noch Vorſtellungen rühren, und daß man eher die Steine ſeines Schloſſes ſchmelzen als ihn erweichen könnte, ſo will ich Ihnen helfen, den Baron dennoch mürbe zu machen. Wollen Sie mir verſprechen, das was ich Ihnen gebe, niemand

Digitized by Google

zu zeigen, als dem Baron selber, und von dem, was geschehen wird, wenn Sie es ihm gezeigt haben, gegen Niemand zu reden, bis ich Sie wieder gesehen habe?"

„Ja, meine gute Frau, ich verspreche Ihnen das mit meinem Wort," gab ich zur Antwort; „soll ich Ihnen etwa ein Blatt Papier und ein Bleistift geben?"

„Ah, Sie wissen schon?" sagte sie und heftete ihre geschiedten Augen auf mich. „Nein, ich gebe Ihnen etwas Wirksameres," fuhr sie lächelnd fort und reichte mir ein kleines Päckchen in grauem Packpapier mit einem alten Bande zusammengebunden. „Ich kenne den Baron recht gut; er wird Sie mit Grobheiten überschütten und hohnlachend verschwören, daß er keinen Kreuzer nachlasse. Aber wann sie ihm das Ding unter die Nase halten, das in diesem Papier liegt, und die Worte sprechen, die ich Ihnen auf einen Zettel geschrieben habe, dann wird er zusammenknicken wie ein Taschenmesser, und Ihnen alles bewilligen!" Das sardonische Lächeln des alten Mütterchens, als es mir das Päckchen in die Hände legte, hatte etwas unheimliches.

„Ich danke Ihnen für diesen wirksamen Talisman, Frau Spittler, und werde Ihre Weisungen genau verfolgen," sagte ich. „Uebrigens freue ich mich über diese Gelegenheit, in Ihnen eine alte Bekannte zu begrüßen. Kennen Sie mich nicht mehr? wir lebten ja früher in Einer Stadt, als Sie noch Scheuerfrau im neuen Badhause in R. waren und der arme Frik Krauß bei Ihnen wohnte?

Frau Spittler erbebte an allen Gliedern und heftete einen fragenden erschrockenen Blick auf mich. „Um's Himmel's willen ja, Sie sind . . . Sie sind derselbe Herr Gauthier, der den . . . ."

„Den unglücklichen Badwärter Krauß zu vertheidigen hatte, — ja, der bin ich, Frau Spittler!"

„Welch ein Zufall!" murmelte sie und konnte sich lange nicht von ihrer Ueberraschung erholen; aber ich verwickelte sie in ein Gespräch, in dessen Verlauf ich erfuhr, daß ihre Kinder alle in Amerika seien und sie nun in unserer Nachbarschaft wohne und ganz allein dastehe. Sie war aber wortkarg und schüchtern geworden, und beeilte sich sichtlich, mich mit dem Versprechen zu verlassen, bald sie nach meiner Rückkehr von Spaureck mich wieder besuchen wolle, um zu hören, was ich ausgerichtet habe."

Kaum war sie fort, so riß ich das Paket rasch auf um zu sehen, worin der wunderthätige Talisman bestand, der einen solchen Stein von einem Geizhals erweichen sollte. Aber mein Erstaunen wuchs noch, als ich aus dem Papiere nur einen alten schmutzigen Handschuh von weißem Waschleder für die rechte Hand entfaltete, woran der Goldfinger zusammengenäht und nach innen eingeschlagen war, als habe der Handschuh zu einer Hand gehört, welcher zwei Finger fehlte. Ein großer graubrauner Fleden wie von vertrocknetem Blut verunstaltete den Handschuh. Dabei lag ein Zettel, worauf in undeutlicher Schrift gekritzelt war: „Gedenke an den 5. September 184—, Badekabinet Nr. 39."

Kalter Schweiß trat mir auf die Stirne, denn der 5. September war der Tag, wo der ältere Baron Schreitberg damals in der Badewanne ermordet worden war. Welch ein Chaos von Gedanken regte der Anblick dieses Handschuhs und dieser Zeilen in mir an! Das Bild des Erschlagenen und dasjenige meiner Schwester Elise, meiner Mutter, die Erinnerungen an vergangene Zeiten tauchten vor meinem Geiste auf. Ich vermochte die ganze Nacht kein Auge zu schließen, und stand schon lange vor Absahrt des Zugs auf dem Bahnhofe, das kleine Päckchen in der Brusttasche meines Ueberziehers, und von einem bösen Grauen erfüllt, wenn ich mich den Vermuthungen hingab, welche jener Handschuh in mir weckte. In H. verließ ich die Bahn und fuhr mit einem Stellwagen nach dem Marktflecken M., von wo Spaureck eine Meile entfernt sein sollte. In M. nahm ich im Bräuhause einen einspännigen Wagen und ließ mich von einem alten Knecht nach Spaureck hinüberfahren. Der Bursche war ein treuherziger gesprächiger Bursche, der mir auf alle möglichen Fragen bereitwillig Antwort gab, und mir namentlich von dem Gutsherrn von Spaureck Dinge erzählte, welche mehr als zur Genüge das so bestätigen schienen, was ich über diesen Mann schon gehört hatte, wenn auch nur die Hälfte davon wahr war.

Schloß Spaureck war eine alte Burg, auf einem vorspringenden Felskegel über der steilen Uferböschung eines tief ausgewaschenen Flußbettes gelegen. Das alte Schloß mit seinen verwitterten Mauern und geschwärzten Thürmen erschien ernst und finster, wie der Ruf seines Besitzers. Unten am Fuße des Schloßberges lag ein kleines Gehöfte mit einem Bauernwirthshause; hier ließ ich meinen Wagen halten, nahm einen kleinen Imbiß und stieg dann, mit sehr gemischten Empfindungen in Betreff des Wiedersehens, mit einem Manne, dem ich unter solch veränderten Umständen wieder begegnete, den steilen Pfad zur Burg hinan. Auf mein Pochen an dem verschlossenen Thor erscholl von drinnen lautes Hundegebell und erst nach geraumer Zeit öffnete ein alter finsterer Mann das Thor, und fragte nach meinem Begehr. Es schlug so eben vier Uhr vom Thurm eines nahen Dorfes. „Ich wünsche den Baron Schreitberg in einer dringenden Geschäftssache zu sprechen," sagte ich; „melden Sie mich ihm sogleich." Der Mann machte Einwendungen; der Baron empfange um diese Stunde niemand, und die Geschäfte seien mit dem Verwalter abzumachen, der drüben auf dem Meierhofe wohne. — „Melden Sie mich!" wiederholte ich bestimmt; „das Geschäft, welches mich eine ganze Tagreise weit hieher führt, kann nur mit dem Herrn Baron selbst abgemacht werden!" Dieß wirkte. Brummend hieß mich der alte Diener eintreten, und führte mich durch lange niedrige und finstere Gänge des alten Baus zu einer Wendeltreppe, die zu den oberen Geschossen des thurmartigen alten Steinhauses der Burg hinaufführte. In einem niedrigen gewölbten kleinen Zimmer, das zu einer Art Wartesaal diente, hieß er mich verziehen, bis er mich dem gnädigen Herrn gemeldet. Ich gab ihm meine Karte, und hörte ihn die Wendeltreppe weiter hinaufgehen. „Der gnädige Herr ist unwohl — kann Sie nicht sehen," lautete sein Bescheid, als er nach einer Weile zurückkehrte. — „Leere Ausflüchte!" versetzte ich; „glaubt der Baron, daß ich meine Zeit und Reisekosten umsonst aufgewendet habe, um mich so wieder wegschicken zu lassen? Sagen Sie dem Baron, ich werde nicht von hier weggehen, ohne mit ihm gesprochen zu haben; sagen Sie ihm, er würde es bereuen müssen, wenn er mich so abweise!" Der Diener sah mich fragend an, schüttelte dann den Kopf und ging. „Kommen Sie nur herauf!" rief er nach einer Weile die Treppe herunter. Zwei Stockwerke höher trat ich in ein größeres und höheres Gemach mit alterthümlichen Möbeln und einem Hausaltar in einer Nische. Kleine Fenster, mehr breit als hoch, enthüllten dem Auge eine herrliche Aussicht auf das Gebirge. Vor einem alten geschnitzten Schreibtische saß ein alter Herr, trotz des warmen Frühlingswetters in einen pelzgefütterten Schlafrock gehüllt, eine Sammet-Mütze auf dem Kopf und sah mich finster aus hohlen tiefliegenden Augen an. „Was wünschen Sie von mir?" rief er mir barsch zu; „Sie haben eine eigenthümliche Weise, einem kranken Greise Ihre Gegenwart aufzudrängen!"

„Also Sie sind Baron Joseph v. Schreitberg, mein Herr?" erwiderte ich, ohne mich an seinen Unwillen zu kehren; „meiner Treu, ich hätte Sie nicht wieder erkannt; Sie haben sich gewaltig verändert, seit ich die Ehre hatte Sie kennen zu lernen."

„Sie kannten mich? Wo? wann?" rief er. — „In R., in jenen Tagen, wo Sie Ihren seligen Bruder im Bade besuchten, im August und September 184—." — Der Baron zuckte zusammen. — „Erinnert mein Name Gauthier Sie nicht an jenes Mädchen, welches Ihr verstorbener Bruder damals heirathen wollte? Elise Gauthier war meine Schwester."

Er maß mich eine Weile mit scheuen ängstlichen Blicken, und ich sah, wie seine eingefallenen verschrumpften Züge krampfhaft zuckten. „Was führt Sie hieher, Herr Gauthier?" fragte er mit einer Stimme, welche unnöthig laut war, um ihr Beben zu verbergen.

„Ich bin der Bevollmächtigte der drei Schwestern Zittel und komme um mir diejenige Auskunft zu verschaffen, um welche ich Sie in drei Briefen vergebens gebeten."

Der Baron ergoß sich zunächst in einen Schwall von Schimpfwörtern

Digitized by Google

und Verwünschungen über die drei niederträchtigen Betteln, die sich für insolvent erklärten, um ihn um sein gutes Geld zu bringen, u. dergl. m. Ich hatte mir ruhig einen Stuhl genommen und mich ihm gegenüber gesetzt und ließ ihn seinem Groll freien Lauf lassen. Dann fragte ich ihn ruhig, warum er mir nicht geantwortet habe? — „Weil ich Ihren Namen nicht lesen konnte, weil ich nicht antworten wollte, weil ich diese drei elenden Geschöpfe noch ins Zuchthaus bringen werde," schrie er wüthend, wußte aber seine Hitze mit einem heftigen Husten büßen.

„Nun denn, es ist auch kein Schade, daß Sie mir nicht antworteten," entgegnete ich; „in's Zuchthaus gehören noch andere Leute, als die Opfer eines solchen schnöden Betrugs. Inzwischen haben die Verhältnisse sich anders gestaltet, und das Konkursverfahren gegen die Fräulein v. Zittel ist sistirt. Man hat ein Hausbuch und eine Menge wichtiger Dokumente auf dem Nachlaß des Rittmeisters v. Zittel aufgefunden, und der Gläubigerausschuß verlangt, daß das Schuldenwesen des Verstorbenen erst geordnet und die Validität derjenigen Schuldurkunden geprüft werde, in deren Verbindlichkeit die drei Schwestern unbefonnen eingetreten. Zu diesem Behuf bin ich hier erschienen mit gegenwärtiger gerichtlicher Vollmacht, mir sämmtliche Papiere, worauf Ihre Ansprüche an die in Konkurs gerathenen Damen sich gründen, zur Einsichtnahme und Prüfung vorlegen zu lassen und vor Allem den Wechsel zurückzuverlangen, welchen Sie meinen Mandantinnen wieder abgenommen haben. Ich bitte Sie also, einige Zeugen zu berufen und mir in deren Gegenwart die sämmtlichen Papiere vorzulegen."

Der zahnlose Mund des Freiherrn bebte, seine finsteren stechenden Augen schossen giftige Blicke auf mich. „Und wenn ich Ihnen nun diese Papiere nicht vorlegen will?" fragte er wuthbebend.

„Dann haben Sie mir dieß schriftlich mitzugeben und ich reise ab, um vor der betreffenden Stelle meine Ansicht zu deponiren, daß diese Papiere — ungesetzlich, ungültig seyen," sagte ich kühl.

„Herr!" rief er und seine Hand griff nach einem sehr schönen alten Degen, der neben seinem Armstuhl lehnte.

„Sie haben hier sehr schöne alte Waffen, Herr Baron — Sie erlauben, daß ich mir diese näher betrachte — ich bin ein Freund von Alterthümern;" sagte ich aufstehend, nahm mit einem schnellen Griff eine Partisane von der Wand, die ich fest mit der Faust umspannte und warf ihm einen ironischen Blick zu. „Ein sehr schönes Stück, etwa aus der Zeit Franz I. von Frankreich — Lyoner Arbeit, nicht wahr?"

Der Baron schwieg und blickte mich finster an. Eine Weile maßen wir uns stumm, dann sagte ich kurz: „Ich wünschte noch vor Abend nach M. zurückzufahren, um mit dem Nachtschnellzug heimzufahren, Herr Baron! wollen Sie die Papiere vorzeigen oder mir die Erklärung ausstellen, daß Sie das nicht können oder nicht wollen?"

„Davon nachher," sagte er; „Sie schrieben mir von Vorschlägen zu gütlichem Abkommen, die Sie mir Namens der drei Schwestern machen wollten; darf ich darum bitten?"

„Dazu ist es nun zu spät, Herr Baron. Geben Sie mir vor Allem jenen Wechsel heraus, welchen Sie für gefälscht erklärten, oder den Schuldschein, den Ihnen die Fräulein dafür ausgestellt haben, dann können wir uns darüber verhandeln!"

Wir zankten uns eine Stunde lang herum, ohne zu einem Resultat zu kommen; ich wies ihm nach, daß alle Reverse und Verschreibungen, welche ihm der verstorbene Rittmeister v. Zittel für den künftigen Gewinnantheil an seinem Grundstück ausgestellt, gesetzlich ungültig seyen, weil der Verstorbene offenbar damals schon insolvent gewesen sei, und daß das Grundstück nun zu Gunsten der gesammten Gläubigerschaft an den Meistbietenden verkauft werde.

„Und was wollen mir die Schwestern als Abfindung antragen?" rief er endlich nach langem Sträuben und Fluchen.

„Die Versicherung, daß sie über all das schweigen werden, was je zwischen Ihnen und den Fräulein verhandelt ward," sagte ich. „Genügt Ihnen dieß nicht? Es ist das Einzige, was die drei Fräulein Ihnen bieten können, wenn Sie auf Ihre Ansprüche verzichten!"

„Herr, Sie erfrechen sich, mich zu verhöhnen!" stammelte er bebend vor Ingrimm. „Sagen Sie den Fräulein, daß ich mein Recht jetzt nur desto unerbittlicher geltend machen und nicht ruhen werde, bis ich sie aus ihrem Hause vertrieben habe!"

„Also kein Nachlaß Ihrer Forderungen, keine Verzichtleistung, keine Herausgabe des Wechsels?"

„Nimmermehr!"

„Wohlan, Herr Baron! die Fräulein Zittel haben noch ein einziges Kleinod, das sie Ihnen in Tausch anbieten können: Dieß hier!" rief ich und hielt ihm den alten Handschuh vor die Augen; „erinnern Sie sich des 5. September 184— ?"

Der Baron war beim Anblick des Handschuhs wie ein Tiger auf mich eingesprungen und hatte mir den Handschuh entreißen wollen — ich sah, daß an seiner rechten Hand der Goldfinger fehle. Aber ich hatte etwas derartiges geahnt und den Handschuh schnell mit meiner rechten Hand in die Brusttasche meines Rockes gesteckt, während ich ihn mit der linken zurückschleuderte.

„Thomas, Andreas, Xaver! herbei!" schrie der Baron die Treppe hinunter, und gleich darauf hörte ich schwere eilige Schritte die Treppe heraufpoltern, umklammerte den Schaft der Partisane, trat in eine Fensterbrüstung und öffnete das Fenster. Der alte Diener mit zwei Knechten kam ins Zimmer gestürzt. „Haltet den Menschen hier und bindet ihn, Leute! er hat mir einen werthvollen Ring gestohlen!" rief der Baron und wies auf mich.

„Glaubt ihm nicht, Leute!" sagte ich ruhig; „sehe ich aus wie ein Dieb? Ihr Alter, habt ja alles mit angehört, Ihr horchtet ja an der Thüre! Auf eure Gefahr, wenn sich Einer an mir vergreift! Der eine Schuß dieser Pistole streckt ihn nieder, der Andere ruft meine Begleiter herbei, die drunten vor dem Thore auf mich warten!"

Der alte Kastellan sah mich forschend an, schüttelte den Kopf und sagte zu dem Waldläufer: „Komm, Andreas! Die Sache geht uns nichts an; das mag der Baron allein ausmachen!" Damit zog er die beiden Andern zur Thüre hinaus.

„Ich sehe, Sie sind ein ganzer Ehrenmann, Herr Major," sagte ich sardonisch; „ich werde Ihnen anderwärts gegenüber treten und meine Auftraggeber von dieser Scene in Kenntniß setzen!" und meinen Hut ergreifend, wandte ich mich halb abgewandt zum Gehen. Es waren zwei kleine Thüren neben einander, und ihn Affekt drückte ich auf die Klinke der unrechten: sie war verschlossen und ein großer Riegel vorgeschoben, den ich rasch entfernte. Ich hatte schon mit der einen Hand die Thüre geöffnet und drehte mich noch einmal nach dem Baron um, — da sah ich in seinem finsteren Auge einen Ausdruck aufleuchten, den ich nie vergessen werde: es war eine namenlose Spannung, gepaart mit einer dämonischen Freude. Instinktmäßig trat ich einen Schritt zurück und schaute in die geöffnete Thüre: sie führte in einen kreisrunden cylindrischen Raum von kaum vier Fuß Durchmesser, der in eine finstere Tiefe zu führen schien, woraus eine kalte feuchte Zugluft herausströmte. Mit einem namenlosen Schreck verstand ich jetzt die teuflische Freude, die in den Zügen des Barons aufgeleuchtet hatte und nun einer bittern Enttäuschung wich. Ein Schrei des Entsetzens entfuhr mir unwillkürlich und ich griff nach der Klinke der andern Thüre, die nur eine Elle davon entfernt war. Da stürzte der Baron von hinten auf mich zu und packte mich an den Schultern; aber ich hatte im selben Moment eine Ahnung von seiner Absicht, stieß mich mit Macht zurück und eilte nach der andern Thüre, unter welcher der Kastellan erschien, von meinem Schreckensruf und dem Gepolter des Stürzenden herbeigerufen. Ich wollte ihn beiseite drängen, aber er hielt mich fest und wir rangen mit einander, denn ich glaubte nicht anders, als daß Thomas mich in jenen Schacht hinunterstürzen wollte, da knallte ein Schuß; Blut spritzte mir in's Gesicht und der Kastellan brach mit einem schmerzlichen „Jesus Maria, ich bin getroffen!" zusammen. Ich stand wie gelähmt, denn ich

Digitized by Google

wähnte im ersten Augenblick, die Doppelpistole habe sich entladen, die ich noch in der Hand hielt. Aber ein Blick auf die Schlösser überzeugte mich, daß beide Hähne noch in der Rast standen, und als ich mich in dem schmalen Vorzimmer umschaute, sah ich Baron Schreitberg, eine lange Reiterpistole in der Hand in einer langsam verziehenden Rauchwolke stehen und mit einem unaussprechlichen Blick des Entsetzens den Kastellan anstieren, der mit Blut-überströmtem Gesicht am Boden lag.

„Hülfe! Hülfe! Mord!“ rief ich. Die beiden Knechte waren aber unterwegs und polterten die Wendeltreppe herauf. „Da seht!“ rief ich, „das hat der Baron gethan! Greift den Mörder!“

„Nein, er that's, der Fremde!“ rief Schreitberg zusammenfahrend.

„Thomas! Thomas!“ rief der Waldläufer und suchte den Verwundeten vom Boden aufzuheben; „wer hat Dich geschossen?“

Der Kastellan deutete auf seinen Herrn, „Trag' mich hinunter zu meinem Weib!“ stammelte er wimmernd. Ich half den Verwundeten aufheben, und der Kutscher schloß die Thüre des Zimmers und Vorzimmers ab. Wir trugen den Mann zu Dreien die enge Wendeltreppe herunter und hatten kaum ein Dutzend Stufen zurückgelegt, so ertönte von droben ein furchtbarer dumpfer Schrei, der eigenthümlich klang wie aus der Tiefe eines Brunnens, — dann ein entsetzlicher Fall wie wenn Holzscheiter an Felsenwänden zersplitterten. Dann war alles still. „Was war das?“ fragte ich voll Grausen. Aber keiner der beiden antwortete.

Als wir unten an der Wendeltreppe durch ein Seitenpförtchen in einen engen finstern Burghof heraustraten, mußten wir an einer alten eisenbeschlagenen Thüre im Erdgeschoß eines runden Thürmchens vorüber, — eine kleine rothe Blutlache sickerte langsam unter der Thüre hervor über die moosbewachsene Schwelle auf das schwärzliche Pflaster.

„Herr der Welt, der Baron hat sich in den Aufzugschacht hinuntergestürzt,“ stammelte Andreas voll Entsetzen; „das war der Schrei und der Fall!“

Als wir den Kastellan in das kleine Häuschen neben den Stallungen trugen, war sein Weib einer Ohnmacht nahe. Der Verwundete lebte noch

Kurdische Trachten. (Siehe Seite 178.)

und war noch bei Besinnung. Ich bemühte mich, die Blutung durch nasse Kompressen zu stillen, und sandte den Kutscher Xaver nach dem Dorfe, um Schulzen und Wundarzt zu holen. Ein Protokoll ward aufgenommen und Thomas Hackl bestätigte meine Aussage. Die Kugel hatte ihm den Backenknochen zerschmettert und das rechte Auge zerstört, aber die Verwundung war nicht absolut tödlich.

In später Nacht fuhr ich tief erschüttert von Spaureck ab, nach H., von wo ich mit dem Morgenzuge nach der Residenz zurückkehrte. Ich war zu sehr erschüttert, um meinen Schützlingen Bericht über den Erfolg meiner Reise abstatten zu können, und lag mehre Tage an einem Fieber darnieder. Mittlerweile hatten sie den Tod ihres Bedrängers aus den öffentlichen Blättern erfahren, welche von seltsamen auffallenden Umständen sprachen, welche diesen Tod begleitet haben sollten. Eines Abends brachte mir Fräulein Wally die alte Frau Spittler herauf und einen Brief, welcher für mich angekommen war. Der Brief trug den Poststempel M. und ich hatte die Ahnung, daß er mit der Katastrophe auf Schloß Spaureck zusammenhing. So war es auch: er kam von dem Wundarzt, welcher mir namens des verwundeten Kastellans meldete, daß man die zerschmetterte Leiche des Barons in jenem Thurmschachte gefunden habe, welcher dazu diente, Möbeln und andere Gegenstände in die oberen Gelasse der Burg hinaufzuschaffen; — daß Thomas in ärztlicher Behandlung sey und mit dem Leben davon kommen werde, und daß der Verwalter des Barons bei der ersten Nachricht von dem jähen Tode seines Herrn entwichen sey. Ich erzählte nun Wally und Frau Spittler den ganzen Hergang auf Schloß Spaureck, stellte der letztern den Handschuh zurück, der mir nahezu so verhängnißvoll geworden war, und bat sie um Aufklärung.

„Die will ich Ihnen geben, und Sie werden sehen, daß der liebe

Gott sichtbar seine Hand dabei im Spiel gehabt hat," sagte sie. „Den Baron hat der strafende Arm Gottes erreicht. Denken Sie sich: ungefähr drei Tage nachdem ich erfahren hatte, daß der arme Fritz Krauß sich im Zuchthaus ein Leibd angethan hatte, räumte ich beim Scheuern im neuen Badhause eine kleine finstere Kammer aus, worin früher gewöhnlich im Winter die Tische, Stühle und anderes Zeug aus den Badezimmern aufbewahrt worden waren und die nun schon lange mit allerlei Gerümpel angefüllt war, jetzt aber zur Schlafstube für den neuen Badeknecht dienen sollte. Wie ich so die letzten Truhen und Kleiderrechen hinwegrückte, fällt ein Päckchen auf den Boden. Ich nehme es auf, bringe es an's Licht heraus und sehe, daß es ein rothseidenes Taschentuch mit Blutflecken war, in welches mehrere Gegenstände eingeknüpft waren: ein blutiger Handschuh mit umgebogenem und angenähtem Goldfinger, ein spitziges dolchartiges Messer und eine alte Unterhose die so zusammengebunden war, daß sie eine Art Kissen bildete. Ich nahm die Sachen in aller Stille nach Hause und zeigte sie meinem ältesten Sohn, einem gar pfiffigen Burschen der dazumal immer nach Amerika auswandern wollte. 'Mutter', sagte er, 'das hängt mit dem Mord von vorigen Jahr im neuen Badhause zusammen. Schweig' darüber gegen jedermann, damit wir keine Ungelegenheiten mit den Gerichten haben, denn dem Fritz Krauß ist ja nicht mehr zu helfen. Wir aber können uns noch vielleicht ein schön Stück Geld damit machen. Ich will mich auf die Lauer legen, von wem das Päckchen wohl versteckt worden sein mag.' — Das that er denn und erfuhr schon am andern Tag, daß der Major Schreitberg keinen Goldfinger an der rechten Hand hatte; er still' ihm einmal bei einem Zweikampf abgehauen worden seyn. Der Handschuh hatte ihm gehört: er war also der Mörder. Mit dem Dolchmesser hat' er die That gethan, mit der alten Unterhose hat er sich einen Buckel hingeklopft, daß er für den Badknecht Fritz gelten konnte. Mein Sohn schrieb also an den Baron Joseph und trug ihm die Sachen um ein schön Stück Geld zum Kauf an. Und eines Nachts kam auch der Baron wirklich ganz heblings und zahlte fünftausend Gulden für das Messer, die Unterhose und das Taschentuch. Den Handschuh hatte mein Wilhelm beiseite gethan — als Birne für den Durst für mich, wie er sagte. Dabei übernahm der Baron noch, mir ein Bauerngütchen zu schenken, das mich nähren würde, denn ich konnte es nicht über mich gewinnen, mit meinen Söhnen über's Meer zu gehen, wie der Baron verlangt hatte. Also reisten meine Söhne mit ihren Bräuten ab und obschon es Blutgeld war, mit dem sie auswanderten, ging es ihnen drüben doch gut. Na, und wie es mir erging, das wissen Sie ja. Ich hab's oft bereut, daß ich mich auf den Handel einließ, allein was wollen Sie? ich war eine arme Frau und hatte eine wilde Freude daran, den elenden Mörder vor mir zittern zu sehen und den armen Krauß zu rächen. Um des Handschuhs willen hat der Baron mehr als dreißig tausend Gulden opfern müssen, und wenn ich mich nicht der Sünde gefürchtet hätte würde er noch mehr geschwitzt haben! . . . Na, was ich habe, soll nach meinem Tode den Armen zu gut kommen!" —

Meine armen Schützlinge waren damit freilich nur halb beruhigt; aber ich traf alle gesetzlichen Vorkehrungen, um die Schuldbriefe, die sie dem Verstorbenen ausgestellt hatten und die in der Verlassenschaft nicht gefunden worden waren, amortisiren zu lassen. Sie kamen in der gesetzlich festgesetzten Frist nicht zum Vorschein, und wurden also für nichtig erklärt. Die Vereinigung des Schuldenwesens ihres Bruders Max verschaffte ihnen noch einige tausend Gulden Kapital, der Verkauf des Grundstücks ließ ihnen noch einiges Vermögen übrig. Das Haus erstand ich aus der Masse und räumte den Armen die Erlaubniß ein, lebenslang das Erdgeschoß unentgeltlich zu bewohnen. Ob der Verwalter des Barons Schreitberg, welcher mit einigen tausend Gulden Kasse nach Amerika entkommen war, die Schuldscheine der Schwestern in Händen gehabt, mitgenommen und zerstört hatte, oder ob sie anderthalb Jahre später bei einem Brand auf Schloß Spaureck zu Grunde gingen, ist unaufgeklärt geblieben. Die Hinterlassenschaft des Barons Joseph von Schreitberg war an lauter entfernte Verwandten gefallen und nicht so beträchtlich gewesen, als man erwartet hatte. Das Schloß mit seinen Dependenzien war verpfändet und von einem Malzfabrikanten erstanden worden, der als Emporkömmling aristokratische Prätensionen machte. Er wollte die alte Burg gründlich restauriren und im Style des fünfzehnten Jahrhunderts einrichten lassen; zunächst ward das schadhafte Dach ausgebessert, aber als die Klempner am Dache arbeiteten, stieß einer der Gesellen aus Versehen die Kohlpfanne um und die Gluth entzündete den Dachstock. Der alte Hauptbau ging in Flammen auf und brannte ganz aus sammt seinem ganzen Inhalt, und in den geschwärzten Mauern sind man ein kleines geheimes Kloset, wo der verstorbene Baron Schreitberg seine erwucherten Schätze geborgen zu haben schien, denn in dem gemauerten Kasten fand sich eine Menge geschmolzenen Goldes und Silbers im Werth von vielen tausend Gulden, die von gemünztem Gelde herrühren mochte. Aber die Pfandbriefe und Staatspapiere waren natürlich in Asche verwandelt.

Die Wittwe Spittler überlebte den Brand von Spaureck um einige Wochen, und in ihrem Nachlaß fand sich noch der räthselhafte blutige Handschuh, dessen Geschichte wir vorstehend erzählt haben.

W. Gurtal.

Wanderungen in den Fußstapfen Schamyls.

Kaukasische Reisebilder von A. v. Werthern. (Schluß.)

Der Rest der Sturmkolonnen erreichte bald den Gipfel und umzingelte den Aoul. Ein Hagel von Minièrkugeln regnete auf das Dorf nieder (noch sieht man die sternförmigen Spuren davon an den Mauern), und Schamyl sah endlich die Vergeblichkeit weiteren Widerstands ein, zeigte eine weiße Fahne und ergab sich. Baryantinski hatte während des Sturmes Position auf dem Berge Tscheger genommen, welcher das Nordende von Ghunib bildet; und als er auf dem Kampfplatz erschienen und sich auf einen Stein in der Nähe der schon ermähnten Gruppe von Birken niedergesetzt hatte, ließ er den unermüdlichen Gegner, der so lang all seine Anstrengungen vereitelt hatte und nun endlich in seiner Gewalt war, vor sich bringen. Schamyl*) war bleich vor Furcht, denn er erwartete sogleich niedergeschossen zu werden, und seine Finger umspannten nervös und krampfhaft den Griff seines Khandschars oder Säbels, welche Bewegung von der Bedeckung des Vicekönigs mißverstanden wurde, die nun sogleich zu den Waffen griff und den Gefangenen bei dem ersten Schritt auf den Fürsten in Stücke gehauen hätte. Allein Schamyls Furcht war grundlos: er ward mit aller Hochachtung und Rücksicht behandelt, welche ein tapferer Feind verdient, und er lebt bekanntlich noch in Rußland und wird sehr gut behandelt.

Mit der Gefangennahme Schamyl's endete der Widerstand in Daghestan. Mehr die Furcht vor ihm, als die Abneigung gegen die Russen hatte den Krieg in die Länge gezogen. Die unglücklichen Eingeborenen waren in der That während dieses Kriegs in einer schlimmen Lage gewesen, denn die Russen bramten alle Dörfer nieder, welche ihnen Widerstand leisteten, und andererseits suchte Schamyl diejenigen welche den Russen nachgaben, mit einer gleichen Strafe heim. So waren selbst die Bergvölker froh über die Beendigung des Kriegs, und begannen nun die neuen Häuser auf den Trümmern der übrigen wieder aufzubauen.

*) Schamyl ist bekanntlich am 14. Mai 1799 geboren und stammt aus einer tartarischen Hirtenfamilie aus dem Dorfe Himri im nördlichen Daghestan. Er ist also nachgerade ein Greis, wenn auch noch immer rüstig.

Digitized by Google

Ich habe Schamyl's Namen oft in Verbindung mit den Tscherkessen erwähnen hören, was mir aber entschieden falsch zu seyn scheint. Er stand in gar keiner Verbindung mit ihnen und war höchst wahrscheinlich gar nie in ihrem Lande, denn die Tscherkessen wohnen am entgegengesetzten Ende des Kaukasus und unterscheiden sich gänzlich von den Lesghiern in Sprache und persönlichem Aussehen. Die Tscherkessen haben länger und zäher der russischen Eroberung widerstanden, und die Besatzungen der Forts und Küstenfestungen zwischen Anapa und Suchum Kalé wissen von der Erbitterung und dem fanatischen Hasse der Tscherkessen und ihrer Abreck's zu erzählen, nämlich einer Nachahmung der alten Assassinen Syriens, einzelner Fanatiker, welche sich den Tode geweiht hatten und einzeln auf die Russen stürzten, um Offiziere zu ermorden, was ihnen auch nur allzu oft gelang. Jetzt ist freilich auch der Widerstand der Tscherkessen gebrochen, und die Mehrzahl der Stämme ist auseinandert, um in der Türkei sich zu verkommen, weil dort weder die Regierung noch das Volk für sie sorgt und sich nirgends ein Nahrungsstand für jene Menschen bietet, deren Hauptgewerbe neben dürftigem Ackerbau und Viehzucht der Krieg und der Raub war. Die heimathlosen Tscherkessen verkauften zunächst ihre Kinder und Weiber, um sich die Mittel zu einem elenden Unterhalte zu erschwingen, dann ihre Waffen, und verkommen dann im Elend, denn man kann diese wilden leidenschaftlichen unbotmäßigen Menschen nicht einmal unter dem regelmäßigen Militär der Türkei gebrauchen, und die einzige Truppe, unter welche sie passen würden, um mit den gleich wilden Arnauten und Albanesen zu wetteifern, nämlich die Freischaaren der Baschi-Bozuks, sind augenblicklich aufgelöst.

So empörend der Handel der Tscherkessen und anderer Bewohner des Kaukasus mit ihren eigenen Kindern auch vom sittlichen und rechtlichen Standpunkte aus ist, so gestaltet er sich in der Praxis doch nicht so brutal, als diejenigen glauben mögen, welche mit den Sitten und Bräuchen des Orients nicht vertraut sind. Die Käufer solcher Kinder sind Türken und diese betrachten ihren Sklaven immer als einen mehr oder weniger niedrigen Theil ihrer Familie, und der Stand solcher Haussklaven hat nichts entwürdigendes an sich. Die jungen Mädchen werden, wenn sie nur leidlich hübsch sind, verheirathet, und den Knaben läßt man eine nothdürftige Erziehung zu Theil werden, so daß sie mit der Zeit ebenso gut ihre Carriere machen können, wie die eigenen Söhne des Hauses.

Der Ingenieur-Offizier, welcher die Befestigung von Ghunib zu leiten hat, macht sich große Erwartungen von der künftigen Festigkeit dieses Punktes, der auch ganz dazu geschaffen erscheint, die Bergvölker der Umgebung in Respekt zu erhalten; und die geschützte Lage der künftigen Feste in ihrem muschelförmigen Thalkessel wird Ghunib jedenfalls zu einem der angenehmsten und gesündesten Forts machen. Die Russen haben unter General Grabbe schon früher zwei Punkte von ähnlicher Festigkeit genommen, nämlich Ullilala und Achalzo, aber Ghunib galt für das stärkste und furchtbarste von allen, und Fürst Barvatinski rechnet sich seine Eroberung zu einem seiner größten Verdienste an.

Nachdem ich mir alles genau angesehen, brach ich am Freitag den 9. August wieder auf, um den Rückweg anzutreten, und zwar mit einem kleinen Umwege, der Abwechslung willen; ich will die Rückreise jedoch nicht ausführlich beschreiben, da mich dieß zu weit führen würde, sondern nur summarisch anführen, wie mein Gepäcke zurückblieb und ich nicht einmal mehr einen Mantel bei mir hatte, um darin zu schlafen, wie mir mehre Pferde fielen, wie mein französischer Diener, dem ich mein eigenes Thier überließ, nachdem ich mir in Ghunib ein neues Pferd verschafft hatte, es glücklich fertig brachte, auch meine frühere Stute in zwei Tagen zu Schanden zu reiten, obschon er um einen Viertelscentner leichter war als ich, und wie dann, nachdem ich eines Tages lange Zeit auf ihn gewartet hatte, er mir in seinen hohen Stiefeln zu Fuße nachgehinkt kam und mir mit der harmlosesten Naivetät mittheilte, er habe sein Pferd in einem Walde zurückgelassen. Diese kleinen Verlegenheiten ausführlich geschildert zu lesen, könnte den Leser doch nicht interessiren.

Ich fand Schapo, den Rahid der Ansutschen, krank und konnte ihn am Abend meiner Ankunft nicht sprechen; am andern Morgen besuchte ich ihn auf seine Einladung in seiner Stube, und fand ihn in einer Ecke zusammengekrümmt und sehr übel aussehend, konnte aber nicht genau ermitteln wo es ihm fehle, da wir uns durch zwei Dolmetscher unterhalten mußten. Fieber und Kopfschmerz sind in dieser Gegend so häufig, daß man davon nicht viel Aufsehens macht und ihre Heilung gewöhnlich der Natur überläßt. Ich gab ihm daher etwas Chinin, davon ich einen Vorrath bei mir hatte, denn ich wußte ja, daß man im Orient jeden Franken für einen Halim oder Arzt hält. Uebrigens war Schapo's Zustand keineswegs gefährlich; er war vermuthlich nur etwas deprimirt aus Mangel an Beschäftigung, weil er nicht wieder auf eine Rhazzia ausreiten konnte, denn da sein ältester Sohn als Geisel der Russen in St. Petersburg war, mußte er sich einen derartigen Zeitvertreib nothgedrungen versagen. Da er, wie die meisten Eingeborenen, glauben mochte, ein Fremder müsse nothwendig von St. Petersburg kommen, so gab er mir spezielle Aufträge an seinen Sohn Mahmuta, die ich vielleicht später einmal bestellen kann. Ich mußte dann noch lange auf ein leidliches Frühstück warten, welches er mir bereiten ließ und das ich nicht wohl ablehnen konnte, und als wir nach demselben einen zärtlichen Abschied mit Küssen genommen hatten, brach ich ziemlich spät nach Beschaat auf. Mit Sonnenuntergang waren wir noch einige Meilen von Beschat entfernt, und da wir hier ein Plätzchen mit hübschem hohem Gras erreichten, so pflöckten wir unsere ermüdeten Thiere aus und ließen sie etwas waiden. Nahe bei diesem Orte sah ich zum ersten Mal eine Muhamedanerin im Freien und öffentlich ihre Gebete sprechen und wie ein Mann die gewöhnlichen Niederwerfungen und Gestikulationen durchmachen; sie gehörte zu einer Truppe Leute, welche von der Ernte-Arbeit in nahegelegenen Feldern in ein benachbartes Dorf zurückkehrten.

Bei meiner Ankunft in Beschat am 13. August fand ich daselbst keinen von den Offizieren mehr, deren Bekanntschaft ich bei meinem ersten Besuche gemacht hatte. Sie waren bei General Scheilakhoff, welcher von seiner Expedition noch nicht zurückgekehrt war. Die Nacht war zu finster um mich zu sehen, allein der erste der das Getrappel meiner Pferde hörte, lud mich ein, sein Gast zu seyn, und ich habe nie eine offenherzigere zuvorkommendere Gastfreundschaft erfahren, als diejenige eines russischen Offiziers. Nachdem mein Wirth alles Erdenkliche gethan hatte, um mir meine Behaglichkeit zu sorgen, fragte mich einer der Offiziere ruhig und ernsthaft, ob ich nicht einiges Geld brauche. Ich sah anfangs ganz erstaunt auf, denn ich glaubte, ich habe ihn mißverstanden oder er scherze; allein er wiederholte seine Frage so ernsthaft und offen, daß ich nur in gleicher Weise danken und sein Anerbieten zu ablehnen konnte, als ob es eine ganz natürliche Sache wäre. Aber dieses arglose Vertrauen in einen ganz Landfremden, das ich hier zum ersten Mal in meinem Leben traf, war mir ungemein rührend.

Am andern Morgen fand ich meinen kleinen Franzosen am Fieber erkrankt; die russischen Offiziere sagten mir unumwunden, ihr Arzt sey ein Esel, und wenn ich meinen Diener seiner Pflege anvertraue, so könne ich bis zum jüngsten Tag auf seine Wiedergenesung warten; so unternahm ich denn seine Behandlung auf eigene Faust, gab ihm so viel Chinin als er ertragen konnte, und kurirte ihn in zwei Tagen. Die Zwischenzeit verbrachte ich in dem Lager sehr angenehm. Fürst Orbeliani war hier mit einem Regiment georgischer Miliz im Quartier, ganz prächtigen Burschen, welche ihre malerische Nationaltracht und ihre landesüblichen Waffen trugen und sich eines großen Rufes als tapferes Corps erfreuten. Am Nachmittag nach dem Exerciren sah ich den Spielen und Tänzen der Soldaten zu, bei welch letzteren die Musik nur aus Trommeln und jenen kreischenden Flagolets bestand, welche die Georgier so sehr lieben. Als der Tanz begann, ging einer der Soldaten direkt auf einen der Trommler zu und verabreichte ihm, wegen irgend eines Versehens oder Vergehens ein paar Ohrfeigen, die derselbe hinnahm ohne ein Glied zu rühren. Dieß war das einzige Mal während meines ganzen Aufenthalts im Kaukasus, daß ich einen Soldaten geschlagen werden sah. Vielmehr kann ich den

Digitized by Google

Gerüchten von der harten Behandlung des russischen Militärs durch seine Offiziere gar keinen Glauben schenken, denn nach Allem was ich mit meinen eigenen Augen gesehen, herrscht zwischen Offizieren und Mannschaft ein äußerst freundliches Einvernehmen.

Fürst Orbeliani hatte damals einen sehr talentvollen Münchener Maler Namens Theodor Horschelt bei sich, welcher drei Jahre im Kaukasus gelebt, mehre Gefechte mitgemacht und sich durch seine Bravour eine Medaille und zwei Kreuze verdient hatte. Die Skizzen, welche ich von Horschelt sah, waren außerordentlich geistvoll und lebendig; von seinen ausgeführten Werken sah ich nichts, denn diese lauft alle der Kaiser. Ich muß aber den Skizzen, welche ich von Horschelt sah, das Zeugniß geben, daß ich kaum zu sagen wüßte, ob ich mehr der geistvollen und großartigen Auffassung des landschaftlichen oder der charakteristischen Individualisirung der Figuren den Vorzug geben soll.

Am Tag nach meinem Eintreffen am Lager kehrte Fürst Scheilakhoff ebenfalls in dasselbe zurück, und übernahm wieder das Kommando. Er fuhr mir sogleich in's Wort, als ich mich bei ihm entschuldigen wollte, daß ich nicht wieder umgekehrt sey um ihn zu begleiten; und er überhäufte mich mit Artigkeiten. Seine Expedition war gewissermaßen nur ein militärischer Spaziergang gewesen und ohne Gefechte abgelaufen, wie ich nach der von ihm eingeschlagenen Richtung erwartet hatte. Der Fürst ist einer von jenen Männern, welcher nach ihrer freundlichen Gesinnung und ihren gewinnenden versöhnenden Manieren bei großer Rührigkeit und Willensfestigkeit ganz besonders zu einem Kommando dieser Art im Mittelpunkt einer kriegerischen und erst jüngst unterworfenen Bevölkerung geeignet sind, welche um so schwieriger zu behandeln ist, als ein einziger Fall von Herbheit und übelangebrachter Strenge, den unter der Asche schlummernden Funken des politischen und religiösen Hasses möglicherweise zur offenen Rebellion anfachen könnte. Während meines Aufenthalts zu Gadori unmittelbar nach dem früher erzählten Verlust jener von den Lesghiern so scheußlich gemeuchelten Soldaten hatte ich von ganzem Herzen den allgemeinen Wunsch getheilt, daß die Dörfer der Mörder, die man in den

Schwimmscher an der syrischen Küste. (Text hiezu auf S. 182.)

benachbarten Bergen deutlich zu erkennen vermochte, niedergebrannt werden möchten, und ich hatte manche meiner Freunde darob murren hören, daß der Fürst diesem allgemeinen Begehren nicht nachgab. Jetzt aber muß ich das Verfahren des Fürsten entschieden billigen, denn eine derartige Handlung hätte vielleicht wieder einen Aufstand des ganzen Landes zur Folge gehabt. Das Ereigniß selbst zeigte mir, um wie viel weiser das Verfahren war, welches ein ruhigeres Urtheil und eine gründlichere Erfahrung dem Befehlshaber eingaben. Scheilakhoff entschied, die eingeborenen Häuptlinge sollten das Werkzeug der Bestrafung für eine That seyn, zu deren Begehung sie nach allem Anschein und den stärksten Verdachtsgründen selber aufgehetzt hatten. Er wandte sich daher an sie mit dem Verlangen, sie sollten ihm die wirklichen Thäter jener Scheußlichkeit aushändigen; sie konnten an einem Verlangen, dessen Berechtigung und Gerechtigkeit so klar am Tage lag, keinen Anstoß nehmen, hatten auch bereits ein halbes Dutzend der Schuldigen eingeliefert und versprochen, die übrigen vollends beizubringen. Diese sechs wurden auf einer kleinen Anhöhe mitten im Lager unterbracht; es war bei Nacht außerordentlich kalt, und so kam denn ein Freund von einem der Gefangenen in's Lager und bat um die Erlaubniß, demselben eine große Burka von Schaffell zu geben. Dieß ward ihm gewährt; aber gegen Morgen bemerkte die Wache, daß der Gefangene auf eine verdächtige Weise unter seiner Burka herum handirte, und bei der genaueren Untersuchung ergab sich, daß listigerweise ein Messer in der Burka eingenäht gewesen war, dessen sich der Gefangene bereits bedient hatte, um seine Bande zu durchschneiden. Er hätte wahrscheinlich bei der ersten besten Gelegenheit sich durch ein paar verzweifelte Sprünge zu retten und in seine Berge zu flüchten versucht, ward aber nun daran gehindert.

Da mein Diener wieder etwas besser war, brach ich am 16. August

mit frischen Pferden und ebenso mit frischen Leuten auf, denn meine seitherige Bedeckung blieb hier zurück. Ich trennte mich nur ungern von Osman; er und sein Pferd waren während der kurzen Zeit unseres Beisammenseyns sehr mager geworden, aber gleichwohl erschien er mir gar nicht glücklich, als er mir die Hand küßte und Lebewohl sagte. Der nunmehrige Anführer meiner Geleitsmannschaft war einer von jenem unangenehmen Stamme der Dibo, dessen Gebiet ich wiederum passiren mußte. Als er mir vorgestellt wurde, fuhr er mit der Hand über seine Kehle und sagte: sein Hals müsse für den meinigen bürgen, und in Wahrheit konnte ich nicht in besseren Händen seyn. Er war mit Dschabot, dem Nahib dieses Stammes verwandt, dessen Bekanntschaft ich schon auf dem Herwege gemacht hatte. Ich wünschte etwas mehr von dem Leben und Treiben dieser Menschen zu sehen und entschloß mich daher, eine Nacht in dem Dorfe zu verbringen, wo er wohnte. Ein Mann ritt voraus um dem Nahib meine Ankunft zu verkündigen, und so hatte er Zeit gehabt, sich in seine Feierkleider zu werfen, nämlich einen Rock von feinem blauen Tuch, mit Silberspitzen eingefaßt, und einen hohen spitzen weißen Papack. Unser Abendbrod erhielten wir erst spät, da er weit weg zu senden hatte, um ein Schaf holen zu lassen; es bestand ganz aus Fleisch, nämlich gekochtem und auf dem Rost gebratenem bockelndem Widderfleisch, und aus großen Brodkuchen, die mit einem geschmacklosen weißen Käse gefüllt, in heißem Honig aufgetischt werden, und das Lieblingsgericht im ganzen Lande bilden. Wir speisten nur zu Zweien; er aß ungeheuer, und ich — leistete ihm würdig Gesellschaft; er hielt sich vorzugsweise an's Schafsfleisch, ich leistete mein Möglichstes an dem Käsekuchen.

Die Lesghier führten mich am andern Tage auf einem kürzern aber weit mühsameren Pfade als demjenigen, auf welchem ich das vorige Mal mit Binci gekommen war, nach Arnithoffs Lager. Er und mehre andere von den Offizieren waren abwesend, und von den 1200 Mann, welche mit mir hieher marschirt waren, lagen über hundert an verschiedenen Uebeln krank. Ich wollte Fürst Scheilathoffs Pferde und Leute nicht länger bei mir behalten, als eben nöthig war, darum übernachtete ich hier und ritt an Cadori vorbei, wo von dem großen Lager welches ich dort gelassen hatte, auch nicht ein einziges Zelt mehr stand, gerade nach Sobui hinunter. Fürst Georgiadzi, bei dem ich das vorige Mal logirt hatte, und seine Familie waren abwesend, und ich wollte mir gerade ein Quar-

Der Markt von Badeschwämmen zu Tripoli in Syrien. (Text auf S. 182.)

tier in einem andern Hause suchen, als ich glücklicherweise eine der Damen traf, deren Bekanntschaft ich bei meinem vorigen Besuch gemacht hatte und die eben mit ihrem Gatten spazieren ging und mir nun bald für Dach und Fach und Verköstigung sorgte. Letztere fand ich bei der Dame selbst, und mein Nachtquartier nahm ich bei der lauen, linden Luft unter einem Schuppen, und schlief in meine Decken gehüllt ganz köstlich.

Ich glaube, man erfährt eigentlich erst nach Beendigung einer Reise, wie sehr man sich auf derselben amüsirt hat, denn die letzten Tage einer solchen sind immer mit Bedauern verknüpft; es gewährt dann ein großes Vergnügen, auf Ereignisse zurückzublicken, die vielleicht kaum acht Tage alt sind, aber schon unendlich weit hinter uns zu liegen scheinen, und mit Beklommenheit gedenken wir des nahen Reiseziels. Ich wandte diesen Bergen den Rücken mit einem lebhaften Bedauern, daß ich sie nicht gründlicher und länger hatte durchstreifen können, und mit dankbarem Herzen gedachte ich der Freunde, die ich dort zurückgelassen hatte; aber ich konnte nicht umhin, noch einige Tage bei dem Richter in Telaw zu bleiben, unter den schattigen Balkonen und um den alten Palast der Könige von Georgien herumzuschlendern, dessen starke massige Steinthürme über das Thal des Alazan herunterschauen. Aber vergebens blickte ich zurück nach dem Gebirge, — ein dichter Schleier hing um die Felsen-Stirnen des Kaphlaz, und in Nebel gehüllt entzogen sich die hohen Gipfel von Daghestan meinen wehmüthigen Scheideblicken! —

Digitized by Google

Der Badeschwamm und seine Fischerei.

Mit 2 Holzschnitten.

Der gewöhnliche Bade- oder Waschschwamm ist so allgemein im Gebrauch und seinem Aussehen nach bekannt, daß manche unserer Leser es für überflüssig erachten werden, wenn wir hier eine genauere Schilderung davon zu geben versuchen, und doch ist dieß keineswegs eine müssige Aufgabe, denn der ungeheure Verbrauch der Schwämme hat den Handel mit diesem nützlichen Naturerzeugniß zu einem Gegenstand von höchster Wichtigkeit gemacht, und die Schwammfischerei und der Schwammhandel beanspruchen heutzutage eine Menge Kapitalien und beschäftigen eine große Anzahl Menschen. Und gerade diese beiden Gewerbe: die Fischerei der Schwämme und der Handel mit denselben, sind weniger allgemein bekannt und doch merkwürdig genug, daß sie manche unserer wißbegierigen Leser interessiren dürften.

Ueber die Naturgeschichte des Schwammes sind die meisten Naturforscher noch im Unklaren; und streiten sich noch darum ob sie den Badeschwamm als ein Erzeugniß der Thier- oder der Pflanzenwelt betrachten sollen. Am verbreitetsten ist die Annahme, daß er ein Erzeugniß jener Pflanzenthiere einer ziemlich niedrigen Organisation sey, welche wir Polypen nennen und denen wir auch die Korallenstöcke verdanken. Unser Badeschwamm stellt sich dem Auge dar als ein zellenreiches faseriges Gewebe von poröser netartiger Substanz, das man in der Natur unter dem Meere an Felsen angewachsen findet, hervorgebracht von winzig kleinen, beinahe dem unbewaffneten Auge unerkennbaren Thierchen, welche im Meere leben. In seinem frischen Zustande ist dieses Gewebe mit einem leichten Ueberzug von thierischer Gallerte bedeckt, die bei der Berührung sich leicht zusammenziehen oder erheben kann; nach dem Tode verschwindet aber der weiche gallertige Ueberzug, und es bleibt nach dem Trocknen nur jenes faserreiche poröse Gewächs übrig, welches wir in dem rohen, noch ungebrauchten Schwamme in den Magazinen unserer Droguisten sehen, und der ganz genau einen Polypenstock von beweglicher, elastischer Textur darstellt. Jede Meeresküste, vom Aequator bis in die höchsten Polarregionen hinauf, hat einige Schwamm-Arten aufzuweisen; nur kommen sie unter der heißen Zone in größerer Menge und Massenhaftigkeit der einzelnen Exemplare vor, als in kalten. Die chemische Untersuchung des Badeschwamms gibt ihn mehr als ein Produkt der Thier- wie der Pflanzenwelt zu erkennen. Die mikroskopische Untersuchung zeigt, daß der Badeschwamm aus hornigen elastischen Fasern von großer Zartheit besteht, welche in allen möglichen Richtungen mit einander verbunden sind, so daß sie zahllose Kanäle bilden, welche nach allen Seiten hin seine Substanz durchdringen; dieser Bau verdankt der Badeschwamm seine Fähigkeit, alles Tropfbar-Flüssige aufzusaugen, sich zusammen drücken zu lassen und nach aufgehobenem Druck wieder in seine vorige Lage zurückzuspringen u. s. w. Der getrocknete Schwamm ist nur das Skelett des lebenden Thiers, und der halbflüssige gallertige Ueberzug, den der Schwamm im lebenden Zustand hatte, enthielt jene winzig kleinen Thierchen, welche die hornigen Fasern aussonderten und gleichsam spannen. Untersucht man Schwämme in ihrem lebenden und natürlichen Zustande, so sieht man aus ihren größeren Oeffnungen immer einen raschen anhaltenden Strom Wassers hervordringen, welcher anscheinend von der Bewegung der darin enthaltenen kleinen Thierlchen und dem Sturz derjenigen herrührt, welche in der umgebenden Flüssigkeit herumschwimmen mögen. Anderseits kann man sich leicht erklären, daß die kleineren Poren fortwährend Wasser einsaugen, welches die unbedeutenderen Höhlungen des schwammigen Gebäudes durchströmt und seinen Weg in die Kanäle findet, durch welche es wieder ausgetrieben wird. Die Ursache dieser Bewegung des Wassers ist schwer zu ermitteln, denn man hat keine Wimpern an den Schwämmen entdeckt und die Gewebe besitzen so wenig Zusammenziehbarkeit, daß man kaum annehmen kann, das Wasser werde durch irgend welchen mechanischen Einfluß von ihrer Seite durch die Röhren hindurch getrieben. Aber so viel liegt klar am Tage, daß die Ernährung und das Wachsthum der Schwämme von dem Wasser abhängt, das in ihre Poren eintritt, und von den in diesem Wasser aufgelösten feinvertheilten Substanzen. Diese fortdauernde Strömung entspricht nicht nur den Zwecken der Ernährung, sondern dient auch zur Ausscheidung der verbrauchten Stoffe. Wenn man die aus den größeren Poren hervorkommende Strömung betrachtet, so sieht man bald mit dem strömenden Wasser fortwährend winzig kleine kodige Theilchen ausgestoßen werden. Auf diese Weise ist für das Wachsthum des Schwammes gesorgt; die lebende gallertige Substanz häuft sich fortwährend an, breitet sich in jeder Richtung aus, scheidet in der einer jeden Spezies eigenthümlichen Form die faserige Substanz und die darin enthaltenen erdigen Bestandtheile, welche das Skelett des Schwammes kennzeichnen, aus. Alle Theile der Masse eines Schwamms sind in ähnlicher Weise organisirt, und die nothwendige Folge davon ist, daß jeder Theil, unabhängig von dem Rest, diejenigen Verrichtungen fortzuführen vermag, welche zu seinem Daseyn nothwendig sind. Wird daher ein lebender Schwamm mechanisch in mehrere Theile zertheilt, so wird jeder Theil wieder zum vollständigen Einzelthiere oder Schwamm.

Außer dieser unfreiwilligen Fortpflanzung des Badeschwamms gibt es aber auch noch eine freiwillige, welche durch die Erzeugung von einförmigen Sprossen, die mit gallertigem Ueberzug versehen sind und sich zu gewissen Jahreszeiten in den größeren Kanälen eines solchen Schwammes bilden und ausgestoßen werden, vor sich geht. Diese Sprossen treiben eine Zeit lang im Wasser umher, haften sich an Steine und Felsen an und bilden sich allmählig zu neuen Schwämmen aus, wie die Naturforscher behaupten. Genaueres ist jedoch hierüber noch nicht ermittelt, und wir wollen daher auf diese Art der Fortpflanzung der Schwämme nicht näher eingehen. Ueber die Lebensdauer der Schwämme ist man noch so wenig im Klaren wie über ihren Ursprung; nur so viel ist bekannt, daß an der syrischen Küste, wo die Fischerei des Badeschwamms in größtem Umfang betrieben wird, die rein abgefischten Betten der Felsen nach zwei Jahren gewöhnlich wieder mit neuen vollkommenen Schwämmen bestockt gefunden werden, woraus man also auf das rasche Wachsthum der Schwämme schließen kann.

Der Badeschwamm zeigt in seinem Aeußern verschiedene sehr schwankende Formen ohne alle Regelmäßigkeit, obschon immer von einer gewissen Analogie mit den steinigen Polypen (den Stöcken der Korallen, Madreporen ꝛc.). Das faserige Gewebe ist der einzige Theil, der genauer studirt werden kann, allein die mikroskopische Untersuchung desselben ergibt so zahlreiche Unregelmäßigkeiten und solch bedeutende Unterschiede, daß man ihrem Samen kaum einen gewissen Gattungscharakter beimessen kann. Dieses faserreiche Netzwerk und schöne elastische Gewebe sind auch der einzige Maßstab, mittelst dessen die Qualität des Schwammes ermittelt werden kann, denn nach dem Grade der Feinheit des Gewebes und der Poren richtet sich der Werth der Schwämme; allein Niemand vermag genau zu sagen, ob diese Eigenschaften natürlich oder zufällig sind.

Der Badeschwamm kommt in allen Meeren der heißen und der gemäßigten Zone vor, jedoch in ganz verschiedenen Abstufungen von Qualität und Feinheit. Die besten Schwämme sind unbestreitbar diejenigen, welche aus der Levante kommen, unter denen wiederum die syrischen für Toilettenzwecke den höchsten Rang einnehmen. Sie sind von einem feinern Korn und Gefüge, einer größeren Dehnbarkeit und Porosität, und können daher auch eine weit größere Menge Wasser absorbiren. Im Handel theilt man sie in drei Klassen, je nach Farbe, Zartheit und Elasticität des Gewebes und Dichte des Materials. Für die besten und geschätztesten gelten

Digitized by Google

die weiblichen Waschschwämme von ganz feinem Gefüge; die zweite Klasse besteht aus den stärkeren und dichteren Schwämmen von gelber Färbung, und eine grobe Sorte, als venezianische Schwämme bekannt, dient nur zu Badezwecken und zum allergewöhnlichsten Gebrauch.

Der Badeschwamm ist auch offizinell, die feinsten Sorten dienen als sogen. Blutschwamm zum Verband von stark blutenden Wunden, um die Blutung zu stillen, die Asche von verbrannten groben Schwämmen wurde früher als innerliches Mittel gegen den Kropf angewendet (wegen ihres Gehalts an Jod und Brom), ist aber neuerdings durch künstlichere Jodpräparate verdrängt worden.

Das Einsammeln der Schwämme durch Taucher geschieht im Sommer, beginnt im Juni und dauert bis zum August, an der syrischen Küste sogar bis in den September hinein. Man sammelt Schwämme im adriatischen Meer, an den Küsten von Kleinasien, des griechischen Archipels und an der syrischen Küste. Mit dem Beginn der Schwammfassion rüsten sich die Fischer von Beiruth, Latakieh, Tripolis und anderen Hafenstädten zur Schwammfischerei und betreiben dieselbe entweder auf eigene Rechnung oder im Dienste irgend eines unternehmenden Spekulanten. Die Fischer oder Taucher, welche das Sammeln von Schwämmen auf eigene Rechnung betreiben, thun sich in Gesellschaften von 5 bis 6 Mann zusammen und stellen sich unter den Befehl eines Reis oder Kapitän. Die zur Schwammfischerei dienenden Boote, von welchen unser Holzschnitt auf S. 180 zwei abbildet, sind klein aber zu diesem Zweck vortrefflich geeignet. Die Fischer fahren in ihren leichten Booten eine bedeutende Strecke der Küste entlang, wo das Meer in der Regel so klar und durchsichtig ist, daß sie den Meeresgrund genau erkennen können. Bemerken sie nun ein sogen. Schwammbeet, d. h. einen mit Schwämmen bewachsenen Theil festigen Meeresgrundes, so werfen sie den Anker aus und die Mannschaft taucht abwechselnd der Reihe nach unter und holt die Schwämme herauf. In geringer Tiefe bedient sich der Fischer zum Tauchen keiner künstlichen Hülfsmittel. Im tieferen Meere dagegen setzt er den Fuß auf einen großen, an ein Tau gebundenen Stein, nimmt das Tau zwischen den großen und den zweiten Zeh und hält es mit der einen Hand. Unten auf dem Meeresgrunde reißt er die Schwämme vom Felsen los, legt sie in einen Korb, den er vor sich trägt, und läßt, sobald er möglichst viele gesammelt hat oder den Athem nicht mehr halten kann, das Tau los, worauf er schnell wieder an die Oberfläche emporsteigt. Dann taucht der zweite Taucher und wiederholt dasselbe Verfahren, und so geht es fort. Die Taucher versenken sich oft in eine Tiefe von 30 Faden, um Schwämme zu suchen, denn sie kommen in jeder Tiefe vor und ihr Gedeihen scheint vorzugsweise von der Beschaffenheit des Meeresgrundes abzuhängen. Deßhalb ist es unbegreiflich, warum man noch keine Versuche gemacht hat, die feineren Schwämme der syrischen Küste künstlich nach den Küsten Algeriens oder den jonischen Inseln zu verpflanzen.

Nach dem Einsammeln muß der Schwamm so bald als möglich der nöthigen Manipulation unterworfen werden. Sobald die Taucher nämlich wieder landen, graben sie ein Loch in den Sand und füllen es mit Wasser, werfen dann die Schwämme hinein und treten sie mit Füßen, bis der ganze gallertige Ueberzug derselben entfernt ist. Nach Beseitigung der schleimigen äußeren Decke und wenn der Schwamm dem Auge sich in seiner natürlichen Farbe darstellt, ist der Prozeß vollendet; der Schwamm wird dann getrocknet und ist nun Marktgut. Der auf diese Weise zubereitete Schwamm enthält immer noch eine größere oder geringere Menge von dem Sand, worin er ausgepreßt worden ist, und da die Taucher nach dem Gewicht bezahlt werden, so liegt es nicht in ihrem Vortheil, die Schwämme gewissenhaft auszuwaschen. Aber gewandte Händler bedürfen nur einige Tage, um genau zu ermitteln, wie viel Sand mit den Schwämmen vermischt ist, und die Bezahlung darnach einzurichten, und die Taucher können also nur die Schichtenreihen oder Unerfahrenen in dieser Weise hintergehen.

Die bedeutendsten Märte für den Handel mit Schwämmen sind Beiruth, Tripoli und Latakieh. Der Hauptstapelplatz dieses Verkehrs aber ist Tripoli, weil es in der unmittelbarsten Nähe der Fischereien gelegen ist und die reichste Ausbeute davon macht. Es werden dort eine solche Menge Schwämme verkauft, daß man einen eigenen Markt dafür eingerichtet hat, welchen das Bild auf S. 181 darstellt. Dieser Markt bietet, zumal in den Herbstmonaten, einen ungemein belebten Anblick, und wird von Händlern aller Nationen besucht; keiner der volkreichen Bazare von Damascus oder der vielbesuchten Messen von Aleppo übertrifft an Lebendigkeit diesen Schwamm-Markt zu Tripoli. Die Mitte Septembers ist die geschäftigste Zeit in dieser Stadt, und eine Menge von Fremden aller Art, ein seltsames Gemisch von Europäern und Orientalen: von Franzosen, Engländern, Italienern, Türken, Maltesern, Dalmatinern, Juden, Druſen, Turkmanen, Kurden ꝛc. seilschen dann mit den griechischen Händlern um die Schwämme. Der Anblick, den dieser Schwamm-Markt gewährt, ist nicht leicht zu vergessen: die morgenländischen Häuser mit ihrem seltsamen Gitterwerk und ihren bizarren Holzschnitzereien, die rohen bunten Anstriche von grellen Farben und Gold an den Fronten derselben; der reiche Laubschmuck der herbstlichen Bäume, deren saftiges Grün sich schon in Goldgelb und Goldbraun verwandelt, der blendende Sonnenschein und der tiefe Schatten, und darüber der schmale Streifen tief azurblauen Himmels über den engen Gassen; die vielartigen Physiognomieen und fremden Trachten der hier sich durch einander drängenden Menschen, der Wirrwarr der Pferde, Maulthiere, Esel und Kameele die hier den schmalen Gassenraum noch mehr versperren, die hochaufgeschichteten Haufen von und Körbe voll Schwämmen, das lebhafte Gestikuliren der beredten griechischen Händler, der Meeresduft der Massen von Schwämmen, — all das zusammen liefert eine Scene, welche sich dem Gedächtniß lebenslang unauslöschlich einprägt.

A. v. Werthern.

Arenenberg und seine Erinnerungen.

1. Königin Hortense.

Die Mütter großer Männer sind meist geschichtlich merkwürdig als die wesentlichsten Ursachen der Bedeutung ihrer Söhne. Nicht das natürliche Erbtheil der Begabung allein ist es, was einen Mann groß und bedeutend macht, sondern zu einem namhaften Theile auch das Ergebniß der Erziehung, welche derselbe erhalten hat. Die Wahrheit dieses Satzes illustrirt kaum eine geschichtliche Persönlichkeit deutlicher, als die Mutter des dritten Napoleon, die durch ihren Geist und ihre Anmuth aus der Familie der Napoleoniden so sehr hervorragende Stieftochter des großen ersten Napoleon, Hortense de Beauharnais, die Ex-königin von Holland, die Herzogin v. St. Leu. An sich schon hinreichend bedeutend, um die Beachtung des Historikers zu verdienen, ist sie unserem Interesse noch näher gerückt durch die Schicksale ihres Sohnes, des heutigen Kaisers der Franzosen, und den Einfluß, welchen sie auf die Entwickelung seines Geistes und Charakters geübt hatte. Darum wollen wir hier einen kurzen Blick auf das Gesicht dieser Frau und auf die Geschichte des kleinen Tusculum werfen, wo sie in ländlicher Stille und Abgeschiedenheit zehn Jahre verbrachte, welche die Napoleoniden gleichsam vom Schauplatz der Weltgeschichte verdrängt sah, nämlich auf die Geschichte des Schlößchens Arenaberg, das ob dem Dorfe Salenstein beinahe dicht am Ufer des Untersees des schönen Bodan liegt.

Die Vorsehung hat der hohen Frau, von welcher wir sprechen, eine eigenthümliche Erziehung durch seltsame Schicksale gegeben. Ihre Mutter,

Digitized by Google

Maria Rosa Françoise Josephine Tascher de la Pagerie (geb. 24. Juni 1763 zu St. Pierre auf der Insel Martinique) hatte sich jung mit dem Vicomte Alexandre von Beauharnais vermählt; aber die Ehe zwischen der schönen, liebenswürdigen, sprühend lebhaften, noch beinahe kindlich jungen Kreolin und dem nur drei Jahre ältern jungen Kreolen war keine glückliche. Die leidenschaftlichste Liebe hatte die beiden jungen Leute zusammengeführt, ehe sie sich noch durch nähere Bekanntschaft Rechenschaft darüber zu geben vermocht hatten, und die Folge davon war eine gegenseitige Enttäuschung. Der Vicomte war zur Eifersucht geneigt, wie die schöne anmuthige Josephine zur Koketterie. Nachdem Josephine ihrem Gatten im Jahr 1780 einen Sohn, Eugen (den nachmaligen Vicekönig von Italien und Herzog von Leuchtenberg) und am 10. April 1783 eine Tochter, eben unsere hochbegabte Hortense, geboren hatte, trennten sich die beiden Gatten im Jahr 1787, und Josephine kehrte mit ihrer Tochter nach Martinique zurück, von wo sie jedoch bald nach dem Ausbruch der französischen Revolution durch deren Rückwirkung auf die Sklaven-Bevölkerung vertrieben wurde. Die aufständischen Sklaven verheerten die Pflanzungen ihrer ehemaligen Herren mit Mord und Brand, und auch die Pflanzung von Madame de la Pagerie ward nicht verschont; die kleine Hortense entging nur durch die heldenmüthige Aufopferung ihrer Mutter dem furchtbaren Gemetzel, das so vielen Weißen das Leben kostete und die Flüchtenden erreichten glücklich ein Boot, das soeben zu seinem Schiffe stoßen wollte, wurden an Bord desselben aufgenommen und erreichten damit wohlbehalten die Küsten Frankreichs. Josephine kehrte gegen Ende des Jahres 1790 nach Paris zurück und söhnte sich kurz darauf wieder mit ihrem Gatten aus, mit welchem sie nun in besserem Einvernehmen lebte, bis die Stürme der Revolution ausbrachen und auch den Vicomte, einem eifrigen Royalisten, in ihre Strudel hineinrissen. Im Jahre 1793 wurden beide Eltern verhaftet und eingekerkert, und Alexandre von Beauharnais verließ sein Gefängniß nur, um am 23. Juni 1794 das Blutgerüste zu besteigen, auf welchem er unschuldig endete. Die beiden Kinder Eugen und Hortense hatten nach der Verhaftung ihrer Eltern ein sicheres aber dürftiges Asyl bei einer Freundin ihrer Mutter, Frau von Holstein, gefunden, bis der Sturz Robespierre's, der nur fünf Tage nach der Hinrichtung des Vicomte de Beauharnais erfolgte, der Wittwe desselben die Freiheit und ihre Kinder wiedergab. Aber das Revolutions-Tribunal

Schloß Arenenberg am Untersee.

hatte die Mobilien der Frau von Beauharnais versiegeln und ihr unbewegliches Vermögen mit Sequester belegen lassen, und so würde die Wittwe des unglücklichen Vicomte trotz ihrer stillen Zurückgezogenheit bisweilen an dem Allerunentbehrlichsten Mangel gelitten haben, wenn sich nicht einige Freundinnen, z. B. Frau von Montmorin, Frau Dumoulin, Frau Tallien u. A. m. ihrer mit werkthätiger Liebe angenommen hätte.

Hortense reifte in diesen beschränkten Verhältnissen zur Jungfrau heran; ihre noch jugendliche Mutter unterrichtete sie selbst und behandelte sie beinahe wie eine jüngere Schwester und Freundin. Hortense hatte von ihrem Vater den hohen Sinn und den Ehrgeiz, von ihrer Mutter die Schönheit, Anmuth und gewinnende Leutseligkeit geerbt und versprach ein in jeder Hinsicht ausgezeichnetes Wesen zu werden. Josephine lernte nun im Hause des Direktors Barras, der ihr wohlwollte, den noch jungen General Bonaparte kennen, welcher alsbald förmlich um die reizende junge Wittwe warb und sie am 8. März 1796 heirathete. Josephine hatte ihm gleichsam als Mitgift die Protektion von Barras und in Folge dessen den Oberbefehl über die französische Armee in Italien zugebracht, und als Bonaparte bald nach der Hochzeit zur Armee abreiste und Josephine ihn nach Italien begleitete, wurde Hortense zur Vollendung ihrer Erziehung nach St. Germain in die Pension der Frau Campan gebracht, aus welcher sie nach der Rückkehr ihres Stiefvaters aus dem Felde als eine vollendet schöne blühende Jungfrau, geschmückt mit allen Reizen der Unschuld, Jugend und Bildung, heimkam.

Die Erwählung zum ersten Konsul logirte den General Bona-

parte in die Tuilerieen ein, und er umgab sich allmählig mit einem Hofe, ohne noch den Titel als Kaiser zu haben. Er behandelte seine beiden Stiefkinder mit der rücksichtsvollsten Zärtlichkeit, und zeichnete namentlich Hortense durch ein Interesse aus, welches oft die Eifersucht ihrer eigenen Mutter erregte und von den Feinden des ersten Konsul häufig genug mißdeutet ward. Hortense ward die Königin und der Mittelpunkt jener Feste in den Tuilerieen, die sich von anderen Hoffesten vorzugsweise dadurch unterschieden, daß sie die Vereinigung der ganzen Aristokratie des Geists, Talents und persönlichen Verdienstes waren. Allein unter dem Glanz und Lärm dieser Feste überkam die junge Hortense unversehens ein Gefühl, das sie häufig in die Stille und Einsamkeit ihres Zimmers zurücktrieb: eine innige Neigung nämlich zu dem schönen ritterlichen General Duroc, dem ersten Adjutanten ihres Stiefvaters. Der erste Konsul sowohl wie Hortense's Mutter billigten diese Wahl, und die Vereinigung der beiden Liebenden scheiterte nur an den Kabalen der intriguanten Brüder des ersten Napoleon, welche längst mit Neid den Einfluß bemerkt hatten, den die geistig hochbegabte, ganz auf die Ideen des Stiefvaters eingehende und dieselben mit Verständniß und Begeisterung erfassende Hortense auf den ersten Konsul ausübte. Die Brüder des ersten Konsuls, vielleicht mit Ausnahme von Louis und Jerome, waren längst übereingekommen, daß es für die Befriedigung ihrer eigenen ehrgeizigen Pläne nothwendig sey, Napoleon von Josephinen und Hortensen zu trennen, und sie übten in dieser Richtung auch schon einigen Einfluß auf den ersten Konsul aus. Josephine erkannte die Gefahr ihrer Lage und beschloß wenigstens Einen der Schwäger sich zu befreunden, und hiezu ihre Tochter mit dem anständigsten derselben, dem bescheidenen schüchternen Louis Bonaparte zu vertheirathen. Sie setzte diesen Plan auch trotz des Widerstands Hortensens und der Einsprache des Kaisers durch; sie überzeugte Hortense, daß Duroc sie nicht liebe, sondern nur aus Ehrgeiz sich um die Hand der Tochter des ersten Konsuls bewerbe, und mit einem Herzen, das von dieser Enttäuschung zerrissen war und ob der Gleichgültigkeit des von ihr so heiß geliebten Duroc blutete, verlobte sich Hortense am 5. Januar 1802 mit Louis Bonaparte und ward schon zwei Tage darauf mit ihm getraut. Allein es war eine unglückliche Verbindung, von beiden Seiten ohne Liebe, ja ohne Neigung eingegangen, und um so weniger Hoffnung zu späterm besseren Einvernehmen gebend, als Hortense ihrem mehr träumerischen, poetisirenden Gatten an Verstand und Willenskraft, an Geist und Charakterstärke entschieden überlegen war. Die sichtliche Kälte des jungen Gatten gegen seine schöne reizende Frau gab zu dem Gerüchte Anlaß, Louis Bonaparte habe nun ermittelt, daß sein Bruder ihm nur die Stieftochter aufgedrungen, um ihn zum Deckmantel für seine eigene strafbare Verbindung mit ihr zu machen. Weder das Familienleben noch der Glanz des Thrones, als Kaiser Napoleon seinen Bruder Louis zum König von Holland gemacht hatte, boten dem verwundeten Gemüthe Hortense's einigen Ersatz für die getäuschten Lebenshoffnungen, und nur mit Widerstreben erschien sie in königlichem Glanze an der Seite ihres ungeliebten Gemahls. Doch war sie unablässig bemüht, durch persönliche Liebenswürdigkeit und die gewinnendste leutselige Herablassung die Unpopularität abzuschwächen, welche sich ihr Gemahl durch Mißachtung der nationalen Eigenthümlichkeiten und Sitten seiner Unterthanen zugezogen hatte. Selbst die Gegner mußten ihr zugestehen, daß Hortense ihr Geschick mit Würde trug und in der Beschäftigung mit ihren Kindern einen Ersatz für das suchte, was ihr das übrige Leben versagte. Dieser Kinder waren es drei Söhne: der älteste, Napoleon Louis Charles, Napoleons Liebling und von diesem schon in der Wiege zum Großherzog von Berg und Cleve ernannt, starb aber schon 1807, kaum vier Jahre alt; der zweite, Napoleon Louis, geb. 1804, war nach dem Tod des ältern Bruders Kronprinz von Holland und 1809 Großherzog von Cleve und Berg geworden, sollte aber auch nicht zu reiferem Alter gelangen; der dritte endlich, Charles Louis Napoleon, geb. 20. April 1808, hatte das Licht der Welt als präsumtiver Erbe der Weltherrschaft seines Oheims erblickt und war daher dem Herzen seiner Mutter ganz besonders theuer. Was ihm das Schicksal in die Wege gelegt und die Diplomatie ihm geraubt, hat dieser sich später selbst wieder errungen, denn er ist der neue Cäsar, der jetzige Kaiser der Franzosen, der ehemalige Gefangene von Ham.

Unsere Wintervögel. (Text auf S. 190.)

Zu den inneren Enttäuschungen, an welchen die hochbegabte Hortense litt, gesellten sich bald auch wieder äußere Schicksalsschläge. Allein weit entfernt, sie zu demüthigen oder ihr Herz zu brechen, bienten diese Lebensstürme vielmehr nur dazu, Hortense's Charakter auszureifen. Am 14. Januar 1810 ließ Napoleon seine Ehe mit Josephine für ungültig erklären; am 1. Juli 1810 legte Louis Bonaparte die holländische Krone nieder, weil sein Bruder nie mit seiner Regierungsweise zufrieden gewesen

war, trennte sich von seiner Gattin und ging nach Gräz in Steiermark. (Er ließ sich nach dem Sturze Napoleons dann förmlich von ihr scheiden, und verlangte sogar die Aushändigung seines ältern Sohnes von ihr, um ihn unter seinen Augen erziehen zu lassen. Hortense kehrte mit ihren Kindern nach Paris zurück, wo sie bei ihrem kaiserlichen Stiefvater die freundlichste Aufnahme fand und selbst nach der Scheidung ihrer Mutter mit Napoleon noch auf dem freundschaftlichsten Fuße stand. Napoleons seltenes Glück in allen seinen Unternehmungen führte bekanntlich nach seiner Verheirathung mit Marie Louise und der Geburt des Königs von Rom zu jener eigensinnigen verblendeten Selbstüberhebung, welche den Feldzug gegen Rußland, jenen Wendepunkt seines Geschickes, veranlaßte. Damals war ihm Hortense nichts, denn er würde ihren Rath entschieden zurückgewiesen, ihre Warnungen verlacht haben. Aber es gab bald Anlässe, welche ihn zugänglicher machten für Winke und Ideen derjenigen, welche ihn aufrichtig liebte. Dem Rückzug aus Rußland und der Schilderhebung in Deutschland folgte der Zug der Alliirten nach Frankreich, wo die Wage des Kriegsglücks bald zu Ungunsten des Kaisers sank. Jetzt erkannte Napoleon die Irrthümer, welche er begangen hatte, und wollte einlenken, vergeriff sich aber oft in der Wahl der Mittel und Personen; um diese Zeit näherte sich dann Hortense, welche vor Allem Französin war und vielleicht lebhafter und energischer als irgend jemand von der Familie Bonaparte für die napoleonischen Ideen fühlte und dieselben mit innigem Verständniß durchdrang, dem Kaiser wieder, und suggerirte ihm manchen schriftlichen und mündlichen Rath. Hortense war eine Frau von Geist und scharfem Verstand, von entschiedener Beobachtungsgabe; ihre unglücklichen Lebensschicksale hatten ihre Menschenkenntniß wesentlich bereichert, und sie kannte manchen von den Marschällen um militärischen Emportömmlingen aus der kaiserlichen Tafelrunde genauer als der Kaiser selbst, denn sie hatte eine unbefangenere Anschauung von diesen Männern als der Kaiser. Hortense's Scharfblick hatte auch erkannt, daß Marie Louise nur eine gewöhnliche Prinzessin war, eine junge Person von wenig Geist und sehr geringem Verstande, ohne Thatkraft, ein Geschöpf ihrer einseitigen Erziehung, ganz befangen in den Vorurtheilen und Anschauungen des Standes binnen welcher sie aufgewachsen war. Als im Frühjahr 1814 Paris von den Truppen der Alliirten bedroht ward und der schmählichste Verrath von Seiten derjenigen, welche der Kaiser zu Ehren gebracht und in Aemter und Würden gesetzt hatte, sich überall geltend machte, als nach einem kurzen vorübergehenden Anlauf von Entschlossenheit oder heroischer Hingabe an ihre Pflichten als Gattin auch diese Regung bei Marie Louise sich nur als eine schwache Velleität erwies und die Tochter Franzs II. unter den Einflüsterungen der Agenten Metternichs den Muth und den Kopf verlor, da zeigte sich Hortense in ihrer ganzen Seelenstärke, in dem ganzen Adel ihrer Charaktres, in ihrer vollen Begeisterung. Sie versuchte zunächst, obschon vergebens, die Kaiserin zu bereden, daß sie sich mit dem König von Rom zum Kaiser in das Lager begebe; sie beschwor sie, bei dem Kaiser von Rußland und dem König von Preußen energisch die Rechte ihres Sohnes auf den Thron zu wahren und sich nichts abtrotzen zu lassen. Allein sie predigte tauben Ohren und sah die schwache Marie Louise schon ganz gewonnen von den politischen Agenten Metternichs. Hortense gab nun zwar alles verloren, aber sie schrieb an den Kaiser und suchte ihn zu einem verzweifelten Schritte zu bewegen, welcher eine Appellation an die Ehre der Nation gewesen wäre; sie beharrte darauf, in Paris zu bleiben, um im Stillen für den Kaiser zu wirken, bis ihr Gemahl, der nach Paris zurückgekehrt war um seinem Bruder im Unglück seine Hilfe anzubieten, und mit dem sie seit seiner Rückkehr in keine Berührung gekommen war, sie zwang, mit ihren beiden Söhnen Paris zu verlassen. Hortense begab sich nun zu ihrer Mutter nach Malmaison, und sah hier aus der Ferne jenen tragischen Ausgang des Kaiserreichs, der mit Napoleons Verbannung nach der Elba endigte. Dieser Schicksalsschlag erschütterte die edle Frau tief; sie kannte ihren Stiefvater zu gut, um nicht zu wissen, welch zerschmetternden Eindruck auf die feurige Seele Napoleons diese Vernichtung all seiner Schöpfungen, diese Trennung von seiner Gemahlin und seinem Sohne, diese Abtrünnigkeit der von ihm Erhobenen und Bevorzugten und der Abfall der eigenen Gattin machen mußte, und ihr großes Herz vergaß nun edelmüthig, was Napoleon an ihrer Mutter verbrochen hatte. Aber ihre starke Seele ertrug auch diesen Sturm mit derselben Ruhe und Fassung, wie alle früheren; wo alle Anderen verzweifelten, da hatte sie noch den Muth zu hoffen; sie kannte den Umfang der geistigen Spannkraft des Kaisers. Sie wußte, daß er in seinen Bedürfnissen die Kraft finden werde, sich selbst zu helfen, daß ihn die Noth erfinderisch machen und ihm rettende Ideen bringen werde, und sie sprach es im engern Kreise von Vertrauten offen aus, daß sie die Geschichte Napoleons noch nicht für abgeschlossen erachte. Für sich selbst machte sie keine Ansprüche mehr an's Leben; mit jener edlen Resignation, die der Stempel einer großen Seele ist, sagte sie beim Empfang der Nachricht von Napoleons Verbannung nach Elba: „Ich werde nach Martinique gehen, wo meine Mutter eine Besitzung hat. Ich verbrachte dort meine Kindheit und bewahre noch immer eine angenehme Erinnerung daran. Es ist allerdings ein hartes Loos, Vaterland, Mutter und Freunde verlassen zu müssen; allein angesichts großer Schicksalsschläge muß man auch großen Muth zeigen. Ich werde meine Kinder gut erziehen und darin meinen Trost finden."

Dieser Entschluß der Auswanderung nach Westindien kam jedoch nicht zur Ausführung. Die Hochachtung des Kaisers Alexander für Josephine und ihre Tochter, diese beiden vom Geschick so grausam verfolgten Frauen, und das Interesse, welches ihre Lage auch den anderen siegreichen Fürsten einflößte, hall Hortensens Loos freundlicher gestalten als sie erwartet hatte; sie folgte zwar den Einladungen der drei Monarchen, nach Paris zurückzukehren, erst dann, als sie bei einem Besuch in Rambouillet bei Marie Louisen (welche ihren Vater, den Kaiser Franz II., erwartete) von dieser mit sichtlicher Befangenheit empfangen und nahezu verläugnet worden war; sie suchte sich und ihren Söhnen Gönner und Beschützer unter den fürstlichen Siegern zu erwerben, und fand einen solchen in Kaiser Alexander, welcher ihr einen Besuch abstattete, sobald er ihre Ankunft erfahren hatte, und sie bewog, in Frankreich zu bleiben und bei ihrer Mutter in Malmaison die weitere Entwickelung der Dinge abzuwarten. Gerade unter diesen aufregenden Sorgen und Zweifeln nach der hochherzige Frau durch einen neuen schweren Schicksalsschlag heimgesucht: ihre Mutter Josephine starb nach kurzer Krankheit am 30. Mai 1814, und der Schmerz der Tochter war so eruptiv, daß ihr Bruder Eugen, der Herzog von Leuchtenberg, sie fast mit Gewalt von der Leiche hinweg und nach St. Leu führte. Aber der Tod der theuren Mutter hatte Hortensje so furchtbar erschüttert, daß sie, fast zum ersten Mal in ihrem Leben, den Muth gänzlich verlor, als ihr Bruder bald darauf Paris verließ, um seinem Schwiegervater König Maximilian Joseph I. nach Bayern zu folgen.

Das Geschick Hortensens gewann bald wieder eine freundlichere Wendung; Dank den Bemühungen des Kaisers Alexander mußte Ludwig XVIII. die Standesherrschaft St. Leu bei Paris zu einem Herzogthum erheben, der ehemaligen Königin von Holland den Titel einer Herzogin von St. Leu verleihen und sie im unverkümmerten Genuß ihres ganzen, allerdings nicht sehr beträchtlichen Vermögens lassen. Um diesem abgedrungenen Zugeständnisse jedoch ja jeden Schein einer Großmuth zu benehmen, ließ der von Gottes Zorn und der Alliirten Gnade wieder auf den französischen Thron gesetzte dicke König die Erbärmlichkeit zu, daß in dem hierauf bezüglichen Patent, welches als „im 19. Jahre seiner Regierung erlassen" bezeichnet wurde, gesagt war: „der König ernennt Mademoiselle Hortensje de Beauharnais zur Herzogin von St. Leu."

Einer Regierung gegenüber, welche sich solche knabenhafte Schwächen zu Schulden kommen ließ und seine Gelegenheit versäumte, die Stiefstochter des entthronten Kaisers zu kränken und zu chicaniren und sie erst von St. Leu nach Paris zu treiben und dann wo möglich auch hier hinauszuquälen, konnte sich die Herzogin von St. Leu zu keinerlei Rücksichten der Dankbarkeit verpflichtet erachten. Die ländliche Stille ihres Schlosses St. Leu

Digitized by Google

erschien den Spionen der Bourbonen als sehr geeignet zum Herd von politischen Intriguen und Zettelungen, und vielleicht trieb gerade die Thatsache, daß man sie solcher Umtriebe beschuldigte, Hortense wirklich zu derartigen Unternehmungen. So sehr auch ein großer Theil der Franzosen die Ruhe willkommen hieß, deren Frankreich sich nun zu erfreuen schien, so war doch außer einer winzigen Minorität von Adeligen und heimgekehrten Emigrirten niemand zufrieden mit dem, was die Diplomatie der Alliirten aus Frankreich gemacht hatte, und zu dem dumpfen Groll der Besiegten gesellte sich noch die Entrüstung über das Gebahren der nun herrschenden Partei, ihre Sitten und Bräuche, ihre Anschauungen welche allem dem in's Gesicht schlugen was man seit 25 Jahren zu denken und zu fühlen gewohnt geworden war. In der muthigen großen Seele Hortensens lebten kühne Hoffnungen auf die Zukunft der Napoleoniden wieder auf, als sie diese allgemeine Unzufriedenheit und dieses peinliche Unbehagen in allen Schichten der Gesellschaft wahrnahm, und so ist es nur ganz natürlich, daß sie bald einen kleinen aber gewählten Kreis von zuverlässigen Bonapartisten fand, mit denen sie praktische Politik trieb und der stillen Sehnsucht nach der Rückkehr des Kaisers in den verschiedenen Schichten Nahrung lieh.

(Fortsetzung folgt.)

Die Prinzessin von Ahlden.

(Mit Holzschnitt.)

Das Schicksal der unter diesem Namen bekannten Kurprinzessin Sophie Dorothee von Hannover bildet eine der düstersten Seiten in der Geschichte des Welfenhauses. Geboren im Jahr 1666 als die Tochter des Herzogs Georg Wilhelm zu Celle und seiner Gemahlin Eleonore d'Olbreuse, ward diese Prinzessin, eine der schönsten Frauen ihrer Zeit, im Jahr 1682 mit dem Kurprinzen Georg Ludwig von Hannover vermählt. Ihre Mutter, ebenfalls eine schöne und üppige Frau, hatte sie an dem genußsüchtigen Hofe zu Celle zur Galanterie und Koketterie erzogen, und sie selbst hatte viel von dem leichtfertigen Blut ihrer französischen Mutter geerbt. Kurprinz Georg Ludwig war ein Mensch von schwachem Verstand und Charakter, scheu und wortkarg, verschlossen, kalt und trocken, und somit um so weniger geeignet für eine vergnügungssüchtige Frau von lebhaftem Temperamente, als er jede öffentliche Lustbarkeit scheute und am liebsten im Verborgenen mit einigen schönen Damen des Hofes liebelte, worunter auch mit der nachmals als Geliebte Augusts des Starken, Kurfürsten von Sachsen und Königs von Polen, bekannt gewordenen Gräfin Aurora von Königsmark. Die Ehe des Kurprinzen mit Sophie Dorothee war, wenn auch eine unglückliche, doch mit Kindern gesegnet; die Prinzessin gebar ihrem Gemahl 1682 den Prinzen Georg, nachmaligen König Georg II. von England, und im Jahr 1687 die Prinzessin Sophie Dorothee, die nachmalige Mutter Friedrichs des Großen. Aber der Kurprinz liebte seine Kinder ebenso wenig wie seine junge schöne Gattin, die ihm mehrmals Eifersuchtsscenen bereitete. Eines Tags machte sie ihm Vorwürfe wegen seiner Untreue in Gegenwart seiner Schwester und des Gemahls derselben, des nachherigen ersten Königs von Preußen, und der Kurprinz vergaß sich soweit, daß er sich an seiner Gemahlin thätlich vergriff. Sie rächte sich an ihm dadurch, daß sie seine Untreue ebenfalls durch Galanterieen vergalt. Einer ihrer ersten Liebhaber scheint der schöne Raugraf Carl Ludwig von der Pfalz gewesen zu seyn, der Halbbruder jener Herzogin von Orleans, deren Briefe ein so werthvoller Beitrag zur Geschichte des Hoflebens im siebzehnten Jahrhundert sind. Dieses Verhältniß rief am hannöverschen Hofe großes Aergerniß hervor, und der Raugraf mußte den Hof verlassen und ging nach Morea, wo er 1688 gegen die Türken fiel.

Ein Blick auf den umstehenden Holzschnitt wird unsere Leser überzeugen, daß der Mercure galant vom Dezember 1684 von dieser Prinzessin nicht zu viel rühmt, wenn er sie als eine schöne junge Dame von anmuthiger Fülle, lebhaftem Geiste und ungewöhnlichem Verstande und Bildung schildert. Ihr reiches Haar war hell lastanienbraun, ihr Teint frisch und zart, ihre Büste sehr schön, ihr Wuchs gedrungen, von Mittelgröße und schönem Ebenmaß. Ihre Kenntnisse waren für eine Frau jener Zeit bedeutend zu nennen, und sie sprach ebenso geläufig als geistvoll, war jedoch nicht frei von Eigenliebe. So war die Frau beschaffen, welche in ihrer üppigen Muße und von ihrem unliebenswürdigen Gatten verrathen und mißbaudelt, sich in einen schönen tapfern Höfling verliebte, welcher nur zwei Jahre älter als sie, ihr Jugendgespiele und vertrauter Freund am Hofe zu Celle gewesen war, und 1685 ganz unvermuthet am hannöverschen Hofe auftrat, nämlich der Graf Philipp von Königsmark, der Nachkomme einer ziemlich herabgekommenen brandenburgischen, aber in Schweden in den Grafenstand erhobenen und reich gewordenen Adelsfamilie. Philipp von Königsmark hatte von seiner Mutter, einer Gräfin Wrangel, die in diesem Hause erbliche Körperschönheit, von seinem Vater einen Hang zu Abenteuern überkommen, welcher sich noch während seines Aufenthalts am Hofe des zweiten Carl Stuart von England ausgebildet. Ein gewöhnlicher Verführer und Wollüstling, war er kaum 1685 als Obrist eines Dragoner-Regiments in die Dienste des Kurfürsten von Hannover getreten, als er eine alte Liebelei mit seiner Jugendgespielin wieder aufnahm, welche bald die verträumte Gestalt annahm, wie sich aus verschiedenen, in den Denkwürdigkeiten seiner Schwester Aurora enthaltenen Aeußerungen von ihm ergibt. Aurora selbst soll ihm die Wege zu seiner Anstellung gebahnt haben, denn damals wie zu allen Zeiten war die Fürsprache einer Favorite von wesentlichem Einfluß, und unter den damaligen Gliedern des Welfenhauses fehlte es an derartigen Appertinenzien eines Hofes nicht. Der Vater des Kurprinzen, Kurfürst Ernst August, leistete im Stücke einer nach französischer Hofsitte eingerichteten Maitressenwirthschaft Erkleckliches, und stand ganz unter dem Einflusse der „hölzen Gräfin Platen", welche seinen Sohn und Enkel noch mit Favoritinnen aus ihrer ganzen Familie versah, um sich einen dauernden Einfluß am Hofe zu sichern.

Man hat lange Zeit die Kurprinzessin Sophie Dorothee nur für ein Opfer der Intrigue und ihr Verhältniß zu Philipp von Königsmark für ein rein platonisches ausgeben wollen; allein der schwedische Geschichtsschreiber, Professor Palmblad in Upsala, hat in der dortigen Universitäts-Bibliothek eine Sammlung Originalbriefe der Prinzessin und Königsmarks entdeckt, deren Echtheit unzweifelhaft nachgewiesen ist und über die Natur dieses Verhältnisses keinen Zweifel mehr läßt. Man ersährt daraus die Zusammenkunft Beider häufiger sowohl in Königsmarks Wohnung am Neumarkt, wie in den Appartements der Prinzessin im Schlosse. Die Prinzessin wünschte bald nichts sehnlicher, als von Königsmark entführt zu werden und mit ihm an irgend einem verborgenen Winkel in größter Zurückgezogenheit zu leben. Der Graf dagegen scheint nicht so verliebt gewesen zu seyn oder wenigstens sich mehrfach mit dem Gedanken getragen zu haben, ein Verhältniß abzubrechen, das ihn mit den größten Gefahren bedrohte. Allein dieß Alles hätte wohl noch kein so großes Aergerniß gegeben, denn zu jener Zeit waren zügellose Ausschweifungen an den deutschen Höfen so sehr im Schwunge, daß man der Prinzessin aus ihren Bezügen zu dem Grafen Philipp von Königsmark keinen so bedeutenden Vorwurf gemacht haben würde, selbst wenn beide auch jene Klugheit vergessen hätten, welche wenigstens für Wahrung des äußern Anstands besorgt ist. Die Prinzessin war von ihrem kalten, langweiligen Manne so sehr vernachlässigt, und wußte von dessen Ausschweifungen so vieles, daß sie damit seine Vorwürfe leicht im Schach zu halten im Stande

Digitized by Google

gewesen wäre. Auch liebte sie den ausschweifenden Grafen mit einer Leidenschaft, welche etwas Verhängnißvolles hatte; sie würde mit Freuden ihm ihre ganze Stellung zum Opfer gebracht, Glück und Unglück, Schmach und Verbannung mit ihm getheilt haben. Die Liebe füllt ja das ganze Wesen einer Frau aus, und es gehört nicht eben viel Physiognomik dazu, um aus den Zügen ihres Bildes, dessen Original im neuen Welfen-Museum zu Hannover hängt, aber der Schaulust der Menge entzogen ist, den leidenschaftlichen energischen Charakter von Sophie Dorothee herauszulesen. Der Kurprinz hat es ihr später zum Vorwurf gemacht, daß seine Gemahlin nur ihrem Geliebten treu gewesen sey und ihn selbst in spateren Jahren abgewiesen habe. Philipp von Königsmark dagegen war kein Tugendspiegel und hatte mancherlei galante Liaisons mit den Damen des hannöverschen Hofes. Aber daß er die Werbungen einer Einzigen verschmähte, welche sich beeifert an ihn anbrängte und ihn in ihr Netz zu ziehen suchte, das stürzte schließlich ihn und die Prinzessin in's Verderben. Jene Eine die er verschmähte, war die schon erwähnte böse Gräfin Platen, die allmächtige Favoritin des Kurfürsten Ernst August. Dieses Weib, welches damals über die Blüthe der Jugend schon weit hinaus war, hatte ihre unreinen Blicke auf den Antinous-artigen bildschönen Grafen geworfen und ihn an sich zu ziehen versucht; sie hatte ihm auf ganz unzweideutige Weise zu erkennen gegeben, was für Absichten sie auf ihn habe; sie hatte ihm die Beweise ihres Wohlwollens in solch auffallender Weise ertheilt, daß selbst der Hof und der Kurfürst darauf aufmerksam wurden und sie sich genöthigt sah, ihre wahren Absichten auf den schönen Grafen dadurch zu maskiren, daß sie dem Kurfürsten glauben machte, sie wolle Königsmark mit ihrer Tochter verheirathen, welche sterblich in den jungen Grafen verliebt sey. Genug, als Königsmark sich von der kurfürstlichen Favorite zurückzog, war sein Verderben beschlossen.

Die Gräfin Platen war eine Intriguantin der gefährlichsten Art: kalt, wollüstig, üppig, grausam, selbstsüchtig, unversöhnlich. Sie hatte der Kurprinzessin Freundschaft geheuchelt und sich soweit in deren Vertrauen eingeschlichen, daß sie von Sophie Dorothees selbst in ihr Verhältniß zu Königsmark eingeweiht worden war. Sie hatte der Prinzessin Hoffnung gemacht, etwas für den Grafen thun zu wollen, dessen Vermögensverhältnisse durch seine eigene Schuld und durch die politischen Zustände Schwedens ganz zerrüttet waren, um ihm die Nothwendigkeit zu ersparen, sich erst im Dienste der Republik Venedig wieder eine Stellung und ein Vermögen zu erwerben. Die Gräfin Platen wußte aus Sophie Dorotheens eigenem Munde, daß während Philipp von Königsmark 1688 mit den hannöverschen Truppen im Feldzug gegen die Franzosen am Rhein stand, er das Bildniß der Prinzessin, das sie ihm geschenkt, immer auf der Brust trug, daß die beiden Liebenden wöchentlich stets zweimal Briefe gewechselt, u. dergl. m. — Das Geschick Königsmarks und der Prinzessin lag also ganz in den Händen der unversöhnlichen weil verschmähten Maitresse.

Sophie Dorothee

Die Prinzessin von Ahlden.

(Kurprinzessin Sophie Dorothee von Hannover, geborne Prinzessin von Celle.)

Nach dem Bildniß derselben im Neuen Welfen-Museum zu Hannover.

Das intime Verhältniß zwischen der Kurprinzessin und dem Grafen Königsmark hatte, wie die von Palmblad aufgefundenen Briefe ausweisen, von 1687 bis 1694 gedauert. Der Graf war in Feld und auf Reisen (z. B. nach Venedig, Dresden, Wien ꝛc.) manchfach abwesend gewesen, und im Frühjahr 1694 von August dem Starken, dessen Gunst er während des Feldzugs am Rhein gewonnen hatte, als Generalmajor nach Sachsen berufen worden. In Dresden hatte er bei einem Gelage, wo nach damaliger Sitte die stärksten Weine vom Rhein, aus Ungarn, Spa-

Digitized by Google

nien und den griechischen Inseln in Strömen flossen, die Indiscretion begangen, sich nicht nur seiner früheren Liaison mit der Gräfin Platen, sondern auch seiner besondern Gunst bei der Kurprinzessin zu berühmen, und diese unritterliche Auslassung war von einem der Tischgenossen, einem ehemaligen hannöverschen Kavalier, der Gräfin Platen berichtet worden, welche nun von Rachgier gegen Königsmark und die Kurprinzessin entbrannte, weil letztere die Favorite ebenfalls durch einige boshafte Epigramme gekränkt, welche wieder hinterbracht worden waren.

Bei Sophie Dorothee war es beschlossene Sache, dem Geliebten nach Sachsen zu folgen, sobald sie nur konnte. Dieß zu ermöglichen, suchte sie zuvörderst von Hannover hinweg zu kommen, und reiste zu ihrem Vater, um diesen zu beschwören, daß er ihr erlaube, sich von ihrem Gatten zu trennen und wieder am elterlichen Hofe zu leben. Dieses Gesuch ward ihr abgeschlagen und sie selbst wieder nach Hannover zurückgeschickt; sie stellte sich nun krank, um den Kurprinzen nicht auf der Reise nach Berlin begleiten zu müssen, wo derselbe seine Schwester die Erdprinzessin besuchen wollte. Sie gedachte vielmehr während der Abwesenheit ihres Gemahls mit dem Grafen Königsmark von Hannover zu entfliehen, und wollte anfangs sich nach Frankreich entführen und dort mit ihm trauen lassen, nachdem sie beide zur katholischen Religion übergetreten seyen; aber diesen Plan hatten beide nach reiflicher Erwägung wieder fallen gelassen, und Sophie Dorothee wollte sich lieber in den Schutz und an den Hof des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig begeben.

Die Vorbereitungen dazu waren schon getroffen, aber der Gräfin Platen verrathen worden, als Graf Königsmark behufs einer letzten Besprechung sich am Sonntag den 1. Juli 1694 Abends nach 10 Uhr zu der Prinzessin in das Schloß zu Hannover begab. Er trug ein Paar schlechte Sommerhosen aus grauer Leinwand, ein schlicht weißes Camisol, ganz kurz, und einen braunen Regenrock, war aber doch trotz dieser Vermummung erkannt und der Gräfin Platen verrathen worden. Während er sich nun bei der Prinzessin verspätete, weil er ihr noch behülflich war, ihre Kleinodien einzupacken um selbige mit auf die Flucht zu nehmen, war

Spanische Zigeuner. (Text dazu auf S. 191.)

die Gräfin Platen zu dem Kurfürsten geeilt, hatte diesem das Stelldichein der beiden verrathen und sich vier Trabanten geben lassen, welche den Grafen verhaften sollten.

Als der Graf gegen Morgen von der Prinzessin hinwegging, deren Gemächer auf der einen Seite des noch so benannten Rittersaales lagen, wollte er ein Liedchen trillernd über den Korridor vor dem Rittersaale eine kleine Treppe und am Fuße derselben ein Pförtchen erreichen, welches nach dem Garten hinausführte und nie geschlossen war. Wider Erwarten fand er aber alle Ausgänge verschlossen, kehrte daher arglos um und wollte über einen andern Korridor nach der großen Schloßtreppe gelangen. Kaum aber betrat er den über der Schloßkapelle liegenden Vorplatz, so traten hinter dem noch vorhandenen Schornstein hervor vier Trabanten, um den Grafen zu verhaften. Sie hatten die bestimmte Weisung, im Falle eines Widerstands ihre Waffen zu gebrauchen, und da der Graf wirklich sich nicht gutwillig verhaften ließ, sondern den Degen zog, so drangen die Trabanten auf ihn ein und überfielen ihn mit Degen und Hellebarden. Der Graf wehrte sich energisch, bis ihm die Degenklinge abgeschlagen und er niedergestoßen und übermannt ward; nun trugen ihn die Trabanten in ein Nebenzimmer, welches an den Vorplatz stieß und hier erschien denn bald seine triumphirende Freundin, die böse Gräfin Platen, und leuchtete ihm mit der Kerze in's Gesicht, um sich zu überzeugen, daß die Trabanten auch den Rechten getroffen hatten. Als Königsmark sie erkannte, sammelte er noch die letzten Kräfte, um sie mit Verwünschungen zu überhäufen und die Unschuld der Kurprinzessin zu betheuren; Gräfin Platen aber stieß ihn mit dem Fuß in das blutende Gesicht und ließ den Schwerverwundeten in ein kleines Gewölbe unter dem

Wasserspiegel der Leine tragen, welches mittelst eines Tonnenmaßes mit Wasser gefüllt werden konnte, und ihn darin vollends ersäufen. Was man mit seinem Leichnam begonnen, darüber sind die Ansichten getheilt: nach den einen soll derselbe am Morgen in einen geheizten Ofen gebracht und verbrannt, jenes Gemach aber vermauert worden seyn; nach der Darstellung der Prinzessin aber ward Königsmarks Leiche in ein heimliches Gemach geworfen, Kalk darauf geschüttet und der Ort vermauert, den Trabanten und Arbeitern aber bei Androhung schwerster Ahndung das tiefste Stillschweigen darüber auferlegt. Die Gräfin Platen suchte sich gegen die Vorwürfe des Kurfürsten dadurch zu sichern, daß sie die ganze Schuld dieses tragischen Ausganges auf die ungerechtfertigte Heftigkeit von Königsmark's Widerstand schob.

Das Verschwinden des Grafen ward vielen Staub auf, aber seine Schwestern, und namentlich Marie Aurora, welche schon damals die offenkundige Favorite Augusts des Starken war, bemühten sich vergebens, genau zu ermitteln, was aus jenem geworden sey. Man erfuhr zwar, daß der ganze Hausstand des Grafen, aus 29 Dienern und 52 Pferden und Maulthieren bestehend, reisefertig seiner geharrt habe; aber wie er verschwunden, das ward erst nach Jahren ermittelt, und mit ihm erlosch der Mannesstamm des schwedischen Zweiges der Familie. Die Platen hatte rasch zugegriffen, um sich zu rächen, ehe seine Abreise ihn ihrem Grimm entzog.

Der Schmerz der Kurprinzessin, als sie die entsetzliche Begebenheit erfuhr, war ein solch wilder und leidenschaftlicher, daß sie nur den Verdacht bestätigte, welcher gegen sie vorlag. Sie brach offen mit ihrem Gemahl und Schwiegervater, machte einen Selbstmordversuch, erklärte unter diesen Mördern und Barbaren nicht mehr leben zu wollen und drang auf Scheidung. Sie hatte ihre eigene Unschuld beschworen und das Abendmahl auf diesen Schwur genommen, ihr Hofströlein von Knesebeck hatte ihre Unschuld bestätigt und mehrfach schriftlich und mündlich aufrecht erhalten; aber dennoch ward sie in dem gegen sie eingeleiteten Proceß zur Scheidung und lebenslänglichen Einsperrung verurtheilt; ihr eigener Vater mußte die Demüthigung ertragen, der Scheidung anzuwohnen, welche am 28. Oktober 1694 stattfand. Ihr Vater zog nun seine Hand ganz von der Unglücklichen ab, und diese sollte ihre lebenswierige Haft in dem Flecken Ahlden, an der Aller, 4 Meilen von Celle, verbringen, wo ihr Vater sie bei Lebzeiten nicht wieder sah. Sie hatte durch einige boshafte Bemerkungen über ihn, welche ihm während des Prozesses hinterbracht worden waren, auch seine Gunst verscherzt.

Die Rache des hannöverischen Hofes dehnte sich auch auf die Gesellschaftsdame der Prinzessin Fräulein von Knesebeck aus, welche auf der Veste Scharzfels im Harz gefangen gesetzt aber nach drei Jahren befreit ward, und dann erst in Wolfenbüttel bei dem alten Herzog Anton Ulrich und hernach in Berlin ein Asyl fand. Sophie Dorothee aber, (oder die Prinzessin von Ahlden, wie sie nunmehr hieß) lebte in ihrem Gefängnisse zu Ahlden noch 32 Jahre. Ihr Vater starb 1705, ihre Mutter 1723 und sie hatte dadurch den Genuß des Allodialvermögens ihres Vaters bekommen (der Celle'sche Landestheil war durch Austerben des Mannsstammes an die Kur Hannover gefallen) und nun ein Einkommen von 28,000 Thalern zu verzehren. Sie hatte zu ihrem Umgang zwei Gesellschafterinnen, einen Kammerherrn und den Offizier, welcher jeweilig die Wachtmannschaft des Schlosses kommandirte; diese vier Personen speisten fortwährend an der Tafel der Prinzessin, welche sich in den 32 Jahren ihrer Gefangenschaft vorzugsweise mit ihrer Hofhaltung und der Verwaltung ihres Vermögens beschäftigte, den Besuch von Bürgersleuten und Handwerkern, nicht aber denjenigen von Standespersonen empfangen, und täglich im Freien spazieren fahren durfte, wozu ihr die Landstraße auf eine Stunde im Umkreis der Stadt, sowie die nöthigen Equipagen und einer Escorte von Kavalerie zu Gebote standen. Weibliche Arbeiten, Lectüre, Kartenspiel, religiöse Uebungen und Werke der Wohlthätigkeit waren ihr einziger Zeitvertreib. Ihr Sohn, der nachmalige König Georg II. von England, und ihre Tochter, sowie auch ihre Mutter, besuchten sie häufig, und diese Besuche bildeten die seltenen Glanzpunkte dieses einförmigen Gefängnißlebens, das mehr als die Hälfte ihres Lebens ausfüllte. Noch in ihren letzten Jahren dachte sie an Flucht aus dem Gefängniß, zu welchem Behuf sie schon seit Jahren einen großen Theil ihrer Ersparnisse bei Banquiers in Holland angelegt hatte. Als aber einer ihrer Vertrauten, Graf Bar, sie um eine namhafte Summe betrogen, die er in ihrem Auftrag bei jenen Banquiers zu erheben gehabt hatte, nahm sie diesen Verlust und die Vereitelung der Hoffnung, hiedurch zu ihrer Tochter, der Gemahlin Friedrich Wilhelms I. von Preußen entfliehen zu können, sich so zu Herzen, daß sie schwer erkrankte und am 13. November 1726 in einem Alter von mehr als sechszig Jahren starb. Ihre sterblichen Ueberreste wurden in der herzoglichen Gruft zu Celle beigesetzt in einem einfachen Metallsarg, den nicht einmal eine Inschrift kennzeichnet. Ihr unversöhnlicher Gemahl und ihr Sohn legten nicht einmal Trauer um sie an, dagegen ließ ihr Schwiegersohn aus Rücksicht für seine Gemahlin den preußischen Hof Trauer anlegen. Die reiche Erbschaft, auf welche er hoffte, und durch jene feierliche Trauer spekulirte, entging ihm aber dennoch, denn der filzige Georg I. nahm dieselbe trotz der Scheidung in Anspruch und gab sie nicht heraus.

Das ist die Geschichte jener unglücklichen Kurprinzessin, welche der hannöversche Hof so viele Jahrzehnte hindurch mit dem Schleier des Geheimnisses zu umgeben suchte, bis die Zeit sie doch in all ihren Einzelnheiten zu Tage brachte. Noch heutzutage wird das Bild der armen Prinzessin, die am Ende trotz all ihrer Straßbarkeit nicht mehr that, als weitaus die größte Zahl der fürstlichen Frauen jener Zeit, im neuen Welfen-Museum der Schaulust des Publikums vorenthalten, und ist in das Arbeitszimmer eines der Vorstände verbannt. Allein es existiren davon noch einige frühere authentische Kopieen, und einer derselben entlehnen wir den Holzschnitt auf S. 188, dem wir demnächst auch denjenigen des Grafen Philipp von Königsmark nachfolgen lassen werden.

Unsere Wintervögel.

Mit Holzschnitt auf S. 185.

Wenn im Augustmonat die Felder leer werden, so verstummt gewöhnlich der Gesang der Vögel und weicht dem melancholischen Zirpen des Heimchens. Allein Wald und Flur sind doch noch belebt von den kleinen munteren gefiederten Sängern, und im Gegweige herrscht noch Zwitschern und fröhlicher Lärm. Dann aber gegen den Herbst hin verlassen uns erst die Wachteln und Staare, dann die Menge der sogenannten Schmeißvögel oder Insektenfresser, und die Zahl derjenigen gefiederten Bewohner unserer Zone, welche noch bei uns aushalten und dem rauhen Winter unseres Himmelsstrichs trotzen, ist verhältnißmäßig klein. Allein wem klöpfen diese zurückgebliebenen Sänger: diese Finken, Meisen, Lerchen, Rothkehlchen, Goldhähnchen, Sperlinge, Schwarzdrosseln u. s. w. nicht ein lebhaftes Mitgefühl ein? Wen muthet es nicht freundlich an, wenn er, im beschneiten Felde lustwandelnd, in Hecken oder Gestrüpp auf Gruppen unserer Wintervögel stößt, welche mit kaum verminderter Munterkeit sich umhertummeln, oder wenn er jene Flüge von den schönen bunten Tannenfinken, die mit Winters Anfang aus den waldigen Gebirgen in das Flachland niederziehen, über den Feldern und Brüchen hinschwärmen, sich im Rohr und Weidenich niederthun und bei der leisesten Störung schreiend auffliegen sieht! Wie im Frühling und Sommer der Gesang der tausend Vögel des Waldes und Gefildes unser Ohr und Herz erfreut, so zeugt

Digitized by Google

uns dieses harmlos frohe Vogelleben im Winter nicht minder beredt für die allwaltende Güte des himmlischen Vaters und die unwandelbare unerschöpflich weise Einrichtung der Natur, die am dürren Busch und Halm und unter Schnee und Eis auch noch Futter streut für alle diese kleinen Kreaturen und das Wort der Bibel bewährt, daß der Herr der Schöpfung keines seiner Geschöpfe vergißt, sondern Jeglichem Speise gibt zu seiner Zeit. Darum mag unser reizendes Bild eines sinnigen, die Natur treu beobachtenden Künstlers auch in diesen Spalten ihr Plätzchen finden als ein trostvoller Gruß an jagende Gemüther, als eine Mahnung an die starken, diesen treuen Vögeln, welche unter den eisigen Schauern des Winters noch um unsere Dächer und Fenster schwärmen, und unsere Gärten, Felder und Wälder beleben, den Mangel zu erleichtern! Wenn Du, liebe Leserin, zur Sommerszeit in Deinem Garten einige Kerne von Sonnenblumen steckst und die gereiften samenvollen Blüthenköpfe im Winter auf Bäume hängst, so hast Du nicht nur im Sommer die schmucke Pracht dieser schönen Gewächse als Labsal für das Auge, sondern auch das Bewußtseyn, mit ihren Samen im Winter manch armen hungernden Vogel gelabt und gestärkt zu haben, welcher Dir in der schönen Jahreszeit dankbar diese Mühe mit fröhlichem Gesange lohnt! Dieß merke Dir und übe darin jene schöne Menschlichkeit, die wie Thau in Dein Herz fällt und es erhebt! —

Spanische Zigeuner.

Mit Holzschnitt auf Seite 189.

Das Volkchen von welchem es mit Recht heißt wie von den Vögeln unter dem Himmel: „sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen, und unser himmlischer Vater ernähret sie doch," — die spanischen Zigeuner nämlich, haben gewiß bereits jedem von uns von Kindesbeinen an ein gewisses Interesse eingeflößt. Wer erinnert sich nicht mit innigem Vergnügen der Spannung und Rührung, womit er als Kind einst P. A. Wolff's „Preciosa" mit ihrer Romantik und reizenden Musik vor den Lampen eines Theaters bewunderte, oder des Vergnügens womit er in Cervantes' Novellen von den Gitanos las, welche in den spanischen Dramen und Romanen eine solch hervorragende Rolle spielen? Unser umstehendes Bild gibt eine treu dem Leben abgelauschte Darstellung einer Gruppe spanischer Zigeuner, wie sie bei Cigaretten, Musik und Gesang unter dem ewig heitern Himmel der iberischen Halbinsel süßen Nichtsthums pflegen, auf freier Haide in der Nähe einer Stadt gelagert, fröhlich und guter Dinge wie die Schwarzdrossel im Gezweige, dunkel von Haut, leicht von Sinn, anstellig, schlau und verschlagen, aber träg und behaglich, in den schönen dunklen glühenden Augen eine seltsame Mischung von Wildheit und Schwermuth. Wir sehen das junge Mädchen voll südlicher Gluth und wilder Anmuth, das die Schellentrommel rührt und ein heiteres schallhaftes Liedchen singt um durch dasselbe die Maravedis aus den Taschen der Zuhörer hervorzulocken; aber wie bald wird in diesem rauhen zwecklosen Wanderleben der Schmelz der Jugend hinweggestreift von der braunen Wange der hübschen Gitanilla, welche anzusehen ist wie die Sonnenseite eines Blutpfirsichs, und dann wird bald aus der rasch verblühten eine tabakrauchende, schnapstrinkende, zahnlose, schlumpige Alte, welche bettelt und wahrsagt, zwar nicht Kinder, aber Speckseiten, Hühner und Ferkel stiehlt, und durch ihre wilden Blicke in den Städten die Kinder erschreckt und die Frauen zwingt, sich um ein Stück Scheidemünze Karten legen oder aus

ten eben noch berathschlagten. Schon drohte der zerschmetternde Schlag aus dem Geschütz, — siehe, da trat ein ehrwürdiger Mann unter die Erzgrimmten, legte seine Brust voll treuer Bürgerliebe vor die Mündung der Kanone und sprach: 'Soll Bürgerblut fließen, so fließe denn mein Blut zuvor!' Alle erschracken, als sie den christlichgrossen Helden erblickten; das war der Schultheiß Wengi von Solothurn." — Diese That ist in ihrer Art einzig, zumal wenn man die Aufregung und den Fanatismus berücksichtigt, die sich damals auch der Maßvollsten bemächtigt hatten; ein solch hochherziger Mann verdient daher auch, dem Andenken der Nachwelt zu Muster und Nacheiferung empfohlen zu werden. Wengi war Katholik und bei beiden Parteien geachtet; seinem energischen und doch milden Einfluß gelang es, die hochgehenden Wogen der fanatischen Erbitterung zu beschwichtigen. Es ward kein Blut vergossen, sondern ein Vergleich kam zu Stande, in Folge dessen die 34 Gemeinden der Landschaft, welche den evangelischen Glauben schon angenommen hatten, in den Schoos der katholischen Kirche zurückkehrten, diejenigen aber welche lieber alles als den neuen Glauben verlassen wollten, ungehindert mit ihrer Habe nach anderen Städten und Gebieten abziehen konnten. Wengi war eine jener Heldengestalten, die unter den Eidgenossen der Vorzeit so häufig sind. Des heldenhaften Mannes kühne Ehre That feiert unser Bild, die Schöpfung eines unserer tüchtigsten deutschen Maler der Gegenwart, in würdiger Weise.

Schultheiß Wengi von Solothurn verhindert den Bürgerkrieg.

Die Kirche im ehemaligen Kloster Lorch und die Hohenstaufen-Gräber.

Mit einem Holzschnitt auf S. 193.

Im württembergischen Remsthal unweit der Stätte, wo der Hohenstaufen einerseits seinen schöngeschwungenen Rücken mit dem steilen Kegel erhebt und die Wiege jenes Heldengeschlechts zeigt, das in der Geschichte des Mittelalters eine solch bedeutende Rolle spielt, und wo anderseits der Bauernkrieg mit dem „armen Konrad" seinen Anfang nahm, der das Mittelalter gleichsam ausläutete, liegt an den Fuß waldiger Hügel gleichsam hingeschmiegt der alte Flecken Lorch. Er ist ohne Zweifel römischen Ursprungs, denn mitten durch das nunmehrige Städtchen zieht die Linie des alten Grenzwalls des alt-römischen Kaiserreichs, des Limes transrhenanus Imperii Romani. Das Städtchen selbst bietet wenig Merkwürdiges außer der gothischen Kirche zur heiligen Maria von dem ehemals hier befindlichen Kollegiatstifte. Allein wenn man oftwärts zum Städtchen hinaus wandert, auf der Landstraße nach der interessanten, reizend gelegenen alten schwäbischen Reichsstadt Gmünd, so biegt gleich außerhalb des Weichbildes des Städtchens ein Weg links ab und führt auf die Kuppe eines nach Süden vorspringenden Hügels hinauf, dessen Fläche das ehemalige Kloster Lorch mit seinem alten romanischen Kirchlein und sonstigen heilwürdigen Baureesten desselben Stils krönt. Dieser sonnig und sommerlich gelegene Hügel ist in der schönen Jahreszeit das Ziel mancher Wanderer, welche sowohl die herrliche Aussicht nach den Bergzügen der südöstlich gegenüberliegenden schwäbischen Alb, als insbesondere das alterthümelnde Interesse anzieht, welches sich an dieses einstige Kloster knüpft, denn in dem alten Kirchlein liegen verschiedene Glieder der berühmten hohenstaufischen Familie gleichsam angesichts ihres Stammhauses begraben, und hier, innerhalb der noch vorhandenen Klostermauer, soll einst sogar ein Palas, d. h. ein Herrenhaus der Hohenstaufen, gestanden haben.

Von dem alten Kloster ist wenig mehr vorhanden. Die Reformation

welche diese Kloster im Alt-Württembergischen aufbot, hat seltsame Wandlungen über deren bauliche Einrichtungen gebracht. So ist die einst so stattliche ehemalige Abtswohnung ein Getraidespeicher, und von anderen interessanten Theilen sind knapp noch die Unterbauten vorhanden. An die vormalige Abtswohnung stößt aber noch der schöngewölbte gothische Kreuzgang, und die Außenseite der benachbarten Gebäude läßt noch die Zellen der Mönche und das Refektorium mit seinen hohen Fenstern erkennen, und im obern Geschosse finden sich noch einzelne Spuren alter Malerei.

Das Hauptinteresse des Orts aber knüpft sich an die alte Klosterkirche, deren Immenansicht unser umstehender Holzschnitt darstellt. Wie sehr im Lauf der Zeiten auch der alte Bau verstümmelt ward, ob er auch seine Thürme verloren und durch Giebel u. s. w. manche Verballhornung erfahren hat, — immer noch zeigt das dreischiffige Kirchlein in Gestalt eines lateinischen Kreuzes ebe Verhältnisse in der Anlage und Spuren einer untergegangenen künstlerischen Pracht. In der Mitte des Langhauses steht ein mächtiger Sarkophag aus feinem Werkstein und von einst sehr kunstreicher Arbeit aus dem Jahre 1475, enthaltend die Ueberreste Herzogs Friedrich von Schwaben und seiner Kinder; auf den acht Pfeilern aber sind noch die Spuren alter Fresken zu sehen, welche die Bildnisse von verschiedenen Hohenstaufen darstellen, nämlich zunächst die Stifter der Kirche: Herzog Friedrich I. von Schwaben und seine Gemahlin Agnes; Friedrich den Einäugigen; Friedrich Barbarossa und seinen Sohn Heinrich VI., Friedrich II., dessen Sohn Konrad IV. und dessen Sohn Konradin, neben welchem seine Hinrichtung durch eine Art Fallbeil dargestellt wird, und endlich Philipp und Irene.

Ein Vorchor mit zwei Seitenkapellen und einer gewölbten Kuppel ist durch einige Stufen vom Langhaus getrennt und enthält vier romanische Eckäulen, deren Kapitäle noch die hohenstaufischen Löwen enthalten und von der ursprünglichen, zur Zeit der Gründung erbauten Kirche herrühren sollen. Beide Kapellen enthalten Grabdenkmäler von benachbarten Adelsfamilien aus späterer Zeit und von minderem Interesse. Aber

Die Kirche im ehemaligen Kloster Lorch.

das Haupt-Chor in reingothischem Style aus dem Beginn des 16. Jahrhunderts wölbt sich über der Stelle, wo einst in fünf Grüften eine Anzahl Hohenstaufen bestattet lag. Leider sind nach der Reformation diese Gräber mehrfach durch Schatzgräber und auf Befehl wirtembergischer Herzöge umgewühlt worden, wobei man Todtenschädel mit blonden Haaren daran, Ringe, Spangen und Fibeln gefunden haben soll.

Einst war das Kloster Lorch ein weit berühmter vielbesahrener Wallfahrtsort. Der Glaubenseifer der kriegerischen Hohenstaufen hatte namentlich zur Zeit der Kreuzzüge viele Reliquien hiehergebracht, welche von dem Volke andächtig verehrt wurden und dem Kloster reiche Spenden zuzogen. Alte Chroniken melden viel davon, obschon die eigentliche Geschichte des Klosters nicht genau bekannt ist. Denn als im Bauernkrieg die Abtei von den aufrührischen Bauern gestürmt wurde, ging ein Theil des Klosterarchivs in Rauch auf, und der Abt Sebastian selbst ward tödlich verwundet. Von den Verheerungen bei dieser Gelegenheit erholte sich das Kloster niemals wieder ganz, und als nach dem dreißigjährigen Kriege die Benediktiner-Mönche ganz von hier abzogen nach Bayern oder Oesterreich, nahmen sie auch noch den Rest der archivalischen Quellen mit, welche über die Geschichte dieses Gotteshauses Auskunft geben könnten. Was man anderweitig ermittelt hat, ist nicht bedeutend. Der schon genannte Friedrich, der erste Herzog von Schwaben, sammt seiner Gemahlin Agnes und beider Söhnen Friedrich und Konrad, verwandelten am 1. Mai 1102 eine Burg, die seit uralten Zeiten auf diesem Hügel gestanden (vielleicht lauf den Substructuren einer altrömischen Warte oder eines Castrum

Digitized by Google

in ein Benediktinerkloster, das schon 1108 von zwölf Mönchen aus dem Kloster Hirschau unter einem gewissen Herpert von Comburg besiedelt und 1136 durch eine Bulle des Papstes Innocenz II. zur Abtei bestätigt ward. Konrad verlegte nun hieher das Erbbegräbniß der Hohenstaufen, und er und seine Nachkommen mehrten durch reiche Geschenke und Stiftungen Bedeutung und Ansehen des Klosters.

Heutzutage ruht tiefe Stille und heiliger Friede auf diesen Räumen. Die noch bewohnbaren Räumlichkeiten sind zu Beamtenwohnungen eingerichtet und beherbergen nur eine kleine Bevölkerung. Der Wind, der um die uralte Linde und durch den leeren Kreuzgang säuselt, scheint flüsternd von alten Zeiten und verklungenen Sagen zu erzählen. Drunten am Fuße des Hügels rasselt die Lokomotive vorüber auf dem Schienenweg nach Nürnberg; dahinter rauschen die schönen Wälder, die sich nach der Welzheimer Hochebene hinaufziehen; von Süden und Südosten her winken die malerischen Kuppen der Albberge: des Hohenstaufen, Rechberg, Stuifen, Bernhardus, Rosenstein, und erinnern an Zeiten, wo einst so hell vom Staufen die Ritterharfe klang, und von diesem Gau ein Theil der ereignißreichsten Geschichte des Mittelalters ausging. Der Wanderer den seine Straße hier vorüberführt, gönne dem Besuche dieses durch solch weihevolle Erinnerungen geheiligten Orts ein genußreiches Stündchen.

Der Onkel von Amsterdam.

Eine Familiengeschichte von Otfrid Mylius.

(Fortsetzung.)

11.

Die ganze Stadt und Umgegend von Hagenbach sprach schon seit acht Tagen von nichts Anderem mehr als von dem großen Ball, welchen Herr Heffter am Dienstag geben werde, und dessen Pracht alles zu überstrahlen verhieß, was Hagenbach jemals in diesem Artikel gesehen, seit der Stadt das Glück zu Theil geworden, den vorigen König einmal in seinen Mauern zu beherbergen. Seit einer vollen Woche waren Maler, Tapezierer, Vergolder und andere dekorative Künstler aus der Residenz droben auf dem Heffter'schen Landhause mit gründlicher Ausschmückung der Räume beschäftigt; Möbelwagen fuhren täglich an und brachten neue Garnituren, zu Wagen und zur Eisenbahn kamen Leckerbissen aus allen Zonen, der Haushern visitirte jeden Tag dreimal den Fortgang der Arbeiten, und holte Spahnlebergs Urtheil darüber ein. Ein berühmter Koch war aus der Residenz verschrieben und würgte und wirkte seit zwei Tagen unter verschiedentlichem Gethier der Wälder, Felder, Stallungen und Seen, um eine Mannigfaltigkeit der feinsten Speisen zu bereiten. Einige Lohnmägde und Köchinnen fungirten unter, der Gehülfe von Herrn Konditor Kränzler bei der Süßtelkirche arbeitete neben ihm, und des Lärmens und Getoses und Gewühls im Hause war so viel, daß Frau Heffter und ihre Töchter vollkommen gerechtfertigt waren, wenn sie nur seufzend an das Vergnügen dachten, das sie vor, an und nach dem Balladend ausstehen sollten.

Frau Louise war früh und spät abgehetzt, um überall zum Rechten zu sehen und übermäßiger Verschwendung der Vorräthe zu steuern. Sie erschien ruhig und resignirt, obschon ihr im Stillen das Herz blutete, aber nachdem alle ihre Bitten und Vorstellungen nicht vermocht hatten, ihren Gatten von dem unsinnigen Gedanken des üppigen Ballfestes abzubringen, hatte sie sich darein ergeben als in eine unabwendbare Kalamität, und sich nur aus Kräften bemüht, der unangenehmen Sache noch die vortheilhafteste Seite abzugewinnen. „Ich gebe Dir zu, Louise, daß der Abend mich tausend Gulden kosten kann, welche ich in diesem Augenblick nicht gerade übrig habe," hatte Herr Heffter auf alle ihre Vorstellungen gesagt; „allein ich habe damit einen Zweck im Auge, welcher mir jenes Opfer reichlich ersetzen wird. Es gibt kein andres Mittel, welches mich schneller zu meinem Ziele führte, und darum verlange und erwarte ich von Dir und den Mädchen stillschweigenden Gehorsam und heitere Mienen zum Feste. Es wäre euer eigener Schade, wenn ihr mir meine Pläne durchkreuzen würdet."

„Du weißt, Manuel, daß ich Dir niemals Scenen gemacht habe," entgegnete Frau Louise; „ich füge mich in Deinen Willen; aber Gott gebe, daß Du das große Opfer nicht umsonst bringst," fügte sie mit einem tiefen Seufzer hinzu; „der Mensch denkt, Gott lenkt, und die schönsten Pläne sind oft schon in Luftschlösser zerronnen. Ich will darum gar nicht wissen, was hinter dem glänzenden Feste eigentlich steckt."

Papa Heffter's Geschenke waren noch niemals so lau von Gattin und Töchtern aufgenommen worden, als die schwere Robe von grauem Moiré antique von Frau Louisen und die beiden Ballkleider nach der neuesten Mode von den beiden Töchtern, denn auf diesen drei Frauenzimmern lag es wie ein drückender Alp. Die Kleider wurden gemacht, aber ohne fröhlichen Enthusiasmus, ohne Beifall, ohne erwartungsvolle Vorgefühle von ihrer Wirkung, und man hing sie einstweilen gleichgültig in's Spint, wie man die Fächer, Coiffüren, Ohrgehänge, Armbänder, Brochen und Handschuhe und all die Zubehörden einer feinen Balltoilette einstweilen bis zum entscheidenden Abend aus den Augen rückte.

Dieser Abend kam endlich; die Musik der Artillerieblegade war dazu verschrieben worden. Die Villa Heffter strahlte in seenhaltem Lichterglanze. Auf der Terrasse hinter dem Hause war ein wunderhübsches großes Zelt aufgeschlagen in den Landesfarben und mit einigen Kronleuchtern und Lustres erhellt, mit immergrünen Gewächsen besetzt und darin eine Tafel von zweihundert Gedecken aufgestellt. Ein Springbrunnen rauschte in der Mitte zwischen Myrten und Lorbeeren, und ein Büffet stieß daran in Gestalt eines kleinen runden Pavillons, der auf der andern Seite mit der Küche des Landhauses in Verbindung stand. Alle Räume des Hauses waren glänzend erleuchtet und mit Festons und Blumengewinden verziert. Herrn Hefftes Privat-Comptoir war für diesen Abend zum Entree oder Ankleidezimmer der Damen eingerichtet, und im Speisezimmer war die Herrengarderobe.

Seit dem Glockenschlage acht Uhr strömte es von Fußgängern und Equipagen nach der Anhöhe, worauf das Heffter'sche Landhaus lag, und auf allen Gesichtern glänzte eine gewisse neugierige Erregung. Die halbe Stadt war in Bewegung, denn diejenigen, welche nicht eingeladen waren, drängten sich wenigstens am Thore und zu beiden Seiten der Landstraße, um die anfahrenden Gäste zu mustern und die Glücklichen zu beneiden, welche Einladungen erhalten hatten. Und mit diesen hatte Herr Heffter nicht gegeizt; nicht nur alle Beamten, höheren Lehrer und sonstige Honoratioren, alle Kaufleute der Stadt, sondern auch die wohlhabendsten Handwerker waren geladen worden; dazu die Offiziere der Garnison, die Gutsbesitzer der Nachbarschaft, namentlich die Adeligen, die Bezirksbeamten u. s. w. Ob der Regierungs-Präsident von A. kommen werde, wie man versichert hatte, war in der Stadt schon seit drei Tagen Gegenstand einer heftigen Debatte gewesen, bei welcher Für und Wider ein zahlreiches Kontingent von Vertretern hatten. Nun aber war die Frage entschieden: der Herr Präsident fuhr in der Heffter'schen Equipage den Berg herauf und bei ihm saßen sein Sohn der Lieutenant und die beiden Töchter des Landrichters, während dieser mit seiner Frau und Schwägerin und dem hoffnungsvollen Sohn Lyceisten hinterdrein fuhr.

„Ah, dieser Herr Heffter versteht zu leben," sagte der Regierungs-Präsident beim Aussteigen zu dem Landrichter. „Meiner Treu, unsere Industriellen thun nichts halb. Das Haus ist ja mit einem fürstlichen

Digitized by Google

Luxus eingerichtet. Der Mann muß sehr gut situirt seyn. Wohl ein Millionär, Herr Landrichter, wie?"

„Allerdings, Excellenz! man sagt es, und die Sache ist die, daß der Mann in guten Zeiten in der That mit seiner Spinnerei und Weberei viele Hundert Arbeiter beschäftigt; aber wer vermag einen Kaufmann zu schätzen? Doch da kommt er selber, Excellenz!"

Herr Hessler bemühte sich in der That die Treppe herunter, um den hohen Gast zu empfangen, und in seinem sanft zu ernsten und stolzen Gesichte lag eine Geschmeidigkeit und Freundlichkeit, welche etwas ganz Abnormes hatte. „Excellenz seyn mir hoch willkommen," hub er mit einem tiefen Bückling an; „Excellenz mögen sich versichert halten, daß ich diese ehrende Auszeichnung wirklich in ihrem ganzen Umfang zu schätzen weiß, und daß ich den heutigen Tag als einen der schönsten meines Lebens in unvergeßlichen Ehren halten werde!"

„Bitte, bitte, mein verehrter Herr — Kommerzienrath möcht' ich sagen dürfen, aber mein Freund der Herr Landrichter hier hat mir leider mitgetheilt, daß die Regierung Ihnen seither dieß verdiente Auszeichnung vorenthalten hat — was mich sehr schmerzt," sagte die Excellenz sehr herablassend; „Sie waren sehr liebenswürdig, Ihre Einladung auch auf meine Familie auszudehnen, mein verehrter Herr Hessler, und so bin ich denn so frei, Ihnen hier meinen dritten Sohn, den Lieutenant Freiherrn Boda von Eulenfels-Rumpelhausen vorzustellen. Meine liebe Frau läßt Ihnen für die gütige Einladung freundlichst danken; sie ist leidend, angegriffen, besucht keine Ballfeste mehr, und meine Töchter, die Freiinnen Alexandra und Carmen, sind dermalen in der Pension. Mein ältester Sohn, Freiherr Kurt Uda, ist auf unserm Rittergut, und der zweite, Benno Maximilian, ist dermalen als Legationssekretair in St. Petersburg. So müssen Sie denn eben mit Boda und mir vorlieb nehmen."

„Sehr erfreut, Ihre werthe Bekanntschaft zu machen, Herr Lieutenant," sagte Herr Hessler zu dem lang aufgeschossenen Jungen in Kavalerie-Uniform, dem der Helm den Kopf beinahe auf die Seite zog. „Ich kann nur aufrichtig beklagen, daß Excellenz mir nicht die Gnade erwiesen haben, mit dem Herrn Baron bei uns abzusteigen."

„Hm, bitte, bitte sehr! Sehen Sie, mein lieber Landrichter kam Ihnen zuvor, und da wir alte Freunde sind und nach mit einander in Würzburg und München studirten, sa kannte ich nicht umhin, seine Einladung anzunehmen," sagte die Excellenz.

„Das möcht' ich Ihnen beinahe übel nehmen, lieber Herr Landrichter!" sagte Hessler zu diesem; „ich hatte es mir ja schon gedacht, Seine Excellenz und dero gnädige Familie auf einige Tage unter meinem bescheidenen Dache zu bewirthen und denenselben die Honneurs unserer schönen Gegend zu machen. Eurer Excellenz würde nach den anhaltenden anreibenden Sorgen von dero Amte einige Tage der Rast in unserer herrlichen Luft sicher wohlthun!"

„Ah gewiß, gewiß, mein lieber Herr Hessler! zuverlässig," schnarrte die Excellenz; „meiner Treu, das Amt reibt auf, und wenn ich gewußt hätte, welch eine feine verbindliche Gastlichkeit mich hier erwartet, so ... Aber es ist ja noch vielleicht die Möglichkeit da, daß ich auf meiner Inspektions-Rundreise einen Tag Zeit finde.... Indessen, werde ich auch der Frau Gemahlin ebenso willkommen seyn?..."

„Ah, wie mögen Excellenz zweifeln! Excellenz sollen hierüber sogleich selbst urtheilen, denn meine Frau erwartet uns!" sagte Hessler. — Dieß alles war unten an der Treppe verhandelt worden, während die Hausflur gedrängt voll Gästen stand, welche insgesammt respektvoll zuhorchten und nicht wagten, vor dem allmächtigen Beamten den Vortritt zu nehmen.

„So kommen Sie denn, mein lieber Herr Hessler! die Damen darf man nicht warten lassen," sprach die Excellenz, hing sich an den Arm Hesslers und ließ ihre etwas feiste Gestalt von dem Wirthe die breite Treppe hinaufbugsiren.

Droben im Saale stand Frau Louise und bewillkommte die erscheinenden Gäste; ihr liebes schlichtes Gesicht strahlte eine herzliche Freundlichkeit, abschan nicht ganz der Wehmuth entkleidet, welche gewohnlich über ihren Zügen lag; aber ihre großen schönen ehelichen Augen meinten es treu. So oft wieder jemand vor sie trat, flog eine helle Röthe auf ihren Wangen auf, aber sie fand doch immer einige Worte schlichter Herzlichkeit und reinen Wohlwollens auf die oft überschwänglichen oder steifen blumenreichen Redensarten der Gäste. Ihre Toilette war einfach, geschmackvoll, ohne Prunk. Das dunkle Haar, in das mancherlei Sorge und stilles Leid schon viele Silberfäden gewoben hatte, war einfach geschcitelt und mit einem schmalen Streif von Blonden verziert. Sie trug nicht die auffällig-reiche Robe von grauer Maire antique, welche Herr Hessler für dieses Fest angeschafft hatte, sondern ein bescheidenes Kleid von braunrother Seide, das sie schon längst besaß und das man schon oft an ihr gesehen hatte. Demnach machte sie gerade in diesem ihr mehr congenialen und angepaßten Aufzuge eine weit vortheilhaftere Figur, als wenn sie sich nach Art mancher Provinzialinnen in den vollen Putz der neuesten Mode geworfen hätte. Ihre ganze Erscheinung hatte etwas Würdiges, echt Weibliches; ohne matronenhaft zu seyn, lag darin ein gesetzter Ernst und eine Anspruchslosigkeit, die eines anmuthenden gewinnenden Eindrucks auf den Beschauer nicht verfehlten.

„Excellenz geruhen zu erlauben, daß ich Ihnen meine Frau vorstelle — liebe Louise, Seine Excellenz der Herr Regierungs-Präsident Reichsrath Freiherr von Eulenfels-Rumpelhausen, und dero gnädiger Herr Sohn, Baron Boda Freiherr von Eulenfels, Lieutenant der Kavalerie! — Excellenz, meine beiden Töchter Emma und Leontine."

„Ah, sehr erfreut, sehr charmirt, Madame, sehr verbunden und sehr glücklich, die Bekanntschaft einer Dame zu machen, von der ich schon so viel Liebes und Gutes gehört habe," schnarrte die Excellenz. „Ein paar allerliebste Kinder, Madame! meiner Treu, wirklich reizend."

„Excellenz sind zu gütig — sind einfache Mädels, bürgerlich und heimelig erzogen, ohne Prätensionen," sagte Frau Hessler.

„Gewiß, gewiß — von einer solch vortrefflichen Mutter nichts andres zu erwarten, meine theuerste Frau Hessler. Also keinen Sohn, keinen Stammhalter der dieses ausgedehnte solossale Etablissement erben sollte?" fragte Excellenz halb zerstreut.

„Doch, doch, Excellenz! wir haben Einen Sohn, Gustav, aber er ist im Augenblick abwesend...."

„Ah, sehr angenehm, Ihre werthe Bekanntschaft zu machen, mein Herr; der Sohn eines solchen Vaters ist gewiß ein Mann, der aus allen Kräften sich bemüht, den ehrenhaften Grundsätzen des Vaters gemäß zu leben," sagte die Excellenz und streckte Hrn. Daniels die Hand hin, welcher sich zufälligerweise in der Nähe befand und von Frau Hesslers Augen gestreift wurde, während sie ihres fernen Sohnes gedachte. „Sehr angenehm, sehr erfreut!"

„Excellenz sind allzugnädig, geruhen aber sich in einem Irrthum zu befinden, an welchem ich allerdings selbst schuldig bin. Dieser Herr ist mein Geschäftsführer, mein Factotum, Herr Emil Daniels, — nicht mein Sohn," sagte Herr Hessler.

„Ah, also Ihr Factotum! schön, sehr schön, sehr angenehm quandmême, Ihre Bekanntschaft zu machen Herr ... Herr Sa-und-so! Ein Mann, der Herrn Hesslers Vertrauen genießt und sein Geschäft führen darf, muß ein ausgezeichneter Mann seyn. Apropos, liebster Herr Hessler, par exemple, wie viel Gage bezahlen Sie einem solchen Geschäftsführer?"

„Achthundert Thaler, Excellenz!"

„Achthundert Thaler — vierzehnhundert Gulden! Die Gage von einem Hauptmann oder Regierungsrath? — inevoyable! Ihr Herren von der Industrie müßt kolossale Einnahmen haben.... 800 Thaler seinem ersten Beamten! Kolossal!"...

„Erlauben mir Excellenz, Ihnen meinen Freund Edmund Spaldenberg vorzustellen, einen der bedeutendsten Industriellen der Provinz, Besitzer der großen mechanischen Baumwollenfabrik...."

„Ah, sehr verbunden, sehr charmirt! Erinnere mich von Ihnen sehr

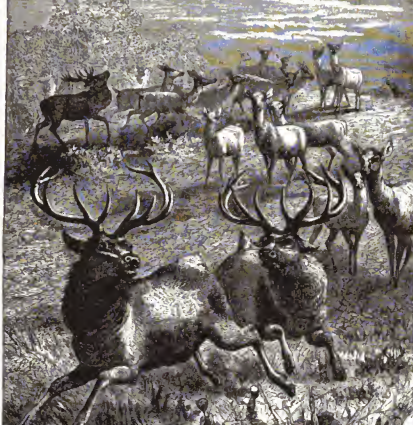
Digitized by Google

viel Gutes gehört zu haben," sagte die dicke Excellenz und wandte sich zu dem gewandten Weltmann. „Spahlenberg? Spahlenberg? ist mir doch, als habe ich den Namen schon öfter gehört! Gibt es nicht eine adelige Familie dieses Namens in . . . in Dings-da . . ."

„Im Moselländischen, Excellenz, allerdings! ehedem eine der ersten Familien im burgundischen Kreise, einst sehr begütert, Excellenz! — Meine Familie, Excellenz, wenn ich mich erkühnen darf," sagte Spahlenberg mit einem gewissen Aplomb.

„Ah, Sie sind also eigentlich von Familie, ein Herr von Spahlenberg?" fragte Excellenz mit regerer Theilnahme.

„Mit Eurer Excellenz gnädigster Erlaubniß, ja," versetzte Spahlenberg mit unerschütterbarem Gleichmuth. „Ich hätte das Recht, mich so zu nennen; ich führe noch das alte Wappen, welches Kaiser Rudolph von Habsburg auf einem Turnier in Mainz meinen Ahnen verliehen. Aber den Titel habe ich einstweilen unterdrückt, Excellenz! In der großen französischen Revolution, als die räuberischen Franken in's Kurtrier'sche einfielen, wo die Besitzungen meiner Familie lagen, mußte mein Großvater flüchten und sich in einem westphälischen Städtchen niederlassen und einen kleinen Kaufladen etabliren, um sich und die Seinigen zu ernähren. Unsere Güter wurden verheert, niedergebrannt, konfiscirt; meinem Großvater verbrannten in der westphälischen Zeit sein Haus und in der Brunst auch seine Familienpapiere und Besitztitel zum größten Theile, und so mußten mein Papa und ich dem bürgerlichen Berufe treu bleiben, denn er war und ist der einzige, mittelst dessen wir wieder ein Vermögen verdienen können, das uns in den Stand setzt, die alten Vorrechte und Privilegien unserer Vorfahren geltend zu machen. Excellenz wissen ja, daß heutzutage der Stand mehr als je sich auf eine gewisse materielle Grundlage des Besitzes stützen muß . . ."



Hirsche in der Brunst. (Text hiezu auf S. 199.)

„Sehr richtig bemerkt, sehr richtig, mein lieber Herr v. Spahlenberg! und Sie sind natürlich auf dem besten Wege zu Ihrer Rehabilitation, wie?"

„Ja, Excellenz, ich glaube," sagte Spahlenberg.

„Freut mich, freut mich ungemein, mein Lieber! Ich interessire mich für Sie. Standesgenossen müssen zusammenhalten; Noblesse oblige," sagte die Excellenz; „ich bin sehr charmirt von Ihrer Bekanntschaft; muß Sie noch näher kennen lernen, mein lieber . . . . Ah, ah, sagen Sie 'mal, waren die Spahlenberge des burgundischen Kreises ritterbürtig oder gehörten sie nur zum leonischen Adel?"

„Die Freiherren von Spahlenberg auf Wolfangeln und Sohnwald waren reichsunmittelbar bis zum westphälischen Frieden, wo sie von einem Kurfürsten von Trier auf dem Sohnwald neu belehnt wurden. Ihr Freiherrenbrief ist aus dem 14. Jahrhundert. Ich kann Excellenz einen Stammbaum und Dokumente zeigen, welche dieß unzweifelhaft darthun. Zwei Gelehrte in München und Wien haben eigens in meinem Auftrag eine Abhandlung ausgearbeitet, welche . . . ."

„Ah, sehr schön, sehr schön! Erhöht noch mein Interesse für Sie!" sagte Excellenz. „Sie haben Recht, man muß seine Geschichte ganz genau fixiren in einer Zeit, wo die Monarchen es mit der Ereirung von neuem Adel so leicht nehmen."

„Ich wage zu hoffen, daß Excellenz die Gnade haben, morgen mein bescheidenes Haus und Etablissement mit dero schätzbarem Besuche zu beehren, und mir die schmeichelhafte Gelegenheit geben, Ihnen meine Dokumente vorzulegen. Mein Etablissement liegt nur ein halbes Stündchen von hier in einem reizenden Wald- und Wiesenthale . . . ."

„Angenommen, topp, auf morgen denn, mein lieber Baron Spahlenberg!" sagte die Excellenz und schüttelte diesem auf das leutseligste die Hand. In diesem Augenblick kamen der Landrichter und der Kreisforstmeister an der Spitze sämmtlicher Beamten des Bezirks heran, um sich dem Regierungs-Präsidenten vorstellen zu lassen, und dieser schenkte seine gnädige Beachtung nun den Beamten, die nach den einzelnen Verwaltungszweigen vorgelassen wurden. Mit den Juristen gab sich Herr v. Eulenfels nicht stark ab, denn sie gehörten eigentlich nicht in seinen Ressort und er hielt sie alle für unruhige Köpfe, weil sie immer Opposition gegen die Verfügungen des Regierungs-Präsidenten machten und für alles Motive hatten, welche bei dem Ministerium geachtet wurden; daher schenkte der Präsident diesen nur eine flüchtige Beachtung.

„Nun, Freundchen, was sagen Sie dazu? haben wir ihn nicht schon halb in der Tasche?" flüsterte Spahlenberg Herrn Oestter zu, dessen Arm er ergriff, als der Präsident sich von ihm abgewandt hatte: „Glauben Sie nun, daß wir reüssiren werden? Heute und morgen machen wir den alten Herrn beim Champagner warm, und er erwirkt uns die Ministerial-Erlaubniß."

„Meine Treu, die Sache geht besser, als ich mir dachte, Spahlen-

berg," erwiderte Hefftet; „aber doch fürchte ich noch eine Teufelei von Seiten der Bezirks-Beamten. Wenn diese uns nur keine dumme Klatscherei hineinbringen!"

„Bah, ich fürchte nicht, Freund, ich werde nachweisen, daß das Alles Neid und Malveillance ist; ich werde den Alten seit zwischen die Finger nehmen und mir verbindlich machen. Er ist ein alter Hohlkopf, mit dem wir leichtes Spiel haben. Allons, Freund, mengen Sie sich unter die Gäste und drücken Sie den Spießbürgern und ihren Weibern recht beiferf die Hände! Tanzen Sie, bis Ihnen die Beine knacken! Wir müssen sie herumbringen! Auf etliche Paar Handschuhe und müde Knies darf es uns nicht ankommen. Ich gehe jetzt, mich dem Herrn Lieutenant Freiherrn Bodo von Eulenfels aus der Rumpelkammer zu widmen; aber Sie müssen mich ihm vorstellen, Hefftet!" —

Adolph Gehring war kaum der Vorstellung entbunden, so wandte er sich hinweg und stieß mit Dauels zusammen. „Hoft Du die Scene angehört, welche Spahlenberg vorhin mit der Excellenz aufführte, Emil?" fragte er diesen halb ironisch, halb entrüstet. „Was hälfst Du davon?"

„Daß es ein kolossaler frecher Schwindel ist, mein Lieber," versetzte Dauels. „Spahlenberg ein Ritterbürtiger? Sein Großvater war Flickschuster in Ronsdorf, so viel ich weiß."

„Aber was mögen sie nur vorhaben, Dauels? Hinter der ganzen Geschichte steckt doch irgend eine tiefere Bedeutung."

„Hm, entweder soll Spahlenbergs Verlobung mit Leontinen gefeiert werden, oder die beiden Herren ambiren den Titel als Kommerzienrath und einen Orden, lieber Adolph!" sagte Dauels. „Hüte das Mädchen, so viel Du kannst, denn ich fürchte, Spahlenberg führt irgend einen Handstreich im Schilde."

Leonie und Emma mußten tanzen und Huldigungen in Empfang nehmen und Artigkeiten und Grüße austheilen, daß sie sich nicht mehr zu helfen wußten. Weit lieber wären sie mit Gehring und Dauels zusammen gewesen, denen sie nur eine einzige Tour hatten geben dürfen, aber beim Thee einige Winke und Blicke gönnen konnten, welche wenigstens trösteten. Es war ein ungeheures Gedränge in den Räumen und es hielt schwer, die Personen im Auge zu behalten für welche man sich speziell interessirte, und doch zugleich den Anforderungen der Schicklichkeit zu genügen. Dauels, welcher seither der guten Gesellschaft von Hagenbach noch ziemlich fern geblieben war, mußte sich den jungen Damen vorstellen lassen und mit ihnen tanzen, wenn er nicht als unanständlich hochmüthig verschrieen werden wollte, und überdem hatte ihn der Prinzipal gebeten zuzusagen die Funktion des Ballordners zu machen. Zwar hatte er sich Karlchen Stoll dabei zur Seite genommen und die übrigen lebigen Herren vom Comptoir zweckmäßig vertheilt, damit nicht zu viele junge Mädchen sitzen bleiben; allein dennoch reichte die Zahl der jungen Tänzer nicht aus, denn auch die jungen Frauen wollten tanzen, und welche Frau hält sich nicht mehr für jung, wenn sie im Ballstaate ist? Und Frau Auguste Latte, die dicke Frau des langen Magaziniers, hatte es heute ganz besonders auf Dauels abgesehen, dessen Bekanntschaft sie seither nur ganz flüchtig gemacht hatte, weil er seit dem Anstandsbesuch nicht mehr bei Latte's erschienen war. Und die runde Frau Auguste schwärmte im Stillen für Herrn Dauels, obwohl sie wußte, daß ihr Felix dem fliegrichen Nebenbuhler um die Kassierstelle hätte mit Gift vergeben können. Sie war etwas eitel, die gute Frau Auguste, und auch gewöhnt, daß ihres Felixchens Kollegen ihr immer eine gute Dosis Weihrauch in sehr banalen Artigkeiten unter der Nase verbrannten. Und das hatte Dauels gar nicht gethan: er war sogar etwas vornehm und fremd gewesen, aber doch freundlich und zuthunlich geworden; er hatte sie aus seinen großen dunklen Augen so eigenthümlich interessirt angesehaut und ihr eine gewisse achtungsvolle Verehrung gezeigt, die gerade das Gegentheil von dem war, was die Kollegen ihres Gatten ihr bewiesen, welche gewöhnlich nach diesen zuckersüßen überschwänglichen Huldigungen sehr vertraulich wurden. Dauels dagegen blieb trotz der gemüthlichen Wärme in Ton und Geberde, womit er sich der kollegialischen Freundschaft und Nachsicht des Herrn Felix Latte und dem Wohlwollen der runden Frau Auguste empfahl, immer noch so voll Respekt und Zurückhaltung, so voll seinem Takt und weltmännischer Bildung, daß der Vergleich, welchen Frau Latte zwischen seinen Kollegen und ihm anstellte, nun entschieden zu seinen Gunsten ausfiel.

Am heutigen Balladende waren Frau Latte und seine rundliche Ehehälfte schon unter den ersten Gästen gewesen, welche sich eingefunden. Frau Auguste betrachtete es ja als ihr vollstes Anrecht, daß sie hier erscheinen durfte, und hatte heute an ihrer Toilette ein Uebriges gethan. Wenn der Prinzipal ein glänzendes Fest gab, mußten die Subjekte sich auch bemühen, einem solchen alle Ehre zu machen. Und in der That, die kleine runde Frau sah trotz dem etwas tiefer Ausschnitt ihrer Corsage gar nicht übel aus; ein paar muntere Augen in einem frischen dicken Gesicht, das jetzt die Freude und Erwartung verklärt, machten immer einen guten Effekt, und eine hübsche Frau kann auch ein etwas kühner Ballputz nicht verunstalten. Und sie fühlte sich besonders geschmeichelt, denn Dauels hatte bei seinem Eintritt in den Saal ihr zuvörderst seine Aufmerksamkeit geschenkt, seinen huldigenden Gruß dargebracht und sie auf den ersten Walzer engagirt; sie hatte den beiden Fräulein Bürenstein und der Nichte des Postmeisters den Neid an den Augen abgesehen, doch ahnte sie nicht, daß er jene nicht kannte, weil er überhaupt nur wenig Damenbekanntschaften in Hagenbach gemacht hatte. Der hübschen Frau Latte gegenüber fühlte er nun einigermaßen eine Verschuldung, daß er ihr freundliches Entgegenkommen nicht beiserter anerkannt hatte, und er ließ es sich angelegen seyn, das Versäumte durch vermehrte Freundlichkeit einzubringen.

Eben hatte eine Polka begonnen, und die meisten jungen Damen schwebten schon über den spiegelglatten Parketboden hin; da sah Dauels die rundliche Frau Auguste noch auf ihrem Sitze, wie sie mit der Spitze des kleinen Fußes und mit dem Fächer den Takt schlug, in das Gewühl der Tanzenden blickte und sich Mühe gab, unter einem schmachtenden Lächeln die Enttäuschung zu verbergen, daß sie gerade bei dieser Tour sitzen bleiben sollte.

„Was seh' ich, Madame, Sie noch frei?" flüsterte er ihr zu; „so wenig Galanterie unter all den jungen Leuten? . . . ."

„Ach, die Zahl der Tänzer ist nicht groß genug und so 'ne rasche Polka ist nichts für unsere verheiratheten Herren!" sprach Frau Latte.

„Ich bin engagirt, wenn ich nicht irre, aber mein Tänzer, ein junger Mensch, der mir nicht vorgestellt worden, ist verschwunden . . ." fügte sie hinzu, denn sie wollte es nicht Wort haben, daß sie für diese Tour keinen Tänzer gefunden. „Felix ist auch engagirt, sonst käme er gewiß, denn er kennt meine Leidenschaft für dieses Tanz — ich schwärme für die Polka-Mazurka."

„So gönnen Sie mir das Vergnügen, denn unsere Vorliebe begegnet sich!" sagte er und ein unsäglich dankbarer Blick aus den schönen braunen Augen lohnte ihm. In der nächsten Sekunde schwang er Augusten schon in der Kette der Tanzenden. Und wie tanzte er! Auguste glaubte zu fliegen, so leichtfüßig und energisch hielt er sie umschlungen, so leidenschaftlich und grazios war sein Tanz! Ach, sie hätte noch weit weiß wie lange mit ihm fortschweben mögen, wenn nicht Athemlosigkeit sie genöthigt hätte, aufzuhören; aber wie Honigfeim fielen in ihr Ohr seine Worte: „Sie tanzen wunderhübsch, Madame! ich habe diese Tour selten noch besser getanzt, selten mit einer solch ausgezeichneten Tänzerin wie Sie!"

„Ach, nicht doch, das Verdienst gebührt ihnen allein, Herr Dauels!" flüsterte sie und sah ihn mit einem verklärten Blicke ihrer großen braunen Augen an und drückte seine Hände mit einer Wärme, welche einen eitlern Mann als Dauels kühn zu machen vermocht hätten. „Wer hätte das von Ihnen erwartet?"

„Von mir? wie so denn? Glauben Sie wirklich, Madame, ich könnte nicht tanzen?

„Ach nein, ich habe da etwas Thörichtes gesagt, wie ich wohl fühle," stammelte sie; „aber nun ist's einmal heraus, und Sie dürfen es mir nicht übel nehmen. Ich wollte nämlich sagen . . ."

„Nun, Madame? bitte, sagen Sie es heraus!"

Digitized by Google

„Ich wollte sagen, Sie seyen so ernst und gesetzt und Sie erscheinen so . . . so vornehm und stolz, aber Sie nehmen mir's doch nicht übel, denn wohlgemerkt, ich wiederhole nur, was diejenigen sagen, die Sie nicht näher kennen . . .“

„Immer zu, — die wenigsten Leute in der Stadt kennen mich näher,“ versetzte Dauels lächelnd; „und da ich mir keine Mühe gebe, mich ihnen zu nähern, nicht wahr? so nennen sie mich hochmüthig, einen verschlossenen stolzen Nordeutschen? ist's nicht so?“

„Allerdings, Herr Dauels!“

„Und ich habe Feinde, nicht wahr, die hinter meinem Rücken über mich losziehen? die da behaupten, ich sey ein Abenteurer, mit dem Herr Hessler schon noch seine Wunder erfahren werde? ich sey ein Intrigant, welcher die seitherigen Commis des Comptoirs um die ihnen gebührende Buchhalterstelle beschwindelt habe, nicht wahr? Und Sie haben dieß selber selbst geglaubt, Madame, nicht wahr? denn Herr Latte hat es Ihnen oftmals wiederholt!“

„Felix? Ach ja, — d. h. wenn er es je einmal im Zorn gesagt hat, so hat er es nicht so böse gemeint, denn sehen Sie, er fühlt denn doch, daß er dieser Stelle nicht gewachsen wäre,“ sagte Frau Auguste. „Er ist Ihnen allerdings neidisch, aber wohl nur darum, weil er doch wohl fühlt, daß Sie unbedingt viel mehr sind als er, weil Sie gebildet und gewandt und vornehm sind und alle diese Herren vom Comptoir übertragen.“

„Bah, Sie sind allzu gütig, Madame! Sie beurtheilen mich zu günstig!“

„Nein, nein, wir Frauen haben darin einen sehr richtigen Instinkt, und von Ihrem ersten Besuche an sagte ich . . .“

„Kommen Sie, Madame, nur noch einige Touren um den Saal, bevor die Polka zu Ende geht,“ sagte er, und sie ließ sich gerne verführen. Der Athem fehlte ihr, die vollen Wangen glühten, der Busen wogte, aber das Auge strahlte selig, erregt, leidenschaftlich.

„Oh, ach, das war . . . allzu schön! ah, ich danke Ihnen,“ stammelte Frau Latte auf ihrem Stuhle. Da trat Stoll heran und tippte Herrn Dauels scheu auf den Arm. „Herr Dauels,“ flüsterte er halb verlegen, „ich wollte Ihnen nur sagen . . . aber verzeihen Sie, wenn ich störe! . . . Allein es hat mich eben empört.“

„Nun, was denn, lieber Stoll? reden Sie?“

„Da drinnen im hintersten Zimmer neben dem Buffet,“ fuhr Stoll fort und die Entrüstung flammte ihm von den Augen, „da sitzt der dicke Accessist Graf Kauffberg mit einigen jungen Herren und sie schimpfen auf den Herrn Prinzipal, dem sie doch seine Weine wegtrinken. Ich hätte mich nahezu versucht gefühlt, den Hrn. Grafen beim Fittich zu nehmen und über den Balkon hinunter zu schlendern, wenn mich dieser Auftritt nicht hätte den Dienst kosten können. Aber soll man es leiden, daß solch ein Lump und Thunichtgut, solch ein Landschuldenmacher und Bramarbas sich das herausnehme? . . . .“

„Ruhig, lieber Stoll! es gibt allenthalben räudige Schafe! Und bedenken Sie, der Mann, — ob unwürdig oder nicht, — ist der Gast des Prinzipals!“

„Aber zu sagen: dieser Ball sey ein Krebitball, ein forscher aber sehr dumm angelegter Versuch, den Leuten Sand in die Augen zu streuen? soll ihm das hingehen?“

„Das hat er gesagt? Wohlan, das ist zuviel! das soll er wohl zurücknehmen,“ sagte Dauels; „bleiben Sie hier, Stoll, und tanzen Sie mit der Frau Latte! ich will 'mal selbst zum Rechten sehen? — Sie entschuldigen mich für einen Augenblick, meine Theure! Ich kehre sogleich wieder,“ wandte er sich mit verbindlichem Lächeln zu seiner Dame.

Frau Auguste schien mit dem Tausch nicht sehr zufrieden, denn Stoll war ihr ein alter Bekannter und nicht sehr lieb, denn sie wußte, daß er ein großer Egoist und neidisch auf jeden Andern war, der's ihm zuvorthat. Sie hatte noch so vieles auf dem Herzen, was sie Herrn Dauels gerne mitgetheilt hätte, um ihm ihre Freundschaft zu bethätigen und die seinige zu gewinnen. „Was haben Sie denn mit Herrn Dauels gehabt, Herr Stoll? Warum eilt er so rasch hinweg?“

„Oh, er hat ein wichtiges Geschäft vor — er will einen Buben maßregeln,“ entgegnete Stoll und sah dem Davonenlenden mit einer halb hämischen halb schadenfrohen Miene nach. „Ich bin begierig, wie er es angreifen wird, denn er stößt da in ein Wespennest und verbrennt sich die Finger.“

„Was gibt es denn? ich bitte, lieber Stoll, sagen Sie mir's offen!“ sagte Frau Auguste erschrocken, denn Stoll's Benehmen erschien ihr zum mindesten räthselhaft, und der Blick, womit er Dauels nachschaute, hatte für sie etwas Unheimliches.

„Bah, es ist nicht von Belang,“ versetzte er leichthin und versuchte zu lächeln, aber seine dunklen Augen blinzelten noch immer boshaft. „Ein Betrunkener schimpft dort hinten über Herrn Hessler, und Dauels sieht sich bemüssigt, ihm eine Pauke zu halten. Und er versteht das musterhaft, meine gute Madame Latte, ich versichere Sie; er ist Manns genug für den Grafen Kauffberg. Aber tanzen wir, meine Beste! kommen Sie, bevor die Tour zu Ende geht!“ Und er erfaßte sie kurzweg um die braite Hüfte und zog sie in den Reigen hinein.

Dauels hatte sich am Büffet eine Tasse Thee genommen und war in das Zimmer getreten, wo jener Graf Kauffberg mit einigen älteren Offizieren und jungen adeligen Gutsbesitzern saß. Dauels hatte sich an eines der kleineren Tischchen gesetzt und bot jener Gesellschaft, die ihn nicht beobachtete, den Rücken. Es war wie Stoll gesagt hatte: der Graf, ein aufgedunsener Mann von etwa 45 Jahren, auf dessen Gesicht alle Laster und Leidenschaften ihre unverkilgbaren Spuren hinterlassen hatten, und der bei einem Bezirksamte eine untergeordnete Schreiberstelle schlecht genug bekleidete, war bereits steif angetrunken; sein breites Gesicht glühte, seine Zunge war schwer.

(Fortsetzung folgt.)

Friedrich Barbarossa demüthigt die aufständischen Mailänder.

Zu dem Holzschnitt auf S. 165.

Das prachtvolle Bild eines deutschen Künstlers, welches unser Holzschnitt auf Seite 165 wiedergibt, feiert die That eines der schönsten und edelsten deutschen Fürsten, des Kaisers Friedrich Barbarossa. An Adel echt germanischer Schönheit, an Seelengröße, an ritterlichem Ernst und gewinnender leutseliger Milde kam ihm selbst unter den durch Körperschöne und hehre Gesinnung ausgezeichneten Hohenstaufen keiner gleich, und so ragt sein Bild aus einer wilden Zeit heraus, wie die mächtige deutsche Eiche aus einem verkümmerten Tannicht und Buschwald. In seine Zeit fiel der bitterste Theil jener Kämpfe, durch welche sich die römische Kirche ein höheres Ansehen erringen wollte, als dasjenige der Kaiser und der gesammten weltlichen Macht. So war denn Kaiser Friedrichs I. Leben ein steter Kampf, denn wenn er durch die Macht seiner Persönlichkeit die deutschen Händel so eben geschlichtet und sich die beiden Fürsten und Bischöfe beseruendet hatte, zu zetteln die italienischen Bischöfe und Städte dort im römischen Reiche Unruhen an, deren Schlichtung den edlen Kaiser wieder über die Alpen hinüberrief. Unter seine erbittertsten Feinde gehörten die stolzen Mailänder; denn Mailand war damals eine der größten und mächtigsten Städte Europa's und beherrschte beinahe sämmtliche Städte Oberitaliens, oder hatte sie wenigstens zu einem trotzigen Bunde vereinigt, und in Verbindung mit ihnen dem Kaiser unzählige Kränkung und

Digitized by Google

Unbilden angethan. Da zog endlich, als sie das Maß der Tücke voll gemacht hatten, Kaiser Friedrich Barbarossa 1160 mit einem großen Heere gegen das furchtbar feste Mailand, brach zuerst dessen Bundesgenossin, die feste Stadt Crema, und endlich nach einer Belagerung von anderthalb Jahren, dergleichen die Deutschen noch nie in Welschland hatten erleben müssen, fiel auch in den ersten Tagen des März 1162 das stolze Mailand. Der Kaiser hatte den Schwur gethan gehabt, die Krone nicht eher wieder aufzusetzen, als bis er die Stadt der Erde gleich gemacht haben würde, und er zwang die Trotzigen durch Hunger und Gewalt zur Uebergabe. Am 1. März 1162 kamen die 12 Bürgermeister Mailands und mehrere Edle im kaiserlichen Lager an, warfen sich vor der Versammlung der Fürsten nieder, beschworen ohne Bedingung und Rückhalt die eigene Unterwerfung, und versprachen von allen Bewohnern eine gleiche Eidesleistung zu bewirken. Drei Tage später, nachdem gar passend war gesungen worden: „Herr gedenke deiner Milde ꝛc.“, erschienen mehr als 300 auserwählte Männer, übergaben niedergebeugt die Schlüssel aller Thore und Burgen, 36 Hauptfahnen der Stadt und schwuren gleich den ersten. Am 6. März nahte endlich das ganze Volk, in hundert Schaaren abgetheilt, mit Stricken um den Hals, Asche auf dem Haupte und Kreuzen in den Händen. Man erblickte einen Wagen von starkem Bau und dicht mit Eisen beschlagen, in dessen Mitte sich ein hoher Mastbaum erhob, durch Metall, Ringe, Bänder und Stricke aufs geschickteste befestigt. Den Gipfel schmückte das Zeichen des Kreuzes und der Segen-austheilende, heilige Ambrosius. Dies war das Carroccio, das erste Feldzeichen Mailands. Der Kaiser saß während dessen bei Tische und ließ die Mailänder, das Fest überhalben keineswegs unterbrechend, im ärgsten Regen warten. Endlich erschien er auf erhöhtem Throne in der Mitte seiner Großen, und sobald ihn jene erblickten, schwenkten sie noch einmal die Fahnen und stießen noch einmal in die Posaunen; mit dem letzten Tone schien Mailands Größe zu verhallen. Still ging nun der lange Zug vor dem Kaiser vorbei, und jede Abtheilung legte Fahne und Posaune zu seinen Füßen nieder. Jetzt stand das Carroccio ihm gegenüber: da ließen dessen Führer geschickt die Stricke nach, der ungeheure Baum senkte sich, gleichsam dahinsterbend, zu Boden und als man den Wagen nicht, — wie des Fürsten Wink befohlen —, durch die allzuengen Thore hindurch bringen konnte, wurde der feste Bau durch übergelegene Axte in Stücke zertrümmert. So war denn auch nicht einmal ein Zeichen mehr übrig, dem Mailand vertrauen konnte, und der innere und stumme Schmerz brach in lauten Jammer aus, und in unermeßlicher Wehmuth stürzten alle zu Boden, um Christi willen Erbarmung erflehend.“ So erzählt Fr. v. Raumer diesen Akt, welchen der talentvolle Wiener Maler Swoboda graphisch wiedergegeben in seinem prachtvollen großen Bilde, welches vor einigen Jahren einen wahren Triumphzug durch Deutschland angetreten und allenthalben die verdienteste Bewunderung und Anerkennung gefunden hat, denn es ist nach Großartigkeit der Conception und Anlage, nach Ausdruck und Individualisirung eines der bedeutendsten großen Geschichtsbilder der Gegenwart.

Hirsche in der Brunft.

Zu dem Holzschnitt auf S. 197.

Der Roth- oder Edelhirsch, einst der stolzeste Bewohner unserer deutschen Wälder, ist nun im freien Walde schon so selten geworden, daß man ihn kaum noch in stärkeren Rudeln in unseren Revieren stehen sieht. Nur in ganz wenigen Gegenden mit geschlossenen Waldungen gelingt es noch, durch Hegung einen größeren Bestand von Edelwild zu erhalten, und auf einem dieser Reviere in Oberbayern hat unser Künstler die Scene beobachtet, welche unser vorstehendes Bild darstellt. Es ist Mitte Septembers, um die Zeit der Brunst oder Paarung; die starken Hirsche finden sich wieder bei den Rudeln ein, und zwei der stärkeren, welche sich hier mit den sogen. „Thieren“ zusammengefunden haben, streiten sich um ein besonderes Thier, auf welche beide ihr Auge geworfen haben. Noch ist der Kampf um die Schöne in seinem ersten Stadium; unter wildem weithönendem Geschrei kreisen die beiden Hirsche auf der freien Halde, welche sich die verschiedenen Rudel zum Brunstplatze, dem Ort der Paarung, auserseben haben; und unstät, erwartungsvoll zieht das eine Rudel von Thieren und Kälbern hin und her, beobachtend wie der Streit enden werde. Ein andres Rudel wird von einem zweiten Hirsch zusammengetrieben. Da ertönt mit Einem Male aus einiger Entfernung das laute zornige Gebrüll eines andern Hirsches; in tiefen Tönnen des Unmuths gibt der Platzhirsch seine Nähe kund, und kaum macht dieser alte tiefige Sechszehnender den Rudeln sich bemerklich, so packen die Zehn- und Zwölfender auf und räumen ihm den Platz, und es ist zehn gegen eins zu wetten, daß auch der starke Hirsch im Mittelgrunde ihm weichen wird, wenn auch nicht ohne Kampf. Solch eine Scene mag des Waidmanns Herz mit wilder Freude erfüllen; aber wie wenige sind Derer, denen sie auch nur ein einziges Mal im Leben zu Gesicht kommt, zumal jetzt, wo dem Menschen selbst das harmlose Reh weichen muß?! Darum wollen wir sie hier für die Jünger des edlen Waidwerks fixiren.

Die „heiligen drei Könige“ im Elsaß.

Zu dem Holzschnitt auf S. 173.

Die alte Sitte, daß zwischen Weihnachten und und dem Fest der Erscheinung Kinder sich als die drei Könige aus dem Morgenlande verkleiden und unter Absingung eines frommen geistlichen Liedes oder der Legende von Kaspar, Melchior und Balthasar in den Häusern sich eine kleine Gabe erbitten, herrscht in ganz Oberdeutschland bis in die Schweiz und das Elsaß hinein, und hat dem Maler Brion in Paris, einem geborenen Elsäßer und Nachkommen jener Familie, welcher Goethe's Friederike, die Pfarrerstochter von Sesenheim, angehörte, den Vorwurf zu einem sehr hübschen Genrebild gegeben, dessen Kopie wir auf S. 173 unsern verehrten Lesern vorführten und das am besten für sich selber spricht. Es ist der Eindruck, den das Erscheinen der heiligen drei Könige in einem Bauernhause der Vogesen macht.

Die Aiguille de Dru.

Auf S. 200.

Einer der bekanntesten und durch ihre kühnen Formen und nadelähnliche Spitzen malerischeste und interessantesten Höhenpunkte des ganzen Gebirgsstocks des Montblanc tritt unseren Lesern auf obigem Bilde entgegen, und zeigt gerade die für einen gewissen Theil unserer Alpen so charakteristischen Nadelformen, wie sie namentlich am Montblanc und Monte Rosa sowohl im Gestein wie in den Eisbildungen so auffallend auftritt, während sie in den Kalkalpen schon viel seltener wird. Wir geben hier dieses kleine Bildchen als Vorläufer einer größeren Anzahl kleiner charakteristischer Ansichten von den verschiedenen Gestaltungen und Gebilden, welche sich in der Welt der Hochalpen geltend machen, und werden dann eingehender auf die Aiguille de Dru und ihre Eigenthümlichkeiten zurückkommen.

Digitized by Google

Sinnsprüche und Lebensregeln.

Der Erfolg im Leben. Wenn und die Biographie irgend etwas lehren kann, so lehrt sie uns Folgendes: daß es einen goldenen Augenblick im Leben der meisten Männer gibt, welchen zu ergreifen und anzuwenden der Genius sie in den Stand gesetzt hat; daß es in den Geschäften der Menschen eine Fluth gibt, welche, im rechten Augenblicke benützt, in den Hafen des Glückes hinein trägt. Der Bildhauer Thorwaldsen hat seine paar Habseligkeiten zusammengepackt und will von Rom abreisen und nach Dänemark zurückkehren; sein Leben erscheint ihm als ein vergeudetes zweckloses, die Wahl seines Berufs als ein Mißgriff, denn niemand will seine Bildwerke kaufen noch das Genie ermuthigen, das er sich selber hoffnungsvoll und gläubig zugetraut hat. Allein da trat just an demselben Tage ein Engländer zufällig in sein Atelier, hatte die Fähigkeit, Thorwaldsens Talent zu erkennen, und die Mittel, seine große Bildsäule, den Jason, zu kaufen. Der richtige Zeitpunkt und der rechte Mann waren gekommen, und Thorwaldsens Vermögen gemacht. Und diese goldene Stunde der günstigen Gelegenheit wird auch dir kommen, mein lieber junger Freund! Habe nur sorglam Acht, daß du auf sie vorbereitet bist, wenn sie kommt; der Stein, welcher für die Mauer fertig ist, liegt nicht lange im Graben.

tur bald dahin bald dorthin treiben lassen. Im Gegentheil, der Mann von solidem Verdienst und reifem Urtheil ist höchst wahrscheinlich weit anspruchsloser, bescheidener und zurückhaltender, als der Mann, welcher unbedeutenden Dingen nachhängt, eine unvollständige Erziehung genossen hat und unzweideutiger Mittelmäßigkeit angehört. Die wahre Bescheidenheit eines Menschen rührt aber nicht davon her, daß der große Mann sich seiner bedeutenden Kräfte oder der gute edle Mann seiner guten Eigenschaften nicht bewußt ist, sondern davon, daß er diese Gaben nicht geflissentlich und anschaulich vor Andern geltend machen will.

Das Schweigen eines weisen Mannes ist ein größeres Unrecht gegen die Menschheit, als das Gerede des Verläumders.

Mannigfaltiges.

Mancher Mensch wird des Stolzes beschuldigt von Leuten, welche selber hochmüthig wären, wenn sie an seinem Platze ständen.

Ein Hauptgrund, daß die Welt noch nicht verbessert ist, liegt darin, daß jeder Mensch nur darauf bedacht ist, Andere zu verbessern, anstatt bei sich selber anzufangen.

Echte Bescheidenheit ist praktische wahre Demuth. Sie ist nicht die Tugend von solchen Personen, welche unbedacht in den Tag hinein handeln und sich durch die ungezügelten Instinkte und heftigen Impulse ihrer Na-

Die Aiguille de Dru. (Siehe Seite 199.)

Gemeinnütziges.

Ein einfaches Mittel gegen den Schnupfen besteht darin, daß man den mit Schnupfen Behafteten die Ausdünstungen von Aetz-Ammoniak (Salmiakgeist, Sal volatile), das in einem Riechfläschchen enthalten ist, durch die Nase einathmen läßt. Falls der Geruchssinn vollkommen abgestumpft ist, sollte man das Fläschchen so lange unter die Nase halten, bis das Beißende des flüchtigen Alkali sich fühlbar macht. Das Fläschchen wird dann entfernt, aber nur um nach einer Minute wieder angewendet zu werden; das zweite Mal hält man das Fläschchen aber nicht so lange hin, damit der Patient es ertragen kann. Wenn man diese leichte Operation im Verlauf von fünf Minuten 7—8mal, aber mit Ausnahme des ersten Males immer sehr rasch wiederholt, so werden die Nasklöcher frei, der Geruchssinn wird wieder hergestellt und die Absonderung des reizenden Schleims hört auf. Dieses Mittel ist besonders vortheilhaft für Sänger, Lehrer und Redner.

Inhalt des fünften Hefts:

	Seite
Sneewittchen, eine einfache Geschichte von Franz v. Elling	161
Der rechte Handschuh. Eine dunkle Seite aus einem Lebensbuche; nach der Erzählung eines frühern Advokaten. (Schluß.)	170
Wanderungen in den Fußstapfen Schamyls; kaukasische Reiseskizzen von A. v. Berthern. (Schluß.)	172
Der Badeschwamm und seine Fischerei	182
Arenenberg und seine Erinnerungen. 1. Königin Hortense	183
Die Prinzessin von Ahlden	187
Unsere Wintervögel	190
Spanische Zigeuner	191
Schultheiß Wengi von Solothurn und die Glaubenstheilung	191
Die Kirche im ehemaligen Kloster Lorch und die Hohenstaufen-Gräber	192
Der Onkel in Amsterdam	194
Friedrich Barbarossa demüthigt die aufsässischen Mailänder	197
Hirsche in der Brunst	198
Die „heiligen drei Könige im Elsaß"	199
Die Aiguille de Dru	199
Sinnsprüche und Lebensregeln	200
Mannigfaltiges	200
Gemeinnütziges	200

Illustrationen:

	Seite
Friedrich Barbarossa demüthigt die aufrührischen Mailänder; nach dem Gemälde von Swoboda	165
Die „heiligen drei Könige" im Elsaß, nach dem Gemälde von E. Breton	173
Kaukasische Trachten	177
Schwammfischer an der syrischen Küste	180
Der Markt von Badeschwämmen zu Tripoli in Syrien	181
Schloß Arenenberg am Untersee	184
Unsere Wintervögel	185
Die Prinzessin von Ahlden: Sophie Dorothee Kurprinzessin von Hannover, nach dem Gemälde im Neuen Welfen-Museum zu Hannover	188
Spanische Zigeuner	189
Schultheiß Wengi von Solothurn verhindert den Bürgerkrieg; nach der Zeichnung von W. Lindenschmit in München	192
Die Kirche im Kloster Lorch	193
Hirsche in der Brunst	196
Die Aiguille de Dru	200

Verantwortlicher Redakteur: Otfrid Mylius — Verlag der Expedition. — Druck von C. Greiner in Stuttgart.

Digitized by Google

Illustrirtes Familienblatt. Herausgegeben von Otfrid Mylius.

1866. Stuttgart. Verlags-Expedition. Sechstes Heft.

Der Onkel von Amsterdam.

Eine Familiengeschichte von Otfrid Mylius.

(Fortsetzung.)

Trinkt nur ganz unbändig, denn wer weiß, ob wir jemals wieder die Beine unter diesen Tisch strecken!" fuhr Kauffberg fort. „Wer weiß, wie lange die Herrlichkeit noch dauert!"

„Wie meinst Du denn das, Kauffberg? Steht der Alte nicht mehr gut?"

Kauffberg pfiff durch die Zähne. „Stehen? Hm ja, ich denke er steht noch, aber er balancirt wie ein Seiltänzer auf dem Tau. Wenn Einer eine solche unmotivirte theure Soiree gibt, da wankt er gewiß schon und will noch scheinen, was er nicht mehr ist."

„Allgemeine Phrasen! leere Vermuthungen!" brummte der Auditeur Dr. Häberle, der auch den Vordeaux und Champagner schon stark spürte, zumal da er den ganzen Nachmittag mit Kauffberg und den Anderen beim Bier gesessen hatte. „Laßt euch nichts aufbinden, Jungen! Kauffberg weiß auch nichts Bestimmtes über Hefftern's Verhältnisse!"

„Still, Porcus juris in Uniform!" rief Kauffberg; „ich könnte reden, wenn ich wollte, aber ich mag nicht."

„So spricht jeder, der sich wichtig machen will, altes Faß!" sagte der Auditeur; „Du hast verdächtigt, Du mußt nun auch beweisen, wenn Du kannst!"

„Ob ich es kann? ihr sollt sogleich sehen," rief Kauffberg aufwallend; „bin ich nicht selbst Ohrenzeuge gewesen, wie Heffter neulich zum Bürgermeister kam und ihm den Vorschlag machte, der städtische Spital sollte ihm ein bedeutendes Kapital zum vollen Schätzungswerthe von Heffter's sämmtlichen Liegenschaften überlassen, so daß der Spital nur einfache Hypothek nähme ...."

„Possen! das ist ja ungeheißlich!" wandte einer der Anwesenden ein; „der Mann ist nicht blöde."

„Darum lehnte es der Bürgermeister auch ab," fuhr Kauffberg fort. „Aber Heffter gab nicht weich. Es komme nur darauf an, wie Fähnrich es den Gemeindeverordneten vortrage, sagte er und behauptete, daß es Pflicht der Gemeinde sey, in kritischen Zeiten ein Etablissement zu unterstützen, das so vielen Familien Brod gebe, und daß ..."

„Hm, das ist nicht gegen den gesunden Menschenverstand, nur etwa gegen engherziges Gesetz," sagte der Auditeur. „Das beweist im Grunde noch nichts gegen die Solvabilität Hefftern's, der immer noch reich genug ist, daß er Deine und meine Schulden bezahlen könnte, Kauffberg, denn jedenfalls hat er noch mehr Geld und Kredit, wie wir Beide, sonst säßen wir nicht hier bei seinem Champagner!"

„Na, mir einerlei! ich will euch nicht belehren, Jungens!" sagte Kauffberg; „auch ist es ja für uns Wurst, wie lange er es noch treibt. Aber ich sage euch, in zwei, drei Monaten wird man viel erleben! Heffter schuldet dem alten Beuttinger 20,000 Thaler in Wechseln, — ich weiß es von dem Kaufmann, dem die Bank die Papiere zusandte, damit er sie Herrn Heffter zur Anerkennung seiner Unterschrift vorlege ..."

„Und der ein Tropf seyn muß, daß er darüber sprach," sagte der Auditeur; „scheußlicher Philister der Kerl! sollte 50 Stockprügel für solchen Vertrauensmißbrauch haben."

„Meinethalben!" fuhr Kauffberg fort; „aber es ist nichts desto weniger Thatsache, wie auch daß der Heffter sich eine Liebste in der Residenz hält, die ihn viel Geld kostet, daß er mit Wuchergeld arbeitet und daß er überhaupt gar nicht nöthig hätte, den Kopf so hoch zu tragen, denn im Grunde ist er auch nur Einer, der mit anderer Leute Geld sich gütlich thut und da und dort schwelgt, während seine Fabrikarbeiter darben, denen er nicht einmal ihren verdienten Wochenlohn bezahlen kann!"

„Das ist mit Verlaub eine sehr unwahre und unerweisbare Behauptung!" sprach eine tiefe ruhige Stimme in der Ecke des Zimmers. „Wer diese Beschuldigung nicht sogleich beweist, den zeihe ich der Lüge."

Kauffberg fuhr auf und drehte sich um; aber der diese Worte gesprochen, Dauels, stand hinter ihm mit der Hand auf eine Stuhllehne gestützt, mit ernster maßvoller Würde. „Mein Herrrrr! was unterfangen Sie sich?" sagte Kauffberg herausfordernd und mit der Haltung eines renommistisch forschen Studenten; „Sie haben sich erkühnt, uns zu behorchen! Das ist erbärmlich!"

„Diesen Vorwurf kann ich füglich ignoriren, denn die Absicht liegt allzu klar vor, daß Sie ein zweites Unrecht nicht scheuen, um ein erstes

Digitized by Google

vergessen zu machen," sagte Dauels mit einem unerschrockenen vernichtenden Blicke. „So viel ich weiß, sind wir hier nicht in einer geschlossenen Gesellschaft, sondern allesammt Gäste eines Mannes, der hier verunglimpft wird. Ich bin offen hier eingetreten und würde mich wieder entfernt haben, um nicht Zeuge einer solchen Aufstritts zu seyn, wenn nicht soeben eine Anklage aufgestellt worden wäre, die auch mich persönlich berührt. Ich frage nochmals, mein Herr, wann ist den Arbeitern der Hessler'schen Fabrik der Wochenlohn nicht richtig ausbezahlt worden?"

Kauffberg warf die Lippen geringschätzig auf und sagte: „Wer gibt Ihnen ein Recht mich zu katechisiren, junger Mann? Wer sind Sie denn eigentlich?"

„Mein Name ist Emil Dauels, Kassier und Buchhalter des Herrn Hessler; das wird Ihnen zu meiner Legitimation genügen!"

„Kassier? Buchhalter? also ein Ladenschwengel, ein Calicot!" höhnte der Graf geringschätzig; „Sie wollen sich wohl an mir die Sporen verdienen, junger Mensch? Sie bilden sich wohl ein, der Graf Kauffberg werde sich beeilen, mit Ihnen Händel anzubinden, damit Sie sich bei Ihrem Herrn Prinzipal beliebt machen können? Oho, junger Mensch, Sie irren!"

„Ich verlange von Ihnen nichts als den Beweis Ihrer frechen Behauptung oder deren Widerruf," sagte Dauels. „Bei dem Versuche, mit Ihnen Händel zu suchen, würde ich in jeder Hinsicht den Kürzern ziehen, Graf Kauffberg, denn ich weiß wie viel Ehre dabei zu holen ist. Also rund heraus, Herr Graf, wenn Sie den Muth haben zu verdächtigen, so haben Sie auch den Muth, Ihre Behauptungen zu beweisen! Das ist der Angelpunkt der Frage. Auf Ihre persönlichen Ausfälle gegen mich antworte ich Ihnen an einem andern Ort. Also zur Sache, Herr! wo bleibt Ihr Beweis? Meine Herren, bleiben Sie gefälligst hier! Sie waren Zeugen der Anschuldigung, — Sie werden nun auch Zeugen der weitern Entwicklung der Sache seyn! Eine Memme, wer vom Platze geht!"

Dauels hatte fest und ruhig gesprochen, ohne unnöthigen Aufwand von Lunge; nun aber vertrat er einigen der jungen Zecher die Thüre und stand ihnen mit einer Miene gegenüber, welche ihnen unwillkürlich imponirte.

„Bitte sehr, Herr Dauels, machen Sie keinen Affront!" bat der alte Major von Schreckenberg begütigend; „Kauffberg hat getrunken, er weiß nicht was er schwatzt. Lassen Sie die Sache beruhen!"

„Nur unter Einer Bedingung, Herr Major, daß Sie von diesem Herrn die erforderliche Erklärung beibringen, welcher er ausweicht, und daß Sie ihn bestimmen, unverweilt ein Haus zu verlassen, dessen Gastfreundschaft er nach meinen unmaßgeblichen Begriffen von Recht und Schicklichkeit verscherzt hat. Ich appellire an Ihre Begriffe von Ehre, meine Herren; entscheiden Sie, ob ich etwas unrechtes verlange."

Die Herren schwiegen, denn sie waren in einem fatalen Dilemma. Sie waren alle mehr oder minder eng mit Kauffberg befreundet, sahen sich einigermaßen mit ihm kompromittirt und konnten ihn nicht fallen lassen. „Ich dächte, meine Herren," sagte der Auditeur, „wir suchten die Sache in aller Stille beizulegen. Kauffberg wird seine unbedachte Aeußerung zurücknehmen und das Hessler'sche Haus verlassen ...."

„Ich? wegen eines solchen Männchens hier, wegen eines solchen Ellenreiters? Niemals, auf Ehre!" brüllte Kauffberg laut; „ich weiß nicht was mich abhält, ihm ein paar Maulschellen zu appliciren."

„Ich denke, Ihr böses Gewissen und das Zusammensinken Ihres Bischens Muth hält Sie allein von einer solchen Rohheit ab, welche ihre gebührende Ahndung finden würde," entgegnete Dauels strenge. „Meine Herren, Sie werden mir nicht zumuthen, mit diesem Herrn weiter zu verkehren, dann ich bin nicht geübt genug in solchem Tone, um ihm auf das schmutzige Gebiet dieser Erörterungen zu folgen. Ich wende mich daher an Sie, seine Freunde, Bekannte und Standesgenossen! verfügen Sie über ihn, wie es die verletzte Ehre dieses Hauses erfordert ..."

„Soll ich den Grafen von Ihnen auf irgend eine beliebige Waffe fordern, Herr ... Dings da?" fragte einer der jungen Gutsbesitzer sardonisch.

„Mit nichten, Herr von ... Dingsda," entgegnete Dauels. „Ich schlage mich überhaupt nicht, aber am wenigsten mit einem solchen Gegner."

„Natürlich," bemerkte ein Andrer schnippisch; „diese Herren vom Lande sind bekanntlich haben in der Regel etwas Manschetten vor den Waffen! die Junge ist tapferer als das Herz!"

„Vielleicht darum, Herr Baron, weil wir mehr im Kopfe und im Herzen haben als manche andere Leute, weil wir vorurtheilsfrei genug sind, um zu glauben, daß unsere heutige Gesellschaft, unser christlicher Staat die rohe Selbsthülfe bestrafen muß, welche dem Gesetze vorgreift, der Moral und Vernunft widerspricht und einer barbarischen Vergangenheit entstammt. Also meine Herren, genug der Worte: beweisen Sie Ihr Ehrgefühl, Ihren Takt, indem Sie gegen Ihren Gefährten verfahren, wie es sein unverantwortliches Benehmen gegen unsern Wirth erheischt; ersparen Sie mir die Pflicht, ihn aus diesem Hause auszuweisen!"

„Mich auszuweisen? Dieses Hellermännchen von einem Calico?" rief der Graf und taumelte vorwärts, den Arm zum Schlag ausholend; aber die Anderen fielen ihm in den Arm und hielten ihn zurück. „Laßt mich, laßt mich los! solch ein miserabler bürgerlicher Tropf, solch eine bürgerliche Canaille von einem Musterreiter! ich zerreibe ihn zwischen meinen Fingern! ...."

Der Major und der Auditeur hatten Mühe, den Betrunkenen festzuhalten und auf seinen Stuhl zu drücken. Sein Geschrei hatten aber bereits Aufsehen erregt und da die Tour soeben zu Ende war, und die tanzenden Paare sich in den anstoßenden Zimmern vertheilen, so füllte sich das Büffet rasch mit Gästen.

„Um Gottes willen, Herr Assessor, kommen Sie! Herr Dauels hat Händel!" bat Frau Auguste Latte unsern Bekannten Gehring, der gerade an ihr vorüberging, nachdem er sich von seiner Tänzerin verabschiedet; sie hing sich bebend an seinen Arm und zog ihn nach dem Buffet hin. „Ach, ich dachte es sogleich, daß es so kommen werde! Ich las es in den boshaften, schadenfrohen Augen Stolls — ich beschwöre Sie, kommen Sie ihm zu Hülfe; dieser Graf Kauffberg ist ein garstiger Geselle!"

„Händel zwischen Herrn Dauels und Kauffberg? Unmöglich!" sagte Gehring überrascht; „das sähe meinem Freunde gar nicht gleich!"

„Und doch, doch! Hören Sie wie Kauffberg brüllt?" rief Frau Auguste in Seelenangst. „Das gilt Ihrem Freunde! Der betrunkene Graf wird ihn schlagen! Ich sah es kommen, ich habe mich vergebens nach Ihnen umgesehen."

Der Affront war schon fertig, als Gehring zur Stelle kam. Die älteren, besonneneren und anständigeren Gäste hatten sich bereits aus dem Büffetzimmer zurückgezogen, um den Auftritt zu ignoriren, und selbst Dauels trat seinem Freunde entgegen und verließ das Zimmer, woselbst der Streit begonnen hatte, um den brutalen Ausfällen des Betrunkenen zu entgehen.

Auf des Assessors hastige Frage nach dem Grund dieses Auftritts berichtete Dauels dem Freunde in Kürze den Hergang und das übermüthige Benehmen des Grafen, den man noch immer im Nebenzimmer schimpfen und toben hörte. Gehring runzelte die Stirne. „Ueberlaß diesen Burschen mir; ich habe die Mittel ihn zahm zu machen," sagte er. „Uebrigens geschieht es Hessler recht, daß er solche Erfahrungen mit seinen Gästen macht. Warum anständigen Leuten zumuthen, einen solchen Menschen in Gesellschaft zu begegnen, blos weil der Bursche der entwürdigte Ablomme eines Grafengeschlechts ist? Hessler hatte doch wissen sollen, in welcher geringen Achtung dieser Mensch allgemein steht. Bitte, Freund, nimm Dich der Frau Latte an, welche sich so lebhaft für Dich interessirt!"

„He, Thannberg, auf Säbel oder Pistolen, fordere mir den Kerl, hörst Du?" brüllte Kauffberg im Nebenzimmer; „ich will diesen nordbeutschen Ladenschwengel zu Kochfleisch zerhacken. Wenn er sich weigert, Satisfaktion zu geben, so wird er mit der Hundepeitsche abgewandelt."

Der Lieutenant von Thannberg schwankte aus dem Zimmer heraus,

Digitized by Google

wiegte sich etwas vornehm und geringschätzig in den Hüften und steuerte auf Dauels los, der mit Mühe seinen Ingrimm niederkämpfte, da die gehäuften Beleidigungen ihm nun auch die Galle rege machten. Die Fäuste des jungen Kaufmanns ballten sich krampfhaft, seine Augen rollten, seine Lippen waren zusammengekniffen. Die runde Frau Latte sah bebend seinen kaum gezügelten Zorn und suchte ihn zurückzuhalten.

Allein ehe Herr v. Thannberg noch Dauels erreicht hatte, trat ihm der Assessor Gehring mit all der kalten Ruhe eines Gesetzesmannes entgegen und fragte gemessen: „Darf ich mir im Namen meines Freundes Dauels die Frage erlauben, was Sie von ihm begehren, Herr Lieutenant von Thannberg?“

„Was kümmert das Sie? oder sind Sie etwa sein Secundant?“ gegenfragte Thannberg mit jenem herausfordernd hochmüthigen Gebahren, welches manche jüngere Offiziere in derartigen Lagen für zweckentsprechend halten.

„Ich bin sein Freund und sehe ihn allein einer Mehrzahl gegenüber, Herr Baron; also was begehren Sie von ihm?“

„Ihr Freund, der Commis Dauels, hat sich erfrecht, meinen Freund den Grafen Kauffberg zu injuriiren, und ich habe den Auftrag ihm zu erklären, daß mein Freund ihm die Ehre anthun will, sich mit ihm zu schlagen, und zwar . . .“

„Ersparen Sie sich diese Mühe, Herr v. Thannberg,“ fiel ihm der Assessor ruhig in's Wort. „Sagen Sie Ihrem Freund, daß mein Freund sich nicht mit ihm schlagen wird und zwar aus Gründen welche ich vollkommen billige.“

„Ah, der Herr Assessor haben also auch so gewisse . . .“ wollte der Lieutenant anheben; aber Gehring umspannte sein Handgelenk wie mit einem Schraubstocke und sagte bestimmt:

„Ja, Herr Baron, ich habe meine festen Grundsätze, die jedoch Sie und diesen Handel nichts kümmern, denn abgesehen von den inneren Gründen, welche meinen Freund abhalten, die Ehre abzulehnen, welche ihm der Graf Kauffberg zugedacht hat, bestehen noch äußere Gründe, welche mir die Pflicht auferlegen, ein Duell zwischen dem Grafen und meinem Freunde zu verhindern!“

„Ah, ah so! ich verstehe. Der Herr Dauels wird entschuldigt, weil er keine Waffe führen kann, nicht wahr?“ spottete der Assessor. „In diesem Falle bleibt dem Herrn Grafen nichts anderes übrig . . .“

„Als sich zu entfernen und Abbitte zu thun, wofern ich nicht laut erklären soll, wodurch sich der Herr Graf des Rechts begeben hat, von einem Manne von Ehre Genugthuung zu verlangen — sagen Sie ihm dieß, Herr Lieutenant, und betrachten Sie damit Ihr Mandat für erledigt!“ sagte Gehring so leise, daß nur der Lieutenant ihn hören konnte.

„Wie beliebt, Herr Assessor?“ fragte Thannberg verblüfft; „ich habe nicht die Ehre, Sie zu verstehen!“ Gehring wiederholte seine abgegebene Erklärung, aber der Lieutenant versetzte kurz: „Ich sehe mich nicht gemüssigt, meinem Freunde eine derartige Erklärung zu machen, sofern Sie nicht zugleich mir zugestehen, daß ich Sie dafür verantwortlich mache im Namen meines Freundes, daß Sie mir die Genugthuung geben, welche . . . .“

„Nun habe ich nicht die Ehre, Ihre Logik zu verstehen, Herr Lieutenant,“ erwiderte Gehring sardonisch; „obschon ich begreife, daß Sie in Ihrer momentanen Stimmung nicht übel Lust hätten, mir den Hals zu brechen, vermag ich doch nicht einzusehen, wie dieß die Ehre Ihres Freundes wiederherstellen soll, oder welches Interesse ich haben könnte, dieß zu thun. Wenn Sie daher meine Antwort dem Herrn Grafen nicht selbst überbringen wollen, so nöthigen Sie mich, Herrn v. Kauffberg diese Erklärung selbst abzugeben, und hiemit erlöschet Ihr Mandat.“ Er ließ ihn stehen und wandte sich an Kauffberg, der in trotzig drohender Haltung im Kreise seiner Bekannten stand. Dieser zuckte bei Gehrings Anblick sichtlich zusammen und ward verwirrt. „Herr Graf,“ hub Gehring mit niederschmetternder Kälte an; „Lieutenant Baron Thannberg hat mir mitgetheilt, daß er in Ihrem Namen meinen Freund Dauels fordern sollte. Sie werden aber diese Forderung sogleich zurücknehmen und Herrn Dauels eine Ehrenerklärung geben, denn nach dem Vorgefallenen kann ich nicht zugeben, daß mein Freund Ihnen Genugthuung gibt!“

Kauffberg entfärbte sich und biß die Zähne über einander; ein Theil seines Rausches wich und er war eine Weile unschlüssig, maß den Assessor mit muthsinkelnden Augen, während dieser ihn kalt beobachtete. Dann schaute er seine Freunde der Reihe nach an, als ob er bei ihnen Hülfe suchen wollte.

„Darf ich bitten, Herr Assessor,“ hub der Major endlich an, „mir den Grund zu nennen, weßhalb mein Freund und ehemaliger Kamerad Graf Kauffberg . . . .“

„Satisfaktions-unfähig sey, wollten Sie sagen?“ ergänzte Gehring schnell. „Jenun, wenn der Herr Graf es verlangt, so will ich hierüber zur Stelle Aufklärung geben!“

Kauffberg erhebte und alle Farbe wich von ihm. „Hier ist nicht der Ort zu derartigen Erörterungen,“ stammelte er; „laß die Sache beruhen, Major! ich will hier keinen weitern Affront geben; aber wir finden uns morgen . . .“

„Wann und wo Sie wollen, Herr Graf,“ erwiderte Gehring kalt und drehte ihm den Rücken.

Kauffberg ward von seinen Bekannten um Aufklärungen bestürmt, denn dieser zähe Umschlag in dem ganzen Gebahren des sonst so renommistischen Menschen mußte seinen näheren Freunden unerklärlich erscheinen; aber er versteckte sich hinter ein hartnäckiges Schweigen. „Ich bin heute nicht in der Lage, Euch Auskunft zu geben,“ sagte er; „um diese Sache anzugleichen, gehört ruhig Blut und ein klarer Kopf. Aber ihr seyd Zeugen von der Scheußlichkeit, mit welcher man mich von hier vertrieben hat. Ich gehe, um das Fest nicht zu stören, aber ich werde morgen dem Hausherrn einen Brief schreiben, den er nicht an den Spiegel stecken soll. Das hat man davon, wenn man sich mit diesem bürgerlichen Pack encanailliirt. Gute Nacht!“

Er ließ sich nicht halten und einige seiner speziellsten Freunde schlossen sich ihm an. Der Major aber, ein gutmüthiger beschränkter Mann, voll Adelsstolz, suchte seinen Helm und Säbel und durchwanderte dann die sämmtlichen Zimmer der Beletage, bis er Herrn Hefftter in einem intimen Gespräche mit dem Regierungs-Präsidenten und Herrn Spahlenberg begriffen fand. Die Störung kam dem Hausherrn sichtlich unwillkommen, aber dennoch stand er mit grinsender Freundlichkeit auf und trat dem Major entgegen mit den Worten: „Verzeihen Sie, mein bester Herr Major, daß ich mir noch nicht die Ehre gegeben habe, Sie Seiner Excellenz vorzustellen; aber die Menge der Gäste, die . . .“

„Lassen Sie das, Herr Hefftter! Excellenz und ich sind alte Bekannte,“ versetzte der Major; „ich suche Sie auf . . .“

„Sehr schmeichelhaft; aber was gibt es denn, bester Herr Major? Diese ungewöhnliche Aufregung . . .“

„Ist sehr natürlich, Herr Hester! ich komme mich zu verabschieden. Eine Scene, welche sich vorhin hier zugetragen, wo ein Bekannter von mir, Graf Kauffberg, in diesem Haus so gröblich beleidigt wurde, daß er nothgedrungen weggehen mußte, legt mir die Pflicht auf, mich ebenfalls zu verabschieden . . .“

„Herr Major, was ist denn vorgefallen? ich habe ja gar keine Ahnung,“ stammelte Hefftter erschrocken.

„Graf Kauffberg hatte mit einem Ihrer Commis einen Wortwechsel, Assessor Gehring legte sich darein und beleidigte den Grafen so gröblich, daß er unmöglich mit ihm unter dem gleichen Dache bleiben kann!“

„Assessor Gehring, ein Jurist, ein kleiner Beamter, beleidigt einen Grafen aus einem solch altherkömmlichen Geschlecht?“ fragte die Excellenz verwundert und zusehends indignirt.

„Und was war die Veranlassung?“ fragte Herr Hefftter lauernd.

Der Major zuckte die Achseln. „Die Aeußerungen Graf Kauffbergs waren allerdings etwas . . . etwas indiscret; allein er befand sich im

Digitized by Google

engsten Freundeskreise, und wir kennen seine Weise — er meint es nicht so schlimm, wenn seine Zunge auch zuweilen extravagirt. Der junge Kaufmannsdiener aber mengte sich unbefugt in die Unterhaltung, und so gab ein Wort das andre . . .“

„Und wie heißt der Commis? etwa Stoll, oder . . .?“

„Ich glaube, er nannte sich Dauels . . .“

„Nicht möglich! mein Buchhalter und Kassier, sonst ein sehr besonnener Mann, ein geborener Hanseate,“ sagte Heffter.

„Ah, da haben wir's! ein Republikaner, ein Demokrat, einer jener jungen Weltbeglücker!“ sagte der Regierungs-Präsident: „ja, das sucht immer gefliſſentlich die Gelegenheit, sich an den alten Elementen des Staats zu reiben. War mir vorhin schon auffallend, wie bewußt der junge Mann auftrat.“

„Excellenz, Sie sollen sehen, wie ich mein Hausrecht übe,“ sagte Heffter; „Herr Major, Excellenz, ich bitte um die Gewogenheit, mich zu begleiten — Sie sollen Zeuge seyn, wie ich Herrn Gehring dienen werde!“

„So kommen Sie, lieber Major,“ sagte die Excellenz; „Sie dürfen mir nicht gehen; Sie müſſen uns Gesellschaft bei der Tafel leisten; wir Leute von Stand sind ohnedem in der Minorität in dieser Gesellschaft,“ setzte er leise hinzu; „man muß diesem Volk nicht den Platz räumen!“

Herr Heffter ging den Anderen rasch voran in einer furchtbaren Aufregung. Der Vorfall war ihm in jeder Hinsicht widerwärtig, drohte all seine Pläne zu vereiteln, wenn der Regierungs-Präsident disgustirt wurde. Spahlenberg hatte sich abgeschlichen vom Dauels aufzusuchen und zu warnen. Im Salon sah Heffter den Assessor Gehring bei Leonien stehen, welcher er etwas zu erzählen schien, das des Mädchens ganzes Interesse fesselte. Er kippte ihm leicht auf die Schulter und sagte mit mühsam verhaltener Aufregung: „Auf ein Wort, Herr Gehring!“

„Zu Diensten, Herr Heffter! Sie befehlen?“ erwiderte der Assessor, etwas überrascht, den Major und den Regierungs-Präsidenten bei dem Hausherrn zu sehen, und folgte den Herrn auf die Loggia hinaus.

„Sie haben eine Scene mit Herrn Grafen Kauffberg gehabt, Herr Gehring, wie ich höre?“ hub Heffter an.

„Nicht eigentlich eine Scene, mein Herr, denn ich beugte der weiteren Entwicklung eines Affronts vor, welcher Ihr Fest zu stören drohte. Herr v. Kauffberg war mit Herrn Dauels an einander gerathen und wollte ihn fordern lassen, da schlug ich mich in's Mittel, um das Duell zu verhüten.“

„Und beleidigten den Herrn Grafen in einer Weise, daß er mein Haus verlassen mußte, wie ich höre?“ fiel Heffter ein.

„Mit nichten, Herr Heffter! nicht ich, sondern sein Gewissen haben den Grafen vertrieben,“ sagte Gehring.

„Ich muß Sie entschieden bitten, Herr Gehring, die Ausübung meines Hausrechts mir zu überlassen,“ entgegnete Heffter, mit wuthfunkelnden Augen; „erinnern Sie sich gefälligst, daß auch Sie nur Gast sind und daß unsere alte Bekanntschaft Ihnen noch kein Recht gibt, sich hier als Herr zu geberden. Vermeiden Sie es um des Friedens willen, mich an frühere Unbilden und Verunglimpfungen zu erinnern.“

Gehring erglühte. „Ich weise diese herbe Zurechtweisung zurück, die ich nicht verdient habe, Herr Heffter,“ sagte er; „Sie scheinen irrig oder gar nicht berichtet zu seyn. Jedenfalls habe ich mir nichts angemaßt, wozu ich nicht befugt war . . .“

„Ah, das ist stark — Sie sündigen auf die Nachsicht meiner Frau hinein, denn nur dieser, nicht meinem Wunsche haben Sie eine Einladung zu danken,“ sagte Heffter streng.

„Dieser Wink genügt mir, Herr Heffter! ich werde Ihnen nicht einen Augenblick länger im Wege seyn,“ versetzte Gehring kurz und wandte sich mit einer Verbeugung zum Gehen.

„Sind Sie zufrieden, meine Herren?“ wandte sich Heffter an seine beiden Begleiter. Diese nickten, und die Excellenz ergriff den Arm des Majors, um mit ihm durch die Zimmer zu promeniren, während Heffter sich in der entgegengesetzten Richtung entfernte, um Dauels aufzusuchen, dem er ebenfalls eine Pause halten wollte. Er fand ihn aber nirgends, denn Dauels hatte den Auftritt zwischen seinem Prinzipal und Gehring aus einiger Entfernung beobachtet und die Farbe von Gehrings Wange weichen sehen, und war dem Wegeilenden nachgerannt, um ihn zu befragen.

„Suchen Sie Dauels, lieber Heffter?“ fragte Spahlenberg, welcher jetzt den erbosten Hausherrn übfing. „Ja? Ich weiß, wo er ist; er eilte dem Assessor nach. Aber seyn Sie ruhiger, mein Freund, denn ich fürchte, Sie haben Gehring bereits Unrecht gethan. Ich weiß nun, wie der Streit anging. Kauffberg hat Sie niederträchtig verleumdet, Dauels Ihre Partei genommen und den Kerl zurecht gewiesen, der stierbesoffen ist. Behandeln Sie Dauels schonend, denn wenn Sie ihn beleidigen . . .“

„Bah, ich muß ihn bedauvuiren, schon um des Präsidenten willen!“ sagte Heffter; „unser ganzer Erfolg steht auf dem Spiele, wenn uns der Präsident fallen läßt. Aber Sie haben recht, Spahlenberg; Dauels weiß zu viel und ich muß ihn schonend behandeln. Wo ist er?“

„Kommen Sie, lassen Sie ihn jetzt! er wird schon wieder erscheinen. In diesem Augenblicke sind Sie noch zu aufgeregt!“ sagte Spahlenberg; lassen Sie dem Präsidenten und dem Major etwas Eispunsch präsentiren, hernach wollen wir unsere Unterredung mit ihm fortsetzen. Er ist schon halb gewonnen!“

„Excellenz, ich bitte unterthänigst um Entschuldigung, daß ich Sie verlassen habe, allein ich wollte mein Hausrecht üben . . . Leider gelang es mir nicht, den andern Schuldigen zu finden. Mein Buchhalter Dauels scheint sich entfernt zu haben.“

„Ah, ich dachte mir's, mein lieber Herr! Blieb ihm wohl nichts andres übrig, nachdem er den Hausfrieden gestört,“ sagte der Präsident. „Ne, Herr Landrichter, Sie hören was es gab? . . . Ruhestörung, Handel, ein Duell in Aussicht! Sorgen Sie daß es verhindert werde!“

„Ein Duell zwischen Wem, Excellenz, wenn ich fragen darf?“ forschte dieser erstaunt.

„Zwischen dem Grafen Kauffberg und einem jungen Commis, lieber Landrichter.“

„Ah, da mögen Excellenz sich beruhigen,“ entgegnete der Landrichter mit ungläubigem Lächeln. „Wenn Kauffberg seinen Rausch ausgeschlafen hat, wird er schon wieder den Hals aus der Schlinge ziehen. Er ist nicht der Mann, dessen Courage lange vorhält, und zudem soll er ganz im Unrecht seyn und den Streit auf eine verwerfliche Weise provozirt haben!“

„Sie drücken sich sehr entschieden über den Grafen aus, lieber Freund,“ sagte der Präsident; „bedenken Sie doch, daß er ein Mann von Stande ist, ein Gutsbesitzer . . .“

„Excellenz belieben sich in der Person zu irren,“ versetzte der Landrichter mierschrocken. „Wir haben es mit einem Kauffberg aus der jüngern Linie zu thun, einem mauvais sujet, das schon in österreichischen, neapolitanischen, türkischen und Gott weiß welchen anderen Kriegsdiensten gestanden, verschiedene Male im Schuldthurm gesessen und nun zu meiner und aller Beamte Plage als Assistent zu einer niedern Beamtung hieher versetzt worden ist, wo wir uns ihm gegenüber in der übelsten Lage befinden, denn seine ärgerliche Lebensweise, die in einer größern Stadt weniger bemerkt werden würde, ist hier geradezu anstößig, und versetzt uns Beamte fast täglich in die peinlichste Situation, denn wenn ich auch zugebe, daß man dem Stande und der Herkunft dieses Mannes einige Rechnung tragen soll, so ist doch . . .“

„Ah, ich verstehe, mein Freund! man kann einen Mann von Stand nicht fallen lassen. Werde für ihn sorgen, daß er eine anständige Versorgung bekommt und versetzt wird,“ sagte der Präsident und suchte der Unterhaltung eine andre Richtung zu geben. „Erinnern Sie mich morgen daran, oder noch besser, setzen Sie mir ein kleines Memorandum darüber auf. — Ah, da kommt ja Ponche frappé, mein Lieblingsgetränk! Meiner Treu, diese Herren Industriellen wissen zu leben!“

Während dieß in dem einen Eckzimmer vor sich ging, waren zwei

Digitized by Google

Ein Hirte von der Militär-Grenze. Nach Valerio. S. 239.

Digitized by Google

Herzen am andern Ende des Hauses in der furchtbarsten Angst und Aufregung. Frau Latte hatte kaum die Scene zwischen Herrn Hefftter und dem Assessor Gehring mit angehört, so war sie zu Fräulein Leonien geeilt, mit welcher sie den Assessor zuletzt hatte tanzen sehen. Sie erzählte dieser was sie wußte und was sie vermuthete, und Leoniens sichtliches Erblassen rief auch Emma herbei, die nun ebenfalls erschrak, als sie hörte, daß Dauels in diesen Streit verwickelt seyen. „Um's Himmels willen, Schwester, hilf!“ bat Leonie. „Adolf darf nicht so von uns gehen; ich kenne des Vaters rücksichtslose ungestüme Weise, wenn er erbost ist. Wir müssen einen Bruch verhüten, müssen abbitten ... weißt Du keinen Rath, Emma?“

Diese zuckte schweigend die Achseln und die schönen Augen schwammen in Thränen. Die runde Frau Auguste war tief ergriffen, denn mit dem raschen Instinkte der Frau ahnte sie im Nu, daß es sich hier um das Geheimniß zweier jungen Herzen handle, daß Leonie und Emma dem Assessor und Herrn Dauels nichtgleichgültig seyen. Wo aber ist eine Frau je theilnahmslos, wenn sie eine ihres Standes unglücklich lieben sieht? Frau Auguste begriff zugleich auch die Vortheile, welche ihr daraus erwachsen konnten, wenn sie die Vertraute dieser stillen Neigungen ward.

„Wenn Sie mir erlauben wollten, meine Damen,“ sagte sie, „so würde ich mich anheischig machen, Ihnen die beiden Herren zurückzurufen, damit Sie dieselben noch sprechen könnten! Wollen Sie?“

„Wenn es ohne Zeugen und Aufsehen geschehen kann, ja, meine liebe Frau Latte!“ sagte Leonie. „Aber wird es nicht zu spät seyn?“

„Nein, mein Fräulein! ich eile den Herren nach, ich bringe Sie in den Garten zurück!“

„In's Gewächshaus, in die Rotunde, wenn Sie so freundlich seyn wollen, beste Frau Latte!“

„Gewiß, gewiß, ich winke Ihnen mit dem Tuche und stehe dann selbst für Sie Wache, damit Sie nicht überrascht werden.“

Der Assessor und Dauels waren gerade im Begriff, den Garten zu verlassen, als Frau Latte sie noch leuchend einholte und auf einem Umwege durch das Lustgehölze nach dem Gewächshaus brachte, damit sie hier die beiden jungen Damen erwarten sollten, welche auch nach wenigen Minuten erschienen. Leoniens Augen standen voll Thränen, als sie ihre kleine Hand in diejenige des Assessors legte und sie krampfhaft drückte.

„Du lieber Himmel, was muß ich hören, Ad... Herr Gehring!“ stammelte sie; „ist es denn wirklich wahr, daß Papa Sie beleidigt hat? Sie wollen unser Haus verlassen, nachdem Sie sich unserer so wacker angenommen haben?“

„Ich kann nicht anders, mein Fräulein! ich verzeihe Ihrem Vater, denn er war offenbar irrig berichtet, und wird mir eine Ehrenerklärung nicht versagen, wenn er den richtigen Zusammenhang erfährt. Aber für heute ist meines Bleibens nicht mehr. Ich bin so gut wie ausgewiesen!“

„Ch, dieser unselige Abend! es schwante mir, daß es so kommen werde,“ schluchzte Leonie, und senkte das Köpfchen wie eine geknickte Lilie. „Und daß Papa in seiner Verblendung gerade gegen Sie so heftig ausfiel, dem wir so großen Dank schulden, das ist doppelt bitter!“

„Um so mehr wird Herr Hefftter geneigt seyn, mir hernach eine zufriedenstellende Erklärung abzugeben, mein Fräulein,“ versetzte Gehring; „er wird einsehen, daß er Unrecht hatte, und mir sein Bedauern ausdrücken und alles wird wieder gut werden.“

Leonie schüttelte schmerzlich und unglaubig das Köpfchen und sagte: „Ja, Sie würden verzeihen, Herr Gehring; ich weiß es. Aber der Vater nicht. Ich kenne ihn. Nie ist er unversöhnlicher, als wenn er im Unrecht ist. 'Sie haben Recht', steht nicht in seinem Wörterbuch. Sein Stolz erträgt keinen Widerspruch, geschweige denn eine Abbitte. Ch, das drückt mir beinahe das Herz ab.“

„Nicht doch, mein Fräulein, nehmen Sie es nicht so ernsthaft. Ihr Papa wird erfahren, um was es sich handelt, und mir eine Erläuterung geben. Und selbst wann er es nicht thnt, auf die Gefahr hin in den Augen seiner Gäste ungerecht zu erscheinen, so will ich es vergeben und vergessen um Ihretwillen!“

„Edler Mensch! aber glauben Sie, daß ich es dann auch vergessen kann? Glauben Sie, daß es mir und Mama gleichgültig sey, wenn Sie in Folge davon unser Haus nicht mehr betreten werden? Und das werden Sie nicht wieder thun, nicht wahr, so lange Papa ...“

„So lange Herr Hefftter mir keine Ehrenerklärung gegeben hat, — ja, mein Fräulein, bevor dieß nicht geschehen ist, kann ich hier nicht wieder erscheinen. So ist es.“

Leonie schluchzte leise und hielt seine Hand noch immer in der ihrigen. Sein Auge ruhte auf ihr mit einem unbeschreiblichen Ausdruck, worin sich ein jäher Schmerz und eine stille Wonne, eine beklemmende Hoffnung verschwisterten. Er sah, daß er diesem süßen jungfräulichen Geschöpf nicht mehr gleichgültig war, und die Ueberzeugung davon durchbebte ihn mit einem Freudenjubel, in welchen freilich die zweite Erwägung, daß er sie hier vielleicht nicht wieder sehen werde, ihren Wermuth träufelte.

„Man kommt, meine Herren! Sie müssen fort!“ flüsterte Frau Latte von der Thüre her.

„Gute Nacht, mein Fräulein! auf Wiedersehen!“ flüsterte Gehring und der Ton seiner Stimme durchbebte ihr Herz mit einem schmerzlichen Entzücken.

„Vergeben Sie Papa, lassen Sie es mich nicht entgelten, Herr Gehring! Ch, ich schulde Ihnen so viel, so unsäglich viel!“ flüsterte sie und ihre Lippen beugten sich herab zu seiner Rechten und küßten diese.

„Leonie, meine theure Leonie, ich werde diese Stunde nie vergessen,“ lispelte er und seine Lippen berührten leicht ihren Scheitel.

„Fort, fort, durch die dunklen Gänge links!“ sagte Frau Latte zu den beiden Männern. „Wir sind gestört worden, meine Herren, aber die beiden Fräulein müssen Sie noch sprechen, und dieß kann am besten bei mir geschehen, in meiner guten Stube, morgen, übermorgen — ich werde es den Herren wissen lassen. Sie kommen dann durch die Hinterthüre, vom Mühlsgraben her in's Haus, die beiden Fräulein durch die Vorderthüre, von der Poststraße her. Ich werde alles arrangiren, und Sie sollen nicht gestört werden. Nicht wahr, Sie kommen?“

Die beiden Männer versprachen es dankend, und verschwanden zwischen den dunklen Büschen. Frau Latte aber wartete bis die Schritte der Wegeilenden verklungen waren, dann holte sie ihre beiden jungen Schützlinge ab und führte sie in's Haus zurück. Unterwegs begegneten ihnen die Leute des Tapezierers, welche bunte Papierlaternen an den Bäumen und in den Gebüschen aufhingen, um für die Zeit des Souperé den Garten zu illuminiren.

Mittlerweile war der Tanz oben unausgesetzt fortgegangen, und das junge Volk amüsirte sich köstlich. Herr und Frau Hefftter machten die Honneurs, und Spahlenberg bearbeitete den Regierungs-Präsidenten. „Wir sind der Ausführung unseres Planes sicher, Excellenz,“ sagte er mit der Zuversicht eines Mannes, der seinem Glücksstern unbedingt vertrauen darf; „ein derartiges Etablissement muß prosperiren. Es wird in dieser Provinz eine ganz ungeahnte Summe national-ökonomischer Hülfsquellen erschließen; es wird das gesammte kleinere Kapital an unsern Zweck heranziehen, nutzbar machen. Alle Wasserkräfte der vielen kleinen Gebirgsflüßchen werden mit Zeit und Weile dienstbar gemacht, alle Wälder gelichtet, Handel, Gewerbe und Verkehr gehoben, der allgemeine Wohlstand gefördert werden. Man soll nicht mehr sagen, daß unsere Provinz keine Industrie habe. Alles, alles wird verwerthet: die Torfmoore, das Bauholz, der Hanf und Flachs die man baut; jeder Einzelne ist bei dem Erfolg unseres Unternehmens betheiligt. Wir haben die angesehensten Bankhäuser auf den Centralpunkten des Geldmarktes an unser Unternehmen vinculirt. Wir selbst legen unser ganzes Vermögen, unser Thatkraft, unsere Erfahrung, unsere Ideen ein. Wir bedürfen nur noch zwei Dinge, so ist alles spruchreif: nämlich einige angesehene Namen von Standesherren, höheren Beamten ꝛc. für das Komité, welches den Aufruf und Prospekt erläßt, und die Genehmigung der hohen Staatsregierung. Wir

Digitized by Google

haben den besten Theil der vaterländischen Presse schon für uns gewonnen, und wenn es uns gelungen seyn sollte, auch Eurer Excellenz hohe Einsicht und seltene Erfahrung für uns zu erwerben, wenn Excellenz geruhen würden, uns Ihren Namen zu leihen und einige Hundert Aktien zu zeichnen, so würde die Unternehmung schon in den nächsten Wochen in's Leben treten können."

Der Präsident hatte aufmerksam zugehört und an seinem Eispunsch geschlürft, hie und da mit dem Kopfe genickt und leicht gelächelt. „Ah, ahem, mein lieber Herr von Spahlenberg," hub er jetzt etwas befangen an, „ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen, das mir sehr schmeichelhaft ist. Ich billige vollständig Ihren Plan und werde denselben beim Ministerium und bei unserm allergnädigsten Landesherrn mit größtem Eifer befürworten, — mein Ehrenwort darauf, daß Sie meiner Unterstützung gewiß seyn dürfen. Ich werde mich in den nächsten Tagen mit dem Ministerium und dem Kabinetsrath in's Benehmen setzen und eventuell bei unserm allergnädigsten Landesherrn direkt um die Gnade nachsuchen, hierüber unterthänigst vortragen zu dürfen. Soweit wäre die Sache so gut wie gesichert. — Anders ist es aber mit meiner persönlichen Betheiligung, mein lieber Baron! So gerne ich auch in diesem Stücke ein Etablissement fördern möchte, durch welches seiner Zeit dieser Provinz eine ungemeine Entwicklung verliehen werden kann, so sehr ich mich doch hermalen nicht in der Lage, pekuniäre Verpflichtungen zu übernehmen ... Sie wissen, mein lieber Baron, wie schwer die Ablösung der Feudallasten uns ritterschaftliche Grundbesitzer getroffen hat; meine Güter sind nicht mehr so einträglich als früher, die Verhältnisse wesentlich anders, und meine eigenen Bedürfnisse für Aufwand und Repräsentation größer geworden. Bedenken Sie, mein Lieber, man hat drei Söhne: Einen, erst jüngst verheirathet, auf dem Gut, den Zweiten in der Diplomatie, den Dritten bei der Armee, — das läßt einen Vater etwas wissen. Und überdem bin ich gewöhnt, mich niemals auf Spekulationen einzulassen, die ich nicht mit eigenen Mitteln machen kann. Also ..."

„Excellenz haben Ihre Motive so klar und deutlich dargestellt, daß ich deren schlagende Richtigkeit vollkommen anerkenne," entgegnete Spahlenberg geschmeidig. „Allein wenn mir Excellenz zu bemerken gestatten, daß Höchstdieselben von einer etwas irrigen Voraussetzung ausgehen, so hoffe ich zuversichtlich, Eurer Excellenz Bedenken siegreich zu widerlegen. Excellenz können sich bei dem Gewinne betheiligen, ohne einen Pfennig einzubezahlen oder zu riskiren, und dennoch einen raschen Profit von 20 bis 30,000 Gulden durch eine einzige Unterschrift machen."

„Ah, Sie spassen, mein Lieber! Das ist nicht möglich?" rief der Präsident aufspringend.

„Doch doch, Excellenz! Das ist schon so gut wie sicher," versetzte Spahlenberg. „Wir beabsichtigen eine Anzahl von 50,000 Aktien auszugeben, wovon 20,000 sich in fester Hand befinden werden, in der Hand der Gründer. Jede dieser Aktien à hundert Gulden wird einige Wochen nachdem unser Prospekt ausgegeben und die Zeichnungen eröffnet worden sind, auf 105, ja vielleicht auf 110 und darüber stehen, denn man wird sich um diese Aktienscheine reißen. Gesetzt nun, Excellenz zeichnen 500 Aktien, wofür Sie vor sechs Monaten noch keinen Pfennig einbezahlen dürfen, — wie wir uns Gründern dieß vorbehielten, da wir ja mit unserm Vermögen und Kredit dafür einstehen — und Excellenz verkaufen von diesen gezeichneten Aktien etwa hundert zum Kurse von 105, so haben Excellenz schon fünf Aktien voll verdient. Hundert weitere Aktien veräußert, wann der Kurs auf 110 steht, gibt weitere zehn Aktien, — thut fünfzehn. Schlagen Excellenz die übrigen dreihundert zum Kurse von 112 los, so gibt dieß in runder Summe abermals 2000 Thaler, welche Excellenz zu Meliorationen auf Ihren Gütern verwenden können, ohne daß Sie das mindeste Wagniß dabei hatten, und der Besitz von 15 Aktien, Prioritäts-Aktien wohlgemerkt, welche Excellenz keinen Kreuzer gekostet, sind hinreichend, um Excellenz in dem Verwaltungs-Ausschuß Sitz und Stimme zu geben, damit Sie auch künftig an allen hieraus-entspringenden Vortheilen participiren."

„Hm, hm, wenn Das wirklich so wäre!" sagte Excellenz gedankenvoll; „wenn sich die Sache so arrangiren ließe, so wäre ich allerdings erbötig. Allein ich habe noch ein Bedenken: wenn man höhern Ortes ...."

„Excellenz dürfen mir auf's Wort glauben, daß allerwärts, wo derartige Unternehmungen gemacht werden, in gleicher Weise verfahren wird," sagte Spahlenberg zuversichtlich. „Du lieber Himmel! der Herzog von Morny hat seiner Zeit durch die Unterstützung, welche er verschiedenen Aktiengesellschaften für Rübenzuckerfabrikation in Frankreich geliehen, und durch die Agiotage mit den Aktien, sich ein kolossales Vermögen gemacht. In jedem civilisirten Staate geht es nicht anders, und die maßgebenden Persönlichkeiten, vom Hofmarschall und Minister herab bis zum Bankier nehmen diesen erlaubten Gewinn mit. Es ist die Steuer, den die Intelligenz auf die träge Masse derer legt, welche von solchen fruchtbaren Ideen profitiren.

„Sehr hübsch, sehr einleuchtend und plausibel! Aber wie, wenn die Aktien nicht steigen, mein lieber Baron?" fragte der Präsident gedankenvoll.

„Dann verlohnte es sich nicht, die Unternehmung zu machen, Excellenz," versetzte Spahlenberg trocken; „die Agiotage ist unser sicherer Gewinn von vorn herein. Es ist der gemeinsame Vortheil der Gründer, sie rasch plausibel zu machen, und Excellenz haben hierin mit geriebenen Leuten zu thun, welche wissen, wie man ein solches Ergebniß erzielt. Verlassen Sie sich auf Herrn Hefftter und mich, Excellenz; wir sind die faiseurs, und gedenken unser Schäfchen dabei zu scheeren."

„Jenun, mein lieber Baron, dann allerdings ist mir die Sache auch einleuchtend — wir werden morgen darüber reden," sagte die Excellenz in einer gewissen Aufregung.

„Gut denn, also morgen mehr, Excellenz! Ich habe mich der Hoffnung hingegeben, daß Excellenz nicht verschmähen werden, mein Etablissement morgen zu besuchen und ein kleines Frühstück bei mir einzunehmen. Dann werde ich die Ehre haben, Prospekte, Berechnungen ꝛc. vorzulegen.

„Ich werde mir's zur Ehre schätzen, Ihr Gast zu seyn, lieber Baron. Aber sagen Sie 'mal, Herr v. Spahlenberg, warum wollen Sie Ihren alten Adel nicht wieder hervorsuchen und seine Prärogative geltend machen, da Ihnen doch offenbar die äußeren Mittel zu seiner entsprechenden Geltendmachung nicht fehlen?"

Spahlenberg lächelte sauersüß und zuckte die Achseln. „Das hat seine eigene Bewandtniß, Excellenz," erwiderte er, etwas verlegen. „Eigenthümliche Verhältnisse, Excellenz, deren Beseitigung zum Theil nicht von mir abhängt, wozu aber ein gnädiges Fürwort von Ihnen vielleicht sehr ersprießlich wäre."

„Ah so! lassen Sie hören! verfügen Sie über mich, lieber Spahlenberg! womit kann ich Ihnen nützlich seyn?"

Spahlenberg nahm eine geheimnißvolle Miene an und sah sich scheu um, ob er nicht belauscht werde. „Es wollen hier eigenthümliche Motive vor, Excellenz — Gründe persönlicher Art," flüsterte er. „Ich bin verliebt in eine von Hefftter's Töchtern, und der Vater billigt die Parthie bis auf einen gewissen Grad. Aber Herr Hefftter ist in seiner Weise stolz und voll Selbstgefühl. Wir sind an Vermögen einander gleich, ich bin ihm vielleicht darin etwas überlegen, werde mich aber hüten es ihn merken zu lassen. Hefftter's Bürgerstolz ist von jener zähen aber ehrenwerthen Sorte, welche sich darauf kapricirt, seine Tochter nicht über seinen Stand zu verheirathen. Er grollt ohnedem einigermaßen mit der Regierung, daß sie ihm noch keinen Orden oder Titel verliehen als Anerkennung für die Verdienste, die er durch seine Etablissements sich unbestreitbar um die Volkswohlfahrt erworben. Wenn es unserm allergnädigsten Landesherrn gefiele, Herrn Hefftter zum Kommerzienrath zu machen und mir vielleicht die Auszeichnung durch einen jener Orden mit welchen der Personaladel verbunden ist, allerhuldvollst zu verleihen, so wäre Herrn Hefftter's Ehrgeiz befriedigt, mein Glück gegründet, unserm Unternehmen ein wichtiges Förderungsmittel verliehen, denn diese Titel und Auszeichnungen hinter

Digitized by Google

unseren Namen übten alsdann einen ungemeinen Zauber auf das große Publikum."

„Ich verstehe, ich begreife," sagte der Präsident gedankenvoll. „Ohne verkennen zu wollen, daß Sie beide einen vollgiltigen Anspruch auf derartige Auszeichnung haben, muß ich Ihnen jedoch sagen, daß die Sache nicht leicht ist. Man ist dermalen im Ministerium grundsätzlich etwas karg mit solchen Verleihungen. Aber ich will Ihnen beweisen, daß ich Ihr Vertrauen zu schätzen weiß; ich werde mich um diese Auszeichnungen für Sie bemühen, obschon ich — Sie erlauben mir diese Bemerkung, mein lieber Baron! — eigentlich nicht recht verstehe, warum Sie gerade auf einen höhern Orden erpicht sind, da Sie ja doch ohne Weiteres Ihre aristokratischen Prärogative geltend machen können."

„Gerufen Excellenz mir nur noch einen Moment das Wort zu gönnen," versetzte Spahlenberg geschmeidig. „So lange Freund Hefster nicht ebenfalls geadelt ist, würde er jedenfalls sehr eifersüchtig darauf seyn, wenn ich meine Rechte als Ehemann geltend machte, selbst nach dem Vollzug meiner Verbindung mit seiner Tochter. Hätte ich aber durch die allerhöchste Gnade des Landesherrn den Orden, welcher mich berechtigte mich von Spahlenberg zu schreiben, so wäre dieß ein unvermerkter Uebergang zu der Geltendmachung meiner Ritterbürtigkeit. Und Excellenz werden zugeben, daß die Verleihung eines gewöhnlichen Ordens an mich in meinen Augen und bei meiner Herkunft doch nur von untergeordnetem Werthe wäre, denn der Nachkomme eines altadeligen Geschlechts betrachtet solche Auszeichnungen doch sicher mit anderen Blicken, als irgend ein Parvenu des Geldmarkts oder der Industrie."

„Zugegeben, mein lieber Baron! sehr richtig bemerkt, lieber Spahlenberg," sagte der Präsident; „doch darf ich Ihnen ein Bedenken nicht vorenthalten: Ihre beabsichtigte Verbindung mit Mademoiselle Hefster ist eigentlich eine Mesalliance."

„Allerdings, Excellenz," erwiderte Spahlenberg und biß sich einen Augenblick auf die Lippen; „aber Excellenz wollen zu bedenken geruhen, daß die Aussichten des Fräuleins auf ein beträchtliches Erbe für mich sehr maßgebend sind. Adel und glänzende geschichtliche Vergangenheit habe ich genug, allein leider imponirt man der heutigen Welt weit weniger mit Ahnen als mit Staatspapieren, und der Fabrikant Spahlenberg wird eher ein reiches Bürgermädchen als eine nur leidlich bemittelte Tochter aus gutem Hause gewinnen."

„Ah so? Ja wohl, sehr richtig bemerkt, sehr gut," sagte der Präsident zerstreut. „Na, ich verspreche nichts, mon cher baron, aber wir werden sehen, was zu machen ist. Sie werden mir ein kleines Memoire darüber aufsetzen und mitgeben, und bei meinen Unterhandlungen mit dem Minister und unserm allergnädigsten Landesherrn werde dann nicht ermangeln, mich auch dieses Anliegens beeifert anzunehmen. On s'entreaide, mon cher, pour se rétablir, — on s'entreaide!"

„Es werden Zeiten kommen, wo es mir vergönnt seyn wird, Euer Excellenz die Aufrichtigkeit meines Dankes zu bethätigen," versetzte Spahlenberg tief gerührt und drückte dem eitlen Standesgenossen die Hand, der nun Spahlenbergs Arm ergriff und sich mit ihm durch die übrigen Räume bewegte.

Bald darauf ging es zur Tafel. Die Excellenz bot Frau Hefster den Arm, der Herr Lieutenant Freiherr Bodo von Eulenfels-Rumpelhausen führte Emma, Herr Spahlenberg Leonien zu Tische, die sich nur mit Widerstreben in dieß Unvermeidliche fügte. Das Mahl war ausgezeichnet, die Weine köstlich, die Stimmung daher bald eine sehr gehobene. Der Präsident war ein sehr angenehmer Tischgesellschafter und erzählte Frau Hefster von seiner Familie, seinen Gütern, seinem Berufe, und stellte Dutzende von Fragen an sie, ohne auf Eine derselben eine Antwort zu erwarten. Er bemühte sich sichtlich sehr liebenswürdig zu seyn, und der Gedanke an den Gewinn, den er mit den Prioritäts-Aktien machen würde, stimmte ihn vergnügter als er je war. Nachdem er das Wohl des Landesherrn ausgebracht und dieses von Herrn Hefster mit dem Wohl Sr. Excellenz des Herrn Regierungs-Präsidenten erwidert worden war, reihte sich Toast an Toast und die alten Herren wurden sehr munter. Der Herr Präsident ging an der Tafel herum, um mit den hübscheren und angeseheneren der einzelnen Damen anzustoßen und ihnen Artigkeiten zu sagen. Als er zu Leonie kam, bot er ihr mit einer gewissen Wärme und Freundlichkeit die Hand. Spahlenberg war soeben von Leonien weggegangen.

„Mein bestes Fräulein," hub er an, „wissen Sie, daß ich besonders Antheil an Ihnen nehme, und daß ich Ihnen nur von Herzen Glück wünschen kann zu Ihrer Wahl?"

Leonie erglühte, denn sie dachte in diesem Augenblick an Adolph Gehring, dessen Abwesenheit von der Tafel ihr jeden Genuß verdorben hatte. „Excellenz sind allzugütig," stammelte sie; „aber ich habe nicht die Ehre, Sie ganz zu verstehen!"

„Nun, nun, mein Fräulein, ich will nicht indiskret seyn, aber ich kann Ihnen nur Glück wünschen zu einem solchen Zukünftigen," fuhr der Regierungs-Präsident mit väterlicher Milde fort. „Der Mann gefällt mir; hat Charakter, Intelligenz, Glück, Gewandtheit; dazu von guter Familie, gebildet, gewandt, hat was Rechtes gelernt, hat Ambition, Unternehmungsgeist... ganz der Mann, um einem jungen Frauenzimmer zu gefallen und eine glückliche Zukunft zu schaffen. — Nun, nun, brauchen sich nicht an ihm zu schämen, mein liebes Fräulein! Hat mich gefreut, daß er mir das Zutrauen geschenkt und mir sein Herzensgeheimniß anvertraut hat. War mir sehr angenehm, heute seine Bekanntschaft zu machen; hat sich meine volle Achtung erworben. Auf Ehre, mein liebes Kind, ich gratulire Ihnen von Herzen und werde für ihn thun, was in meinen Kräften steht. Wäre er ein Bewerber um eine meiner Töchter — vorausgesetzt, daß diese schon heirathsfähig wären, — würd' ihn gewiß mit Freuden willkommen heißen ..."

„Excellenz sind so gütig, daß ich gar keine Worte finde ..." stammelte Leonie. „Wie schade, daß Adolph nicht anwesend ist!"

„Thut nichts, meine Liebe! seyen Sie überzeugt, daß ich euer beider wohlaffektionirter Gönner bin! Lassen mir ihn leben, mein Kind!" sagte die Excellenz vertraulich und stieß mit dem Glase an. Leonien standen unwillkürlich Thränen in den Augen, obschon ihr Mund in unnennbarem Liebreiz lächelte.

„Excellenz, Gott lohne Ihnen ... ich kann in diesem Augenblicke nur fühlen, nicht reden! Aber Adolph wird Ihres Vertrauens gewiß immer würdig seyn.

„Darf ich ein Wörtchen zu seinen Gunsten mit Ihrem Papa reden, mein Kind?" fragte der Präsident.

„Wie können Excellenz an meinem Danke zweifeln, wenn Papa umgestimmt wird und Adolph wieder entgegen kommt?" lispelte Leonie, der besten Hoffnung voll.

„Werde die Sache schon in die Reihe bringen, meine Liebe! nur ruhig seyn, alles getrost mir überlassen! Glück auf, mein hübsches Bräutchen! Ich rede mit Ihrem Vater!" sagte der Präsident und ging hinweg.

Leonie setzte sich erglühend nieder, und bemerkte, daß Emma und die Mutter sie verwundert beobachteten.

„He, Baron, Ihre Aktien stehen superbe; die Kleine ist allerliebst und in Sie verliebt. Ich werde mit Hefster reden," raunte die Excellenz Spahlenberg zu, mit dem er auf seiner Wanderung um den Tisch zusammenstieß. „Wie wär's, wenn wir heute die Verlobung publiciirten, lieber Baron? Bin ein leidenschaftlicher Freund von solchen häuslichen Scenen!"

„Wessen Verlobung, Excellenz, wenn ich bitten darf?" fragte Spahlenberg verwundert.

„Na, die Ihrige, mon cher; die Ihrige mit der kleinen Hefster! Interessire mich sehr für diese junge Dame; Sie beneidenswerther Bräutigam!"

„Ah, Excellenz spassen! soweit sind wir noch nicht ..."

„Doch, doch, mon cher! habe dem Mädchen auf den Zahn gefühlt, hat mir erlaubt, mit ihrem Papa zu reden! Enfin, was wollen Sie

Digitized by Google

mehr? Wenn ich für Sie werde, wird Heffter mir's abschlagen, falls ich ihm die Erfüllung seiner verschiedenen Wünsche in Aussicht stelle?"

„Gewiß nicht, Excellenz," versetzte Spahlenberg mit vergnügt blitzenden Augen. „Wenn Sie es durchsetzen können, daß Leonie . . ."

„Bah, welche Frage! Vraiment, ich bin meiner Sache sicher! Also Sie sind einverstanden, daß ich mit Herrn Heffter rede und wir mit seiner Einwilligung sogleich das Verlobniß proklamiren?"

„Mit tausend Freuden, Excellenz!"

„Va, die Sache ist schon so gut wie sicher, mon cher!" und mit pfiffigem Lächeln hüpfte der Präsident wieder nach dem obern Ende des Tisches, und nahm Herrn Heffter beim Knopf. Spahlenberg fand bei der Rückkehr auf seinen Stuhl Fräulein Leonie nicht mehr an seiner Seite; sie war in einer seltsamen Erregung aufgestanden und um die Tafel herumgegangen, zu Emma, deren neugierig fragende Blicke sie sich richtig gedeutet hatte, und der sie nun in ihrer unbeschreiblichen Freude mittheilen wollte, welch' günstigen Eindruck Adolph Gehring auf den Präsidenten gemacht und mit welchen überraschenden Hoffnungen dieser das zagende entmuthigte Herz der Armen erfüllt hatte. Dagegen sah Spahlenberg Heffter und den Präsidenten Arm in Arm am obern Ende des Zeltes auf und niedergehen, die halbgefüllten Champagnergläser in der Hand, und las in den zwar etwas erstaunten aber freundlichen Mienen Hefftern die Erfüllung seines Wunsches; an der Einwilligung des Vaters hatte er ja nie gezweifelt.

Jetzt trat die Excellenz wieder vor ihren Stuhl, schlug mit dem Messerrücken an ein Wasserglas und warf einen kühnen freundlichen Blick die Tafel hinab und nach beiden Seiten hin. „Meine Damen, meine Herren!" hub er an; „gestatten Sie mir die freundliche Bitte, Ihre Gläser zu füllen und . . . und bereiten Sie sich vor auf ein fröhliches Ereigniß . . . ahem, eine Kunde, die . . . eine Festlichkeit, welche uns alle . . . mehr oder weniger nahe berührt!"

Alles war mäuschenstill und erwartungsvoll, dem weltgewandten Spahlenberg pochte vor innerer Spannung das Herz beinahe hörbar unter dem Frack, und Leonie wär so betreten, daß sie von Sekunde zu Sekunde die Farbe wechselte und sich an der Lehne von Emma's Stuhl halten mußte, um nicht zusammenzusinken. Ihr Athem stockte.

„Meine verehrten Freunde, hochgeehrte Versammlung!" fuhr der Präsident zögernd und stockend fort; „unserm freundlichen Wirthe und seiner hochgeschätzten Gattin blühen zwei liebliche Töchter, nicht der geringste Schatz, den er sein nennt . . . ein Reichthum, dessen Werth jeder anerkennen wird, welcher diese Familie näher kennt . . . diesem Hause nun ist heute ein besonderes Heil zu Theil geworden, denn ein Mann, den wir alle verehren, . . . ein Mann, dessen Werth seither noch nicht nach Gebühr gewürdigt ward, . . . ein Mann, den ich mit Stolz meinen Freund und Standesgenossen nenne . . . ein Mann also, der . . . ahem! . . . ein Mann welcher . . . Ihnen allen wohlbekannt ist . . . hat mich zum Vertrauten seiner tiefsten Herzensneigung für eine der Töchter dieses Hauses gemacht und mich beauftragt, seine Freiwerbung bei dem Vater der blühenden Schönen zu übernehmen. Ein solcher Auftrag, meinem Herzen besonders willkommen und ehrenvoll, erschien mir gerade heute apropos, wo in Aller Herzen die reinste Freude glüht . . . wo . . . ahem! . . . wo der Vater der lieblichen Schönen sich doppelt geneigt fand, auf meine Werbung zu hören . . . Meine verehrten Damen! meine werthen Herren! mein sehr lieber Freund Herr Heffter hat mir das schöne Vorrecht eingeräumt, Ihnen zuerst die frohe Kunde mitzutheilen von seiner Einwilligung zur Verlobung seiner jüngsten Tochter . . ."

„Leonie," flüsterte Heffter dem Steckenbleibenden zu.

„Seiner theuren lieben Tochter Leonie mit Herrn Adolph Freiherrn von Spahlenberg . . ."

Ein unartikulirter Schrei unterbrach ihn; derselbe kam aus Leoniens Munde, die verstört, geisterbleich, mit weitaufgerissenen Augen dastund, den Arm abwehrend erhoben, und die Lippen bewegte ohne ein Wort hervorzubringen, denn Aller Blicke waren auf sie gerichtet und sie rang mit einer Ohnmacht. Spahlenberg war unvermerkt hinter sie getreten und erschien nun an ihrer Seite. Kaum aber fiel ihr Auge auf ihn, so schien der Bann gebrochen, welcher sie seither gefangen gehalten hatte. „Nimmermehr!" rief sie mit einem Tone des Entsetzens und mit einer Geberde unverkennbaren Abscheus gegen Spahlenberg und stürzte dann aus dem Zelte.

Der Eindruck dieses Auftritts läßt sich kaum beschreiben. Frau Heffter warf ihrem Gatten einen Blick zu, der keines Kommentars bedurfte, und eilte dann mit Emma aus dem Zelte, um Leonien aufzusuchen. Der Präsident und Herr Heffter blickten sich gegenseitig in wortloser Betroffenheit an, und die Gäste waren verstört. Spahlenberg eilte auf den Präsidenten zu und hatte Mühe, seinen Ingrimm zu verbergen. Dann traten die drei Männer in einer Ecke zusammen und hatten eine lange und sehr lebhafte Erörterung mit einander, in welcher viel über die Frage gehandelt ward, ob die Excellenz diese Erklärung zurücknehmen und als Mißverständniß erklären solle, oder ob Spahlenberg nicht lieber selbst zu den Gästen sprechen solle. Allein bevor die drei Herren zu einer genügenden Ausklärung über den Irrthum kamen und sich über die Mittel geeinigt hatten, die verstörte Verlobung zu dementiren, war ein großer Theil der Gäste von der Tafel aufgestanden, hatte das Zelt verlassen, und sich in den Ballräumen oder im Garten in Gruppen zusammengefunden, um sich darüber zu besprechen.

Frau Heffter und Emma hatte Leonien in einem Bosket eingeholt, wo sie vor einer Steinbank in die Kniee gesunken war und das Gesicht mit den Händen verhüllend laut schluchzte. Sie hörte das Herannahen der Ihrigen nicht, und als die Mutter und Schwester sie aufhoben und ihr liebevoll zusprachen, brach Leonie in lautes Weinen aus.

„Oh, es ist abscheulich, daß wir Dich Spahlenberg, daß er Dich durch einen solchen Handstreich überrumpeln wollte," sagte Emma mit tiefster Entrüstung. „Ich kann nicht begreifen, wie der Vater seine Einwilligung dazu geben konnte!"

„Verurtheile ihn nicht, mein Kind! erst muß man ihn hören," versetzte Frau Heffter. „Auch ich kann es nicht fassen. Wie eigensinnig und hartnäckig euer Vater auch sonst ist, ich kann es nicht glauben, daß er diesen Streich gebilligt hat. Er liebt euch Kinder ja nach seiner Art. Aber sey ruhig, mein Herzchen; das Gesetz schützt Dich, und er vermag Dich nicht zu zwingen, und Spahlenberg kann es nach diesem Auftritte nicht mehr wagen. Darum fürchte nichts!"

„Ich fürchte mich auch nicht, liebe Mutter," stammelte Leonie weinend. „Aber diese Scene, so vor allen Leuten . . . . diese Enttäuschung, da ich auf Adolph Gehring rechnete und wähnte, der Präsident spreche nur von ihm — oh, das war das Bitterste daran!"

„Ah, nun tagt es in mir, mein Kind! also ein Mißverständniß des unberufenen Herrn, der sich zum Vermittler aufwarf?" sagte Frau Louise aufathmend. „Gott im Himmel sey Dank für den Trost, der darin liegt! also Manuel doch nicht so schuldig? — Aber Du zitterst, mein Kind, Du hast ein Fieber! Komm, laß Dich in's Haus bringen!"

„Zu Bette, liebste Mutter! laßt mich dann allein, ich muß mich ausweinen!" sagte Leonie; „o mein Gott, wie tief fühle ich mich gedemüthigt und gebrochen! Armer Adolph!"

Die Frauen fanden in Momenten tiefster Erschütterung oft weit mehr ruhiges Blut und Ruhe und Besonnenes Walten, als die Männer. „Es ist nichts, nur ein Schwindel, ein Fieber!" sprach Frau Louise auf dem Wege nach dem Hause zu den Gruppen der Gäste, welche sich mit mehr oder minder aufrichtigem Mitgefühl herzudrängten; „bitte, meine Herrschaften, lassen Sie sich nicht stören. Es war nur ein Mißverständniß von Seiten Seiner Excellenz! Leonie wird sich bald wieder erholen! bitte, tanzen Sie doch weiter!" Und nachdem sie ihr Kind zu Bette gebracht und Emma sich zu deren Pflegerin ausgewonnen hatte, kehrte sie wieder in die Ballräume und nach dem Zelte zurück und suchte ihren Gatten auf, den sie jedoch nicht fand. Heffter war durch die Erörterungen, welche er mit Herrn v. Eulenfels und Spahlenberg über den Vorfall gehabt hatte, noch

Digitized by Google

um kein Haarbreit klüger geworden. Die Excellenz behauptete, Leonie habe ihm die Ermächtigung ertheilt, daß Herr v. Eulenfels mit ihrem Vater rede. Spahlenberg führte zu seiner Entschuldigung an, daß er nur auf diese, allerdings überraschende Versicherung der Excellenz hin dieser die Bitte gestellt habe, bei Herrn Hefftter um Leonie zu werben. Hefftters Freude über die plötzliche Flügjamkeit seines Kindes gegen seinen Wunsch war so groß gewesen, daß er nicht erst Leonien gefragt hatte, ob sie auch wirklich damit einverstanden sey; wir glauben ja so gerne, was wir wünschen. — Jetzt hatten die beiden Fabrikanten den Präsidenten verlassen und besprachen sich wechselsweise. Sie waren mißtrauisch, gereizt; ein verhaltener Groll kochte in jedem von beiden. Hefftter erinnerte sich, daß er thörichterweise seinen Freunde die Erlaubniß eingeräumt habe, sich durch jedes Mittel in Besitz der Einwilligung Leoniens zu setzen, und wähnte nun, Spahlenberg habe diesen Weg gewählt, den er vielleicht im Falle des Gelingens gebilligt hätte, dessen Mißlingen aber jetzt seinen Stolz furchtbar verletzte, denn nichts war ihm widerwärtiger als ein Affront, und er wußte nicht, sollte er Leonien, den Präsidenten oder Spahlenberg am meisten zürnen. Die beiden Fabrikherren waren schon zu verstecken Drohungen gegen einander gekommen und auf dem Punkte zu einem ernsten Bruch, als Frau Louise sich ihnen mit dem Präsidenten näherte. Sie hatte diesen getroffen und über den Irrthum aufgeklärt, worin er befangen gewesen sey, indem Leonie seine Lobsprüche auf einen Andern, den Assessor Gehring, bezogen. Sie hatte ihm auseinandergesetzt, daß ihr Kind nicht die mindeste Neigung für Spahlenberg fühle und daß sie, die Mutter selbst, in diesem leine geeignete Parthie für ihre Tochter sehe, und sie ersuchte nun die Excellenz dringend, in Gemeinschaft mit ihr die beiden Männer zu beruhigen, welche nächst Leonien am meisten unter diesem Vorfall gelitten hatten. Dieß gelang zwar äußerlich, aber unverkennbar blieb in Spahlenberg ein Wurm zurück, der im Stillen fortnagte, denn er verlieh den Ball gleichzeitig mit dem Regierungs-Präsidenten, und schien nicht geneigt, durch irgend eine Darlegung von Theilnahme für die ertrankte Leonie einen Annäherungs-Versuch zu machen oder den Groll zu maskiren, welchen er insgeheim für den ihm angethanen Schimpf gegen Herrn Hefftters jüngere Tochter hegte.

Das Ereigniß auf dem Balle machte am andern Morgen blitzschnell die Runde im Städtchen, und ward vielfach kommentirt. Spahlenberg, als vollendeter Weltmann, zeigte eine eiserne Stirne und that als ob gar nichts geschehen wäre; er holte spät am Vormittag den Herrn Präsidenten und dessen Sohn und den Landrichter in seiner eigenen Equipage ab, um denselben seine Fabrik zu zeigen und sie auf der Erlau zu bewirthen. Er trug sogar das Haupt stolzer als sonst, als ob er sagen wollte, er habe ja als Freiherr, wie ihn die Excellenz vorgestellt hatte, ein Recht dazu, sich über die beschränkten Ansichten und den Klatsch der Kleinbürger hinwegzusetzen. Er bemühte sich, mit den beiden höheren Beamten sich möglichst häufig zu zeigen, und behandelte den Präsidenten mit der größten Rücksicht, als ob er sich über den Affront hinwegsetze, welchen Leonie ihm angethan hatte.

„Bitte unterthänigst, Excellenz! nur keine Entschuldigung," hatte er Herrn v. Eulenfels erwidert; „wir würden uns beide etwas vergeben, wenn wir den Vorfall auf Ambition nehmen wollten. Die Sache ist: wir haben uns beide in dem Mädchen getäuscht; aber wer weiß, wozu es gut war? Es wäre doch, wie Excellenz zu bemerken geruhten, eine Mesalliance gewesen. Ich werde stark genug seyn, diese thörichte Neigung aus meinem Herzen zu reißen," — und will mich an dem schnippischen Mädchen noch eclatant rächen, setzte er in Gedanken hinzu.

„Ah, vraiment, Sie haben Recht, mein lieber Baron! man muß derlei Vorkommnisse mit kaltem Blute tragen, denn sie sind unerläßliche Konsequenzen von dem Leichtsinn, wenn sich Männer unseres Standes mit dem Bürgervolke gemein machen," sagte die Excellenz. „Das alberne dünkelhafte Geschöpf, mich Lügen zu strafen! Auf Ehre, wäre es nicht um Ihretwillen, mein lieber Spahlenberg, so zöge ich meine gestrige Zusage zurück."

Herr Hefftter ließ sich den ganzen folgenden Tag nicht auf dem Comptoir sehen und weigerte sich sogar, seine Tochter zu besuchen, welche in Folge der gestrigen Gemüths-Bewegungen das Bett hüten mußte. Verbissen und einsilbig ging er im Hause umher und herrschte den Arbeitern zu, welche ihm nicht schnell genug die Spuren des gestrigen Festes aus dem Gesichte bringen konnten. Bei Tische war er stumm und finster, aß wenig und gab auf Frau Louisens Bemerkungen kaum Antwort. — „Manuel, laß Dein Kind nicht entgelten, was die unbesonnene geschwätzige Jubringlichkeit des alten Herrn verschuldet hat," sagte Frau Hefftter begütigend zu ihm. „Du weißt ja, daß Leonie eine Abneigung gegen Spahlenberg hat, wie wir alle!"

„Ihr Alle, ja, weil Du Dein Vorurtheil auch auf die Mädchen übertragst, Louise!" versetzte Hefftter verbissen. „Mit diesem Nimmermehr" hat das thörichte Mädchen vielleicht unser Aller Glück den Todesstoß gegeben, und daran trägst Du die Schuld! Zum Schaden aber werden wir noch das Gespötte haben, und der ganze Aufwand für das gestrige Fest ist nutzlos vergeudet, die Gunst des Präsidenten verscherzt!"

„Ist dieß unsre Schuld allein, Manuel?" fragte Frau Hefftter ernst und sanft. „Habe ich Dich nicht inständig gebeten, den unsinnigen Aufwand zu vermeiden und waren meine 'thorichten, beschränkten' Ansichten nicht richtig? — Mein Lieber, Du hast den alten guten Spruch vergessen: 'Wer Wind säet, wird Sturm ernten.' Ich habe mir keine Vorwürfe zu machen; ich kann mein Schicksal getrost den Händen des himmlischen Vaters anbefehlen; mein und meiner Tochter Loos möge fallen, wie es wolle, auf uns ruht kein Vorwurf, kein Gewissensbiß!" Damit ging sie aus der Thüre.

12.

Der Sommerabend dunkelte, als Herr Hefftter von der Erlau zurückgekehrt kam, wohin er sich am Nachmittag begeben hatte, um dem Präsidenten nochmals seine Aufwartung zu machen. Was in ihm vorging, jenen Kampf zwischen Furcht und Hoffnung, jenes Schwanken zwischen Muthlosigkeit und Verzweiflung einerseits und keker Erwartung auf ein Wunder, das um seinetwillen geschehen sollte, auf eine rettende That andererseits, hatte er vermeintlich tief in seine Brust verschlossen und der Excellenz nicht nur ein heiteres unbefangenes Gesicht gezeigt, sondern auch eine Entschuldigung vorgebracht, daß der Ungehorsam und Starrsinn seines Kindes und ein unglückseliges Mißverständniß zu jenem Dementi geführt hatten. Excellenz war so gnädig gewesen, diese Entschuldigungen an- und den ganzen Vorfall sehr leicht zu nehmen und dem Fabrikherrn nach wie vor seine bereiterte Protektion für seine Pläne zuzusagen, und etwas ruhiger und hoffnungsvoller als er weggegangen war, kehrte Hefftter nach Hause zurück. Die Commis verließen soeben das Comptoir, und des Fabrikherrn Frage, ob Dauels noch da sey, ward bejaht.

„Guten Abend, Herr Dauels! was gibt es Neues im Geschäft?" hub Hefftter eintretend an, drehte die Cigarre von einem Mundwinkel in den andern, zog die Handschuhe ab und griff nach einem Paket geöffneter Briefe, welche ihm Dauels hinreichte, und auf denen eine ein noch ungeöffneter lag.

„Nichts von Wichtigkeit, Herr Hefftter; die eingegangenen Bestellungen sind besorgt, die Rimessen gutgeschrieben worden, die auf Muster bestellten neuen Kattune in Arbeit gegeben worden," versetzte Dauels mechanisch und schrieb weiter. Herr Hefftter las, an dem Rand des Pultes gelehnt, zuerst die offenen Briefe, begleitete sie mit kurzen Bemerkungen und legte sie wieder auf den Pult. Endlich hielt er nur noch den unerösneten Brief in der Hand, besichtigte die ihm unbekannte Handschrift der Adresse und fragte anscheinend gleichmüthig: „Woher kommt dieser Brief? er ist ohne Poststempel, also aus der Stadt?"

„So ist es, Herr Hefftter, er kam vom Assessor Gehring."

Der Fabrikherr zuckte unwillkürlich zusammen. „Dacht' ich es doch," murmelte er; „der junge Herr will natürlich Recht haben und erwartet von mir eine Abbitte, denn diese Juristen finden für Alles ihre schlagenden Gründe." Dauels blickte nur einen Moment ernst und fra-

Digitized by Google

gend von seinem Briefe auf und schrieb dann weiter ohne eine Antwort zu geben. Heffter war betreten. — „Sie haben gestern unsern Ball plötzlich verlassen, Herr Dauels? wie kam das?“ fragte er.

„Ihre Handlungsweise gegen meinen Freund Gehring zwang mich dazu, Herr Heffter;“ erwiderte Dauels ruhig. „Ich war die Veranlassung zu jenem Streite, den Gehring schlichten wollte, indem er einen Menschen aus Ihrem Hause wies, welcher Ihre Gastfreundschaft versehert hatte. Lesen Sie gefälligst diesen Brief, Herr Heffter, denn er ist unter meinen Augen und mit meinem Vorwissen und meiner Billigung geschrieben, und ich identificire mein Verhalten und meine Auffassung mit derjenigen des Assessors. Nachdem Sie ihm das Haus verwiesen hatten, konnt' ich auch nicht mehr bleiben, darum ging ich. Aber bitte, lesen Sie! wie könnten Sie urtheilen, ohne den Thatbestand zu kennen!“

Mit einigem Zögern und Widerstreben las Heffter. Anfangs sah er nur Buchstaben, denn er überlegte bei sich selbst, ob er in diesem kritischen Augenblicke mit Dauels brechen solle oder nicht; zu Ersterm hatte er nicht übel Lust, aber die Klugheit widerrieth es. Das Faktotum wußte zwar nicht alles, aber doch schon zuviel von Herrn Hefftets wirklicher Lage; noch vor wenigen Tagen hatte ihm Heffter einen Entwurf des Projekts der Aktien-Gesellschaft übergeben, damit er ihn prüfe und begutachte. Allmählig kam er zu der Ueberzeugung, daß er Dauels schonen müsse, und las den langen Brief. Er enthielt eine mit der Klarheit und Schärfe eines gewiegten Juristen abgefaßte Darstellung des Benehmens des Grafen Kauffberg und der daraus entsprungenen Verwickelungen, und schloß mit der Aufforderung des Assessors an den Fabrikherrn, seine kränkende Anweisung zurückzunehmen und eine schriftliche Ehrenerklärung abzugeben. Das kam ihm unerwartet, denn Heffter war nicht der Mann, der gerne Unrecht hatte, und er überlas den Brief nochmals und grübelte vergebens, um einen wunden Fleck an der Beweisführung Gehring's zu finden. Als er endlich aufblickte, sah er die Augen Dauels' erwartungsvoll und forschend auf sich gerichtet.

„Die Sache stellt sich anders heraus, als sie mir gestern berichtet war, Herr Dauels,“ sagte er. „Ich sehe ein, daß Sie und Herr Gehring nicht nur im Rechte waren, sondern daß ich Ihnen Dank schulde. Vergeben Sie mir, lieber Dauels, und nehmen Sie meinen aufrichtigen Dank hin. Ich bin ein Hitzkopf, aber es ist nicht so böse gemeint. Der elende Kauffberg! ...“

„Wohlan, Herr Heffter, was mich anlangt, so stellt mich diese Erklärung zufrieden,“ versetzte Dauels; „aber der Assessor Gehring, den Sie empfindlich und vor Zeugen beleidigten, der durch Ihre Schuld und die Indiscretion eines Andern in doppelter Weise compromittirt ist, — was gedenken Sie ihm zu bieten?“

„Ich werde auf seinen Wunsch eingehen, lieber Dauels, sobald ich noch andere Personen darüber gehört habe!“ sagte Heffter. „Ich halte den Assessor für einen Mann von Ehre, sagen Sie ihm das! ich bin noch in seiner Schuld für das, was er meinem Kinde neulich gethan hat, und fühle mich davon gedrückt, denn es steht bei mir fest, dem Assessor jenen Lohn nicht zu bieten, den er vielleicht im Stillen erwartet.“

„Und was für ein Lohn wäre dies, Herr Heffter, wenn ich fragen darf?“

„Herz und Hand meiner Tochter Leonie, Herr Dauels,“ erwiderte Heffter streng. „Bereiten Sie Ihren Gehring darauf vor, daß an eine Verbindung zwischen seiner und meiner Familie niemals gedacht werden kann. Vergangene Ereignisse scheiden uns.“

Dauels maß seinen Prinzipal mit seinen dunklen Augen ernst und fest. „Verzeihen Sie, Herr Heffter, allein einen derartigen Auftrag übernehme ich nicht. So lange Herr Gehring noch nicht um Ihre Tochter geworben hat, ist eine solche Erklärung verfrüht und eine Injurie. Schreiben Sie ihm dies, wenn Sie darauf bestehen, daß er es wissen soll. Der Assessor ist ein Mann von Ehre, geachtet, geschickt, wohlhabend; er hat nach meiner unmaßgeblichen Meinung eine solche Kränkung nicht verdient!“ Dauels setzte sich wieder an seinen Pult und befaßte sich mit seinen Briefen.

„Sie wissen nicht, was diese Familie mir zugefügt, wie sie meinen guten Namen in den Koth getreten hat — ich hasse diese Menschen,“ fuhr Heffter fort und redete sich in eine Aufregung hinein. Dauels aber blieb stumm, und schickte sich an, das Comptoir zu verlassen. „Haben Sie noch etwas Geschäftliches zu bestehlen, Herr Heffter?“ fragte er.

„Nein. Aber warum antworten Sie mir nicht? Sie halten wohl all das was ich über Gehrings Familie sagte, für blinden Groll und Uebertreibung?“

„Keineswegs, ich maße mir kein Urtheil darüber an, Herr Heffter. Gehring ist mir als ein Ehrenmann bekannt; er kann nicht büßen, was vor Jahrzehnten die Seinigen etwa gefehlt haben, und die Freundschaft Ihres eigenen Sohnes, das Wohlwollen der Ihrigen für den Assessor sind mir Bürge, daß nicht jedermann von Ihrem Hause so gering von Gehring denkt. Ich wenigstens werde ihm meine Freundschaft bewahren, bis er mich selbst von seiner Unwürdigkeit überzeugt.“

Heffter biß sich auf die Lippen. „Natürlich, natürlich!“ murmelte er; „ich habe auch gar kein Recht zu verlangen, daß Sie meine Ansichten theilen. Aber um der Ruhe, des Friedens und des Ruf's meiner Tochter willen muß Adolph Gehring gewarnt seyn. Wer ihn warnt, ist mir einerlei. In Ihrem Munde würde — so dacht' ich wenigstens — dieser Erklärung die persönlich verletzende Spitze abgebrochen.“

„Guten Abend, Herr Heffter!“ sagte Dauels und griff nach seinem Hute.

„Bitte, gedulden Sie sich noch einen Augenblick, Herr Dauels!“ sagte Heffter bittend. „Ich gab Ihnen neulich gewisse Papiere zur Prüfung — haben Sie solche angesehen? Darf ich mir dieselben mit Ihrer unmaßgeblichen Meinung zurückerbitten?“

Dauels erschloß eine Schublade und holte das Paket heraus. „Hier sind die Entwürfe, Herr Heffter,“ sagte er; „ich habe sie geprüft und erwogen, aber ich kam zu keinem andern Ergebniß als dem ersten Eindruck; Sie werden wohl schwerlich dieses Unternehmen zu Stande bringen. Die Zeit ist allzu ungünstig dazu, selbst wenn die Regierung ihre Einwilligung gibt und das kleine Kapital sich zur Betheiligung herbeiziehen läßt. Die Pläne sind zu weitschichtig und viel umfassend, die Verwaltungskosten zu groß, die Chancen des Erfolgs zu illusorisch. Vor 25 Jahren würden Sie reussirt haben, aber jetzt ist das gerechte Vorurtheil gegen Aktien-Unternehmungen zu mächtig, das Mißtrauen zu rege.“

„Hm, Sie sind ein Pessimist, Herr Dauels!“ sagte Heffter mit einem geringschätzigen Lächeln. „Wenn wir die richtigen Häuser finden, die Sache an die Börsen zu bringen und die Aktien in die Höhe zu treiben, dann geht es.“

„Mit nichten; solche Maßregeln sind in Frankreich möglich, nicht aber in Deutschland, Herr Heffter; unsere Decentralisation erlaubt keinen Pariser Börsenschwindel, die kleinen Kapitalisten begnügen sich mit Staatspapieren und Anlehens-Loosen, kennen das gefährliche Reizmittel der Agiotage noch nicht und bewahren das alte Sprichwort, daß der Pfennig nirgends weniger gilt, als wo er geschlagen worden.“

„Aber wann wir die Aktien nach Holland bringen!...“

„Bah, als ob dort nicht die phlegmatischesten, routinirtesten, skeptischsten Geschäftsleute wären, die für ihre Kapitalien immer tausenderlei bessere Verwendung hätten!“ entgegnete Dauels lebhaft. — „Glauben Sie mir, Herr Heffter, Sie thun am besten, wenn Sie den Plan nie ausführen, der möglicherweise Ihren Kredit nur erschüttern kann. Mich dünkt, Sie verrechnen sich in der Zeit und in dem Wesen unsers Volks, Herr Heffter! Der Deutsche geht nicht so keck in die Geschäfte hinein, wie der Amerikaner, noch läßt er sich durch Schwindel so bereitwillig von seinem baaren Gelde trennen oder veranlassen, daßelbe in fremde Verwaltung zu geben. Der Deutsche ist in nichts sanguinisch, als in der Politik, und die träge Masse der Bevölkerung dieser Gegend rütteln Sie nicht aus ihrer bequemen althergebrachten Indolenz auf. Das Projekt beruht auf falschen Voraussetzungen: Herr Spahlenberg glaubte hierin mit sanguinischen Rheinländern zu thun zu haben, und das ist ein Irrthum.“

Heffter wandte sich halb unmuthig ab und ließ Dauels ziehen; dann

Digitized by Google

schloß er sein Zimmer ab, warf sich in seinen Lehnstuhl und blies die Wolken seiner Cigarre in hastiger Eile hinaus, in ein tiefes Sinnen versunken, aus dem er erst erwachte, als dichte Dämmerung ihn umgab. Er seufzte tief auf. „Er hat mich in meiner Zuversicht irre gemacht," murmelte er dann kleinlaut; „hm, ich bin heute nicht mehr derselbe, der ich gestern war; ich verliere selbst mein Vertrauen in die Sache, denn jedenfalls hat der Plan Ein Bedenken gegen sich: er läßt sich nicht so rasch realisiren wie Spahlenberg mir vorschwadronirt. Und Beuttinger mit den Wechseln, die er nun einmal von mir in Händen hat. Großer Gott, das war dumm! Das war ein Hochmuth zur Unzeit. Ich muß jetzt das Aeußerste versuchen und an den Onkel Wagner in Amsterdam schreiben. Und wer weiß, ob derselbe heisen wird? ... Und wenn nicht, was dann? ... Lange ging er im dunklen Zimmer auf und nieder; dann aber raffte er sich zu einem verzweifelten Entschlusse auf, zündete die Gaslampe über seinem Schreibtisch an und ging zögernd, überlegend, sinnend und sich besinnend daran, einen langen eingehenden Brief zu schreiben. Es war Mitternacht, als er damit zu Ende war. Er wischte sich die Schweißtropfen von der Stirne, als er ihn überlesen und eingesiegelt hatte, und warf ihn in die Kapsel. „Vogue la galère," murmelte er; „von diesem Schritte kann Wohl und Wehe abhängen. Mag es nicht zum äußersten kommen!" Und mit einer Schlaffheit, wie man sie an ihm nur selten bemerkte, wankte er die Treppe hinauf in sein Schlafzimmer.

Ungefähr zehn Tage nach dem Balle, als die Erörterungen über und die Erinnerungen an denselben unter den Bewohnern von Hagenbach und der Umgebung bereits flauer und seltener zu werden begannen, stand im Intelligenzblatte zu lesen, der allergnädigste Landesherr habe geruht, in huldvollster Anerkennung der Verdienste der Betreffenden um die Hebung der Industrie und des Volkswohlstands in jenem Bezirke, dem Fabrikanten Immanuel Heffter in Hagenbach den Titel eines Kommerzienraths und dem Fabrikanten Edmund Spahlenberg in Erlau das Ritterkreuz Ihres Hausordens der goldenen Krone allerhuldvollst zu verleihen. Die beiden hiedurch Ausgezeichneten begegneten sich bei dem Danksagungs-Besuche, den sie dem Herrn Landrichter offiziell machten. Die Gesichter, die sie dabei einander zeigten, mochten an die bekannten Mienen der Auguren erinnern, wenn sie einander begegneten. Beide hatten Mühe, ihren Ernst zu bewahren, und Herr Heffter mußte an sich halten, um seinen Neid zu verbergen, denn er war in der That höchlich ungehalten, daß Spahlenberg einen höhern Orden, er nur einen leeren Titel herausgeschlagen hatte.

„Jetzt können wir unser Unternehmen kühn vom Stapel lassen, mein Freund!" sagte Spahlenberg zuversichtlich, als die beiden Fabrikherren mit einander vom Landrichter hinweggingen; „jetzt haben wir ein bedeutendes Prestige an unseren Namen, das uns bei der Menge wie an den Börsen Vertrauen erwecken wird! Also nur muthig vorwärts und die Prospekte ausgegeben!"

„So hitzig, so lange die Regierung uns noch keine Concession ertheilt hat?" fragte Heffter skeptisch; „haben Sie Briefe von der Excellenz über den Stand der Sache?"

„Mit nichten, er zeigte mir nur an, daß seine Bemühungen, den Landesherrn zur ehlatanten Anerkennung unserer Verdienste zu bewegen, von Erfolg gekrönt gewesen seyen, und verweist mich wegen des Weitern an Sie."

„Ganz dasselbe ließ er auch mir schreiben und verwies mich an Sie, Spahlenberg!"

Beide sahen sich erstaunt an. „Ist's möglich, Heffter? sollten wir geleimt seyn?" fragte Spahlenberg kleinlaut.

„Sie weniger als ich, Spahlenberg! die Ausgaben für den Kreditball sind futsch, und ich werde nun zu dem Schaden noch den Spott haben. Geben Sie Acht, die Regierung macht Schwierigkeiten, gibt die Concession zu der Aktiengesellschaft nicht."

„Bah, das ist nicht möglich, Heffter! bedenken Sie doch all die Beamten, welche daran profitiren werden! Diese alle sind unsere emsigsten Mitarbeiter. Indessen, wissen Sie 's was, wir reisen lieber selbst nach der Residenz und sehen zum Rechten!"

„Noch nicht, mein Lieber, ich werde noch warten und 'mal vorerst an den Präsidenten schreiben," erwiderte Heffter. „Ich fürchte, Spahlenberg, ich fürchte wir haben uns verrechnet — die Sache geht nicht!" Dabei sah er ihm so ernst und scharf in die Augen, als wollte er ihm auf den Grund der Seele schauen. Spahlenberg war stutzig, seine Augen funkelten seltsam, dann stieß er ein geringschätziges ungeduldiges „Bah!" hervor, schlug ein Schnippchen und lenkte seine Schritte nach dem 'Bayrischen Hof', wo er zur Frühmesse erwartet ward.

In der Stadt aber waren die Leute nun auf einmal über die Veranlassung zu dem Heffter'schen Ball im Klaren und wußten sehr pfiffig, daß derselbe nur gegeben worden sey um den Titel zu erlangen. „Ein theurer Spaß!" sagte man achselzuckend; „doch ist es nun sehr bequem; man kann die Gratulation zum Kommerzienrath mit der Danksagung für die Einladung verbinden und dieß vereinfacht die Sache. Na, wenn die Gais genug hat, dann scharrt sie — ich hätte mir den Titel nicht so viel kosten lassen. Und am Ende hat der Spahlenberg doch den bessern Theil davon getragen!" So sprachen zumeist diejenigen Leute, welche sich auf dem Balle nach allen Richtungen hin am köstlichsten amüsirt hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Das Matterhorn.

Mit einem Holzschnitt auf S. 213.

Der herrliche Gebirgsstock des Monte-Rosa, welcher den gewaltigsten Grenzwall zwischen Deutschland und Wälschland, der Schweiz und Italien bildet, macht seit einem Jahrzehnt dem eben so herrlichen Gebirgsstock des Montblanc Konkurrenz, den er zwar nicht an Höhe, aber doch an Großartigkeit und räumlicher Ausdehnung weit überragt. Aus dem kleinen Dörfchen Zermatt, das im friedlichen Schoose des St. Nikolasthales dicht am Fuße des Monte-Rosa in einer Meereshöhe von 5073 Schweizerfuß gelegen ist, wird mit Zeit und Weile ein zweites Chamounix, denn schon jetzt sind im Hochsommer die beiden Gasthöfe des Dorfes vorzugsweise von Engländern bevölkert, welche ihre Langweile, ihren Spleen und Müssiggang hieher in den erhabensten Theil der Alpenwelt tragen und durch den lakaienhaften Servilismus der Gastwirthe sich auf die brutalste Weise breit machen dürfen. Dieß ist eine der unangenehmsten Staffagen des majestätischen Alpenbildes, welches sich dem Besucher von Zermatt darbietet. Hart vor den Augen des erstaunten Touristen steigen die verschiedenen Häupter des Hochgebirgs himmelan, zunächst die sieben Gipfel des eigentlichen Monte-Rosa, sämmtlich über 14,000 Fuß, dann die mehr als 12,000 Fuß hohen Gipfel des Breithorns, der Zwillinge, der 13,000 Fuß hohe Lyskamm und die ebenso hohe Cima di Jazy, der 11,000 Fuß hohe Weißthorpaß u. dergl. m., ein Hochgebirgs-Panorama, wie es selbst die Berner-Alpen und der Montblanc nicht großartiger aufzuweisen haben. Wendet aber der Besucher von Zermatt seine Blicke etwas zur Rechten und blickt über die vereisten Höhen des Theodul-Gletschers nach dem Theodul-Paße oder Matterjoche empor, wo in geringer Entfernung unter der Paßhöhe die höchste menschliche Wohnung in ganz Europa, nämlich ein kleines Wirthshaus in einer Meereshöhe von mehr als 9000 Fuß liegt, so ragt dort, westlich von dem Matterjoch über den Theodul- und den Furgge-Gletscher aus einer ganzen Welt von Schnee und Eis

Digitized by Google

Das Matterhorn, von Zermatt aus gesehen.

Digitized by Google

ein furchtbar steiler Kegel von düstrem grauem Urgestein wie ein ausgestreckter Finger in die dünne Luft. Dieß ist das Matterhorn oder der große Mont-Cervin, dessen Gipfel mehr als 14,000 Fuß über dem Mittelländischen Meere liegt, und bis vor Jahr und Tag als unersteiglich galt. Unser Bild auf S. 213 vermag kaum einen annähernden Begriff von der furchtbaren düstern Majestät zu geben, welche der Anblick des Matterhorns gewährt, denn hier sehen wir es vom Thale von Zermatt aus, mit dem kleinen Flecken im Mittelgrunde, und die Schultern des Bergstocks, die ungeheure, weit vorspringende Basis des Matterhorns, treten nicht deutlich genug hervor; in der Natur aber, und besonders von dem Plateau am Fuße des Hörnli, dicht bei den Räubern der beiden abgenannten Gletscher, und vom Schwarzsee aus gesehen, übertrifft das Matterhorn an überwältigendem Eindruck selbst den Anblick des Finsteraarhorns und des Schreckhorns, und hinterläßt im Gemüthe des Beschauers eine unvergeßliche Erinnerung, eine in ihrer Art unbeschreiblich- und unvergleichliche Wirkung. Wie schon erwähnt, hatte das Matterhorn bis zum Juli 1865 für unersteiglich gegolten und selbst den Anstrengungen der kühnsten Führer und Bergsteiger getrotzt. Seit aber im Jahr 1861 der Engländer Tyndall das früher ebenfalls für unersteiglich gehaltene Weißhorn erkletiert hatte, trugen sich mehre der verwegensten und gewandtesten Bergsteiger unter den Mitgliedern der britischen Alpenclubs mit dem Gedanken, auch das Matterhorn zu überwinden. Darunter waren namentlich zwei Engländer, der Maler und Photograph Edward Whymper und der Geistliche Charles Hudson, besonders darauf erpicht, sich das Verdienst der ersten Ersteigung zu erringen, und durch eine zufällige Begegnung dieser beiden entstand der Anstoß zu einer Expedition, welche in der That auch die Ersteigung dieses furchtbaren Gipfels zur Folge hatte, allein nicht weniger als vier Menschenleben kostete, und die wir nachstehend unseren verehrten Lesern durch Herrn Whympers eigene Worte schildern wollen, — nicht allein als eine Illustration für die Gefahren derartiger Bergfahrten im Hochgebirge überhaupt, sondern auch als eine Schilderung der haarsträubenden Abenteuer, Fährlichkeiten, Mühen und Strapazen, welche mit dem fraglichen Unternehmen verbunden waren. Die Darstellung, welche Herr Whymper von dieser Expedition gibt, ist um so interessanter, als sie nicht blos von einem sehr erfahrenen und gewandten Alpenwanderer, sondern auch von einem Augenzeugen und Ueberlebenden jener furchtbaren Katastrophe herrührt, durch welche ein ganz erfahrener Führer aus dem Chamounp-Thale und drei gebildete, kräftige, energische Engländer ihr Leben einbüßten und ihre Leichen im ewigen Schnee und Eis des Furgge-Gletschers zur ewigen Ruhe bestattet wurden. Herrn Whympper's Bericht ist um so authentischer, als er unmittelbar nach dem Unglücksfall in Zermatt selbst und an die Redaction der Londoner „Times" geschrieben wurde, um die Verwandten und Freunde der Verunglückten aufzuklären und all den vielerlei Gerüchten entgegenzutreten, welche die erste Kunde des erschütternden Unfalles hervorgerufen hatte. Herr Whymper schreibt:

„Am Mittwoch den 12. Juli (1865) überstiegen Lord Francis Douglas [ein junger Mann von 18 Jahren, der zum ersten Mal im Hochgebirge reiste] und ich den Theodulpaß, um in Zermatt Führer zu holen. Nachdem wir den Schnee auf der nördlichen Seite verlassen hatten, umgingen wir den Fuß des Gletschers, überschritten den Furgge-Gletscher und ließen mein Zelt, die Stricke und sonstigen Sachen in der kleinen Kapelle am Schwarzsee See. Dann stiegen wir nach Zermatt herab, engagirten Peter Taugwalder und erlaubten ihm, noch einen andern Führer zu wählen. Im Verlauf des Abends kam ein englischer Geistlicher Herr Charles Hudson in unser Hotel mit einem Freunde, Herrn Hadow, und benachrichtigte uns auf verschiedenes Befragen, sie beabsichtigten am andern Morgen ebenfalls aufzubrechen um das Matterhorn zu ersteigen. Lord Francis Douglas war mit mir darüber einverstanden, es sey nicht wünschenswerth, daß zwei von einander unabhängige Gesellschaften zu gleicher Zeit und in gleicher Absicht auf dem Berge seyen. Herr Hudson wurde daher eingeladen, sich uns anzuschließen, und er ging in unsern Vorschlag ein. Bevor wir Herrn Hadow aufnahmen, gebrauchte ich die Vorsicht mich zu erkundigen, was er schon in den Alpen geleistet habe, und Herr Hudson gab mir, soviel ich mich noch erinnere, die Auskunft: Herr Hadow habe den Montblanc in weit geringerer Zeit erstiegen, als die meisten anderen Touristen. Er gedachte dann noch mehrer anderer Excursionen, die mir unbekannt waren, und fügte auf eine weitere Frage noch hinzu: „Ich glaube er ist hinreichend zuverlässig, um und zu begleiten." Dieß war ein ausgezeichnetes Zeugniß, da es aus dem Munde eines der ersten Alpenersteiger kam, und Herr Hadow ward ohne weitere Frage zugelassen. Wir gingen nun auf die Frage der Führer über. Die Herren Hadow und Hudson hatten Michael Croz bei sich, und Herr Hudson meinte, Peter Taugwalder könne auch mitgehen, damit seine Gefegenheit für Andere vorhanden sey, denselben Ausflug zu machen. Die Frage wurde den Männern selbst vorgelegt, und sie hatten nichts dagegen einzuwenden.

„Wir brachen am Donnerstag Morgen um 5 Uhr 35 Min. von Zermatt auf, und nahmen auf den Wunsch Peter Taugwalders seine beiden Söhne als Lastträger mit. Sie trugen so viel Lebensmittel, als für die ganze Gesellschaft auf drei Tage nöthig war, im Falle die Ersteigung schwieriger seyn sollte, als wir vermutheten. Wir nahmen kein Seil von Zermatt mit, denn wir hatten deren schon mehr als genug in der Kapelle am Schwarzen See. Es ist später mehrfach die Frage gestellt worden, warum wir nicht das mit Draht durchflochtene Seil mitgenommen hätten, welches Herr Hudson mit nach Zermatt gebracht habe? Ich wußte nichts davon, denn Herr Hudson hatte nichts davon erwähnt, und ich hatte es damals nicht einmal gesehen. Während der ganzen Expedition ward nur mein Seil allein gebraucht und dieß bestand: 1) aus etwa 200 Fuß sogen. Alpenclubseils; 2) aus etwa 150 Fuß einer Art, die ich noch für weit stärker halte als das erste, und 3) aus mehr als 200 Fuß von einer leichtern und schwächern Sorte als die erste, von einer Art wie ich sie selbst benützt hatte, bis das Alpenclubseil auskam.

„Wir waren schon beim Ausmarsch aus Zermatt fest entschlossen, die Besteigung des Matterhorns fest in Angriff zu nehmen (nicht, wie häufig behauptet wurde, das Matterhorn nur zu untersuchen oder zu durchforschen), und wir waren mit Allem versehen, was nach langer Erfahrung zur Ersteigung der schwierigsten Bergpartheien nöthig war. Es war jedoch nicht unsere Absicht, schon am ersten Tage eine bedeutende Höhe zu erreichen, sondern wir wollten da Halt machen, wo wir eine geeignete Oertlichkeit fanden, um unser Zelt aufzuschlagen. Wir stiegen daher sehr gemächlich empor, verließen den Schwarzen See um 8 Uhr 20 Minuten, gingen längs dem Rücken hin, welcher das Hörnli mit dem eigentlichen Kegel des Mont-Cervin verbindet, und erreichten dessen Fuß um 11 Uhr 20 Minuten, nachdem wir unterwegs öfters Halt gemacht hatten. Jetzt verließen wir den Rücken, wandten uns nach links und stiegen an der nordwestlichen Seite des Berges hinan. Noch vor zwölf Uhr hatten wir einen guten Punkt zum Aufschlagen des Zeltes gefunden in einer Höhe von etwa 11,000 Fuß; aber Croz und der ältere Sohn Taugwalders gingen weiter, um den über uns liegenden Theil des Bergstocks zu untersuchen, damit wir am folgenden Morgen Zeit ersparten. Die Uebrigen richteten die Plattform her, auf welcher das Zelt aufgeschlagen werden sollte, und bis sie damit fertig, waren auch die beiden Männer zurückgekehrt und verkündigten fröhlich, daß sie auf dem ganzen Weg, den sie zurückgelegt, nur Gutes gesehen hätten und daß wenn wir mit ihnen gegangen wären, wir noch am selben Tag im Stande gewesen wären den Gipfel zu ersteigen, und sogar noch vielleicht zum Zelte zurückzukehren. Wir verbrachten die übrigen Stunden des Tageslichts je nach Belieben: die Einen legten sich in die Sonne, die Anderen zeichneten oder botanisirten, und als der glorreiche prachtvolle Sonnenuntergang uns gutes Wetter für den morgenden Tag versprach, kehrten wir zu dem Zelte zurück, um uns für die Nacht einzurichten. Hudson machte Thee, ich Kaffee, und dann zogen wir uns, jeder in seine Hülle von Decken und Teppichen, zurück; die drei Taugwalder, Lord Francis Douglas und ich nahmen das Zelt ein, die anderen schliefen aus eigener Wahl draußen. Allein noch lange nach Einbruch der Nacht gaben die Felsen über uns im Echo unser

Digitized by Google

Gelächter und die Lieder der Führer zurück, denn wir waren an jenem Abend ganz glücklich in unserm Lager und dachten an keinerlei Unfall.

„Am Morgen des 14. waren wir lange vor Tagesanbruch schon auf den Beinen, brachen auf sobald es hell genug war, um zu gehen, und ließen Taugwalders jüngsten Sohn zurück. Um 6 Uhr 20 Minuten hatten wir eine Höhe von 12,800 Fuß erreicht und hielten auf eine halbe Stunde, setzten dann das Klettern ohne Unterbrechung bis 9 Uhr 55 Minuten fort, wo wir in einer Höhe von vielleicht 13,000 Fuß fünfzig Minuten lang rasteten. Bis hieher waren wir auf der nordöstlichen Seite des Berges heraufgestiegen und hatten nicht die mindeste Schwierigkeit erfahren. Auf dem größeren Theil des Wegs hatten wir in der That gar keine Gelegenheit gehabt, den Strick anzuwenden und abwechselnd hatten Hudson und ich den Zug angeführt. Wir waren nun am Fuß desjenigen Theils des Kegels angekommen, welcher von Zermatt aus senkrecht oder überhängend erscheint, und wir konnten daher auf dieser Seite nicht weiter vordringen. Nach gemeinsamer Verständigung stiegen wir also eine Strecke weit auf dem Grat, d. h. auf demjenigen Rücken hinan, welcher gegen Zermatt herabsteigt, und wandten uns dann nach der rechten oder nordwestlichen Seite hinüber. Ehe wir dieß thaten, veränderten wir die Reihe des Zuges: Croz ging nun voraus, ich folgte, Hudson war der dritte, Hadow und der alte Taugwalder beschlossen den Zug. Wir hatten diese Veränderung vornehmen müssen, weil die Arbeit eine Zeit lang schwierig war und Vorsicht erforderte. An einigen Stellen war beinahe gar kein Fußhalt und es daher wünschenswerth, diejenigen vorangehen zu lassen, welche voraussichtlich am wenigsten ausgleiten würden. Die allgemeine Abdachung des Berges beträgt hier nicht einmal 40 Grade, daher hatte sich vieler Schnee angehäuft, die Unregelmäßigkeiten der Gesteinsfläche ausgefüllt und nur hie und da einige hervortretende Bruchstücke übrig gelassen, welche noch überdieß zuweilen mit einem dünnen Ueberzuge von Eis versehen waren von dem an der Oberfläche geschmolzenen und während der Nacht wieder gefrorenen Schnee. Doch war es eine Stelle, über welche ein geübter Bergsteiger noch immer hinüber kommen konnte. Wir fanden übrigens jetzt, daß Herr Hadow an derartige Anstrengungen nicht gewöhnt war und fortwährenden Beistand bedurfte; allein niemand forderte ihn auf zurückzubleiben, und er ward mit auf den Gipfel genommen. Die Billigkeit erfordert jedoch zu erwähnen, daß die Beschwerden, welche sich bei Herrn Hadow an dieser Stelle geltend machten, nicht von Ermüdung oder Mangel an Muth herrührten, sondern einfach und ausschließlich nur von Mangel an Uebung. Herr Hudson, welcher hinter mir ging, passirte diese Stelle und ersteg meines Wissens den ganzen Berg, ohne daß man ihm bei irgend welcher Gelegenheit den mindesten Beistand leisten mußte. Bisweilen wenn Croz mir eine Hand gereicht oder mich über eine Leiste heraufgezogen hatte, wandte ich mich um und wollte Herrn Hudson gleiche Hülfe leisten, allein er lehnte es unwandelbar als unnöthig ab. Die einzige schwierige Stelle war von keiner großen Ausdehnung, gewiß nicht über 300 Fuß hoch, und nachdem wir sie passirt hatten, wurden der Ecken und Winkel immer weniger, je mehr wir uns dem Gipfel näherten, und endlich wurde die Steigung so allmählig, daß Croz und ich uns von den Anderen trennten und nach dem Gipfel vorausliefen, den wir um 1 Uhr 40 Minuten Mittags, die Anderen etwa zehn Minuten nach uns erreichten.

„Man hat mich gebeten, insbesondere den Zustand der Gesellschaft auf dem Gipfel zu schildern. Keiner zeigte irgend welche Spuren von Ermüdung, auch hörte ich nichts was mich hätte auf die Vermuthung führen können, daß irgend jemand müde gewesen sey. Ich erinnere mich, daß Croz mich auslachte, als ich diese Frage an ihn richtete. Wir waren in der That weniger als zehn Stunden unterwegs gewesen und hatten während dieser Zeit beinahe zwei Stunden gerastet. Die einzige Bemerkung bezüglich der Gefährlichkeit des Unternehmens kam von Croz und war eine ganz gelegentliche, mit welcher er vermuthlich keine besondere Bedeutung verband. Auf meine Bemerkung, daß wir sehr langsam heraufgekommen seyen, sagte: „Ja, ich wollte lieber mit Ihnen und einem andern Führer allein hinuntergehen, als mit denjenigen welche nun mitgehen.“ Wir selber hatten unter uns verabredet, was wir am Abend unserer Rückkehr nach Zermatt noch thun wollten.

„Wir blieben ungefähr eine Stunde lang auf dem Gipfel, und während dieser ganzen Zeit berathschlagten Hudson und ich (wie wir schon den Morgen hindurch gethan hatten) uns über die beste und sicherste Anordnung der Parthie. Wir verständigten uns dahin: Croz, als der Kräftigste, solle vorangehen und dann Hadow folgen; Hudson welcher an sicherem Fuß einem Führer gleich war, wollte der dritte seyn, dann sollte Lord Douglas kommen und der alte Taugwalder, der stärkste von den übrigen, dicht hinter diesem gehen. Ich machte Herrn Hudson den Vorschlag, wir wollten, an der schwierigen Stelle angelangt, ein Seil an die Felsen anbinden und uns im Hinabsteigen daran halten, als ein weiteres Schutzmittel. Er billigte den Vorschlag, aber es ward nicht definitiv festgesetzt, daß es geschehen sollte. Die Gesellschaft ward in der obigen Ordnung arrangirt, während ich noch eine Skizze vom Gipfel machte, und sie warteten nun auf mich, daß ich mich an meinem Orte anbinden lasse, als irgend jemand daran erinnerte, wir hätten ja unsere Namen nicht in einer Flasche zurückgelassen. Man bat mich dann, dieselben niederzuschreiben, und der Zug setzte sich in Bewegung, während ich dieß noch that. Einige Minuten später band ich mich mit dem jungen Taugwalder zusammen und folgte ihnen, und wir hatten sie gerade ein, als sie das Hinabsteigen an der oben genannten schwierigen Stelle begannen. Die größte Behutsamkeit wurde nun angewandt, es durfte immer nur Ein Mann auf Einmal vorwärts gehen; erst wenn er einen festen Fußhalt gewonnen hatte, rückte der Nächste vor u. s. w. Die ungefähre Entfernung zwischen den einzelnen Individuen betrug etwa 20 Fuß. Sie hatten jedoch das weitere Tau nicht an die Felsen angebunden und es war auch nicht mehr davon die Rede, denn dieser Roth war nur Herrn Hadow's wegen gegeben worden, und ich kann mich nicht mehr erinnern, ob er mir noch einmal einfiel.

„Ich war, wie schon erwähnt, von den Anderen abgesondert und folgte ihnen; allein ungefähr eine Viertelstunde später bat mich Lord Francis Douglas, ich solle mich an den alten Taugwalder anbinden, weil er fürchtete, daß wenn er ausgleite, Taugwalder nicht im Stande seyn würde, ihn zu halten. Dieß geschah denn auch, kaum zehn Minuten ehe der Unfall stattfand, und rettete ohne Zweifel Taugwalder das Leben.

„Soviel ich weiß, rückte in dem Augenblick des Unglücksfalls niemand eigentlich vor; doch können weder ich, noch die beiden Taugwalder dieß mit Gewißheit behaupten, weil die beiden vordersten Männer durch eine dazwischen liegende Felsenmasse theilweise unseren Blicken entzogen waren. Der arme Croz hatte seine Axt beiseite gelegt und war, um Herrn Hadow größere Sicherheit zu geben, eben im Begriff, dessen Beine zu ergreifen und seine Füße, einen um den andern, in ihre geeignete Lage zu bringen. Nach den Bewegungen ihrer Schultern bin ich geneigt, anzunehmen, daß Croz nach obiger Handlung gerade im Begriff war, sich umzudrehen und selbst einen oder zwei Schritte hinunterzusteigen; in diesem Augenblicke glitt Herr Hadow aus, fiel auf ihn und warf ihn über den Haufen. Ich hörte einen einzigen jähen Schreckensruf von Croz, dann sah ich ihn und Herrn Hadow hinunterfliegen; im nächsten Moment ward Hudson von seinem Stand hinweggezogen, und Lord F. Douglas unmittelbar hinter ihm. All dieß war das Werk eines Augenblicks; allein unmittelbar nachdem wir Croz's Ausruf gehört hatten, pflanzten Taugwalder und ich uns so fest auf, als die Felsen es nur erlaubten; das Tau war zwischen uns straff gespannt und der Stoß kam über uns beide, wie über Einen Mann. Wir hielten fest an, aber das Tau riß in der Mitte zwischen Taugwalder und Lord F. Douglas. Zwei oder drei Sekunden lang sahen wir unsere unglücklichen Gefährten auf ihren Rücken, abwärts rutschen und ihre Hände ausbreiten in der Bemühung sich zu retten; dann verschwanden sie einer um den andern und fielen von Absturz zu Absturz auf den Matterhorn-Gletscher brunten, eine Entfernung von nahezu 4000 Fuß in der Höhe. Von dem Augenblick an, wo das Seil brach, war es ein Ding der Unmöglichkeit ihnen zu helfen.

Digitized by Google

„Eine halbe Stunde lang blieben wir zur Stelle, ohne einen einzigen Schritt weit zu gehen. Meine beiden Begleiter waren von Entsetzen ganz gelähmt, weinten wie die Kinder und zitterten in solcher Weise, daß sie uns mit dem Schicksal der Uebrigen bedrohten. Unmittelbar nachdem wir zu einer sichern Stelle hinabgestiegen waren, verlangte ich das abgerissene Tau zu sehen und fand zu meinem Erstaunen, ja zu meinem Entsetzen, daß es gerade das schwächste der drei Seile war. Da die fünf ersten Männer sich zusammengebunden hatten, während ich noch zeichnete, hatte ich nicht bemerkt, welches von den Seilen sie dazu anwandten, und jetzt konnte ich nur schließen, daß sie es für zweckdienlich erachtet hatten, gerade vorzugsweise vor den anderen dieses zu benützen. Man hat behaupten wollen, das Seil sey gebrochen, weil es sich an einem Felsen durchgescheuert habe; dieß ist jedoch nicht der Fall: es riß in freier Luft und das Ende zeigt keine Spur von einer vorherigen Verletzung.

„Noch mehr als zwei Stunden lang nachher glaubte ich jeden Augenblick, dieser werde mein letzter sein, denn die beiden Taugwalder waren ganz entnervt und nicht nur unvermögend, mir Beistand zu leisten, sondern in einem solchen Zustande, daß von dem einen oder dem andern jeden Augenblick ein Ausgleiten zu befürchten stand. Ich machte dem Jüngern jedoch keinen Vorwurf daraus, wenn ich sage, daß unmittelbar nachdem wir den letztern Theil des Herabsteigens erreicht hatten, er wieder im Stande war zu lachen, zu rauchen und zu essen, als ob nichts geschehen wäre. Es ist hier nicht der Ort, mich weiter über das Herumersteigen zu verbreiten. Ich sah mich häufig aber vergebens nach Spuren von meinem unglücklichen Gefährten um, und wir wurden daher von der Nacht überrascht, als wir noch in einer Höhe von 13,000 Fuß waren. Wir trafen am Samstag Morgen um 10½ Uhr wieder in Zermatt ein.

„Unmittelbar nach meiner Ankunft sandte ich nach dem Gemeindepräsidenten und bat ihn, so viele Männer als nur möglich auf Anhöhenpunkte hinaufzuschicken, von denen aus der Punkt überschaut werden konnte, wohin meine vier Gefährten meines Wissens gefallen seyn mußten. Es machte sich nur eine Anzahl Männer auf den Weg, kehrte nach sechs Uhr zurück und berichtete, daß man die Zerschmetterten gesehen habe, aber sie nicht mehr am selben Tage zu erreichen vermocht haben würde. Sie erboten sich, am Sonntag Abends aufzubrechen, so daß sie die Leichen am Montag mit Tagesanbruch erreichen; da wir aber nicht gesonnen waren, auch nur die geringste Chance aufzugeben, so beschlossen der Herr Kaplan M'Cormid und ich am Sonntag Morgen aufzubrechen. Die Führer von Zermatt vermochten uns nicht zu begleiten, denn sie waren mit Eycommunikation bedroht, wenn sie die Frühmesse nicht besuchten. Für mehrere derselben war es eine schwere Prüfung, denn sie verscherten mich unter Thränen, nur dieser einzige Grund halte sie ab mit uns zu gehen. Der Geistliche Herr J. Robertson und Herr Philbotte ließen uns jedoch nicht nur ihren Führer Franz Andermatten, sondern schlossen selbst sich uns an. Herr Puller lieh uns die Brüder Lochmatter; F. Payot und J. Tairraz aus Chamounix schlossen sich uns freiwillig an. Wir brachen

Der Gebirgsstock des Monte Rosa.

mit diesen am Sonntag Morgen um 2 Uhr auf, folgten dem Wege, den wir am Donnerstag Morgen eingeschlagen, bis wir das Hörnli passirt hatten, gingen dann rechts von dem Grate herab und kletterten durch die Schründe des Matterhorn-Gletschers hinauf. Um halb 9 Uhr hatten wir das Plateau oben erreicht und waren in Sicht der Ecke, wo, wie wir wußten, meine Gefährten seyn mußten. Als wir einen wettergebräunten Mann um den andern die Fernröhre erheben und todesbleich werden und sie ohne ein Wort dem Nächsten übergeben sahen, wußten wir, daß alle Hoffnung vorüber war. Wir rückten nun näher; sie waren alle so gefallen, wie sie oben gestürzt waren. Croz lag etwas vorwärts, Hadow neben ihm, und Hudson eine Strecke hinter ihnen; von Lord F. Douglas aber konnten wir keine Spur entdecken. Zu meinem Erstaunen sah ich, daß alle drei mit dem Alpenclubseil oder mit dem zweiten gleich starken zusammengebunden waren, und daß daher nur ein einziges Glied — das zwischen Taugwalder und Lord F. Douglas — dasjenige war, bei welchem man das schwächere Seil angewandt hatte."

Herr M'Cormick, der britische Kaplan von Zermatt, hatte die drei auf dem Matterhorn-Gletscher gefundenen Leichen im Schnee versenken lassen, und sie unter den üblichen religiösen Feierlichkeiten bestattet. Ihr zerschmetterter Zustand und der furchtbar mühsame und gefährliche Weg nach Zermatt hinunter machten es rein unmöglich, die Leichen mitzunehmen, und so ruhen sie nun dort droben im ewigen Schnee und Eis, die Opfer eines unglücklichen Zufalls, der im kritischen Augenblicke ein Seil zerreißen ließ, welches das vereinte Gewicht von vier kräftigen Männern hätte halten sollen, Märtyrer der Wissenschaft und ein warnendes Exempel, daß man an derlei Expeditionen von solchen Strapazen und Gefahren keine Männer sollte theilnehmen lassen, welche noch nicht die genügende Uebung und Erfahrung in Hochgebirgs-Fahrten haben.

Die Grisette.

Aus dem französischen Volksleben. Von Ed. Weilen.

1. Ein Dachfenster.

Die Thurmuhr der St. Peterskirche zu Rennes schlug Sieben, der Abend war heiß, aber ein leichter Wind erhob sich jetzt, fuhr stoßweise durch die Lindenbäume der sogen. Mail und trieb auf dem Golgathaplatze den Staub in hohen Wirbeln. Von allen Seiten her strömten elegante Spaziergänger nach dem Marktplatze. Etliche alte Weiber und Bauern knieten betend vor dem schönen, mit eisernem Gitter umgebenen Missionskreuze. Der Kanal reichte damals noch nicht bis zur Promenade, und an seiner Stelle stand zu jener Zeit eine alte Straße mit wenigen unansehnlichen Häusern, welche nach der Vorstadt, dem Faubourg de Brest, hinausführte. In dem kleinsten dieser Häuser, dem Vorplatze der Mail beinahe gerade gegenüber, saß an einem Dachfenster ein junges Mädchen, emsig mit einer Nadelarbeit beschäftigt, welche es ab und zu vergaß, um das Köpfchen etwas aus dem Fenster zu beugen. Es war ein frisches, liebliches Kind von etwa 18 Jahren und jener deutschen Schönheit, welche den Frauen von Rennes eigenthümlich ist, blond und weiß, mit blauen Augen und schlanker Taille. Ein rohes Klopfen an ihre Thür machte sie erzittern, und fast in demselben Augenblicke trat ein Handwerker in Arbeitskleidung in das Dachstübchen ein.

„Guten Tag, meine liebe Anna, wie geht's Dir heute?“

Die junge Nähterin lächelte, erhob sich halb, und wies dem Ankömmling einen Stuhl neben sich an.

„Ich bin wohl, Bastian, ich war um Deinetwegen besorgt.“

„Du glaubst wohl schon, daß ich Dich verlassen hätte, mein Liebchen? Sei nicht furchtsam, nein! Die Maurer sind solide Liebhaber, sie legen ihre Gefühle in Kalk und Sand,“ versetzte der Handwerker und begleitete diesen unbedeutenden Spaß mit jenem Gelächter, das man so häufig bei Leuten aus dem Volke findet.

„Ich glaube, Du habest Arbeit auf dem Lande bekommen, Bastian?“

„Allerdings; die Pferdeställe, die ich dort baue, werden nächste Woche fertig sein.“

„Und hast Du gute Geschäfte gemacht, Bastian?“

„Geht an, Herzchen; ich hoffe ein schön Stück Geld von dem Meister zu bekommen; auch wollte ich Dir sagen, daß, wenn Du nichts dagegen hast, wir endlich mit unserer Ehe zu Stande kommen müssen; denn sieh, ich bin pressirt, sehr.“

„Du weißt wohl, Bastian, daß ich bis zum zwanzigsten Jahre zu warten wünschte; meine Mutter wollte nicht, daß ich mich früher verheirathete.“

„Nun ja; aber die gute Frau ist todt, das kümmert sie ja gar nicht mehr.“

„Der Wille meiner Mutter ist immer heilig für mich gewesen, seit ich das Unglück gehabt habe, sie zu verlieren,“ sprach Anna, deren Augen feucht und deren Stimme zitternd geworden war.

„Nun höre meinen Grund, schon sechs Monate warte ich, und wenn das so fort geht, so will ich Dir nur sagen, daß ich mich bekümmern werde, und wenn ich traurig bin, so muß ich stets im Wirthshause sein.“

„Denke an die Zukunft, Bastian; in zwei Jahren können wir beide einige Ersparnisse gemacht haben, wir fangen mit einem kleinen Wohlstande an, wir verwehren ihn, können unsere Kinder erziehen lassen. Ist das nicht besser, als wenn wir uns unklug dem Unglücke einer Ehe gleich in die Arme werfen?“

„Bah, das fasse ich nicht. Der Handwerker muß den Morgen verdienen, was er den Abend verzehrt. Wenn wir unser tägliches Brod haben, wie der Katechismus sagt, und bisweilen mit Freunden guter Dinge sein können, habe ich alles, was ich begehre. Dann kommen die Kinderchen. Zu rechtlich sein, frommt nicht.“

„Wenn wir aber keine Arbeit haben, Krankheiten kommen, die Kinder an Hunger und Kälte leiden?“ fragte Anna ernst.

„O, das Kinderhospital ist für Alle.“

„Bastian, was sprichst Du da?“ rief das junge Mädchen und wandte sich roth und funkelnden Blickes von dem Handwerker ab.

„Sei deßhalb nicht böse, Anna; aber ich versetze das Alles nicht, Du bist klug, bist ja im Kloster gewesen.“

„Ich bin nicht klug, aber es empört, beleidigt mich, Dich so reden zu hören. Weißt Du, wie viel Liebe und Sorgfalt wir den kleinen Wesen schuldig sind, denen wir das Leben gegeben haben?“

„Zum Teufel, ich weiß wohl, daß man sie ernähren muß; aber wenn man es doch nicht kann?“

„Und gerade deßhalb ist es besser, zu warten.“

„Warten? das kannst Du leicht sagen, da Du mich nicht liebst.“

„Ich habe Dir schon hundert Mal gesagt, Bastian, daß ich Freundschaft für Dich hege.“

„Ach was! Freundschaft, das ist ein erbärmliches Gefühl; Du liebtest mich vielleicht, wenn ich so ein Herrchen wäre.“

„Bastian!“

„Du bist stolz, weil Du eine Erziehung erhalten hast, Du verachtest den Handwerkerstand.“

„Aber, Bastian! . . . .“

„Na sei nur still! Verachten lasse ich mich nicht. Entschließe Dich, ja oder nein zu sagen, und zwar sogleich, weil ich sonst unruhig wäre, wenn ich nicht müßte, auf welchem Fuß ich tanzen sollte. Nun, Mamsellchen, wollen Sie mich oder nicht?“

„Ich antworte Dir nicht, Du bist nicht ruhig genug, um mich zu verstehen.“

„Das heißt, ich soll mich packen; schön' Dank, Mamsell Anna, das laß' ich mir nicht zwei Mal sagen.“

Bastian nahm seinen Hut zur Hand und ging zur Thür. Anna wollte ihn erst aufhalten, doch sie drängte ihn fort; die Rohheit ihres Geliebten hatte sie gereizt. „Lebe wohl,“ rief Bastian.

„Lebe wohl!“ murmelte sie.

Der junge Handwerker ging fort, und schlug die Thür heftig zu.

* * *

Drei Tage nach diesem Vorfall saß die Nähterin wieder an ihrem Fenster, stützte den Kopf in eine Hand und betrachtete die Vorübergehenden; denn es war Sonntag. Anna war zwar nur eine Tochter aus dem Volke; aber ein kleiner Wohlstand, da ihre Mutter eine lebenslängliche Pension bezogen, hatte dieser erlaubt, ihrer Tochter einigen Unterricht ertheilen zu lassen; sie hatte in dem Kloster Unterricht genossen. Dort war sie mit anderen Kindern einer wohlhabenderen Klasse zusammengekommen. Sie hatte die Vortheile des Reichthums wahrgenommen, für welche die Kinder, diese ewigen Vertheidiger der Gleichheit, so gefühlvoll sind. Vielleicht war ihr Herz da weich geworden, vielleicht hatte sich eine Idee kindlicher Ehrfurcht bei ihr eingeschlichen, Träume nach einem schöneren Kleide, als ihrem abgetragenen, nach einem eleganteren Strohhute, als ihrem aus drei Lappen bestehenden Häubchen, nach besserer Kost, als ihrem schwarzen, fast trockenem Brod; denn die Kindheit ist verständig und nachdenkend, sie begreift die Ungerechtigkeit der ungleichen Austheilungen, und verlangt nach ebenso heftiger Freude, als das reifere Alter! Anna hatte so durch den Vorschmack ihre Lage überschritten, sie hatte eingesehen, daß der Wohlstand seine praktischen und reizenden Seiten hat.

Digitized by Google

Oft hatte sie, an eine Gartenthür gelehnt, diese kleinen Mädchen bewundert, wenn sie in ihren rothen Schuhen in der sandigen Allee herumspielten, Blumen pflückten, große Puppen in den Händen, mit denen sie scherzen konnten, ihre kleinen Händchen durch Handschuhe vor den Sonnenstrahlen geschützt, und unter der Hut von Wärterinnen, die sie auf den Arm nahmen, wenn sie ermüdet waren. Sie hatte alles Dies betrachtet, als ein armes Kind in Holzschuhen, dessen Hände roth und von Frostbeulen angeschwollen waren, und das kein anderes Spielzeug hatte, als einige Lappen von einem alten Kattunkleide. Später, groß geworden, nachdem ihre Mutter gestorben, mußte sie arbeiten, um zu leben, früh mit Sonnenaufgang aufstehen und sich später niederlegen, während die sie scherzenden Kinder, die sie vordem beneidet hatte, und die gleich ihr groß geworden waren, jeden Tag vor ihrem Fenster vorbeigehen sah, die strahlend von Sammt und Seide, auf den Arm reizender Herrchen gestützt, lächelnd, scherzend, auf den Spaziergängen des Mail und Lust und Leben in vollen Zügen einathmeten.

Oft überkamen Anna diese traurigen Gedanken; von ihrem kleinen Fenster aus glaubte sie in der Wirklichkeit an einem Feste Theil zu nehmen, zu dem sie nie eingeladen war, und an dem sie nie Theil nehmen konnte. Zumächst fühlte sie seit einiger Zeit irgend einen unklaren Wunsch aus dem Herzen in den Kopf zu steigen. Dann lüstete sie in der letzten Zeit häufiger den Vorhang vor ihrem Fenster zur Zeit der Promenade, um die Studenten und jungen Advokaten vorbei gehen zu sehen. Sie fand sie schöner, ihr Blick folgte ihnen so gerne von ferne in den Alleen; zwei oder drei Mal sogar, wenn sie ihre Haare aufgewickelt hatte, träumte sie halb wachend, halb schlafend, einen dieser eleganten jungen Herren neben sich bei ihrer Arbeit auf dem Stuhle sitzen zu sehen, wie er sie anblickte und mit ihr sprach, wie mit den Damen, die auf dem Golgathaplatz spazieren gingen. Um diese Zeit hatte sie Bastian wieder gesehen, der in der Kindheit ihr Nachbar gewesen, und seine Wanderung durch Frankreich vor Kurzem beendet hatte.

Bastian war gut in seiner Art, er that Niemand etwas zu Leide, und wenn es darauf angekommen, so hätte er Gut und Blut für einen Freund gegeben; aber Bastian hatte auch alle Fehler seines Standes, er war wild und herrisch, oft unmäßig, ohne jenes zarte Verstehen, welches die Liebe so gefühlvoll und süß macht; er war nur auf die thierische Behaglichkeit seines Lebens erpicht, für ihn hieß leben: seine vier Mahlzeiten halten und dann schlafen; lieben: eine Frau und Kinder haben.

Dies war nicht die Verwirklichung der schwärmerischen Hoffnungen Anna's, daher hatte sie auch mit Verwirrung Bastian's Bitte, sich jetzt zu verheirathen, aufgenommen. Sie zitterte vor dieser so unpoetischen Ehe, die nur eine thierische Verkuppelung zweier Wesen, die sich nicht verstanden, werden konnte; vor den Anstrengungen, die ihre Gesundheit, Jugend und Schönheit verzehren mußten. Sie wußte recht gut, wie bald die Frauen der Handwerker alt werden, und das arme Kind konnte den Gedanken nicht ertragen, so schnell durch den Hauch des Elends zu verwelken, daß die Männer dann nicht mehr sich umdrehen und ihr zulächeln würden. Wie es immer in ähnlichen Fällen geht, sie fand tausend vernünftige Gründe, die ihre Wünsche unterstützten.

War es denn verständig, daß sich zwei so Arme verbanden und sorglos bei der Gefahr schliefen, durch den Hunger erweckt zu werden, der andern Tags an die Thür klopfen konnte? War es nicht eine Pflicht für sie, sich im voraus zu sichern und einige andere Ersparnisse für die Kinder zu sammeln; auf eine andere Hülfe zu rechnen als ihre so schwachen Hände? Diese Gedanken hatten jeden Tag mehr Gewicht in ihren Augen bekommen und ihr die Kraft verliehen, dem erheuchelten Kummer und Aerger Bastian's erfolgreich zu widerstehen. Ach, sie gestand sich nicht, daß sie mit einem der Herren, welche sie täglich vorbeigehen sah, eine Einöde vorgezogen hätte.

2. Das Gegenüber.

„Was zum Teufel siehst Du denn immer in der Straße umher, Fontaine?"

„Ich wette, er studirt die Physiognomie irgend eines der Hunde, die sich in der Sonne wärmen, oder er zählt die Pflastersteine, um eine Statistik nach der Art Dupin's herauszugeben und festzustellen, daß die Bauart der Städte Frankreichs im umgekehrten Verhältnisse zu der Reinlichkeit der Straßen steht."

„Behüte, die Sache ist nicht so mathematisch, als ihr glaubt; ich wette er sah eine Nähterin ihre Haarwickel losmachen."

Und Alle riefen zu gleicher Zeit: „Was hast Du denn zu sehen, Fontaine?"

Der junge Mann, der so angeredet ward, schaute, nachlässig auf einen kleinen hölzernen Balkon gestützt, scheinbar aufmerksam nach dem Golgathaplatze hin. Er wandte sich zu seinen Freunden und erwiderte lächelnd mit Ruhe und Sanftmuth: „Ich betrachte das Missionskreuz."

Ein allgemeines Gelächter beantwortete diese Erklärung; aber der junge Mann that, als wenn er ihr Lächeln nicht gehört und zu sich selbst gesprochen hätte, und fuhr fort: „Ich dachte, wir Ungläubigen müßten eigentlich ebenfalls vor dem Kreuze den Hut abnehmen; denn es ist ein furchtbares und rührendes Sinnbild. Der gekreuzigte Christus ist die Menschwerdung jedes neuen Gedankens, jedes Versuches zum Fortschritte und zur Emancipation. Christus ist der Geist, den seine Zeitgenossen mit Dornen krönten, und den die Nachwelt auf den Knieen anbetet. Dieser Mann, der, aus dem Volke hervorgegangen, alle Geschichte in sich faßt, der der Welt große Gedanken verkündete, den man an's Kreuz schlug, und der mit jedem Blutstropfen einen Theil von seiner Lehre und seiner Seele auf das Volk fallen ließ! Der Gedanke des hohen Geistes wird dem Körper nur unter der Gestalt eines blutigen Thautropfens einverleibt!"

Dieses Mal lachte Niemand, Alle waren still.

„Fontaine hat heute wieder seine Schwäche," sprach Eduard; „er betrachtet das Leben als einen Lehrsaal, über den man unaufhörlich Schlüsse ziehen muß."

„Du hast meine Gedanken errathen, Eduard, gerade so betrachte ich das Leben."

„Thor! mach's doch wie wir; betrachte hier die Bowle Punsch, die wir bis zum Grund leeren müssen. Woher in aller Welt hast Du denn diese trübe Laune, mein Lieber, die Dich ewig philosophische Umschreibungen machen läßt?"

Fontaine zuckte die Achseln und antwortete nicht. Wer hätte auch sagen können, wie Fontaine zu diesen seltsamen, von seinen Kameraden so verschiedenen Manieren gekommen? Er hatte dem Anscheine nach dieselbe Erziehung genossen, wie sie sieben Jahre lang Latein gelernt, hatte Reden in französischer Sprache über den Frühling und die vier Zeitalter des Menschen gehalten; nichts Außerordentliches hatte sein Leben durchkreuzt; denn er hatte in seiner Familie weder einen Bankerot, noch eine amerikanische Erbschaft gehabt. Er war ein junger Mann, der in den zwanziger Jahren hätte auf Bälle gehen und in den dreißiger sich hätte verheirathen sollen um seinen Unterhalt als Steuereinnehmer oder Friedensrichter zu verdienen. Seine Gemüthsstimmung war excentrisch, befremdend, poetisch, und seine Freunde fürchteten für seinen Verstand. In der Mitte der Wesen, die ihn umgaben, glich er einer Magnolia, die wild unter Kohlrüben oder Kartoffeln hervorsprosst. Seine Mitstudenten liebten ihn dennoch, da er ihnen treu ergeben war. Eduard war durch Gewohnheit und Freundschaft noch mehr mit ihm verbunden. Der leise Scherz, den er an Fontaine gerichtet, beendete die Unterhaltung. Die vier jungen Leute nahmen ihre Hüte und gingen eilends fort: die medicinische Vorlesung begann so eben.

In dem Augenblicke, wo sie vor dem Fenster Anna's vorbeigingen, zog eine kleine zitternde Hand den Vorhang zurück, und zwei schöne blaue Augen ängstlich und neugierig, zeigten sich. Das junge Mädchen näherte

Digitized by Google

sich vorsichtig der Fensterbrüstung und verfolgte mit den Blicken die jungen Leute, bis sie verschwunden waren. Dann blieb sie einen Augenblick nachdenkend, zog die Vorhänge zurück, rückte ihren Stuhl zum Fenster und setzte sich wieder zur Arbeit. Zwei Mal hatte Anna bemerkt, daß sie bei der Arbeit zerstreuter, nachdenkender als sonst war, und daß sie eine ungewöhnliche Lust fühlte, sich auf die Fensterbrüstung zu lehnen. Sie hatte auch ein Mal bemerkt, daß ihre Augen sich immer nach derselben Seite wandten, daß ihr Herz, entzückt vor Lust und Verlangen, ihren Augen folgte; endlich hatte sie sich gestanden, daß an dieser Seite das Fenster Eduards war, bei jungen Studenten der Medicin, der erst seit zwei Monaten in diesem Viertel wohnte. Aber was war denn Erstaunliches hierin?

Das arme Mädchen war allein, sie langweilte sich so sehr, der junge Mann hatte die Einförmigkeit ihres Daseins unterbrochen, hatte ihren Beobachtungen einen Zweck, ihren Gedanken auch eine Grundlage gegeben. Wer hat nicht mehr oder weniger dieser Art von Gesellschaft, welche aus der Nachbarschaft entsteht, empfunden? Welches nach junge Mädchen, von Träumen gequält, hat nicht vor ihrem Fenster ein anderes Ich, zu dem ihre Augen sich hinwenden? Denn ein Gegenüber ist ein Theil von unserm Innern; die Hälfte unserer Handlungen gehen vor seinen Augen vor, die Hälfte der seinigen ist uns bekannt; es sind zwei, durch einen einfachen Vorhang getrennte Existenzen. Zu jeder Stunde des Tages kann man sagen, was er thut, fast, was er denkt. Des Abends gibt sein Licht uns Nachricht, ob er wacht oder schläft; des Morgens, wenn er sein Fenster öffnet, um Luft und Sonne einzuathmen, ist sein Gesicht das Erste, was uns begegnet. Wir hören sein Weinen und Lachen, wir lernen die Melodieen, die er singt; wir kennen seine Kleidung, seine Stimme, seinen Schritt, wenn er geht; wir haben ihn in Schlafrock und Pantoffeln gesehen, wir haben mit ihm gelebt, über die Straße hinüber; es ist ein Vertrauter, mit dem wir geisprochen haben. Unter den verschiedenartigsten Wesen bemerkt man, daß diese stumme Vertraulichkeit und diese Gegenseitigkeit der Beobachtungen ein Band des Interesses und der Zuneigung bildet. Aber wenn diese Gemeinschaft der Handlungen bei zwei Wesen, die fähig sind, sich zu verstehen, vorkommt; wenn der Blick, welchen man aus dem Fenster wirft, einem andern begegnet, der zu reden scheint; wenn die Stimme, die gegenüber singt, das Echo derer ist, die in der Tiefe unserer Brust singt; wenn nur eine Straße zwischen zwei Seelen, die sich zu einander hingezogen fühlen: o, dann wird die Nachbarschaft mächtig und gefährlich, dann eilen geheimnißvolle Ketten von einem Fenster zum andern, um zwei für einander geschaffene Wesen zu nähern; dann vereinigen sich die gegenseitigen Träume, verbinden sich instinktmäßig, und zwei Herzen machen, trotz des Zwischenraumes, der sie trennt, Einen Haushalt aus.

Vielleicht war es so mit Anna und ihrem jungen Nachbar gewesen. Sie wenigstens hatte sich ganz der Neuheit dieses berauschenden Gefühles überlassen. Sie hatte in dieser reizenden und geheimnißvollen Beziehung, die zwischen ihr und Eduard sich festsetzte, eine beständige Nahrung für ihre einsamen Stunden gefunden; sie wußte seinen Namen, da sie ihn von seinen Freunden hatte nennen hören, und sie sprach sogar diesen Namen aus, sie liebte Alle, die so hießen. Oft saß sie hinter den Gardinen und betrachtete verstohlen den jungen Mann, wenn er arbeitete; ganz leise rief sie dann: Eduard! sie nannte ihn Du, sie wiederholte jene reizenden Kleinigkeiten die sie ganz selig machten; sie sprach zu ihm: Was für sanfte Blicke hast Du, Eduard, wie sind Deine Haare so schön, wenn sie so geschieitelt sind; wie ist Dein Lächeln so leicht und gut! Und Eduard antwortete ihr: Wie bist Du so hübsch mit Deinem kleinen Tüllhäubchen, wie weiß und niedlich sind Deine Hände! Wie liebe ich Dich, Schwesterchen Anne! .... Und das junge Mädchen ward gerührt, als wenn sie die Stimme Eduards wirklich gehört hätte. Des Abends blieb sie hinter ihren Gardinen halb wach, betrachtete das Licht, welches in der Fensterbrüstung des jungen Studenten brannte, und sprach bei seinem Erlöschen: Gute Nacht, Eduard! Und sie schien dann eine Stimme neben sich flüstern zu hören: Gute Nacht, Anna! — Diese reizenden Kindereien genügten, um sie glücklich, beschäftigt zu machen.

Eduard hatte die niedliche Näherin ebenfalls bemerkt, er sah sie so gern am Fenster nähend oder stridend, so nett geputzt; er freute sich, wenn sie einen Faden mit ihren weißen kleinen Zähnen abbiß, wenn sie mit der Spitze ihrer Nähnadel eine Fliege, die sich auf ihre Stirn gesetzt, verjagte oder zuweilen nachdenkend ihren elfenbeinernen Fingerhut auf die Spitze ihrer Scheere steckte. Er hörte sie so gerne halblaut einige leichte Melodieen einer Opér singen, welche ihr die Drehorgel eines Spielmanns oder die Violine eines Blinden gelehrt hatte; dann nahm er seine Flöte und begleitete gedämpft die Arie, welche sie murmelte; und Anna, zitternd, roth bis an die Stirne, wagte nicht die Augen aufzuschlagen, blieb stumm in diesem Entzücken; denn sie sah, daß der junge Mann sie gehört und verstanden hatte.

3. Die Bekanntschaft.

Schon über einen Monat hatte dieser stille Rapport von Fenster zu Fenster zwischen der jungen Näherin und Eduard statt und war sogar von der Welt bemerkt worden. Eines Tages hatte Fontaine beobachtet, wie Anna ihre Blumen begoß und einen verstohlenen Blick herüberwarf; er wandte sich rasch gegen Eduard und sagte: „Du solltest Deine Wohnung verändern, mein Lieber; ich glaube die Luft sagt Dir hier nicht zu."

„Und weßhalb? Ich habe mich nie besser befunden."

„Höre," sagte Fontaine, und zeigte auf das Fenster der jungen Näherin, „der betäubende Geruch der Blumen da drüben ist gefährlich."

„Ich weiß nicht, was Du damit sagen willst."

Fontaine schüttelte den Kopf und es blieb beim Alten.

Aber noch ein Anderer hatte die Handlungen Anna's bemerkt und endlich Verdacht geschöpft; nämlich Bastian, der seit der letzten Unterredung nicht wieder zu ihr zurückgekehrt war, aber sie unaufhörlich beobachtet hatte. Er hatte zuletzt im Vorbeigehen die verstohlenen Blicke, welche die jungen Leute sich zuwarfen, bemerkt, und dies mußte einen Argwohn noch mehr bestätigen. Die Leute aus dem Volke sind gewöhnt, daß man ihre Unwissenheit verspottet, daher gemeinhin mißtrauisch, und gehen mit einer seltsamen Schnelligkeit vom Argwohn zur Ueberzeugung über. Es genügt ihnen, aus einer Bemerkung tausend andere Schlüsse zu ziehen. So zweifelte Bastian durchaus nicht, daß zwischen Anna und Eduard ein Liebesverhältniß existirte. So plump er auch war, so beleidigte ihn diese Entdeckung aufs höchste; ein Mann von Welt hätte seinen Unwillen verborgen, listig seine Rache und das Verderben Derer, die ihn entehrt hatten, vorbereitet, lange Zeit seinen Plan überlegt; aber der Maurer Bastian hatte weder so viel Zartheit, noch so viel Schlauheit; seine Sprache war wie seine Faust, brutal, pochend, nachdem er diese Entdeckung gemacht hatte. Er erzählte überall, Anna sey die Geliebte Eduards, und man glaubte ihm, weil man gern und leicht an die Laster Anderer glaubt, gleichsam als eine Entschuldigung der eigenen Unwürdigkeit oder als eine indirekte Lobrede auf die eigenen Tugenden. Zwar erhoben sich einige Stimmen zur Vertheidigung Anna's; aber die Frauen lächelten ironisch, denn Anna war schön; und wie sollte man auch an die Tugend einer Grisette glauben, welche sich herausnimmt, schön zu sein? Muß ihr nicht dieses Geschenk Gottes gefährlich sein? Ist es nicht ein Vorzug? Und sind nicht alle Vorzüge ein Laster in unserm Jahrhundert?

Unterdessen wußte das arme junge Mädchen noch nichts von dem Gerüchte, welches seinen Ruf untergrub. Eingeschlossen in ihrem neuen Gefühle, wußte Anna nichts von Dem, was draußen vorging. Ihr kleines Zimmer war ihre Welt, ihr Spinnengewebe geworden. Sie erhielt keine Kenntniß von der Außenwelt, als durch den Rückprall, der dort ertönte. Sie hatte ihre Seele in ihre Liebe eingehüllt, wie in eine Puppe, bereit, diese Hülle zu zerbrechen, wenn die Sonne des Glückes sie zum Leben erweckte, um strahlend und trunken zum

Digitized by Google

Himmel emporzuflehen. Bald gaben die Umstände ihrer noch keimenden Liebe neue Nahrung. Madame Bottin, bei der Eduard wohnte, nahm zwei Nichten, deren Mutter gestorben war, zu sich, die keine anderen Verwandten in der Welt hatten, als ihre Tante. Madame Bottin war eine prächtige Frau, lustig, nachsichtig, ohne Argwohn; eine Frau in den Sechzigen, die jedoch Niemand um seine achtzehnjährige Jugend beneidete. Sie suchte ihren Nichten Zerstreuung zu verschaffen und veranstaltete deshalb alle Sonntage in ihrem Hause ein kleines Lottospiel. Die Hausbewohner, sowie einige Nachbarinnen, unter denen sich auch Anna befand, wurden dazu eingeladen. Madame Bottin hatte zwar über Letztere einige Gerüchte vernommen, aber sie hatte zu viel Erfahrung, um zu wissen, mit welcher Leichtgläubigkeit man ähnlichen Gerüchten Glauben schenkt; und sie liebte auch die junge Nästerin, weil sie so sanft und höflich war. Hatte sie Anna um Feuer gebeten oder ihre Lampe dort angesteckt, so hatte Anna ihr in der Regel einen Feuerbrand gegeben und ihr bis an's Ende der Treppe geleuchtet. Nie hatte sie geniest, ohne daß ihr Anna Gesundheit gewünscht hatte. Selbst Sonntag Morgens hatte Anna, wenn sie vor ihrer Thür gekehrt und gefegt hatte, auch vor dem Hause der Mutter Bottin die Straße gereinigt, und solche Dienste vergessen alte Frauen nie. Anna ward also auch zum Lottospiel eingeladen. Sie wußte nicht, daß Eduard da war; aber allein der Gedanke, einen Abend unter demselben Dache mit ihm zuzubringen, machte sie toll vor Freude. Vielleicht begegnete sie ihm auf der Treppe, vielleicht kam er einen Augenblick in das Zimmer der Madame Bottin, um dort beim Weggehen seinen Schlüssel abzugeben.

Das arme junge Mädchen dachte den Tag über an nichts Anderes. Aber wie ward ihr erst, als sie eintrat, als sie Eduard beim Feuerherde sitzen und mit Madame Bottin sprechen sah? Sie zitterte, erröthete, stotterte so sehr, daß die gute Frau Mitleid hatte und sie neben sich sitzen ließ, als das Spiel begann.

Ich will nicht beschreiben, wie berauscht Anna diesen Abend war. Wer hat nicht etwas Aehnliches schon im Leben empfunden? Wer hat es nicht entzückend gefunden, nach Beendigung der Vorstellungen um Pfänder zu spielen, Charaden und Lottospiele zu treiben, wenn man dann die Ersehnte seines Herzens trifft? O, in diesem Alter liegt so viel Poesie in solchen Kleinigkeiten, daß Herz ist bei diesem Glücke so leicht und so reich. Man lernt die Liebe und das Leben kennen. Ein Blick, ein Wort, ein Kuß, zur Strafe geraubt, — das sind Stoffe, über die man acht Tage nachdenken kann. Glückliche Zeit der empfindsamen Späße, wo man seine Geliebte „Fräulein" nennt, wo man gern mit ihr allein ist, um mit ihr von der schönen Zukunft reden zu können! Eduard sand den ersten verflossenen Abend auch reizend. Anna erneuerte ihn oft, und jedes Mal fesselte ein neues Band die Herzen der beiden jungen Leute. Sie hatten sich noch nicht gesagt, daß sie sich liebten; aber Beide waren dessen gewiß. Eines Tages, als man „Lästerstübchens" spielte, saß Anna auf dem Stuhle, um denjenigen zu errathen, welcher ihr die größte Schmeichelei oder den empfindlichsten Tadel ertheilt hatte. Der Augenblick kam, wo die eine Nichte der Madame Bottin, an welcher die Reihe gewesen war, die Aeußerungen der Mitspielenden über Anna zu sammeln, ihr dieselben wiederholen mußte, um sie deren Urheber errathen zu lassen. — „Liebe Anna," hub Liselle an, „man hat mir gesagt: Sie seyen hübsch . . ." — Das arme Kind erröthete. — „Sie seyen liebenswürdig!" . . . — Anna kam ganz aus der Fassung. — „Sie seyen ein Engel! . . . — „Ein Engel?" flüsterte Anna fast erschrocken und schlug ihr thränenfeuchtes Auge zu Eduard auf. Sie sah, daß seine Lippen ebenfalls „ein Engel" flüsterten, und ein namenloses Entzücken zog durch ihre Seele; aber sie war allzu bewegt, um sagen zu können, daß sie errathen habe, nur Eduard könne sie einen Engel genannt haben. — Sie mußte auf dem Lästerstühlchen sitzen bleiben.

Eine halbe Stunde später erschienen vier junge Leute vor Madame Bottin's Hausthüre und einer von ihnen ließ Eduard herausrufen. „Bitte kommen Sie herunter und bringen Sie auch Ihre Pistolen mit," sagte der Fremde barsch zu Eduard.

Fontaine war auch unter den vier jungen Leuten; er wandte sich an einen derselben, dessen Gesicht eine verbissene Wuth verrieth. „Sie bestehen also darauf, sich mit meinem Freunde Eduard zu schlagen, mein Herr?" fragte ihn Fontaine.

„Ja, mein Herr," erwiderte der Andere barsch; „ich will sein Blut haben oder er das meinige!"

„Pfui, das ist eine rauhste Aeußerung!" sagte Fontaine.

„Herrrr, wollen Sie mich beleidigen?"

„Mit Nichten, Herr Lefort, wozu auch? Ich würde mich doch nicht mit Ihnen schlagen."

„Und warum nicht, Herr Fontaine?"

„Weil ich mein eigenes Leben für werthvoller erachte, als das Ihrige," erwiderte Fontaine mit Würde. „Das meinige ist einer nützlichen Thätigkeit geweiht, Sie aber sind nur ein Bramarbas, ein Raufer, ein gemeinschädlicher Mensch!"

„Herrrr, Sie werden mir dafür Rechenschaft geben!" . . . wollte Lefort auf.

„Keineswegs, ich schlage mich mit keinem Duellanten von Profession!" versetzte Fontaine mit edlem Muthe. „Ich habe Ihnen schon gesagt, was ich von Ihnen halte, und ich trotze Ihrer Rache. Sie sind trotz Ihrer prahlerischen Renommisterei doch ein Feigling, ein Elender. Sie haben schon in drei oder vier Familien Verzweiflung gebracht, indem Sie Männer tödteten, die mehr werth waren, als sie. Eduard kann Ihnen heute unterliegen; aber ich sage Ihnen nur ein Wort: wenn Eduard stirbt, so tödte ich Sie, verstehen Sie mich? Nicht im Duell, sondern wie man einen tollen Hund todtschlägt, mit meinen beiden Händen, die stark genug sind, Sie zu erwürgen."

In diesem Augenblicke stand Eduard auf der Straße. Der Duellant wollte von Neuem anfangen.

„Schweigen Sie!" sagte Fontaine ernst; „sprechen Sie nicht so laut, daß die Leute sich umdrehen und sehen, daß wir beisammen sind; ich möchte nicht, daß man mich mit dem Henker spazieren gehen sähe." — Man hörte noch in der Ferne einige Stimmen, und die vier jungen Leute verschwanden. —

Ein schwaches Geräusch drang um dieselbe Zeit aus einem Fenster: ein junges Mädchen war mit dem Gesichte auf die Erde, in ihre Kniee gesunken.

Anna hatte Alles gehört. Anfangs verfiel sie in Stumpfheit, dann in Kraftlosigkeit, ohne ein anderes Gefühl, als das eines wilden Schmerzes, darauf war sie fieberhaft bewegt; das junge Mädchen lief in der Stube herum, schrie, weinte und rief Eduard. Nachdem sie endlich Herr über sich geworden, nahm sie ihren Shawl, eilte schnell nach der Brester Vorstadt, dem Anscheine nach ruhig, rechts und links grüßend, bis sie zu den Anhöhen von Saint-Cyr kam. Hier erwürgen sich in der Regel die vornehmen Leute, in einem verödeten Steinbruch in der Nähe des Klosters der Reuerinnen. Die Duelle finden gewöhnlich des Morgens oder Abends statt zu einer Stunde, wo man die Gesänge der Nonnen und die Beglocke hört, sanfte Harmonieen für das Ohr eines Menschen, der sterben will.

Es war sechs Uhr Abends. Anna hörte die traurigen und frommen Gesänge aus dem einsamen Kloster sich erheben. Sie glaubte das Todtenamt für Eduard zu hören.

Endlich hatte sie die Hügel erreicht, sie stellte sich auf die Spitze des Steinbruches, sie senkte ihr Auge bis zur Tiefe hinab, niemand! — Dort konnteck sie nicht hingegangen seyn. Alle Kräfte verließen sie, sie fiel auf den Rasen und weinte bitterlich.

Lange Zeit blieb sie so, sie lag in einer halben Ohnmacht, die sie aller Kräfte beraubte. Als sie wieder zu sich kam, wollte sie aufstehen, nach dem Golgathaplatze zurückkehren, um dort sich nach Eduard zu erkundigen. Das Gehen belebte ihr Blut wieder, das Fieber kam zurück; sie lief unaufhaltsam bis zum Hause der Madame Bottin: Eduards Fenster war offen, er war noch nicht zurückgekehrt! — Anna ging in ihr

Digitized by Google

Der Savoyarde. (Text auf S. 239.)

Dachstübchen und setzte sich an's Fenster; dort blieb sie in einer Angst, als wenn sie zum Tode geführt werden sollte.

Es schlug neun Uhr auf der Peterskirche; Edward war noch nicht zurück. O, wie oft senkte Anna in dieser schrecklichen Ungewißheit den Kopf, indem sie aus der Ferne her das Geräusch von Schritten und Stimmen mehrer Personen zu erkennen glaubte. Das Geräusch kam näher, ging vorbei; doch er war es nicht.

Es schlug zehn Uhr; Anna ging vom Fenster weg, wo sie es nicht länger aushalten konnte, und wankte auf die Straße hinab. Sie setzte sich auf einen Stein, der vor dem Hause der Madame Bottin lag. Bald

Digitized by Google

unterschied sie den Gang zweier Männer, die näher kamen; sie blieben in einiger Entfernung stehen, schienen einander Lebewohl zu sagen, und der Eine kam immer näher zu Anna herangegangen. Sie stand auf, streckte ihre Arme aus .... Plötzlich stieß sie ein Geschrei aus und stürzte sich in die Arme eines jungen Mannes, der vor ihr stehen blieb; es war Eduard.

„Sie hier, Fräulein Anna? Aber wie ist Ihnen denn? mein Gott, Sie zittern, sie sind bleich. Um's Himmels willen, was fehlt Ihnen?"

„Er ist es! Mein Gott, er ist nicht getödtet! Er ist's, er ist wieder da!" stammelte Anna jubelnd, drückte die beiden Hände des jungen Studenten, küßte sie und bedeckte sie mit ihren Thränen.

„Wie, meinetwegen? Sie wußten, daß ich mich schlagen wollte?"

„Ich hatte es von meinem Fenster aus gehört. Ich ging nach den Hügeln von Saint-Cyr, um Sie aufzusuchen!"

„Engel des Himmels!" rief der junge Mann, und drückte sie an seine Brust.

„Und Sie haben kein Unglück gehabt?" wiederholte Anna. „O, mein Gott, sehen Sie mich an! er ist nicht bleich! Eduard, wie habe ich gelitten!"

„Anna, ist es möglich? Und Du liebst mich also?"

„Mein Gott, ob ich Dich liebe!" Und das arme Kind warf sich leidenschaftlich an seinen Hals.

Eduard hatte den Kopf ganz verloren und drückte tausend Küsse auf ihre Lippen.

Dem Geständniß der ersten Liebe Anna's folgten leider bald Vertraulichkeiten und Zugeständnisse, wie sie sich mit der Ehre und Tugend eines jungen Mädchens nicht vertragen. Sie war bald so weit, daß sie ganze Stunden und halbe Tage auf seinem Zimmer zubrachte; Stunden, durch welche das Glück ihres Lebens untergraben und ihr eine traurige, von Reue und Schmerz gequälte Zukunft bereitet wurde. Eines Tages sah sie aus Eduards Zimmer nach dem Fenster des ihrigen hinüber, auf dessen Brüstung mehrere duftende Rosenstöcke standen, sie zeigte sie stillschweigend Eduard.

„Was hast Du, meine Anna, mein Engel?"

„Ich denke an mein Dachstübchen, Eduard, aus dem ich so unglücklich herausging, und wohin ich jetzt zurückkehren werde...."

Sie hielt inne.

„So glücklich, nicht wahr, o sage so glücklich!"

„Ja, Eduard, so glücklich. Und dennoch, wohin soll unsere Liebe führen? O, begreift Du wohl, welche Verachtung ich erleiden werde?"

„Und wer sollte es denn erraten, meine Heißgeliebte?"

„Niemand, hoffe ich, niemand; mein Gott! Wenn jemand es wüßte, dann wäre ich verloren."

„Und man weiß es," rief eine rohe Stimme, die in's Fenster kam.

Anna und Eduard schrieen auf und erhoben sich zugleich. Es war ein Maurer, dessen Kopf sich am Fenster zeigte.

„Bastian!" rief das junge Mädchen, und fiel ohnmächtig auf ihren Stuhl.

„Und woher kommt dieser Mensch?" rief Eduard und eilte an's Fenster; „wer hat Euch erlaubt zu horchen?"

„Wer es mir erlaubt hat?" rief Bastian; — „na, wahrscheinlich der Eigenthümer, ich bin hierher gekommen, um das Haus zu vertünchen, und habe diesen Morgen dabei angefangen. Wenn Sie Damen bei sich haben, mein Herr, so sollten Sie wenigstens das Fenster zumachen; denn ein Maurer ist wie ein Vogel, er sieht in alle Etagen hinein."

„Bastian! o mein Gott, Bastian!" wiederholte Anna.

Der Handwerker grinste und pfiff wahrhaft teuflisch; aber er schwieg. — „Jetzt begreife ich, weshalb die Prinzeß die Stolze gegen mich machte," hub er nach einer Weile wieder an; „ein einfacher Maurer, der einen Kittel trägt, wenn man einen so schön gekleideten Herrn bekommen kann. Na, der Tausch gefällt mir!"

Anna rang in Verzweiflung ihre Hände.

„Höre auf, Elender, du tödtest sie!" rief Eduard.

„Ei, wir wissen, was Freudenthränen zu bedeuten haben."

„Hören Sie," sprach Eduard mit zitternder Stimme, „reden Sie nie ein Wort von dem, was Sie gesehen haben; hier, nehmen Sie, versprechen Sie mir, dieses junge Mädchen nicht zu kränken!"

„Behalten Sie Ihr Geld, ich will die Freiheit haben, zu sagen, wie's mir gefällt."

„Dann möge Gott Dich strafen, Schurke, wenn Du Dein Wissen mißbrauchst!"

„Selbst ein Schurke, verstehen Sie mich? Ich werde thun, was ich will."

Bastian ließ fluchend das Seil, an dem er sich emporgewunden hatte, herabgleiten und verschwand.

4. In Chambres garnies.

Tags darauf wurde Anna von Jedermann gemieden; die Leute, die ihr sonst gewöhnlich Arbeit verschafft hatten, blieben aus Achtung für die Moral aus, und der Eigenthümer des Hauses, wo sie wohnte, befahl ihr, sich eine andere Wohnung zu suchen, da er nur rechtliche Leute bei sich haben wollte.

Der Hauseigenthümer war ein Pfandleiher und seit der Restauration Frömmler geworden. Zuletzt hatte das arme Mädchen, von Jedermann verstoßen, so wenig zu thun, daß sie zu ihm zog, und sich so in ihre Schande wie in ihre Zuflucht hüllte. Sie lebte mit Eduard zusammen.

Anna wurde durch den Umgang mit Eduard verständiger, gefühlvoller. Als eine Tochter des Volkes, plötzlich in die schmeichelnde Vertraulichkeit eingeweiht, die sich nur bei einer glücklicheren Klasse Menschen findet, ward ihr Herz in dieser neuen Luft sanfter; und während ihre unbeschäftigten Hände spröder, weißer und zärter wurden, ward ihre arme Seele der Hülle, womit die Gewohnheit der Arbeit und Mühe sie umgeben, beraubt. Die Haut ihres Herzens wurde wie die ihres Körpers durch einen rohen Schlag leicht zum Schmerze gereizt; so war sie ohne Kraft und Stärke in den Tagen des Schmerzes.

Diese blieben nicht mehr lange aus. Nach einigen Monaten erkaltete Eduards Leidenschaft. Tausend kleine Unannehmlichkeiten, die er im Anfange der glücklichen Liebe nicht beachtet hatte, fingen jetzt an, ihm fühlbar zu werden. Man wußte, daß er mit einem jungen Mädchen zusammen lebte, und Gott weiß, ob das nicht in einer so moralischen Stadt wie Rennes Scandal verursachte, wo die verheiratheten Frauen allein das Recht haben, Liebhaber zu besitzen. Die jungen Mädchen sprachen aus Scham nicht von ihm, und die Mütter ließen es an ironischen Anspielungen nicht fehlen. Sogar seine Freunde machten ihm über das Aufsehen, das er verursachte, Vorstellungen, und drangen in ihn, Anna fortzuschicken, die jetzt entliebt, verachtet war, die nur für und durch ihn lebte. Eduard ward dieser Widersprüche wegen traurig.

Zu diesem Kummer der Eigenliebe kamen noch pecuniäre Verlegenheiten. Er mußte an Sparsamkeit denken, seine kostspieligen Ausgaben einschränken, und zum Ersatz für so große Opfer, was hatte er? eine Geliebte, zu welcher er sich nicht bekennen durfte, die er nirgends vorstellen konnte, die er, wenn ihn jemand besuchte, erröthend aus dem Zimmer gehen ließ; mit der er nur des Abends dem Kanale entlang spazieren zu gehen wagte, aus Furcht, daß man ihn erkennen möchte. Eduard war nicht schlecht, aber er war ein Mann seines Zeitalters, nach dem Muster der Gewohnheiten der gegenwärtigen Gesellschaft gebildet. Die Umstände, das augenblickliche Erwachen heftiger Leidenschaften hatten ihn wider seinen Willen aus dem gewöhnlichen Leben geworfen; aber in seiner jetzigen Lage war er ganz unbesonnen. Während er die Nadelstiche, die ihn von allen Seiten ritzten, fühlte, fehlte es ihm an Herz, und er vermißte die Vergangenheit; er beneidete die Tanz- und Abendvergnügungen, die reizenden Zuvorkommenheiten der jungen Damen, die Duette am Klaviere,

Digitized by Google

die Lektüre im Salon; kleine Triumphe der Eitelkeit, die jetzt für ihn vorbei waren.

Und was that Anna in dieser Zeit? Sie beklagte ohne Zweifel ihrerseits die ehemalige sanfte Ruhe, die Liebe, die Achtung ihrer Nachbarinnen, die schönen Promenaden des Sonntags mit ihren Freundinnen; ohne Zweifel bereinte sie ihren entehrten Namen.

Indessen ward die Familie des jungen Studenten von seiner Aufführung und seinem schlechten Lebenswandel benachrichtigt. Seine Mutter hatte ihm schon mehre Briefe voll Vorwürfe und Drohungen geschrieben. Eduard wußte nicht, was er schreiben sollte und hatte sie unbeantwortet gelassen.

Eines Morgens, als er ausgegangen war und Anna im Hintergrunde des Zimmers arbeitete (ihr Freund hatte ihr verboten, sich am Fenster zu zeigen), wurde die Thür heftig aufgerissen, und eine Dame im Reisanzuge trat herein.

Anna stand erstaunt und verwirrt auf.

Die alte Dame betrachtete sie aufmerksam. „Wohnt hier nicht Herr Eduard Saintval?"

„Ja, Madame."

„Ich bin also in seinem Zimmer?"

„Ja?"

„Und wie sind Sie hierher gekommen?"

„Ich?"

„Wer sind Sie denn?"

„Madame, ich bin . . ." Thränen erstickten die Stimme des armen Mädchens, und sein Gesicht ward ganz roth.

„Nun?" fragte mit einem kaltblütigen bittern Tone die alte Dame, die sich gesetzt hatte. Anna weinte und antwortete nicht. „Sie sind seine Geliebte, nicht wahr? Man hat mich also nicht getäuscht." Die alte Dame stand auf. „Und ich, ich bin seine Mutter."

„Sie? mein Gott!"

„Ja, ich selbst. Man erwartete mich nicht, glaube ich. Und wo ist mein Sohn? Antworten Sie mir."

„Eduard ist ausgegangen."

„Wohin?"

„In das Collegium."

„Schon gut, dann wollen wir, bevor er zurückkehrt, unsere Sache beenden. Sie begreifen ohne Zweifel, weßhalb ich gekommen bin? Freunde haben mir die schlechte Aufführung meines Sohnes mitgetheilt. Mehre Male habe ich ihm geschrieben, ohne daß er geantwortet hat; endlich entschloß ich mich, selbst zu kommen, um diesem Scandal ein Ende zu machen. Hören Sie, ich will Ihnen keine Vorwürfe machen, bei Frauen Ihrer Art würde das verlorene Mühe sein; aber ich verlange, daß Sie meinen Sohn auf der Stelle verlassen, und da ich den Lärm verabscheue, auch jede schmutzige Erörterung vermeiden will, so haben Sie hier eine Banknote über 300 Franks; damit ist Alles abgemacht, und nun machen Sie, daß Sie fort kommen. Verstehen Sie mich? nun, haben Sie mich nicht verstanden?"

Anna blieb ohne Bewegung, die Augen weit offen, die beiden Hände herabhängend. Die Dame ergriff sie barsch am Arme. „Machen Sie ein Ende. Sie haben mich verstanden, nicht wahr? Ich verlange, daß Sie dieses Zimmer vor der Rückkehr meines Sohnes verlassen."

„Gnade!" rief das junge Mädchen, und fiel auf ihre Kniee; „Gnade, um Gottes willen!"

„Schon gut, solche Auftritte liebe ich nicht. Nöthigen Sie mich nicht, Gewaltmittel zu gebrauchen, um Sie aus dem Hause zu schaffen."

„Im Namen des Himmels, treiben Sie mich nicht fort, lassen Sie mich ihn noch einmal sehen!"

„Um ihn zu verführen, um ihn zum Ungehorsam zu verleiten?"

„O, nein, mein Gott, nein! Um ihm Lebewohl zu sagen, um ihn zu umarmen. Wenn Sie wüßten, wie ich ihn liebe! Ich habe mich für Eduard verloren gegeben, ich habe ihm Alles geopfert."

„Boh, die Ehre einer Näherin ist nicht weit her. Und ohne Zweifel war es nicht das erste Mal, daß Sie ein solches Opfer brachten."

„O, reden Sie nicht so, im Namen des Himmels! Ich war rein, glauben Sie mir. Fragen Sie Alle, die mich kennen! Aber sehen Sie mich doch nur an. Sehe ich denn wie ein gemeines Mädchen aus? Wenn Sie wüßten, wie ich leide, wie sehr ich ihn liebe! Seine Frau könnte ihn nicht mehr lieben, könnte ihm nicht treuer sein. Fragen Sie in dem Hause nach. Ich sehe nur ihn, ich spreche nur mit ihm, ich öffne nicht einmal das Fenster, da er es mir verboten hat. Im Namen des Himmels, entreißen Sie ihn mir nicht!"

„Sie sind toll!"

„O nein; aber Eduard ist mein Leben, meine Seele. Wenn Sie ihn mir nehmen, so tödten Sie mich. Ich bin gewohnt, ihn zu sehen, seine Stimme zu hören. Erlauben Sie mir, als seine Dienerin bei ihm zu bleiben, unter welchem Namen es auch sein mag; wenn ich ihn nur sehen kann! mein Gott, auf den Knieen, mit gefalteten Händen flehe ich Sie darum!"

„Sein Sie nicht so aufgeregt," sagte die alte Dame in einem sanfteren Ton; „es ist möglich, daß Sie nicht so strafbar sind, wie es scheint, aber das thut nichts. Ich bin gekommen, um dem schlechten Betragen meines Sohnes ein Ende zu machen. Morgen reise ich mit ihm ab, also ergeben Sie sich darein, ihn nicht wieder zu sehen und ihn zu vergessen."

„Das ist unmöglich, er sollte abreisen und ich hier bleiben? dann würde ich wahnsinnig."

Anna erhob sich im Uebermaße ihres Schmerzes. Noch ein Mal versuchte sie alle Mittel, um die unbarmherzige Frau von der Reinheit ihres Herzens und von ihrer innigen Liebe zu Eduard zu überzeugen. Vergebens! Die strenge Mutter blieb ungerührt. — „Nehmen Sie diese Banknote und machen Sie ein Ende," sagte sie.

Anna nahm die Banknote, zerriß sie und kehrte zu dem Stuhle, den sie bei der Ankunft der Madame Saintval eingenommen, zurück. „Wir wollen Ihren Sohn erwarten, wir sind bei ihm," sprach sie ruhig und setzte sich.

Die Mutter Eduards suchte vergeblich ihr Stillschweigen zu brechen; doch konnte sie kein Wort aus ihr herausbringen. Während ging sie zur Thür. „Leben Sie wohl, ich will seine Rückkehr erwarten; aber er soll nicht wieder in dies Zimmer kommen, Elende! Sie sollen ihn nicht wieder sehen!"

Anna machte keine Bewegung, verzog keine Miene, und die alte Dame verließ hastig das Zimmer.

Eduard Saintval war in seine Geburtsstadt zurückgekehrt. Seine Abreise war schwer zu bewerkstelligen gewesen, denn eine gewisse Scham vor sich selbst hielt ihn zurück. Er wollte Anna zuvor noch ein Mal sehen; aber Madame Saintval war eine Frau, die auf ihrem Kopfe bestand, eine von denen, die ihre Gatten während ihres Lebens beherrschen, die Geschäfte nach deren Tode fortsetzen, ihre Töchter in reiferem Alter mit einem guten Ehecontracte verheirathen und ihren Söhnen nur mit einer schönen Mitgift zu lieben erlauben. Uebrigens rechtlich und billig, erhielt sie ihre Angelegenheiten in Ordnung, ohne daß sie sich je, dem Worte „Gefühl" Rechenschaft abgelegt hätte. Eduard mußte natürlich einer solchen Mutter nachgeben; vielleicht hatte er bei diesem Kampfe mehr Gewissensbisse, als wahren Schmerz gefühlt. Er schrieb Anna einen Abschiedsbrief, der voll edler Gefühle war, und worin er sich allein als das Schlachtopfer darstellte. Er legte einen Wechsel hinein, als Ersatz für seine Liebe, und reiste mit seiner Mutter ab, innig überzeugt, daß er als ein Mann von Herz gehandelt habe. In seiner Familie angelangt, suchte man ihn allerseits zu zerstreuen. Bei seinen Bekannten wurden Mittagessen gegeben, nach denen man Duette bei der Guitarre sang, Abendgesellschaften, wo man Confitüren und Wein herum reichte. Dann kamen die Landpartieen und andere Vergnügungen, welche den Aufenthalt in kleinen Städten so angenehm machen. Eduard

Digitized by Google

konnte so vielen Versuchungen nicht widerstehen, seine Heiterkeit stellte sich wieder ein, und so verflossen die Ferien.

5. Im Hospital.

In einem Saale des städtischen Hospitales zu Rennes standen zwei Männer vor dem Bette einer Kranken, die in Schlaf versunken zu sein schien. Der Eine von ihnen war Arzt, der Andere ein Student.

„Nun, Herr Fontaine," sagte der Erstere, „ist dieses junge Mädchen noch immer in demselben Zustande?"

„Ja, mein Herr."

„Schweiß, kurzes Athemholen, die Backenknochen geröthet, nicht wahr?"

„So ist es, Herr Professor."

„Das habe ich voraus gesehen," versetzte der Doctor mit einer Miene ruhiger Genugthuung und nahm eine Prise Tabak; „ich bin nur noch nicht gewiß, ob die Leber angegriffen ist; das müssen wir beobachten, Fontaine. Dieses junge Mädchen wird vielleicht den Tag nicht mehr überleben."

Fontaine ließ den Kopf sinken, und eine Thräne rollte über seine Wangen.

„Es ist sehr wichtig, verstehen Sie, denn ich behandle in diesem Augenblick drei Damen, die an denselben Krankheiten leiden, worunter auch die Frau des General-Advocaten. Es ist mir lieb, daß das junge Mädchen hierher gekommen ist; die Section wird mir für spätere Behandlungen von Nutzen sein." Der Doctor entfernte sich und ging an ein anderes Bett.

Nach einigen Minuten schien die Kranke wieder zu erwachen, und schlug die Augen erschlafft und trübe auf. In demselben Augenblick näherte sich der Student. „Nun, Anna, wie befinden Sie sich jetzt?" fragte er sie.

„Besser, viel besser, ich habe geschlafen; aber ich bin noch so schwach .... die Zeit wird mir lang; Herr Fontaine, soll ich denn meinen Sohn nicht sehen?"

Der junge Mann bebte. „Später, Anna; dieser Anblick würde Sie jetzt allzusehr angreifen und Ihre Heilung verzögern."

„Ist denn mein Sohn wohl?"

„Sehr wohl, Anna," antwortete Fontaine leise. Seit drei Tagen war das Kind todt.

Anna blieb einen Augenblick still, dann reichte sie Fontaine die Hand und sprach mit jenem rührenden Lächeln einer Kranken, bei dessen Traurigkeit einem das Herz zerspringen möchte: „Wie gut sind Sie für mich, Herr Fontaine! Was wäre aus mir ohne Sie, der Sie mir Muth einflößten, geworden? Denn jetzt bin ich muthig. Ich fühle wohl, daß ich für meinen Sohn mich schonen muß. Ich will arbeiten, um ihn zu erziehen, will alle Erniedrigungen, womit man mich überhäufen will, ertragen; ich will nöthigenfalls mit meinem kleinen Eduard in der Schürze betteln: aber er wird mich auch nicht verlassen. Ich danke dem Himmel, daß es ein Knabe ist; die Knaben sind glücklicher in dieser Welt; wenn sie arm geboren werden, so können sie durch Arbeit reich werden. O, ich hätte auch gern ein Knabe sein mögen!" Sie schwieg einen Augenblick, legte ihre langen und hageren Hände kreuzweise über einander, und ließ zwei Thränen über ihre verwelkten Wangen gleiten.

Fontaine beugte sich über sie und flüsterte: „Liebe Anna, entferne diese traurigen Erinnerungen."

„Ja, ja, Sie haben Recht, es thut mir nicht gut, und dann, wenn man mich weinen sieht, verspotten mich die anderen Frauen im Saale. Das verursachte mir auch solchen Kummer. Als ich hierher kam, lachten alle Frauen, da sie mich klagen hörten; sie schalten mich eine Heuchlerin, und sagten, ich zeige nur deshalb Reue, um mich bei den barmherzigen Schwestern in ein gutes Licht zu setzen. Wie hart ist es, in einem solchen Saale mit jedermann zusammen sein zu müssen, seinen Kummer nicht verbergen, seinen Namen nicht aussprechen zu können! Wie sind doch die Reichen so glücklich, ein Zimmer für sich zu haben, um allein weinen und sterben zu können!"

Sie schwieg von neuem, und dies Mal schien sie einer Schlafrigkeit, welche die heftig Kranken oft plötzlich ergreift, zu unterliegen. Ihr Auge öffnete und schloß sich abwechselnd einige Minuten lang, dann schlief sie fest ein.

Der junge Mann verließ ihr Bett. Schon drei Monate schmachtete Anna im Hospitale und während dessen mich Fontaine fast nicht von ihrem Bette. Er hatte das junge Mädchen während seiner langwierigen Krankheit kennen gelernt, und für sie ein tiefes Gefühl des Mitleids empfunden. Seit einigen Tagen hatte er sich nur damit beschäftigt, so viel in seiner Macht stand, die letzten Augenblicke des jungen Mädchens zu verüßen. Der Zustand Anna's verschlimmerte sich in der That reißend schnell, wie das gewöhnlich am Ende einer tödlichen Krankheit geht. Gerade an den Abend des Tages, wo wir unsere Erzählung wieder angefangen, lag sie im Todeskampfe; aber sie behielt ihre Besinnung, und fühlte, daß sie sterben mußte. Sie verlangte nach Fontaine, der vermieden hatte, sich ihr zu nähern, um die letzten Augenblicke ihres Lebens nicht noch dadurch schrecklicher zu machen, daß er ihr den Tod ihres Kindes anzeigen mußte.

„Ich bin sehr krank, Herr Fontaine, ich muß sterben, das weiß ich. Ich habe Sie rufen lassen, um Ihnen meinen Sohn anzuempfehlen, — meinen Sohn, mein Gott!" flüsterte sie matt, und in diesem Augenblick begeisterte die mütterliche Liebe das wenige Leben, das noch in ihrem schwachen Körper war; die Sterbende richtete sich auf ihrem Kissen empor und ergriff die beiden Hände des jungen Mannes. „Bringen Sie mir meinen Sohn, ich will ihn noch ein Mal sehen."

„Anna, woran denken Sie denn?"

„Bringen Sie mir meinen Sohn, meine arme Waise. O, daß ich ihn allein auf der Welt lassen muß! Dieser Gedanke macht mir den Tod furchtbar."

„Ja," sagte Fontaine, „sein Schicksal würde hier auf der Erde ein unglückliches sein, könnten Sie ihn nur mit gen Himmel nehmen!"

„O, daß ich es könnte!" sprach die arme Mutter.

„Sie können es."

„Wie so?"

„Ihr Sohn ist todt."

„Todt, o Dank Dir, mein Gott!" Und ihre Augen schlossen sich; die Lippen der Sterbenden murmelten noch einige unverständliche Worte.

Fontaine trocknete seine Augen, die mit Thränen gefüllt waren, und beugte sich über die Sterbende. „Anna, hören Sie mich nicht?"

„Sie ist todt," sagte eine Stimme neben ihm. Es war die des Krankenwärters, welcher ein Tuch über den Kopf des Leichnams warf.

Kalt und theilnahmlos ging der Krankenwärter hinweg. Fontaine war in tiefe Trauer versunken. Ein aufrichtiges Mitgefühl und eine Thräne der Wehmuth widmete er dem Andenken eines Mädchens, welches eines besseren Loses werth gewesen wäre, und als ein beklagenswerthes Opfer unglücklicher und betrogener Liebe gefallen war.

Digitized by Google

Ein Lebensbild aus der Kapstadt.

(Mit Holzschnitt.)

Dem Fremden, welcher das Kap der Guten Hoffnung besucht, fällt nichts so sehr auf, als der eigenthümliche holländische Charakter, welchen sich die Kapstadt noch immer bewahrt hat, und die bunte Mannigfaltigkeit ihrer gemischten Bevölkerung. Von Beidem vermag nachstehender Holzschnitt einen recht anschaulichen Begriff zu geben, dessen Original von einer trefflichen Bleistiftskizze herrührt, welche ein deutscher Tourist während des Aufenthalts des französischen Kriegsschiffs La Dryade gemacht hat. Unser Zeichner schreibt: „Gestern langten einige französische Kriegsschiffe mit einer Abtheilung französischer Truppen, die nach Cochinchina bestimmt sind, hier auf der Rhede an, und eines der Schiffe bedarf einer Ausbesserung, weil es in den letzten Stürmen Havarie erlitten hat. Heute sind eine Menge französischer Offiziere auf den Straßen der Kapstadt zu sehen und machen die Physiognomie derselben noch bunter als sie ohnedem gewöhnlich schon ist. Französische Matrosen, Marine- und Linienssoldaten durchziehen die Straßen und betrachten sich verwundert dieses für sie so neue Leben bei den Antipoden, die felsfamen kleinen holländischen Häuser mit ihrem reinlichen Anstrich und ihren verschnörkelten Giebeln, mit dem unvermeidlichen Stoep (sprich Stup = Stufe) vor jeder Hausthüre, mit den heruntergelassenen Marquisen und Gardinen an den blanken Fensterscheiben, — schon dieß ist so verschieden von Dem was wir an einer europäischen Stadt oder Straße zu sehen gewöhnt sind. Aber mit was für Augen betrachten sich diese Franzosen erst die unterschiedlichen Menschenkinder, welche diese Straßen beleben! Da sind zunächst die indischen Kulies, mit tiefschwarzer, wie von Tellarbé glänzender Haut, die aufgeregt hin und her rennen oder unter lebhaften Geberden mit einander plaudern; da sind in allen Stellungen, in allen Verrichtungen des täglichen Lebens Kaffern und Hottentotten, Buschmänner und Malayen, die hier als Diener und Knechte, Tagelöhner und Lastträger arbeiten. Selbst die Chinesen in ihrer seltsamen Tracht fehlen nicht, denn sie sind als Köche und Gärtner gesucht. Da sind modisch geputzte Damen in allen möglichen Fuhrwerken zu sehen, deren Gespann unwandelbar ein stämmiger Schwarzer lenkt. Da sitzen gelbbraune Afrikaandelinnen, d. h. Abkömmlinge von Hottentotten und Europäern, unter ihren leichten Zeltdächern als Höckerinnen, dort aufgeputzte gelbe malayische

Der Platz vor dem Stadthause in der Kapstadt.

Schönheiten in den buntesten Stoffen von Baumwolle und Seide; dort behäbige dicke holländische Hausfrauen in soliden Hüten und Shawls, und hier wiederum watscheln hottentottische Damen mit erdbraunen breiten Gesichtern, in weißen Atlashüten und buschigen Crinolinen daher. Hier fährt ein englisches Soldatenweib in einem verblichenen Seidenhut vom Trödelmarkt ihre Kinder spazieren; dort watschelt eine dicke Hottentottin mit dem Kind in dem Rückensack, ein buntes Kattuntuch um den Kopf, mit dem Gemüsekorb am Arm nach Hause. Hier steht eine Gruppe britischer und französischer Offiziere bei einem behäbigen holländischen Kaufmann in leichter bequemer Kleidung von Nanking; dort trägt ein stämmiger Chinese im spitzen Strohhut seine selbstgezogenen trefflichen Gemüse in das Haus eines Kunden. Dazu allenthalben diese Heerden schwerer halbwilder Ochsen, die von hottentottischen Treibern und ledergekleideten berittenen Boers nach den Schlachtereien getrieben werden, — die schweren knarrenden Bauernwagen aus dem Innern, die mit Wolle oder anderen Waaren beladen, von 16—20 Stieren gezogen werden; die tief ausgefahrenen Straßen, der Staub, der grelle Sonnenschein, der von dem Tafelberg und den anderen felsigen Höhen im Rücken der Stadt so lebhaft reflektirt wird, daß sich alle Weißen ohne Ausnahme der Sonnenschirme bedienen, — all das zusammen muthet den französischen Seemann oder Soldaten wie eine neue Welt an, in der er selbst für die Einheimischen eine ebenso ungewohnte Erscheinung ist." —

Der Kreuzberg auf der Rhön.

In landschaftlichen Skizzen von Hans Weininger.

Die Rhön ist das letzte Glied der langen gebirgigen Ostbegleitung des Oberrheinthales, deren südliche Kette der Schwarzwald bildet, an den sich Odenwald und Spessart anschließen, während die Rhön sie beendigt. Völlig Massengebirge ist an der Rhön der Cubus des heiligen Kreuzberges, der plötzlich aus breiter Ebene empor wächst, indeß er sich gegen Westen und Osten allmählig, am sanftesten gegen Norden hin abstuft. In einer Höhe von 3165 Fußen über dem Meere erhebt er als der höchste Punkt des Rhöngebirges sein riesiges Haupt. An seinem nördlichsten Fuße liegt das Städtchen Bischofsheim mit etwa 2000 Einwohnern, dem Sitze eines k. Landgerichtes und Rentamtes. Ein leidlicher Fußgänger erreicht von Bischofsheim in einer Stunde den Gipfel des Kreuzberges, welcher an seinem Fuße einen ungefähren Umfang von 5 bis 6 Stunden haben mag.

Nach einer Urkunde von 1164 führte dieser vordem den Namen Aschberg. Erst zu Anfang des 17. Jahrhunderts verlanschte er ihn mit seiner jetzigen Benennung. Die umwohnenden germanischen Stämme opferten hier in vorchristlichen Zeiten ihren Göttern, bis im Jahr 668 der heilige Kilian die auf dem Gipfel gestandene Statue der Waldgöttin Diana vernichtete und auf dem höchsten Punkte ein steinernes Kreuz, des Evangeliums Siegeszeichen, weithin sichtbar aufrichtete. Als in den Stürmen der Reformation das Kilian'sche Kreuz zertrümmert worden, ließ der Fürstbischof Julius von Mespelbrunn 1582 wieder ein steinernes errichten und beauftragte die Franziskaner zu Dettelbach, an hohen Festtagen für die in großer Menge sich einfindenden Wallfahrer den Gottesdienst zu halten. Nun ragt ein 82 Fuß hohes hölzernes Kreuz in die blauen Lüfte. Da dessen oberste Enden mit vergoldetem Messingblech beschlagen sind, so sieht man selbes in weitester Ferne schon blinken. Der erste Eindruck des Berges ist durchaus romantisch. Eine Vorhöhe des Kreuzberges gegen Südosten heißt der Kilianskopf. Hier läßt die Sage den Apostel der Franken im nahen Kilianshofe gelebt und gelehrt haben.

Aus jenen 1598 zum Schutze der Geistlichen erbauten Hütten, so wie der kleinen Wallfahrtskapelle entstand 1679 eine geräumige Kirche, wie ein Klösterchen, ein einfaches steinernes Gebäude ohne Anspruch auf architektonische Schönheit. Dessen Mauern trogen überall die Spuren des Wetters, dem sie trotzen müssen. Das Ganze selbst hat Aehnlichkeit mit den Hospizien auf den Schweizeralpen. In dem kleinen Gärtchen der bescheidenen Franziskaner kommen Hyazinthen und Tulpen erst im Juli zur Blüthe, so rauh ist es auf dieser Bergkuppe. Während die Thalbewohner die lieblichste Witterung mit heiterem Sonnenschein erquickt, lagern sich oben auf dem Berge oft wochenlang die dichtesten Nebel und umgelehrt wogen die Thäler und Ebenen oft in einem Nebelmeere oder sind von heftigen Gewitterstürmen heimgesucht, während die Bewohner des Kreuzberges bei hellem Himmel sich der reinsten Luft erfreuen und unter ihren Füßen den sprühenden Regen rauschen hören. Für Meteorologen gibt es daher kein schicklicheres Observatorium als den Kreuzberg. In harten Wintern haust sich hier die Schneemasse oft so sehr, daß die frommen Väter aus ihren Fenstern im zweiten Stocke des Klosters den Schnee mit Händen greifen können. Zu dieser Zeit sind dann die Fenster der Kirche wie jene des Klosters auf der Nordseite ganz zugeschneit, die Hunde gehen über die Klostermauern in das Freie und man schreitet in der Höhe von dreißig bis vierzig Fußen über den gefrornen Schnee weg, der Bäume und Gesträuche verhüllt.

Aus den nahen Kurorten Brückenau, Kissingen und Bocklet besuchen in der schönen Jahreszeit viele Fremde den Berg. Wer keine Unterkunft in dem kleinen Wirthshause finden sollte, wird von den ehrwürdigen Klosterbrüdern freundlichst bewirthet und da gut aufgehoben. Köstliches Bier aus eigener Brauerei läßt die beschwerliche Bergreise bald vergessen. Quellwasser von ganz besonderer Frische ergießt sich in ein Becken der Seitenwand des freundlichen Speisesaals.

Nicht nur wahrhaft entzückend, sondern großartig bezaubernd ist die Umsicht, welche sich hier dem erstaunten Auge bietet. Ueberrascht schweift der Blick über das wilde Chaos der Rhön hinüber nach der bläulichen Kette des Thüringer Waldes, welche in einer Länge von zwanzig Stunden in sanften Wellenlinien am Horizonte dämmert, nach der schwärzlichen Masse des Steigerwaldes, nach den schwach und duftig umrissenen Bergen des Odenwaldes, wie der Bergstraße in mehr als dreißigstündiger Ferne, während zu den Füßen des bewundernden Beschauers die Rebengelände des Mainthales wie der ganze Garten des würzburgischen Landes sich ausbreiten. Unter den nahezu zweihundert sichtbaren Ortschaften wie unter ungefähr siebenzig Thurmspitzen, deren Ortschaften ihrer tiefen Lage wegen dem forschenden Auge entgehen, erblickt man östlich und unterne des Städtchens Neustadt die alte Salzburg (castrum Salz), woselbst Kaiser Karl der Große im Juli 803 den Bischof Jesse von Amiens und den Grafen Heimgandius mit den Gesandten des orientalischen Kaisers Nicephorus empfing. Hier schloß auch Kaiser Karl nach einem dreißig Jahre lang geführten blutigen Kriege Friede mit den Sachsen. So viel ihrer noch an Thor und Wodan glaubten, mußten sie sich unter den Krummstab der Bischöfe beugen, den Jehnten entrichten und den König der Franken für ihr Oberhaupt anerkennen.

Schließlich sei noch erwähnt, daß die Entfernung des Kreuzberges von Bocklet 4, von Brückenau 4½, von Kissingen 5½, von Fladungen 5, von Hilders 7½ und von Weithers 4½ Stunden beträgt. Nun soll hier eine Schilderung des Winters und der Hauernte in der Rhön, wie selbe Wilhelm Walther in seiner topischen Geographie von Bayern gibt, ihren Platz finden. Es ist jedenfalls das Beste, was hierüber je geschrieben wurde:

„Wer die Großartigkeit des hochnordischen Winters bewundern will, der spare die weite Reise an's Nordcap oder vollende nach der sibirischen Tundra. Er mache sich aus den gefrorneren Ebenen unseres Vaterlandes auf und besuche die heimathliche Rhön, und er hat das Bild gefunden, nach dem er sich hinsehnte. Grimmige Kälte und brausende Stürme, abwechselnd mit frostigen Nebeln, Regen und finsterem Schneegestöber wohnen da ununterbrochen bis Ende April, oft bis Mitte Mai. Dann endlich werden durch einen erwärmenden regnerischen Südwest die Thäler zuerst und später die Berggipfel ihrer kalten Bürde entledigt. In dem harten Winter des Jahres 1816 fror noch am 5. April Wasser und Wein in der Kirche des heil. Kreuzberges; noch am Mitte Aprils waren alle Gewässer mit Eis überzogen und bis zum 16. Mai hielten die härtesten Fröste an. Gemeiniglich bietet bis zur Mitte des Aprils die Rhön noch ein weites tiefes Schneefeld dar. Der 30—40 Fuß hohe, fest gefrorne Schnee trägt den Menschen über unsichtbar gewordenes Buschwerk und über Bäume hinweg. So erreichte im Februar des Jahres 1816 der Schneewall das zweite Geschoß des Kreuzbergklosters, die Fenster der Kirche gegen Nordost waren zugeschneit, hoquem schritten die Hunde über die hohen Klostermauern weg in's Freie. Noch Mitte Mai's gingen damals schwer beladene Lastwagen in den Thälern über die hohe, hart gefrorne Kruste. Am 11. Mai blinkte frisch gefallener Schnee auf den Spitzen des Dammersfeldes, Rabensteines, Holzberges u. a., und am 12. darauf fiel auch in den Thälern auf's neue welcher und der Tag endigte mit einem Gewitter.

„In solcher Zeit erliegen die Aeste der Bäume beinahe ihrer allzugroßen Last und nur die höchsten Wipfel blicken um etliche Fuß aus der allgemeinen Oede. Verloren ist da auf der weiten Gebirgsfläche jede Bahn, jeder Fußpfad. Stangen und Pflöcke bezeichnen die Wege. Die

Digitized by Google

wenigen Dörfer auf der Höhe (wie das weimar'sche Birks und Frankenheim) liegen fast im Schnee begraben. Besonders bedrängt ist das bayerische Dörfchen Rengersfeld am Reesberge. Dort müssen sich die Einwohner oft ihre Ausgänge neben den Schornsteinen bahnen. Schneider selbst, der Verfasser einer vollständigen Beschreibung dieses Gebirges, besuchte als Arzt einstmals im halben März einen Kranken daselbst und mußte, wie durch einen Schacht, durch die Schneekruste in den Speicher des Hauses hinunter gelangen. Mit Frohndienst muß der Weg vom Kreuzberg herab gen Bischofsheim in angestrengtester Arbeit durch ganze Gemeinden eröffnet werden, und für längere Zeit ist der Berg oft völlig unzugänglich. Strecken Wegs von einer Stunde bergan erfordern dann die drei- und vierfache Zeit, und wehe dem Wanderer, der seine Kräfte überschätzte! Plötzliches Ermatten gibt ihm dem Frosttode preis. Alljährlich wiederholen sich die Beispiele solchen gräßlichen Todes. Selbst in Gesellschaft sind schon Pilgrime zum heil. Kreuzberge dieser Anstrengung rettungslos erlegen. In der Nähe von Abtsroda wird von einem russischen Krieger (aus der Zeit des Befreiungskampfes) erzählt, der dort im Wonnemond erfroren sei.

„Wenn dazu Tag und Nacht anhauernder, regrimmer Nord und Nordwest wie ein hungerndes Raubthier heult, die Fenster schmettern, die krystallenen Wände in den Gebäuden unheimlich glitzern und flimmern, die Sonne wochenlang hinter Nebelwolken weilt, der bleiche Mond nicht, nicht der Zitterstrahl eines Sternes die Erdennacht lichtet: da ist es nicht wohnlich auf der Rhön. Einsam wie der norwegische Bauer lebt da jeder auf seinem Gehöfte; die Thiere des Feldes flohen; ein verirrter Vogel bepickt nothleidend das frostgeblumte Fenster und durch das Schweigen der Nacht wird der Klageton des Käuzchens laut, mehr als sonst hört man den Fuchs heulend bellen.

„Da herrscht im genügsamen Bölkchen große Noth. Wenn der karge Wintervorrath zu Ende geht, frißt das vor Hunger brüllende Vieh das magere Haidekraut; der Preis des Viehes sinkt bis zur Hälfte herab, jener des Futters und der Menschennahrung (Erdäpfel) wächst zum Doppelten an. In der unerträglichen Kälte greift der Aermere wegen Holzmangel die Gerüstwerke seiner Scheune an, um seine Kleinen dem Frosttode zu entreißen.

„Und wenn der traurige Gast endlich die Gegend verlassen, bleibt sein Bild, der Sommerschnee, in den Bergschluchten mit bleisahler Kruste oft noch bis Pfingsten, ja bis Johannis zurück.

„Dieser lang anhaltende, ungewöhnlich harte Winter der Berggegend, die spätern Nachtfröste, die vielen moorigen oder seifigen Lagen sind dem Getreidebau, der Gemüse- und Obstcultur, selbst dem künstlichen Futterbau völlig ungünstig. Kartoffeln und Flachs dagegen, sowie der reichliche Ertrag ihrer Berg- und Thalweiden sind die ländlichen Produkte der Rhön. Vorzüglich die aromatischen Kräuter und Gräser der Hochwiesen öffnen dem Weidegang ihrer zahlreichen Heerden, und die Heuernte für deren Ueberwinterung einen Reichthum, den der Rhönbewohner, ähnlich dem Aelpler anzuzubuten versteht. Auf dem ganzen Flächenumfange des Gebirgs wird eine sehr große Menge Heu von den benachbarten Gemeinden geerntet und eben davon, weil durch solche Benützung der Wiesengründe aller Boden sich nach Fluren und Hufschaften vertheilt, führt das Plateau der langen Rhön verschiedene Namen nach den umliegenden Ortschaften. Man spricht z. B. von der Abtsroder, Bischofsheimer, Wüstensachsner, Hillerser, Oberelsbacher, Ursprünger, Ostheimer-Frankenheimer und dergleichen Rhön.

„Wer den ernstnordischen Winter des genügsamen Völkchens getheilt, der verdiente es auch, in den langen Tagen und lauen Nächten der Sonnenwendzeit (um Kiliani) die wahren Volksfeste mitzufeiern, die diese sonst einsamen Höhen in dieser Hochsommerzeit aufs lustigste beleben. Und so wollen wir es unternehmen, bei der Armuth an eigentlich topischem Stoffe, hier das Gegenbild jenes langen Rhönwinters in der Darstellung der schöneren Jahreszeit zu geben, um so mehr, als die eigenthümliche Belebung der Landschaft durch Lokalcharakter und Landesnatur unserer ganzen Auffassung keineswegs fremd bleiben soll.

„Alles gewinnt auf der Rhön in Hainen und Thälern ein verändertes Ansehen, sobald die liebliche Zeit eintritt,

> Wo der Kukuk ruft, wo erwachen die Lieder,
> Wo die Erde mit Blümlein sich kleidet neu,
> Wo die Brünnlein fließen im lieblichen Mai!

„Aus dem kalten Weiß treten zuerst die schwarzen Felszacken der Basalte hervor, bald zeigen sich die zarten röthlichen Sprossen der Buchen in den Waldungen, frühe Stauden schmücken sich mit Blumengehängen. Aus ferner Hütte wird der frühwache Hausbahn hörbar, das Schnarren der Waldschnepfe läßt erwärmende Tage hoffen. Fürchterlich schön rollen die Waldwasser aus den Schluchten über klippiges Gestein hinab zu den hoch angeschwollenen Flüßchen. Sanfter murmeln in kleinen Thälern die Gießbächlein durch lechzende Auen. Der Ersten einer kommt der Jäger mit den durchnäßten Hunden wieder auf die Höhen; schäckernde Mädchen sammeln die Erstlinge der Kräuter in den Gehölzen und tragen die schwere Last hinab durch enge Waldpfädchen; Gesang erfüllt die Waldpfade. Auch der fromme Pilger vergißt des Winters Ungemach und säumt nicht länger mit dem Wallen zum Heiligthum. Endlich erscheint der Frühling in vollster Pracht; später als in der Ebene, aber unaussprechlich liebreizender thut sich der Schoos der Erde auf. Prachtvoll ist der Anblick der ersten grünen Waldsäume. Das Wild belebt wieder die Höhen; hundertstimmiger Chor den Hain. Im Gesilde ertönt des Landmannes Morgenlied, am Hange des Hügels schalmeiet der Hirte. Ueberall frohe, arbeitsame Menschen: der Köhler, der Holzhauer, der Sammler. Höher steigt in ihrer jährlichen Bahn die Sonne und mit ihr dringen die wandernden Heerden, die sich erst in den Thälern zeigten, höher und höher empor. Die geputzten und lustigen Mädcher, unter Jauchzen und Singen, beginnen zuletzt auf den Bergwiesen ihre Geschäfte, nachdem sie es im Thale längst beendiget. Da wiederhallen die Wälder vom Jubel, vom Wohlgeruche der Wald duften Hang und Höhe, die mondhelle Nacht wird unter Zelten in wahrer Lagerfröhlichkeit hingebracht, und zahlreiche, treffliche Rhönhammelheerden stassiren die weiten Hänge und schaffen die ganze Scene zur achten Schäferidylle um. Die Heuernte der Rhöner ist dasselbe Fest, wie die Weinlese am Main und Rhein. Diese Arbeit und Feier wird von den jungen Leuten begierig erwartet und alles freut sich der Zeit, die sie auf die Berge ruft. Fast vier Wochen lang wohnen da die Rhöner auf dem großen Nasenplateau ihres Gebirges. Mit dem ersten Blick der Morgensonne sängt das Tagwerk an und dauert bis in die Nacht. Nur Kinder und alte Leute findet man zu dieser Zeit in den Dörfern des Thales.

„Bald ist dann der Kreislauf des Jahres beendet. Mitte Septembers ziehen sich die Hirten in die Dörfer zurück, um ihre Heerden zu überwintern. Die Höhen vereinsamen; bald folgt der Schnee, der in diesen Gegenden wohl um zwei Monate voran eilt.

„Wem fiele nicht unwillkürlich Schillerd: „Wir fahren zu Berg, wir lehren wieder" u. s. f. ein, das die Anfangsstrophe eröffnet? Und so schließt sich in diesen Worten nicht blos die Scene unserer Rhönlust, sondern in ewiger Wiederkehr das Leben der Geschlechter der Menschen, die sich alle schon auf diesen Höhen erfreuten oder noch erfreuen werden."

Digitized by Google

Eine wahrhafte Räuber-Geschichte.

Von Malwine v. Münch.

Die nachfolgende Geschichte ist mir von einer englischen Dame erzählt worden, welche, an einen italienischen Kaufmann verheirathet, dieselbe thatsächlich selbst erlebt hatte, weshalb ich die Geschichte womöglich mit denselben Worten wieder erzähle, wie sie mir mitgetheilt worden ist.

„Mein Gatte und ich hatten in den Bädern von Santa Caterina in der Romagna Genesung und Erholung gesucht und kehrten nach Lecce zurück. Als wir aber mit dem Dampfboot in Brindisi landeten, erklärte man uns, wir könnten vorerst nicht an die Fortsetzung unsrer Reise denken, da die Räuber in einem Walde dicht an der Straße, welche wir passiren mußten, ihr Unwesen trieben. Wir waren jedoch alle sehr darauf erpicht nach Hause zurückzukehren, und begannen auf Mittel und Wege zu sinnen, um den Räubern zum Trotz unsern Zweck zu erreichen. Wir hatten unsere Gefährte nach Brindisi bestellt, um uns dort abzuholen, allein der Präfekt war genöthigt gewesen, dieselben wegzunehmen, um einige Soldaten nach San Pietro Vernotico vorauszuschicken, und so mußten wir denn nothgedrungen warten. Unsre Gesellschaft sollte aus drei Wagen bestehen außer den Fuhrwerken, welche das Gepäck trugen, und wir hofften, wenn die Räuber erführen, daß Soldaten um den Weg seyen, würden sie sich in ihre Höhlen zurückziehen, und wir könnten ungefährdet passiren. Ein weiterer Beweggrund für uns, um sehr vorsichtig zu seyn, war der daß in den Fuhrwerken, oder Carrete 80 Fäßchen von der neuen Kupfermünze für die neapolitanischen Staaten mitgenommen werden sollten. Dieses Geld mußte daher einen besondern Anziehungspunkt für die Räuber bilden, wenn sie davon Wind bekamen, was zu erwarten stand, da beinahe alle Kutscher und Postknechte nur Spione im Solde der Briganti sind. Wir fanden jedoch, daß das Geld einem zweiten Convoi unter einer Bedeckung von 50 Soldaten und einer Abtheilung Nationalgarde anvertraut werden sollte, und dieß erleichterte uns einigermaßen die Brust. Endlich nachdem alles arrangirt war und wir gehört hatten, daß das Casino Teodorani mit all seinen Insassen niedergebrannt worden sey, hofften wir zuversichtlicher, die Straße werde wenigstens für einige Zeit rein seyn. Wir stiegen daher in unsere Wägen, verbaegen heimlöglich unsere Angst und traten unsere Reise an.

Der Weg führte durch eine schöne üppige Gegend, welche Vielen von uns neu war; die linde weiche Luft und der herrliche Sonnenschein übten ihren beschwichtigenden Einfluß auch auf uns und wir wurden ruhiger, wie jeder der mit der Natur in nähern Verkehr tritt, und überdem fühlten wir, daß jede Stunde uns unserer Heimath näher beinge. Unsre Gemüthsruhe war jedoch von kurzer Dauer, denn in jedem Städtchen wurden wir vor den Räubern gewarnt und mußten die haarsträubendsten Geschichten von den Grausamkeiten und Greuelthaten jener „Galantuomini“ (tapferen Ehrenmänner) hören. Allein vorwärts mußten wir um jeden Preis, wenn wir nicht ganz umkehren wollten, und so machten wir uns mit bangem Herzen, aber gefaßter Miene auf das schlimmste gefaßt. Ich selbst konnte nicht an die Gefahr glauben. Mein Gatte war krankhaft und bald blind, und in meiner Ungeduld, mit ihm nach Hause zu kommen, beredete ich den Kutscher, seine Pferde tüchtig ausgreifen zu lassen, so daß unser Wagen bald einen ziemlichen Vorsprung vor den übrigen gewann und wir sie und unsre Geleitsmannschaft aus dem Gesicht verloren. Letzere war ohnedem, wie wir später erfuhren, durch einen Unfall aufgehalten worden, welcher an dem Rade eines der Gedwagen passirt war.

Wir mochten ungefähr noch viertehalb deutsche Meilen von Lecce entfernt seyn und näherten uns einem Theil der Straße, welcher von einem dichten Walde besäumt wurde, als ein wirrer Lärm von Stimmen an unser Ohr schlug und wir uns im Nu von einem Haufen der gefürchtetsten Räuber umzingelt sahen. Ein unbeschreiblicher Schrecken ergriff uns: einige der Frauen schrieen laut auf, und viele von den Männern begannen zu ihren Schutzheiligen zu beten. Von unserer ganzen Gesellschaft war nur ein einziger mit Waffen versehen, welche für nutzlos geachtet worden, weil die Soldaten und Nationalgarden, welche uns begleiteten und von denen wir uns so unklugerweise getrennt hatten, zu unserm Schutze für hinreichend erachtet worden waren. Unsere Gesellschaft bestand vorzugsweise aus Weibern und Kindern, so daß unser Entsetzen sich leichter denken als ausdrücken läßt. Die Räuber traten an die Wagen heran, öffneten die Kutschenschläge und hießen uns alle aussteigen, wobei sie den Damen behülflich waren. Diejenigen, welche vor Schrecken zurückprallten, machte ein wildes Obbedilime (Gehorcht mir) alsbald gefügig. Der Capo brigante (Räuberhauptmann) hatte an unserm Kutschenschlag sein Kompliment gemacht, und da ich fühlte, daß ich durch mein ungebuldiges Drängen um vorwärts zu kommen zum wesentlichsten Theile meine Gefährten und mich in diese Verlegenheit gebracht hatte, so beschloß ich, zum bösen Spiel die beste Miene zu machen, da das Augenleiden meines Gatten ihm alles Einschreiten unmöglich machte. Als daher der Räuber mich aussteigen hieß, reichte ich ihm die Hand; er hielt mich fest, hieß mich guten Muthes seyn und führte mich in den Wald hinein, mein Gatte folgte mir so nahe als er es wagen durfte, und die übrige Reisegesellschaft bildete mit den Räubern den Nachtrab des Zuges. Unsere Herzen pochten vor fürchterlicher Angst, als wir uns von so wildaussehenden bis an die Zähne bewaffneten Banditen umgeben sahen. Es war fürwahr ein herzzerreißender Anblick um diese Männer, die ihre Kinder an die Brust drückten, um diese Männer, die die Hände ihrer Frauen krampfhaft erfaßten, mit dem wilden verzweiflungsvollen Entschluß, ihre Lieben bis auf's äußerste zu beschützen, während sie zugleich in tiefster Zerknirschung Stoßgebete zu Gott und allen Heiligen emporsandten.

Wir schauten alle einander betroffen an, denn keines wußte, was und zunächst bevorstand. Die hochromantische Schönheit unserer Umgebung machte keinen Eindruck auf uns; wir betrachteten weder den mit weinumrankten Häuschen besäeten Berghang in der Ferne, noch die Blumen im Grase zu unsren Füßen, noch die riesigen Bäume des schönen Hochwaldes um uns her; erst nachher vermochten wir uns all dieser Dinge wieder zu entsinnen.

Der Räuber hielt noch immer meine Hand fest, starrte mich mit dem frechen Blick bewußter Ueberlegenheit an, und führte mich dann zu einem rohen Sitze, wo er mich Platz nehmen hieß. Mein Gatte hielt sich mittlerweile so nahe bei mir, als er nur wagen durfte, und um ihn zu beruhigen, affektirte ich weit mehr Muth und Fassung als ich wirklich hatte, und sagte zu ihm in englischer Sprache: „Fürchte nichts für mich, lieber Eduard; ich glaube nicht, daß er uns etwas zu Leide thut, er hat das Aussehen eines Gentleman.“

Wer beschreibt aber meine Ueberraschung als mir der Räuber in ziemlich gutem Englisch zur Antwort gab: „Sie haben Recht, Signorina Inglesina; alles hängt nur von Ihrem Gehorsam gegen meine Befehle ab, denn mit dieſem da bringe ich alle diejenigen zum Schweigen welche mir nicht gehorchen wollen!“ Damit hielt er mir eine Pistole, die er aus seinem Gürtel gezogen hatte, so dicht an meine Schläfe, daß ich zusammenschauderte bei dem Gedanken, er wolle mir eine Kugel durch den Kopf jagen. Trotzdem wandte ich mich nach ihm um und erwiderte ihm mit aller Kaltblütigkeit, die mir zu Gebote stand, ich habe alles Vertrauen zu seiner Ehrenhaftigkeit und seinem guten Gefühl, und sey überzeugt, daß er keinen Krieg gegen Weiber und Kinder führen werde, und gratulirte ihm zu dem guten Englisch, das er spreche. Er nannte mich ein wackeres Mädchen und hieß mich gutes Muthes seyn; „Ich habe meiner Mannschaft noch einige Befehle zu geben,“ schloß er, „dann will ich wieder herkommen und selber für Dich sorgen; aber hüte Dich wohl, mir davon lau-

Digitized by Google

sen zu wollen oder ungehorsam gegen meine Befehle zu seyn!" — Er ging zu seinen Kameraden, mit denen er sich eine Zeitlang lebhaft unterredete, und aus deren finsteren Blicken ich abnehmen konnte, daß sie mit der Behandlung nicht einverstanden waren, welche er uns angedeihen lassen wollte. Inzwischen suchte ich so viel als möglich meine Selbstbeherrschung wieder zu gewinnen und so meinen Gatten zu beruhigen, dessen Unruhe und Angst gestiegen waren, weil er nicht sehen konnte, was um ihn her vorging. Ich wagte mich nicht von der Stelle zu entfernen, wo der Räuber mich gelassen hatte, suchte aber die Aufmerksamkeit meines Gatten durch jenen eigenthümlichen Laut mit den Lippen auf mich zu lenken, womit die Italiener im Gebirge ihren Gefährten sich zu erkennen geben. Eduard hörte mich und kam so nahe zu mir heran als er wagen durfte, damit ich mit ihm sprechen konnte. „Was soll denn mit uns geschehen, meine Liebe?" fragte er; „oh daß ich doch den Gebrauch meiner Augen hätte, ich würde dann nicht so ruhig bleiben!" — „Ich weiß nicht, was man mit uns vorhat," gab ich zur Antwort; „aber wenn Du nur den Muth nicht verlieren willst, so soll, denke ich, mit einiger Schlauheit alles noch gut werden!" Der Ton womit ich dieß sagte, schien ihm Hoffnung einzuflößen, denn er fürchtete eigentlich nur für mich und seine Unruhe ward gesteigert durch die Unfähigkeit mir beizustehen und durch die damals von ihm noch nicht ausgesprochene Angst, der Räuber wolle mich als seine Gefangene bei sich in den Bergen behalten. Ich ließ mir gottlob hievon nichts träumen, und betete hie und da leise und inbrünstig, um meinen Muth aufrecht zu erhalten.

Meine Reisegefährten waren in einer unbeschreiblichen Angst und peinlichen Aufregung; sie standen gruppenweise beisammen unter der Hut von bewaffneten Räubern und wagten sich kaum zu rühren aus Furcht, hiedurch ihre wildaussehenden Wächter zu erbittern. Der Räuberhauptmann ging von einer Gruppe zur andern und ertheilte seine Befehle, d. h. er verlangte den Reisenden ihr Geld und ihre Pretiosen ab — die gewöhnliche Behandlung, welche den Gefangenen widerfährt. Das Nächste, worauf wir uns gefaßt machten, war Folter und Tod, — freilich hätte diese Angst bei reiflicher Ueberlegung weichen sollen, denn wenn es die Räuber darauf abgesehen hätten, so wäre es ja einfacher gewesen, uns zuerst umzubringen, weil sie alsdann um so bequemer uns hätten ausplündern können. Der Capo hatte seine Finger bereits ganz mit kostbaren Ringen besteckt, und ich bemerkte darunter auch den Siegelring mit dem prachtvollen Amethyst, welchen diese selben Briganti dem Kaplan Garibaldi's, dem Padre Giovanni, abgenommen als sie sich seiner bemächtigt hatten, obschon sie ihn, zu ihrer Ehre sey es gesagt, mit einziger Ausnahme des Rings, sehr artig und wohlwollend behandelten. Jeder der Räuber trug nach Art dieser Leute ein Bild irgend einer Madonna an seinem hohen spitzen Filzhut, und namentlich die Madonna del Carmine schien ihre Patronin zu seyn, denn beinahe jeder hatte ein Camee von ihr an seinem Hut. Der Capo trat nun auf mich zu, nahm mich an der Hand und zeigte mir an, das Essen sey fertig und ich müsse mit ihm essen, da die Maccaroni aufgetragen seyen. Mittlerweile waren aber meine Nerven dergestalt aufgeregt und mein Gemüth zu einer Art Verzweiflung gesteigert worden, daß ich einen gewissen kühnen Trotz zur Schau trug, welcher mir von Seiten meines räuberischen Wirths die größte Bewunderung sicherte. Er führte mich nach einer armseligen Laube im Garten und hieß mich oben an einer rohen Tafel Platz nehmen, wo ich die Königin des Festes, la regina della festa, vorstellen sollte. Die Mahlzeit bestand aus Maccaroni, Käse und Trauben, die in üppigster Fülle über unseren Häuptern wuchsen, und vortrefflichem Landwein.

Der Halt der Räuber.

Es herrscht unter den Bauern im Neapolitanischen der Brauch, daß wenn der große Kessel mit der merenda oder dem Frühstück auf den Tisch gesetzt wird, jeder der Mitessenden mit den Händen zugreift; und man erwartetete von mir nun ein Gleiches; allein dieß dünkte mir unmöglich, weil die Hände, die mit mir in den Kessel fuhren, nicht allzureinlich waren; ich entschuldigte mich also damit, daß ich keinen Hunger habe. — „Obbe-

Digitized by Google

ditime, manga (gehorche mir, iß)!“ rief der Capo mit wildfunkelnden Blicken. Ich ergab mich darein, nahm etwas von dem äußerst unappetitlichen Gericht und stellte mich an als esse ich; allein es gelang mir, den größten Theil davon in mein Taschentuch zu verbergen. Eine andre Angst überkam mich jedoch, nämlich die Furcht vergiftet zu werden, denn unter dem Vorwand, daß die erste Portion Maccaroni nicht genügend sey, ward eine zweite für uns bestellt, was meinen Argwohn hervorrief. Mein Gatte litt unsäglich, als er mich so gleichsam ganz in der Gewalt des Capo sah, und es that mir in der Seele wehe, sehen zu müssen, wie er seine armen blöden Augen anstrengte in dem Bemühen, zu ermitteln wie ich behandelt wurde, denn er wagte nicht sich unserem Tische zu nähern, sondern mußte ruhig an seiner Stelle sitzen bleiben, was für die Philosophie eines Italieners beinahe zu viel war.

Nach der Mahlzeit führte der Räuber mich zu einem Sitze auf der Wurzel eines alten Baums, hieß mich hier bis zu seiner Rückkehr verweilen, ging zu der Mündung der Höhle und rief seinen Gefährten hinein: „Portate qui il più bon vino che avete per la signorina inglese (bringt der englischen Dame von dem besten Weine, den ihr habt)!“ Mittlerweile saßen meine Reisegefährten in Gruppen umher und wußten nicht, was nun kommen würde, bemühten sich einen Ausblick durch die Bäume hindurch zu bekommen und zu ermitteln, ob sich noch keine Spur von dem andern Convoi zeige, pagten aber nicht einander irgend ein Zeichen zu geben, denn die wachehaltenden Räuber waren vollständig bewaffnet und wir fühlten, daß der geringste Widerstand von unserer Seite das Zeichen für unsere Ermordung seyn würde.

Die Befürchtung, wir möchten Freunde unter dem erwarteten Convoi haben, machte offenbar die Räuber etwas stutzig. Sie begegnen den Soldaten nicht gerne und mochten wissen, daß die Wagen, welche das neue Geld für die neapolitanischen Provinzen enthielten, von einer starken Wache begleitet waren. Wir fühlten alle sehr gut, die Räuber müßten Wind davon haben, daß dieses Geld auf dem Wege nach der Präfektur war, und daß sie im ersten Augenblick das Geld in unserm Wagen vermuthet hatten. Man hieß uns nun alle in die Höhle treten und wir gehorchten sogleich. Von diesem Augenblick an hatte ich die unerschütterliche Ueberzeugung, daß wir unsers Lebens sicher seyen, aber mein Gatte theilte diese Ansicht nicht, weil ihn seine Kränklichkeit und halbe Blindheit furchtsamer stimmte. Als ich seine tiefe Betäubungsniß sah, bat ich den Räuber um die Erlaubniß, zu meinem Gatten hinzugehen und ihn zu trösten. „Er ist beinahe blind, ist sehr krank gewesen und hat nichts auf der ganzen Welt als mich,“ sagte ich. Aber der Capo zog von Neuem die Pistole aus dem Gürtel und rief erbarmungslos: „Nein! wagst Du es, mir von der Seite zu weichen, so schieße ich Dich nieder!“ Nun verließ mich mein kaum gewonnener Muth beinahe gänzlich, und ich brach zum ersten Mal in Thränen aus, die mir aber sehr wohl thaten, so daß ich mich bald wieder erholte.

Die Höhle, in welche der Räuber mich nun führte, war geräumig und in einer Ecke mit einem guten Bette und darüber mit einem Bilde der Madonna versehen, vor welchem eine Kerze brannte. In der Mitte der Höhle stand ein roher Tisch mit einigen unbequemen Stühlen, und am Boden und in den Felsenspalten herum standen und lagen große Kisten und Fässer, die wahrscheinlich mit der Beute der Räuber angefüllt waren. Ich mußte mich auf Befehl des Räubers auf diesen Tisch setzen, und er nahm vor mir auf einem Stuhle Platz, und nun erst begannen meine wirklichen Besorgnisse. „Du mußt trinken, Signorina, und dann mir etwas vorsingen,“ sagte er.

„Signor Capitano,“ versetzte ich ihm nach einem langen innern Kampfe, ohne mich an seine wilden Blicke zu kehren; „ich kann fürwahr weder trinken noch singen, denn ich fühle mich ganz unwohl. Hattet uns nicht hier von unseren Familien und Behausungen zurück; Ihr habt nun alles, was wir Euch geben konnten; ich beschwöre Euch mit gefalteten Händen, laßt uns weiter ziehen!“ Er schwieg hartnäckig und sah mich mit frechen Blicken an, so daß ich plötzlich mit dem Bewußtseyn unsrer Lage auch meine Ruhe verlor und ihm mit lauter Stimme und trotzigem Blicke erwiderte: „Ich werde weder trinken noch singen auf Geheiß eines Räubers!“

Das war eine Tollkühnheit, die ich sogleich zu bereuen hatte, denn er sprang im Nu von seinem Stuhl auf, rieß mich auf die Kniee nieder, drückte mir mit der einen Faust meine gefalteten Hände zusammen, zog mit der andern einen Revolver aus seinem Gürtel, den er mir auf das Herz setzte und rief mit wüthendem Tone: „Gehorche mir alsbald; wo nicht, so strecke ich Dich mit diesem hier als Leiche zu Boden!“

Es dunkelte mir vor den Augen, allein ich ward nicht ohnmächtig; ich wollte ihm sagen, daß ich mich in seinen Wunsch füge, aber ich brachte keine Sylbe über meine Lippen; einen Moment lang schoß mir der Gedanke an meine ferne Mutter, von der ich schon seit meiner Verheirathung getrennt gewesen war, durch den Kopf, und plötzlich stieß ich einen furchtbaren Schrei des Entsetzens aus und brach in mich zusammen, denn mit diesem Schrei schien erst das volle Bewußtseyn meiner Lage über mich zu kommen. Ob der Räuber mich für sterbend hielt oder nicht, weiß ich nicht; aber er ließ meine Hände los, worauf ich beide gen Himmel ausstreckte und unbewußt in den Ruf ausbrach, den ich schon oft von meinem Gatten gehört hatte: „O Madonne del Carmine! o misericordia!“ Da ward ich plötzlich aus meiner knieenden Stellung emporgerafft, der Revolver wurde wieder in den Gürtel gesteckt, und der Räuber lag vor mir auf Einem Knie. Dieser Uebergang aus großer Gefahr zur Sicherheit, von Todesgefahr zum Leben, war ein solch jäher, daß ich ganz betäubt wurde und erst wieder zum vollen Bewußtseyn meiner Lage erwachte, als ich sah, wie der Capo meinen Gatten, der mir zu Hülfe geeilt war, rauh zurückstieß und wie einen Schulknaben nach seinem Sitze zurückschickte.

Der Räuber lag auf dem einen Knie zu meinen Füßen, und bot mir ein Glas Wein, und beutete auf eine schöne Camee an seinem hohen Filzhute mit den Worten: „Warum hast Du mir nicht gesagt, daß Du die Madonna bei Carmine ebenfalls verehrst? Das hätte Dir viel Schreck und Schmerz ersparen können. Aber trink jetzt und ich will dann auch mit Dir trinken!“ Ich fühlte mich wenig aufgelegt, den Wein zu verkosten, den ich mit einem Schlaftrunk versetzt wähnte, und diese Befürchtung mochte sich in meinem Gesichte verrathen, aber mein Gatte gab mir mit den Fingern ein Zeichen, mich dem Verlangen des Räubers zu fügen, und so trank ich denn, obschon meine bebenden Hände kaum das Glas zu halten vermochten. Der Wein belebte mich wieder und that mir gut; dieß freute den Räuber sichtlich, er deutete abermals auf seinen Hut und fragte: „Warum hast Du diese da nicht vorher angerufen?“ Ich war noch zu angegriffen um ihm zu antworten, denn die Situation war eine allzu furchtbare und aufregende, und selbst noch jetzt schreckt ich Nachts aus dem Schlafe auf, wenn ich mich im Traume unter den Händen des Räubers sehe, den kalten Lauf seines Revolvers fühle, und vor meinen inneren Blicken wieder mein armer Gatte steht, wie er in dem ohnmächtigen Wahn, mir beistehen zu wollen, mit einem der Räuber rang, bis ihn mehrere der anderen mit den Kolben niederschlugen und in eine Ecke schleuderten. Der arme Eboardo hat sich von der Gemüthserschütterung jener Stunde niemals wieder erholt, denn sie im Verein mit andern Uebeln machte mich bald zur Wittwe.

Nach einer Weile sragte mich der Capo, ob ich mich jetzt hinlänglich erholt habe, um singen zu können. Gewiß zit wie ich nun war, wagte ich nicht, mich länger zu weigern, sondern stürmte das bei den Neapolitanern so beliebte „Tipete tupeti tapete“ an und sang es unter den lauten Evvivas und Beifallszeichen der sämmtlichen Räuber zu Ende.

„Die Signorina muß ein Glas Wein trinken und einen Trinkspruch ausbringen,“ sagte nun der Capo. Ich besann mich nicht lange, sondern um ihm zu zeigen, daß ich mich nicht fürchte, nahm ich das Glas und rief unter tiefem Schweigen: „Ich trinke auf das Wohl unserer tapferen wackern italienischen Jungen!“ — Die Räuber ließen mich hochleben und begehrten noch ein Lied von mir, das ich nach einigem Drängen zum Besten gab, und zwar la Camiecia Rossa (das Rothhemd), und der beste Beweis für die hohe Achtung, in welcher Garibaldi selbst bei diesen

Digitized by Google

Briganten steht, ist der, daß die Höhle von ihrem Beifall wiedertönte, als ich das Lied zu Ende gesungen hatte. Obwohl ich damit genug geleistet zu haben glaubte, und den Capo dringend bat, uns doch jetzt weiter ziehen zu lassen, drang er doch noch darauf, ich müsse ihm noch ein englisches Lied singen. Ich stimmte nun eine Arie aus den „Puritanern“ an, die er sogleich mitsang und wobei er eine sehr schöne Tenorstimme entwickelte, die mir unter anderen Umständen und an einem andern Ort viel Vergnügen gemacht haben würde.

Nachdem ich auch noch ein französisches Lied hatte singen müssen und die stete Aufregung mich beinahe aufgerieben hatte, dankte mir der Capo, daß ich eingewilligt habe, die Königin des Festes zu seyn, und ich fragte ihn nun, ob ich ebenfalls einen Wunsch äußern dürfe, und auf seine bejahende Antwort bat ich ihn, uns nun in Frieden ziehen zu lassen, da ich mich ja in alle seine Wünsche gefügt habe. „Ihr habt mir noch kein Andenken gegeben,“ sagte er, ergriff meine Hand und betrachtete meine Ringe, unter denen unglücklicherweise einige sehr werthvolle waren. Er zog mir denjenigen vom Finger, den mir meine Mutter zum Abschied gegeben hatte, nannte mich das wackerste Mädchen, das er je gesehen habe, und hieß meine Gefährten sich bei mir bedanken, daß sie so ungerupft mit mir wieder abziehen durften; hierauf steckte er meinen Ring neben den prachtvollen Amethyst des Padre Giovanni, des Kaplans von Garibaldi, welchem er denselben zwei Jahre früher ebenfalls als „Andenken“ abgenommen, als er den Kaplan einige Zeit bei sich behalten hatte. Ich wartete einige Zeit auf die Weisung zum Weggehen, denn der Abend brach ein und ich sehnte mich nach der Heimath und nach Sicherheit; da kam der Räuber auf mich zu, umarmte mich leidenschaftlich, erklärte mir, ich habe ihm einen der schönsten Tage seines Lebens bereitet, deutete auf eine Feuerstelle und sagte: „Wäreſt Du nicht gewesen, so lägen jene Anderen dort bei den übrigen!“ Ich verstand nicht sogleich, was er damit sagen wollte, erfuhr aber später, daß er an jener Stelle fünf unglückliche Reisende lebendig verbrannt hatte, weil sie kein Lösegeld bezahlen konnten. Nachdem ihm auf sein Befragen gemeldet worden war, daß unsere Wagen wieder reisefertig seyen, schickte er meine Gefährten fort und hieß sie einsteigen, und behielt mich bis zuletzt zurück. Als alles fertig und mein Gatte eingestiegen war, reichte der Capo mir noch die Hand um mir beim Einsteigen zu helfen. Mein Herz schlug laut vor Freude über unsre merkwürdige Befreiung, als ich endlich wieder neben meinem Gatten saß und der Wagenschlag geschlossen war. „Auf Wiedersehen, Signorina! reichen Sie mir noch einmal die Hand!“ sagte der Capo. Ich hielt mich schon für sicher, und um dem Burschen einigen Begriff von meiner wahren Herzensmeinung zu geben, sagte ich unbedachterweise: „Nicht doch, Hauptmann; leben Sie wohl und auf Nimmerwiedersehen! Die Hand will ich Ihnen zwar wohl reichen, aber es ist das erste und hoffentlich auch das letzte Mal, daß ich sie einem Räuber gebe!“ Kaum waren diese Worte über meinen Lippen, so bereute ich meine Unbesonnenheit tief, denn der Capo riß mit einem Wuthschrei den Wagenschlag auf und begann mich mit roher Gewalt aus dem Wagen zu ziehen. Mein Gatte versuchte vergebens, ihn für mich um Verzeihung zu bitten und ihn zu beschwichtigen; er zog mich ganz aus dem Wagen und gab sich nicht eher zufrieden, als bis ich ihn kniefällig um Verzeihung gebeten und ihm die Hand gereicht hatte; dann nahm er einen durchlöcherten Napoleon aus der Tasche, und gab ihn mir mit der Bitte, denselben als Andenken an ihn zu tragen. Ich versprach alles, nur um möglichst schnell fortzukommen, damit mir kein neuer Unfall zustoße, und unter einem inbrünstigen Stoßgebete zum lieben Gott für unsere Rettung aus dem Löwenrachen fuhren wir endlich davon und setzten unsere Reise fort. In der nächsten Stadt, die wir passirten, trafen wir fünf Unglückliche, denen die Ohren dicht am Kopfe abgeschnitten worden waren; diesen schenkte ich den Napoleon, den sie mit großem Danke annahmen.

Arenenberg und seine Erinnerungen.

(Fortsetzung.)

Hortense soll es sogar gewagt haben, heimlich den Kaiser in seinem Exil zu Elba zu besuchen. Wir finden weder in den Denkwürdigkeiten des Fräuleins Louise Cochelet, der Vorleserin der Herzogin von St. Leu, noch in den Schriften Hortensens selbst hierüber eine Andeutung; aber wir verdanken diese Notiz einem geachteten Publicisten der Restaurations-Periode, dem verstorbenen Fr. Ludw. Lindner, welcher zu jener Zeit in Paris lebte und als enthusiastischer Bonapartist an manchen Zettelungen theilgenommen hatte. Lindner wollte es aus glaubwürdiger Quelle wissen, daß gegen Ende Augusts 1814 die Herzogin von St. Leu als Beauftragte eines bonapartistischen Central-Comités den Kaiser auf Elba aufgesucht habe, um sich mit ihm über die Möglichkeit jener Landung in Frankreich und jener neuen Schilderhebung gegen die Bourbonen zu berathen, welche sechs Monate später in's Werk gesetzt wurde. Und merkwürdigerweise ist es eine verbürgte Thatsache, daß just um dieselbe Zeit eine noch jugendlich schöne Frau mit einem kaum sechsjährigen aschblonden Knaben auf einem Küstenfahrzeuge von Piombino kommend in größter Verschwiegenheit auf Elba landete, einige Tage in der Mairie zu Porto Ferrajo wohnte und von Napoleon mit der offenkundigsten Auszeichnung behandelt wurde, ja daß der verbannte Kaiser jene Dame wieder bis an das Fahrzeug begleitete, mit dem sie Elba verließ, und ihr noch so lange nachblickte, bis ihm das Fahrzeug aus dem Gesicht war. *)

Jedoch wie dem auch seyn möge, man hat in Frankreich damals von Seiten aller Parteien angenommen, daß die Herzogin von St. Leu den Plänen des Kaisers zu einer Rückkehr nach Frankreich nicht fremd gewesen sey. Jeder Mensch von Welterfahrung weiß, daß allen trüberen Gemüthsbewegungen: Schmerz, Kummer, Verlennung ꝛc., die Spitze am besten gebrochen wird durch stetige, energische, auf Ein Ziel concentrirte Arbeit. Ist es da ein unlogischer Schluß, anzunehmen, daß die Herzogin von St. Leu in diesen Bemühungen um die Wiederherstellung der Familie, zu der sie sich zu zählen ein Recht hatte, das Vergessen alles dessen suchte, was über sie hereingebrochen war? Des Todes ihrer Mutter, der steten Chicanen womit die argwöhnische Polizei der Bourbonen sie verfolgte, und des widerlichen Processes, welchen sie mit ihrem geschiedenen Gatten um den älteren Sohn führen mußte, dessen Herausgabe Louis Bonaparte hartnäckig verlangte? — Thatsache ist aber auch, daß die Nachricht von der Landung des Kaisers im Golf von Juan am 1. März 1815 Hortensen mehr erschreckte als überraschte, weil sie diesen Handstreich für verfrüht hielt, weil sie das Volk auf solch eine Wendung noch nicht genugsam vorbereitet glaubte, und weil sie darum für ihren Adoptivvater kein Heil, sondern nur für Frankreich einen neuen verderblichen Krieg, für sich selber neue Leiden erblickte. Thatsache ist, daß ein Kurier in Savoyen zurückgehalten worden war mit Briefen, welche den Kaiser von diesem Unternehmen hätten warnen sollen, und daß die Herzogin von St. Leu alsbald, nachdem die Landung Napoleons sich bestätigte, mit ihren Kindern einen geheimen Versteck aufsuchte, den sie erst an dem Tage verließ, wo der Kaiser wieder in Paris einzog und sie sich vor den gehässigen Verfolgungen der bourbonischen Regierung sicher wußte.

Napoleon machte es Hortensen bei der ersten Begegnung in den Tuilerien zum Vorwurf, daß sie die Unterstützung der alliirten Monarchen

*) Siehe unsere Erzählung „das Testament von St. Helena“ im vor. Jahrgang der Erheiterungen S. 237.

Digitized by Google

angenommen und sich von den Bourbonen habe verpflichten lassen; aber er söhnte sich bald mit ihr wieder aus, nachdem er von dem doppelten Verräther Fouché erfahren, daß sie zu seinen Gunsten konspirirt, und sie ihm versichert, daß nur die Rücksicht auf das künftige Loos ihrer Söhne sie hatte bewegen können in Frankreich zu bleiben.

Am neuen Hofe, der sich um den zurückgekehrten Kaiser schaarte, war die Herzogin von St. Leu wieder der Mittelpunkt aller Feste, denn sie hatte die Honneurs des Hauses zu machen, da Marie Louise sich gern in Wien zurückhalten ließ. Allein all dieser Glanz und Pomp vermochte Hortensen nicht darüber zu täuschen, daß dieser Zustand kaum ein dauernder seyn könne. Sie war davon so überzeugt, daß sie bei jedem Anlaß in den Kaiser drang, das Volk durch freisinnige Zugeständnisse und Institutionen für sich zu gewinnen, dem Krieg durch Verträge und Kompromisse auszuweichen und vor Allem seine Verfügungen wegen der Zukunft zu treffen, d. h. seine Gedanken und Pläne hinsichtlich der politischen Gestaltung Europa's zu Papier zu bringen und diese leitenden Winke für die Seinigen in eine zuverlässige Hand niederzulegen. Dem geübten Scharfblick und der reichen Lebenserfahrung dieser seltenen Frau entging nicht, daß ein solches politisches Testament gleich denjenigen welche Peter der Große und Friedrich II. von Preußen hinterlassen hatten, für die Zukunft der Napoleoniden von unberechenbarer Wichtigkeit seyn würde. Mitten

Die Königin Hortense.

unter diesen aufregenden Ereignissen und Sorgen aber zeigte sich Hortense wieder im vollsten Adel ihrer Weiblichkeit bei folgender Veranlassung: sie hatte erfahren, daß die Herzogin von Orleans, die Mutter des späteren Königs Ludwig Philipp, wegen eines gebrochenen Beins in Paris zurückgeblieben und so ziemlich verlassen und von Mitteln entblößt war; sie suchte daher nicht nur diese Dame auf, über deren Haupt ebenfalls ein schweres Lebensschicksal hingegangen war, und überbrachte ihr zunächst eine namhafte Summe aus ihrer eigenen Schatulle zur Bestreitung ihrer Bedürfnisse, sondern erwirkte ihr auch von Napoleon die Erlaubniß ungehindert in Paris zu bleiben und ein Jahresgehalt von 400,000 Franken.

Was die Herzogin von St. Leu befürchtet hatte, ging nur allzubald in Erfüllung: die Schlacht von Waterloo war geschlagen und Napoleons Heer zerstreut; er selbst erschien ein Flüchtling und geächtet in Malmaison, der einstigen Besitzung Josephinens, wohin Hortense sich auf die Nachricht von der Niederlage bei Waterloo zurückgezogen hatte, und bat um Aufnahme. Man warnte die Herzogin von St. Leu, daß sie durch das Obdach, das sie ihrem Adoptivvater gäbe, den Schutz der verbündeten Monarchen verscherzen würde, aber sie versetzte ruhig und großherzig: „Der Kaiser hat mich immer als sein Kind behandelt, und ich werde daher für ihn stets eine dankbare und ergebene Tochter seyn. Mein erstes Bedürfniß ist, mit mir selbst zufrieden zu seyn." Und als der Kaiser vor dem Andringen der feindlichen Armeen den verzweifelten Entschluß fassen mußte, nach Rochefort aufzubrechen und Frankreich zu verlassen, drang Hortense ihm beim herzzerreißenden Abschied noch ihren großen Brillantschmuck im Werth von mehr als 200,000 Franken als Nothpfennig auf.

Wenige Tage später erhielt die Herzogin von St. Leu die Weisung, Paris binnen sechs Stunden, Frankreich binnen drei Tagen zu verlassen; sie reiste mit einem ganz kleinen Gefolge am 17. Juli Abends ab, geleitet von einem österreichischen Stabsoffizier, dem Grafen Bogna, Adjutanten des Fürsten Schwarzenberg, welcher die Herzogin mehrfach gegen Verunglimpfung und thätliche Beleidigungen durch Franzosen schützen mußte. Die Herzogin erreichte Genf und wollte sich zunächst in dessen Nähe auf ihrem Gute Pregny aufhalten, allein auf Andringen des französischen politischen Agenten zu Genf ward ihr dieß nicht gestattet, sondern sie von den Municipalbehörden der Stadt alsbald ausgewiesen. Sie ging nun nach den Bädern von Aix in Savoyen und lebte hier einige Wochen in gänzlicher Zurückgezogenheit; da traf die Entscheidung des Gerichtshofs ein, welche sie verurtheilte, ihren ältern Sohn Napoleon Louis seinem in Florenz lebenden Vater auszuhändigen, und die fürchterliche Gemüthserschütterung, welche der Abschied von ihrem Sohne der Herzogin bereitete, warf sie an einer heftigen schmerzvollen Nervenkrankheit lange Zeit aufs Lager und ließ für ihr Leben besürchten. Aber auch in Aix sollte sie nicht bleiben dürfen, denn das dünkte den Gesandten der Alliirten allzu gefährlich nahe, und nach verschiedenen Insinuationen, die man ihr gemacht hatte, sich in der Schweiz, in den Kantonen Zürich oder St. Gallen, konfiniren zu lassen, reiste die Herzogin nach Genf und übernachtete auf ihrem Gut Pregny, wo aber die französische Polizei sie abermals vertrieb. Am 7. Dezember 1815 kam die Herzogin von St. Leu endlich nach Konstanz, wo sie ein bleibendes Asyl zu finden hoffte. War ja doch die Großherzogin Stephanie von Baden die Cousine, Freundin und Adoptivschwester Hortensens, und ließ sich erwarten, daß deren Gemahl, der Großherzog Karl, sich energisch genug einer verfolgten Frau annehmen würde, um sie vor den argwöhnischen und gehässigen Verfolgungen der unversöhnlichen Bourbonen zu schützen! Allein auch von hier sollte die Leidende, Tiefgebeugte bald verwiesen werden, denn die Großmächte hatten entschieden, daß die Glieder der Familie Bonaparte nur in Preußen, Oesterreich oder Rußland leben dürften, und selbst das innigste Mitleid und Bedauern der Großherzogin Stephanie konnte dieser Verfügung keinen Abbruch zu Gunsten Hortensens thun. Das Asyl, welches das Großherzogthum Baden der Königin nicht gewähren durfte, ward ihr nun von dem kleinen schweizerischen Kanton Thurgau angeboten, und später auch angenommen, indem sich die Herzogin von St. Leu zum Ankauf des Schlosses Arenenberg bestimmen ließ. Zuvor aber ließ sie sich durch die dringenden Bitten ihres Bruders, des Herzogs Eugen von Leuchtenberg, bewegen, nach Bayern und zwar nach Augsburg zu übersiedeln, wo ihr der Schutz des Königs gewiß war und ein treffliches Gymnasium der Herzogin die ersehnte Gelegenheit gab, ihrem jüngsten Sohn, an dem sie mit ihrem ganzen Herzen hing, eine sorgfältige klassische Erziehung zu geben. Nachdem sie am 10. Februar 1817 das Schloß Arenenberg mit Zubehörden von einem Herrn v. Streng um die Summe von 30,000 fl. erkauft hatte, verließ sie nach einem Aufenthalt von etwa 15 Monaten das stille, ihr so liebgewordene Konstanz, wo sie so zurückgezogen gelebt hatte, daß ihr Aufenthalt eher einer Verbannung glich, und übersiedelte nach Augsburg in der halben Ueberzeugung, daß auch dort ihres Bleibens nicht lange seyn werde. Sie hatte sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, durch den Ankauf jenes Besitzthums auf Schweizerboden eine Heimath gefunden zu haben, aus welchem die Kabalen und Verfolgungen der Diplomatie sie nicht so leicht wieder vertreiben konnten. Das kleine, ziemlich unbehagliche Herrenhaus von Arenenberg hatte für die Ex-Königin, deren künstlerisch

Digitized by Google

organisirter Geist eine ganz besondre Empfänglichkeit für das Naturschöne besaß, seinen Hauptanziehungspunkt in der prachtvollen, ebenso romantischen als lieblichen Lage und der glorreichen Aussicht über den Bodensee und Untersee und die Ufer beider, und in der wirklich reizenden Umgebung. Die Herzogin hatte beschlossen, nach vollendetem Umbau des Schlößchens die Sommerferien ihres Sohnes hier zu verbringen, und dieser Entschluß, sowie die gleiche Sehnsucht nach einer festen Heimath, bewog auch die Vorleserin und intime Freundin Hortensens, Fräulein Louise Cochelet, sich in der Nachbarschaft anzukaufen und die alte Burg Sandegg zu erwerben, auf welcher ihre Mutter und ihr Bruder eine sichere Zuflucht finden sollten. Königin Hortense übersiedelte nun nach Augsburg zu Anfang des Mai 1817, und der junge Prinz Louis Napoleon besuchte daselbst vier Jahre lang das Gymnasium mit den anderen Schülern und ohne vor denselben im mindesten ausgezeichnet zu werden.

2. Hortense und ihr jüngster Sohn.

Unter den Beweggründen, welche die Königin Hortense zum Ankauf von Arenenberg bestimmten, waren außer dem oben berührten Wunsche, eine Heimath zu besitzen, aus welcher sie nicht vertrieben werden konnte, besonders die Sorge für die Erziehung ihres Sohnes und der Entschluß ihre Denkwürdigkeiten zu schreiben, maßgebend. In ihrem jüngeren Sohn concentrirte sich für diese treffliche Frau Alles, was ihr das Leben noch Werthvolles bieten konnte. Abgesehen davon, daß Prinz Napoleon Louis gleichsam das einzige Kind war, welches das Schicksal dieser als Gattin und Mutter so unglücklichen Frau gelassen hatte, war dieser jüngste Sohn ihr doppelt werth, weil sie in ihm ahnungsvoll den künftigen Erben und Träger der napoleonischen Weltherrschaft sah, weil sie unerschütterlich innig an die hohe Bestimmung dieses ihres Sohnes für eine bedeutende Zukunft und an das Wiederaufleben des Ansehens der Napoleoniden glaubte. Nicht als ob sie ihren älteren Sohn minder geliebt hätte — im Gegentheil schon die einfache Thatsache, daß sie denselben von sich gerissen wußte, machte denselben ihrem Herzen theuer. Allein sie wußte mit förmlicher Ueberzeugung, daß jener ältere Sohn unter den Augen des Vaters nicht zu einer energischen heldenhaften Natur heranreifen würde. Louis Bonaparte selbst war mehr ein unentschiedener, schwankender, träumerischer Charakter, dem sein Bruder Napoleon immer nur geringschätzig den Bücherwurm, den Stubenhocker, den Dichterling genannt und in ziemlicher Mißachtung gehalten hatte. Sobald sie daher das Schlößchen Arenenberg wohnlich genug eingerichtet hatte, um sich dahin zu übersiedeln, machte sie sich mit dem zärtlichsten Eifer einer Mutter daran, die Erziehung des Prinzen selbst zu leiten. Als Gehülfe stand ihr der Abbé Bertrand zur Seite, der selbst ein enthusiastischer Verehrer Napoleons und ein vielleicht gebildeter Mann war und mit unerschütterlichem Vertrauen an den Wiederaufgang des Glückssternes der Napoleoniden glaubte. Dem Abbé lag es ob, den Prinzen im Lateinischen und Französischen, in Geschichte, Geographie und den übrigen Realien zu unterrichten. Königin Hortense unterrichtete ihren Sohn selbst im Zeichnen, Tanzen und anfangs auch in Musik, allein der Prinz zeigte für letztere nicht viel Sinn und Anlagen. An guten Lehrern für andere Fächer mangelte es anfangs, und es mußten manche Unterrichtsgegenstände für spätere Zeiten verschoben werden. Der Prinz lernte leicht, aber er war anfangs flatterhaft und indolent, und es kostete seine Mutter große Mühe, seinen Eifer zu wecken. Zu diesem Behufe arrangirte sie es so, daß er vom Montag bis zum Freitag Abend vom Abbé Bertrand unterrichtet ward, am Sonnabend aber einen ganzen Ruhetag hatte, den er gänzlich bei der Mutter verbringen durfte, welche ihn dann in Allem examinirte und alles mit ihm repetirte, was er die Woche hindurch gelernt hatte. Weit schwieriger als der Unterricht des Prinzen war aber seine sittliche Erziehung, denn Louis Napoleon war ein ganz unbändiger aufgeweckter Junge und nicht nur von einer ganz außerordentlichen Lebhaftigkeit des Temperaments und einem ungewöhnlichen Starrsinn, sondern auch von einer Lebendigkeit und Gegenwart des Geistes, von einer Schnelligkeit und Gewandtheit der Replique, daß der gute Abbé seine liebe Noth hatte, ihn in Rand und Band zu halten. Gegen jeden Tadel hatte er eine Antwort; bei jeder Weisung verlangte er den Beweggrund zu wissen, und bei energischem Widerspruch loderte sogleich sein wilder Jähzorn auf. Selbst seine Mutter, welche der Prinz zärtlich liebte, hatte von seinem ungeberdigen Wesen zuweilen zu leiden, und sie vermochte dem Wildfang kaum anders zu strafen, als durch Bußen, die sie seinem stolzen Selbstgefühl und seinem empfindlichen Ehrgeiz auferlegte. Sein kühnes unerschrockenes Wesen und kaltes Blut bekundete sich am frühesten in der leidenschaftlichen Vorliebe für die Reitkünste und für feurige wilde Pferde, und gerade hierin mußte die Königin ihm gewähren lassen, denn die Bewunderung für den Muth und die Kühnheit des Prinzen beschwichtigte oft die Angst des mütterlichen Herzens.

Beinahe gleichzeitig mit der Uebersiedelung der Königin Hortense hatten sich auch mehrere andere bedeutende Persönlichkeiten der bonapartistischen Partei theils in Konstanz, theils in der Gegend niedergelassen. Die Schweiz gab ihnen ein ruhiges Asyl, einen angenehmen und ziemlich wohlfeilen Aufenthalt und eine bescheidene Verborgenheit. Sie alle traten in mehr oder weniger lebhaften Verkehr mit der Königin Hortense und deren Bruder, dem Herzog von Leuchtenberg, wenn dieser sich vorübergehend auf seinem Schlosse Eugensburg aufhielt. Dieß verschaffte der Königin die Annehmlichkeiten eines kleinen gebildeten Kreises von Gesinnungsgenossen und Anhängern, welche auch wirklich mit inniger aufrichtiger Hingebung und Hochachtung an Hortense hingen und in deren Kreis sie nie anders genannt ward, als „die Königin“. Später erhielten diese Kreise oder Gruppen von Bonapartisten noch einige andere Mittelpunkte oder Krystallisationskerne, z. B. den kühnen Reiter-Obersten Parquin, von welchem wir schon oben als dem Gatten des Fräuleins Louise Cochelet, der Vorleserin, Freundin und Vertrauten der Königin, gesprochen, und der sich auf dem Schlosse Wolfsberg angesiedelt hatte, und die Frau v. Reding, die frühere Erzieherin der Prinzessin Mathilde von Montfort, welche ihren Aufenthalt in Konstanz genommen.

Zu Anfang ihres Aufenthalts in Arenenberg beanspruchte die Königin Hortense jedoch nicht viel geselligen Umgang, außer demjenigen ihrer theuren Freundin Louise Parquin-Cochelet und der paar Damen, mit denen sie sich umgeben hatte. Selbst die Herzogin von Dino, mit welcher die Königin sonst ebenfalls intim war, wußte sich Hortensen nicht unentbehrlich zu machen und verließ bald das Schloß Salenstein wieder, worin sie sich eingerichtet hatte, weil ihr der kleine Hof zu Arenenberg zu monoton war. Das Einkommen der Königin war ein ziemlich bescheidenes, und der Umbau des Schlosses hatte sie mehr gekostet, als sie ursprünglich auszugeben beabsichtigt. Das Schloß hatte zu der Zeit, wo die Königin es kaufte, noch einen etwas burgartigen Anstrich. Das Hauptgebäude war mit Zinnen, einem Thürmchen und einer Glocke versehen gewesen, und das ganze Gut sammt den Oekonomie-Gebäuden und Wohnungen von einer Mauer mit vier Rundthürmen umgeben. Die Königin hatte keinen Sinn für diese Romantik, und beauftragte einen Werkmeister Wehrle aus Konstanz, ihr einen Plan zu eingehender Modernisirung des Schlosses zu machen. Demgemäß wurden die Zinnen und das Thürmchen des Hauptgebäudes weggenommen und durch eine Verandah ersetzt, dem Hause seine jetzige Gestalt gegeben, die Oekonomiegebäude bis auf ein einziges abgetragen, die Umfassungsmauern und Thürme niedergerissen und der ganze Raum innerhalb der einstigen Ziegelmauer eingebnet. Auf dem so gewonnenen freien Platze ward dann ein weitschichtiges Oekonomiegebäude, bestehend aus Erdgeschoß und Einem Stockwerk errichtet, welches Stallungen, Küche, Domestikenzimmer, ein kleines Theater, einige Fremdenzimmer und ein Kalthaus für Pflanzen enthielt. Etwas abseits davon ward noch eine Kapelle für den Privatgottesdienst der Besitzerin erbaut.

Bei der Eintheilung und häuslichen Einrichtung des Schlosses selbst hatte die Königin mehr die Stille und Behaglichkeit eines Landsitzes, als die Pracht und den Glanz eines Hofes im Auge. Im Hauptgebäude, das man gegen früher noch durch einen Anbau gegen Süden vergrößert hatte, war nur Raum für die Appartements der Königin selbst und ihrer Damen

Digitized by Google

so wie einige Fremdenzimmer für weibliche Gäste. Vom Garten oder Hof aus trat man in einen mäßig großen Vorplatz, von wo eine hölzerne Treppe nach den oberen Stockwerken hinaufführt. Auf den Vorplatz des Erdgeschoss mündeten die Thüren des Empfangzimmers, des Salons, des Sommersalons, des Speisesaals und eines größern Gemachs, welches zu gleicher Zeit Billard- und Bibliothekzimmer war. In der Beletage befanden sich ein kleiner Salon mit Bibliothek, zwei Schlafzimmer und ein Zimmer für die Kammerfrau, und außerdem das Schlafzimmer der Königin, von mäßigem Umfang, mit einem Alkoven oder einer Nische für das Bett und zwei Fenstern, sowie daneben das Malzimmer der Königin mit einem Fenster nach Norden. Das oberste Stockwerk enthielt nur fünf Schlafzimmer für die Damen und etwaige Gäste. Man wird gestehen müssen, daß diese häusliche Einrichtung sehr bescheiden war für eine Frau, welche einst einen Thron inne gehabt und die Honneurs des glänzendsten Kaiserhofes der Neuzeit gemacht hatte. Aber diese Räumlichkeiten genügten der Königin bis zu ihrem Tode, und ihr hoher Sinn gab sich gerade darin kund, daß sie die wahre menschliche Größe nicht in Aeußerlichkeiten suchte. — Der Prinz und sein Hofmeister bewohnten je zwei kleine Zimmer in dem Nebengebäude, wo auch die Zimmer für die männlichen Gäste und die höheren Angestellten der Königin waren.

Aber trotz der schlichten anspruchslosen Umgebung machte Hortense in ihrer ganzen Erscheinung doch immer den Eindruck einer Königin. Sie war eine große stattliche Frau von wahrhaft königlicher Haltung und vornehmer Erscheinung. Ihre Züge hatten in der Ruhe etwas Kräftiges, Männliches, in der Erregung der Unterhaltung aber, oder wenn sie lächelte, einen siegbaft gewinnenden Ausdruck von Anmuth, von unwiderstehlicher Freundlichkeit — jenes gewinnende Etwas der persönlichen Erscheinung, das auch der Kaiser, ihr Sohn, von ihr geerbt hat. Der Mund war ziemlich groß und start, aber im Lächeln von unnachahmlicher Grazie; wenn sie lächelte, schienen ihre schönen großen, geistvollen Augen förmlich mitzulächeln. Die Königin hatte ein reiches aschblondes Haar, und suchte in späteren Jahren das Vordertheil des Scheitels und das Obertheil der Stirne stets halb zu verdecken, sey es durch ein Band, sey es durch einen Schmuckgegenstand. Ihre Stimme war voll und klar, aber ungemein weich, biegsam und melodisch. Sie sang ergreifend schön, mit dem dramatischesten Ausdruck, und ihre eigenen Lieder-Kompositionen kamen erst zu voller Geltung, wenn man sie von der Königin selbst vorgetragen werden hörte. Bekanntlich hatte sie nicht nur das bekannte Partant pour la Syrie komponirt, sondern noch eine Menge anderer Lieder (z. B. von Béranger, welchen sie hoch verehrte: la Nostalgie, le vieux sergeant etc.), Balladen und Romanzen, und ihre musikalischen Kompositionen sind sämmtlich von bedeutender gemüthlicher Wirkung. Ihre Kenntniße und Leistungen in Musik und Malerei gingen über das gewöhnliche Maß des Dilettantismus weit hinaus. Ihr Benehmen war von einer ebenso großen Einfachheit, Milde, Anspruchlosigkeit und herzgewinnenden Anmuth, wie ihre Haltung und Gebahren vornehm und echt aristokratisch, und ihre Manieren verläugneten jeglichen Standesbochmuth. Wer mit Hortensen je in Berührung gekommen, der erkennt das Treffende in dem Ausspruch, den der erste Napoleon über sie gethan hatte: „Elle n'est pas la plus belle de Grâces, mais la plus gracieuse des belles" (sie ist nicht die schönste der Grazien, aber die graziöseste der Schönen).

So war diese seltene Frau beschaffen, welche fünfzehn Jahre in den bescheidenen Räumen von Arenenberg verlebte und ihr Andenken dort und in der Umgebung in unzähligen Herzen verewigt hat. Ihre Lebensweise war einfach wie ihre Einrichtung. Zu Anfang ihres Aufenthalts auf dem Arenenberg verbrachte die Königin den Morgen und den Vormittag gewöhnlich allein in ihrem Zimmer und schrieb an ihren Denkwürdigkeiten, zu deren Abfassung sie von außen her gedrungen ward durch die steten Verleumdungen und Verdächtigungen, deren Gegenstand sie namentlich seit dem Anfange der zwanziger Jahre und dem Tode des Kaisers war. Die bourbonische Presse war unermüdlich in derartigen Angriffen, welche nicht blos der geschichtlichen Persönlichkeit, sondern auch ihrem Charakter als Frau galten. Sie suchte nicht nur diese Angriffe auf sich selbst zu widerlegen, sondern folgte auch dem Drange einer innern moralischen Pflicht, um das Andenken des gestürzten Kaisers gegen die Menge von verleumderischen Anklagen in Schutz zu nehmen, welche gegen den Verbannten von St. Helena geschleudert wurden. Diese Denkwürdigkeiten, im Jahre 1815 begonnen und erst nach ihrem Tode veröffentlicht (und selbst da nur theilweise, aus Rücksichten, welche der Prinz Louis Napoleon damals zu nehmen glaubte), enthalten ein ungemein reiches und dankbares Material für den Geschichtschreiber.

Nach Mittag fuhr die Königin häufig spazieren oder erging sich auch mit ihren Damen in der schönen Umgebung, wobei der Prinz häufig zu Pferde die Mutter begleitete. Dann malte oder zeichnete die Königin einige Stunden, wenn die Jahreszeit es erlaubte, und nach dem Diner, das nach französischer Sitte erst gegen Abend eingenommen wurde, verbrachten die Königin und ihre Damen den Abend mit Musik, Lektüre oder Conversation.

Es war Hortensen allmählig gelungen dem Prinzen mehr Geschmack an den Studien beizubringen, aber er lernte leichter durch Unterhaltung und Geplauder, als durch förmlichen Unterricht. Seine unbeugsame Willenskraft äußerte sich bei Louis Napoleon schon frühe in der Ausdauer, womit er sich bemühte, seinem von Haus aus zarten und schwächlichen Körper durch anhaltende Abhärtung und anstrengende körperliche Uebungen Kraft, Geschmeidigkeit und Dauerhaftigkeit zu geben. Er war ein ebenso kühner und gewandter Reiter, als fertiger Voltigeur; er lernte meisterhaft auf Hieb und Stoß und mit dem Bajonnet fechten. Er war ein gewandter und ausdauernder Schwimmer und Ruderer, und mehr als einmal schwamm er von dem Dorfe Manenbach aus nach der drei Viertelstunden entfernten Insel Reichenau hinüber, wobei ihm der Schiffer Frey mit dem Kahne folgte. Im Winter gewährte ihm das Schlittschuhlaufen auf dem Untersee, der beinahe alljährlich gefriert, einen sehr großen Genuß, und man sah ihn dann häufig seine Mutter oder eine von deren Freundinnen im Stuhlschlitten auf dem Eis hinschieben. Im Sommer fuhr er die Königin und ihre Gäste im Kahn, zumal an schönen milden Abenden, und die Königin nahm dann oft ihre Guitarre mit und sang, daß der linde Abendhauch die herrlichen Klänge ihrer melodischen Stimme weit über die leichtgekräuselten schiefergblauen Wogen hintrieb.

Der Glaube an seine künftige hohe Bestimmung und seinen Glücksstern war dem Prinzen schon frühe lebendig vor der Seele, und die Königin nährte diesen inneren Drang und Sporn nach Kräften, und suchte ihm bei Zeiten eine praktische Richtung zu geben. Sie ermunterte die Vorliebe des Prinzen für Waffenübungen wie zur Kriegskunst. Die meisten Geschenke, welche der heranwachsende Jüngling erhielt, bestanden in schönen Waffen, namentlich Scheibenbüchsen und -Pistolen, Jagd- und Militärgewehren, Modellen von Geschützen, Befestigungen, Ausrüstungs-Gegenständen und in den besten neueren Werken über Kriegskunst. Schon frühzeitig übte er sich im Park von Arenenberg im Pistolenschießen, und später trat er als Mitglied in die thurgauische Kantonal-Schützengesellschaft und besuchte als solches sehr regelmäßig und eifrig die Schießstätte zu Ermatingen, wo er sich bald als einer der geschicktesten Freihandschützen hervorthat. Von den Reisen, welche die Königin beinahe regelmäßig jeden Winter mit ihrem Sohne machte, weil es auf dem einsamen Arenenberg doch so still und eintönig war, brachte der Prinz gewöhnlich nur Waffen oder Bücher über Kriegsgeschichte und Kriegskunst nebst allerlei Notizen über dasjenige, was ihn besonders angesprochen hatte, mit nach Arenenberg.

Und das was den Prinzen ansprach, waren nicht etwa die Reize der Natur und die Pracht der Landschaft, noch die Schönheiten der Literatur, Poesie und bildenden Kunst. Diese fiels ihn kalt. Sein Sinn war von frühe nur auf Praktisches, Exaltes gerichtet, und er zeigte schon auf jener Altersstufe, wo der Jüngling leicht einen Hang zu weichlicher Sentimentalität, zu träumerischer Romantik und einer überspannten Gefühlsseligkeit zeigt, eine gewisse Energie und Nüchternheit, eine Geringschätzung

Digitized by Google

solcher Dinge. Er dachte schon frühe sehr ironisch und abschätzig von den Menschen, obschon er sich immer der urbanisten Formen des Umgangs befleißigte und niemanden durch hochmüthiges Wesen verletzte. Nur in einigen wenigen Fällen, wo er, aus seiner gewöhnlichen Verschlossenheit herausdrettend, über seine Zukunft laut dachte und bei Einzelnen seinen Glauben an die Verwirklichung seiner Zukunftsträume fand, konnte er herb antworten. Sonst war der Prinz als Jüngling äußerst genügsam und anspruchslos in seinen persönlichen Bedürfnissen, äußerst mäßig in Speise und Trank. Seine beiden Zimmerchen waren nur mit dem mäßigsten Comfort versehen, und Hortense selbst verschmähte so sehr jedes Schaugepränge und jeden Luxus in Toilette und Tafel, daß man bei ihr immer nur einfach, ja man möchte sagen gut bürgerlich speiste, daß nur die Königin selbst und ihre Gäste französische oder fremde Weine tranken, der Prinz und die übrigen Hausgenossen aber mit den, übrigens guten und feurigen Landweinen vorlieb nahmen. Den Genuß den die Königin an einer geistreichen anregenden Konversation und den Annehmlichkeiten einer guten gebildeten Geselligkeit im Salon fand, hatte der Prinz nie getheilt. Er war mehr schweigsam und in sich gekehrt, als zerstreut; er war mehr Beobachter und Denker als Träumer; nur ab und an gab er eine Bemerkung zum Besten, aber immer an gelegenem Orte und mit unwiderlegbarer logischer Schärfe. Langathmige Erörterungen von Zeitfragen u. s. w. haßte er, und gab seine Ansicht stets in sentenziöser Kürze kund. Schon von frühe auf machte sich bei ihm eine merkwürdige Sicherheit und Bestimmtheit des Urtheils und eine schlagende Richtigkeit des Denkvermögens geltend; er war konsequent in Neigung und Abneigung, vor Allem aber in seiner abgöttischen Verehrung für den Kaiser Napoleon, und konnte herb und bitter werden, wenn jemand an irgend einer Handlung desselben mäkelte oder tadelte, war aber auch unermüdlich in Erkundigungen nach allen möglichen Details über des Kaisers Persönlichkeit und Lebensweise, wenn ihm der Zufall jemand in den Weg führte, der darüber Auskunft zu ertheilen vermochte. Wankelmuth in seinen Entschlüssen oder Plänen, unbedachte Aeußerungen, absprechende vorschnelle Urtheile oder ungerechte Bemerkungen waren ihm schon von frühe auf fremd. Dagegen ließ er sich von der beharrlichen Verfolgung eines einmal gefaßten Entschlusses oder Planes nicht abbringen, sondern suchte denselben in aller Stille ruhig und ohne Ostentation zum Ziele zu führen, und bewies, wie die Königin sagte, in allen Stücken einen ganz merkwürdigen „sanften Eigensinn." Den Erörterungen über Kunst und Literatur, der Schöngeisterei überhaupt und den musikalischen Aufführungen wich er geflissentlich aus, und die überschwänglichen Lobeserhebungen, womit der Kreis seiner Mutter die musikalischen Produktionen der Königin oder ihrer zufälligen Gäste feierte, verursachten ihm Widerwillen. An einem Klavier oder einer Harfe interessirten ihn der Bau und Mechanismus mehr als der Ton derselben. In allen diesen Stücken zeigte sich schon frühzeitig jene Richtung, welche in der spätern Geschichte des Kaisers ihre Vollziehung fand, und dieß ist nicht etwa ein bloses Argumentum ex post, sondern es leben in der Umgegend von Arenenberg noch Dutzende von den Altersgenossen des Kaisers, z. B. Herr Friedrich Ammann in Mannenbach, Herr Bundesrath Kern in Bern und viele Andere, welche diese unsere Behauptung mit Thatsachen belegen können.

Eine neue Phase der Charakter-Entwickelung ging dem Prinzen auf, als er sich an den kriegerischen Uebungen der thurgauischen Milizen theils aktiv, theils als Zuschauer betheiligte, und hieburch die ersten Elemente der Kriegskunst praktisch kennen lernte. Diese ersten Anschauungen vom Kriegshandwerk gingen parallel mit den ersten Eindrücken, welche man ihm in das Treiben und die Pläne der Familie Bonaparte gewährte, deren Glieder damals größtentheils in Rom versammelt waren. Die Königin besuchte mehre Jahre hindurch Rom als Winteraufenthalt und nahm den Prinzen mit, der dann bei dem ein- bis mehrwöchentlichen Verweilen in Florenz seinen Vater und Bruder (der bei ersterm lebte) sehen konnte. Im Schoos der in Rom vereinigten Familie sprach man nicht nur unumwunden von den Wünschen und Hoffnungen der Napoleoniden, sondern erörterte auch mit unerbittlicher Schärfe die Mißgriffe, die sich die Bourbonen in Frankreich zu Schulden kommen ließen, die Zettelungen, die man eingefädelt, die Verbindungen mit der immer stärker werdenden bonapartistischen Partei in jenem Lande, und die Anregungen, Ermuthigungen und Hoffnungen welche die noch in der französischen Armee und Bureaukratie vorhandenen Anhänger und einstigen Offiziere und Soldaten des großen Napoleon preisgaben. Auf die Königin Hortense machten solche Kunden den tiefsten Eindruck, denn sie nahm sie auf mit der hoffnungsvollen zärtlichen Liebe des Mutterherzens für ihren Sohn, den präsumtiven Erben jenes nur vorübergehend gestürzten Kaiserthrones; sie erglühte von Hoffnung in jenem unerschütterlich festen zuversichtlichen Glauben an den niemals untergehenden Glücksstern der Napoleoniden, an die unveräußerlichen Anrechte und den höhern Beruf der Napoleoniden zum Ausbau jenes Werkes, das der Todte von St. Helena nicht mehr hatte zu Ende führen dürfen. Sie sprach darüber oft mit dem Prinzen und verhehlte ihm nicht, daß das ganze Gewicht dieser Aufgabe dereinst auf seine Schultern gelegt werden würde. „Der König von Rom oder beziehungsweise der Herzog von Reichstadt wird niemals fähig seyn, dieses Werk zu Ende zu führen," sagte sie. „Wir wissen gewiß, daß Metternich ihm durch Weiber und Tändeleien zu verderben, durch eine irregeleitete Erziehung zu verweichlichen sucht. Man wird den Armen vor der Zeit zu Grunde richten, wenn er Thatkraft zeigt, wie man einst Joseph II. durch Weiber beseitigte. Dann bist Du der Erbe jener geistigen und geschichtlichen Hinterlassenschaft Deines Ohms, mein Sohn; aber die Krone wird Dir niemals mühelos in den Schoos fallen, Du wirst sie mit dem Schwerte erkämpfen müssen. Darum bereite Dich bei Zeiten vor, nicht blos ein vollendeter Soldat, sondern auch ein Staatsmann und Diplomat zu werden. Bedenke, daß nur ein rücksichtsloser Egoismus und Ehrgeiz solche Pläne durchsetzt, und daß um Andere zu überzeugen, der eigene Glaube an seinen Glücksstern nöthig ist!" — Diese Samenkörner fielen in dem verschlossenen Gemüthe des Prinzen auf ein fruchtbares Erdreich.

(Schluß folgt.)

Das wilde Heer oder Nachtgejaid.

Wohl richtiger „wüthendes" Heer genannt, weil es von Wodan herkommt und Wodan's Heer heißen soll. Im Oberschwäbischen versteht man heutigen Tages unter Wuetas Wodan's wildes Heer und wie es irgendwo recht kunterbunt durcheinander geht, daß Einem Hören und Sehen vergehen könnte, pflegt der allgäuer Bauer zu sagen: „Ihr thond (thut) bi Gott wie's Wuetas!" Wenn dann im Winter rauhe Schneestürme über die mit Steinen beschwerten Schindeldächer jener rauhen Gebirgsgegend segen und der Sturmwind in den Kaminen — insonderheit zur Zeit der zwölf Nächte zwischen Weihnachten und dem Drei-

Digitized by Google

noch täglich Funde an Waffen, Schmucksachen und Münzen gemacht werden. Wo keine Grabhügel oder Ueberreste römischer oder urgermanischer Befestigungen sind, in deren Nähe auch nur solche Funde zu Tag kommen, trifft man nirgends die Sage vom Zuge des wilden Heeres, ein Umstand, der bereits vielen Forschern entgangen ist.

Der unvergleichliche Schönwerth sagt im I. Bande seiner Sitten und Sagen aus der Oberpfalz, daß er die Beobachtung gemacht, wie das Nachtgejaid stets von Nordosten nach Südwesten ziehe und daß er dies auf Odin deute, der an der Spitze der wandernden Germanen einherfährt. Es ist der Weg, den die einbrechenden Germanen über Böhmen her nahmen. Hätte man alle diese Stellen beisammen, wo die wilde Jagd geht, aus ihrem Zusammenhang würde man auf Weiteres, vielleicht auf den ganzen Zug der Einwanderung schließen können. Ungeschraubt läßt sich die Annahme, daß wer bei der Annäherung des wilden Heeres sich nicht auf das Angesicht niederwirft, zerrissen oder mitgenommen wird, dahin erklären, daß die Uebewohner, wenn sie sich den einbringenden Germanen nicht unterwarfen, dem Schwerte oder der Knechtschaft verfielen!

Auch in Frankreich hat sich eine dunkle Sage erhalten von dem Vordringen fremder Völker, von dem Einfalle der Hunnen unter Attila im Jahr 451, welche von Osten gezogen kamen und nach der Schlacht von Chalons sich südlich wandten. Nachdem Attila den orientalischen Kaiser seine Uebermacht hatte fühlen lassen, machte er einen Anschlag auf das westliche oder römische Kaiserthum. Er zog demzufolge 451 mitten im Winter herauf bis an den Rhein. Alle Völkerschaften, auf die er stieß, schlossen sich ihm an. Da fielen die Städte Tongern, Trier, Straßburg, Speier, Worms, Mainz, Andernach, Arras, Besançon (Bisanz), Toul u. s. w. und schon war er nach einer langen Belagerung in die Stadt Orleans gedrungen, als ihm von dem römischen Feldherrn Aëtius Einhalt geschah. Da zog Attila wieder dem Rhein zu und lagerte sich in den Ebenen bei Chalons an der Marne und erwartete die Heere seiner Gegner. Am Abend des Tages, wo die Schlacht vor sich ging, lagen 250,000 Männer erschlagen auf der Wahlstatt. Kein Theil hatte gesiegt. Attila wandte sich nach Italien, zerstörte Aquileja, Pavia, Treviso, Verona, Mantua, Cremona und Brescia mit all' ihren Schönheiten und erwürgte, was

Das Beschlagen der Ochsen in Rom.

Odem hatte. Er hätte auch Rom verwüstet, wenn nicht Papst Leo ihm persönlich Vorstellungen gemacht, worüber er wie von einem wüsten Taumel zu sich kam. Nun zog dieser Scheusal, die Geißel Gottes genannt, wieder heim und starb 453. Zu Anfang des Jahres 1859 entdeckte man im Tarnoker Thale des Comitats Stuhlweissenburg dessen Grab. Nach dem Gesagten darf man sich also nicht mehr wundern, daß die Erzählungen von diesen Greueln im gemeinen Volke nach 1400 Jahren sich als dunkle Erinnerungen erhalten haben. Für den Italiener und Franzosen hat der verheerende Einfall der Hunnen, für den Deutschen dagegen das siegreiche Vordringen der Germanen sich noch in der Tradition wie in der Sage erhalten, nach den Oertlichkeiten aber in verschiedene Gewänder gehüllt und divergirend beurtheilt.

Wilhelm Kaulbach hat in seiner so wundervoll componirten Geisterschlacht dies dargethan. Die Römer unter ihrem Führer Aëtius treten den Hunnen unter Attila entgegen. Nachdem der Kampf erfolglos den ganzen Tag gewährt, erwachen die Erschlagenen um Mitternacht neuerdings und erheben sich in die Lüfte. Da dauert das gegenseitige Gewürge bis zum Morgen unentschieden fort. Den unteren Theil des kaulbachischen Bildes füllen die Gruppen der Erschlagenen aus. Diese kommen nach und nach wieder zu sich oder werden erweckt. Sie greifen zu ihren Wehren, sammeln sich um ihre Führer und Feldzeichen und schwingen sich in die Lüfte, um einander neuerdings mit Schwert und Wurfspieß zuzusehen. Im Hintergrund erblickt man die Stadt Rom.

Die Erinnerung an den Wanderzug der Völker, ihre hochverehrten

Götter an der Spitze, im Gefolge Hausthiere, Weiber und Kinder, mitunter auf Wägen, ist der Grundgedanke des wüthenden oder Wodan-Heeres. Die gewaltigen Heerhaufen der Germanen hielten die vorhandenen Römerstraßen ein, vertrieben allenthalben die bestürzten Römer und wer unter sie gerieth, mußte mitwandern und wer sich ihnen widersetzte, verlor sein Leben. Daher der stets wiederkehrende Gedanke, daß das Nachtgejaid diesen oder jenen mitgenommen habe.

Nach dem Zuge der Hunnen warfen deutsche Völkerschaften sich nach Italien und eroberten im Jahr 455 Rom zum zweitenmale. Allemannen und Thüringer vertrieben die letzten römischen Besatzungen aus ihren Castellen an der Donau und im Jahr 476 nahmen Rugier und Heruler den letzten römischen Kaiser — Augustulus — in Ravenna gefangen, rissen ihm den Purpur und die Zeichen seiner Würde vom Leibe und riefen dafür ihren Anführer zum Könige von Italien aus. Der Name eines römischen Kaisers wurde nun nicht mehr gehört. Die ganze Monarchie lag in Trümmern und die Deutschen herrschten jetzt von Nordafrika beinahe durch ganz Europa, bis an's schwarze Meer. Spanien und Portugal hatten die Sueven und Westgothen, Britannien die Sachsen und Angeln, Italien die Heruler, Gallien die Burgunden, Gothen, Alanen und Franken im Besitz. Alle Cultur der Völker war dahin und die jungen Völker begannen das gesellschaftliche Leben von Neuem.

Ein halbes Jahrhundert vor Christi Geburt, nämlich zu Cäsar's Zeiten, sollen die alten Deutschen noch keine anderen Gottheiten als die Sonne, den Mond und das Feuer verehrt, zu Tacitus Zeiten jedoch oder einhundertfünfzig Jahre später sollen sie schon eine Menge von Gottheiten gehabt haben. Es ist aber wahrscheinlicher, daß sie selbe schon lange verehrt und daß die Römer nur nicht Gelegenheit gefunden, etwas Zuverlässiges darüber in Erfahrung zu bringen. Die vorzüglichsten wie uralltesten Gottheiten der Deutschen waren von den augenfälligsten Begebenheiten oder Wohlthaten der Natur hergenommen. Als sie die schauervolle Majestät eines herrannahenden Unwetters bemerkten und das Rollen des Donners hörten, nannten sie dieses Wesen über dem Gewölke den Donnerer oder Thor. Dem gütigen, unsichtbaren Wesen, das nach ihrer Meinung die Fortpflanzung und Erhaltung des Menschengeschlechtes be-

Dein-et-Kamar, der Hauptort der Druſen.

günstigte, gaben sie den weiblichen Namen einer Braut, und nannten sie Freya, Huldа oder Percht. Beim Aufbruch in den Krieg oder vor einer Schlacht flehten sie Wodan um seinen Beistand an. Wehe den gefangenen Römern, denn diese wurden entweder dem Wodan geopfert oder mußten den Deutschen als Sklaven die Säue hüten. Wodan war der oberste Gott, der Vater der Götter, den man als den Schöpfer, Geber und Lenker aller Dinge verehrte. Dem nordischen Götterkönige Odin entspricht er deshalb vollkommen. Es wird von diesem gleichfalls erzählt, daß er alle in der Schlacht Gefallenen im Himmel um sich versammle und die ähnlich klingenden Namen deuten gleichfalls auf die Verwandtschaft beider Götter hin, wiewohl statt Wodan eigentlich Wotan gesagt wird. Eine Menge Stellen sowohl am Firmamente als auf der Erde trugen seinen Namen.

So hieß die Milchstraße ehedem Wodansstraße und jene durch Räubergeschichten im vorigen Jahrhundert so verschrieene Waldung heißt noch der Odenwald. Ebenso leitet man jetzt die Namen Wunsiedel von Wodans-Sedel, Wonsgehai von Wodansweg, Wonsees von Wodans-See, Wodaneswege, vordem ein Rittersitz in der Altmark, von diesem Göttervater ab. Eigenthümlich war bei letzterer Familie, daß sie die Blüthe des Bauerpfeffers im Wappen führte, welche gleich der Hauswurz diesem Gott geheiliget war. Einige lassen letztere nur dem Thor allein geweiht sein, aus welcher Ursache in vielen Gegenden Oberdeutschlands die Hauswurz (Sempervivum tectorum) in kleinen Käßchen und mit Erde gefüllt auf den Dächern als Präservativmittel gegen das Einschlagen des Blitzes getroffen werde. Sie sollte zum Schutze vor

dem Unmuthe des Donnergottes Thor dienen. Auf der Wodansstraße stiegen nach altheidnischem Glauben die Seelen der Abgestorbenen in den Himmel.

Die Glaubensapostel der Deutschen verschmähten es nicht, auf die Sinne der Heiden durch alles zu wirken, was dem christlichen Cultus ein höheres Ansehen gegenüber dem heidnischen gewähren konnte. Heidnische Plätze und Tempel wurden beibehalten, indem man sie in christliche verwandelte und ihnen eine gleich heilige Bedeutung zugestand. Die heidnischen Götter selbst wurden als Unmächtige gegen den wahren Gott hingestellt und in böse Gewalten (Dämone, Teufel) verkehrt. Einzelne heidnische Gebräuche und Ueberlieferungen dauerten fort, indem sie nur den Namen änderten und auf Christus, Maria und die Heiligen anwendeten, was vorher von Thor, Wodan oder Perchta geglaubt worden war (man vergleiche hierüber die Einleitung zur deutschen Mythologie von Jakob Grimm).

Die Einführung des Christenthums machte anfangs die verwilderten Deutschen anbächtig, aber nicht zahm und die Verwilderung war noch groß, als Kaiser Karl der Große an die Regierung kam. Wenn auch das Christenthum, vom 6. Jahrhundert angefangen, allenthalben sehr ausgebreitet wurde, so herrschte mehr christliches Leben als wie wahres Christenthum. Lange mußten selbst die Geistlichen aus fremden Landen herbeigeholt werden, weil die eingebornen Deutschen ihrer Ungezähmtheit wegen zu diesem Stande völlig unbrauchbar waren. Allerdings ließen sich die deutschen Stämme die äußerlichen Ceremonien der christlichen Religion gefallen, aber sie waren und blieben viel zu roh, um den einfachen, stillen, nach Versöhnung, Nachstenliebe und Gerechtigkeit wirkenden Sinn der christlichen Sittenlehre zu begreifen und selbe lieb zu gewinnen. Der Glaube an Wodan und Perchta erhielt sich nebenbei fort und wie nach altheutscher Vorstellung diese Götter in den zwölf Nächten vor unserer jetzigen Dreikönigstage — dem heidnischen Winter sonnenwendfeste — Segenspenden wie strafend umher zogen, geschah nach wie vor, daß man hieran glaubte und als der Begriff dieser heiligen Zwölfnächte im Verlaufe der vielen Jahrhunderte sich verlor, mußte das wüthende Heer im Anzuge seyn. Doch kehren wir vorher wieder zu dem schlachtenlenkenden Wuotan zurück, der nach Verbreitung des Christenthumes nicht mehr die himmlischen Heerschaaren lenkte, sondern die Hölle beherrschte. Die Vorstellung des Heidenthumes und des Teufels als Gegensatz zur christlichen Kirche sind ein und dasselbe. Hieraus erklärt sich, beispielsweise erwähnt, auch die Meinung, daß alle Kinder, welche ungetauft sterben, unter das wüthende Heer kommen. Vor Allen ist es Wodan, der in das Gewand des Teufels gesteckt wurde. Als höllischer Jäger führt er das wilde Heer an, Wodan und der Teufel verlieren ihre Macht beim Schalle der Kirchenglocken, dem Wodan weichen sich die Kriegsleute oder thaten Gelübde, während man sich noch zu Anfang dieses Jahrhunderts dem Teufel verschrieb. Wie Wodan für den Erfinder des Würfelspieles galt, muß jetzt der Gottfeibeuns die Karten aufgebracht haben. Letzterer sowohl wie der abgedankte Schlachtengott führen breiträmpige Hüte und weit nach rückwärts rauschende Mäntel. Der Aufenthalt des Höllenfürsten wird in Felsenklüfte und dichte Wälder von unheimlicher Stille verlegt. Gerade in solchen geheimnißvollen Forsten, deren Baumwipfel ein leises Säuseln des Windes umspielte, wurde Wodan verehrt. Da stund oder hing ein ihm geheiligtes Zeichen. Der Name Wallfahrt — deutsch-heidnischen Ursprungs — kommt sonach nicht her von Wallen, sondern bedeutet eine Fahrt in den Wald, wo die Götter verehrt wurden. Dieserwegen ist auch der Rabe als ein echt deutscher Waldvogel mit schwarzem, metallschimmerndem Gefieder dem Wodan zuständig und erscheint mit im wüthenden Heere.

Nahe bei Albernborf der Pfarrei Muggendorf in Franken heißt ein Platz von einigen tausend Schritten Umfang die Heidenkatt (die Stätte der Heiden). Man will da schon oft das wilde Heer gesehen haben. Altheidnisches Geld (Regenbogenschüsselchen) so wie Waffen und Schmucksachen von Bronze wurden schon viel da gefunden. Eine halbe Stunde von da ist das hohle (der Holla) Loch mit allerlei unterirdischem Gekläfte und einem ziemlich großen Wasserbecken, wobei die Heiden in altersgrauer Vorzeit ihre Reinigungen vorgenommen haben sollen. Die Höhle zeigt vielerlei Tropfsteinbildungen und ist deren Wasser von erquickender Frische. Indem diese Höhle über fünfstundert Schritte weit in den Berg hinein reicht, diente sie zu Kriegszeiten schon öfter dem umwohnenden Landvolke mit Hab´und Gut als eine treffliche Zufluchtsstätte. Man heißt sie auch die Oswaldshöhle. Nach der Legende war St. Oswald ein Königssohn aus Schottland und verließ Land und Unterthanen, um in Deutschland dem Bekehrungswerke mit Eifer obzuliegen. St. Oswald wird mit einem Stab oder Scepter, in fürstlicher Gewandung und mit einem Raben auf der linken Hand abgebildet. Indem nur dem altheidnischen Wodan der Rabe zuständig war, in welcher Gestalt er sogar den Baulenten die Plätze zu Tempeln wie auch das Bau-Material zeigte, lassen Forscher der deutschen Mythologie es sich nicht nehmen, daß St. Oswald der christianisirte Wuotan ist. Wie bereits erwähnt, haben viele kirchliche Gebräuche, welche noch in voller Geltung sind, ihre Entstehung dem Heidenthum zu verdanken. Weil z. B. neubekehrte Christen beim Anzuge eines Gewitters in Angst geriethen, Wodan oder Thor nahe sich in den dräuenden Wetterwolken, um sich an ihnen wegen bereu Bekehrung zu rächen, läutete man die Glocken, ihnen damit zeigend, die Stimme des Christengottes sey mächtiger. Andererseits glaubten die erschrockenen Heiden, als die ersten Kirchengloden durch die Wälder Deutschlands, Englands und Skandinaviens tönten, die Stimme eines neuen unbekannten Gottes zu hören, vor dem ihre heimathlichen Götter fliehen müßten. In Niederdeutschland pflegt man bei der Ernte einen Büschel Getreide auf dem Felde stehen zu lassen für Wodan's Pferd. Diesen unschuldigen Gebrauch rottete jedoch das Christenthum weder bei dem norddischen noch bei dem niedersächsischen Landmann völlig aus. Nach der Edda reitet Odin das beste aller Rosse, den Sleipnir, dem wegen seiner Ausdauer und Schnelligkeit acht Füße zugeschrieben werden. Wuotan sitzt auf einem hohen Schimmel, woran der Lenker (Siegesgott) in der Schlacht leicht zu erkennen. Ihm ist ferner eine gewisse Zahl von Wölfen zuständig oder geheiliget, die ihn auch beim Zuge des wüthenden Heeres heulend umspringen. Noch führen unsere Wochentage die altheidnischen Bezeichnungen, denn wir sagen der Sonn-Tag, der Mond-Tag, der Erich-Tag (in Bayern der Irta), der Woen (Wodans)-Tag, in Oberdeutschland der Mittwoch, der Thor- oder Donners-Tag, der Freya-Tag.

Wie sehr man noch über das ganze Nachtgejaid im Unklaren ist, beweist der Umstand, daß etliche es nur in den zwölf heiligen Nachten auszieben lassen, andere überlassen ihm aber das ganze Jahr zu diesen schauerlichen Excursionen. Im Allgemeinen stellt man sich das wüthende Heer als eine böse Geisterschaar vor, welche bei Nacht oder schon nach eingebrochener Dämmerung wie eine finstere Sturmwolke dahin fährt, begleitet von einem furchtbaren Getöse, welches die meiste Aehnlichkeit mit dem Lärm eines Jagdzuges hat. Für den Anführer dieses mächtigen Geisterzuges hält man an einigen Orten den Teufel (Wodan) selbst, an den meisten jedoch den sogenannten wilden Jäger, der in Süddeutschland eine unbestimmte, in Norddeutschland dagegen eine ganz bestimmte Persönlichkeit ist, nämlich der Hans von Hakelberg, der als Oberjägermeister des Herzogs von Braunschweig 1521 verstarb. Des letzteren sowohl wie des getreuen Eckart soll später ausführlich gedacht werden. Hinter dem getreuen Eckart, der nicht allerorts gesehen wird, erscheint mehrentheils ein Reiter auf weißem Rosse (Wodan der Schlachtenlenker). Dann kommt der schmerliche Hausse gespenstischer Gestalten in mancherlei abenteuerlichen und scheußlichen Formen. Die einen zu Fuß einher schreitend, andere auf zweibeinigen Rossen reitend, nach andere auf Räder gebunden, welche von selbst laufen, wieder andere kopflos daher stürzend und ihre Schenkel auf den Achseln tragend. Mit Raben, Nachteulen, Hunden (Wölfen wohl richtiger) und Schweinen ist der groteske Zug ausgestattet, der unter Saus und Braus, Jagdgeschrei, Hundegebell und Hörnerklang über Auen, Sümpfe, dichte Wälder wie über Städte hinweg ihren Anführer (mit dem

Digitized by Google

breitkrämpigen Hute) nachstürzt. Was an einem Orte als Jagd erscheint, gilt anderwärts für den Aufbruch in den Krieg. Auf weißem Rosse zieht der Führer dem windschnellen Zuge kämpfender Geister voran, Waffen hört man klirren, Pferde wiehern und Kampfgeschrei erschallen. Im Nu ist der geisterhafte Spuk gleich einem Schattengewölk entschwunden.

Nun mag hier folgen, was man sich vom Pfahlranken erzählt, welcher zum Schutze der römischen Herrschaft in den Jahren 117—138 unter Kaiser Hadrian aufgeführt wurde und vom Nachtgejaid überfahren wird. Der Pfahlranken (vallum Hadriani) ist ein aus Erde und Steinen aufgeworfener Wall von ungefähr 5 Fuß Höhe und 8—9 Fuß Grundfläche, also keinerlei Mauerwerk. Der Wall wurde auf der Nordseite in einer Entfernung von 12—17 Fuß von einem parallel laufenden, nicht sehr tiefen Graben begleitet, welcher noch hie und da sichtbar ist. Von den eichenen Pfählen, welche diesen Graben schützten, hat der Pfahlranken, auch Pfahlrain, Pfahlhecke seine deutsche Benennung. „Ist eine Landwehr," schreibt Aventin, „von der Altmühl bis an den Neckar." In Wahrheit fängt der Hadrianswall unserne Kelheim an und zieht sich in mannigfach brechender Linie bis an den Rhein in der Nähe von Wiesbaden. Beschreibungen des Pfahlranken oder der Teufelsmauer haben Döderlein, Pfarrer Rettenbacher in Pappenheim, Stadtpfarrer Mayer in Eichstädt, dann Professor Buchner in München geliefert. Der Erste erzählt, „wie er von einer sonst wohl reflektirten Person sey versichert worden, daß als selbe bei nächtlicher Weile jene Strecke der Teufelsmauer zwischen Oberhochstadt und Burg Salach passirt habe, das sonst vertraute Pferd ungemein geschnaubet, ganz sonderbare Posituren und angsthafte Sätze gemacht." Ingleichen erzählt Döderlein, daß zu gewissen Zeiten in der Gegend von Theilenhofen und Riedern „zum öftern abscheuliches und fürchterliches Jagdgetöse und was sonst bei Parforcejagden vorgeht, gehört wurde, welcher Lärmen bald näher bald entfernter zu hören schien. Ihm selbst habe ein Bauer bei Durchreisung dieser Gegend erzählt, daß ihm bei hellem Tage das „wilde Heer" aufgestoßen sey. Er habe nämlich von ferne lauter Schatten auf sich zukommen sehen, da sey er aus dem Wege getreten, weil den Bauern dieses Blendwerk nicht unbekannt, und habe Menschen, Pferde und Jagdhunde, doch nur als Schatten und ohne Geschrei wahrgenommen. Die Schlafkammer eines Bauern von Gundelsheim bei Pfofeld steht auf dem Pfahlranken. Derselbe läßt es sich bis auf den heutigen Tag nicht nehmen, daß er einstmals in der Nacht durch Peitschengeknalle geweckt wurde, daß ein Reiter in vollem Galopp an seiner Bettstatt vorbei sprengte, hinterdrein schreckliches Getöse, dann folgten wohl hundert Pferde, eine Menge unbekannter Menschen mit ausländischen Stimmen. Blitzschnell sey Alles vorüber gejagt, noch stunden ihm die Haare zu Berg, wenn er daran denke. Seine Frau, wenn sie noch lebte, müßte dies bezeugen können. An allen Orten um den Hadriauswall wissen die Leute solcherlei Dinge zu erzählen. Auch kamen schon vielfältig da und dort Schmuckſachen und Waffenstücke aus Bronze zu Tage.

(Schluß folgt.)

Das Beschlagen der Ochsen in Rom.

Zu dem Holzschnitt auf S. 236.

Wer Rom, die „ewige Stadt," hinreichend genau kennt, um seine ersten romantischen Begriffe von Dem, was Rom nach seiner Idee seyn soll, auf das richtige Maß der Wirklichkeit herabzustimmen, dem wird die Scene, welche unser Holzschnitt auf S. 236 darstellt, hinlänglich vertraut seyn. Rom ist zwar eine Stadt, welcher die Zeit den Stempel des Zerfalls aufgeprägt hat; aber sie ist, wie die meisten Residenzen es wissen, nicht eine Stadt voll nobler öffentlicher Plätze mit Trümmern einstiger Tempel und Paläste und gebrochener Denkmäler, keine Stadt voll Zerfall der reichsten Pracht, wo umgestürzte Säulen an den Straßenecken liegen und zertrümmerte Triumphbögen und beschädigte Säulenhallen zu großen öden Plätzen voll klassischer und künstlerischer Denkmäler und Ueberbleibsel führen. Allerdings liegen in Rom alle möglichen Arten von Chroniken der Vergangenheit in Stein und Marmor in der Stadt und deren Umgebung herum; aber die Stadt selbst ist ein unregelmäßiger, düsterer, unscheinbarer Hanse von langweiligen, unreinlichen, oft sehr engen und übelriechenden Straßen und Gassen, die oft in öde Plätze ausmünden, wo hohe dunkle Häuser auf ein Gehege von Staub und Sand herabblicken. In den modernen Quartieren, wo die Fremden und namentlich die Engländer wohnen, herrscht zwar mehr Leben und Farbe; aber das äußere Aussehen der römischen Wohnungen ist zum größten Theil trübe und düster genug, und selbst die Tiber zeigt nicht klare Wellen, in denen sich die Sonnenstrahlen glitzernd brechen, sondern wälzt eine trübe, milchkaffeefarbene Flut durch ihr tiefes Bett, und die Wasserträger an derselben scheinen zu achten und zu stöhnen als beschwerten sie sich über ihre Arbeit, just wie die menschlichen Arbeiter, die an Ausgrabungen oder anderen mühsamen Geschäften Hand anlegen, nach jeder Schaufelvoll Erde oder Schutt, die sie auswerfen, innehalten um auszuruhen oder sich seufzend besinnen, und sich dann zu guter Letzt in Menge auf ihre Schubkarren setzen oder an die Erde niederstrecken, um zu schlafen. Die lebhaftesten und eifrigsten unter den italienischen Arbeitern sind zwar die Kutscher der öffentlichen Fuhrwerke und Miethwägen, die sich mit der Gier hungriger Raben auf den zögernden Fremden stürzen und um seine Kundschaft zanken; allein auch sie schieben ihre Droschken quer über das Trottoir, um unter den Schatten einer hohen Mauer zu kommen, und schlafen immer mit dem einen Auge, während sie bummelnd und lungernd auf dem Bocke oder dem Tritt ihrer Wägen hocken.

Zum schweren Zuge verwendet man in Rom und beinahe in ganz Italien nur Ochsen, und der Wanderer begegnet oft unverschens einer sehr malerischen Gesellschaft von Fuhrleuten in hohen Spitzhüten, ledernen Kamaschen, bunten Jacken und einem regelrechten Banditen-Aufzuge unserer Bühnen, wie sie eine lange Reihe dieser stattlichen kraftvollen Ochsengespanne mit dem langen Stachelstabe lenken, um Steine oder Quadern nach irgend einer Baustelle zu schaffen oder andere starke Lasten zu befördern, welche die Kraft der kleinen hageren italienischen Pferde allzu sehr in Anspruch nehmen würden. In Ländern aber, wo man den Ochsen allgemein zum schwereren Zuge verwendet, muß der kurze breite Huf des Thieres nothgedrungen durch ein Hufeisen geschützt werden, denn die Römerstraßen der Neuzeit, denen des Alterthums an Ruf und Güte unähnlich, sind oft sehr rauh, und den römischen Feldern fehlt es nicht an Steinen. Die Kunst, einen Ochsen regelrecht mit Hufeisen zu versehen, ist daher einer der ersten Erfordernisse eines römischen Schmieds, und oft ein sehr umständliches mühsames Stück Arbeit. Das Beschlagen eines Ochsens gibt deßhalb dem Fremden stets Anlaß, ein Stück römischen Volkslebens zu sehen. In den ärmeren Stadttheilen und auf den obenerwähnten öderen öffentlichen Plätzen sieht man daher häufig die Fuhrleute mit ihren glühenden Augen und weißen Zähnen ihre Ochsen zur Schmiede treiben, wo der Schmied sie in eine aus starken Balken gemachte Vorrichtung sperrt, wie man solche bisweilen zum Beschlagen bösartiger Pferde anwendet. Wenn nämlich die starken wilden Thiere nicht so fest angebunden werden, daß sie so gut wie macht- und hilflos sind, so läuft der Schmied oft große Gefahr von ihren langen spitzen Hörnern, und thut daher wohl daran, sich gehörig gegen dieselben vorzusehen.

Digitized by Google

Ein Hirte von der Militärgrenze.

Zu dem Holzschnitt auf S. 205.

Vor einigen Jahren machte der französische Maler Valerio (der Abkomme einer bekannten italienischen Künstlerfamilie) eine größere Reise durch die südöstlichen und östlichen Provinzen Oesterreichs, und sammelte dabei namentlich Scenen aus dem Volksleben und Trachten, welche er in geistvoller und lebendiger Auffassung auf die Leinwand übertrug und dann in den größeren Städten Europa's mit großem Beifall ausstellte. Unter diesen Skizzen nimmt namentlich die Hirtenbevölkerung jener Länder eine hervorragende Stelle ein, denn bei keiner Schichte des Volks trifft man mehr Originalität und Charakter als bei diesen halbwilden Schäfern, welche Tage und Wochen lang allein bei ihren Heerden draußen inmitten der öden unabsehbaren Steppen und Niederungen leben, welche sich der Koros, der Theiß, der Maros und Donau entlang ziehen, und dem Wind, Wetter und Ungemach, den wilden Thieren und Räubern trotzen. Diese Menschen in ihrem abenteuerlichen wilden Aufzug sind nebst den Heerden selbst ja beinahe die einzige Staffage der Wildniß. Wie oft trifft der Reisende, welcher jene Pußten und Grassluren durcheilt, einen Mann, von männlicher kecker Haltung, hageren markirten Zügen, leicht gekrümmter Adernase, wilden unsteten Augen und einem wehmüthig-melancholischen Ausdruck im Gesicht, der unbeweglich dasteht wie eine Bildsäule und mit dem scharfen Blick seiner unruhigen blauen Augen den ganzen Horizont überblickt! Ein langer gewichster Schnurrbart erhöht noch den kühnen Ausdruck dieser martialischen Physiognomie, und dieses unruhige lauernde Augenspiel ist das einzige Zeichen von Leben bei diesem Einsiedler.

In dem Mann auf unserm Bilde aber erkennt man einen Schäfer, juhasz, von kroatischer Race in seiner kleidsamen kriegerischen Tracht, welche bei diesen Südslaven ziemlich allgemein dieselbe ist. Das straffe lange Haar bedeckt eine rothwollene Mütze, etwas höher als ein Fes; aus dem häufenen Hemd schaut der gebräunte Hals heraus; eine offene Weste von rothem oder blauem Tuch mit zwei Reihen Knöpfe verhüllt leicht den Oberkörper, während die Beine in weiten linnenen Hosen stecken, die über den Strümpfen und Opanken oder Bundschuhen aufgebunden sind. Die Taille umschließt ein Shawl, zusammengehalten von einem Ledergürtel, worin die Pistolen und der Handschar sammt Schießbedarf getragen werden. Statt Rock und Mantel dient die dicke, mit einer Kapuze versehenen Bunda aus grobem Wollstoff, welche dem Manne zugleich die Stelle der Decke versehen muß, und über der Schulter hängt am Bandelier die lange türkische Flinte, deren sich die christlichen Bewohner der Herzegowina und der ganzen österreichisch-türkischen Grenze so gut gegen den Wolf und Luchs wie gegen den türkischen Erbfeind zu bedienen wissen. So lebt dieser kroatische Hirte ohne andere Gefährten als seinen Hund mit seinen Schafen und Ziegen beinahe das ganze Jahr draußen in den Berghaiden, wo ihm eine ärmliche Strohhütte ein dürftiges Obdach gibt. Seine Kost besteht in Brod und Brei aus Maismehl, in etwas Speck oder getrocknetem Fleisch, in Ziegenkäse, Ziegenmilch und hie und da etwas Wein oder Sliwowitza (Zwetschenbranntwein). Es ist ein eintöniges nüchternes Dasein, und doch möchte der ernste braune Bursche es kaum mit einem andern vertauschen, denn diese wilde Freiheit übt unbewußt auf ihn einen poetischen Reiz, und wenn er einmal vorübergehend nach seinem Dorfe kommt und am Tanz und Rundgefang zur Gusla oder slavischen Zither, welche diese Leute leidenschaftlich lieben, Antheil nimmt, so ist der Bursche wie umgewandelt und der lustigsten und tollsten einer. So hoch schwingt kein Andrer beim Tanze mit schniger Faust die bralle Tänzerin, so klar und schmetternd singt keiner die elegischen weichen südslavischen Lieder zur Gusla wie der Juhasz, und so kühn und erbittert schlägt sich auch keiner an der Grenze mit dem türkischen Erbfeind.

Deir-el-Kamar, der Hauptort der Drusen.

Zu dem Holzschnitt auf Seite 237.

Unser Bild auf S. 237 gibt unseren freundlichen Lesern eine Ansicht von Deir-el-Kamar (wörtlich Haus des Mondes) in der Nähe von Beyruth, also eine Ansicht des Hauptortes der interessanten Völkerschaft der Drusen, von denen wir in einem der nächsten Hefte eine ausführlichere Schilderung geben werden. Unser Bild zeigt den starken Flecken, wo Hakem, der Prophet und Emir der Drusen, vor 1845 residirte, auf seinem Berghang, und im Hintergrunde die Höhen des Libanon, welcher bekanntlich vorzugsweise von Drusen und Maroniten bevölkert ist. Die Drusen zählen ungefähr 300,000 Köpfe und sind ein unruhiger kriegerischer Volksstamm aus schöngebauten, kräftigen gewandten Menschen, die übrigens in socialer und religiöser Beziehung so ziemlich noch zu den halbwilden Völkern zählen, und am liebsten von Zeit zu Zeit über ihre christlichen Nachbarn die Maroniten herfallen, um sich nach morgenländischer Räuberweise wieder für einige Jahre die Mühe einer geregelten Arbeit zu ersparen. Bis wir unseren Lesern eine ausführlichere Schilderung von ihnen geben, bitten wir unser vorstehendes Bild namentlich als den Typus des landschaftlichen Charakters der syrischen Küstengebirge gebührend zu würdigen, denn es ist mit der objektivsten Treue nach dem Oelbilde eines der bedeutendsten modernen französischen Landschaftsmaler kopirt.

Sinnsprüche und Lebensregeln.

Die Quelle der Zufriedenheit muß im menschlichen Gemüthe und Geiste entspringen; derjenige, welcher sich so wenig auf die menschliche Natur versteht, um das Glück durch etwas anderes zu suchen, als durch Veränderung und Verbesserung seiner eigenen Anlagen und Gemüthsart, wird seine Lebenszeit in fruchtlosen Anstrengungen vergeuden und die Sorgen und Beschwerden vermehren, welche er zu beseitigen sucht.

Inhalt des fünften Hefts:

	Seite
Der Onkel von Amsterdam; eine Familien-Geschichte von Otfrid Mylius. (Fortsetzung.)	209
Das Matterhorn	212
Die Grisette. Aus dem französischen Volksleben. Von Ed. Weiten	217
Ein Lebensbild aus der Asphodel	225
Der Kreuzberg auf der Rhön; von Hans Meininger	226
Eine wahrhafte Räubergeschichte; von Malwine von Münch	228
Armenberg und seine Erinnerungen. (Fortsetzung.)	231
Das wilde Heer oder Nachtgejaid	235
Das Beschlagen der Ochsen in Rom	239
Ein Hirte von der Militärgrenze	240
Deir-el-Kamar, der Hauptort der Drusen	240
Sinnsprüche und Lebensregeln	240

Illustrationen:

	Seite
Ein Hirte von der Militärgrenze; nach Valerio	205
Das Matterhorn, von Zermatt aus gesehen	213
Der Gebirgsstock des Monte Rosa	216
Der Savoyarde*)	221
Der Platz vor dem Stadthause in der Kapitale	225
Der Hall der Räuber	229
Königin Hortense	232
Das Beschlagen der Ochsen in Rom	236
Deir-el-Kamar, der Hauptort der Drusen	237

*) Text hiezu im nächsten Heft.

Verantwortlicher Redakteur: Otfrid Mylius. — Verlag der Expedition. — Druck von C. Greiner in Stuttgart.

Digitized by Google

Illustrirtes Familienblatt. Herausgegeben von Otfrid Mylius.

1866. Stuttgart. Verlags-Expedition. Siebentes Heft.

Im Bettelhaus.

Eine Dorfgeschichte von der schwäbischen Alb. Von Paul Stein.

Es ist kaum mehr als ein Menschenalter her, daß es, selbst in den cultivirtesten Ländchen unseres cultivirten Vaterlandes Leute und Gegenden gab, von denen man, außer in ihrer allernächsten Umgebung und in den Steuerregistern und statistischen Tabellen, so gut wie nichts wußte. Es hatte das wenig auf sich in damaliger Zeit; war gleichsam selbstverständlich bei Leuten die nichts wollten, als das Gewohnte von Alters her, und mit denen die Obrigkeit höchst selten nur in Conflikt gerieth, wie es bei dem guten körnigen Menschenschlag der schwäbischen Alb der Fall war.

Es wäre jedoch dem Fortschritt wenig gehuldigt, zu behaupten, das „Damals“ sey dort besser gewesen, als das „Jetzt“. — Einzelne waren unstreitig zufriedener dabei, das allgemeine Wohl aber drängte hier nun allenthalben zum Vorwärts. Was den Beschauer zuweilen wehmüthig anmuthet, ist der Verfall mancher ansprechenden Originalität des abgesonderten Volkslebens, mit der auch manches Gute schlafen gegangen und schlafen geht. Noch hat das Neuandringende nicht so festen Boden gefaßt, um erquicklich das Ueberlebte ausscheiden, und manches Jahrzehnt mag noch darüber hingehen, bis geeint und geschieden ist was noth thut zum Wohle des Ganzen.

Wie man nun gerne mit Vorliebe bei vergangenen Dingen verweilt, ist man leicht geneigt, auch die kleinsten Begebnisse, die der Erinnerung — ein Bild in eigenthümlichem Rahmen — entsteigen, des Erzählens werth zu finden.

So fiel mir eine Geschichte wieder ein, die sich in einem der abgelegensten Dörfchen der schwäbischen Alb zugetragen, damals wo der Name des kleinen Orts kaum über die Grenzen seiner Gemarkung hinaus genannt wurde, und die Bewohner desselben über der Donau drüben, und dicht hinter dem nicht sehr fernen Amtsstädtchen, die Welt für abgeschlossen hielten, wenigstens für sich, ihr Denken und Wünschen.

Das Dörfchen liegt in einer mäßig weiten Versenkung der Hochebene, in Obstbäume halb versenkt, von Fruchtfeldern umgeben, und damals noch rund um die Gemarkung her von prächtigen Buchen und Eichenwäldern gedeckt und abgeschlossen; — abgeschlossen weil man zu Regen und Winterszeit nur schwer auf den zweifelhaften Fahrwegen dieser Waldungen hieher gelangen konnte. Daß man dieß mit nicht allzu großen Kosten hätte anders machen können, fiel Niemand im Dorfe ein. Es war von Uralters her so gewesen, drum mußte es „recht“ so seyn, und Monate lang lebte man oft, fast von allem Verkehr abgeschlossen, in ganz behäbiger Zufriedenheit seine Tage hin. Die jungen Leute fanden ihr Wintervergnügen in den Spinnstuben, die älteren im Wirthshaus bei Bier und Branntwein, d. h. die Männer, denn die Weiber — damals wie jetzt — der tüchtigste Theil des Hausstandes, hatten vollauf zu thun mit „G'rechtmachen“ (häuslichen Arbeiten) und sie erlaubten sich nur Sonntags eine Plauderstunde hinterm Tisch, oder unter der Hausthüre. Die ganz Alten saßen am Fenster des Ausdingstübchens mit Kunkel (Spinnrocken), und Tabakspfeife, oder am Ofen mit den Enkeln spielend.

Das ging so Alles in seiner gewohnten Weise, kaum daß große Welterereignisse vorübergehend eingriffen, wie es die napoleonischen Kriege gethan, die Kinder mit fortgenommen auf Nimmerwiederkehr und Steuern und Abgaben schwerer gemacht.

Doch das ging vorüber und nach wenigen Friedensjahren dachte man nur selten noch daran, und lebte mit demselben geringen Interesse an der übrigen Welt nach wie zuvor.

Eine Person nur gab's im Dorfe, die nimmer der Kriegeszeit vergessen konnte und was diese ihr gebracht oder vielmehr genommen.

Es war dies ein altes Weib — die „Bettelhaus-Babel“, so genannt, weil sie seit langer Zeit die erste wieder war, der sich das Gemeinde-Armenhaus, das „Bettelhaus“ wie man es hieß, hatte erschließen müssen. Alter, Kummer und Kränklichkeit hatten sie arbeitsunfähig gemacht. Ihr Mann war dem Trunk ergeben in Armuth und Elend gestorben, und ihre beiden Söhne, Peter und Anton, waren in den Krieg gezogen und Keiner wiedergekehrt. Peter wurde als Rekrut ausgehoben, Anton, um der Mutter aufzuhelfen, stand für einen Bauernsohn ein. Der saure Lohn aber trug keine guten Früchte; Antons Vater wurde dadurch noch fauler und liederlicher; nach seinem Tod war Alles hin, auch Babels Gesundheit und Arbeitskraft.

Digitized by Google

Da sie im Dorfe nur arme Verwandtschaft besaß, dachte sie, es ist noch leichter im Bettelhaus sein, der Gemeinde zur Last, als Leuten die kaum selbst genug haben.

So zog sie in das Haus ein, das Viele hätte aufnehmen können — sie allein — denn selbst die Armuth hatte Scheu davor, und bittere Armuth wie die Bäbels war ohnehin eine Seltenheit in dem wohlhabenden Dörfchen.

Man hatte darum auch allgemein Mitleid mit dem alten Weib, gewann aber doch im Lauf der Zeit eine gewisse Scheu vor ihr, die mit ihrem trübseligen Wesen und dem trübseligen Hause zusammenging. Nicht daß das Haus gerade in besonders schlechtem Zustand gewesen, es hatte viele Räumlichkeiten und auch die nöthigste Einrichtung, aber es lag so abseits, vor dem Dorf draußen, als gehöre es gar nicht dazu, und Niemand kehrte gern hier ein; der Name des Hauses erweckte in Jedem etwas Peinliches, fast ein Gefühl der Beraubung, und das kam daher, weil Armuth und Liederlichkeit kaum getrennte Begriffe waren und dieses Haus erst dann zum Bettelhaus wurde, als sein ursprünglicher Besitzer, ein wohlhabender Mann, durch schlechte Wirthschaft ganz herunterkam, und sich das Leben nahm. Das war eine tragische und ganz unerhörte Geschichte, und trotzdem daß es schon zu den Annalen der Uralten gehörte, erinnerte man sich doch hin und wieder dieses „brüder 'nausgeben" Dorfereignisses. Als Bäbel in das Bettelhaus einzog, wurde viel davon gesprochen und der Güter gedacht, die der eine und andere „Aehne" (Großvater) gekauft oder von seinem Vater ererbt hatte, und die früher zu dem Bettelhaus oder vielmehr dem Weghof, wie das Besitzthum genannt worden, gehört hatten.

Niemand wollte nach dem verbrecherischen Ende des Besitzers Haus und Hof kaufen, bis es endlich die Gemeinde zu diesem Zweck steigerte, und Aecker und Wiesland nach und nach von Einzelnen angekauft wurden.

Die einzige Tochter des Wegbauern verschwand bald nach seinem, noch nie dagewesenen Ende aus dem Dorf und man hörte nichts mehr von ihr. —

Nach vielen Jahren kam ein hübsches Mädchen mit einer Bande Zigeuner ins Dorf und behauptete keck, es sey ihr Heimathsort, der Wegbauer sey ihr „Urahne" gewesen. Man hätte sie fast ob dieser Behauptung gesteinigt, denn den Schimpf vertrug die Ehre des Dorfes nicht, daß eine fahrende Dirne, gar von Zigeunern, sich ein Kind desselben nannte. — Der Steinbauer allein, ein reicher Mann ohne Kinder, nahm sich des Mädchens an und beherbergte sie den Anderen zum Trotz eine Zeitlang in seinem Hause. Er gedachte sie als Magd zu behalten; dagegen aber protestirte bald seine Bäurin, denn die fahrende Dirne war zu keinem „Beten" Schaffen zu bringen. Eines Morgens war sie auch wieder fort, und man behauptete, der Steinbauer habe ihr viele harte „Brabanter" mit auf den Weg gegeben, die Herr hab's ihm angethan, daß er seine Geldtruhe hätte aufthun müssen und das von wegen ihres Herkommens, das sey lauter Lügnerei gewesen.

Wie dem war, die Urenkelin des Wegbauers kam nicht wieder ins Dorf, und auch ihrer wurde erst wieder gedacht, als Bäbel in das Bettelhaus einzog.

Der Schulmeister des Dorfes, oder vielmehr der weise Mann, der für wenig Geld den Kindern die Bibel auslegte, und hin und wieder einem besonders „baißen" (geschichten) Kopf das Verständniß der Buchstaben einbläute, sagte damals zu Bäbel: „Deine Buben sind halt in Rußland erfroren." Sie aber glaubte das nicht und meinte, Einer von den beiden müsse doch endlich wiederkehren; wie abet das gar so lange dauerte, dachte sie, es müsse doch so seyn, und seitdem schwebte ihr Rußland wie ein weites Schneefeld vor, darunter die Gräber ihrer Kinder von keinem schwarzen Kreuz mit frommem Spruch bezeichnet, und ihre Klage um die Verlorenen fand kein Ende. Wohl weinte das arme, alte Weib nur im Stillen, denn man hatte sie zurechtgewiesen und ihr gesagt, es sey Sünde, so lange gegen Gottes unerforschliche Wege zu murren.

Aber sie trug in ihrem Leid keine Anklage gegen Gottes Willen, und da sie Zeit genug zum Alleinweinen hatte, hörte sie damit nicht auf. Saß sie doch tagelang einsam in dem abgesonderten Hause, und dann die langen Abende und die schlaflosen Nächte — ach! in denen einten sich ihr nur zu oft Körper- und Seelenweh zu einer kaum zu verwindenden Qual.

So saß sie eines Abends in der Ecke hinter dem altersschwarzen Tisch, die aufgeschlagene Bibel vor sich liegen, deren tröstliche Worte sie mehr vom Hören als zusammenbuchstabiren kannte. Da klopfte es draußen an die Thüre.

Wer sollte in der Dämmerstunde noch bei ihr anklopfen? — Scheute man doch am Tage hier einzutreten, und wer ihr eine milde Gabe brachte, eilte wieder fortzukommen. Nur die kleine Marei, des Michelsbauern junge Magd, plauderte zuweilen länger mit ihr, wenn die reiche Bäurin ihr ein gefülltes Körbchen durch sie sandte, aber so spät pflegte sonst Marei nicht zu kommen. —

Es klopfte wieder. —

Sollte es wandrendes Gesindel seyn? Ein Scherenschleifer vielleicht? Ein Hausirer oder gar Zigeunervolk? —

Mögen sie klopfen, dachte das Weib; — ich mache nicht auf. Wer drinnen im Dorf nicht über Nacht bleiben darf, kann's auch im Bettelhaus nicht — 's g'hört auch zur Gemeinde, wenn's schon so neben draußen liegt.

Es klopfte abermals und stärker an die Hausthüre.

Da rutschte sie sich auf der Bank vor bis an den Schieber des Fensters, der zunächst der Thüre war, drückte ihn herab und sprach hinaus:

„Geht in die „Brechhütten", die liegen am andern Ende des Orts — 's Flachsbrechen hat ein Ende, da könnt ihr bleiben, wie all das herumziehende Gesindel." —

Der Mann, der vor dem Hause stand, war während die Alte sprach, wie erschrocken zurückgetreten; jetzt kam er wieder näher und sie scharf in's Auge fassend, verlangte er mit bebender Hast:

„Mach' auf! Weib — mach g'schwind auf, und laß mich ein!"

Bäbel riß die trüben Augen weit auf — und sah in der Dämmerung einen fremdartig gekleideten Mann, mit großem Bart und wunderlicher Mütze, die ihm fast auf den Augen saß.

„Was wollt Ihr bei der Bettelhaus-Bäbel?" fragte sie verwundert, fast erschrocken. —

„Zu Dir will ich, zu Dir! Oh, mach' auf, mach' auf!" flehte er weinend.

„Wie ist mir denn!" stammelte die Alte und taumelte zurück, und taumelte im Kreise herum, indem sie mit beiden Händen ihren grauen Kopf faßte, als seq's mit einemmal nicht richtig darin beschaffen.

Sie wollte hinaus, aber sie fand den Ausgang nicht aus der Stube; wankend faßte sie die Ecke des Tisches zum Halt.

Da sprengte ein kräftiger Tritt den rostigen Riegel der Thüre und der fremde Mann hielt die Stinkende in den Armen und schluchzte:

„Ich bin's ja, Mutter, dein Anton." —

„Mein Anton" — sprach sie wie im Traum nach — dann tastete sie über sein Gesicht mit den fieberhaft zitternden Fingern und klagte:

„Mein Anton — ach — der sah anders aus, und der ist ja erfroren." —

„Meine Mutter! ich bin's wahrhaftig!" bestätigte er.

Da sank sie zurück auf die Bank, er vor ihr nieder, und sie beugte das schmerzverzogene Gesicht auf sein Haupt, und sprach:

„Er ist's! ja er ist's! — Gott im Himmel, ich danke Dir!" —

Es war darauf stille in der Stube, so stille, als ob Engel sie durchflögen, um mit ihrer himmlischen Macht Armuth in Reichthum zu verwandeln. Der Mond zog eben goldene Streifen über Tisch und Bänke, und die Sternlein funkelten wie Brillanten in den kleinen Fensterlein; draußen läutete hell die Nachtglocke, wie gerufen zu dieser Andacht der Liebe.

Ein junges Mädchen mit einem Körbchen im Arm trat bei den ersten

Digitized by Google

Tönen der Glocke unbemerkt auf die Schwelle der Stube und blieb erstaunt dort stehen, wie sie den fremden Mann vor dem alten Weibe auf den Knieen liegen sah. Das „Grüß Dich Gott!“ blieb ihr auf den geöffneten Lippen sitzen, zwischen denen es weiß wie Perlen schimmerte.

Da erhob Bäbel den Kopf wieder von des Sohnes Haupt, um sein Gesicht sich zuzukehren. — Sie erblickte das staunende Mädchen, und sagte:

„Gelt, Marei, das hättest nimmer geglaubt?“ —

Diese schüttelte mit dem Kopfe; die wunderliche Geschichte war ihr ganz unerklärlich.

Anton sah jetzt auch nach ihr hin. Es war ihm nicht lieb, daß Jemand diese Stunde störte. Er fragte, aufstehend:

„Wer ist's, und was will sie?“ —

Das Mädchen setzte das Körbchen auf den Tisch und fing an es auszuleeren, während sie sprach:

„Meine Baurin schickt Dir das, weil's morgen Sonntag ist. Sollst's auch wissen, wenn Du am Tisch sitzest.“

Bäbel sagte zu ihrem Sohn:

„'S ist die Marei, des Michelsbauern Magd.“

„Kennst Du mich nimmer?“ fragte das Mädchen und sah ihn mit den schwarzen Augen freundlich an.

„Bist des Schmieds-Mareile?“ sagte er.

Sie lachte, schüttelte den Kopf und erwiderte:

„Ei, da müßt' ich viel älter seyn, als ich bin; die hat schon Hochzeitstag gehalten.“

„'S ist das g'sundene Kind, Anton — weißt Du nimmer?“ erinnerte die Alte.

Er besann sich. Das Mädchen aber rief die Hände freudig zusammenschlagend:

„Der da ist Dein Anton, Bäbel?“ —

„Ei freilich, wie kannst so „artlig“ fragen? Wer sollt's denn sein?“

„Dein Anton! Dein Anton!“ rief Marei abermals — „der ist nicht erfroren in Rußland?“

„Nein, Mädle, der ist wieder kommen in sein Heimatörtle,“ antwortete Anton; „erfroren ist er nicht, wie Du siehst, aber hart ist's ihm doch ergangen, sonst wär' er schon lang wieder da; denn wo könnt's schöner und besser seyn, als auf der Alb.“

Als er das Letzte gesagt, mochte ihm einfallen, an welchem Ort er seine Mutter gefunden. Er hatte hier nur nach ihr fragen wollen, als am ersten Hause, und nimmermehr gedacht, sie selbst hier zu finden. Der freudige Ausdruck seines Gesichts verfinsterte sich; traurig schweifte sein Blick von der Alten durch die düstre Stube.

Marei bemerkte es. Sie rückte an dem Band des Gollers, das über die Stelle des Herzen hinlief, und als falle ihr nichts passendes zu sagen ein, sang sie mit heller Stimme:

„Auf der Alb, auf der Alb
Ist's älleweil guat fei',
Goht rauh an der Wind
Und wächst au koi' Wei'z!“

„Auf der Alb sind d'Leut guat
Und d'Mädle sind liab;
Drum geb du no Achtung,
Daß dei'm Herzle net g'schieht.“

Bei der letzten Strophe ergriff sie das geleerte Körbchen und eilte fort; Anton rief ihr nach, von seiner Ankunft nichts verlauten zu lassen. Sie drehte sich rasch zu ihm um und sagte: „Wenn Du's nicht willst, erfährt's kein Mäusle.“

„Wie war's nur mit dem gesundenen Kind?“ fragte Anton, nachdem das Mädchen zwischen den Häusern verschwunden war.

„Ja, wie's war?“ — erwiderte Bäbel — „'s ist halt draußen am Weg nahe bei des Steinbauern Haus gelegen das Kind, und die Gemeinde hat's um Gottes willen aufziehen lassen bis zu seinem sechsten Jahr, dann ist's in die Schule g'schickt worden, und ward herumgespeist bei den Leuten, und g'schlafen hat's bald in dem Haus bald im andern; einmal auf der „Bruck“, einmal im Stall oder auf dem Heuboden; unser Herrgott hat's aber doch „gschmad“ heranmachsen lassen 's Mareile; a bisle klein nur ist's blieben, aber gut ist's und 's war alleweil wenns in die traurige Stube zu mir kam, als ging ein Lichtle drinn auf.“

„Und jetzt ist's Magd beim Michelsbauern?“ fragte Anton.

„Seit seiner Confirmation g'hörts auf dem reichen Bauernhof zu den Ehehalten (Dienstboten); im Dorf aber bleibt's halt doch die kleine Marei;“ erwiderte Bäbel.

„Die kleine Marei?“ —

„Ja, weil 's Mädle klein ist und nicht so stark von Glieder, und weil man dann gleich weiß, 's ist halt das g'sundene Kind.“

„Arm's Mädel!“ sagte Anton.

„Na, justement so arm ist's grad nicht. 'S hat ein gut's Gemüth und einen fröhlichen Sinn und kann schaffen und da ist Niemand nicht arm.“

Bäbel erzählte noch allerlei aus dem Dorf, und redete dabei Anton zum Essen zu. Es wollte ihm aber nicht munden das Almosenmahl, und dann war er auch zum Umsinken müde. Bäbel wies dem Sohn die „Bruck“ das breite Bettgestell hinterm Ofen, das selbst dem Haus der Armuth nicht fehlen durfte, zum Nachtlager an. Sie wollte hinausgehen in die Kammer zum Schlafen, sagte sie, aber sie sagte nur so, denn oben befand sich kein Bett.

Anton legte sich nieder und schlief bald ein. Sie kauerte vor der Thüre und lauschte seinen Athemzügen und sobald ihr diese verkündeten, daß er fest schlafe, schlich sie sich wieder in die Stube, und leuchtete, die Hand vor das Laternchen haltend über ihn hin, als wolle sie sich noch einmal vergewissern, ob es es auch wirklich sey, ob nicht eine Hexerei sie getäuscht.

„Nein, nein, er ist's, er ist's g'wiß und wahrhaftig,“ sprach sie leise über ihn hin; dann betrachtete sie ihn wieder und fuhr fort: „Der Bart nur ist's, was fremdet an ihm, der muß 'runter noch ehe wir in's Dorf mit einander gehen; sie sollen Alle gleich sagen: Ja, ja, das ist der Bäbel ihr Anton; dann werden sie auch nach Peter fragen — der arme Peter!“ Er fiel ihr eigentlich jetzt erst ein, so hatte die Freude an dem Wiedergefundenen den Verlorenen in den Hintergrund gedrängt. Jetzt hätte sie Anton gerne noch manches wegen Peters gefragt, aber seinen Schlaf drum stören, das durfte sie doch nicht; morgen war ja auch noch ein Tag. Sie trug nun leise den alten, ledernen Lehnstuhl, ihren einzigen Reichthum noch, neben die Bruck, löschte das Licht, und setzte sich hinein, aber nicht bequem darin sich zurücklehnend — nein, — sie hing Arm und Kopf über die Lehne auf die Bruck, um so nahe wie möglich neben Anton zu ruhen. So schlief sie — doch erst gegen Morgen ein, und sie schliefen bis die Sonne durch die matten Fensterscheiben drang, und wie sie erwachten, ruhte das Haupt der Mutter an des Sohnes Brust, seine Arme waren um sie geschlungen.

Nach dem Morgengottesdienst ging Anton, von dem entstellenden Barte befreit, an der Hand seiner Mutter ins Dorf, pflichtschuldigst zuerst zum Herrn Pfarrer, dann zum Schulzen. Hieher drängte nun Alles, alt und jung, groß und klein, den nicht erfrorenen Anton zu sehen, der aus harter Gefangenschaft von so weit her kam, daß er Jahre zur Wanderung gebraucht. — Alle wollten ihn sehen, von ihm sich erzählen lassen, aber nicht das Eine war in des Schulzen Stube thunlich, so angefüllt war sie mit Neugierigen; dazu die Rauchwolken aus den kurzen Ulmerpfeifen; es war kaum möglich den Einen von dem Andern zu unterscheiden.

Auch die kleine Marei drängte sich herbei, aber nur in das Gärtchen vor den Fenstern der Stube. Ihr nach schlich Hansjörg, des Michelsbauern ältester Sohn, der sich gern mit ihr neckte, und er sagte zu ihr:

„Wenn ich so klein wäre wie Du, blieb' ich daheim.“

Da lief sie fort, erbost auf den Spötter wie noch nie, und zum ersten Mal verwechselte sie das Futter des Kalbes mit dem der Kuh, fiel ihr beim Melken der Kübel um, blieb sie beim Sprechen des Tischgebetes stecken.

Digitized by Google

Anton und Hansjörg gingen ihr im Kopf herum, und da sie den Spöttereien des Einen gern entgangen und den Andern für's Leben gern wieder gesehen hätte, bemühte sie sich, am Nachmittag, wo Anton im „grünen Baum" von seinen Erlebnissen erzählen sollte, mit Hilfe der Wirthsmagd, einer Kamerädin von ihr, in die Wirthsstube zu kommen, und hier postirte sie sich mit noch andern neugierigen Kindern auf das breite Ofengesimse, von wo aus sie über die gedrängten Köpfe der Versammelten nach dem Tische blicken konnte, an dem Anton zwischen dem Schultzen und dem Schulmeister saß und mit Bier und Branntwein, Käse und Brod bewirthet wurde.

Die Bäbel war auch da; aber sie war bescheiden zurückgetreten, und hatte sich auf das Bänkchen hinterm Ofen gesetzt, die Hände im Schooße gefaltet, den alterskrummen Rücken tief herabgebeugt, den Kopf lauschend vorgehalten, um doch hin und wieder einen Klang der lieben Stimme zu vernehmen.

Der Athem der Alten ging bewegter noch als sonst. Die Aufregung, das viele Reden — es fing an sie recht müde zu machen, und die Schmerzen, welche die Freude eine Nacht in Schlaf gelullt, sie erwachten mit verdoppelter Stärke wieder.

Marei warf öfters prüfende und herzliche Blicke auf das alte Weib, während Anton sich bemühte, den Dorfbewohnern ein Bild von dem fernen Rußland zu entwerfen, von dem fürchterlichen Krieg in den kalten Steppen, und seiner Gefangenschaft in dem fernen Sibirien. Auch von Peter erzählte er, und wie den eine Kugel nahe an seiner Seite todt hingestreckt.

Dabei, obgleich sie's schon wußte, stöhnte Bäbel schmerzlich auf, und brach dann in lautes Weinen aus. Die sie umgebenden Weiber wischten sich die Augen mit den umgelehnten Schürzenzipfeln und der bedauernden Worte wollt's kein Ende werden.

„Was soll das Geflenne?" fragte der Schulze, als Anton zu erzählen aufhörte und forschend in die Ofenecke blickte.

„Bäbel lamentirt, weil ihr Peter erschossen worden ist," erklärte eines der Weiber.

„Das soll sie bleiben lassen," fiel weise der Schulmeister ein, und seine Stirnfalten auf- und niederziehend wie an einem Gummiband, fuhr er, sich räuspernd, salbungsvoll fort:

„Wem Gott der Allmächtigste so sichtlich seine Güte zeigt, der soll fürder nicht wehklagen noch heulen, sonst kommt er, in seiner Zeit wieder zu nehmen, was er gegeben."

Bei dieser Drohung erhob sich Bäbel so geschwind als es ihre Gichtschmerzen erlaubten, und an den Tisch tretend, und ihre knöcherne Hand auf Antons Schulter legend, sagte sie:

„Nein, Schulmeister, das verübelt unser Herrgott mir nicht, wenn ich des Peter's in Thränen gedenke; that ich ihn doch fast vergessen, wie ich meinen Anton wieder sah; nein, Schulmeister, so vexirt unser lieber Herrgott keine Mutter, daß er ihr Kind nimmt und wiedergibt und dann wiedernimmt."

„Nein, nein, Schulmeister, das thut unser Herrgott nicht!" stimmten die Weiber alle bei, und der Dorfweise war geschlagen.

Stirnrunzelnd ergab er sich darein und Anton fuhr zu erzählen fort, bis er in der Heimath anlangte; da kam als trübes Ende das Bettelhaus mit der gichtbrüchigen Mutter darin, und der Schulze räusperte dem Heiligenpfleger zu:

„Da muß man berathen, von Gemeinde wegen, ob nicht abzuhelfen ist."

Die kleine Marei auf dem Ofengesimse aber, die voll reger Theilnahme auf den Erzähler und seine Mutter sah und wie diese sich immer wieder an ihn anlehnte, und der Schmerz, den sie zu bergen versuchte, ihre Glieder durchzuckte, sagte, indem sie auf Bäbel zeigte, zu der Wirthsmagd, ihrer Kamerädin:

„Die macht's nicht mehr lang. Das Leid hat sie so zusammengedrückt, daß die Freud sie nicht mehr wieder aufbringt. Gib acht, Anton kanns ihr auch nicht mehr gut machen. Aus dem Bettelhaus bringt er seine Mutter nirgends anders mehr hin, als auf den Kirchhof."

Draus sprang die Marei vom Ofengesimse herunter, und fort war sie. In dem kleinen Abkorte war seit Menschengedenken so viel Leben, Treiben und des Geschwätzes nicht soviel gewesen, als an diesem Tag. Was Anton berichtete, klang so unglaublich, lag so ganz außer dem Bereiche des gewöhnlichen Gedankenkreises, daß man sich mehr verwunderte als begriff. Was er von den Schlachten und der Niederlage des großen Heeres, und von Rußland erzählte, verwirrte die Köpfe in hohem Grad, und keinem wollte es klar werden, wer Feind, wer Freund, ob der Russe, ob der Franzose, ob beide. Einmal ging's ja mit dem Franzosen, da war Peter und Anton dabei — später da gings wieder mit dem Russen auf den Franzosen los; — das „Warum" hatte den guten Leuten immer im Dunkeln gelegen, ihnen auch nicht viel zu denken gemacht, und auch jetzt wurde es ihnen durch Antons Erzählungen keineswegs klar, der selbst wenig von den Ereignissen wußte, die zwischen der Berezina und Waterloo lagen, und dem man es so im Vorübergehen gehört, auf seiner langen Wanderung von der Polargegend Asiens bis in das Dörfchen der schwäbischen Alb. — Bäbel mahnte endlich ihren Anton an's Heimgehen. So sehr sein Triumph im Dorfe ihrem Mutterstolz schmeichelte, vermochte er doch nicht, sie noch länger aufrecht zu halten. Sie fühlte sich bei aller Freude auf einmal ganz gebrochen, und Anton hatte Mühe, sie bis vor's Dorf hinaus zu bringen. Viele gaben ihnen wohl das Geleite, aber nur bis an's Ende des Orts. Sie mochten sich wohl insgeheim schämen, den Helden des Tags an's Bettelhaus zu begleiten.

Auch Anton fühlte sich plötzlich ganz niedergedrückt, wie er mit der stöhnenden Mutter, dem stillen, abgesonderten Haufe nahte. Mit Erstaunen bemerkte er, als sie näher kamen, einen schwachen Lichtstrahl darin. Sie fanden die Thüre nur angelehnt, und als sie eingetreten, den Tisch mit weißem Tuche überdeckt und ein Mahl darauf, aus Fleisch, Würsten und Weißbrod bestehend.

Die Stube war rein gefegt, die Fenster helle geputzt, und das Bett auf der Bruch hoch aufgeschüttelt, der große lederne Lehnstuhl dicht daneben gerückt, ein Kissen darauf und ein hölzerner Schemel, weiß gefegt, davor. Gesimse, Ofen und Bank waren säuberlich abgestaubt, wie auch die Wände; die arme Stube sah ganz wohnlich aus, wie verjüngt. —

Mutter und Sohn sahen sich verwundert an, sie wußten nicht was das bedeuten sollte. Wessen Hand wohl hatte ihnen den trüben Aufenthalt so wohnlich hergerichtet, daß man in der That vergessen konnte, es sey hier die unheimliche Wohnung der Aermsten der Armen? —

Anton betlete die Mutter sorglich in dem wohlgemachten Lager ein; dann setzte er sich an den guthestellten Tisch, dessen blendend weiße Decke ihn besonders freute. Er kam sich minutenlang wie der Herr des Hauses vor, ohne die quälende Idee, daß es ja das „Bettelhaus" sey, welches ihn mit der alten Mutter beherberge.

Auf der niedern Bank vor dem Hause stand die kleine Marei und lugte verstohlen durch das Fenster. Ihre dunkeln Augen glänzten wie die Sternlein über ihnen, ihr rundliches Gesicht lachte wie ein Maientag. Die langen, braunen Flechten warfen ihr von dem Aufrecken des Halses in den Nacken gefallen, ihre rothen Bänder streiften den Boden; der kurze grüne Faltenrock stand durch das Emporstrecken der kleinen Gestalt weit ab, und zeigte fast zu verrätherisch die hübsch geformten Beine des jungen Mädchens.

Da, als ohne Anton das Späherauge, drehte er sich rasch um nach dem Fenster, und nicht so rasch war Marei's Kopf im Schutz der Brüstung, daß er nicht noch hätte das Funkeln der schwarzen Augen gesehen.

„Blitzmädle!" rief er aufspringend, und draußen war er, — sie fort — er ihr nach. Schon war er ihr nahe — schon trat er ihr auf das nachschleifende Zopfband; doch gelockert wie es war, hatte sie es mit einem geschickten Griff von der Flechte los gemacht — Anton hielt es statt ihrer fest, und sie war mit ein paar Sprüngen vollends im Dorfe; dorthin konnte er nicht wohl ihr weiter folgen.

Digitized by Google

Der Kodschn oder Steuereinnehmer in Marokko.

Digitized by Google

Das Band haltend, kehrte er zu der Mutter zurück; er fand sie eingeschlafen. Da löschte er das Licht, setzte sich in den Lehnstuhl, dachte an die kleine Marei, ihre schwarzen Augen und das rothe Zopfband, dieses Zeichen der Jungfräulichkeit, an die weiße Schürze, Beides nur unbescholtenen Mädchen zu tragen erlaubt. Marei kam fast athemlos vor Aufregung auf dem Michelshof an; sie war noch nie so spät heimgekommen; doch freute ließ man Alles hingehen: solch' ein Sonntag war noch gar nicht dagewesen.

Die Michelsbäurin und auch ihr Bauer waren schon heimgekommen, hatten sich aber nicht um die „Ehehalten" bekümmert, wie es sonst allabendlich geschah, und somit auch nicht nach Marei gefragt. Ihre Wangen glühten wie Purpur, ihr Herz pochte fast hörbar, als sie am Gärtchen vor dem Hause ankam; sie lehnte sich an seinen Zaun, sie wollte nicht so rothbackig in die Stube treten; da ward sie an beiden Flechten fest gepackt und Hansjörg fragte:

„Wo hast Du denn Deinen einen Zopfbändel verloren, Mädle?

„Laß mich los," begehrte sie statt der Antwort.

„Da müßt' ich ein rechter Schode (Narr) seyn!" rief er lachend; „hast Dir den einen rothen Bändel vom Kopf reißen lassen, den andern gibst Du mir, Mädle, oder ich verrathe Dich."

„Kannst's sagen, ich habe nichts Böses gethan;" erwiderte sie trotzig, und wollte sich ihm gewaltsam entziehen; da aber packte er sie erst recht fest und raunte ihr zu:

„Ich mag Dich, Marei, könntest mein Schatz seyn so gut wie eines Andern. — Heirathen thut Dich ja doch keiner im Ort, weil Du keinen ehrlichen Namen und keinen Kreuzer Geld hast; aber zum Schatz bist allemeil sauber g'nug, und was hat's zu bedeuten, ob so ein g'sundenes Kind wie Du rothe oder schwarze Zopfbändel, und einen blauen Schurz statt eines weißen trägt? — Zu Tanz und Hochzeiten kommst ja doch nimmer, kleine Marei, drum sey kein Dächtele (verzagtes Mädchen) und schiebe den Riegel Deiner Kammer heute Nacht nicht zu."

„Schlechter Bub!" brauste Marei auf, und Hansjörg spürte einen Schlag auf der Wange, da packte er sie so hart an den Schultern, daß sie laut aufschrie. Das hörte die Bäurin und kam heraus; Hansjörg war flugs zur Seite im Schatten.

„Was hast Du, Marei?" fragte die Bäurin.

„Den Fuß habe ich mir nur verrenkt;" gab sie schnell zur Antwort.

Was half's ihr, wenn sie Hansjörg bei der Mutter verklagte, die in ihren Aeltesten, den Erben von Haus und Hof, hineinsah wie in einen Spiegel, der in das eigene Ich zurückstrahlte.

„Reib's mit Branntwein ein, und geh' in Deine Kammer," rieth die Bäurin und meinte, es werde bis morgen schon wieder gut seyn.

Mit dem Fuße freilich hatte das seine Richtigkeit, denn dem war ja nichts geschehen; aber Hansjörg, der vergaß den Schlag von der Hand der kleinen Magd nicht, und auch nicht seine Wünsche, die er in Betreff ihrer hegte.

Marei hatte dadurch schlimme Tage auf dem Michelshof, sie konnte nichts mehr recht machen, nicht im Haus, nicht im Feld, denn Hansjörg war hinter ihr her früh und spät, und da sie seinen Liebesanträgen kein Gehör schenkte, schmähte er sie den ganzen Tag, und wenn er schmähte, da war auch von seiner Mutter bald nichts anderes mehr zu erwarten. Dann auch ließ Hansjörg sie Sonntags nicht mehr aus dem Auge. Dies, und daß sie sich vor Anton schämte, wo sie sich doch gar nicht zu schämen hatte, machte, daß sie ihn nicht wieder sah, nicht einmal des Sonntags in der Kirche, denn die alte Bäbel lag seit seinem Rücktritt so krank darnieder, daß er sie nicht auf eine Stunde verlassen konnte.

Das war ein trauriges Leben für ihn, der mit so frohen Hoffnungen den weiten, beschwerlichen Weg zurückgelegt und Jahre lang auf das Glück in der Heimath geharrt und gehofft hatte.

Nun saß er Tag und Nacht am Krankenbett der Mutter — und dieses harte Lager befand sich im „Bettelhaus", und er konnte sie und sich nicht heraus arbeiten aus dem trüben Aufenthalt der Armuth.

Die Gemeinderäthe mit dem Schulzen an der Spitze hatten wohl Gutes mit ihm vor, doch der Schulmeister, dem jene Niederlage seiner Weisheit noch immer wurmte, trug etwas wie Haß gegen Bäbel und Anton mit sich herum, und hatte bald ein „Warum", bald ein „Aber" gegen reifende Wohlthätigkeitsentschlüsse in Betreff ihrer vorzubringen, und so zögerte der gute Wille sich zur That zu gestalten; was damit entschuldigt wurde, daß es wohl am Klügsten sey, noch zuzuwarten wie's mit der Bäbel gehe; indessen litten ja Beide keine Noth. Und das war auch richtig; für ihren nöthigen, täglichen Lebensunterhalt wurde hinreichende Sorge getragen: es fehlte Bäbel und ihrem Sohn weder an Essen noch Trinken. Auch den „Bader" des Orts sandte man, an der Kranken auf Gemeindekosten seine Geschicklichkeit zu erproben. Er braute ihr manches Tränkchen, allein keins wollte fruchten, im Gegentheil es wurde von Tag zu Tag schlimmer mit Bäbel; für sie schien kein Kraut mehr gewachsen; denn wem der „Bader" nicht helfen konnte, dem war ausgeholfen, das hatte sich schon unzählige Male in seiner langjährigen Praxis erprobt: der gelehrte Doktor aus der Stadt kam immer als Todesbogel, und des Baders Ausspruch bewährte sich stets:

„Wenn ich nicht helfen kann, dann hilft auch der Doktor nicht mehr."

Nur sieh eben der geschickte Bader den Doktor nicht früher citiren, als bis der Tod schon dreimal angeklopft. Für so alte Leute war nun ohne dieses der Doktor eine überflüssige Sache, ihr Leben stand ja allein noch in Gottes Hand, und der „Bader" wurde nur so nebenbei versuchsweise gebraucht. Und es wäre ohne Zweifel in den meisten Fällen besser gewesen, man hätte Gott allein die Kur überlassen.

So gut nun im Ganzen auch der Wille war, Anton und seiner Mutter Lage zu erleichtern, empfand er es doch täglich peinlicher, daß sie Bewohner des „Bettelhauses" waren.

Gaben kamen genug, auch hin und wieder ein theilnehmender Besuch, doch stets nur ein kurzer; es war als ob die Atmosphäre des armen Hauses Jeden beenge, der hier eintrete. Die düsteren Abende waren es hauptsächlich, die schwer auf Anton lagen. Oft sah er sehnsüchtig durch die matten Fensterscheiben, ob der kleinen Marei schwarze Augen nicht dahinter funkelten, aber sie ließ sich gar nicht mehr sehen; die letzte Gabe hatte die Michelsbäurin durch eine andere Magd geschickt.

Endlich, endlich, nach einem schweren Tag, an dem die Kranke sich schwächer als je fühlte, und sie zum Sterben sich vorbereitend das heilige Abendmahl empfangen hatte, trat bei beginnender Dämmerstunde Marei mit dem Körbchen ein.

Sie wurde über und über roth, wie sie eintrat, doch alsbald erblaßte sie wieder: Anton deutete mit angstvoller Miene auf das sterbende Weib.

Sie trat zu ihr hin ans Bett, und sagte leise:

„Mir scheint's, sie überlebt die Nacht nicht, Anton; ich will bei Dir bleiben, meiner Bäurin wird's schon recht seyn, wenn ich's ihr sage, wie ich's hier g'funden."

Die Alte wurde unruhig und bat mit brechender Stimme:

„Hole das Lämpchen — es ist so Nacht." —

Marei nahm die kleine Leuchte vom Tisch und hielt sie über das Bett. Bäbel zeigte mit letzter Anstrengung auf Anton — ihn wollte sie erhellt sehen, sein Bild mit dem letzten Blick noch in sich aufnehmen, als folge es ihr dann sicherer ins dunkle Grab und aufwärts zum Licht.

Den Blick starr auf ihn geheftet, hauchte sie schon nach wenigen Minuten ruhig — lautlos den letzten Athemzug aus. —

Anton stürzte laut weinend auf die Leiche der Mutter, Marei faltete die Hände und betete ein „Vaterunser". Dann zog sie Anton von der Todten hinweg, rückte den Tisch ans Bett und stellte das Lämpchen drauf, als Wache neben ihr. Schweigend, Hand in Hand setzten sie sich dann auf die Bank am Fenster. Er deckte der Gestorbenen nach; sie an ihn und sein Leid. Da läutete die Nachtglocke, wie damals wo Marei bei Antons Ankunft in die Stube trat.

Digitized by Google

„Die Bettglocke!“ sagte sie; „ich sollt' jetzt heim.“

Aber sie blieb neben ihm sitzen. Er sah gar so traurig zu Boden.

„Anton, schau auf!“ sprach sie nach einer Weile wieder; „denk sie war alt und Gott hat sie zu sich gerufen; es war gut so für sie.“

„Ich wollt's ihr noch gut machen auf Erden,“ meinte er.

„Hast ja gethan was Du konntest. Drüber 'naus kann Keins.“

„Daß sie im Bettelhaus sterben mußte!“ klagte er wieder.

„'s ist nicht so schlimm, als am Weg g'sunden werden, ein hilflos Kind,“ sagte sie.

„Armes Mädle!“ sprach er zu ihr hingeneigt.

„Man ist nicht arm, so lang man guten Muths und heitern Sinnes ist, Anton, und ich war's mein Lebtag — bis —“

„Bis wann, Marei?“

„Bis — doch warum jetzt davon reden. Hast anders zu denken gnug, und wie Du fertig wirst mit dem eignen Leid.“

„Dich drückt's auch inwendig, Mädle, warum willst's nicht sagen? die Todte wird dein nicht verdürben, und was Du zu mir sagen thust, soll bei mir verschlossen bleiben, wie im Grab, wenn Du's so haben willst.“

„Was nützt's? Kannst mir ja doch nicht helfen.“

„So sag's doch mir!“ drängte er.

„Ich kann's nicht, Anton. 's ist von wegen des Hansjörg und auch von wegen Deiner.“

„Des Hansjörg, Mädle! was hast mit dem?“

„Ich habe nichts mit ihm — er aber mit mir, und er will mein Schatz seyn — doch es ist sündhaft von so was zu reden vor einem Todten. — Anton, ich will gehen. Gute Nacht, Anton.“

Sie wollte aufstehen, aber er hielt sie fest, indem er den Arm um sie legte, und feierlich zu ihr sprach:

„Rede, Marei — so wie's ist — sag's. — Im Angesicht des Todes muß man die Wahrheit reden. Sag', Mädle, was denkst Du vom Hansjörg und was von mir.“

Sie schwieg eine Weile, dann sagte sie, fest auf die Todte blickend: „Vom Hansjörg denk ich, er seyn ein leichtfertiger Bub, den seine Bäurin einmal wird ins rechte Zeug bringen müssen, und 's wäre gut, wenn sein Vater bald „vorgäbe“ (Haus und Hof abträte) und er eine rechte Bäurin zum Weib hätte, dann verging ihm das „Rumflankiren“. Von Dir, Anton — was soll ich von Dir denken? — 's ist ja klar wie der Tag: Du bist gut und redlich durch und durch, und wenn Du —“ sie hielt inne.

„Sag's, Marei, — so rede doch weiter!“ bat er, sie näher zu sich herziehend.

Sie aber schüttelte den Kopf, als seyn ihr unmöglich weiter zu reden, und als ersaßte sie plötzlich eine Angst, entwand sie sich ihm und ging fort.

Anton hielt die Hände vor's Gesicht und weinte. Sie aber stand am Fenster draußen und sah herein nach ihm.

„Anton!“ rief sie jetzt leise und klopfte an die Scheiben.

Schnell war der Schieber drunten, und sie flüsterte ihm zu:

„Anton, ich mag Dich. Wir gehören zu einander, so war mir's von der ersten Stunde an, in der ich Dich gesehen.“

„Hörst Du's, Mutter?“ rief er zum Himmel auf.

Eine Sternschuppe fiel in diesem Augenblick.

„Sie hat's g'hört!“ sagte Marei, schlang den Arm um seinen Hals und küßte ihn. Dann war sie fort.

Die Wache bei der Todten, sie ward ihm jetzt leichter. Ein Engel — so war es ihm — weile in der düstern Stube, ein Engel der, die goldenen Flügel abgerechnet, aussah wie die kleine Marei.

Das Begräbniß der armen Bäbel war zahlreich besucht, obgleich es vom Bettelhaus ausging. Die Begleitung mehrte sich von Haus zu Haus, man wollte Anton dadurch ehren, der doch 'was Apartes war und als ein fo guter Sohn sich gezeigt hatte.

Um ihn ganz zu beruhigen, sagte man ihm mit der gewohnten derben Offenheit, daß das Geleite „um Gott's willen“ seyn und er nicht denken solle, es geschehe wegen einer Zehrung im Wirthshaus, wie sonst der Brauch seyn von den Erben für jeden Mitgehenden auszusetzen. Bei einer Bettelhaus-Leiche gelte das nicht, da seyn nichts zu erben; dann geschehe der Begräbnißgang allein um Gottes und seinetwillen. So gut gemeint dieß nun auch war, that es doch Anton schmerzlich weh, solches hören zu müssen, und es mehrte nur sein Leid. So gekränkt und arm hatte er sich noch nie gefühlt, selbst in der Gefangenschaft nicht. Es war ihm darum auch nur peinlich, als nach dem Begräbniß-Gottesdienst der Michelsbauer zu ihm sagte: „Geh' jetzt mit mir, Anton. Meine Stube ist die größte im Ort, und der Schultheiß kommt, und die andern Alle, um ein Wörtchen mit Dir zu reden. 's ist etwas vor mit Dir, Anton.“

Was konnte man mit ihm oder von ihm wollen? — Er wußte nichts Schlimmes und hoffte nichts Gutes. Wie sie aber in des Michelsbauern' Haus eintraten, lächelte ihm Marei's schwarzes Augenpaar unter hervorbrechenden Thränen entgegen, und leichteren Muthes trat er in die Stube ein, wo die Michelsbäurin sich schon erwartungsvoll auf der Bruck postirt hatte. Der Schulze kam, mit ihm die reichsten Bauern des Orts, auch die wohlhabenderen Söldner fanden sich ein, in der Gemeinde-Angelegenheit ein Wort mitzureden, denn eine Gemeinde-Angelegenheit wars, da nach Bäbels Tod beschlossen worden, Anton auf Gemeindekosten einen Hausstand zu gründen. Man eröffnete ihm, daß das Bettelhaus seit seiner Mutter Ableben wieder zu einer überflüssigen Sache im Dorfe geworden sey, und es lange anstehen könne, bis es so ein armes Weib wieder gebe, darum und deßwegen wolle man es ihm als Eigenthum schenken, und einige Aecker, die zunächst lagen, und früher zum Wegdorf gehört hatten, zu billigen Preisen ihm überlassen. Er brauche sich jetzt nur, als das Nöthigste zum Anfang, ein Mädle mit einigen hundert Gulden Heirathsgut zum Weib suchen, und es könne seinem Fortkommen nicht fehlen. Marei, die, während man dies Anton weitschweifig auseinander setzte, ab- und zugegangen war, stützte sich, als die Rede auf die Heirath mit nöthigem Heirathsgut kam, an das Ofengesimse, Antons Antwort abzumarten.

Er hatte ganz ruhig Alles angehört, und jetzt nach kurzem Nachsinnen sagte er:

„Ihr meint es gut mit mir und Gott vergelt's Euch tausendmal. Es wär' auch Alles schon recht; das Haus wäre mir nicht zu schlecht, wenn's schon einen üblen Namen hat. Das thät sich vergessen, bei Fleiß und ordentlichem Hausstand, aber das was ihr von wegen des Heirathens und des Heirathsguts gesagt, steht mir nicht an. Nicht daß euer Wille unrecht wäre — er ist wie sich's g'hört, aber auch darum und deßwegen kann's bei mir nicht so seyn, wie ihr wollt; denn ich möchte nur Ein Mädel im Ort zum Weib haben, und grad dieses Mädel hat nicht Geld noch Gut, nicht einmal einen ehrlichen Namen.“

„Die kleine Marei ist's, sein Schatz!“ rief Hansjörg mit dunkelrothem Gesicht, und schnell setzte er noch hinzu: „Ist's nicht 'ne Schand und Spott, ein g'sundenes Kind heirathen zu wollen?“

„Schweig, Hansjörg! Was geht's Dich an?“ mahnte seine Mutter mit einem prüfenden Blick auf ihn und Marei.

Diese hatte sich bei Hansjörgs schmähenden Worten hoch aufgerichtet, und an den Tisch tretend, an dem der Schulze mit dem Schulmeister, dem reichen Steinbauer und noch Anderen saß, sprach sie mit ihrer hellen Stimme:

„Ich brauche mich meines Lebens nicht zu schämen, die allein brauchens, die mich hilflos am Weg liegen ließen, und die, die mich gerne schlecht machen wollen, wie der Hansjörg. Ich bin ein ehrliches Mädel, und wär's anders weiß, der sag's.“

Alle schwiegen. Sie fuhr fort:

„Die Gemeinde hat mich barmherzig an- und aufgenommen, so hat sie's auch nicht zu leiden, wenn man auf mein Dasein schmäht. Wär' ich ein schlechtes Mädel und euch zur Last, hättet ihr mich längst aus dem Dorf jagen sollen. Wer aber kann sagen, daß ich dem Ort je Schande gemacht? — nur auf die fällts, die mich verlassen und mir nicht einmal einen

Digitized by Google

Namen gegeben haben. Gott mag's ihnen verzeihen, ich that's seither auch." —

„Du bist ein rechtschaffenes Mädel, das kann Niemand anders sagen," sprach der Schulze nach einer verlegenen Pause, und fuhr fort: „Der Hansjörg that groß Unrecht, Dir vorzuhalten, was Deine Schuld nicht ist. Deßwegen aber kann Dich Anton doch nicht zum Weib brauchen; wär's auch doch nicht von wegen dem G'fundensein so doch von wegen der Armuth."

Versteht sich," fiel der Schulmeister ein und fuhr mit Salbung fort: „Wenn Du ein rechtschaffenes Mädel bist, Marei, redest Du Anton selber ein, daß er Dich lassen muß; denn Du bist seinem Glück im Weg. Was sollte er mit Deiner Armuth im Bettelhaus? da bleib's ja dort beim Alten."

Marei erblaßte, doch ohne Zögern ergriff sie Antons Hand und sagte:

„Wenn's besser ist, Anton, so thu's, wie sie's wollen. Sie haben recht, kannst kein arm's Weib in's Bettelhaus brauchen, das wäre verkehrt ang'fangen mit Hausen."

„So mag das Bettelhaus Bettelhaus bleiben!" rief Anton. — „Ich mag nicht hausen ohne Dich, Marei, und kommen wir halt nimmer von wegen der Armuth als Mann und Weib zusammen, wollen wir doch „mit einander gehen" (uns liebhebalten) unser Leben lang."

Obgleich solcher Ausspruch artlig (sonderbar) befunden wurde, griff er doch in die rauhen aber guten Herzen, und der Schulze meinte, es sey so unrecht nicht, was Anton sage, und 's wäre schade, daß die kleine Marei halt kein Heirathsgut hätte.

Da erhob sich der Steinbauer, und seine Tabakspfeife aus dem Munde nehmend, die Faust auf den Tisch gestemmt, sagte er, tief Athem holend, wie zu einem großen Entschluß: „Ich will dem Mädel ein Heirathsgut aussetzen, hab' ich doch keine Kinder, und steht mir frei, meine Geldlade anzugthun für wen ich mag. — Ja, beim Blitz! wäre meines Bruders einer Bub nicht — der jüngere, der Steinbauer werden soll, wenn ich „vorgehe" — ich wäre im Stand, Anton einzusetzen mit sammt der kleinen Marei."

„Da kämst Du Deiner Bäurin recht und dem ganzen Dorf;" maulte Hansjörg.

„Was meiner Bäurin!" ereiferte sich der Steinbauer. „Bin ich nicht der Bauer? Was ich will, muß g'schehen, das weiß mein Weib vom ersten Laib Brod an, den wir mit einander gegessen."

„Nur nicht so hitzig, Steinbauer, ein Wort wird sie noch mitreden dürfen von wegen des Heirathsguts für ein g'fundenes Kind!" bemerkte etwas spitzfindig eine Bäurin, die sich neben der Michelsbäurin auf die Bruck gesetzt hatte.

Da schlug der Steinbauer auf den Tisch, als sollte er bersten, und den Schulmeister am Rockkragen fassend, drückte er ihn auf die Bank nieder und sagte:

„Nehmt Feder und Tinte, Schulmeister, und schreibt's auf, daß ich's unterzeichnen kann: Der Steinbauer Mathias Bracher gelobt vor vielen Zeugen tausend Gulden als Heirathsgut der kleinen Marei."

„Tausend Gulden?" riefen alle in höchstem Erstaunen.

Das war dazumal eine viel größere Summe als heutzutage und manche Bauerntochter besaß nicht soviel Heirathsgut.

„Ja, tausend Gulden," wiederholte der Steinbauer, und einmal im Zuge großmüthig zu seyn, setzte er hinzu: „Und einen Hochzeittag soll sie haben, daß keines nicht sich dran zu schämen brauchte und wär's des Schulzen Mädel selber."

Diese großthuerische Wohlthätigkeit ärgerte die Michelsbäurin. Sie stand auf und die Hände in die Seiten stemmend, sagte sie: „Was der Steinbauer kann, können Andere auch; und wenn sie gleich Kinder haben und er keine, soll er darin doch nicht alleinig Gut's an dem armen Mädel thun, als sollte er allein in den Himmel kommen. Meine Kasten sind voll bis obenauf, wie die seiner Bäurin, und was Marei gesponnen hat, seit sie im Michelshof dient, soll ihr sein, und ein Bett und eine Bettlade dazu."

„Deine Bäurin, Michel, denkt das Bett wäre halt das Röthigste zum Hausstand", lachte der Schulze; — „nun gut, mein Weib soll die Wiege dazu geben, und was zu dem kleinen Zeug g'hört, das hinter der Hochzeit allewell nachlauft."

„Wir sind auch noch da und geben so gern als ihr!" riefen Einige. — Und Einer überbot den Andern in Versprechungen für Marei's künftigen Hausstand.

Hansjörg lief fort. Er sah ein, daß für seine Wünsche nun nichts mehr zu erwarten stehe.

Es wurde noch viel durch einander geschwatzt und berathen; das Resultat war, daß Marei bis zum Frühling in des Steinbauern Haus kommen solle, nicht als Magd, sondern wie ein angenommen Kind, und dann mit den ersten guten Tagen Anton das Gemeindehaus herzurichten sey, daß es keinem Bettelhaus mehr gleiche. Indessen solle er dort wohnen und im Innern Alles ausbessern zum baldigen Hausstand. Mit den tausend Gulden Heirathsgut ließ sich noch manches gute Stück Feld kaufen, manch schöne Kuh; und bald sah es in und um das Bettelhaus noch besser aus, als es vielleicht bei dem einstigen Wegbauern selbst ausgesehen hatte.

Die das Frühjahr kam, war nur noch wenig zu thun übrig. Ein neuer Anstrich gab dem Haus vollends ein freundliches Ansehen; es schimmerte weiß und roth aus der grünen Saat hervor. Als die Adventszeit aus war, wurden Anton Schmidel und Marei Bracher, als Leute die sich in den Stand der heiligen Ehe begeben wollten, nach der Predigt von der Kanzel verlesen.

Der Steinbauer, um seine Wohlthat so umfangreich als möglich zu machen, erlaubte dem namenlosen Kind seinen Namen anzunehmen. Dadurch gab's nun freilich Veranlassung zu einem gelegenen Gemunkel, und man erinnerte sich wieder, daß das Kind ganz nahe dem Steinhof gefunden worden, und auch der Zigeunerin, die sich für des Wegbauers Urenkelin ausgegeben und einige Zeit im Steinhof Aufnahme gefunden hatte.

Allein da die guten Leute nur „so ohne" rechnen gelernt, was das Simri kostet, wenn der Scheffel so und so viel, und mit Jahreszahlen und Daten sich nie zu schaffen machten, war's nach so langer Zeit nicht mehr klar zu erörtern, was einige Mißgünstige zusammenstellen wollten, zum Nachtheil des großmüthigen Steinbauers. So schliefen denn auch bald die bösen Vermuthungen wieder ein, und die ersten Frühlingsfreuden im Dorf, an der sast Alle mit gleicher Herzlichkeit Theil nahmen, waren Antons und der kleinen Marei-Heirathstag (öffentliche Verlobung) und Hochzeit. Selbst der Schulmeister erklärte sich zufrieden damit, und noch nie hatte er eine schönere Hochzeitsrede gehalten auf dem frischbestreuten Düngerhaufen vor dem grünen Baum, als nach Antons Trauung in der Kirche. Alles war bis zu Thränen gerührt, dadurch aber nur um so größer die darauf folgende Lustigkeit bei Tanz und Schmaus.

Marei ward das glücklichste Weib im Dorf, und Anton ebenso fleißig als zufrieden. Sein Wohlthaud mehrte sich so schnell, daß bald Niemand mehr des frühern Namens seines Hauses gedachte. Das Weghaus wurde es genannt; im Lauf der Zeit sogar der Weghof und Anton der Wegbauer.

Hansjörg, der am längsten an der ausserordentlichen Dorfbegebenheit zu mäkeln hatte, versöhnte sich am Ende auch damit und gönnte der kleinen Marei ihr Glück; und um sich vollends ganz zufrieden zu geben, sagte er sich mit dem Stolz eines reichen Bauernsohnes: „Zur Michelsbäurin wäre sie doch zu schlecht gewesen, und wenn der Steinbauer die „Brabänterlade" bis auf den Boden für sie gelecrt hätte, und zum Kurzweil nur wär's Mädel doch zu gut. Auf so einen stolzen Bauernhof wie der meine, g'hört eine Bauerntochter, die von wenigstens sechs Roßköpf abstammt, so lang man's denken kann. Nun gehe ich auf die „Besehnede" (Brautschau) und wo ich die „Fürnehmste", die Reichste und die „Gschmackste" sehen sehe, an diesem Bauernhof klopfe ich an, und bring ge mir meine Bäuerin mit heim."

Digitized by Google

Der Khodscha oder Steuereinnehmer in Marocco.

(Zu dem Holzschnitt auf S. 245.)

Wir führen dießmal unseren verehrten Lesern ein Genrebild aus fremder Zone vor, nämlich die Eintreibung der Steuern in Marocco, nach der Skizze des bekannten spanischen Malers Iriarte. Man sieht, die Regierung von Muley-el-Abbas, dem Kaiser von Marocco, stellt sich dabei anders an, als die Regierungen in unseren christlich-germanischen Staaten. Wenn in Marocco eine Steuer ausgeschrieben wird, so wird deren Entrichtung nicht abgewartet, denn es gibt keine Regierungs- und Intelligenzblätter, durch welche man den guten Bürgern bekannt geben kann, daß „die Gemeinschaft des Steuerzahlens mit uns Allen ist.“ Der Steuereinnehmer wartet daher auch nicht auf seiner Amtsstube neben seiner eisernen Kasse, bis die Steuerpflichtigen kommen, und ihre Scherflein bringen, sondern er muß zu ihnen hinausreiten und die Steuern selbst in Empfang nehmen, ja häufig sie sogar mit Gewalt erheben. Dieß geschieht auf folgende Weise: ein Beamter, meist ein Schreiber des Kadi oder Richters, dessen Bezeichnung Khodscha heißt, verläßt die wichtigste Stadt des Bezirks, worin er wohnt, und begibt sich mit einer Geleitsmannschaft von Dorf zu Dorf, von einem Douar (Dorf oder Weiler von nomadischen Stämmen unter Zelten), oder Gurbi (einzelnem Gehöfte) zum andern, nachdem er Boten vorausgeschickt hat, welche verkündigen müssen, daß die Steuern nun eingetrieben werden sollen. Das Geleite des Khodscha besteht aus einem Buchführer oder Kassier, einem Seckelbewahrer, einem Herold welcher seine Ankunft zu verkündigen hat, drei Kawassen oder Gendarmen, welche gewöhnlich aus den Riffpiraten geworben werden, und einem Gefolge von zehn sogen. Mauren des Königs (Moros del rey), d. h. schwarzen Soldaten von Muley-Abbas' Leibwache.

In den Städten besteht die Steuer wie bei uns in einem gewissen Betrage von baarem Gelde; die Steuerquote wird nach der Kopfzahl umgelegt, und zwar ohne jene feinen haarspalterischen Theilungen und Unterscheidungen, welche unsere europäischen Verwaltungsbeamten aufgebracht haben. Der Khodscha braucht sich daher auf keinerlei Einzelnheiten einzulassen, um die Erhöhung der Steuer zu rechtfertigen. Es ist selbstredend, daß die Macht des Kaisers von Marocco so unumschränkt ist, daß die Befriedigung einer Laune oder eines vorübergehenden Bedürfnisses des Kaisers zur Verdoppelung der Steuer hinreicht. Das Amt des Khodscha ist daher auch ein sehr gefährliches und bringt ihn in manche ernste Verlegenheit, aus welcher er sich nur durch kühnes Zugreifen und rücksichtslose Machtentfaltung herausarbeitet. In den Städten, wo die wechselseitigen Beziehungen der Einwohner ziemlich geregelt sind, wo dem Gesetze jeden Augenblick Achtung und Folge verschafft werden, wo man das Eigenthum eines jeden leicht mit Beschlag belegen kann, sollte er die Bezahlung der Steuer verweigern würde, da ist die Eintreibung der Steuer nicht sehr schwierig, und nur der Arme allein entgeht wie überall dem Arm der Gewalt. Anders aber ist es auf dem platten Lande und namentlich im Gebirg; wenn da die Zeit herannaht, wo die Sendboten das Eintreffen des Khodscha verkündigen, verläßt jede Familie, welche dem Steuerbezahlen entgehen will, vorübergehend ihre Behausung, nachdem sie die paar Habseligkeiten, die mit Beschlag belegt werden könnten, in Sicherheit gebracht. Rückt dann der Khodscha mit seiner bewaffneten Macht und den Vertretern des Gesetzes heran, so empfängt man ihn in den Douars, die wie Adlernester auf dem Gipfel von Felsen kleben, mit Flintenschüssen, und die Kawassen und Soldaten rücken dann mit entschlossenem Muthe gegen die von einigen Hundert Einwohner vertheidigten Dörfer an, stecken

Ansicht von Tanchai.

Digitized by Google

die paar ersten besten Hütten in Brand, geben einige Salven, die vielleicht ganz unschädlich sind, und erzwingen die Uebergabe des Dorfs und die Bezahlung der Steuer. Das Einrücken eines Dutzends Soldaten genügt gewöhnlich, um auch dem größten widerspenstigen Donar Respekt vor dem Gesetze einzuflößen.

Die Scene, welche unser Bild auf S. 245 darstellt, ist zu Mogador nach der Natur aufgenommen. Der Khodscha ist so eben in die Stadt eingerückt und hat sein Steuceramt am Thore aufgeschlagen. Da steht er zur Rechten des Beschauers vor dem kleinen Zahltisch, an welchem schon ein Steuerpflichtiger seine Steuerquote bezahlt; von der andern Seite kommt der Seckelmeister mit der Truhe herbei, während dahinter der Herold in Begleitung seiner Klawassen so eben den Umritt durch die Stadt beginnt, um den Khattitschcriff des Kaisers zu verlesen, welcher die Bezahlung der Steuer befiehlt. Mittlerweile haben die schwarzen Soldaten die Thore der Stadt besetzt, um zu verhüten, daß irgend ein Einwohner durch Auskneifen sich dem Steuerzahlen entziehe. Der schwarze Solbat, der des Heroldes Pferd am Zügel führt, vervollständigt das Kouterfei der Trachten und Aufzüge der sämmtlichen Personen, welche die Escorte des Khodscha bilden.

Die Insel Madeira, ihr Klima und ihre Scenerie.

Von Dr. J. G. Mayer von Wiesenau.

Ein gewaltiger ausgebrannter Vulkan, erhebt sich aus der leuchtend grünen Fluth des atlantischen Oceans die Insel Madeira, die Perle der nördlichen Kanarien. Aus einiger Entfernung vom Meere aus gesehen, erscheint sie wie ein düsterer kahler Felsen und läßt nicht entfernt die herrliche Scenerie und das milde Klima den köstlichen Himmel und die prachtvolle üppige Pflanzenwelt ahnen welche sie auszeichnet. Wer ahnte auch in diesen grauen steilen Felsen das irdische Paradies, welches diese Insel ist, den angenehmsten Aufenthalt worin nur ein Mensch leben kann, mit seiner wohligen, linden, reinen Luft, mit seinem ewig heitern Himmel, seiner immergrünen Pflanzenwelt, in welcher der Kranke genest, der Gesunde ein ungeahntes Behagen fühlt! Es ist keine Uebertreibung, wenn der Portugiese dieses Juwel in seiner Krone die Königin der Atlantis, die Blume des Oceans nennt. Das Klima der Insel ist günstiger als irgend ein Punkt in Europa es aufzuweisen hat; es ist im Winter wärmer, im Sommer kühler als Sicilien und Spanien; die Schwankungen der Temperatur von Tag und Nacht und den verschiedenen Jahreszeiten sind minder bedeutend; es wird nur ganz selten von kalten scharfen Winden heimgesucht, erfreut sich einer anhaltend schönen Witterung, denn sogar die Regen sind ziemlich selten und beschränken sich vorzugsweise nur auf die Regenzeit, die mit dem Spätherbste eintritt. Im November ist das Wetter meist klar und beständig und bleibt mit seltenen Unterbrechungen bis etwa Mitte Januars schön. Von da an bis Ende März ist es weniger beständig; die Gipfel der Berge sind dann mit Schnee bedeckt und kalte Regenschauer kommen gelegentlich an der Küste vor. Im Februar und März ist die Luft oft kalt und winterlich so daß man am Morgen ein geheiztes Zimmer behaglich findet und beim Ausgehen nach warmer Kleidung greift. Auch im April ist es bisweilen noch rauh und daher große Vorsicht geboten. Im Mai wird die Witterung besser, und im Juni beginnt der glorreiche Sommer Madeira's, um dessen willen namentlich die Aerzte den Lungenleidenden aus dem nördlichen Europa den Aufenthalt in der kräftigen milden Meeresluft Madeira's so sehr anempfehlen, daß man neuerdings daselbst immer eine Menge Deutscher, Russen, Engländer, Franzosen und Belgier als Kurgäste trifft. Im Sommer herrschen vorzugsweise und anhaltend nur Nord- und Nordwestwinde, welche die Hitze mildern und einen starken Niederschlag veranlassen, welcher die Pflanzenwelt ungemein frisch erhält; aber im Winter bringen dieselben Winde auch Schnee und Kälte und geben den obersten Regionen der Insel ein vollkommen winterliches Ansehen.

Madeira mißt ungefähr vier deutsche Meilen in der größten Länge und drei Meilen in der größten Breite und bedeckt einen Flächenraum von beinahe 18 Quadratmeilen. In ihren allgemeinen Umrissen bietet sie sich dem Auge dar als eine Masse von ziemlich hohen Bergen, aus deren Mitte dann noch verschiedene schroffe Spitzen und Rücken emporstarren; der höchste Punkt ist der ungefähr 6200 Fuß hohe Piro Ruico, der Endlegel dieser erloschenenen vulkanischen Insel, und einige andere Bergspitzen erreichen nahezu dieselbe Höhe. Der centrale Gebirgsstock ist allenthalben von tiefen Schluchten durchfurcht, zwischen denen wieder Ausläufer desselben Gebirgsstocks bis zur Küste heraustreten. Ueberall fallen die Gebirge ziemlich steil ab, und namentlich die Küstenklippen sind an der Nordküste steiler als an der südlichen, und treten oft in den riesigsten Verhältnissen dem Fremden vor Augen.

Nähert man sich der Insel von Norden her auf eine gewisse Entfernung, so macht sie einen imposanten erhabenen Eindruck. Von den mächtigen Wogen der Atlantis gepeitscht, ragen sehr senkrechte Küstenklippen wie Riesenmauern aus der weißen Brandung, und auf ihren Kuppen erscheint die dunkle üppige Belaubung der einheimischen, meist immergrünen Wälder. Hinter diesen aber steigt ein Höhenzug hinter dem andern steil gegen den centralen Bergstock der Insel an, und meist lagert ein Gürtel dichter Wolken um die Hochgebirge in deren halber Höhe, während droben in dem reinen Aetherblau die zerrissenen Gipfel und zackigen Spitzen in vollem Sonnenglanze leuchten und durch jene unterbrochenden Nebelgürtel noch höher und majestätischer erscheinen.

Man nähert sich Funchal, der Hauptstadt, gewöhnlich von der Ostspitze der Insel, dem Kap San Lourenço her, welches durch eine Meerenge von etwa zwei Meilen Breite von den Islas desiertas, einer Gruppe unbewohnter niedriger Eilande, geschieden ist. Der nördliche Theil der Insel ist vorherrschend mit jenen Wäldern bedeckt, welche der Insel ihren Namen gegeben haben (von dem portugiesischen Worte Madeira, Gehölz); der südliche Theil ist nur spärlich bewaldet und hat weit mehr das Ansehen einer rauhen, zerklüfteten, kahlen, vulkanischen Insel. Erst bei größerer Annäherung entdeckt das Auge Spuren von Vegetation in Gestalt großer schirmartiger, rundhäuptiger Pinien, die hoch oben auf den Bergen zerstreut stehen, während unmittelbar an der Küste, meist an den Mündungen der Schluchten, Häuschen von kleinen weißen Punkten erscheinen, die sich durch die Fernröhre betrachtet in hübsche Land- und Bauernhäuser auflösen.

Funchal macht auf den ersten Anblick einen eigenthümlichen Eindruck, wie unsere verehrten Leser aus dem Bilde auf S. 249 abnehmen können. Nirgends eine Spur von dem Rauch oder der dunstigen Atmosphäre, welche sonst über größeren Städten hangen. Glänzend weiß und bestimmt heben sich die Häuser vor dem dunklen Boden und den zerrissenen Schluchten dahinter ab, und wenn das Schiff dem Strande näher kommt, gewähren die Stadt und die sie umgebenden Weinberge, Gärten und Felder einen wunderlieblichen Anblick, und der erste Schritt an's Gestade erfüllt den Fremdling mit Entzücken. Ein unbeschreiblicher sonniger Glanz liegt über Land und Meer, ein azurner Himmel wölbt sich über der ganzen Scene, fremde Formen der Vegetation und neue bunte Trachten begegnen dem Auge, und der sonnige Süden umgibt mit seinem ganzen Zauber den Ankömmling.

Digitized by Google

Die Stadt ist um die Bucht herum gebaut, die Häuser stehen an manchen Stellen nur in ganz geringer Entfernung vom Wasser. Einer der augenfälligsten Punkte in der Nähe des Strandes ist das Hotel des Gouverneurs, ein geräumiges Gebäude von unregelmäßiger Architektur, halb Burg, halb Schloß, und von dem Meere getrennt durch den neu angelegten öffentlichen Spaziergang Praça da Reinha (Platz der Königin), welcher eine Art Quai bildet, dessen Mauern unmittelbar vom Strande aufsteigen. Etwas östlich von der Praça steht eine hohe Steinsäule, und rechts von derselben das Mauthamt. Dem Strande entlang ziehen sich mehre niedrige Befestigungen und ziehen sich am östlichen Ende der Stadt steil das Fort San Jago, von der Kirche gleichen Namens überragt. Ein Amphitheater von Bergen, die hinter der Stadt bis auf eine Höhe von 4000 Fuß ansteigen, umgibt die Bai. Die höheren Regionen der Berge sind mit Wäldern von Fichten und anderen europäischen Bäumen bekleidet, an den niedrigeren Gehängen aber ziehen sich terrassenförmige Garten und Weinberge hin. Tiefe Schluchten schneiden da und dort in diese Berghänge ein, umgeben von steilen Abstürzen, während in den düsteren Tiefen der Schluchten Bergströme, die aus dem Innern der Insel herabkommen, schäumend und tosend ihren Ausweg nach dem Meere suchen. Nach langen Regen donnern diese Wildwasser mit ungestümer Wucht von den Berghängen herab, aber bis sie die Stadt passiren, ist ihre Wucht gebrochen, denn sie durchströmen dieselbe in Kanälen von den stärksten Mauerwerk aus Quadern. Die Berghänge sind mit schmucken Landhäusern oder Quintas besetzt, die mit den weißen Pfeilern, worauf das Geländer und Gitterwerk der Rebenpflanzungen ruht, lachend und herrlich von dem üppigen Dunkelgrün der umgebenden Vegetation abstechen. Etwa 200 Fuß über der Stadt tritt als besondrer Anziehungspunkt für das Auge die Kirche Unserer Lieben Frau vom Berge (Nossa Senhora do Monte) hervor, ein beliebter Wallfahrtsort für die Seeleute, deren Fahrzeuge hier anlegen.

Der erste Schritt an's Land versetzt den Fremden in eine neue Welt voll Leben und Aufregung. Der Strand wimmelt von Booten, Bootsleuten, Ochsen, Schlesien, Maulthieren, Weinfässern, Waarenballen und einer Unmasse anderer belebter und lebloser Gegenstände, durch welche man sich seinen Weg nach dem Mauthhause bahnen muß. Ist hier die sehr oberflächliche Durchsuchung seines Gepäckes vorüber, so paßirt man die portugiesische Schildwache und betritt die Straßen von Funchal. Die fremdartige Tracht der Eingeborenen, die schmalen, mit runden Strandkieseln gepflasterten Straßen, der Mangel an allen Räderfuhrwerken, die von Ochsen gezogenen Schlesien, auf welchen alle Waaren transportirt werden, die geringe Anzahl der Kaufmannsläden und die Abwesenheit von Fenstern in den meisten derselben, welche gewöhnlich nur aus einer gewölbten breiten Einsahrt bestehen, worin die Waaren zu beiden Seiten aufgethapelt sind; der eigenthümliche Anblick der Häuser, deren Erdgeschoß gewöhnlich zu Magazinen oder Waarengewölben mit eisenvergitterten Fensterlöchern ohne Glasfenster eingerichtet ist, während dem zweiten Stockwerk ein Balkon in die Straße vorspringt; die Burroqueros oder Pferde- und Eselstreiber, welche ihre eingeborenen kleinen Thiere zur Miethe ausbieten; die Palmen und Bananen und sonstigen fremdartigen Gewächse, welche über die Gartenmauern herüber schauen; die weißen Jacken, Strohhüte und weißen Zeugstiefelchen der Kaufleute; das hellklingende Geklingel der Schellen der Ochsenkarren und das wilde Geschrei ihrer Fuhrleute, — alle diese und noch manche andere neue Schauspiele, Scenen und Töne interessiren und amüsiren den Fremden auf seinem Wege vom Mauthhause nach dem Gasthofe oder sonstigen Ziel seines Unterkommens in hohem Grad.

Das häusliche Leben der Bewohner von Funchal bleibt den Fremden gewöhnlich verschlossen; würde jedoch auch nur wenig Interessantes bieten, denn die Kaufleute und wohlhabenden Leute sind in Kleidung, Wohnung und Lebensweise ganz nach europäischer Sitte eingerichtet, und auf ihrer Tafel erscheinen nur noch die köstlichen Weine, Südfrüchte und Fische, welche die Insel in solcher Menge liefert. Die einzige interessante Seite der häuslichen Einrichtung ist der sogen. „Thurm," der beinahe an jedem Hause angebracht ist und das Dach desselben als ein viereckiger Bau um ein bis zwei Stockwerke überragt; diesem Thurm stattet die Familie jeden Morgen einen Besuch ab, um die Rhede zu überschauen und zu sehen, ob nicht irgend ein Schiff über Nacht angekommen ist oder ob der Telegraph auf dem Ilheo, der kleinen Felseninsel in der Bucht, nicht Kunde von einem in der Ferne erscheinenden Fahrzeug gibt. Die aus Europa kommenden Schiffe laufen gewöhnlich von der Ostseite in die Bai ein, und wer in Funchal gelebt hat, weiß daher wohl, was das „Signal von Osten her" zu bedeuten hat, das man im gewöhnlichen Verkehr jede Minute erwähnen hört. Die Handelsinteressen dominiren in Funchal so sehr, daß man in jeder Ankunft eines neuen Schiffes ein Ereigniß sieht. Vom obern Stockwerk des Thurmes springt meist noch ein größerer Balkon oder eine Veranbah vor, welche am Abend einen höchst angenehmen Aufenthalt bietet. Steht das Haus in den Vorstädten, so ist der Thurm meist vom Hause getrennt, in einer Ecke des Weinbergs oder Gartens. Diese Gärten sind allerliebst; über ihren ganzen Flächenraum hin erstreckt sich ein Gitterwerk von spanischem Rohr, das ganz mit Reben bewachsen ist, und unter welchem Kaffeesträucher, Gemüse für das Haus und Südfrüchte gepflanzt werden. Orangenbäume und Paradiesfeigen wachsen in jedem Garten, und in den Beeten wuchern die schönsten Rosen, Fuchsien, Geranien, Azaleen, Camellien, Lorbeeren, Granatbäume und eine Unzahl anderer Zierpflanzen und aromatischer Gewächse.

Die Bewohner von Madeira, Abkömmlinge von Portugiesen, sind ein kraftvoller Menschenschlag von seltener Schönheit, die Männer meist groß, wohlgebaut, rüstig, athletisch, von dunkler Hautfarbe und angenehmer Gesichtsbildung, ja oft von sehr edlen schönen Zügen; dazu sind sie genügsam, höflich, nüchtern und harmlos; zwar bisweilen zornmüthig und reizbar, jähzornig, aber nicht gleich mit dem Messer bei der Hand, wie die unteren Volksklassen bei den Portugiesen und anderen Südeuropäern. Vielmehr sind sie meist im höchsten Grade heiter und gutmüthig, so viel Strapazen und Mühen sie auch ausbalten müssen. Ihre Kost ist eine höchst armselige: grobes Brod, Gemüse, gelegentlich gesalzener Fisch, selten eine andere Nahrung aus dem Thierreiche. Diese dürftige Nahrung in Verbindung mit der strengen Arbeit unter einem derartigen Klima läßt die Körperkraft bald aufgezehrt werden und die Leute früh altern. Auch die Weiber der unteren Klassen müssen schwer arbeiten; viele sammeln in den entlegenen Bergen Farnkräuter und Pfriemkraut und tragen diese, welche die Stelle des Brennmaterials versehen, zum Verkauf in die Stadt. An gefälligen Zügen und kräftigen Formen stehen die Frauen von Madeira den Männern weit nach, denn sie sind gewöhnlich unterjetzt und unschön. Die Männertracht der arbeitenden Klassen besteht aus weiten Beinkleidern von weißer Leinwand, die bis unter das Knie reichen, einem groben Hemd, einer kegelförmigen zugespitzten Mütze (carapuce), Stiefeln aus ungegerbtem Leder und kurzen Jacken von blauem Tuch. Die Weiber des Landvolks tragen gewöhnlich Unterröcke von einem gestreiften Muster, ein Mieder, und eine Art kurzen Mantels von grobem rothem oder blauem Tuch; ihre Kopfbedeckung über dem geschleitelten Haar und den Zöpfen ist die spitze carapuce. Das Landvolk führt immer lange Stöcke, gleich den Alpenstöcken, um sich beim Bergsteigen zu unterstützen; die Leute tragen aber ihre Lasten, Kleider u. s. w. gewöhnlich auch an diesen Stöcken. Die Weiber spinnen im Gehen wie im Stehen emsig die selbstgezogene Baumwolle und den Flachs; der Spinnrocken, ein einfaches Stück Rohr, wird dabei unter dem Arme getragen. Die Bewohner sind große Musikfreunde, aber diese Kunst hat doch keine sonderlichen Fortschritte bei ihnen gemacht; ihre Lieblingsinstrumente sind Guitarre, Mandoline und eine Art Hackbrett, Machette oder Machetinho genannt, mit angenehmem, sanftem, nicht allzu lautem Tone. Im Marschiren und Wandern begleiten sie sich gewöhnlich mit Gesang und irgend einem Instrument, und in den linden Sommernächten, wenn der Seewind die Hitze der Atmosphäre abgekühlt hat, tönen aus allen Gärten und Fenstern die einfachen landesüblichen Volkslieder mit irgend einer Begleitung.

Digitized by Google

Es verlohnt sich sehr, dem Innern der Insel einen Besuch abzustatten, denn die Scenerie ist angemein mannigfaltig und großartig. Der fremde Kurgast, welcher hier den Winter zubringt, sieht freilich hievon nicht viel, denn er risklirt leicht eine Erkältung, wenn er sich über das geschützte Amphitheater der Bai von Funchal hinauswagt, wo er vor Stürmen und rauhen Winden vollkommen geborgen ist. In den höhern Regionen der Insel, auf den Hochebenen und in den zerklüfteten Serras herrschen im Herbst, Frühling und Winter zuweilen furchtbare rauhe Stürme mit gewaltigen Regengüssen, während drunten die Stadt in mildem heitrem Sonnenschein daliegt und die Wasserfläche der Bucht wie ein azurner Spiegel erglänzt, draußen aber auf hoher See der atlantische Ocean unter dem Druck der Stürme seine wildesten Wogen dahinrollt.

An den genußreichsten Ausflügen fehlt es dem Fremden nicht, und ein halber oder ganzer Tag, auf einen dieser Ausflüge verwendet, verschafft dem Gast für Lebenszeit die anziehendsten und interessantesten Erinnerungen. Die Hauptsehenswürdigkeit der Insel und von beinahe jedem Fremden besucht, wie kurz auch die Dauer seines Aufenthalts sey, ist der sogen. Corral, und da dieser zugleich den besten Begriff von der Gebirgsformation von Madeira gibt, so will ich ihn hier ausführlicher beschreiben. Die schmalen, steilen und rauhen Pfade der Insel machen den Gebrauch von Räderfuhrwerken unmöglich und darum kann man sich als Verkehrs-Transportmittel nur der einheimischen Pferde, der Palankine oder der Hängematten bedienen. Die Pferde sind klein aber kräftig, von sicherm Fußhalt, im Allgemeinen etwas träge, aber mit einer so leichten

Männliche Volkstrachten auf Madeira. Eine Ochsenschleife.

und stetigen Gangart, daß sie auch der Brustkranke erträgt. Zu jedem Pferde gehört ein Burroquero (Eselstreiber), welcher die Stelle des Führers, Steigbügelhalters, Lastträgers und Dieners überhaupt vertritt; diese Burroqueros sind kräftige stämmige Jungen, rührig und großer Ausdauer fähig, welche während der längsten und ermüdendsten Tagereise mit ihren Thieren gleichen Schritt halten. Während sie hinterher trollen, wird der Reiter ab und zu an ihre Gegenwart erinnert durch die plötzliche Beschleunigung des Schritts des Thieres in Folge eines Puffs mit dem langen Stocke des Pferdejungen, wenn der Klepper zu langsam geht, oder durch ein schweres Auftreten, indem der Junge sich an den Schweif des Thieres hängt und sich von ihm nachschleppen läßt.

Der Palankin auf Madeira ist eine Art Sänfte, die an einem von zwei Männern getragenen langen Pfahl hängt, und durch Polsterung, Kissen, Vorhänge und anderes Zubehör eine große Mannigfaltigkeit von Ausstattung erlaubt. Die Hängematte (welche auf der vorstehenden Ansicht des Corral abgebildet zu sehen) ist aus einem geflochtenen Netz gebildet, das an einer ähnlichen Stange hängt. Der Reisende liegt also ganz frei in einem dieser elastisch nachgiebigen Betten, den Kopf gut emporgerichtet, die Füße angenehm bedeckt, und über die Stange her ein Tuch gebreitet, welches eine Art Vorhang oder Sommerdach bildet, um den Reisenden vor den direkten Sonnenstrahlen zu schützen, und genießt einen unbeschreiblichen Luxus in dieser Art, die Insel zu bereisen.

Die Träger der Palankine und Hängematten sind ein sehr zäher Menschenschlag; drei von ihnen (worunter einer zum Abwechseln) tragen eine Person von gewöhnlichem Gewicht den ganzen Tag über die rauheste Gegend und steilsten Wege hin, und legen die letzte Stunde gewöhnlich noch in raschem Trott zurück. Sie sind fröhliche unverdrossene Burschc, voll Humor und Laune, die, wenn eine größere Parthie von ihnen beisammen ist, in der Regel auch auf die Reisenden förmlich ansteckend wirken.

Von Funchal aus führen zwei Wege nach dem Norden der Insel zu den beiden Dörfern San Vincente und Santa Anna. Schlagt man den einen auf dem Hinwege ein und kehrt auf dem andern zurück, wozu nur zwei Tage erforderlich sind, so kann man die schönste und interessanteste Scenerie der Insel kennen lernen. Von Funchal nach Vincente hat man ungefähr 9 Stunden zu reiten; der Pfad führt etwa eine Stunde weit längs der Küstenfelsen hin und beherrscht an verschiedenen Stellen eine prachtvolle Aussicht über das Meer hin. Die Gegend ist auf dieser ganzen Strecke angebaut mit Wein und Korn, Obst und Gemüse für den Bedarf der Stadt. An der Schlucht des Flusses Socorrinho biegt der Weg von der Küste ab und führt unter fortwährender, oft ziemlich steiler Steigung in das Innere der Insel hinein. Da aber der Weg gepflastert und

Weibliche Volkstrachten auf Madeira.

mit Mauern von Feldsteinen eingefaßt ist, so bleibt er bis zur Grenze der Weinberge ziemlich uninteressant. Der Pfad wird nun offener und weiter, läuft über lorbeerige Matten und Haiden und bisweilen durch Wälder von Kastanien und anderen Bäumen hin, bis er den Jardin, die Quinta oder das Landgut eines frühern englischen Konsuls auf Madeira Namens Veitch passirt. Bald darauf gelangt man zu dem Corral, einem der glorreichsten Punkte der Landschaft von Madeira, der nur auf die Länge eines mäßigen Spazierritts von der Stadt entfernt ist, und den daher die meisten Fremden, die auch nur auf Madeira anlegen, besuchen können. Biegt man nämlich hier vom Pfade ab und erkletert die Schulter eines Berges zur Rechten, so kommt man plötzlich an den Rand eines Abgrunds von großer Höhe, welcher einen Theil der Wand einer ungeheuren Schlucht oder Vertiefung in Gestalt eines Kraters bildet und beinahe ganz von hohen Bergen umschlossen ist, von deren zerklüfteten Seiten Zacken und Klippen in das Thal vorspringen. Diese Klippen sind bis zu ihren Gipfeln hinauf ganz mit Wäldern von Lorbeer- und anderen immergrünen Bäumen bekleidet, und an jedem Fleckchen, wo nur eine vorspringende Leiste oder eine Spalte in der Felswand deren Wachsthum erlaubt, gewahrt man die Stämme von uralten Bäumen, deren belaubte Kronen

Digitized by Google

ihren Schatten in den Abgrund hinab werfen. Jene Bäume stehen jedoch so weit zerstreut, daß der Reisende, wenn er in den düstern Schatten hinunterblickt, da und dort in weiter Ferne ein Stück von leichterer und minder zerklüfteter Scenerie bis zu den Bauernhäuschen, Gärten und Weinbergen neben dem Flusse im Thale, 2000 Fuß unter sich, erblickt.

Reitet man auf dem Rückweg von diesem Aussichtspunkt über den schon erwähnten schmalen Bergrücken, so hat man auf der einen Seite den Corral, auf der andern die Serra d'Agoa, ebenfalls ein prachtvolles schluchtartiges Engthal, dessen Seitenwände in ähnlicher Weise mit einheimischem Wald bedeckt sind. Die Nordseite der Serra d'Agoa wird begrenzt von den steilen Gehängen des Pico Grande, eines sehr hohen Berges von imposanter Großartigkeit. Eine Strecke weit ist der Weg ganz in die Stirne der Felsenwand eingehauen, die stellenweise den Pfad drohend überhängt und den Wanderer rascher von dannen treibt, als es die prachtvolle Landschaft und die Menge und Mannigfaltigkeit der hier wachsenden Feldblumen, Farne und sonstigen Gewächse verbieten würden.

müssen, blühenden und Nutzgewächsen. Das Thal ist einer der reizendsten Punkte der Erde; der Pfad führt zwischen den Obstgärten hin, überwölbt vom Laub der Weinreben, die sich hier launenhaft nach allen Seiten durch das Gesäße der Bäume verschlingen und als eine Art natürlicher Laube Schatten und Obdach vor der Sonne gewähren; aber hie und da bricht ein Streifen azurblauen Himmels oder der dunklen zerklüfteten Umrisse der das Thal umgebenden Berge durch das dunkle Laubwerk. Zwischen San Vincente und Santa Anna passirt man einige der schönsten Theile der nördlichen Küste, an deren ganzen Länge hin die Klippen sehr hoch und steil und ausdehnend zerklüftet sind. Der Pfad nach Santa Anna läuft zumeist zwischen den Klippen und dem Meere über theilweise angebauten Boden, zuweilen über die Hochebene oberhalb der Klippen hin, und ist an einer Stelle in großer Höhe und auf eine beträchtliche Strecke hin in die Stirn dieser Küstenfelsen eingehauen. Durch die vielen ein- und ausspringenden Winkel, in denen der Pfad an den steilen Wänden der Schluchten herauf- und hinabführt, ist derselbe etwas mühsam. Prächt-

Der Corral oder Corral auf Madeira.

Der Weg biegt um den Pico Grande und führt mehre Stunden lang durch den bergigen Distrikt, wobei jede Biegung des Weges neue und verschiedenartige Kombinationen von Scenerie darbietet. Wenn man von den höheren Bergregionen heruntergestiegen ist und einen mit modernen Anpflanzungen von Fichten, Birken und andern Unterholz bestockten Landstrich passirt hat, so betritt man das liebliche Thal von San Vincente, wo der Wein nicht mehr am Stabwerk, sondern an Bäumen, namentlich Kastanien, hingezogen wird. Hier fehlen die Paradiesfeigen, Cactus und andere Gewächse des Südens, aber die Orange und Citrone gedeiht noch; auch baut man hier Flachs in beträchtlicher Menge, woraus die landesübliche grobe Leinwand gefertigt wird. In den Gärten trifft man eine ungeheure Mannigfaltigkeit von wildwachsenden und angebauten Gevolle An- und Aussichten bieten die Lage des Dorfes Ponte Delgata und des Arc und der Schlucht von San Jorge; allein der Weg ist seiner ganzen Länge nach sehr interessant. Wenn man Santa Anna näher kommt, biegt der Weg in eine offenere und besser angebaute, ziemlich hoch über dem Meere gelegene Gegend, und das Haus, worin Reisende Unterkunft finden können, liegt in einem Bezirk von unaussprechlicher Lieblichkeit. Die Anpflanzungen, Gärten und Weinberge bilden ein wahres Paradies von anmuthiger und reicher Landschaft, die durch den Kontrast mit der wilden düstern Erhabenheit der kurz zuvor passirten Gebirgspartheien der jüngsten Tagesreise um so überraschender wirkt, und dem Reisenden das Geständniß abnöthigt, daß Madeira nach seinen Verhältnissen, seinem Klima und seiner Lage eine der interessantesten und merkwürdigsten Inseln der ganzen Erde ist.

Digitized by Google

Eine persönliche Erinnerung an Napoleon I.

Ein alter britischer Flotten-Offizier theilt in einer englischen Zeitschrift nachstehende Erinnerungen aus seinem Leben mit, welche auch für unsere Leser nicht uninteressant seyn werden. „Ich trat im Jahr 1810 unter die britischen Marinesoldaten ein, als Georg III. noch König war und man noch kurze Beinkleider und Puder im Haar trug und Steinschlösser an den Gewehren führte, lange bevor man noch an Percussionsgewehre, Armstrong-Kanonen und Panzerschiffe dachte. Es war damals eine interessante Epoche der Geschichte; die Seeschlacht von Trafalgar war der einzige Gegenstand des Gesprächs unter den Uhrerjacken, die Schlacht von Talavera der ewige Refrain der Unterhaltung unter der Linie, bis der Tag von Waterloo, der Sieg vom 18. Juni 1815, jene beiden früheren Siege ganz in den Schatten stellte.

Die paar ersten Jahre meiner Dienstzeit verbrachte ich in thätiger Weise theils an der Küste von Frankreich auf den daselbst kreuzenden Kriegsschiffen, theils am Lande bei den Royalisten unter dem Kommando des Marquis de la Roche-Jaquelin. Der wichtigste oder denkwürdigste Tag meines Lebens in jener Periode war aber der Tag, wo ich die Ehre hatte, dem ersten französischen Kaiser vorgestellt zu werden. Ich diente im Juli 1815 an Bord des Kriegsschiffs „Superb", als wir hörten, die Franzosen seyen bei Waterloo vollständig geschlagen worden, und Napoleon suche von einem der französischen Häfen am Atlantischen Ocean aus zu entkommen. Man vermuthete anfangs, er werde seinen Fluchtversuch von Nantes aus unternehmen, und unser Admiral, Sir Henry Hotham, gab alsbald Befehl, zwei kleinere Fahrzeuge zu bemannen, welche wir weggenommen hatten, und dieselben zur Bewachung der Mündung der Loire abzuschicken. Der Befehl über eine starke Abtheilung Marinesoldaten, welche die Besatzung der beiden Fahrzeuge bilden sollte, ward mir übertragen. Während wir diesen Auftrag vollzogen, wurden wir von einem großen, gutbewaffneten französischen Lugger angegriffen, welcher während einer Windstille aus dem in der Nähe der Loire-Mündung gelegenen Hafen Croisac auslief. Die Franzosen bemerkten unsere Marine-Soldaten nicht, welche versteckt waren, sondern hielten uns für zwei von den Engländern hinweggenommene und unbewaffnete französische Fahrzeuge, und kamen unter gelegentlichem Abfeuern einer Kanone ziemlich nahe heran. Auf ein gegebenes Signal sprangen die Marine-Soldaten, plötzlich auf, feuerten einige wohlgezielte Salven auf den Lugger ab und bewogen ihn, weit schneller nach der Küste zurückzukehren, als er ausgelaufen war.

Als man jedoch ermittelt hatte, daß wir den Gegenstand unserer Fahndung weit südlicher suchen müßten, erhielten wir die Weisung umzukehren und uns mit dem „Superb" zu vereinigen, welcher damals gerade auf der Fahrt nach der Rhede von Basque war. Nachdem wir den Hafen von La Rochelle durchsucht hatten, liefen wir an einem stillen sonnigen Abend, am 15. Juli 1815, auf der Rhede an. Beim Näherkommen unterschieden wir die niedrige sandige Küste und sahen in der Ferne die Eilande Aé und Oleron undeutlich heraber luhmen. Eine Stunde später gingen wir dicht neben dem „Bellerophon" vor Anker. Unter den Forts der Isle d'Aix lagen zwei französische Fregatten und einige kleinere Fahrzeuge verankert. Bei unserer Ankunft hörten wir die große Neuigkeit, Napoleon habe sich am selben Tage dem Kapitän Maitland von 'Bellerophon' ergeben und sey bereits an Bord dieses Schiffes. Unser Admiral machte sich sogleich auf, dem Kaiser einen Besuch abzustatten, und der Kaiser gab ihm seine Absicht kund, diese Artigkeit am folgenden Morgen zu erwidern. Diese Kunde verbreitete sich sogleich auf dem ganzen Schiff und erfüllte jedermann mit der gespanntesten Erwartung. Man zerbrach sich den Kopf, wie sich der entthronte Kaiser wohl bei dieser Begegnung benehmen werde, und viele von den alten Seeleuten waren im Zustand der wildesten Aufregung bei der Aussicht, jetzt den „Boney", von dem sie soviel hatten reden gehört, von Angesicht zu Angesicht sehen zu dürfen.

Der Morgen war wunderschön, die Sonne strahlte in wolkenloser Klarheit, — es war einer jener klaren, hellen Julitage, wie man sie so oft in Frankreich sieht. Das Meer lag spiegelglatt und stille da; nicht einmal der ferne Donner eines Geschützes war zu hören und nichts gemahnte uns daran, daß wir vor einer feindlichen Küste lagen. Bald nach 11 Uhr kam der Kaiser mit einem zahlreichen glänzenden Gefolge zu uns an Bord, und obschon er gewissermaßen schon Gefangener war, so that man ihm doch die Ehre an, um seinetwillen die Raaen bemannen zu lassen, und empfing ihn mit allen militärischen Ehrenbezeugungen. Sobald er das Schiff betreten hatte, begab er sich sunächst nach dem Quarterdeck; die zu seinem Empfang aufgezogene Ehrenwache fesselte zuerst seine Aufmerksamkeit; er erwiderte sogleich das Kompliment und entließ sie durch einen Wink mit dem Hute, den wir uns auch zu Nutz machten, indem wir abmarschirten.

Jeder Mensch hat in seinem Leben gewiß einige Auftritte erlebt, welche in seinem Gemüth einen bleibenden Eindruck hinterlassen haben. So wird auch das Schauspiel, welches mir das Quarterdeck des „Superb" an jenem Morgen darbot, niemals aus meinem Gedächtniß verschwinden. Namentlich die Erscheinung des Kaisers steht noch so lebhaft vor meinem Geiste, als hätte ich ihn erst gestern gesehen. Er trug seine Lieblings-Uniform, die der Chasseurs, grünen Frack mit zurückgeknöpften Aufschlägen, großen Epauletten, weißer Weste und kurzen weißen Beinkleidern, seidenen Strümpfen und Schnallenschuhen, und dazu das bekannte aufgeschlagene Hütchen. Als einzige Dekoration trug er den Stern der Ehrenlegion. Sein Gesicht war sehr blaß, und er sah abgekannt und etwas gelähmt aus, wahrscheinlich in Folge der Strapazen, die er während seines hastigen Rückzugs bestanden hatte. Aber in seinen Zügen lag ein milder angenehmer Ausdruck. Seine Erscheinung war nicht so stattlich und würdevoll wie diejenige seines Bruders Lucian, dem ich in England vorgestellt worden war, nachdem er auf den Thron von Neapel verzichtet hatte. Des Kaisers durchdringendes Auge war keine Sekunde ruhig, sondern lief immer mit einem bänglichen Blick in der Runde. Mit der Tabaksdose in der Hand, von der er fortwährend Gebrauch machte, ging er eine kurze Weile mit unserm tapfern Admiral auf dem Verdeck auf und nieder, anscheinend in eine ernste Unterhaltung vertieft. Um ihn herum gruppirten sich einige seiner getreuesten Anhänger, die ihm noch ebensoviel Ehrerbietung bezeugten, als ob er ein Lever hielte, namentlich der Großstallmeister Graf Bertrand mit seiner Gattin, der Graf Las Cases mit seiner Gattin, Marschall Savary Herzog von Rovigo, General L'Allemand, ein berühmter Reiteroffizier und Mann von kolossalen Dimensionen, der Graf Montholon und dessen Gattin. Ein polnischer Fürst, dessen Bruder auf dem Rückzug von Moskau umgekommen war, vervollständigte die Gruppe. Die Gräfin Bertrand, welche geläufig Englisch sprach, diente als Dolmetscherin; sie und die Gräfin Montholon begleiteten später den Kaiser nach St. Helena. Napoleon sprach nicht Englisch, obschon er es vielleicht verstanden haben mag; er unterhielt sich mit dem Admiral in französischer Sprache. Nachdem der Kaiser einige Zeit auf dem Verdeck geblieben war, zogen er und der Admiral sich in die Kajüte zurück; nach einer Weile sandte der Kaiser nach seinem Gefolge und bat, daß man ihm jeden von uns Offizieren einzeln vorstelle, worauf er an jeden einige Worte richtete. Er sprach sich sehr lobend über die britische Nation aus und zollte unsern Kriegsschiffen die größte Anerkennung. Als der Zahlmeister (damals Purser genannt) dem Kaiser als Monsieur le commissaire vorgestellt wurde, rief Napoleon lachend: „Ah, ich habe die Herren Kommissäre in Frankreich als sehr große Spitzbuben kennen gelernt." Vielleicht hatte er auch die Anekdote gehört, daß die Schiffs-

Digitized by Google

zahlmeister damals die Todten noch Tabak kauen ließen (es war nämlich zu jener Zeit wohl bekannt, daß wenn die Zahlmeister die Abrechnungen für die Gefallenen machten, sie denselben mehr Tabak anrechneten, als die armen Teufel in ihrem ganzen Leben gehabt hatten). Als ihm der Schiffskaplan vorgestellt ward und der Kaiser denselben in schwarzer Kleidung sah, fragte er wer er sey, und auf den Bescheid, es sey Monsieur le Padre, erkundigte er sich nach dessen Religion. Der Admiral erwiderte ihm, der Herr sey ein Protestant. Napoleon wünschte dann zu wissen, wie viele verschiedene Sekten wir an Bord hätten und ob jede ihren eigenen Kaplan habe. Hierauf wurden die Matrosen in ihren besten Jacken und weißen Beinkleidern mit der Hochbootsmannspfeife herbeigerufen, um in Abtheilungen gemustert zu werden; die Marine-Soldaten, etwa 100 Mann stark, standen auf der Kampanje unter dem Gewehr ausmarschirt, beide ein solch schmuckes Korps, als man sie nur irgend im Dienste sehen konnte. Der Kaiser geruhte nun sie zu inspiziren, denn ich hätte vorausschicken sollen, daß er während dieses ganzen Besuchs als ein Gast und nicht als ein Gefangener behandelt wurde. Beim Anblick der Leute erschien er überrascht und rief aus, er könnte in Frankreich nicht ihresgleichen finden. Er musterte zuerst die Matrosen, befühlte ihre Kleider mit der Aeußerung, sie trügen ein gutes Tuch, und erkundigte sich dann, ob sie sich dasselbe selber kauften oder ob die Regierung es ihnen liefere. Er unterhielt sich mit mehreren alten Matrosen und fragte sie, ob sie schon lange dienten und an was für Schlachten sie theilgenommen. Ein alter Bursche platzte unbesonnen in rhetorischen Stolz mit der Aeußerung heraus, er habe unter Nelson am Nil seine Schuldigkeit gethan, und ein Anderer rühmte sich, mit bei Trafalgar gewesen zu seyn. Diese Namen mußten dem Kaiser sehr unliebsam in die Ohren klingen und ihm schmerzliche Erinnerungen verursachen, aber er war so sehr Herr seiner Empfindungen, daß er nicht die mindeste Gemüthsbewegung verrieth. Auf die Frage an einen der Matrosen: wo er seine Kriegsdenkmünze habe, antwortete man dem Kaiser, es gebe im englischen Dienste keine Medaillen, was ihn sehr zu verwundern schien, denn er wandte sich zu dem Admiral mit der Bemerkung: „Wie? Sie haben keine Medaillen? Ich habe sie in Frankreich als sehr nützlich erfunden, um den Leuten eine ehrenvolle Auszeichnung zu verleihen.“ —

Die allgemeine Vertheilung von Kriegsdenkmünzen kam bei dem britischen Heer und Flotte erst im Jahre 1849 auf, und Viele erhielten ihre Medaillen noch für die Schlachten, welche sie bei dem Ausbruch der französischen Revolutionskriege, also fünfundfünfzig Jahre zuvor, mitgemacht hatten. Nur den Bemühungen des Herzogs von Richmond ist die Einführung dieser wohlthätigen ehrenden Auszeichnung zu danken.

Der Kaiser wandte seine Aufmerksamkeit nun den Marine-Soldaten zu, ging vor und hinter der Fronte auf und ab, besichtigte ihre Waffen, Ausrüstung und Kleidung mit ebenso großer Aufmerksamkeit, als ob er der Inspektions-Offizier gewesen wäre, billigte alles und schien er hier mehr zu Hause als unter den Matrosen. Die unbedeutendsten Einzelnheiten ihrer Kleidung entgingen seiner Beachtung nicht, und als er mit seiner Musterung zu Ende war, drückte er den Leuten seine höchste Befriedigung aus.

Bald darauf wurden Vorbereitungen für sein Weggehen gemacht und die Boote bemannt; der Kaiser verabschiedete sich von dem Admiral und kehrte an Bord des Bellerophon zurück. Die Bemannung schien damals zu vergessen, daß er ein Feind gewesen war, und sein außerordentlich gewinnendes Benehmen hatte aller Herzen bezaubert. Ich sah den Kaiser niemals wieder, denn als wir in Plymouth Sound ankamen, war er schon nach der Insel abgereist, welche sein letzter Verbannungsort seyn sollte.

Nach einem Zwischenraum von 26 Jahren stand ich eines Tages in der kleinen, dem heiligen Hieronymus geweihten Kapelle der Kirche im Hotel der Invaliden und betrachtete den Sarg, welcher die sterblichen Ueberreste des verewigten Kaisers enthielt. Sein Hut und Degen lagen auf dem hübschen Leichentuche. Die Scene war eine wahrhaft feierliche und ganz darauf berechnet, dem Beschauer Ehrfurcht einzuflößen. Zu Füßen und Häupten des Sarges brannten Wachslichter und warfen ein düsteres Licht auf die verwitterten, sorgenvollen und mehmüthigen Gesichter zweier alten Soldaten von der Kaisergarde, die wie treue Hunde neben den Ueberresten ihres einstigen Feldherrn und Gebieters Wache hielten. Wie ich so dastand und mir diesen Auftritt betrachtete, zogen mir ernste und traurige Reflexionen über die Hinfälligkeit menschlicher Größe und die Eitelkeit menschlicher Wünsche durch die Seele. Der Wunsch, welchen Napoleon noch im Sterben ausgesprochen hatte, war endlich erfüllt worden, und er ruhte nun „an den Ufern der Seine, unter dem französischen Volke, das er so sehr geliebt hatte.“

Onkel Geldsack.

Eine Geschichte aus dem Leben. Von Georg v. Seyffried.

Ich sage Ihnen, Frau Schwägerin, wenn Sie oder die Ihrigen jemals im Stande sind, von mir auch nur zehn Thaler herauszubekommen, so lange ich noch lebe, so verspreche ich Ihnen, daß Sie ganze zehntausend Thaler bekommen sollen, und ich bin ein Mann, der sein Wort hält!“ sagte Herr Isaak Grimmbart, Eisenhändler en gros und Bürger-Verordneter zu Frankfurt, zu seiner verwittweten Schwägerin Elise, als sie ihn etwa drei Monate nach dem Tode seines jüngeren Bruders Jakob, ihres Gatten, um einen Beitrag zur Erziehung ihrer drei Kinder anging. Herr Isaak war ein sehr reicher Mann, aber er hing an seinem Mammon; darum lag auch nicht etwa eine boshafte Gesinnung darin, womit er seiner Schwägerin jenen abschlägigen Bescheid ertheilt hatte, sondern nur Barschheit und ein hartnäckiger Entschluß, „sich auf nichts einzulassen“, wie er zu sagen pflegte. Frau Elise Grimmbart bedurfte allerdings Geld, aber nur in demjenigen Sinne, wie wir es alle brauchen. Sie war nur arm im Vergleich zu dem sehr großen Vermögen ihres Schwagers Isaak. Ihr Einkommen von dem Vermögen, welches ihr Gatte ihr hinterlassen hatte, war gerade hinreichend, um ihr ein sehr bescheidenes Auskommen zu sichern und sie über Wasser zu halten, wie Herr Isaak zu sagen pflegte, der da meinte, eine Wittwe habe überhaupt keine Ansprüche zu machen. Wozu, fragte er sich, braucht sie ihren Jungen studiren zu lassen, damit er auch ein armer Schlucker von Advokat werde, wie sein Vater? Studiren kostet Geld, und macht, daß ein junger Mann seinen Eltern ungebührlich lange auf der Tasche liegt. Mit dem Gelde, was ihn sein Studiren kostet, kann er ein Geschäft anfangen. Warum hat sie in thörichtem Stolze nicht zugeben wollen, daß der Junge zu mir in die Lehre trete? Nach drei Jahren hätte er Salair bekommen und die Schwägerin wäre dann wieder hieher gezogen und hätte mit Gustavs Salair und dem Verdienst der beiden Mädels in Putzmachen oder sonstigen weiblichen Arbeiten recht gut zu leben vermocht! Aber da zieht sie nach dem langweiligen Weilburg und läßt den Jungen das Gymnasium besuchen, Latein und Griechisch und allerhand solchen dummen Schnack erlernen, und will sich's am Mund abdarben, daß der Junge studiren kann! Als ob Einer studiren müßte, um im Leben vorwärts zu kommen? Dummheiten das, ich bin nur in die deutsche Schul' gegangen und habe kein Wort Latein gelernt; aber mit siebzehn Jahren ward ich losgesprochen und kam nach Frankfurt zum alten Noel Kraxer in der Schnurgaß als Commis mit 500 Gulden Salair, und nun ist das Haus 'Noel Kraxers sel. Erben' mein, und ich bin ein habischer Mann. Könnt' der Gustav es nicht ebenso machen? mein' Seel', ich

Digitized by Google

denke, wenn er es so weit brächte, wie ich, so dürfte die Frau Schwägerin recht froh seyn! Mei', was will sie denn mehr? Aber sie ist halt eine Professorstochter, und das hat immer seinen Sparren zu viel!

So dachte Herr Isaak Grimmbart, denn er war mit Leib und Seele Kaufmann und hatte es nie recht gebilligt, daß sein jüngerer Bruder Jurist geworden war, obschon er demselben seiner Zeit dazu verholfen hatte, daß er sich in Frankfurt als Bürger niederlassen und prakticiren konnte, denn er wußte ja, daß im Großherzogthum Hessen der numerus clausus advocatorum besteht und daß ein junger Jurist viele Jahre warten mußte, bevor ihm das Ministerium eine offen werdende Advokatenstelle auf irgend einem Landstädtchen verlieh; und dem Staate lebenslang als Aktuar oder bald lebenslang als Accessist zu dienen gegen eine Besoldung, welche kleiner war, als das Liebkohn, welches Herr Isaak seinem Markthelfer bezahlte, das wollte dem praktischen älteren Bruder, welcher an alles den kaufmännischen Maßstab legte, nicht einleuchten. Aber noch weniger hatte ihm, obschon er auf seinen Geburtsort Friedberg und seine Herkunft von einem niedern Steuerbeamten stolz war, gefallen, daß sein Bruder Jakob bald nachdem ihm seine Praxis leidlich zu leben gab, seine Jugendliebe Elise Müller aus Gießen, eine Professorstochter ohne Vermögen, heirathete, während Jakob die Wahl unter einer Menge recht guter Parthieen in Frankfurt gehabt hätte. Im Herzen hatte Isaak dieß seinem Bruder Jakob niemals ganz verziehen. Er war ohnedem, wie er sich berühmte, ein Demokrat, ein Radikaler, der sich auf sein Bürgerrecht in einer freien Stadt, auf seinen Republikanismus gewaltig viel zu gut that, — einer von jenen Radikalen, welche am eigenen Herzen keine Männer des Volkes, sondern eher Aristokraten sind. Herr Isaak glaubte steif und fest, der Adel und die gebildeten Stände, die Gelehrten und Beamten seien eigentlich die unteren Volksklassen, dagegen die Kaufleute, Handwerker und Alle, welche arbeiteten und producirten, von Rechtswegen der Rahm auf der Milch der Menschheit. Wenn man ihm entgegenhielt, die gelehrten Stände und Beamten arbeiteten und schafften in ihrer Weise eigentlich ebenso viel wie die Anderen, verzog er höhnisch den Mund, zuckte geringschätzig die Achseln und „blieb" wie ein zorniger Wallfisch. Das war allerdings eine sehr unparlamentarische Art, sich auszudrücken, aber eine solch entschiedene, daß er damit die Gegner stets zum Schweigen brachte.

Trotz ihrer Herkunft von dem gelehrten Stande hegte Isaak für seine Schwägerin doch eine gewisse Zuneigung und Achtung, und würde sie wahrscheinlich freigebig unterstützt haben, wenn sie eingewilligt hätte, ihre Kinder nach seinen Ansichten zu erziehen; allein seit sie es vorgezogen hatte, Frankfurt zu verlassen und ihren eigenen Weg zu gehen, zog er sich mehr und mehr von ihr zurück, bis sie ganz und allen Beziehungen zu einander gekommen waren. Isaak hatte nicht im mindesten die Absicht, die Kinder seines Bruders zu enterben; dazu war er viel zu gewissenhaft und voll Pflichtgefühl, und sich in seinen alten Tagen noch zu verheirathen, fiel ihm noch weniger ein. In jungen Jahren hatte er keine Zeit gehabt, sich zu verlieben, in seinen reiferen Jahren hätte er es für eine Thorheit gehalten (nahm er es ja doch seinem Bruder Jakob schon übel, daß er die Ehe von einem so gefühlseligen Standpunkte aus angesehen hatte), und nun war es noch weniger wahrscheinlich, daß er mit 65 Jahren irgend eine derartige Unklugheit begehen würde. Sein Neffe und seine Nichten durften daher sicher seyn, daß er in Zukunft für sie sorgen würde. In der Zwischenzeit aber, wo die Erziehung der Mädchen und des Jungen seines Bruders kostbarer wurde, hatte Frau Elise ihre liebe Mühe, mit ihrem Einkommen auszureichen, und da es oft in Küche und Keller sehr knapp herging, damit man nur den Schein von Wohlstand wahren konnte, so waren die Verwandten von ihrer Seite sehr erbost auf den reichen Schwager Isaak Grimmbart, welcher für die Erziehung seines Neffen und seiner Nichten gar nichts thun wollte und nannten den Onkel Isaak nur den Onkel Geldsack, und dieser Spitzname bekam bald sogehr Bürgerrecht in der Familie, daß man am Ende ihn gar nicht mehr anders bezeichnete, ohne jedoch gerade etwas Arges dabei zu denken. Die Verwandten von Frau Elise billigten einerseits sehr das Selbstgefühl der Wittwe, womit sie sich von ihrem Schwager unabhängig hielt, und schimpften weiblich auf den geizigen hartherzigen Onkel Geldsack, aber sie selber unterstützten Frau Elisen ebenfalls nie mit einem Heller. Gustav mußte daher in Gießen, wo er jetzt studirte, sehr sparsam und eingezogen leben, und die beiden wunderhübschen Mädchen, welche sich schon mit Geschmack zu kleiden gewußt haben würden, gingen in sehr bescheidenen Kattunkleidchen, welche sie sich selbst mit der Nähmaschine verfertigten. Daß Frau Elise ihre beiden Töchter Musik und Zeichnen und neuere Sprachen erlernen ließ und ihnen auch einen gewissen geselligen Schliff zu geben suchte, war allerdings Thatsache; aber die guten Geschäpfe arbeiteten auch außerdem recht emsig in der kleinen Haushaltung und legten bei allen Geschäften rüstig Hand an. Wenn Onkel Isaak sie so an der Arbeit gesehen hätte, würde sich sein Herz doch vielleicht gegen sie erweicht haben, aber wie gesagt, sie hatten keine Aussicht hierauf. Julie, die ältere Tochter, war erst sechs Jahre alt gewesen, als sie den Onkel Isaak zum letzten Mal im elterlichen Hause in der kleinen aber theuer gemietheten Wohnung in der Eschenheimergasse gesehen hatte, und nun war sie achtzehn Jahre alt und hatte ihn nicht wieder zu Gesicht bekommen. Sie war dem Oheim, wie man zu sagen pflegt, aus den Augen gewachsen; allein seine Gestalt und sein Gesicht standen noch ganz deutlich vor ihrer Seele, und sie erinnerte sich seines starren unschönen Kopfes noch ganz deutlich, wie denn überhaupt niemand, der den Onkel je gesehen, ihn so leicht wieder vergessen konnte. Sein Gesicht hatte etwas Hartes, Starres, wie aus Holz gehauen, etwas Knorriges, wie die seltsamen Gebilde an den gestutzten Linden am Gallusthore. Gustav und seine Schwestern hatten in jüngeren Jahren über des Onkels bizarre Physiognomie gespöttelt und über sein sauertöpfisches Wesen gelacht; allein jetzt war es nicht mehr zum Lachen, denn jetzt waren sie alt genug um zu begreifen, daß es keine Kleinigkeit sey, von einem reichen Onkel enterbt zu werden.

Jene Aeußerung Onkel Isaaks: „Ich sage Ihnen, Frau Schwägerin, wenn Sie oder die Ihrigen jemals im Stande sind, von mir auch nur zehn Thaler herauszubekommen, so lange ich noch lebe, so verspreche ich Ihnen, daß Sie ganze zehntausend Thaler haben sollen, und ich bin ein Mann, der sein Wort hält," — diese Erklärung war ein sehr wichtiger Satz geworden, denn er verurtheilte die ganze Familie wo nicht zur Armuth, doch wenigstens zu sehr fühlbarem Mangel, denn es lag darin natürlich die entschiedene Erklärung, daß er fest entschlossen war, ihnen nichts zu geben. Vergebens stickten die beiden Mädchen für den Onkel Geldsack Pantoffeln auf Weihnachten und Buchjeelchen für seinen Geburtstag und sandten ihm zu Neujahr ihre besten Glückwünsche in parfümirten Briefcouverts; vergebens hatte ihm Gustav zu Anfang jedes Semesters ein Pfund vom besten Schnupftabak gesandt, den er nur in Gießen hatte auftreiben können. Onkel Isaak schrieb immer nur in geläufiger, geschäftsmäßiger Handschrift und Styl einen artigen Dankjagebrief, legte aber niemals auch nur einen Thalerschein hinein. Wie oft ihn Schwägerin Elise auch zu einem Besuch in Weilburg einlud, immer lehnte er es in sehr kaufmännischer Weise mit dem Bemerken ab, er könne sich in einen solchen kleinen Landstädtchen unter dem Volke von Beamten und Honoratioren nicht recht behaglich fühlen. Isaak Grimmbart hegte eigentlich keine Abneigung gegen seine Verwandten, obschon er sich so fern von denselben hielt; aber er war ein eingefleischter Hagestolz und ebenso erpicht auf seine eigene Unabhängigkeit, wie die Schwägerin Elise auf die ihrige; er wollte nicht in seinen stillen Hausweisen durch Frauenbesuch behelligt werden, und nicht genöthigt seyn, den angenehmen Wirth zu machen, wenn es ihm nicht so zu Muthe war; diese Art von Betragen entsprach vielleicht dem wunderlichen Sinne des alten Junggesellen. Wenn er etwa in den ersten Jahren nach der Entfernung, welche zwischen beiden in Folge jener Erklärung eingetreten war, einen plausiblen Grund gefunden hätte, mit seiner Schwägerin Elise wieder auf einen freundschaftlichen Fuß zu kommen, so würde er es vielleicht gerne gethan haben; allein die Zeit hatte nun allmählig die Kluft zwischen beiden so sehr erweitert, daß das Ver-

Digitized by Google

säumte nicht wieder gut zu machen war. Der alte Herr hatte ohnedem in den letzten Jahren seine Freude an geselligem Umgang einigermaßen verloren, und mied vor Allem die Gesellschaft von Damen, denn in den älteren sah er nur frivole oder quälerische Splitterrichterinnen, und für ein liebevolles Benehmen gegen die jüngeren fehlte ihm das rechte Verständniß und die gewinnende Freundlichkeit, denn er hielt sie für positiv gefährlich. Sein ganzer Umgang beschränkte sich daher auf ein paar vieljährigen Freunde, die Junggesellen waren wie er, mit denen er einen häufigen Verkehr unterhielt, und bei denen er die verschiedenen Festzeiten des Jahres in regelrechter Reihenfolge verbrachte. Am Sylvesterabend z. B. versäumte er seit einigen Jahren niemals nach Raubeim zu fahren, um in Gesellschaft des alten Thomas Wappler, mit welchem er einst in Friedberg in die Schule gegangen war und der sich nun seit geraumer Zeit in Raubeim zur Ruhe gesetzt hatte, „das alte Jahr aus- und das neue einzuläuten." Thomas Wappler war ein Nachbarskind der Brüder Grimmbart gewesen und ehedem mit Jakob noch auf vertrauterem Fuß gestanden, als mit Isaak, aber Onkel Gelbfack hing darum mit nicht minderer Freundschaft an Wappler, ja ich denke, er achtete ihn im Stillen bestо mehr und sah in ihm gleichsam ein verbindendes Glied zwischen sich selbst und der Familie seines verstorbenen Bruders, um deren Dasеyn er sich anscheinend doch gar nicht kümmerte. Herr Thomas Wappler dagegen stand mit Frau Elise Grimmbart und deren Kindern immer noch in steten Verkehr, erwieß Mutter und Kindern vieles Wohlwollen, und ließ es sich gar nicht nehmen, daß sie ihn mindestens einmal im Jahre auf einige Tage oder Wochen besuchen mußten. Seine Schwester, welche ihm die Haushaltung führte, hegte eine besondere Zuneigung für die verwittwete Frau Elise Grimmbart und deren Töchter, und war immer recht froh, wenn die jungen Mädchen das einsame stille Landhaus mit ihrer munteren Gegenwart belebten; nur trug sie Sorge, daß diese Besuche nicht in die Zeit von Onkel Isaak's Anwesenheit fielen, denn dieser hatte sich von seinem Freunde Thomas schriftlich und mündlich ausbedungen, daß letzterer ihm nie von seiner Schwägerin und deren Kindern sprechen durfte.

Der Sylvesterabend des Jahres 1865 fiel auf einen Sonnabend. Es war ein trüber Nachmittag; man merkte, daß ein Witterungswechsel sich vorbereitete; die Wolken hingen trübe und düster über dem alten Frankfurt, und der kalte Ostwind der letzten Tage war in einen stürmischen Westwind umgeschlagen. Auf der Treppe des Main-Weser-Bahnhofs stand ein junges Mädchen in einem einfachen dunkelblauen Tuchpaletot, ein kleines graues Filzhütchen mit einer grauen Straußenfeder auf dem Kopf, schwarzen Halbschleier über einem frischen Gesichtchen, aus dem ein Paar schöner kluger Augen keck und lebhaft hervorblitzte, die kleinen wohlgerundeten Händchen in einem Pelzmuff geborgen, den hübschen Fuß in pelzbesetzte Lederstiefelchen eingeschnürt, die unter den aufgeschürzten Schößen ihrer Röcke erschienen. Das schmucke Kind gehörte sichtlich anständigen Leuten an und erwartete offenbar jemanden, der aus der Stadt kam, denn ihr lebhaftes Auge musterte forschend jedes Gesicht der zu Wagen anlangenden Passagiere, als suche sie nach irgend einem Bekannten, welchem sie sich anschließen könnte, um sich vor Zudringlichkeiten zu schützen. Daß ein solcher Schutz gar nicht unnöthig war, hatte sie bereits durch die vielen frechen oder zudringlichen Blicke erfahren, womit namentlich jüngere Männer die vereinzelte, durch die Anmuth und Frische ihrer Erscheinung auffallende junge Dame betrachteten und ihr eine Glut der Scham auf die Wangen und ein Blitzen des Unwillens in die schönen nußbraunen Augen trieben. Selbst der lange Portier des Bahnhofs hatte sich mehrmals erlaubt, die Harrende anzureden, um den Grund ihres sehnsüchtigen Wartens zu erfahren, war aber von der jungen Schönen nur einer artig ablehnenden Antwort gewürdigt worden.

Jetzt fuhr eine Droschke vor der Treppe an, und der Kutscher half einem untersetzten stämmigen alten Herrn heraus, der sein Gepäck dem herbeigerufenen Portier übergab und sich gemächlich nach dem Schalter bewegte, weil seine Uhr ihm versichert hatte, daß er noch Zeit genug habe.

„Ein Billet erster Klasse nach Raubeim," sagte er in brummig barschem Tone zu dem Kassier, legte sein Geld auf das Zahlbrett, empfing sein Billet und ging nach der Einsteighalle hinunter, wo ihn der Portier bereits erwartete. „Sagen Sie dem Zugmeister, daß ich das Coupé für mich allein zu haben wünsche," sagte er zu dem Portier und drückte ihm ein Geldstück in die Hand; „er soll mich dafür erkenntlich finden." — „Ganz wohl, mein Herr," versetzte dieser, öffnete ihm den Schlag eines Coupé, half ihm hinein, und reichte ihm Fußsack, Pelz und sonstige Effekten, welche der Herr sogleich auf den verschiedenen Plätzen des Coupé vertheilte, um demselben das Ansehen zu geben, als sey es bereits ganz besetzt. Kaum war er damit zu Ende und hatte es sich in der einen Ecke bequem gemacht, den Pelz um sich gezogen, den Fußsack zurechtgerückt und sich alle jene Behaglichkeit geschaffen, welche ein alter Herr so sehr liebt, so verfinsterte eine dunkle Gestalt die Oeffnung des Wagens, und als der alte Herr aufblickte, sah ihm gegenüber schon das hübsche bebende junge Mädchen vom Portal des Bahnhofs, barg die weiten bauschigen Röcke zwischen den Sitzen, und sagte lächelnd: „Sie erlauben gütigst, mein Herr?"

Der alte brummige Herr starrte sie erst erstaunt, dann finster an, dann deutete er auf seinen Reisesack, Hut, Schirm, Plaid u. s. w., die er auf den Sitzen ausgebreitet hatte und sagte barsch: „Dieses Coupé ist besetzt, Madame!"

„Jawohl, von Ihnen allein wie ich sehe," erwiderte die junge Dame schnippisch; „ich glaube, es wird für mich auch noch ein Plätzchen geben."

„Der Wagen ... das Coupé ist mein," fuhr der alte Herr fort, aber sie fiel ihm rasch in die Rede:

„Das glückliche Coupé, ich gratulire ihm zu einem solchen Herrn; aber soviel ich weiß, gehört der Wagen der Eisenbahn, und mein Billet berechtigt mich auf einen Platz darin; so müssen Sie mich also schon auf ein Stündchen in Ihrer Nähe dulden!"

Herr Isaak Grimmbart, — denn er war der alte Passagier — war ganz erstarrt, denn all sein Lebenlang war ihm niemand so keck und muthig entgegengetreten, wie dieses junge Mädchen mit dem schnippischen entschiedenen Wesen, und wenn der Zug nicht schon in Bewegung gewesen wäre, so würde er unbedingt den Zugmeister herbeigerufen und das Coupé verlassen haben. So aber konnte er nun nichts andres thun, als dieses „freche junge Weibsbild," wie er sein Gegenüber in Gedanken nannte, mit einem Ausdruck der tiefsten Mißbilligung betrachten. Gleichzeitig aber sank ihm der Muth bei der Erwägung, daß der Zug als ein Schnellzug nicht eher hielt, als in Friedberg, daß er also mit dieser Person eine ganze Stunde zusammen seyn müsse; — welchen Grobheiten konnte er da nicht ausgesetzt seyn, ehe er sich Schutz dagegen zu verschaffen vermochte! Wie er sie aber mit solchen Blicken wilden Ingrimms maß, konnte er sich doch der Bemerkung nicht entschlagen, daß sie ein Frauenzimmer von sehr anständigem und bescheidenem Aussehen, hübsch und einfach gekleidet war, daß sie ein wunderhübsches naives Gesichtchen und eine sehr wohllautende reine Stimme hatte, welche in schreiendem Kontraste zu den gebrauchten spöttischen Redensarten stand. Vielleicht war sie eben gerade übler Laune, — aber von dieser war bei der mindesten Veranlassung ein neuer Ausbruch zu befürchten, und dieser Gedanke machte, daß Herr Isaak Grimmbart trotz der Kälte doch in einen reichlichen Schweiß ausbrach.

Der Zug war am Bockenheimer Stationsgebäude schon vorübergeflogen, als die junge Dame, die sich ganz in das volle Licht der Lampe gesetzt und ihren Halbschleier zurückgeschlagen hatte, auf einmal ihre lebhaften braunen Augen auf den alten Herrn richtete, seine finsteren mißbilligenden Blicke mit einem spöttischen Lächeln erwiderte und dann kichernd in die Frage ausbrach: „Um's Himmels willen, Sie betrachten mich ja mit Blicken wie ein Eisbär, alter Herr! Sie werden mich doch nicht umbringen wollen? Kommen Sie, seyn sie artig und sagen Sie mir: was geben Sie mir für einen Kuß, mein alter Brummbär?"

Digitized by Google

„Nichts — gar nichts! wie können Sie sich untersangen, eine solche Sprache . . .“ Er konnte vor peinlicher Verlegenheit nicht vollenden und sah sich verzweiflungsvoll nnd betreten nach einer Klingel um, mit welcher er den Zugmeister herbeirufen konnte; aber er sah nichts als das dämmernde Innere des Wagens und draußen die graue mächtige Landschaft. Ja, wenn ihm ein Mann so begegnet wäre, den hätte er anders abgefertigt, aber ein Frauenzimmer und dazu noch ein junges hübsches!

„Wohlan, so will ich Ihnen einen Kuß nehmen und es Ihrem Ehrgefühl überlassen, ihn zu tarifen!“ rief die junge Dame mit einem hellklingenden Lachen, sprang behend auf und hatte ihm einen Kuß auf die rauhe Wange gedrückt, ehe er noch sich aus seinen dichten Umhüllungen loswickeln oder sie mit seinen Pelzhandschuhen abwehren konnte. Herr Isaak Grimmbart war ob diesem Angriff so verblüfft und verdutzt, daß ihm der Athem stockte; aber sein Gesicht war vermuthlich ausdrucksvoller als es je zuvor in seinem Leben gewesen war und er starrte sie mit einem sichtlichen Mißtrauen in ihren gesunden Menschenverstand an. „Aha, Sie glauben, ich sey verrückt?“ rief das junge Mädchen mit muthwilligem Gelächter. „Oh, keineswegs, ich bin gar nicht toll, obschon ich eine räthselhafte Zuneigung zu Ihnen gefaßt habe, mein wunderlicher brummiger Herr! Kommen Sie, seyn Sie artig und sagen Sie, was ich haben soll, wenn ich Ihnen noch einen Kuß gebe?“

„Unterstehen Sie sich nicht, Mamsell! Ich werde Sie der Polizei in Verwahrung geben, sobald wir nach Friedberg kommen!“

Die junge Dame lachte. „Wie? Sie wollen mich verhaften lassen, alter Herr? und weßhalb denn, wenn ich bitten darf?“

„Wegen eines Angriffs auf mich — wegen einer Real-Injurie, Mamsell! wissen Sie denn nicht, daß Sie kein Recht haben, Leute in dieser Art gegen ihren Willen zu küssen?“

Die junge Fremde lachte jetzt so heftig, daß ihr die Augen überliefen. „Ei sey' mir Einer!“ rief sie; „glauben Sie denn, mein gutes altes Männchen, daß irgend jemand Ihnen eine derartige Geschichte glauben wird? Haben Sie jemals in Ihrem Leben in einen Spiegel gesehen, mein armer alter Herr? Wissen Sie denn wirklich auch, wie gar so wenig einnehmend Ihr Aeußeres ist, selbst wenn Sie nicht so sauertöpfisch drein blicken wie in diesem Augenblicke, wo man die Kinder mit Ihnen fürchten machen könnte? Sie können begreiflicherweise die Sache ganz nach Ihrem Belieben ansehen; aber wenn Sie glauben, die Polizei werde Ihre Ansicht theilen, so sind sie gewaltig auf dem Holzwege, denn der Gedanke, daß irgend jemand freiwillig Sie zu küssen verlange, wird natürlicher und vernünftiger Weise der Polizei höchst verrückt vorkommen.“

„Was wollen Sie denn aber von mir, Sie verwünschte boshafte kleine Hexe?“ rief der alte Junggeselle in einer mächtigen Aufwallung von Zorn und Scham.

„Ich will Bezahlung für meinen Kuß, alter Herr,“ erwiderte die junge Dame mit gutmüthigem Lächeln aber einem entschiedenen Tone. „Für einen Herrn in Ihrem vorgerückten Alter, der kaum mehr auf eine solche Gunst hoffen darf, hat ein Kuß jedenfalls einen gewissen Werth, den ich — gering genug! — auf zehn Thaler anschlagen will . . . . Wie? das ist Ihnen zu viel? Wohlan, da ist noch ein Kuß auf Ihre andre Wange!“ und wie der Blitz brannte ihr frisches Lippenpaar ihm auch sogleich einen lautschallenden Schmatz auf die linke Wange. „Also abgemacht! ich bekomme für diese beiden Küsse zehn Thaler — ich nehme keinen Silbergroschen weniger. Und wenn Sie die zehn Thaler nicht mir selber einhändigen wollen, so versichere ich Sie, daß Sie dieselben bei unserer Ankunft auf der nächsten Station an die Armenkasse bezahlen müssen, denn ich bin seit entschlossen, falls Sie gegen mich knauserig seyn wollen, bei der ersten besten Gelegenheit mich bei dem Schaffner über Ihre Zudringlichkeit und Ihr unanständiges Betragen gegen mich zu beschweren. Ich werde Sie dann verhaften lassen, so wahr ich lebe; und Sie wissen, die kurhessische Polizei spaßt gar nicht in solchen Dingen und ist flr bei der Hand, wenn es jemanden zu strafen gilt. Sie wissen, daß Ihr Leugnen Sie dann nichts helfen wird, denn wer wird Ihnen denn glauben, daß ich Sie geküßt habe und nicht Sie mich, wie ich angeben werde. Und was für einen Aufsauf wird es geben, wenn ich Sie verhaften lasse, und was werden die Frankforter Verjer sagen, wenn sie es in den Zeitungen lesen und der Stolze Sie in die 'Latern' bringt? Ha, der Uz!“ Und der kleine Schelm lachte so laut und schalkhaft, als läse sie die Geschichte bereits in dem bekannten Frankfurter Witzblatt.

Herr Isaak Grimmbart hätte vor Aerger in den Boden sinken mögen. Ihm war nichts verhaßter als eine solche Art von Oeffentlichkeit, und er fürchtete nichts in der Welt so sehr, als den Fluch der Lächerlichkeit. Allerdings war ihm auch nichts fataler, als sich überlistet zu sehen; allein wenn man unter zwei Uebeln zu wählen hat, opfert man am Ende leichter einen Zehn-Thaler-Schein, als seinen guten Namen, und ergibt sich lieber darein, sich düpiren zu lassen, als zum Gespött der ganzen Stadt und insbesondre seiner eigenen Freunde, der alten Junggesellen in seinem 'Kolleg', zu werden, die gar nicht dazu angethan waren, jemanden in einem derartigen Unglücksfall zu bemitleiden.

Kurzum, Herr Isaak Grimmbart nahm seine Briefstasche heraus und reichte der jungen Dämlerin einen Zehnthalerschein, aber einen „wilden“, war! ihr dann einen vernichtenden Blick zu, drückte sich in die entgegengesetzte Ecke und schloß die Augen, nur um das freche Weibsbild nicht mehr sehen zu müssen. —

Thomas Wappler fand seinen alten Freund an diesem Abend nichts weniger als gesprächig. Er hatte ein paar alte Freunde und Schulkameraden aus Friedberg eingeladen, für welche der reiche alte Grimmbart eine Art Orakel war; aber Isaak wußte an diesem Abend gar nichts zu sagen und war sichtlich verstimmt; das Bewußtseyn, „geleimt“ worden zu seyn, lastete entnervschmer auf seiner Eigenliebe. Er preßte die Lippen fest zusammen und war gedankenvoll; seine Wangen glühten noch unter den kecken Küssen, welche die kleine Hexe darauf gedrückt hatte; und unwillkürlich griffen seine Finger immer wieder nach der Briefstasche, die er um einen „wilden“ Zehnthalerschein leichter wußte, und suchten sich zu überzeugen, ob diese frühreife Abenteurerin ihn nicht am Ende die ganze Briefstasche wegstipitzt habe. Erst am späten Abend, als die Friedberger Gäste wieder weggefahren waren und Isaak und sein Wirth allein beim letzten Glase Punsch saßen, um in gewohnter Weise das alte Jahr auszuhauen und es erzählte seinem Freunde Thomas das bestandene Abenteuer, über welches er nun selber zu scherzen suchte, da es auch für ihn seine komische Seite hatte.

„Ich könnte der kleinen Hexe in der That beinahe den Streich vergeben, den sie mir gespielt hat, weil sie mich wirklich auf solch geschickte Weise leimte,“ sagte er; „meiner Treu, die Kleine sing es so geschickt an, als ob sie Routine darin hätte. Ich glaube gar, sie macht ein förmliches Handwerk daraus und reist darauf, und ich möchte nur die anderen alten Herren kennen, die der kleinen Hexe in gleicher Weise ein Lösegeld für ihren guten Namen bezahlen mußten. Und doch war sie ein hübscher interessanter kleiner Balg, von einem frischen keken Gesicht und einer unverwüstlichen guten Laune, und dabei doch so bescheiden und manierlich wie ich je ein Mädchen sah. Wahrhaftig, ich möchte wissen, wer sie ist, oder sie noch einmal sehen!“

Thomas Wappler lächelte, nahm eine Photographie aus der Tasche und fragte: „Sah sie ungefähr so aus?“

„Alle Tausend, das ist ja die kleine Hexe selbst!“ rief Onkel Geldsack. „Aha, Du bist also auch eines ihrer Opfer gewesen, Thomas? Ei sieh, sieh, ist das nicht außerordentlich? Also auch Du, Thomas? hahaha!“

„Du irrst, Isaak! mich hat sie noch nicht dran gekriegt, lieber Freund, denn sie kennt mich zu gut, und ich kenne sie und ihre Mutter, ihre Schwester und ihren Bruder, und will Dich ihr vorstellen, wenn es Dir Vergnügen macht. Die Kleine ist ein herziger lieber Schelm, und hat dabei gar nichts Böses im Sinne gehabt, sondern sich nur einen Scherz mit Dir erlaubt, hat Dich nur spaßweise küssen wollen!“

Digitized by Google

„Den Henker auch! und die zehn Thaler, die ſie mir abgepreßt? iſt das auch Spaß?“ rief Onkel Iſaak.

„Sie denkt nicht daran, ſie zu behalten, — glaub' es mir! Es iſt ein toller übermüthiger Scherz, der ihr ganz ähnlich ſieht,“ verſetzte Wappler. „Möchteſt Du ſie nicht noch einmal ſehen? Ja oder Nein?“

„Na, wenn ſie mir meine zehn Thaler wirklich wiedergeben will, dann Ja!“ ſagte Herr Grimbart.

„Ganz wohl, Iſaak, aber vergiß ja nicht zu bemerken, daß Du ſelber ſie zu ſehen verlangt haſt, und laß es mich nicht entgelten,“ verſetzte Wappler und zog zweimal ſtark an der Klingelſchnur. Ein hübſches junges Mädchen ſprang erglühend in's Zimmer herein und Thomas rief: „Sieh, hier iſt ſie: es iſt Deine leibliche Nichte Julie, Deines Bruders Jakob älteſte Tochter; ſie iſt mit ihrer Mutter und Schweſter gegenwärtig hier unter meinem Dache.“

„Ja, lieber Onkel, ich bin's, — ich habe mir erlaubt, Ihnen dieſen kleinen Streich zu ſpielen,“ hub Julie geſetzt und ſittſam an. „Hier iſt Ihr Zehnthalerſchein, aber bitte geben Sie mir jene zehntauſend Thaler, welche Sie einſt meiner Mutter verſprochen für den Fall, daß jemals ſie oder jemand von den übrigen zehn Thaler bei Ihren Lebzeiten von Ihnen bekämen. Ich weiß, Sie ſind ein Mann von Wort, lieber Onkel! — Allein noch beſſer wäre es, Sie erlaubten mir jetzt, Sie in der Eigenſchaft Ihrer gehorſamen aufrichtigen Nichte zu küſſen, und Sie ſo innig zu lieben, wie es unſer Aller Wunſch und innerer Drang iſt. Es war allerdings eine kecke Liſt, die ich mir erlaubte, aber ſehen Sie, ich wußte kein anderes Mittel, mich Ihnen zu nähern, und Sie werden mir hoffentlich verzeihen. Kommen Sie, Onkelchen!“

„Hm, eine recht dumme Geſchichte, mich ſo zum Beſten zu haben,“ brummte Onkel Gelbſack, jedoch nicht mehr ſo barſch und unmuthig.

„Wohlan, Onkelchen! wenn meine beiden Küſſe Sie beleidigt haben, ſo will ich ſie wieder hinwegnehmen!“ rief Julie, umſchlang den Onkel und gab ihm noch einen Kuß auf jede Wange.

„Na, alter Freund, Du wirſt doch nicht mehr protzen wollen?“ rief Thomas Wappler lebhaft. „Dörſt Du, die Glocken läuten ſchon das neue Jahr ein; das iſt juſt die rechte Zeit, um alle Feindſchaften zu vergeſſen und ſich mit den Seinigen wieder auszuſöhnen. Bedenk' doch, Iſaak, es ſind ja Deine nächſten Verwandten! Zudem, gib dem Onkel nur keck noch einen Kuß!“

Dießmal ſträubte ſich Onkel Iſaak nicht mehr, ſondern gab ſich freiwillig gefangen, und ließ es geſchehen, daß Thomas auch die Schwägerin Eliſe und die Nichte Hedwig herbeiholte, welche in die Amneſtie mit aufgenommen wurden. Es kam eine herzliche Ausſöhnung zu Stande, und man begann das neue Jahr mit einem ſo frohen und friedlichen Gemüthe, wie ſeit Jahren nicht. Am andern Morgen telegraphirte Herr Wappler nach Gießen, damit Guſtav zum Mittageſſen komme und ebenfalls an der Ausſöhnung und Vertrautheit betheiligt werde, und ſeither ſtehen Onkel Iſaak und ſeine Schwägerin und deren Kinder auf dem beſten Fuße mit einander. Der alte Herr Grimmbart bevorzugt zwar keines von ſeinen Verwandten beſonders, ſondern behandelt ſie in ſeinem ſtarren Rechtsſinn alle mit gleichem Wohlwollen; aber unter uns geſagt, wir glauben doch, daß er im Stillen Julien am meiſten gewogen iſt, weil ſie die Urſache war, daß ein Streit beigelegt wurde, welchen insgeheim niemand mehr bedauert und durch welchen effektiv niemand mehr eingebüßt hat, als Onkel Iſaak ſelbſt. Und jedenfalls hat jene Ausſöhnung Veranlaſſung gegeben, daß niemand mehr von der Familie ſich beikommen läßt, auch nur in Gedanken den Onkel Iſaak zu bezeichnen als Onkel Gelbſack, denn er hat nun auch erfahren, daß Blut ſtärker iſt, als Waſſer.

Das wilde Heer oder Nachtgejaid.

(Schluß.)

Abgeſehen von der lebhaften Einbildungskraft einzelner Menſchen, welche bei großer Aengſtlichkeit ſich vorſtellen, da oder dort etwas zu ſehen oder zu hören, was Anderen nicht paſſirt, haben wir hier wieder eine lange Wegſtrecke vor uns, welche die eindringenden Germanen einheilten, nachdem ſie die Römer von dort verdrängt oder verjagt. Wer ſchon zu ſpäter Nachtzeit im tiefen Forſte von einem Gewitterſturme überraſcht wurde, kann ſich's leicht erklären, wie viele Perſonen ſich einbildeten, bei dem Aechzen der Bäume, dem Brauſen des Sturmwindes in den Baumwipfeln, dem unheimlichen Rauſchen des Schilfes, dem Krachen abgeſprengter Aeſte, inmitten der ſchrecklichſten Finſternis einzelne Donnerſchläge, das Nachtgejaide ſey im Anzuge oder fahre heulend über ſie hin.

Joſeph Oſtler, der „Peterle“ von Garmiſch genannt, wohnte zur Faſchingszeit 1815 einer Hochzeit beim Gabler wirth in eben dieſem Markte Oberbayerns bei. Als er um die Mitternachtszeit im Begriffe war, heimzukehren, ward er von einer Windsbraut erfaßt und hoch durch die Lüfte geführt. Vergeblich durchſuchte man alle Gewäſſer, Gräben wie ſonſt gefährlichen Plätze der Umgegend, bis er endlich nach zwölf Tagen ganz erſchöpft wieder zu Hauſe erſchien. Er gab nur ſo viel zur Antwort, daß er im Engadin (Canton Graubündten) und unter Leuten geweſen ſey, die er nicht verſtanden habe. Nur mit Mühe ſey es ihm gelungen, ſich ſo viel verſtändlich zu machen, daß man ihm die Lage ſeiner Heimath angab, die er denn nach zwölf Tagen erreichte. Mehr brachte ſelbſt ſeine Geliebte nicht aus ihm heraus und iſt das Geheimniß ſeines Reiſeabenteuers 1861 mit ihm zu Grabe gegangen. Allgemein iſt deßhalb der Glaube verbreitet, der „Peterle“ ſey vom Nachtgejaid entführt worden.

Der Auszug des Ritters Rodenſtein nach dem Schnellertsberge im Odenwald iſt nichts anderes als die Localiſirung dieſer Sage an einen beſtimmten Ort. Da gilt der Auszug als kriegerkündend. Die Zeitungsſchreiber haben den Rodenſteiner ſchon oft ausſcheiden laſſen; ohne daß deßhalb ein Krieg ausbrach oder im Anzuge war. Eben daſſelbe erzählt man ſich bei Lechsgemünd von dem Auszuge Schweppermann's, wenn der greiſe Feldherr Kaiſer Ludwig's des Bayern die Schloßruine Kunſtein verläßt.

Nach alter Naturanſicht ſind die oben berührten Zwölftage die Geburt und erſte Jugend des neuen Jahres und wurden in altheidniſcher Zeit als die Wintersonnenwende gefeiert. Dieſe Tage gelten als Merktage, wo man Acht haben ſoll, weil in ihnen ſich die Witterung des ganzen Jahres, je in einer Nacht für den entſprechenden Monat entſcheidet, ſomit alſo auch die Frucht- oder Unfruchtbarkeit beſtimmt. Wie aber nun Sonne und Mond in ihrem Laufe alle dieſe Wechſelfälle in der Natur bedingen, ſo ſind es höher hinauf die Götter geweſen, welche die Entſcheidung geben und alſo in dieſen Nächten mit ihrem Gefolge ziehen, das Gute zu belohnen und das Böſe zu ſtrafen. In dieſer bedeutſamen Zeit wird über die Geſchicke der Lebenden, der Völker und Reiche entſchieden und jegliche Mannesthat zum Voraus geregelt und geordnet. Darum ſind es zwei Züge, ein weiblicher und ein männlicher, die bald getrennt, bald vereint, durch dieſe Nächte wallen.

Es iſt Frau Holda, Hilda oder Perchta, die milde freundliche Göttin, die auf einem Wagen daherfahrend, den Zug leitet. Seltſame Geſtalten drängen ſich auch hier um die Führerin, aber es ſind jetzt Frauen, die im Gefolge bemerkbar, denn ſolche waren es, welche im Vorüberziehen den

Digitized by Google

Knaben von Schwarza die Bierkannen austranken. Die Göttin Hulda entschädigte sie dadurch, daß ihnen das Getränke nie ausgehen sollte, so lange sie davon reinen Mund halten würden. Perahta heißt eigentlich die leuchtende, glänzende, hehre, welche wie Holda den glänzenden Schnee erzeugt. Im Elsaß, in Schwaben, Bayern und Oesterreich gilt dieser Name für Holla oder Hulda, denn es ist ein und dieselbe Person. Dem Lande bringt dieser jährliche Umzug Fruchtbarkeit, die Heerden vermehren sich, wo Frau Perchta erscheint. Den Frauen gibt sie Gesundheit und Fruchtbarkeit; aus der Tiefe des Brunnens, wo sie unter den Wassern als dem Urquell alles Lebens wohnt, sendet sie ihnen die neugeborenen Kinder zu. Als die Geberin des Jahrességens, als die Spenderin alles Guten, ist Frau Holda auch dem romanischen Süden bekannt. Als Domina Abundancia durchzieht sie, umgeben von ihren Frauen, welche hier Dominae, Matronae heißen, Häuser und Keller. Ihnen wird dann der Tisch gedeckt und finden sie Gefäß mit Speise und Trank aus gutem Willen hingestellt, so essen und trinken sie davon, ohne daß ein Abgang zu bemerken ist. Sie lassen vielmehr reichere Fülle und größeren Segen zurück, den sie im anderen Falle mit hinwegnehmen. Nicht minder auch durch die Spinnstuben bewegt sich in den heiligen Zwölfnächten der Zug und findet er reichlichen Flachs auf dem Spinnrocken angelegt, dann freut sich Frau Holla, wie sie zürnt, wenn sie bei der Rückkehr ihn noch ungesponnen findet, denn sie selbst ist eine große Spinnerin und Weberin alles dessen, was im Erbenschosse keimend sich gestaltet. (Vergleiche hierüber Jakob Grimm's deutsche Mythologie.)

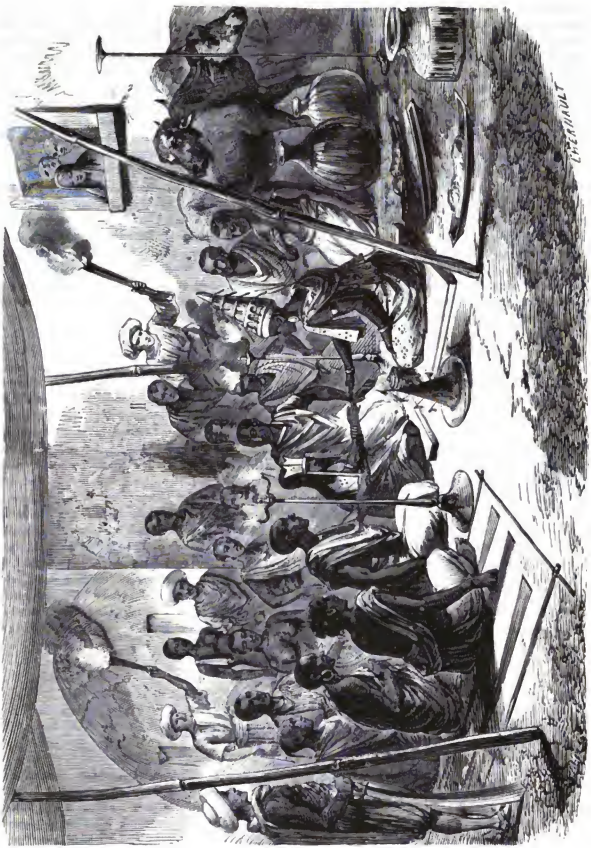
Einem Bergmann, der in der Perchtennacht von Bucha nach Könitz kehrte, trat sie auf dem Kreuzweg entgegen und verlangte, daß er ihren Wagen verteilen solle. Er zog sein Messer, schnitzte den Keil, so gut es gehen mochte und paßte ihn in Perchta's Wagen ein, welche ihm die abgefallenen Späne schenkte. Er schob sie zu sich und fand zu Hause Gold in den Taschen. Im Orlagau existirt die Sage, daß alle ungetauften Kinder der Frau Perchta zu eigen würden. Einer jüngern Frau war das einzige Kind gestorben, sie weinte über alle Maßen und konnte sich nicht trösten. Fast jede Nacht schlich sie sich zu dem Grabe ihres Kindes und jammerte, daß es einen Stein hätte erweichen können. In der Nacht vor dem Dreikönigsfeste sah sie unterne des Friedhofes Frau Perchta mit ihrer Schaar vorüber ziehen. Unter den Kindern gewahrte sie eines, das hinter den andern vor Mattigkeit zurückgeblieben. Es war mit einem ganz durchnäßten Hemdchen angethan, in der einen Hand trug es einen Krug mit Wasser und hielt ängstlich vor einem Zaune, welchen Frau Perchta eben überschritten hatte. Die abgehärmte Mutter erkannte in diesem Augenblick ihr Kind, eilte hinzu und hob es über den Zaun. Während sie es in den Armen hielt, sprach das Kind: „ach wie warm sind Mutterhände! aber weine nicht so sehr, du weinst mir meinen Krug sonst gar zu schwer und voll, da sieh, ich habe mir mein ganzes Hemdchen schon damit beschüttet." Von jener Nacht an, wird zu Wilhelmsdorf erzählt, hörte die Mutter zu weinen auf.

An den Hadriaswall aber Phahtranken zurückkehrend, sey bemerkt, daß die Landleute der Ansicht sind, daß wenn eine Weibsperson den Tag vor Weihnachten ihren Rocken nicht abspinne, so käme Frau Holla und thue ihr einen stinkenden Possen drein. Weil sie dort herum fälschlicherweise für die heidnische Diana oder Jagdgöttin gehalten wird, so erzählt man sich von ihr, sie durchstreife von Osten nach Westen das Land mit einem wilden Heere, bei welchem man zuweilen Hundegebell, Jagdgeschrei und Hornstöße höre, aber meistens nur bloße Schatten sehe.

Der Schreiber dieses ist der Ansicht, daß die ältesten Traditionen sicherlich darauf hinaus gingen, daß beide Heere ungetrennt, Wodan mit seinem Kriegszuge voran, Frau Perchta mit den Weibern und Kindern im zweiten Zuge, sich bewegten, wie dieß auf derlei Völkerzügen sich verhalten haben wird. Erst später, als die Ueberlieferungen unheutlicher und spärlicher wurden, trennte man sie. Dadurch machte man den Wodan zum wilden Jäger, Frau Holla zu einer Hexe, ihre Gefährtinnen zu Truden. Aus den Alrunen oder weisen Frauen, aus einer Belleda oder Aurinia wurden gleichfalls Gespenster und Nachtschatten. Am längsten hatten sich noch die Begriffe von Wodan und seinem kriegerischen Heerzuge in Westphalen und Niedersachsen erhalten, weil das Christenthum viel später da Wurzel faßte. Gleich wie Frau Hulda auf einem Wagen fährt, ebenso bedienten sich die alten Deutschen, wenn sie mit Weib und Kindern auszogen, derartiger Fuhrwerke. Wenn es dann zur Schlacht kam, wurde hieraus die Wagenburg gebildet, wo die Weiber die Zurückweichenden zum Widerstande anfeuerten, die Ermatteten wieder in's Schlachtgewühle zurück trieben und wenn Alles verloren war, sich und ihren Kindern den Tod gaben, ehe sie es zuließen, eine Beute der Sieger zu werden.

Hans von Hackelberg, dieser gewaltige Nimrod, überwand einst einen Eber, der ihm viel zu schaffen machte und stieß das erlegte Thier in seiner Siegesfreude mit dem Fuße, indem er rief: „Hau nun, wenn Dn kannst!" Der Stoß war so heftig, daß der Zahn des Ebers durch den Stiefel drang und den Fuß des Jägers verletzte. Hackelberg starb an der Wunde und wurde im Garten des Klepperutuges, drei Stunden von Goslar, begraben. Indem er auf seinem Leichensteine in Gesellschaft von zwei Hunden abgebildet wurde, dann die Aehnlichkeit der Namen Hackelberend und Hackelberg haben den ehrlichen Oberjägermeister zu einer unheimlichen Figur gemacht und lassen ihn nun eine Rolle spielen, von welcher er sich gewiß nie etwas träumen ließ. Weil nun gedachter Jägermeister nicht blos äußerst lasterhaft gelebt, sondern auch ohne Reue und mit Verspottung des Himmels seinen Geist aufgab und vor seinem Verscheiden nichts sehnlicher wünschte, als ein Jäger bleiben zu können, setzte er nach dem Volksglauben als ein böses Wesen seine Lieblingsbeschäftigung fort, denn der Prediger, welcher ihn auf dem Sterbebette zu bekehren trachtete, sprach über den verstockten Sünder den Fluch aus, daß er keinerlei Ruhe im Grabe haben und fortjagen solle bis zum jüngsten Tage. Die Verwünschung erfüllte sich. Hackelberg trat nun für Wodan, dessen Gedächtniß erloschen war, an die Spitze des wilden Heeres. Die Einbildungskraft des Volkes weiß sich da schnell zu helfen. Man sieht bereit zur Genüge an den vielen Wappensagen, die erst entstunden, nachdem manches Wappen schon Jahrhunderte lang geführt worden war und welche auf müssigen Erfindungen beruhen. Daß schon in den ältesten Aufzeichnungen, bevor nur der Jägermeister Hackelberg lebte, des wüthenden Heeres gedacht wird, daran dachte Niemand oder man wußte es nicht. So scheinen gleichfalls die nun folgenden zwei Sagen der Phantasie irgend eines Erzählers entsprungen zu seyn: Zwei Burschen gingen in Westphalen eines Abends von Bergkirchen durch den Wald, ihre Bräute zu besuchen. Da verfinsterte sich über ihnen das Gewölbe und in der Luft erscholl Hundegebelle, eine Stimme rief stoßweise Hoto, Hoto! Einer der Bursche erdreistete sich, das Hoto, Hoto! zu wiederholen. Da nahte sich der Hackelberg mit seinen Hunden und hetzte die ganze Meute über den Verwegenen. Keinerlei Spur war nachher von dem Verunglückten mehr zu finden. — Auf einem derartigen Umzuge sieh Hackelberg zu Nienstadt im Bisthum Minden einen seiner erschöpften Hunde zurück. Das ganze Jahr lag der Hund in des Führmann's Scheune und jeder Versuch wie alle Gewalt, ihn von da wegzubringen, war vergebens. Als aber im folgenden Jahr Hackelberg mit seiner wilden Jagd wieder vorüber fuhr, sprang der Hund plötzlich auf und rannte dem Heere bellend und klaffend nach. Der Volkssage nach blieb einer von Hackelbergs Knappen, der ihm schon bei Lebzeiten stets zur Seite gewesen wie ihn zum Guten ermahnt, auch im Tode sein Begleiter. Wieder andere lassen das nicht angehen und sehen in diesem Begleiter, der auch das Heer der Perchta oder Holla anführt, den getreuen Eckart aus dem Geschlecht der Harlunge, welche als Herzoge eine Burg zunächst Bressach besaßen, und dieselbe Persönlichkeit, welche den Eingang in den Horselberg bei Eisenach bewacht, daß Niemand in den Venusberg gerathe. Die Annahme, daß der getreue Eckart ein heidnischer Priester, Hofmeister oder Begleiter der Frau Hulda (im Mittelalter Venus genannt) sey, wenn sie zu bestimmten Zeiten des Jahres ausfährt, ist trotz des Obigen nicht so sehr zu verwer-

Digitized by Google



Hochzeit bei den Hinduh

sen, im Gegentheile glaubt der Schreiber dieses, daß Eckart als ein Hoherpriester mit weißem Stabe in der Hand, seiner hochverehrten Gottheit zur Seite, den Wanderzug der Deutschen eröffnete.

Nach der Sage fanden sich noch immer Menschenkinder bei der Frau Holla im Venusberge ein und lebten da in Wonne und Glückseligkeit. Man erzählt von dem edlen Tannhäuser, der hinabgestiegen war, ihre Wunder zu schauen, eine der anziehendsten Sagen des Mittelalters, in welcher die Sehnsucht nach dem alten Heidenthume und die Härte des heiligen Vaters gar ansprechend geschildert sind. Ursprünglich war die Tannhäusersage sicher eine rein heidnische, dann christianisirte sie sich mit vielen anderen Genossen. Da mochte man denn erzählen, daß ein Ritter vom Christenthum abgefallen und in's Heidenthum zurück getreten war. Er hatte eine stille Gemeinde gefunden, wo der alte Cult noch in sinnlichster Weise ausgeartet blühte und geübt ward. Aber er sah sein Ver-

Digitized by Google

gehen ein und sehnte sich dem heidnischen Wesen gegenüber nach der Wohlthat des Christenthums.*)

Seitdem warnt der treue Eckart jeden, der dorthin kommt, hinein zu gehen, daß ihm nicht also geschehe. Gleichwohl erzählen alte Mären, wie später noch mancher Ritter sich von Frau Venus verführen ließ. So sey z. B. Herr Heinrich, ein Sohn des Herzogs von Limburg, auf der Suche nach seinem verlornen Schwesterlein in das Land der Frau Venus gerathen, wo er bleiben mußte, bis er durch seinen Schwager befreit ward. Ebenso wird der schwäbische Ritter Hermann von Sachsenheim wegen seiner Minneschuld durch einen Zwerg in den Venusberg entführt, wo Eckart sein Warner und Fürsprecher ist (der Obige). Auf den Zuspruch des tückischen Siebich, von dem überhaupt alle ungetreuen Räthe in der Welt kommen sollen, erschlug König Ermenreich (ein Vetter des Gothenköniges Theoderich in Verona) die jungen Hartunge, Abkömmlinge der Herzöge im alten Breisgau. Herzog Eckart aber rächte sie, indem er mit anderer Recken Hilfe den Ermenreich erwürgte, für welche That er hoch gepriesen wurde. Die getödteten Hartunge besaßen einen reichen Schatz, der in den Burglenberg bei Breisach gegraben ist. Da hütet ihn der getreue Eckart und warnt jeden Versucher, damit diese Hinterlassenschaft dereinst wieder an den rechten Erben fällt, wodurch dieser Herr des ganzen Landes wird. Darum entstand im Volke das Sprichwort: „Du bist der getreue Eckart, Du warnst Jedermann."

Wenn dann trotz aller Vorstellungen der schauerliche Jagdzug sich in Bewegung setzt, eilt Eckart jederzeit dem stürmenden Haufen eine Strecke voraus, in der Hand einen weißen Stab, und warnet verspätete Wanderer, daß sie noch einen Unterschlupf finden können, bevor das dämonische Nachtgejaid ihnen über die Köpfe dahin braust. In Bayern fehlt der getreue Eckart.

Ausser dem Hackelberge wurde jedoch auch schon die Ehre einer solchen Anführerschaft Kaiser Karl dem Großen, Friedrich Barbarossa, dem König Arthur, dem König Waldemar von Dänemark wie dem Gothen Dietrich von Bern (Theoderich von Verona) zu Theil, also lauter Persönlichkeiten, welche in der deutschen Sage eine bevorzugte Rolle spielen und noch immer mirlend — also keineswegs durch den Tod der Erde entrückt — sich gedacht werden. Alle alten Götter, Kaiser und Helden leben, im Berge zurückgedrängt oder verschlossen, noch allerorts im Volke fort. Wie Kaiser Karl der Große im Untersberge bei Salzburg, dann im Kartsberge bei Fürth thront, ebenso sitzt Friedrich Barbarossa im Kyffhäuser der goldenen Aue, derselbe in der Burg zu Kaiserslautern und zu Hagenau im Elsaß, wo alle Tage ein frisches Bett ihn erwarten soll.

Als der Begriff wie die Deutung Wodan's an den meisten Orten verloren gegangen, mußte der unschuldige Hackelberg wegen dessen Namensähnlichkeit mit Hackelberenb herhalten. Hackelberenb, abgeleitet von Hahul das Gewand oder die Rüstung, bezeichnet überhaupt einen geharnischten Mann, der dem obersten Kriegsgotte untergeordnet war. Heut zu Tage versteht man in Niedersachsen wie in Westphalen unter diesem Ausdruck den Schlachten-lenkenden Wuotan.

Als schwacher Nachklang der ehemaligen Winter-Sonnenwendfeier gemahnt das Auftreten des Knechtes Ruprecht, welcher neben Frau Bertha als Diener und Begleiter, zuweilen statt ihrer allein und wie sie als Schrecken der Kinder gesehen wird. In Mecklenburg fährt Wode (Wodan) und in Schwaben Berchta um diese Zeit durch den Flachs am Spinnrocken. Wode, Ruprecht, Niclas, der Klaukauf, der Waurau wie die Petznickel (von Nicolaus) der Pfalz bescheeren den Kindern Eß- und Spielwaaren oder hauen ungezogene tüchtig durch. In der Lauft dagegen erscheint für den Knecht Ruprecht der viel besungene Gothenkönig Dietrich von Bern. Symbolisch betrachtete später das Christenthum die lange Nacht des Winters für das Heidenthum wie die lange Nacht der Sünde, und setzte die freudenreiche Geburt des Christkindleins in diese Zeit. Das Kirchenjahr schreitet, mit dem Advent beginnend, durch den Winter zum Sommer, durch Nacht zum Licht, durch Leiden zum Siege wie durch Armuth zum Reichthum.

Das deutsche Volk hat nur solchen Kaisern oder Helden die Anführerschaft oder das Geleite des wüthenden Heeres übertragen, welche zu ihren Lebzeiten an der Spitze ihrer Heerhaufen fremde Länder durchzogen, die Alpen überwanden und manch harten Strauß zur Ehre der deutschen Nation ausfochten. Dieser charakteristische Zug paßt vortrefflich zu der Erinnerung, wie die alten Germanen aus dem Osten kommend ganz Deutschland überzogen, an der Spitze die von ihnen hoch verehrten Götter, deren Priester weiße Stäbe trugen (der getreue Eckart), im Gefolge die Weiber und Kinder (Frau Holla) mit Hausthieren und Wägen. Wie dem Nachtgejaid kein Flusß zu breit und kein Forst zu dicht, um ihn nicht zu passiren, so ließen sich die Wogen der Völkerwanderung durch nichts aufhalten. Es bleibt sonach nur mehr zu bemerken, daß Schönwerth in seinen Sitten und Sagen der Oberpfalz also nichts weniger als fehlgegriffen hat, wenn er behauptet, daß das wüthende Heer oder Nachtgejaid nichts anderes sei, als die dunkle Erinnerung an den Zug der wanderenden Germanen, deren Schlachtgeschrei den Römern schrecklich und an deren Anblick die römischen Feldherren erst ihre Soldaten gewöhnen mußten, in ihre jetzigen Wohnsitze. Hans Weininger.

*) Die Sage vom Ritter Tannhäuser, dessen Leben und Lieder von Dr. H. Holland in Nr. 305, 308 und 310 des Abendblattes der Neuen Münchner Zeitung vom Dez. 1859.

Der Onkel von Amsterdam.

Eine Familiengeschichte von Otfrid Mylius.

(Fortsetzung.)

13.

Der alte Kaufmann Gottlieb Wagner saß in seinem kleinen Privatstübchen hinter dem Comptoir der Firma Hendrik Haring en Zoonen auf der Heerengracht in Amsterdam, und starrte unmuthig und gedankenvoll in einen Brief, den er wohl schon zum zehnten Male gelesen hatte, und der immer aufs neue wieder ein Erstaunen zu erregen schien. Herr Wagner war keiner jener dicken, behäbigen holländischen Kaufherren, die uns in Romanen und auf dem Theater vorgeführt werden, sondern ein hagerer ausgetrockneter Mann von Mittelgröße und etwa 66 Jahren. Ihm hatten das Fett des Landes und die holländische Luft nicht jene gefegnete Rundung und Fülle gebracht, wie man sie an den meisten wohlhabenden Personen in Holland sieht. Nein, auf seinem lederartig bräunlichen farblosen Gesicht von auffallendem Ernste lagen die Spuren mancher sorgenvollen Tage und schlummerlosen Nächte der Vergangenheit, und diese ernsten dunklen Augen mit den zusammengewachsenen grauen Brauen und langen Wimpern, blickten so kalt und frostig in die Welt hinein, als lesen sie niemals von einem Strahl der Freude belebt gewesen. Der dunkle Teint und die finstere Ruhe der Züge und des Blickes liehen diesem Kopfe etwas Hartes und Höherenes, um so mehr als die kurze Perrücke von dunkelbraunem Haar ganz platt und ölig auf dem massigen Schädel lag und dessen Krone wie frisch gefirnißt erscheinen ließ. Die einfache aber ängstlich reinliche Kleidung des Herrn ließ ihn, wenn er so ruhig an seinem kleinen Pulte von dunklem Mahagoniholz mit Messingstäben saß und in sein Hauptbuch oder seine Zeitung stierte, beinahe wie eine Wachsfigur erscheinen, und diesen Eindruck verstärkte die gewiß-

Digitized by Google

senhafte Reinlichkeit und Ordnungsliebe, die über dem ganzen Zimmer lagen. Kein Stäubchen war irgendwo zu sehen; die Möbeln waren spiegelblank gebohnt, der reiche Fußteppich, der Plüschüberzug der Möbeln sorglich gebürstet, alles so schmuck und tadellos wie die schneeweiße Halsbinde und Busenkrause des Bewohners dieser Räume. Selbst unter den Geräthen auf dem Schreibtische bis auf das Bleistift und Falzbein hinaus herrschte eine methodische Ordnung.

Allein dennoch verriethen heute diese dunklen Augen eine ungewohnte Unruhe, und diese hageren knöchernen Finger zuckten ungeduldig, als sie den Brief zusammenlegten und unter eine Bronzefigur legten, welche eine Barke mit einem Zollenführer darin darstellte. Dann stand Herr Gottlieb Wagner mit gemessener Würde auf, ging einige Male nachdenklich im Zimmer auf und nieder und blieb endlich eine Weile gedankenvoll vor einer großen Landkarte stehen, die an einer der Wände hing. Sein Auge haftete auf einer besonderen Stelle, einem kleinen Punkte in Süddeutschland, und einen Moment war's, als ob das trockene Auge feuchter glänzte, als ob die harten Linien um diesen Mund etwas weicher würden. Da ertönte draußen auf den Backsteinfließen des kleinen Ganges, der zu der einen Thüre dieses Privatzimmers führte, ein hastiger Schritt, und ehe noch an die Thüre gepocht wurde, lag wieder der alte Ernst auf diesem trockenen Gesichte, das sich erwartungsvoll der Thüre zuwandte.

Ein schmucker junger Mann trat ein, ein kleines Musterpädchen in Wachsleinwand unter dem Arme. „Guten Tag, Herr Großonkel! Sie haben mich rufen lassen?" hub er an und schüttelte dem alten Herrn freundlich die Hand. „Haben Sie sich wegen der angestellten Partie Bengal Indigo entschlossen? Werden wir das Geschäft machen?"

„Wollen sehen, Gustav; ich will mich noch besinnen. Die Waare schwimmt ja noch," versetzte Herr Wagner. „Nein, es war ein anderer Grund, warum ich Dich rufen ließ. Du kennst die Handschrift dieses Briefes?"

„Wie? von meinem Vater? was ist das?" rief Gustav Heffter, denn er war der junge Mann.

„Von Deinem Vater, ja; lies nur!"

Des jungen Mannes ganze Seele schien sich in seinen Augen zu concentriren, als er in athemloser Spannung den langen Brief las; aber allmählig spannten sich seine Nerven ab und er behandelte die Sache gleichmüthiger; ja er war wieder ruhiger geworden, als er den Brief zu Ende gelesen und zurückgab.

„Nun?" hub Herr Wagner an; „Du weißt um diese Verhältnisse, Gustav? Du kennst den Plan, den Dein Vater hegt?"

„Ich ahnte, daß es einmal so kommen würde, Herr Großonkel, daß des Vaters Verhältnisse verwickelter waren, als es den Anschein hatte; ja ich wußte sogar, daß er sich mit der Idee jener Actiengesellschaft trug. Aber ich wußte nicht, daß der Ruin schon so nahe ist."

„Der verblendete Mann! es so weit kommen zu lassen!" sagte Herr Wagner mißbilligend; „wenn Dein Vater nun keine Hilfe bekommt, was dann?"

„Das frage ich Sie, lieber Großonkel! Sie können helfen, wenn Sie nur wollen, und Sie werden helfen, nicht wahr?"

„Nein, ich werde nicht, denn ich sehe keine Rettung für Deinen Vater voraus, Gustav," erwiderte Wagner trocken. „Hülfe ich ihm heute, so spielte er schon morgen wieder Va banque; er ist ein verblendeter leidenschaftlicher Hazardspieler, ein wilder schwindelhafter Speculant."

„Großonkel, ich bitte Sie — er ist mein Vater! Bedenken Sie dieß doch!"

„Aber Du gleichst ihm gottlob nicht, Gustav! Du gleichst mehr meinem seligen Bruder, Deinem Großvater. Jedoch einerlei; ich kann nicht helfen, ich werde nicht. Ich hege kein Vertrauen mehr zu Deinem Vater, Gustav! Sieh her, da steht er in meinem Geheimbuche noch mit fünftausend Gulden belastet, die ich ihm vor zehn Jahren auf sein dringendes Bitten anlieh, als es galt, ein Abkommen mit seinen Gläubigern zu treffen und die 40 Procent voll zu machen, welche Dein Vater damals nur mit Mühe bieten konnte. Du siehst, hier sind sie auf Verlust-Conto getragen, denn Dein Vater hat es niemals für nothwendig erachtet, mir jene Summe heimzubezahlen oder darum zu verzinsen. Er hat mir auf meine erste und letzte Mahnung geantwortet, ich möge sie einstweilen seiner Gattin, als meiner Nichte und Erbin, belasten. War dieß das Betragen eines redlichen Mannes, eines ehren- und gewissenhaften Kaufmannes?"

Gustav zuckte mit einem schmerzlichen Ausdruck die Achseln.

„Ich habe ihm nicht geantwortet, Gustav," fuhr der alte Herr fort. „Es lag darin der beredteste Bescheid und wir sind seitdem geschiedene Leute. Jene Summe konnte ich verschmerzen und darum sind sie nicht Deiner Mutter belastet, wie Dein Vater wollte. Aber es that mir doch weh, das Geld auf diese Weise zu verlieren. Ich habe mir's sauer werden lassen, mein Vermögen zu verdienen, und mir eine Stellung in Holland zu machen. Du weißt es aus eigener Erfahrung, was dazu gehört, Gustav, wenn man als ein armer, verachteter deutscher Mof hierher kommt. Ich kann und werde nichts mehr für Deinen Vater thun."

„Sagen Sie das nicht, lieber Großonkel!" bat Gustav mit Wärme und in seinen ehrlichen nußbraunen Augen glänzte ein verrätherisches Naß. „Wenn es sich darum handelt, Habe und Ehre einer Familie zu retten, einer Familie, welche Ihnen durch die Tochter Ihres einzigen Bruders so nahe steht. Oh, lassen Sie sich erweichen, Großonkel; helfen Sie nur dieses eine Mal!"

„Ich kann mit nichten, Gustav; die Summe geht über meine Kräfte. — Fünfzigtausend Gulden! als ob ich sie aus dem Aermel schütteln könnte."

„Die Summe ist allerdings beträchtlich, aber es wird ja möglich seyn sie Ihnen hypothekarisch zu versichern, lieber Großonkel! Sie werden wenigstens in diesem Falle gewiß . . ."

„Nein, Gustav! ich werde nicht," versetzte Herr Wagner ruhig, „ich werde weder das Kapital anschaffen, noch mich mit dem schwindelhaften Actien-Unternehmen befassen. Das Haus Hendrik Haring en Zoonen, das ich vertrete als Partner und Vormund der minderjährigen Kinder von Mynheer Abraham Pieter Haring, wird seinen alten ehrenhaften Namen niemals zu derartigen leichtfertigen Saitenblasen von Actien-Unternehmungen hergeben. Immanuel Heffter hätte mich besser kennen sollen, als daß er nach neunjähriger Stillschweigen mit derlei Vorschläge machte. Ich werde nichts mehr thun bei meiner . . . ."

„Großonkel, verschmähen Sie nichts! verständigen Sie sich nicht! Es handelt sich ja um ihre Blutsverwandten!" bat Gustav.

„Eben deßhalb," sagte Wagner trocken. „Zunächst ist Deine Mutter nicht meine alleinige Erbin, sondern nur eine von den zehn Neffen und Nichten, unter welche mein Vermögen vertheilt wird. Sodann erfordert gerade die Rücksicht auf Deine Mutter und Dich und Deine Schwestern, daß ich Deinem Vater nicht helfe, denn falls er ruinirt ist — und ich fürchte, er ist es schon sattsich, wenn auch nicht formell — so ist es meine Pflicht, dafür zu sorgen, daß nach meinem Tode noch etwas für Deine Mutter und euch Kinder übrig bleibt, um euch vor Mangel zu schützen, und ich werde in meinem Testament dafür sorgen. Und endlich, mein Sohn, ist es denn ein Unrecht von meiner Seite, wenn ich darauf bestehe, das Bischen Vermögen, welches ich mir mühsam und ehrlich verdient habe, bis zu meinem Tode zusammen zu halten?"

„Ich kann Ihnen nicht widersprechen, Großonkel, denn es gibt ein Für und Wider in dieser Sache", sagte Gustav schmerzlich bewegt. „Aber liebster, bester Großonkel, bedenken Sie nur dieß Eine: welch ein Dolchstoß in das Herz meines Vaters, wenn dieser letzte Hoffnungsanker ihn verläßt?"

Herr Wagner zuckte die Achseln. „Er hätte das früher bedenken sollen, Gustav, denn ein Kaufmann muß sich auf Wechselfälle gefaßt machen; ich selbst muß es, muß mir eine Birne für den Durst sichern."

„Und Sie ließen mich nur rufen, um mir diese Weigerung mitzutheilen, Herr Wagner?"

„So ist es, Gustav," sagte der Handelsherr kalt und bestimmt. „Ich

Digitized by Google

hatte mir gelobt, mir Deinem Vater nie wieder einen Brief zu wechseln als er mein Vertrauen so sehr verscherzte. Ich pflege mein Wort zu halten. Seit acht Jahren hab' ich ihm nie auf seine Briefe selbst geantwortet, sondern ihm durch Deiffé, meinen Korrespondenten, schreiben lassen, wann es nöthig war. Diesen Brief kann und will ich nicht durch Fremde beantworten lassen — um Deiner wie um Deines Vaters willen, denn ich will Deines Vaters verzweifelte Lage keinen Dritten wissen lassen. Daher sollst Du ihm schreiben, daß ich mich zu gar nichts verstehe."

„Großonkel, das kann ich nicht," versetzte Gustav lebhaft und eindringlich. „Erwägen Sie doch, welch einen demüthigenden und verbitternden Eindruck dieß auf meinen Vater machen muß. Es ist ja eine Grausamkeit, daß gerade ich diesen Stoß nach seinem Herzen führen soll, — ich, der ich mit ihm gespannt stehe und den er nun beschuldigen wird, gegen ihn operirt zu haben."

„Mir einerlei, Gustav! Du hast meinen Bescheid," sagte Herr Wagner kalt. „Dein Vater darf unmöglich eine andere Antwort von mir erwarten. Uebrigens hast Du ja das Deinige redlich gethan, um mich zu gewinnen, und dieses Bewußtseyn wird Dich gegen Verkennung sicher stellen."

Gustav seufzte tief auf. „Großonkel, nur noch Ein Wort, wenn ich bitten darf," sprach er aus gepreßter Brust. „Haben Sie mich je von einer Seite kennen gelernt, die mich Ihres Vertrauens unwürdig machte?"

„Nein, mein Sohn, ich muß Dir das beste Zeugniß geben!" sagte Herr Wagner. „Ich habe nur wenige junge Männer kennen gelernt, welche ehrenhafter, fleißiger, sparsamer und anständiger waren als Du. Ja wenn unter Umständen Du in der Lage Deines Vaters wärest und meine Hülfe Dich retten könnte, und Aussicht vorhanden wäre, in besseren Zeiten wieder die Scharten auszuwetzen, so ließe sich davon reden."

„Gott segne Sie für dieses Wort, bester Großonkel!" fiel ihm Gustav mit Wärme in die Rede; „wohlan, so lassen Sie mich nach Hause eilen und das Geschäft übernehmen und unterstützen Sie mich mit Ihrer Hülfe. Ich habe mir ungefähr 20,000 Gulden verdient, denn einige Unternehmungen sind mir geglückt, und ich zweifle nicht, daß wenn ich mich an die Spitze des Geschäfts stelle und mich mit den Hauptgläubigern verständige . . . ."

„Bah, davon kann jetzt nicht die Rede seyn, Gustav," erwiderte Herr Wagner rasch und entschieden. „Ich sprach nur bedingungsweise und lasse mich auf keine derartige Zusage ein. Rechne in keiner Weise auf mich, denn zuvörderst kenne ich den Stolz deines Vaters allzugut, um nicht zu wissen, daß er aus freien Stücken die Leitung des Etablissements nicht aus den Händen geben wird, daß seine Betheiligung aber nichts anderes seyn würde, als ein steter Grund zu Haber und Zank zwischen euch beiden. Kannst Du das leugnen?" — Gustav antwortete durch eine Geberde des verlegenen Bedauerns. „Und dann, mein Sohn, wäre es von Dir wahnwitzig, in dieser Zeit der Krise und Geschäftsstockung Dein eigenes gutes Brod hier aufzugeben und in vermessener Weise das Risico der Uebernahme eines ruinirten Etablissements einzugehen."

„Großonkel, es handelt sich um eine Pflicht gegen die Meinigen, da kann mir die Wahl nicht schwer fallen," versetzte Gustav. „Ich bin jeden Augenblick erbötig, mein Geschäft hier zu verkaufen und mit meiner ganzen Habe nach Hause zu eilen."

„Nun, ich kann es ja nicht hindern, aber ich habe Dich gewarnt, Gustav," sagte Wagner gleichmüthig, jedoch wohlmeinend. „Hüte Dich vor einer solchen Unbesonnenheit, denn glaube mir, dem erfahrenen Manne, diese Krise ist nur der Vorbote einer größern, furchtbaren, welche alle unsere Verhältnisse bis in ihre Grundfesten erschüttern wird und Deine besten Anordnungen vereiteln würde. Du kannst die Strömung nicht ablenken, welche Deinen Vater in den Grund zu reißen droht, nachdem er selbst den Anker und den Boden verloren."

„Lieber Großonkel, das ist der Standpunkt der Klugheit und des Fernestehenden; aber ich habe Pflichten, denen sich nichts abbrechen läßt. Ich muß wenigstens mit dem Meinigen einstehen, um den Versuch zur Rettung zu machen. Und ich will und wage es, der liebe Gott wird mich unterstützen, und wenn nicht, dann hat Er es gegeben und wieder genommen, und Er soll gepriesen seyn."

Herr Wagner schüttelte stumm den Kopf, denn er war seit dreißig Jahren und mehr ganz allein in der Welt gestanden und gewöhnt worden, nur an sich selber zu denken und zwar immer nur zunächst an sich selber. „Ich wasche meine Hände in Unschuld, junger Mann," sagte er trocken; „mein Rath war freundlich und wohlgemeint; es liegt an Dir, ihn zu benützen oder in den Wind zu schlagen. Du hast nun meinen Bescheid; es bleibt Dir anheimgestellt, in welcher Weise Du ihn Deinem Vater mittheilen willst. Du magst ihm eben die berbe Pille bestens vergolben."

„Ist das wirklich Ihr letztes Wort, lieber Großonkel? Kann wirklich gar nichts Sie bestimmen, mir wenigstens Hoffnung und Aussicht auf Hülfe zu geben, wenn damit dem Vater wirklich geholfen werden dürfte?" rief Gustav tief erschüttert.

„Mein Entschluß steht fest; ich habe mir die Sache seit gestern Abend überlegt und nun aus den Sinne geschlagen — ich kann und werde nichts thun. Du und Deine Mutter und Geschwister sollen mir zwar leid thun, wann zum Aeußersten kommt, allein Du hast ja Dein Brod, und nach meinem Tode erbt ihr ein kleines Vermögen;" sagte der Handelsherr kalt. „Ich kann nichts thun; bin Kaufmann und selber den Wechselfällen des Geschicks ausgesetzt, muß in solchen Zeiten an mich selber denken. — Aber nun genug davon, Gustav! es ist Börsenzeit und ich muß nach der Börse. Wegen der 50 Kisten Bengal-Indigo werden wir morgen reden. Gehab' Dich wohl und grüße Deine arme Mutter!"

„Großonkel, lassen Sie mich nicht so gehen! Zürnen Sie dem Vater nicht mehr, denn glauben Sie mir, es hat ihn gewiß eine furchtbare Ueberwindung gekostet, diesen Brief an Sie zu schreiben!"

„Glaub's, mein Sohn, glaub es gerne," sagte Wagner frostig. „Daß er es aber that, beweist nur zur Genüge, daß ihm das Wasser schon an die Kehle geht und er gar keine andre Hoffnung mehr hat. Ebendarum aber ist mein Entschluß unerschütterlich, und ich denke, Du bist der Einzige, welcher es verstehen wird, ihm meine Antwort so mitzutheilen, daß sie ihn nicht vollends um um sein Bischen Verstand bringt. Du hast daher meine Erlaubniß dieses Nein in beliebige Form einzulleiden. Nur mußt Du ihm melden, daß ich ihm auf keinen Brief mehr antworten, sondern jede Zuschrift von ihm Dir übergeben oder von Deiffé erwidern lassen werde."

„Sind Sie denn unversöhnlich, lieber Großonkel?" fragte Gustav schmerzlich berührt, aber der alte Herr schien nicht mehr geneigt zu seyn, dem Großneffen weitere Audienz zu geben oder den unliebsamen Gegenstand weiter zu verhandeln.

„Nimm den Brief, Gustav, und thu' damit, was Du willst," sagte er beinahe barsch. „Laß mich in meiner Antwort meinethalben sagen, was Du willst, nur halte das Eine fest, daß ich kein Geld hergebe. Ja," fuhr er fort, als ob er sich seiner Härte einigermaßen selbst schämte, — „wenn es Deinem Vater dienen oder seine Gläubiger zu etwas milderen Maßregeln bestimmen kann, mogt Du ihm sogar einige Hoffnung geben, daß ich unter gewissen Bedingungen später etwas für ihn thun werde."

„Ich danke Ihnen für dieses Zugeständniß, lieber Großonkel, denn es könnte unter Umständen von Nutzen seyn, wenn . . . doch nein," setzte er lebhaft hinzu; „es würde ihm alle Glaubwürdigkeit mangeln, so lange nur meine Handschrift und Unterschrift eine solche Zusage enthält. Um einigen Eindruck zu machen, müßte es von Ihnen oder Ihrem Procuristen unterschrieben seyn."

„Hm, das ist allerdings wahr, Du hast ganz Recht," erwiderte Herr Wagner mit einem kalten Lächeln; „die Gläubiger sind vorsichtig und mißtrauisch, und geben sich nicht leicht Illusionen hin. Was mich anlangt," fuhr er fort und strich langsam und gleichgültig mit seinem Glacéhandschuh die paar kaum bemerklichen Staubatome von seinem Seidenhute, — „so habe ich keine Lust und keinen Beruf, meine Unterschrift zu irgend etwas herzugeben. Aber ich bin Dir gewogen, Gustav, denn Du bist von unserm Blute und Schlag; Dir zu Liebe und um Dir etwa die Anwartschaft auf

Digitized by Google

das Etablissement Deines Vaters zu erhalten, könnte ich mich vielleicht dazu bestimmen lassen ..."

„Eine momentane Hülfe zu leisten? Oh, Gott segne Sie, lieber Großonkel!"

„Mit nichten! Ich rücke nicht mit Geld heraus," versetzte Herr Wagner ungerührt. „Nein, ich wollte sagen, ich könnte mich bestimmen lassen, meinem Delffs den Auftrag zu geben, daß er diejenigen Briefe, welche Du in der fraglichen Angelegenheit Deinem Vater zu schreiben beabsichtigst, Namens der Firma Hendrik Haring en Joonen unterschreibt und abschickt, — natürlich immer vorausgesetzt, daß darin keinerlei Impegno für mich oder die Firma daraus entsteht. Das ist das Einzige, was ich thun kann und will, und ich thue es nur Dir zu Liebe, Gustav. — Na, am Ende dankst Du es mir doch nicht einmal!"

Gustav war seither in ernsten Gedanken dagestanden, nun aber schien ihn plötzlich ein Hoffnungsstrahl zu durchglühen, und zu Herrn Wagner aufblickend, erwiderte er: „Oh, doch, doch, lieber Großonkel! ich nehme selbst diese Vergünstigung mit Dank an, obwohl ich noch nicht absehe, was sie frommen soll. Also Ihr Wort, lieber Großonkel, daß mir Delffs die Briefe unterzeichnet, welche ..."

„Welche keine Verpflichtung für mich oder die Firma involviren und die Deinem Vater nützen können, ja, mein Wort darauf, Gustav! Delffs ist ja Dein Freund, Du wirst Dich schon mit ihm stellen können!"

„Nun denn, meinen innigsten Dank, lieber Großonkel! und Sie sagen es sogleich in meiner Gegenwart Delffs, nicht wahr?"

„Wozu diese Eile? Du hast ja den Brief noch nicht geschrieben. Na, wenn es Dich ruhiger macht, meinethalben denn sogleich. He, Herr Delffs, auf ein Wort, wenn ich bitten darf!" rief er in das Comptoir hinaus, und theilte diesem in Gustav's Gegenwart die entsprechende Weisung mit.

Delffs war ein Mann in mittleren Jahren, ein besonnener ernster Geschäftsmann. Der Auftrag, der ihm zu Theil wurde, überraschte ihn, aber er war zu bescheiden, um zu fragen, und ein Wink von Gustav vertröstete ihn auf eine spätere Lösung. Man trennte sich, und Herr Gottlieb Wagner ging mit dem behaglichen, würdevollen Schritte eines angesehenen Kaufmanns nach der Börse, während Gustav gedankenvoll mit dem Musterpäckchen unter dem Arme den Rückweg nach seinem Comptoir einschlug. Mit Einem Male aber blieb er stehen, ein schwaches Lächeln zuckte über sein Gesicht, seine Augen glänzten von Muth und Hoffnung, und sich rasch aufrichtend, schlug er ein Schnippchen und rief fröhlich: „Das ist eine Idee zur rechten Zeit, das kann gehen! Das ist ein glücklicher Gedanke!..." Und er rannte dabei einen behäbigen dicken Holländer, der ihm gerade entgegen kam, beinahe zu Boden. „Verzeihung, Mynheer!" sagte Gustav sich umwendend, aber der Angerannte stierte ihn feindselig und geringschätzig an und ging weiter.

„Verdoemde duitsche Mof!" murmelte der Mynheer in seine weiße Cravatte hinein; „der Mann ist so gut gekleidet und doch schon am frühen Tage betrunken! Diese verwünschten hochdeutschen Mose sind doch lauter Schuddejacke!"

14.

Die runde Frau Auguste Latte war in einer ungewöhnlichen Aufregung. Den ganzen Vormittag hatte sie in ihrer Putzstube gewischt und gescheuert und die Möbeln gerückt, dann ihre beste Toilette gemacht und das Gesicht in die freundlichsten Linien fröhlicher Erwartung gelegt. Selbst ihr „Männchen" hatte heute nicht viel freundliche Worte von ihr erhalten, denn kaum war das Mittagessen vorüber, so rieth sie ihm, einen kleinen Spaziergang zu machen, und dann sein Schälchen Kaffee im Kaffeehause zu trinken, bevor er wieder an's Geschäft gehe, weil sie noch mancherlei zu ordnen habe.

„Aber was hast Du denn, liebes Gutchen? ich kenne Dich ja gar nicht wieder! Bist wie ausgewechselt. Was geht denn im Hause vor?" fragte Latte verwundert.

Die kleine runde Frau lächelte geheimnißvoll. „Ich erwarte jemanden, Felixchen," flüsterte sie und ihre schwarzen Augen funkelten; „ich soll es eigentlich nicht sagen, denn man hat mir das tiefste Stillschweigen anempfohlen. Aber ich kann vor Dir keine Heimlichkeiten haben, liebstes Männchen, und darum darfst Du nicht dableiben, sondern mußt fort — Du und Rolandchen! ich erwarte einen angenehmen schmeichelhaften Besuch ..."

„Eine Kaffeevisite, Gutchen?"

„Hm, ja, eine Kaffeevisite, Felix; aber Du mußt mir ein Bündel von Deinen guten Cigarren herausgeben, Männchen!"

„Herrenbesuch, Gutchen? Du erwartest Herren zum Kaffee?" fuhr Latte mit wahren Othello-Blicken auf. „Sprich, wen erwartest Du, Weib?"

„Du lieber Himmel, Felix, wie Du mich erschreckt hast! Sey doch ruhig, ich werde Dir ja alles sagen ..."

„Aha, den Major von Schreckenb... oder etwa den Rittmeister Künsberg, nicht wahr? Ich habe recht gut bemerkt, wie der Rittmeister Dich neulich auf Hessler's Ball mit seinen Basiliskenblicken verfolgte!"

„Ach Herr des Lebens, ich glaube gar Du bist eifersüchtig, Felixchen!" rief Frau Auguste etwas schnollend und doch sichtlich erfreut über diese Entdeckung. „Nein, Du thust mir wahrlich Unrecht, Männchen; ich habe mit keinem Gedanken an die Offiziere gedacht. Vielmehr erwarte ich zwei Damen und zwei Herren, die sich bei mir ein Rendez-vous geben wollen ..."

„Bei dem ich nicht anwesend seyn soll? Das fehlt gerade noch. Gelegenheitsmacherei! Das bald' ich nicht in meinem Hause. Das darf nicht seyn! Und wer sind die Herren?"

„Dein Kollege Daues und der Assessor Gehring."

„Daues? Gehring? Unmöglich! was wollen diese hier? Das kann nicht aufgeführt werden, Gutchen! Ich werde hier bleiben und ihnen die Thüre weisen. Mögen sie ihre Stelldichein halten wo sie wollen — nur nicht hier in meiner Wohnung! Die Frechheit dieses Daues kennt keine Grenzen. Ich werde mit ihm ein Wörtchen reden, das er sich hinter die Ohren stecken soll. Und die Damen? Ja, werden saubere Damen seyn, die sich mit diesem nordeutschen Windbeutel einlassen ..."

„Na, nun höre auf, Felix! jetzt beleidigst Du mich!" rief Frau Auguste aufwallend. „Ich bitte um Respekt für meine Gäste, denn es sind Fräulein Emma und Leonie Hessler, des Kommerzienraths Töchter."

„Die Prinzipalstöchter? — Das ist nicht wahr, Gute! was sollen diese mit Daues und dem Assessor? Das ist unmöglich. Du hintergeht mich!"

„Ich werde Dich überführen, Felix!" rief Frau Latte, eilte an ihren Sekretairschrank, schloß die Klappe auf und nahm ein zierliches Briefcouvert heraus, welches sie ihrem Gatten reichte. „Da, lies, ungläubiger Thomas, und bitte mir Dein Unrecht ab!"

Ja, es war ein Billet von Emma Hessler, worin sie Frau Latte um Erlaubniß für sich und Leonien bat, um zwei Uhr auf ein halbes Stündchen bei ihr vorsprechen zu dürfen, um den Assessor zu treffen, welcher seit dem Vorfall auf dem Balle nicht mehr ihr elterliches Haus betreten könne. Gehring habe selbst diese Zusammenkunft gewünscht, weil Frau Latte so freundlich gewesen seyn, ihr Haus hiezu anzubieten. — „Nun, was sagst Du jetzt, Felixchen?" fragte Frau Latte.

„Das ist ein Anderes," erwiderte er, noch immer finster; „das ändert einigermaßen den Standpunkt. Aber angenehm ist es mir gar nicht, denn bedenke wenn der Prinzipal es erfährt, welcher auf den Assessor noch immer sehr erbost ist, was muß er dann von mir denken?"

„Allen Respekt vor Deinem Herrn Kommerzienrath, denn er ist Dein Brodherr, Männchen," erwiderte Frau Auguste resolut; „allein er kann mir doch nicht gebieten oder verwehren, wen ich in meiner Wohnung empfangen will, — abgesehen davon, daß niemand ahnt, was für Besuch wir haben, denn die Damen betreten das Haus von der Straße her, die Herren kommen durch die Hinterthüre, das Mädchen schicke ich mit Rolandchen auf die Promenade ..."

Digitized by Google

„Aber was thut Dauels da? in dem Briefe iſt von ihm nicht die Rede?“ rief der eiferſüchtige Gatte.

„Allerdings, aber — das iſt . . . das iſt eine Kriegsliſt von mir, lieber Felix!“ verſetzte Frau Auguſte, ſich ſchnell faſſend. „Geſetzt auch, der Herr Kommerzienrath erführe dieſe Zuſammenkunft, ſo kann er um ſo weniger ein Arg darin ſehen, wenn ſein eigener Vertrauter und Factotum anweſend iſt. Siehſt Du, Männchen, deßhalb hat ich Dauels dazu. Und nun biſt Du hoffentlich wieder ruhig und thuſt mir den Gefallen und gehſt . . .“

„Im Gegentheil, ich werde bleiben! Der Prinzipal kann dann noch weniger etwas Unrechtes argwöhnen,“ erwiderte Latte anſcheinend feſt entſchloſſen, aber Frau Auguſte wußte ihm mit Bitten und Vorſtellungen ſo wirkſam zuzuſetzen, daß er ſich leicht bewegen ließ, den Damen aus dem Wege zu gehen, die er nur genieren würde, und daß er ein Dutzend ſeiner beſten Cigarren in das Körbchen legte.

Frau Auguſte athmete hoch auf, als ihr Gemahl ſich entfernte, und kleidete ſchnell den kleinen Roland an, damit das Mädchen ihn mit nach der Promenade nehmen könne. Kaum war ſie mit dieſem Geſchäft und ihrer Toilette fertig, ſo knarrte die Treppe ſchon unter einem ſchweren Schritte, ein ſtarker Knöchel pochte an der Thüre, der Aſſeſſor Gehring trat ein und ward auf das zuvorkommendſte empfangen.

„Ich bin Ihnen wirklich von Herzen dankbar für die freundliche Einladung, welche Sie mir zukommen ließen, beſte Frau Latte,“ ſagte er; „ich geſtehe Ihnen zwar, daß ich nicht gekommen wäre, ſelbſt falls Fräulein Heffter es gewünſcht hätte, wenn ich nicht ſo ziemlich die Gewißheit hätte, daß ich heute Fräulein Leonie wahrſcheinlich zum letzten Mal ſehen werde . . .“

„Zum letzten Mal? Du lieber Himmel, Sie erſchrecken mich, mein beſter Herr Aſſeſſor! wie ſoll ich das verſtehen?“ rief Frau Latte.

Ueber Gehring's ruhige männliche Züge zuckte ein Blitz des Schmerzes hin. „Ich habe mich veranlaßt geſehen, beim Miniſterium um meine Verſetzung zu bitten,“ ſagte er. „Der Grund davon liegt ſehr nahe.“

„Sehr nahe? Herr Aſſeſſor? Daß ich nicht wüßte! . . . ich verſtehe Sie wahrhaftig nicht! Was kann Sie von hier vertreiben, wo Sie Ihre Mutter und Geſchwiſter, Ihre Heimath haben?“

„Aus dieſem Allem vertreibt mich der Jahjorn, das Vorurtheil, der Stolz und hartnäckige Eigenſinn eines Mannes, für den ich Partei ergriffen gegen einen . . . Doch Sie kennen ja den Vorfall, Verehrteſte! Sie wiſſen ja, daß mich Herr Heffter damals gleichſam aus ſeinem Hauſe wies, als ich Herrn Dauels zu Hülfe kam!“

„Großer Gott, das alſo iſt es? und ich, ich ſelber trage die Schuld, denn ich war es, der Sie herbeiholte! Du lieber Himmel, was habe ich da unwiſſentlich und unwillkürlich gethan!“

„Machen Sie ſich keine Vorwürfe, beſte Frau Latte! Sie tragen keine Schuld daran und Ihre Abſicht war eine gute und löbliche. Ueberhaupt, reden wir nicht weiter davon, denn ich habe das Bittere verwunden, welches für mich darin liegt, und wenn dieſe Trennung von den Meinigen mich ſchmerzt, ſo iſt es zunächſt meiner guten Mutter wegen, die mich ungern entbehrt.“

„Ach ja, das begreift ſich leicht, das iſt für die liebe Frau eine große Prüfung,“ ſagte Frau Latte mit wirklichem Mitgefühl. „Aber ich verſtehe noch nicht die Nothwendigkeit für Sie, von hier hinwegzugehen, weil Herr Heffter unmanierlich gegen Sie war und ſich vergaß. Jeder Unbefangene und Billigdenkende ſieht ja ein, daß Herr Heffter im größten Unrecht war . . .“

„Das iſt auch mein Troſt und meine Rechtfertigung vor meinem eigenen Gewiſſen,“ entgegnete Gehring reſignirt. „Allein der Unbefangenen und Billigdenkenden ſind unter der gewöhnlichen Menſchheit und namentlich in dem engen Rahmen einer ſolchen kleinen Provinzialſtadt verhältnißmäßig ſo wenige, daß derjenige, welchem offenkundiges Unrecht geſchehen iſt, ſich nicht darauf verlaſſen kann. Ich bin von Herrn Heffter auf eine unverdiente barſche Weiſe vor Zeugen abgefertigt worden, welche vielleicht nur allzu erfreut waren, daß mir hiedurch der ganze Anſchein von Schuld aufgebürdet wird. Ich habe ſchon am andern Tage eine ruhig und maßvoll gehaltene Darlegung des Sachverhalts an Herrn Heffter eingeſandt und ihn aufgefordert, ſeine Kränkung zurückzunehmen, aber er hat mich leither keiner Antwort gewürdigt. So liegt das Gehäſſige jenes ärgerlichen Vorfalls ganz auf meinen Schultern, und ich ſehe an dem ſcheuen verlegenen Weſen meiner Kollegen, an den hämiſchen hohnlächen Blicken meiner Feinde, an dem ganzen Benehmen der ſogenannten guten Geſellſchaft von Hagenbach, daß man mich ungehört verurtheilt. Ich habe wiederholt an Herrn Heffter geſchrieben und ihn auf die Folgen ſeines Benehmens für mich aufmerkſam gemacht; allein er ſchweigt beharrlich, und ſo war ich denn gezwungen, das Miniſterium unter Darlegung der Gründe um meine Verſetzung zu bitten, denn eine richterliche Perſon darf ſich am wenigſten etwas an ihrer äußern Reſpektabilität und Integrität vergeben.“

„Ach, das iſt ja abſcheulich von Herrn Heffter!“ rief Frau Latte und der guten Seele ſtanden Thränen in den Augen. „Das verdient ja wahrlich eine exemplariſche Strafe. Und warum verklagen Sie ihn nicht bei Gericht?“

„Sein Benehmen gibt mir hiezu keinen Anlaß, wie verletzend es auch für mich iſt,“ ſagte Gehring. „Man kann einen Mann in den Augen der Welt furchtbar bloßſtellen, ohne gerade eine Injurie zu begehen, welche das Geſetz beſtrafen muß, und das hat Herr Heffter bei mir gethan. Gewiß, von einer gerichtlichen Klage könnte keine Rede ſeyn, ſelbſt wenn wirklich Ausſicht auf einen Erfolg derſelben vorläge, denn Sie begreifen, beſte Frau Latte, daß mir die . . . das Intereſſe für Fräulein Leonie und eine Menge anderer Motive dieß verbieten würden.“

Frau Latte'n ſtanden jetzt Thränen in den Augen als ſie Herrn Gehring anblickte und in ſeinem ernſten Geſicht abſah, welchen Preis ihn dieſe Selbſtbeherrſchung koſtete. Sie war augenblicklich zu bewegt, ſogleich geeignete Troſtworte zu finden, und als ſie eben den Mund zu einigen banalen Phraſen öffnete, pochte es ſchüchtern an der Thüre und die beiden Fräulein Heffter traten ein. Eine leichte Röthe der Verlegenheit flog über Beider Wangen, als ſie Denjenigen welchen ſie allerdings hier erwarteten, ſchon anweſend ſahen, und dieſe Befangenheit ſtieg noch, als nach den erſten Begrüßungen von Seiten der Frau vom Hauſe die gute Frau Latte mit der Nachricht herausplatzte, daß Herr Gehring eigentlich nur gekommen ſey, um Abſchied zu nehmen, weil er demnächſt von Hagenbach hinweg verſetzt werde.

Leonie Heffter ſah zwar ſchon etwas bleich und angegriffen aus, aber auf dieſe Nachricht hin wich alle Farbe vollends aus ihrem lieben naiven Geſicht, und ihre Augen ſtanden voll Thränen.

„Iſt dieß möglich, Herr Gehring?“ ſtammelte ſie und heftete einen ängſtlich fragenden traurigen Blick auf ihn.

„Ich kann es nicht leugnen, mein liebes Fräulein, obſchon ich bedaure, daß Frau Latte Sie durch dieſe Mittheilung erſchreckt hat.“

„Oh, ich ahne was Sie fortſtreibt,“ flüſterte Leonie und reichte ihm die bebende kleine Hand. „Laſſen Sie es mich nicht entgelten, was der Vater verſchuldete! Verzeihen Sie ihm!“

„Reden wir nicht davon, mein liebes Fräulein! ſeyen Sie überzeugt, daß auch nicht der leiſeſte Gedanke der Bitterkeit oder Ungerechtigkeit gegen Sie mich erfüllt,“ ſagte Gehring und drückte ihr die Hand. „Ich habe als Mann gehandelt nach Gewiſſen und Pflicht, und werde mein Schickſal ruhig auf mich nehmen.“

„Aber Ihre liebe Mutter, Herr Gehring!“ rief Leonie; „oh, die gute Frau muß mich haſſen, weil ich im Grunde die Veranlaſſung war, die ihren Sohn von ihr trieb! — Aber Sie dürfen nicht gehen, lieber Herr Aſſeſſor; mein Vater muß Ihnen Abbitte thun und eine Ehrenerklärung geben! Ich werde ihn kniefällig bitten und Schweſter Emma wird ihre Bitten mit den meinigen vereinigen, um ihn zu einem gerechten Verfahren gegen Sie zu beſtimmen! Er wird es thun, denn auch nur um mich nicht unglücklich zu machen für Lebenszeit, denn der Gedanke, daß

Digitized by Google

Sie, der Sie sich unser so edel und großmüthig annahmen, um unserwillen leiden sollten, wäre mir unerträglich, würde mir das Herz abdrücken."

„Nicht doch, liebes Fräulein, nehmen Sie die Sache nicht so ernst," bat der Assessor. „Die Versicherung, daß ich, nach wie vor, Ihnen und Ihren Geschwistern und Ihrer theuren Mutter die innigste Hochachtung und herzlichste Theilnahme bewahren werde, daß ich selbst in der Ferne Ihrer nur mit der aufrichtigsten Freundschaft gedenken will, soll Sie beruhigen. Fräulein Emma, ich bitte Sie, stellen Sie das Ihrer lieben Schwester vor, denn es war wirklich nicht mein Wunsch, daß diese schöne Stunde unsers vielleicht allerletzten Beisammenseyns durch diese Nachricht getrübt werde. Das freundliche Interesse unserer gütigen Wirthin hat sie zu einer kleinen Indiscretion hingerissen, die ich nun um ihrer Folgen willen fast beklagen möchte."

Frau Latte wollte sich entschuldigen, aber Leonie berubigte sie sogleich. Sie danke es ihr, daß sie ihr dieß mitgetheilt, sagte Leonie, denn wie sehr sie auch die Großmuth anerkenne, welche Herr Gehring durch Stillschweigen über den Grund seiner Versetzung geübt haben würde, so hätte es sie später nur doppelt geschmerzt und bekümmert, wenn sie denselben von Anderen erfahren hätte. „Jetzt kann ich selbst Sie noch bitten, mir und den Meinigen nicht darüber zu zürnen, lieber Assessor," sagte sie; „ich kann dem Unvermeidlichen dieses Geschick seine bittere Spitze abbrechen; aber später hätte ich ja kaum wagen dürfen, Ihnen mein Beileid schriftlich zu melden."

„Und warum nicht?" fragte er lächelnd; „hätten Sie aus Sprödigkeit Anstand genommen, dieß zu thun?"

„Mit nichten," erwiderte sie ergluhend und mit gesenktem Blicke; „aber man gewinnt es schwerer über sich, einen Brief zu schreiben, zumal an einen Herrn, und ... ein solcher Brief ... eine solche schriftliche Entschuldigung ... hat doch immer etwas Zurücktaltendes und Förmliches. Ich will lieber mündlich mit Ihnen verhandeln, Ad ... Herr Assessor! Es ist kürzer, und ... macht mich ruhiger."

„Sie haben Recht, mein Fräulein! ich verstehe Sie," küßterte er mit einem Händedruck. „Aber nun kein Wort mehr davon, um diese kostbare Stunde nicht zu vergeuden!"

„Nein, Herr Gehring, ich muß noch etwas berühren, was mir auf dem Herzen liegt," erwiderte Leonie und in Ton und Auge lag ihr ganzes Gemüth. „Sie müssen mir versprechen, daß Sie mir auch die Verzeihung Ihrer Mutter verschaffen. Es wäre mir unerträglich, wenn die treffliche Frau mit im Stillen grollte!"

„Nachen Sie sich darüber keinerlei Skrupel, liebes Fräulein," sagte Gehring mild. „Meine liebe Mutter unterscheidet genau und gerecht zwischen Ihnen und Ihrem Herrn Vater. Sie haben ohnedem die volle Achtung meiner Mutter — Sie und Ihre liebe Mutter und Fräulein Emma und Gustav. Glauben Sie mir das!"

Mittlerweile war Herr Dauels ebenfalls gekommen und von Frau Latte mit beiserter Zuvorkommenheit empfangen worden, und die runde Frau Auguste bat nun die Gesellschaft, in ihren „Salon" zu treten, wie sie die gute Stube nannte, hieß die Damen auf dem Sopha Platz nehmen, um ein Täßchen Kaffee zu trinken, und eilte dann hinaus, um die Kaffeemaschine hereinzutragen.

Die Herren hatten zu beiden Seiten des Sopha's Platz genommen, und das Gespräch wollte anfangs nicht recht in Gang kommen. Noch wirkte die Kunde von dem bevorstehenden Abschiede des Assessors nach, und die beiden Töchter des Kommerzienraths erachteten es für ihre Pflicht, wiederholt zu versichern, daß sie Allem aufbieten würden, ihren Vater zu einer befriedigenden Erklärung zu vermögen, welche Gehring das Verbleiben in der Heimath gestatte. Er aber wollte davon nichts hören. „Lassen Sie es beruhen, meine Damen," sagte er; „mein Schritt ist gethan und eine solche Erklärung nach acht vollen Tagen verliert ihren Werth, und wird als abgedrungen betrachtet."

„Und doch darf sich Papa dieser Pflicht nicht entziehen," sagte Emma.

„Herr Dauels faßt ja die Sache ebenfalls so auf, als ob er," und ihre Stimme zitterte dabei merklich, „unser Haus meiden müsse, wenn Papa auf seinem hartnäckigen Schweigen beharre."

„Wie, Dauels? auch Du?" rief Gehring verwundert.

„Ei gewiß," versicherte dieser ernst; „kann der Vorfall mich auch nicht berechtigen oder zwingen, meine Stelle im Geschäft des Herrn Kommerzienraths aufzugeben, so legt er mir doch die Verpflichtung auf, fürder keinen Schritt mehr in die Räume der Familie zu setzen."

Emma's Züge verriethen einen tiefen Schmerz, den sie nicht zu verhehlen vermochte. Frau Latte lehrte jetzt mit der Kaffeemaschine zurück, servirte und gab dem Gespräch eine andre Wendung. Man sprach von Stadtneuigkeiten aller Art, um ein neutrales Gebiet zu finden, das frei von persönlichen Bezügen der Anwesenden war. Dauels hatte bei Tische in der Krone gehört, daß Graf Kauffberg als Tagesschreiber zur Kreisregierung berufen sey, — wahrscheinlich durch die Verwendung der Excellenz, welche den heruntergekommenen Standesgenossen aus der falschen Stellung reißen wolle, worin er sich nachgerade in Hagenbach befand. Man bedauerte diese Versetzung nicht, und Frau Latte meinte, dieser Umstand müsse nothgedrungen für den Assessor den Anlaß zu seiner eigenen Bitte um Versetzung aufheben. Allein Gehring zog dieß in Abrede. Dauels erzählte nun von dem Projekt der Kasino-Gesellschaft, an einem der nächsten Sonntage einen Ausflug nach einem kleinen Badeorte zu machen, und erwähnte, daß die fragliche Subscriptionsliste dazu bereits unter den Mitgliedern circulire und zahlreiche Unterschriften finde. „Auch der Herr Commerzienrath hat für drei Couverts an der Table d'hote unterschrieben," sagte er; „offenbar werden die beiden Damen mit von der Parthie seyn."

„Ich gewiß nicht, unter keinen Umständen," sagte Leonie; „es müßte Papa denn zuvor das Nöthige gethan haben, Herrn Gehring eine zufriedenstellende Erklärung abzugeben und ihn zur Theilnahme an dem Ausflug einzuladen. Und nicht wahr, in diesem Falle werden Sie ebenfalls von der Parthie seyn, lieber Herr Assessor?" fügte sie hinzu.

„Wenn meine Mutter es wünscht und billigt, mit Vergnügen," sagte er. „Ich muß ja zuvörderst zeigen, daß ich nicht unversöhnlich bin."

„Ach ja, und Sie werden mir dann erlauben, daß ich Ihrer Frau Mutter danke und mich für den Gram entschuldige, den ich ihr gemacht habe, nicht wahr?" sagte Leonie; „und Sie versprechen uns, daß Sie dann das Gesuch um Versetzung zurücknehmen?"

„Zu letzterer Maßregel ist es zu spät, mein liebes Fräulein. Selbst wenn die Ursache beseitigt, kann ich nicht wohl zurücktreten, sondern muß mich verschieden lassen, wie es dem Minister gefällt."

Ein trüber Schatten lagerte über Leoniens freundliche Miene, und sie senkte nach einem ernsten fragenden Blick auf Gehring das Auge. „Ich weiß, Sie sagen dieß nicht um mich zu erschrecken," versetzte sie mit einem Seufzer; „und wird man Sie weit von hier versetzen, Herr Gehring?"

„Jedenfalls," gab er achselzuckend zur Antwort, — „jedenfalls in einen andern Regierungsbezirk, 20 oder 30 Meilen von hier, vielleicht zu einem Bezirksgericht. Das ist wenigstens so herkömmlich." Auch er war wortkarg geworden, und schlürfte langsam seinen Kaffee. Selbst die verschiedenen Versuche der freundlichen Wirthin vermochten die Unterhaltung nicht wieder in den Gang zu bringen. Plötzlich warf Gehring einen Blick auf die Stockuhr auf dem Consoletisch, verglich seine Taschenuhr damit und stand langsam auf. „Ich muß mich von der Gesellschaft verabschieden," sagte er; „es ist drei Uhr, und ich muß einer Sitzung anwohnen. Frau Latte, meinen herzlichsten Dank! Meine Damen, ich werde die Erinnerung an diese kurze schöne Stunde mit mir in die Ferne nehmen und treu bewahren. Und weil ich denn muthmaßlich und wahrscheinlich zum letzten Mal das Vergnügen habe, Sie beide zwanglos zu sprechen, meine geehrten Fräulein, so gestatten Sie mir, mich Ihrem Wohlwollen zu empfehlen und Ihnen ein innig gefühltes herzliches Lebewohl zu sagen! Fräulein Emma, leben Sie wohl!"

„Leben Sie wohl, und nehmen Sie meinen besten Dank für alle

Digitized by Google

Ihre Freundlichkeit, Herr Gehring," stammelte Emma und ließ sich von ihm die Hand schütteln.

„Auch Ihnen ein recht inniges Lebewohl, Fräulein Leonie!" sagte der Assessor und zog die kleine hübsche Hand an seinen Mund. Beider Blicke begegneten sich einen Moment, Leonie versuchte zu sprechen, aber ihre Zunge versagte ihr den Dienst. Sie sank in das Sopha zurück, und brach in ein lautes krampfhaftes Schluchzen aus und barg ihr Gesicht in den Händen.

Der sonst so ruhige und besonnene Gehring war sichtlich erschüttert. Während Frau Latte und Emma sich theilnehmend um die Weinende beschäftigten, stand er unbeweglich da und blickte sie an. Ihr Schluchzen schnitt ihm tief in die Seele, denn er sah wie es sie krampfhaft durchbebte. Sie umklammerte jetzt Emma und weinte laut. Frau Latte sah ihren Trost vergeblich und ihre Augen wanderten zwischen Gehring und Leonien hin und her. „Herr Assessor, gehen Sie nicht so von ihr; sagen Sie ihr noch ein freundliches Wort. Das arme liebe Herz ist ganz zerschmettert. Ach wer hätte gedacht, daß es so kommen würde! Wir hatten es uns ganz anders erwartet." Sie tippte Daniels leise auf den Arm und winkte ihm mit den Augen, ihr in's Nebenzimmer zu folgen, was dieser auch that.

„Mein theures Fräulein, können Sie mir vergeben, daß ich Ihnen so wehe gethan habe?" fragte Gehring wie unbewußt und legte die Hand auf Leoniens Arm. „Halten Sie mich nicht für kalt und grausam, daß ich so offen mit Ihnen spruch; aber für den Mann steht ja nichts höher als die Pflicht. Zürnen Sie mir darob, daß ich that, was mir Ehre und Gewissen vorschrieben?"

Leonie hielt einen Augenblick mit Weinen inne, schlug die nassen Augen zu ihm auf und sah ihn tiefbewegt an. „O nein, ich zürne Ihnen nicht, — ich beklage Sie. In diesem Augenblick denke ich nicht an mich, nur an Sie. Sie sind durch uns vertrieben, und es schneidet mir durch die Seele, daß wir Ihrer Mutter die Nähe des Sohnes rauben."

„Meine Mutter wird es tragen, denn sie kann mich ja jeden Augenblick durch Versetzung verlieren. Trösten Sie sich hierüber, liebe Leonie! fassen Sie sich, denn es schmerzt mich, Sie so tief erschüttert zu sehen. Es raubt mir einen Theil meiner Fassung, Sie leidend zu wissen!" Es lag etwas in seinem Tone, das sie mit einer unsäglichen Mischung von Wonne und Schmerz durchzitterte. „Lassen Sie uns ruhiger scheiden, damit wir einander treu und lieb behalten, mein Fräulein! Adieu!"

Leonie stand auf, reichte ihm die Hand und sah ihm in die Augen. „Ich weiß, Sie meinen es ehrlich mit mir, allein — der Stolz und die Ehre gelten euch Männern alles!... doch nein, Sie wenigstens sind kein Egoist! Leben Sie wohl!... ach, Adolph!"

„Auf Wiedersehen, Leonie!" flüsterte er und wollte ihre Hand an seinen Mund führen, aber er sah sie wanken und nach Fassung ringend zurücksinken. Mit einem raschen Griff unterbrach er ihren Fall und sing sie mit den Armen auf. „Leonie!" stammelte er; „mein liebes theures Mädchen, sey stark; glaubst Du denn, mir schneide dieser Moment minder herb durch die Seele als Dir? Konntest Du je zweifeln an meiner Liebe, auch wenn mir das Wort nicht über die Lippen kam?... Emma, beste Emma, reden Sie ihr zu!"

Es bedurfte keines Zuredens mehr. Leonie, die eben noch beinahe mit einer Ohnmacht gerungen, hatte ihre großen sprechenden Augen zu ihm aufgeschlagen und schaute ihn mit einem Gemisch von Erstaunen, Entzücken und Unglauben an. „Adolph, ist es wahr?" lispelte sie. Aber seine Lippen ruhten schon auf ihrer Stirne, sein Auge tauchte den Blick selig in das ihrige. „Meine süße liebe Leonie! kannst Du fragen?" flüsterte er. „Würde ich es über mich gewinnen, fortzugehen, wenn ich Dich nicht liebte? Kann ich mit Deinem Vater hadern? Muß ich um Deinetwillen nicht von ihm ein Unrecht tragen?"

Das noch eben tieferschütterte Mädchen warf sich an seinen Hals und weinte Freudenthränen. „Edler, wackerer Adolph!" flüsterte sie; „wie dank' ich Ihnen! Sie nehmen mir eine Last von der Seele. O Gott, hab' ich ein solches Glück verdient?"

„Engelsherz, noch ein höheres, größeres," sagte der Assessor.

„Und nun sollen wir scheiden?"

„Nein, Leonie, noch nicht, und auch nicht für immer!" erwiderte Gehring leise. „Ich kam hieher in der Absicht, Dir das Geheimniß meiner Liebe zu verschweigen, damit Du nicht ebenfalls leiden solltest, mein süßes Mädchen; aber die Umstände haben meinen Plan vereitelt und mir mein Glück enthüllt. Es ist nun kein Geheimniß mehr, Leonie, denn was zuvor nur meine Mutter und Emil Daniels wußten, meine innige treue Neigung zu Dir, das wissen nun auch die liebe Schwester Emma und Frau Latte!"

Leonie lächelte unter Thränen; sie war so glücklich, so berauscht, daß sie keine Worte fand; erst nach einer langen Pause fragte sie schüchtern, schämig: „Und Frau Gehring? Ihre... Deine Mutter, mein Freund! was sagt sie dazu?"

„Sie billigt meine Wahl und wünscht sich und mir Glück zu einer solchen Schwiegertochter, liebe Leonie!"

Sie schmiegte sich ergluthend und mit strahlenden Augen an ihn an und er hörte und fühlte ihr Herz beklommen und laut an seinem Herzen schlagen. „Gott segne die gute, die würdige Frau!" flüsterte sie.

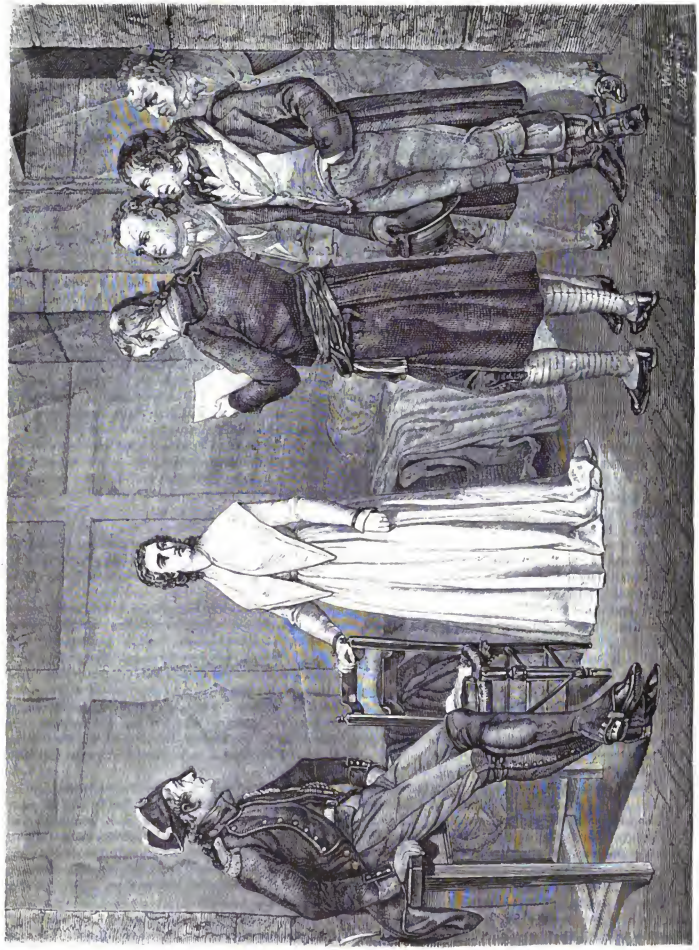
„Aber nun muß ich gehen, mein Engel! Die Pflicht gebietet es. Allein Du sollst bald mehr von mir hören. Sey mir gut, mein Goldherz! Auf Wiedersehen!" sagte er und drückte den ersten süßen seligen Kuß auf ihre Wange. „Adieu, meine theure Emma! Adieu, Frau Latte und Emil!"

Als die beiden letzteren wieder in die Putzstube traten, hing Leonie am Halse ihrer ältern Schwester, in einer gewaltigen tiefgehenden Aufregung, getheilt zwischen bräutlicher Seligkeit und banger Furcht. „Wie soll das enden, liebe Emma?" fragte sie.

„Es kann und wird nur gut und glücklich enden, mein Fräulein," gab ihr Daniels zur Antwort. „Erlauben Sie mir, Ihnen meinen herzlichen Glückwunsch darzubringen, Fräulein Hoffter, denn ich weiß seit Wochen, daß Gehring Sie treu und innig liebt. Ihr Herr Vater wird gegen einen solchen Schwiegersohn nichts einzuwenden haben, und eine Versöhnung zwischen Ihnen und Gehring ist die natürlichste und vollständigste Reparation, welche der Herr Kommerzienrath dem Assessor geben kann. Gehring braucht sich dann nicht mehr versetzen zu lassen, und die guten Kleinstädter werden sich vor Erstaunen nicht zu helfen wissen."

„Ja fürwahr, Herr Daniels hat ganz recht," rief nun auch Frau Latte seelenvergnügt. „Es kann ja gar nicht anders kommen; erlauben Sie daher auch mir, bestes Fräulein, Ihnen meinen Glückwunsch zu Ihr Heilerin und Begünstigerin dieser Partie sah. Diese Zweifel wichen sogar nicht, als Daniels weggegangen war und die beiden Schwestern, zwischen Bangen und Hoffen getheilt, die Folgen erörterten, welche die Kunde von diesem Verlöbniß von Seiten ihres Vaters haben könnte. Allein wo wäre ein Mädchen das zum ersten Male und mit ganzer voller Seele liebt, nicht voll der besten Hoffnung? und da Emma und Leonie überzeugt waren, daß wenigstens die Mutter diese Verbindung gut heißen werde und durch die neuliche ungeschickte Indiscretion des Regierungs-Präsidenten schon darauf aufmerksam gemacht worden sey, und Emma zuversichtlich hoffte, die Zärtlichkeit des Vaters werde am Ende über sein Vorurtheil und seinen Stolz siegen, so athmete auch Frau Latte wieder leichter auf und bestärkte die beiden Schwestern in ihren Hoffnungen. Und als Emma und Leonie endlich nach einigen Stunden aufbrachen, umschlang Frau Auguste die letztere mit einer wahrhaft theatralischen Geberde, drückte sie an ihr Herz und recitirte mit Pathos: „Seyen Sie getrost,

Digitized by Google



Marie Antoinette im Gefängniß.

Digitized by Google

mein theures Fräulein! auf den Himmel muß man bauen, denn der Himmel fügt das Ende!“ — Sie hatte erſt vor acht Tagen im Hagenbacher Theater „Preciosa“ geſehen.

Leonlens fieberglühende Wange und halb ſtrahlender halb thränenfeuchter Blick fielen Frau Hefftter ſogleich bei der Heimkehr ihrer Töchter auf. „Kinder, was habt ihr?“ ſtagte ſie und ſchaute auch Emma forſchend an, deren ungewöhnlichen Ernſt ſie ſich durch keinen triftigen Grund zu deuten wußte. Allmählig erfuhr ſie von einander alles, obſchon vorzugsweiſe Emma das Wort führen mußte. Eine innige mütterliche Freude verklärte auf einen Augenblick die freundlichen Züge der ſchlichten Frau. „Gott ſegne euch, Kinder,“ ſagte ſie mit Thränen der Rührung und ergriffener Stimme. „Adolph iſt mir kein Fremder, wenn er auch viele Jahre lang unſer Haus gemieden hat. Seinem Charakter und Herzen vertraue ich das Lebensglück meines Kindes ruhig an, und es iſt mir wie eine Fügung des Himmels, daß er auch zuſammengeführt hat. — Aber dennoch vermag ich mich noch nicht recht zu freuen, meine Kinder. Der Gedanke iſt ſo ſchön, daß ich kaum auf ſeine Verwirklichung hoffe. Ihr hättet lieber warten ſollen.“

„O Mutter, theure Mutter, ſprich nicht ſo!“ bat Leonie. „Sieh, es kam ſo ungeſucht, ſo unverſehens, und Adolph war ſo wahr und innig, ſo . . . ſo hingeriſſen . . . und ich . . . ich konnte mich bei dem Gedanken an die Trennung nicht mehr faſſen . . . Und nicht wahr, Emma, ich habe mir gewiß nichts vergeben?“

„Nein, Herzchen, ihr beide ſeyd ohne Schuld — es kam ſo überwältigend ſchnell, daß es ausgeſprochen war und zu Tage trat, ehe ihr euch ſelber nur deſſen bewußt wurdet!“

„Ich glaub's euch, Kinder, und begreife es,“ ſagte Frau Hefftter bewegt. „Wir wollen auch das Beſte hoffen; aber dennoch kann ich Dir noch keine tröſtlichen Ausſichten geben, liebes Kind! Ich kenne den Eigenſinn und Trotz Deines Vaters. Alles in ihm wird ſich gegen den Gedanken empören, daß er dem Mann mit dem unliebſamen Namen, dem er erſt jüngſt Unrecht gethan, eine ſolche Genugthuung geben müſſe. Und dann, Kinder,“ ſetzte ſie zögernd hinzu und ihre Stirne umwölkte ſich in ernſter Sorge; „dann kommt noch etwas anderes hinzu. Der Vater . . .“

„Wird zürnen, wenn er von Anderen zuerſt erfährt, was vorgefallen, nicht wahr, liebe Mutter?“ fiel Emma der Zögernden in's Wort. „Und wir dürfen doch nicht davon reden, bevor Gehring ſich nicht deutlich ausgeſprochen hat. Und doch kann es nicht mehr verborgen bleiben, ſeit ſo viele es wiſſen, denn wenn ich auch zu Herrn Dauels' Discretion alles Vertrauen habe, ſo fürcht' ich doch, daß Frau Latte trotz all ihrer Herzensgüte nicht ſchweigen kann.“

„Allerdings, liebe Emma, allerdings! Und Papa wird um ſo erboſter ſeyn, als er ohne Zweifel vorerſt gegen Spahlenberg ausgeſprochen hat, daß er deſſen Bewerbung billige,“ erwiderte Frau Hefftter. „Aber das alles ſchlag' ich gering an, Kinder. Es iſt eine andre wichtigere Sache, die ihr doch endlich einmal erfahren müßt und die — o Gott, die Junge einer Mutter ſträubt ſich, ihren Kindern ſolch eine bittere Wahrheit zu verkündigen . . .“

„Rede doch, liebe Mama! was iſt es?“ bat Emma.

„Kinder, ihr ahnt vielleicht nicht, daß euer Papa nicht mehr ſo reich iſt, wie ihr wähnet, — daß ihm vielleicht ein großes Unglück, vielleicht — was Gott verhüte! — ein Bankerott bevorſteht!“

„Mutter, theure Mutter!“ rief Leonie und fiel ihr um den Hals; „das verhüte Gott! — nicht um unſertwillen, ſondern Deinetwegen und wegen des Vaters!“

„O, ich kann es ertragen, meine Kinder, denn ich ſtehe ja ſchon auf der Schattenſeite des Lebens, und das tägliche Brod wird der barmherzige Vater im Himmel mir auch noch reichen, ſo lange er mir das Daſeyn friſtet. Aber ihr, meine Kinder! ihr, die ihr in dem Glauben aufgewachſen, daß eure Eltern wohlhabend ſeyen!“

„Sorge nicht um mich, Herzens-Mütterchen!“ ſprach Emma mit ſanfter ſtiller Ergebung; „ich habe ſeit Jahren immer eine Ahnung davon gehabt, daß es einmal ſo kommen könnte. Die Auftritte zwiſchen dem Vater und Guſtav, dann die plötzliche Abreiſe des Bruders, ſein geheimer Briefwechſel mit Dir, liebe Mutter, — Dein eigener ſtiller Kummer und Deine ſchene zurückgezogene Weiſe, die heimlichen Thränen und die Sorgen die Du in Dich hineinaßeſt — das alles hat mich längſt mit einem bangen Vorgefühl erfüllt, daß es einmal ſo kommen werde. Ich habe mich daher bei Zeiten mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß ich mein Brod ſelber verdienen müſſe, und die ſchwere Stunde findet mich vorbereitet. Aber die arme, gute Leonie . . . ſie bauert mich am meiſten, denn ihr durfte ich ja keinen Wink geben, um ihr den heitern harmloſen Frohſinn ihrer Jugend nicht zu trüben. Dich, armes Kind, wird der Schlag am härteſten treffen!“

„Und warum mich, Schweſter?“ fragte Leonie überraſcht und in ihren angſterfüllten Augen blitzte etwas wie Entrüſtung darüber, daß man von ihrem Muthe ſo klein denke.

„Weil . . . Du lieber Himmel, Mama, ſollen wir denn nicht lieber die volle Wahrheit ſagen?“ rief Emma.

„Nein, lieber nicht, mein Herzchen! noch iſt es ja nicht ſoweit und ich ſprach nur von einer Möglichkeit, nicht von einer Thatſache!“

„Liebe beſte Mutter, ich bin kein Kind mehr,“ ſagte Leonie energiſch und die Thränen verſchwanden aus ihren Augen, die nun recht keck und entſchloſſen drein ſchauten. „Du und Emma, ihr dürft mir nichts mehr vorenthalten und verhehlen. Ich kenne meine gute treue Mutter allzu genau, um nicht zu wiſſen, daß Du nicht von einer ſolchen Möglichkeit geſprochen hätteſt, wenn ſie nicht bereits eine halbe Thatſache wäre, wenn Dir nicht unwillkürlich der Mund von dem Kummer übergienge, der Dein Gemüth erfüllt. Alſo rund heraus, liebſte Mama, warum ſoll ich nicht das Recht haben, eure Sorgen mit euch Anderen tragen zu dürfen? Was ſoll mir bei dem Unglück des Vaters ſo beſonders Schweres drohen?“

Frau Hefftter drückte ihre jüngere Tochter mit inbrünſtiger Zärtlichkeit an's Herz und ſagte: „Liebe Seele, begreift Du denn nicht, daß der Vater vielleicht nicht mehr im Stande iſt, Dir eine Mitgift zu geben? Daß Adolph Gehring, wenn er die wahren Verhältniſſe Deines Vaters erfährt, vielleicht zurücktritt . . .“

„Du denkſt zu gering von ihm, liebe Mutter!“ wandte Leonie lebhaft ein. „Adolph iſt zu edel zu einer ſolchen ſelbſtſüchtigen Anſchauung. Er wird im Gegentheil uns eine weſentliche Stütze in dieſen Zeiten ſeyn.“

„Gott gebe, mein Herzchen, aber der Aſſeſſor iſt ein Mann von Selbſtgefühl; wer weiß, ob ihm Standesräckſichten nicht verbieten würden, ſich mit der Tochter eines inſolventen Kaufmanns zu verbinden?“

„Ch, dieſe Welt mit ihrem Mammons-Maßſtabe!“ ſagte Leonie ſchmerzlich und unwillkürlich traten ihr wieder Thränen in's Auge. „Sollte Adolph wirklich ſo handeln können? Nein, nein, und wieder nein! ich kann es nicht glauben. Ich fühle es an meinem eigenen Empfinden für ihn, daß er es nicht kann. — Aber Du redeſt es mir nicht aus, liebe Mama! Du haſt kein Wort des Troſtes für mich, und Du kennſt die Menſchen beſſer! O welch ein herber Wetterſchlag für meine jungen Hoffnungen!“

„Ich kann Dir keine Illuſionen laſſen, aus denen Du nur mit Entſetzen erwachen würdeſt, liebe Leonie,“ ſagte Frau Hefftter. „Man muß immer wahr und klar ſeyn gegen ſich und Andere, wenn man ſich ein ruhiges Gewiſſen erhalten will. Ich will ja nicht Adolphs Charakter herunterſetzen, liebes Kind, ſondern Dir nur die Nothwendigkeit predigen, keine Hoffnungen auf Liebe und Ehre zu ſetzen, bevor wir nicht Adolph Gehring über unſere wahre Lage aufgeklärt haben. Dieß erſt muß entſcheiden, wie Du zu ihm ſtehſt.“

Leonie war in einen Stuhl am Fenſter geſunken, hatte die Stirn auf den Sims gelegt und ſich einem tiefen Grübeln überlaſſen. Mutter und Schweſter ließen ſie gewähren, denn der Kampf in ihrer Seele mußte ſich in aller Stille ausringen. Frau Hefftter ging ihren häuslichen Geſchäften nach, und Emma hatte Hut und Mantille abgelegt und ſich leiſe zu ihrer

Digitized by Google

Nadelarbeit gesetzt. Eine lange Zeit verging; dann stand Leonie auf, setzte sich neben die Schwester und lehnte ihr thränenfeuchtes Gesicht an Emma's Schulter.

„Emma," hub sie an und ihre Stimme klang gefaßter, „falls die Beürchtungen der lieben Mutter in Erfüllung gehen, falls es mit uns zum Aeußersten kommt, hast Du . . . hast Du dann schon einen Lebensplan?"

Emma blickte auf und sagte ruhig: „Ja, meine Liebe, ich habe mir etwas ausgedacht."

„Gouvernante? Lehrerin?"

„Nein, Herzchen, dazu traute ich mir weder Muth noch Geschicklichkeit und Kenntnisse zu," sagte Emma. „Und dann würde uns dieß ja von den Eltern trennen, die unser dann mehr bedürfen werden als je, denn wer soll sie trösten und verpflegen und mit der Härte des Geschicks aussöhnen? Wir müssen bei ihnen bleiben, mit ihnen zusammenwohnen, sie liebreich hegen und pflegen und so viel verdienen, als zum täglichen Brod hinreicht."

„Ganz richtig, aber womit erwerben wir uns und ihnen den Unterhalt?" fragte Leonie erwartungsvoll.

„Durch stille demüthige Arbeit, Schwester, die ich ganz auf mich nehmen will," erwiderte Emma. „Ich habe mir schon ein Plänchen ausgedacht. Als ich in Frankfurt in Pension war, holt' ich mir meinen kleinen Bedarf an Stickwolle und solchen Dingen in einem bescheidenen Lädchen, das zwei alten Frauenzimmern gehörte, die offenbar einst bessere Tage gesehen hatten. Ich habe gehört, sie seyen Töchter eines einst angesehenen Mannes gewesen, der dem Bahnsinn verfallen, und haben Jahre lang mit dem Ertrag ihrer Arbeit, angefangener Stickereien und Strauminmuster, und ihres kleinen Ladens des unglücklichen Vaters Unterhalt und ihr eigenes Auskommen bestritten. Der Segen des Himmels lag auf ihrem anspruchslosen Verkehr, und man kaufte gerne von den artigen feinen Frauenzimmern. — Siehst Du, Leonie," fuhr sie zögernd fort und ihre Stimme bebte unwillkürlich, — „wenn es mit Papa . . . mit Papa und uns wirklich zum Aeußersten kommt, dann steht es bei mir fest beschlossen, in die Residenz zu ziehen und mit den Ersparnissen von meinem Taschengeld ein ähnliches Geschäft zu errichten und . . . für euch alle zu sorgen!"

„Und Du lässest mich dann daran Antheil nehmen und Dir hilfreich zur Seite stehen, Emma, nicht wahr?" flüsterte Leonie mit einem Hoffnungsstrahl in Aug' und Antlitz.

„Du wirst ja Adolph heirathen, Kind! . . ."

„Niemals," erwiderte Leonie fest. „Glaubst Du denn, Schwester, ich könnte Vater und Mutter verlassen, wenn sie in Noth sind und unser bedürfen? Hältst Du mich für so selbstsüchtig, daß ich an mein eigenes Behagen denken könnte, so lange sie heimathlos sind? Wäre es nicht feig und unehrlich, an Heirath denken zu wollen, wenn ich dem Manne, den ich liebe und achte, nur Schande und Armuth zubringe? — Nein, da müßt' ich mich wahrlich mehr lieben als ihn, und das ist nicht der Fall . . . Es ist verwunden, Emma! Ich danke der guten treuen Mutter, daß sie mir noch rechtzeitig die Augen geöffnet hat. Und nun genug davon, meine Liebe!"

Emma blickte die Schwester erstaunt und bewundernd an, und schwieg eine Weile; dann aber küßte sie sie innig und sagte: „der Himmel wird Dir's lohnen, meine Gute! Dein Herz ist gut; aber wird es auch stark genug seyn, um Adolphs Bitten zu widerstehen, wenn er darauf beharrt, Dich heimzuführen trotz alledem?"

„Ich werde stark seyn und mit ihm sprechen: die Pflicht gebietet es, die Pflicht ist das Höchste, Unwiderruflichste, Emma. Und dieses Bewußtseyn wird mir Kraft geben, auch das zu ertragen, was," setzte sie mit einem tiefen Seufzer hinzu, — „mir jetzt schon nicht leicht erscheint. Ich werde den Frieden meiner Seele nicht um einen Wahn von Liebe verkaufen. Er muß mich achten, wenn ich ihm entsage, und . . . wir können ja noch hoffen!" Sie verließ langsam das Zimmer, um sich an den Busen der Mutter zu werfen und dieser ihren Entschluß kund zu thun.

15.

Herr Hefftter hatte die mit fieberischer Spannung erwartete Antwort auf seinen Brief an Onkel Wagner erhalten. Da saß er in seinem Comptoir und starrte in das glatte glänzende Blatt hinein und wußte sich vor Aufregung nicht zu fassen, denn er sah sich in seinen Erwartungen getäuscht. Der Brief, von der geläufigen kaufmännischen Hand von Delffs geschrieben, lautete kurz und bündig:

„Geehrter Herr Hefftter!

„In höflicher Erwiderung Ihres Werthen vom 9. d. M. habe ich den angenehmen Auftrag von Seiten meines Prinzipals, des Herrn Gottlieb Wagner, Ihnen Nachstehendes zu vermelden: Herr Wagner hat mit Bedauern vernommen, welcher bedrohlichen Lage Ihr Etablissement durch die herrschende Krisis verfallen ist, und zunächst Ihren Herrn Sohn Gustav das betreffende Schreiben mitgetheilt mit dem Auftrag, selbiges zu beantworten. Herr Wagner ist vorerst noch wenig geneigt, in irgend welcher Weise etwas für Sie zu thun, da die Hülfe, welche Sie von ihm heischen, für die gegenwärtigen Zeitläufte eine exorbitant hohe ist. Da mein verehrter Prinzipal aber nicht verkennt, daß irgend etwas geschehen muß, um Ihr Etablissement über Wasser zu erhalten, und er Ihren Angehörigen wohl will, so würde es sich zunächst um den Nachweis handeln, ob mittelst des gewünschten Kapitals auch sichere Hülfe geleistet werden kann oder nicht. Herr Wagner macht daher jede weitere Erklärung in der fraglichen Sache von dem Ergebnis eines genauen Status abhängig, dessen Einsendung er entgegen sieht. Ueber den Plan der zu gründenden Aktien-Unternehmung und dessen Ausführbarkeit zu urtheilen, ist mein Herr Prinzipal außer Stande, daher auch fest entschlossen, denselben in keiner Weise zu fördern, sondern bestimmt zu erklären, daß weder sein eigener Name noch die Firma Hendrik Haring und Söhne je mit demselben in Verbindung gebracht werden darf. Es dürfte daher zunächst von der Einsichtnahme Ihres wirklichen Status abhängen, in wie weit Herr Wagner etwas für Sie thun kann, und sieht derselbe daher Ihren gefälligen eingehenden Mittheilungen darüber entgegen.

Hochachtungsvoll

pr. Hendrik Haring en Joonen

Johannes Delffs."

Der Kommerzienrath griff an das Herz, das ihm in diesem Augenblick zerspringen wollte. „Er lehnt nicht ab, er sagt nicht zu," murmelte er; „er läßt mich zwischen Himmel und Erde hängen. Der alte Geizhals! und ich schrieb ihm so beweglich, so dringend, so zuversichtlich; ich bat ihn so inständig um Discretion, und er läßt den Jungen rufen und theilt ihm den Brief mit. Ha, diese bittere Demüthigung, den eigenen Sohn zum Richter über mich selbst aufzuwerfen, mich vor ihm hinzustellen als den Verzweifelnden, der keinen Ausweg mehr weiß und nur noch auf ihn hofft! Das ertrag' ich nicht!" Er griff mit beiden Händen an die glühende Stirn und rannte im Zimmer auf und nieder. Die heißen Augen fanden keine Thräne mehr und das Herz war so gepreßt und schwer, daß ihm das Athmen beschwerlich fiel. Er öffnete eine Schublade seines Pults, holte ein Blatt Papier mit einer langen Reihe von Zahlen heraus und stierte es gedankenlos an.

„Ob ich ihm meinen Status einsende?" murmelte er; „wird er mir helfen, kann die Summe noch hinreichen, wenn Spahlenberg, was Gott verhüte, seinen Accepten nicht gerecht wird? Noch zwanzig Tage, und der Hammer fällt, um . . . um mich zu zerschmettern! Dann der Hohn, die Vorwürfe, die Anklagen, das Geschrei der Menge, die Verzweiflung der Meinigen . . . oh, es ist furchtbar, gräßlich!"

Er ging wieder im Zimmer auf und nieder und griff sich an das schwere schmerzende Haupt. „Und keinen Vertrauten, keine einzige mitfühlende Brust!" fuhr er fort. „Soll ich mich diesem Daniels anvertrauen, dessen dunkle Augen immer wie mit lauerndem argwöhnischem Blick auf mich geheftet sind? Soll ich ihm sagen, was ich sogar Beutinger ver-

Digitized by Google

hohlte? — Oh dieser Satan von Beuttinger! dieser eigensinnige, elende, alte Schurke! Ich durchschaue ihn nun deutlich, wie er mich durchschaute — er trieb mich absichtlich zum Aeußersten, damit er über mich triumphiren könne, damit er Recht behalte mir gegenüber. Oh ich könnte ihn erwürgen, daß er wirklich Recht behalten soll. Ich hasse mich selbst, daß ich an jenem Abend, wo ich mit der neuen Equipage kam und von ihm Geld dazu verlangte, mich zu dem fatalen Bruche hinreissen ließ, daß ich noch in den nächsten Tagen thöricht genug war, ihm Wechsel auf die ganze Summe zu geben; ich könnte mich selbst verabscheuen, daß ich ihm Gelegenheit bot mir eine derartige Fußangel zu legen! ..." Er knirschte mit den Zähnen, aber es brachte ihm keinen Trost. Da fiel sein Blick auf ein blank gehaltenes eingelegtes Kästchen von Pallisanderholz, das auf dem Schranke hinter ihm stand, und er nahm es herab und öffnete es. Zwei wunderschöne Scheibenpistolen lagen darin, Meisterstücke von Büchsenmacher-Arbeit. Er nahm eine derselben heraus und prüfte das wohlgeölte Schloß: der aufgezogene Hahn fiel mit einem beinahe unhörbaren Klicken in seine beiden Rasten. „Das würde am schnellsten helfen!" murmelte er und lenkte die Mündung der Pistole nach seiner linken Brust; „ein Druck, ein Knall und alles wäre vorüber — die Rechnung des Lebens quittirt! Aber ... dazu ist noch im letzten Augenblicke Zeit, wenn keine andre Hülfe mehr verschlägt!" und seine bebende Hand ließ die schöne Waffe sinken und erbleichend, erschrocken drehte er sich um, denn er hatte hinter sich eine Thüre gehen hören und stand — seiner Gattin gegenüber, die ihn mit entsetzten Blicken maß.

„Manuel! um Gott, was sinnst Du?" rief sie erschrocken und die Worte schienen ihr in der Kehle stecken zu bleiben. Ihre Züge waren starr vor Schrecken.

Herr Hefftter lächelte verlegen wie ein Knabe der auf einer bösen That ertappt worden ist. „Was hast Du, Louise?" fragte er mit stockendem Athem. „Ich glaube gar, Du wähnst, ich wolle .... ha, eine thörichte Idee. Ich habe 'mal wieder meine Pistolen nachgesehen, denn wir wollen heute Abend draußen in der Erlau ein kleines Scheibenschießen veranstalten .... das ist Alles!"

„O Manuel, Gott verzeihe Dir diese Nothlüge, aber Du täuschest mich nicht! Deine Miene ist nicht die eines Menschen, der auf ein Vergnügen denkt, und Deine bebende Hand ist nicht geeignet zum Preisschiessen," sagte Frau Hefftter. „Ich habe Dich genau beobachtet, Manuel; Du warst in den letzten acht Tagen in einer Unruhe und Spannung, wie ich Dich nie zuvor gesehen, und Deine Bemühung, mir dieß zu verhehlen, half Dir nichts — ich sah nur allzugut, daß Deine geheime Angst Dir keine Minute Ruhe ließ. „Ich habe versucht, Dein Vertrauen zu gewinnen, aber Du wichst mir noch gestissentlicher aus wie früher, und doch spüre ich deutlich, daß wir alle auf der Schwelle eines großen Unglücks stehen — mir ist zu Muthe, als stände ich auf ganz dünnem Eise über einem furchtbar tiefen Wasser und fühlte schon das Knirschen und Krachen dieses Eises unter mir!"

„Ruhlose Weiberfurcht! so weit ist es noch nicht, wenigstens nicht, wenn Deine Verwandten nur einigermaßen nachsichtig sind, Louise," sprach er und verschloß hastig sein Pistolenkästchen. „Daß diese Zustände sehr ernst sind, zumal für einen Mann in meiner Lage, mit einem solch ausgedehnten Etablissement, das hab' ich ja noch nie geleugnet. Allein so trostlos wie Du sie vermuthest, sind meine Verhältnisse noch nicht. — Was führt Dich jedoch hieher, Louise?"

Frau Hefftter nahm aus ihrer Hausschürze einen Brief, schaute ihren Gatten fest in's Auge und sagte: „Ich habe vor einer Stunde einen Brief von Gustav erhalten, dem hier ein kleines Billet an Dich beiliegt, das er mich Dir zu übergeben bittet. Gustav ist in Sorge um uns ..."

„Aha! also daher weht der Wind?" rief Hefftter unwirsch; „der Junge ahnt schon meinen Ruin, nicht wahr, und triumphirt, daß er Recht behalte und ihn immer vorausgesagt habe?"

Frau Hefftter warf ihm einen Blick wehmüthigen Vorwurfs aus ihren dunklen Augen zu. „Mit nichten, Manuel, das ist nicht Gustavs Art und Weise," erwiderte sie. Unser Sohn bittet mich, gefaßt und stark zu seyn und das Beste zu hoffen, denn er sey erbötig, Allem aufzubieten was er thun könne, um den Onkel Gottlieb zu bestimmen, daß er Dir helfe, und verlangt nur von mir, daß ich in Dich dringe, ihm die Wahrheit in ihrem vollen Umfang zu melden, da nur in diesem Fall der Oheim bewogen werden könne, seine Hülfe eintreten zu lassen."

„Sehr gütig von dem alten Herrn, — dasselbe läßt er mir durch seinen Korrespondenten melden," erwiderte Hefftter mit bitterer Ironie. „Und sonst schreibt Gustav wirklich nichts, Louise?"

„Doch, doch — er schreibt noch vieles und Du sollst es selber lesen, damit Du wenigstens einsehist wie sehr Gustav von Dem abweicht, was er nach Deiner Ansicht ist. Aber willst Du nicht diesen Brief an Dich selbst zuerst lesen?"

„Gib her!" Er versuchte durch eine gewisse Barschheit die Befangenheit zu maskiren, die er noch nicht verwinden konnte, warf sich wieder in seinen Lehnstuhl und erbrach den Brief. Gustav schrieb:

„Lieber bester Vater! Die Antwort des Großonkels Wagner auf Ihre Zuschrift wird Ihnen ohne Zweifel mitgetheilt haben, auf welche Weise mir eine Rolle in diesen Verhandlungen zugetheilt worden ist. Ich kann Sie nur versichern, daß ich aufrichtig und eifrig bemüht seyn werde, Ihre Interessen beim Großonkel Wagner energisch zu vertreten; allein der Erfolg ist noch keineswegs zu garantiren. Der alte Herr ist sehr vorsichtig und sehr wenig geneigt, sich von seinem Geld zu trennen. Er stellt als Vorfrage seiner Hülfeleistung die Bedingung auf, daß er die volle Wahrheit über Ihre Lage erfahre, damit er gewiß sey, ob Ihnen auch noch wirklich geholfen werden könne. Ich bitte Sie daher so dringend wie inständig, Onkel Gottlieb offen und redlich Ihren ganzen Status mitzutheilen und hiedurch ihm zu beweisen, daß Sie ihm unbedingt vertrauen. Der Mensch denkt und Gott lenkt, und wenn es daher auch nicht der Wille des Himmels seyn sollte, daß Sie die benöthigte Hülfe von Onkel Gottlieb bekommen werden, so will ich mich jedenfalls hier am Platze bemühen, anderweitig Hülfe zu schaffen und mein Bischen Kredit und Geltung aufzubieten. Bitterer als je beklage ich jetzt, daß ich nicht bei Ihnen seyn und Ihnen unter diesen schwierigen Verhältnissen als Stütze zur Seite stehen kann, aber obschon mich augenblicklich noch meine eigenen Interessen hier zurückhalten, so bedarf es nur eines einzigen Rufes von Ihnen, lieber Vater, und ich realisire, wenn auch mit Opfern, mein Bischen Vermögen und eile zu Ihnen. Vergessen und vergeben Sie daher, lieber Vater, was in vergangenen Tagen vorgefallen, und gönnen Sie mir dass Vertrauen und jene Aufrichtigkeit, worauf ich als der Sohn des Hauses, als die künftige Stütze der Familie, Anspruch habe. Sie mögen versichert seyn, daß ich mit ganzer Seele mich bemühen werde, meinen Theil an Ihren Sorgen und Mühen redlich zu tragen und aus allen meinen Kräften die Beseitigung aller Schwierigkeiten anzustreben. Stossen Sie mein Anerbieten nicht zurück, bester Vater; in Zeiten wie die jetzigen tragen ja vier Schultern eine solche Last leichter als zwei, und räumen Sie mir das Vorrecht ein, nach dem Wunsche des Großonkels die Vermittelung zwischen Ihnen und ihm zu übernehmen. Wie sehr Sie auch vielleicht Grund hatten, mir wegen meines Widerspruchsgeistes ehedem zu zürnen, so bin ich mir doch bewußt, Ihnen nie Veranlassung gegeben zu haben, an meinem Charakter und Fleiß, an meinen Grundsätzen und meiner kindlichen Pietät zu zweifeln.

„Mit herzlicher Liebe Ihr gehorsamer Sohn
Gustav."

„Nun?" fragte Frau Hefftter, welche bisher mit Spannung den Eindruck beobachtet hatte, welchen der Brief des Sohns auf den Vater machen würde, und die mit Bedauern wahrgenommen, wie ihr Gatte sich in jene Ironie hüllte, womit er gewöhnlich alle tiefer gehenden Affekte vor fremden Augen verhüllte.

„Ist Gustav nicht wirklich ein guter Sohn? Leuchtet Dir sein Vorschlag nicht ein? Soll er nicht zurückkommen?"

„Der Junge hat allerdings den guten Willen, seine Schuldigkeit zu

Digitized by Google

thum, Louise," erwiderte der Kommerzienrath; „aber er leidet noch an derselben Selbstüberhebung wie vordem. Der Kurzsichtige! was soll er hier thun? Seines Raths, seiner Hülfe kann ich entbehren, und mit den paar Hundert oder paar Tausend Gulden, die er sich etwan erspart haben mag, ist mir nicht gedoſsen. Was mir noth thut, ist Geld, viel Geld, oder ein ausgedehnter Kredit; und so wie die Sachen nun stehen, ist er mir in Holland weit nützlicher, seu es um Deinen Onkel Gottlieb zu einer Hülfe zu bewegen, seu es um . . . . mir in einer andern Weise zu helfen," setzte er stockend hinzu, und auf seinem noch soeben ernsten und entmuthigten Gesicht blitzte ein flüchtiger Strahl wilder Freude auf. Aber er wandte sich rasch von seiner Gattin ab und zum Fenster, um dieser die plötzliche Regung zu verbergen. „Hm, dieser Einfall ist Goldes werth!" murmelte er leise vor sich hin, während er an die Scheiben trommelte; „Gustav kann es mir nicht abschlagen; er muß sich dadurch meine Verzeihung erkaufen."

„Lies nun auch den Brief Gustavs an mich, Manuel, damit Du von Deinem Vorurtheil gegen ihn zurückkommst;" bat Frau Louise und reichte ihm das Papier; er entfaltete es, setzte sich in die Fensternische und schien zu lesen, aber seine Augen sahen eigentlich nichts von den Schriftzügen seines Sohnes: er verarbeitete in sich jene Idee, welche ihm vorhin so gelegen durch den Kopf geschossen war. Frau Hefter dagegen brachte einige Ordnung in die verschiedenen Papiere, Muster, Dessins, Baumwollen- und Twist-Proben, welche auf dem Pult und dem Nebentische herumlagen.

„Manuel, da ist jemand, der zu Dir will," sagte sie endlich und deutete auf einen halbwüchsigen barfüßigen Jungen, welcher verlegen eingetreten war und Herrn Hefter zu sprechen verlangt hatte. Der Fabrikherr fuhr zusammen und wandte sich um. „Was willst Du, Junge?" fragte er barsch. Der Knabe erblaßte, stammelte verlegen, er solle dem Herrn Kommerzienrath selber etwas übergeben, und holte auf dessen ungeduldiges Drängen einen geschäftsmäßigen Brief heraus. „Ich soll auf eine Antwort warten," stotterte er. Frau Hefter war es nicht entgangen, daß ihr Gatte unwillkürlich zusammenfuhr, als er einen Blick auf die Adresse des Briefes warf; doch hatte er noch soviel Geistesgegenwart, schnell hinzuzusetzen: „Aha, von ihm? Er ist also hier? Schon gut, mein Junge!" und er reichte ihm ein Stück Scheidemünze. „Du kannst gehen."

Der Knabe aber blieb verlegen stehen und sagte: „Ich sollte warten bis der Herr gelesen hätte, und ich Bescheid belame."

„So erbrich doch den Brief, der andere enklauſt Dir ja nicht, Manuel," sprach Frau Louise scheinbar gleichmüthig. Hefter erbrach das Couvert, und sah daß es ein Blatt glatten parfümirten Rosapapiers enthielt; er zögerte einen Moment, ob er das Blatt herauszichen solle, dann aber bemühte er sich mit großer Selbstbeherrschung, es auf der Enveloppe zu nehmen und zu entfalten, und ward betreten. Mit einem scheuen Blick auf Frau Louise, die mit dem Fledermisch die Papiere abstäubte, las er die paar Zeilen und sagte dann mit etwas barschem Tone: „Geh, Junge! mein Komplument an den Herrn und ich werde in einer halben Stunde kommen! — na, hast Du verstanden?"

„Oja, Herr, aber . . ."

„Nun, was weiter?"

„Es war ja eine Frau, die mich hergeschickt, kein Herr — soll ich ihr auch sagen? . . ."

„Ah, seine Frau also? Der Mann bringt also gleich Familie mit?" rief der Kommerzienrath.

„Nein, die Frau war ganz allein und sehr vornehm gekleidet," stammelte der Knabe immer verlegener werdend; „sie versprach mir einen halben Gulden wenn ich Antwort . . ."

„Geh, Dummkopf, und sag' ihr, daß ich mir erlauben werde, ihren Mann sogleich zu besuchen, — hörst Du, ihren Mann sogleich zu besuchen! Und nun packe Dich!"

Als der Knabe zur Thüre hinausgehuscht war und der Kommerzienrath sich umdrehte, sah er die großen dunklen Augen seiner Gattin mit forschendem Ernste auf sich gerichtet. Sie schwieg, aber eben dieses Schweigen war beredt genug. „Ein Brief von einem Manne, den ich engagiren soll, Louise," sagte er stotternd und versuchte seiner Befangenheit Herr zu werden. „Ein Elsässer, der vordem als Koloriſt in einer Fabrik in Mühlhausen war und sich an mich gewandt hat. Ich habe Dir ja wohl schon von ihm erzählt, — oder nicht? Genug, dem Mann scheint die Korrespondenz zu schleppend geworden zu sein, und er ist nun selber hier . . ."

„Und der Mann kann nicht persönlich zu Dir kommen?" fragte Frau Hefter einfach aber mit unerbittlicher Logik.

„Hm, allerdings, das würde sich eigentlich geziemen . . . aber solche Leute sind oft tintisch," sagte er verlegen; „und vielleicht will er absichtlich mich nicht aufsuchen, meiner eigenen Leute wegen. Hier, meine Liebe, nimm Gustavs Brief wieder; ich will ihn heute Abend mit größerer Muße lesen." Er nahm eine Enveloppe vom Fenstersims, steckte den Brief seines Sohnes an die Mutter hinein und gab ihn Frau Louisen, welche ihn ernst und prüfend betrachtete; dann steckte er das rosenfarbene duftende Bettelblatt in die andre Enveloppe, verschloß seinen Pult und sagte: „Es ist wohl das Beste, ich sehe sogleich nach dem Fremden. Adieu, Louise!"

Frau Hefter flüsterte ein leises Guten Tag, und ging hinaus, den Corridor entlang nach dem Vorderhause. Als sie die Treppe hinaufsteigen wollte, berührten ihre Finger zufällig ein rauhes Stück Siegellack auf dem Brief, den sie in der Hand hielt, und sie erhob erschrocken den Brief näher zum Gesicht. Gustav's Briefe waren ja sonst nie gesiegelt. Das Briefcouvert roch nach Patchouli und trug auf dem überklappenden Flügel der Rückseite ein großes Sigill von seinem parfümirtem Siegellack, einen Genius in lauschender Haltung mit einer Lampe darstellend, und darunter die Umschrift: „J'attends" (ich harre). „Was ist das?" entfuhr ihr unwillkürlich, denn dies war nicht Gustavs einfaches kaufmännisches Briefcouvert; sie wandte daſselbe um und bebte zusammen. „Barmherziger Gott, diese Handschrift. Diese selbe Hand, wie auf den anonymen Briefen!" stammelte sie beinahe tonlos, und die Kniee wankten ihr, dunkle Schleier wogten vor ihren Augen, ihr Kopf schwindelte. „Wie soll ich mir dies deuten?" — Sie zog das zusammengefaltete Papier heraus, aber es waren Gustav's klare, schöne, gleichmäßige Schriftzüge, — der Kommerzienrath hatte in der Eile nur die beiden Enveloppen verwechselt. Aber von wem war der andre Brief auf duftigem Rosavelin? Manuel hatte sie ohne allen Zweifel wieder einmal belogen.

Mit krampfhaft gepreßtem Herzen wankte sie die Treppe hinan und verschloß sich in ihr Schlafzimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Snewitchen.

Eine einfache Geschichte von Franz von Elling.

(Fortsetzung von S. 270.)

2.

Es war Morgen. Hermann war frühe erwacht, denn die Ereignisse des Abends hatten ihn erst spät einen unruhigen Schlaf finden lassen, der Gedanke an die Wichtigkeit des Tages, der vor ihm lag, ihn schon vor dem Morgengrauen wieder erweckt. Er war aufgestanden und hatte seine Blumen im Garten begossen, den Sägemüller und einige seiner schwereren Patienten besucht, denn auf dem Lande ist man schon mit dem ersten Hahnenschrei munter, zumal in der Ernte. Er war an dem Predigerhause vorübergegangen

Digitized by Google

und hatte suchende Blicke nach dem Mädchen seiner Liebe hinausgeworfen, ohne jedoch Zeichens liebe Züge hinter den Scheiben zu sehen. Jetzt war er von seinen ersten Gängen heimgekehrt und trat in das kleine Speisezimmerchen, wo ihn sonst gewöhnlich das Frühstück erwartete. Auch heute stand es schon auf dem Tische und Bertha saß schon am Fensterchen, mit ihrer Nadelarbeit beschäftigt; aber sie wußte ihm bei seinem Eintreten mit einem besorgten „Bst! Bst!“ Stille zu und deutete auf den Korb, den sie herumgetragen, und worin das liebliche Kind noch immer schlummerte. Hermann trat sogleich hinzu und betrachtete in tiefer Rührung aber doch mit einer stillen Freude den schlafenden kleinen Engel; Bertha folgte ihm, legte ihre Hand auf seine Schulter und sagte leise: „Denke Dir, Bruder, das liebe Kind ist die ganze Nacht auch nicht ein einziges Mal erwacht. Das ist doch recht fromm von dem Kleinen.“

„Aber leinesweges befremdlich, liebe Bertha! die unmenschliche Person, die das Kind ausgesetzt, hat ihm muthmaßlich einen Schlaftrunk gegeben, ehe sie es von Hause fortbrachte,“ sagte er, kniete an der Wiege nieder, ergriff eines der Händchen und befühlte den Puls. „Ja wohl, der Puls geht langsam und voll; das arme Kind hat ein Narcoticum bekommen. Hast Du keine Saugflasche, liebe Schwester? Flöße dem Kinde etwas Kaffee mit Milch ein, damit es erwache und gib ihm hernach Milch, soviel als es trinken will. Das verlassene Würmchen hat wohl lange gehungert und im Freien zugebracht, und bedarf nun Nahrung?“

„Ich will Sannchen sogleich nach der Saugflasche schicken, Bruder,“ entgegnete Bertha. „Siehe, Hermann, ich freue mich wie ein Kind auf den Augenblick, wo das Kind erwacht und wir seine Stimme hören und seine schönen großen Augen sehen. Es hat so wunderschöne himmelblaue Augen. Und es kann sicher schon sprechen, nicht wahr, Bruder, denn es ist doch mindestens achtzehn Monate alt. Siehe nur die niedlichen feinen weißen Zähnchen hinter den rosenrothen Lippen.“

„Und das feine, glänzend weißblonde Haar mit den natürlichen Ringeln,“ setzte Hermann hinzu. „Ich bin nur begierig, ob es schon seinen Namen kennt und wie es heißt! Und wenn es schon deutlich sprechen kann,“ fuhr der Doktor fort, „so vermag der Dialekt, der sich in dem Geplauder verräth, uns vielleicht einen Aufschluß zu geben, aus welcher Gegend es stammt.“

„Hermann, versprich mir nur Eins,“ sagte Bertha; „treibe die Nachforschungen nicht allzu eifrig, damit wir das Kind nicht verlieren, denn jedenfalls ist die arme Kleine nicht das leibliche Kind Derer, welche sie ausgesetzt hat. Ich kann es nun einmal nicht glauben, daß eine Mutter so unnatürlich seyn sollte, ihr eigen Kind auszusetzen — das ist ja der Inbegriff von Liebelosigkeit!“

„Nicht so fast als Du meinst, liebe Bertha,“ erwiderte Hermann mit gedankenvollem Kopfschütteln. „Oft ist es nur ein Uebermaß von Mutterliebe, welche sich im eigenen Schmerze und um der Zukunft des Kindes willen des Lieblings entledigt, um ihm eine Heimath zu verschaffen, ihm Hunger und Elend zu ersparen. Eine Pflegmutter oder Kinderdiebin kann es nicht wagen, ein Kind auszusetzen. Bedenke doch, daß sie beobachtet wird, daß sie befürchten muß, man werde sie früher oder später zur Rechenschaft ziehen oder ihr den Pflegling wieder abverlangen. Nein, liebe Schwester, mich dünkt, die Sache liegt anders. Dieses liebliche kleine Wesen ist ohne Zweifel das Kind irgend einer armen Mutter, welche mit Mangel und Elend kämpft, welche für die Zukunft, das leibliche und geistige Wohl dieses Wesens fürchtet. Der Gedanke, das Kind auszusetzen, ist der Mutter nicht so plötzlich gekommen; sie hat mit sich gekämpft und gerungen, bevor sie diesen Entschluß ausreifte; sie hat sich auf die Lauer gelegt und nach einem Hause umgesehen, wo der arme Wurm möglicherweise um Gottes willen aufgenommen werden und nicht weder verstoßen würde, — und in dieses Haus hat sie dann ihr Kind geflüchtet. Die verzweifelte Mutter hat von Dir gehört, Bertha, von Deinem treuen frommen Gemüth und edlem Herzen, sie hat in ihrer Herzensangst zum lieben Gott gebetet, daß er Dein Herz erwärmen möge für das arme Kind, und in diesem Gedanken ist sie vielleicht in die Welt hinausgelaufen, vielleicht sogar in den Tod gegangen. Soll ihre Hoffnung auf uns sie getäuscht haben, liebe Schwester?“

„Nein, nun und nimmermehr, lieber Hermann!“ sagte Bertha mit Thränen in den Augen; „es ihm wie ihm wolle, das Kind ist und vom Himmel gesendet, und soll ein Obdach und liebevolle Pflege bei uns finden, bis seine rechte Mutter es wieder . . . . Barmherziger Himmel, nein! sie soll es nicht wieder zurückfordern, Hermann; das wäre ja schrecklich, ein Kind wieder herausgeben zu müssen, das mir einmal an's Herz gewachsen ist. Denke ich daran, so schnürt mir die Angst das Herz zusammen!“

„Laß solche Gedanken nicht aufkommen, Bertha, denn sie sind die Versuchungen der Eigensucht und Selbstliebe,“ versetzte der Bruder mit milder Mahnung; „thu' Deine Menschen- und Christenpflicht an dem Kinde, liebe Bertha, und stelle alles Andere Gott anheim. Solche ausgesetzte Kinder werden nur selten wieder reclamirt, denn Scham und Reue und Gewissensbisse reiben die unglückliche Mutter oft auf, oder hindern sie an allem Vorwärtskommen in der Welt. Allein selbst wenn die wirkliche Mutter je wiederkäme und das Kind wäre inzwischen groß geworden und beschäftigt und beiugt, seine eigene Wahl zu treffen — kann eine solche dann zweifelhaft seyn? wird Dein Pflegling dann nicht mit allen Wurzelfasern seines Gemüths und Herzens weit inniger an Dir hangen, als an der Unglücklichen, die es in seiner hülflosen unwündigen Jugend verlassen hat? — Und dann, Bertha,“ setzte er zögernd hinzu, — „setzen wir selbst den Fall, die Stimme des Blutes spräche lauter und mächtiger in Deinem Pfleglinge, als die Stimme des Herzens und der Dankbarkeit, wäreſt Du dann nicht stark genug, selbst dieß zu ertragen? obschon ich, wie gesagt, nicht glaube, daß es jemals dahin kommen werde.“

„Zu Gottes Namen denn, die Pflicht vor Allem,“ sagte Bertha, beugte sich über die schlummernde Kleine und küßte sie mit unaussprechlicher Innigkeit auf die Stirne. „Gott segne Deinen Eintritt in eine neue Heimath und schenke uns die Liebe und Weisheit, Dich in seinen Wegen zu erziehen; dann geschehe mit Dir weiter was da wolle — ich ergebe mich in den Willen meines himmlischen Vaters.“ Mit gefalteten Händen wie im stillen Gebet kniete Bertha eine Weile vor dem Korbe und lauschte mit tief gerührten Zügen und unter Thränen auf die Athemzüge der Kleinen; dann stand sie auf und ging aus der Thüre, um durch Sannchen eine Saugflasche holen zu lassen.

Hermann Steinweg hatte sich unterdeß zum Frühstück niedergesetzt und trank seinen Kaffee, ohne ein Auge von dem Korbe zu verwenden. Mancherlei Gedanken gingen ihm durch den Sinn, aber sein klarer, freisamer Blick und ein gewisser entschlossener Zug um den Mund schienen zu verkündigen, daß er ganz mit sich im Reinen sey. Pud der Pudel hockte neben dem Korbe und schaute mit seinen klugen Augen das schlummernde Kind ebenfalls an, als wüßte er sich nicht zu erklären, wie dieser Gegenstand hierher gekommen sey und die Aufmerksamkeit seines Herrn so in Anspruch nehmen könne, und darum richtete er auch zuweilen das Auge verwundert auf den Doktor, erhob die Ohren etwas, riß das Maul auf, und wedelte mit dem Schweife, bis der Herr ihn durch eine Geberde zur Ruhe verwies.

Die Saugflasche war gespült und gefüllt und mit einem seltsamen Gemisch von liebevoller Sorgfalt und linkischer Scheu kniete Bertha wieder neben dem Korbe nieder und brachte die knöcherne Spitze der Saugflasche zaghaft an des Kindes Lippen. Es süßtelte bei den ersten Tropfen, die ihm Bertha in den Mund träufelte, dann aber schloß es die Lippen fester um die Spitze und begann zu saugen. Bertha war ganz entzückt; die Saugflasche zitterte in ihrer Hand und mit bewegter Stimme flüsterte sie: „Es trinkt, Hermann! es saugt mit mächtigen Zügen! Das arme Würmchen ist beinahe verschmachtet. Du lieber Himmel, sieh' nur, es lächelt sogar! Komm doch, Hermann, komm, und sieh' wie lieblich es ist!“ Und beide standen nun neben dem Korbe und lächelten in einer unsäglichen stillen Rührung, im Gefühl eines zuvor ungekannten und ungeahnten Glückes.

Digitized by Google

Die Saugflasche war leer und Bertha zog sie zurück. Da schlug die Kleine die Augenlider auf, winkerte einige Male mit denselben und öffnete endlich die Augen ganz — oh, Bertha hatte Recht, es waren wunderschöne große blaue Augen von jener reinen unbeschreiblichen Schönheit, wie man sie nur an Kindern sieht. Furchtlos und stumend, forschend und suchend, schauten diese Augen in die Welt, hafteten auf den Gesichtern der beiden Personen, die sich über den Korb beugten, auf dem Hunde, der seinen Kopf auf den Rand des Korbes gelegt hatte, dann verdüsterte sich die kleinen freundlichen Züge zu einer kindlichen Wehmuth, und die ungeübte Kinderzunge stammelte: „Mama, Eva, — Lilli Durst!“ und die Kleine brach in ein Weinen aus.

„Hermann, sie heißt Lilli!“ rief Bertha, welche das Kind rasch aus dem Korbe genommen und mit Küssen bedeckte und an ihrem Busen nestelte und schaukelte; — „Lilli! welch ein hübscher Name! — Stille, stille, mein Püppchen! stille, stille, meine liebe Lilli! Ja, Lilli hat Durst, Lilli soll Milch haben, — liebe Lilli soll ihr Saugflaschchen haben, ja, ja! oh, nur stille, mein lieber kleiner Engel! — Fülle mir doch das Fläschchen noch einmal, lieber Bruder.“

„Hm, gib dem lieben Kinde nicht zuviel auf einmal, Bertha! suche es wieder einzuschläfern und reiche ihm hernach wieder seine Portion,“ sagte der Arzt. „Man darf solch einen ausgehungerten Magen nur langsam zufrieden stellen. Ich gehe jetzt, Schwester, und komme wohl erst um Mittag zurück. Ich werde zum Bürgermeister gehen und Meldung wegen des Kindes machen und dann,“ fuhr er mit verklärtem Blicke fort, „dann gehe ich zu Henrietten, um ihr alles zu erzählen und ... um mit ihrem Vater zu reden, — ein schwerer Gang, denn ich spüre recht wohl in meinem Herzen, daß Herr Frisäus mir nicht sonderlich gewogen ist, daß wir im Grunde antipathische Naturen und unserm ganzen Wesen nach diametral verschieden sind.

„Aber Henriette liebt Dich ja, und so wird er um ihretwegen einwilligen, Hermann;“ sagte Bertha. „Gott mit Dir, lieber Bruder!“ sie drückte ihm freundlich die Hand und in ihren Augen lag eine Welt von guten Wünschen und stillen Hoffnungen. —

Es schlug vom Kirchthurme eilf Uhr, als Hermann Steinweg die Klingel an der Predigerwohnung zog und mit fühlbarer Beklommenheit und pochendem Herzen über die Schwelle trat und die breite Treppe mit der dunklen Eichenholz-Balustrade hinanstieg. Droben auf dem geräumigen Vorplatze trat ihm Henriette entgegen und mit einem Auge entgegen, dessen feuchter Glanz von gespannter Erwartung, Freude, bräutlichem Glück und doch einer gewissen wagen Angst und Unruhe zeugte. „Guten Tag, mein süßes Herz,“ flüsterte er ihr zu und ergriff ihre runde weiche Hand; „wie hast Du geschlafen?“

„Oh, schlecht — wenig, wollt' sagen; ich dachte nur an Dich und träumte von Dir!“

„Wie ich von Dir, Jettchen! Ach, ich war so selig, daß ich kaum an die Wirklichkeit meines Glückes glauben konnte,“ sprach er und die innige Freude, die auf seinem Antlitz aufging, erfüllte Henrietten mit einem Wonnebeben. „Ist Dein Papa zu sprechen?“

„Noch nicht, mein Freund! Der Pfarrer von Grünlau ist eben bei ihm; treten Sie einstweilen nur hier herein, Lieber!“

Drinnen im geräumigen Wohnzimmer setzten sie sich mit einander in den Erker, ersaßten sich bei den Händen und blickten einander erst lange stumm und selig in die Augen. Dann hub Steinweg an: „Hat der Herr Superintend ... hat Dein Vater gestern Abend nichts geäußert, weil ich Dich heimgeleitete, liebste Henriette?“

„Oh doch, doch,“ erwiderte das Mädchen, über dessen Wangen heiße Gluthwellen hinwogten. „Er forschte strenge, warum wir so langsam die Gasse herauflgekommen seyen und was wir so leise mit einander zu flüstern gehabt ... Und ich war so erschrocken, daß — daß ich ihm alles, alles sagte, wie es gekommen sey ... und wie Sie mir gestanden ...“

„Nun, und was sagte er dann?“ fragte Steinweg gespannt.

„Oh, er sagte nichts — er sah mich nach seiner Weise strenge an und hieß mich zu Bette gehen und nicht wieder bis in die tiefe Nacht ausbleiben.“

„Und heute früh? hat er den Gegenstand nicht wieder berührt?“

„Mit keiner Sylbe — er war nur ernster als sonst, und hieß mich alle thörichten Gedanken mir aus dem Kopfe schlagen und mich um meine häuslichen Angelegenheiten kümmern,“ berichtete Henriette und strich ihr Schürzenband zwischen den bebenden Fingern glatt.

„Sey ruhig, mein theures Herz, das sind seine schlimmen Anzeichen,“ sagte Steinweg. „Wenn nur Du mich liebst, meine liebe Henriette, dann wird noch alles gut werden. Und Deiner bin ich sicher, nicht wahr?“

Statt aller Antwort lehnte sie ihr Haupt an seine Schulter, umschlang ihn mit ihrem rechten Arme, schaute ihm einen Moment mit unaussprechlicher beredter Innigkeit in die Augen und blickte dann schamig zu Boden. Er küßte sie auf die Stirne und flüsterte: „Ich habe mit Bertha gesprochen und ihr Alles erzählt, und sie kann den Augenblick nicht erwarten, wo sie Dich als Schwester umarmen darf; sie ist überzeugt davon, daß mich keine Andre so verstehen, so glücklich machen würde, und sie räumt Dir ohne Neid, voll herzlicher Liebe und Freude den Platz an meinem Herde, und hat nur Einen Stumpf — aber es ist ihr nicht einmal Ernst damit, theure Henriette, denn ich weiß nur allzugut, daß dieser Umstand in Deinen Augen nichts bedeutet!“

„Und was ist dieß?“ fragte Henriette halb erschrocken. Hermann erzählte ihr nun von dem Findelkinde vom gestrigen Abend, und wie das unaussprechliche Glück seines Herzens ihn zu dem Gelübde bewogen, dieses Kind aufzunehmen und zu erziehen, als ein von Gott gesandtes Pfand seines Glückes, und wie er hoffe, auch Henriette werde sich an dieser Aufgabe werkthätigen Erbarmens und humaner Nächstenliebe betheiligen. Mit Freudethränen im Auge und wahrer Begeisterung sagte sie es zu, und meinte, diese Pflicht lege ihr der Himmel nur in weiser Absicht auf und sie könne, wolle und dürfe sich derselben nicht entziehen. Man hörte Stimmen auf dem Vorplatze und Henriette sprang auf. „Der Pfarrer von Grünlau geht; Papa hat Dich gewiß kommen sehen und erwartet Dich!“ flüsterte sie und flüchtete in ein Nebenzimmer.

Wie seltsam ist doch, daß der gereifte Mann in derartigen Lagen oft weniger Muth hat, als der jüngere sanguinische, der vielleicht seiner Zukünftigen nicht soviel zu bieten vermag? Mit gepreßtem Athem und pochendem Herzen betrat Doktor Steinweg das Studirzimmer des Superintendenten. Der stattliche Herr in der weißen Halsbinde mit den ernsten dunklen Augen stand langsam von seinem Schreibtische auf, nahm das schwarze Sammetmützchen ab, lehnte die lange Pfeife in die Fensterecke, und sprach würdevoll mit seiner volltönenden Stimme: „Ah, Sie sind es, Herr Stadtphysikus? Gott zum Gruße! Nehmen Sie Platz, Sie seltener Gast unter meinem Dache!“

Steinweg stammelte einige banale Phrasen über seine vielen Geschäfte und das Befinden des Herrn Superintendenten; aber er fühlte, daß ihm der Muth wankte und er ging daher direkt auf sein Ziel zu. „Sie errathen ohne Zweifel, mein hochwürdiger Herr Frisäus, welcher Zweck mich zu Ihnen führt?“ hub er an.

Die großen scharfen Augen des Geistlichen waren mit solch gleichmüthigem Ernst auf Steinweg geheftet, daß dieser darin weder Ermuthigung noch Ablehnung ermitteln konnte. „Ich ahne wenigstens den Beweggrund, welcher Sie hieherführt, Herr Stadtphysikus,“ versetzte er gemessen. „Meine Tochter Henriette hat gestern Abend ihre etwas späte Heimkehr einer Unterredung beigemessen, welche Sie mit ihr gehabt, zu dem Endzwecke, ihr den Wunsch einer Verbindung mit ihr nahe zu legen. Ist dem so?“

„Gewiß, Herr Superintendent ... Ich habe Gelegenheit gehabt, Ihre Tochter kennen zu lernen und zu beobachten; ich habe alle Vorzüge und Eigenschaften an ihr entdeckt, welche ich bei meiner Zukünftigen suche, und da ich nun ermittelt, daß Fräulein Henriettens Herz mir ebenfalls mit Liebe und Vertrauen zugethan ist, so hatte ich zunächst die Pflicht,

Digitized by Google

meine Wünsche Ihnen vorzutragen und mich um die Hand Ihrer Tochter ernsthaft und vertrauensvoll zu bewerben."

„Hm, lieber Herr Steinweg, Sie überrumpeln mich förmlich," entgegnete Herr Frisäus und gab seinem Gesicht einen etwas mildern Ausdruck. „So ehrenvoll dieser Vorschlag ist, so unerwartet trifft er mich. Ich kann Sie versichern, lieber Doktor, ein Vater weiß oft am wenigsten, daß seine Tochter schon alt genug zum Heirathen ist. In meinen Augen war Henriette bisher immer noch ein Kind — sie ist es gottlob auch dem Gemüth und der Seele nach noch immer! — ein Backfischchen, ein junges harmloses Wesen, eine zarte Schlingpflanze, welche noch der väterlichen Autorität und des häuslichen Kreises als Stützpunkt bedurfte; ich hatte keine Ahnung davon, daß ein solch junges Wesen schon im Stande seyn sollte, die wichtigen Pflichten einer Gattin und Hausmutter auf sich zu nehmen. Denken Sie sich daher mein Erstaunen, als mir Jettchen in ihrer Offenheit und Unschuld gestern Abend von Ihrer Werbung, von einem Geständniß erzählte, das zwar sehr ehrenvoll für mich und mein Kind, aber angesichts einer solchen Jugend doch wohl noch verfrüht ist..."

„Aber bester Herr Frisäus, Henriette steht im zwanzigsten Jahre, führt seit dem Tode ihrer seligen Mutter Ihnen das ganze Hauswesen und ist also eine vollständig erblühte heirathsfähige Jungfrau — ein Mädchen das nach Leib und Seele und Charakter alle Qualitäten in sich vereinigt, um einen Mann glücklich zu machen!" wandte Steinweg lebhaft ein.

„Zugegeben, lieber Doktor! gerne zugegeben," versetzte der Superintendent. „Aber sehen Sie, Bester, eben weil Henriette mir seither das Hauswesen führte und soviele jener kleinen Sorgen und Geschäfte abnahm, welche sich mit dem Ernst und den Pflichten meines Amts so wenig zusammen schicken, — eben darum war ich so gewöhnt sie als zu meinem Hause und Leben so nothwendig und unentbehrlich zu betrachten, daß mir seither noch niemals der Gedanke kam, die Wünsche eines andern Mannes und die eigene Neigung meines Kindes könnten mich mit ihrem Verluste bedrohen. Darum sehen Sie mich überrascht, unvorbereitet, erstaunt über das Geschehene, lieber Doktor, und müssen mir Zeit lassen, mich mit diesem Gedanken erst vertraut zu machen. Du lieber Himmel, ihr Weltleute seyd ganz anders, als wir armen Geistlichen! ihr denkt wohl an derlei

Die Scylla und die Charybdis in der sicilischen Meerenge.

Dinge, aber uns beschäftigen so vielerlei Anliegen, Bedürfnisse Anderer und eigene innere Strebungen, so mancherlei Ansprüche an unsere geistige, leibliche und geistliche Arbeit, daß wir wie Kindlein in unserm Lebenswege dahingehen!" Und der stattliche Herr senkte sein Doppelkinn in die weiße Kravatte, faltete die Hände und schlug mit einem leisen Seufzer die Augen gen Himmel auf.

Eine Pause entstand. Hermann saß verlegen und rang nach passenden Worten; er sah in den Aeußerungen von Henriettens Vater nur Ausflüchte, die eine definitive Antwort umgehen oder verzögern sollten. Dieß kränkte sein Herz noch mehr als sein Selbstgefühl, und mit einem festen Blick auf den geistlichen Herrn hub er endlich an: „Ihre Worte in Ehren, Hochwürden, aber Sie werden mir zugeben, daß ich unmöglich glauben konnte, Sie wollten Henrietten einer Bestimmung entziehen, welche doch einmal von Natur, Religion und Sitte jedem Frauenzimmer vorgeschrieben ist?"

„Ganz einverstanden, lieber Doktor! Es ist in Gottes weiser Anordnung vorgesehen, daß das Weib dem Manne folgen soll, den es liebt," versetzte der Superintendent. „Ferne sey es von mir, hierin der Bestimmung und dem Wunsch meines Kindes entgegenzutreten. Aber wenn ich Sie aufrichtig versichere, daß mir bislang auch nie der leiseste Gedanken kam, es möchte sich ein Freier für mein Kind finden, so werden Sie anderseits auch begreiflich finden, daß mir alle weiteren Erwägungen fremd blieben, welche in mehr oder minder innigem Zusammenhang und Causalnexus mit einem solchen Schritte stehen. Sehen Sie, bester Doktor, mein Amtsberuf absorbirt mich so sehr, daß ich mich seither noch nie mit dem Gedanken getragen, ob und wie viel und womit ich meinem Kinde eine Mitgift geben könne, — ich habe, von anderen Sorgen und Anliegen beherrscht, noch nie darüber nachgedacht, welche äußeren Garantieen ich für die Zukunft dieses Kindes verlangen müsse — ich bin in solchen Dingen der weltlichen Sphäre selber noch ein Kind. Meine theure unvergeßliche

Digitized by Google

Johanna — Gott habe sie selig das treue Weib! — hat mir alle derartigen Geschäfte und Sorgen abgenommen und mich dadurch verwöhnt. Ich bedarf Zeit, Ruhe, Sammlung, Rath, um hierin selbständig handeln zu lernen. Ich bin nicht reich und habe fünf Kinder, die zum Theil noch unerzogen sind..."

„Mich dünkt, Hochwürden — verzeihen Sie mir diese Freiheit! — dieß wäre ein Grund mehr, meine Werbung nicht abzuweisen," fiel ihm Hermann mit Wärme in's Wort; „Sie haben mich nicht ganz ausreden lassen, mein lieber Herr Frisäus; sonst hätten wir uns schon längst verständigt. Schenken Sie mir nur einige Minuten ungestört Gehör!"

„Mit Vergnügen! Sie sehen mich bereit, Sie ruhig zu Ende zu hören!" Herr Frisäus sank in seinen weichen Lehnstuhl zurück, faltete die Hände vor der Brust und heftete seine dunklen Augen mit fühlem Lächeln forschend auf den Arzt.

„Zuvörderst die Versicherung, Hochwürden, daß auch ich noch nicht entfernt an die Mitgift gedacht habe, welche Sie Henrietten geben wollen," sagte Hermann lebhaft. „Ich habe mein gutes genügendes Auskommen, ein beinahe schuldenfreies Besitzthum, eine bescheidene Einrichtung und wenige Bedürfnisse. Unsere materielle Zukunft ist gesichert. Ihre Kinder sollen mir Geschwister seyn, in Freud und Leid eine brüderliche Stütze und Hülfe an mir finden. Meine eigenen Geschwister sind versorgt, und meine Schwester Bertha, welche mir seither haushgehalten, liebt Henrietten so innig, daß sie ihr bereitwillig weicht und die Führung des Hauswesens überläßt und sie mit der zärtlichsten Liebe und Treue umgeben wird, ja sogar erbötig ist, ihr und etwaigem Frieden zu Liebe mein Haus zu räumen. Sie sehen also: von dieser Seite steht gar nichts einer Verbindung im Wege, die auf die reinste, uneigennützigste Neigung und wechselseitige Hochachtung sich gründet; und überdem," setzte er lebhaft hinzu, „bin ich erbötig, zu Gunsten meiner Frau noch eine Lebensversicherung einzugehen oder eine Leibrente für meine eventuelle Wittwe zu kaufen, und wenn Hochwürden daher nicht etwa einen andern Plan mit Ihrer Tochter haben..."

„Nicht doch, bester Doktor!" unterbrach ihn der Geistliche mit lebhaftem Kopfschütteln; „nichts liegt einem Mann und Vater wie ich ferner,

Der Triumphbogen des Titus auf der Via sacra in Rom.

als derartige Pläne! Ah, wo denken Sie hin? Eine Spekulation mit meinem Kinde, meiner liebsten Tochter? Ah gehen Sie, das können Sie nicht von mir glauben!" und er schüttelte den Kopf, daß die glattgestrichenen langen dunklen Haare ihm um den Kopf flogen. „Ich sehe, mein lieber Steinweg, wir verstehen einander noch nicht recht, und daran ist mein Mangel an Weltererfahrung, mein stilles zurückgezogenes Berufsleben schuldig. Sie müssen mir Zeit lassen, mich mit dem Gedanken vertraut zu machen. Ich achte Sie hoch und bin Ihnen ernsthaft gewogen. Sie genießen allenthalben den Ruf eines rechtlichen, braven, gebildeten Mannes, sind ein Freund der Armen, ein Meister in Ihrem Fach, — die angesehensten Familien stehen Ihnen offen, Sie haben die Wahl unter den besten Partheien. Henriette ist Ihnen gut, sie hat mir's selbst gestanden. Sehen Sie, dieß alles zusammen ehrt mich, ich würde Ihnen von ganzem Herzen das Schicksal meines Kindes anvertrauen, wenn es nicht meine Gewohnheit — nein, noch mehr! eine gebieterische Nöthigung meines innern Menschen wäre, einen solchen Entschluß nicht zu thun, bevor ich ihn reiflich erwogen und im Gebet dem Allmächtigen vorgetragen, und mich in einem Urtheil befestigt habe, welches nicht das Werk einer Viertelstunde ist. Also gönnen Sie mir einige Tage Bedenkzeit, auch um mit Henrietten zu sprechen und sie zu prüfen, ob der Entschluß ihr ernst und nicht blos auf einer flüchtigen Täuschung oder Herzensregung, nicht nur auf einem Kitzel der Eigenliebe gegründet ist! — Geben Sie mir Ihre Hand, lieber Doktor! lassen Sie mich Ihnen gestehen, daß Sie mir wirklich werth und lieb sind. Aber als ein gereifter besonnener Mann von Ehre und Gewissen müssen Sie billig genug denken, mir meine Bitte nicht zu mißdeuten, nicht wahr? Sie geben mir Bedenkzeit, ja?"

„Mit Vergnügen, Hochwürden," sagte Hermann und schüttelte die dargebotene Rechte des Geistlichen kräftig; „ich kam ja auch nicht in der Absicht, Sie zu bestürmen. Ich wollte Sie nur bitten, Henrietten und mir einen täglichen Verkehr zu erlauben, damit wir uns näher kennen lernen und

Digitized by Google

unsere Charaktere und Ansichten mehr zusammengewöhnen und in einander schicken. Glauben Sie mir, dem reiferen Manne, daß es meinerseits keine flüchtige Regung, sondern die innigste Ueberzeugung, der heiligste Vorsatz ist, Henriettens ein bescheidenes Glück, ein sorgenfreies heiteres Lebensloos zu bereiten, sie mit der wahrsten Liebe und Treue zu hegen und .."

„Gott lohne es Ihnen, lieber Doktor! ich lese die Wahrheit dieser Vorsätze und Gefühle in Ihren Augen und bin versichert, daß auch Sie in meinem Kinde Ihr Glück finden werden," sagte der Superintendent salbungsvoll. „Ich bin mit Ihrer Witte einverstanden, Sie sollen Henrietten hier oder bei Ihrer Schwester sehen, wie oft es Ihnen beliebt. Ich will eurem Zusammenleben keinen Zwang auferlegen, vorausgesetzt daß Sie Allem ausbrieten, mein Kind nicht in's Gerede zu bringen, denn diese Kleinstädter sind so klatschsüchtig ..."

„Seyn Sie übergezeugt, bester Herr Superintendent, daß von mir aus auch keine Seele erfahren soll, was zwischen mir und Henrietten vorgegangen, und meine Schwester Bertha ist ein Mädchen, das zu schweigen wüßte, selbst wenn sie uns beide nicht so treulich liebte; und Hochwürden, darf ich nun Henrietten holen?"

„Gemach, lieber Doktor! zuvor noch einige vertraute Worte an Sie, von denen vielleicht vieles abhängt, und die ich Ihnen schuldig bin," sagte Herr Frisäus gedankenvoll und gedehnt und rieb sich die Stirne. „Ach, Ihre Wünsche greifen tiefer in mein eigenes Leben ein, als Sie es ahnen!" fuhr er mit einem Seufzer fort. „Der liebe Gott hat mir treue Freunde, liebe Bekannte geschenkt, die sich seit dem Tode meiner unvergeßlichen theuren Johanna oft und viel mit der Sorge für meine Wohlfahrt bemühten. Man hat mir zugesetzt, mich wieder zu verheirathen, um meiner Kinder willen, deren jüngstes erst sieben Jahre zählt. Ich habe es immer abgelehnt, denn das Bild meiner lieben Johanna lebt noch in seiner ganzen Werthung in meinem Herzen, und die treue Umsicht und Fürsorge Henriettens für mein Hauswesen ließ mich diesen Rath unnütz und verfrüht finden, — ach, man liebt ja nur einmal so recht von ganzer Seele! — — Aber der Verlust, mit welchem mich Ihre Werbung bedroht, lieber Doktor, die Verwaisheit meines Hauswesens, die Schwierigkeit eine geeignete Wirthschafterin zu finden, die nicht als Miethlingin meinen Kindern gegenüber steht, wird meine lieben Freunde von Neuem veranlassen, mich mit solchen Winken und Anträgen zu bestürmen, und ich — werde ich den vielleicht sehr gewichtigen Gründen widerstehen können? werde ich nicht, um den jüngeren Kindern wieder eine Mutter zu geben, einen Schritt thun müssen, welchen ich selber beinahe grundsätzlich mißbilligte? ..." Er blickte Steinweg zweifelnd, forschend, ängstlich an.

„Jenun, das wird ja von der Wahl abhängen, welche Sie treffen, Hochwürden," erwiderte dieser. „Ein Mann von Ihren Jahren, ein angehender Fünfziger, ein Geistlicher, — ein ... kurzum, ich muß selbst gestehen, daß Sie eigentlich Recht haben, sich wieder zu verheirathen, denn Sie können Wohl und Wehe Ihrer Kinder nicht den Händen von Miethlingen überlassen. Ich selbst kann Ihnen nur dazu rathen!"

„Dank, lieber Doktor! edler uneigennütziger Mann! Sie geben mir einen Theil meiner Ruhe wieder — fürwahr, ich konnte darüber zu keinem Entschluß gelangen, ja ich zaudre noch, ich bebe noch vor diesem Schritte zurück ... Herein!" Er wandte sich zur Thüre, unter welcher eine wohlbeleibte stattliche Frau von mittleren Jahren mit einem hochgerötheten breiten Gesicht und gewöhnlichen Zügen erschien. „Ah, welche Freude, welches Glück, meine liebe beste Frau Hemmscheidt!" rief der Superintendent der geputzten Frau entgegen, die im rauschenden Seidenkleid und bunten Shawl, mit goldenen Ketten und Geschmeide behangen, unter verlegenen Knixen zögernd eintrat.

„Ich störe doch hoffentlich nicht, hochwürdiger Herr?" lispelte die Dame so sanft als ihre rauhe Stimme es erlaubte.

„Oh, wo denken Sie hin, meine beste Frau Hemmscheidt! Unser Geschäft ist zu Ende, nicht wahr, lieber Doktor? Ich bin recht gespannt zu erfahren, was mir das seltene Vergnügen des lieben Besuches eines solch werthen Beichtkindes, einer so theuren Freundin in dem Herrn verschafft!" sprach Herr Frisäus mit seiner gewinnendsten Freundlichkeit und im öligsten salbungsvollsten Hirtenton, schuttelte der dicken Oekonomen-Wittwe die feiste Hand und führte sie mit der breiterstten Artigkeit zum Sopha. Hermann verstand den Wink und empfahl sich. „Auf Wiedersehen, bester Doktor! ich sehe Sie heute Abend in Ihren eigenen vier Pfählen! Auf Wiedersehen!" rief ihm der geistliche Herr nach. (Forts. folgt.)

Der Savoyarden-Knabe.

Zu dem Bild auf S. 221.

Wer hat sie nicht schon oft auf Straßen und Märkten begegnet, die braunen Söhne der savoyischen Berge, welche der karge Boden nicht ernähren kann und daher hinaustreibt in die weite Welt, um mit allerhand freien Künsten ihr Brod zu verdienen und nach einer jahrelangen Wanderung den mühsam errungenen Sparpfennig heimzubringen, mit dem sie eine Hütte erbauen, ein Stück steinigen Feldes umbrechen und eine Ziege oder Kuh kaufen, um darauf ihre Zukunft zu ergründen! — Ehedem sah man diese Savoyardenkinder gleich den Auvergnaten als Tintenverkäufer oder mit Affechen, dressirten Hunden, Leierkästen und Spieluhren, oder als Stiefelputzer und Schornsteinfeger Europa durchziehen. Neuerdings verkleiden sie sich als Pifferari aus den Abruzzen und durchziehen mit Dudelsack und schrillstönender Querpfeife mußirend und tanzend in Paaren unsere deutschen Gauen. Hie und da kommt auch ein wirklicher junger Künstler unter denselben vor, welcher auf der Violine oder Clarinette etwas mehr leistet, als die Mehrzahl der Straßenmusikanten, und bedauern läßt, daß die Armuth einem derartigen Talente die sorgfältigere Schulung versagt. An einen solchen jungen Künstler erinnert mich das Bild auf S. 221, welches nach einem berühmten Gemälde des französischen Portraitmalers Richard gestochen ist und wozu vielleicht derselbe Savoyardenknabe Anlaß gab, dessen Geschichte ich hier erzählen will. Es war im Frühjahr 1836, im Mai, dem Mois de Marie, welcher in Frankreich mit solcher Andacht gefeiert wird. Ich war auf einem hübschen kleinen Schlosse in der Nähe von Rouen zu Gast gebeten, und wir saßen beim Diner, eine große Gesellschaft Herren und Damen, darunter Chopin der berühmte Klaviervirtuos. Die Kinder des Hauses waren drunten vor dem Schlosse mit Aufbau eines kleinen Altars für die heilige Jungfrau beschäftigt, und wir hatten demselben einen Besuch nach dem Diner zugesagt. Ein heiteres Geplauder würzte das Mahl und alles war in der besten Stimmung, als mit Einem Male Chopin mitten im Gespräch inne hielt und aufmerksam lauschte. Die Töne einer Violine erklangen von ferne und hatten sein feines Ohr gefesselt. „Verzeihung, Madame, wenn ich Ihnen zerstreut scheine," sagte Chopin zu seiner Nachbarin; „aber hören Sie nur; diese Melodie, dieser Strich, dieser tiefgefühlte Vortrag! ..." Alle am Tische verstummten und lauschten auf die seltsamen, weichen und doch so kräftigen Töne, welche der Abendwind zu den geöffneten Fenstern des Salons hereintrug. Chopins ernste, etwas melancholische Züge verriethen eine tiefe Rührung, wie er so mit Hand und Kopfnicken leicht den Takt bezeichnete. „Es ist ein Stück aus dem Stabat mater von Astorga, aus der Erinnerung vortragen," sagte er; „nicht ganz Note für Note treu, aber mit Liebe und Geist erfaßt und wundervoll ergreifend vorgetragen. Wer mag das seyn?" Niemand wußte es, die Dame vom Hause sandte einen Diener hinunter, um nach dem Musiker zu forschen. Der Lakei brachte die Nachricht, es sey ein wandernder Fiedler, ein Savoyardenjunge von etwa 15 Jahren. „Ein Knabe?" fragte Chopin; „unmöglich! Das ist die Bogenführung eines Meisters. Diesen Knaben muß ich sehen!" — Fünf Minuten später stand der Junge unter der Thüre des Speisesaals, sehen, erröthend, verlegen, sich einer solchen Gesellschaft gegenüber zu sehen. Die Mutter der Dame vom Hause, eine würdige Matrone mit grauem Haare, stand auf und brachte dem

Digitized by Google

Musikanten ein Glas Wein und lud ihn ein, sich hören zu lassen. — „Nur Muth, mein Junge,“ sagte sie mitde und herzlich zu ihm; „Du spielst trefflich, und wirst nachsichtige, begeisterte, dankbare Zuhörer haben! Gib uns die besten Deiner Weisen zu hören!“ — „Oh, Madame, das geht nicht, ich bin nicht gewohnt, vor solch vornehmen Leuten zu spielen, ich, der ich nur auf Gassen und Plätzen und in der Schenke fiedle! Ich habe den Muth nicht. Ich werde stecken bleiben, wenn alle diese Damen und Herren auf mich sehen!“ — „Wohlan,“ sagte Frau von Caumont; „so setze Dich drunten an das Portal und spiele, als stündest Du vor einer Zuhörerschaft von Bukreuten, Bonnen oder Soldaten! Spiele nur, Du sollst gut belohnt werden!“

Und der Savoyardenknabe spielte zum Entzücken schön. Es war eine Sicherheit der Vogenführung, ein seelenvoller Vortrag, ein melodischer Zauber, welche tief zur Seele sprachen. Jedes seiner Stücke erntete lauten Beifall, dem Chopin gab das Zeichen dazu. Nach Tische folgten alle Gäste dem bekannten Virtuosen hinunter unter das Portal. Da lehnte an der Säule ein schlanker, hochaufgeschossener Junge, hager und sonnverbrannt, mit großen träumerischen Augen, in dürftiger, halb zerrissener Kleidung, einen zerknüllten verblichenen Hirtenhut auf dem hellbraunen Haar, einen durchlöcherten Mantel um die Schulter, einen geflickten Geigenkasten von altem Leder an der Seite. Schüchtern und befangen aber doch mit sichtlichem Wohlgefallen nahm er die wenigen kernigen Lobsprüche Chopins hin, und beantwortete dessen Fragen nach seiner Herkunft und Geschichte. Er war das Kind armer Leute aus dem Thal von Lucerna, und hatte gar keine Schule besucht, das Geigenspielen von seinem Vater erlernt. Nun war der Vater todt, die Mutter arm, die Geschwister unerzogen. Neunzehn Monate früher hatte die Mutter ihm des Vaters Mantel und Geige umgehängt und ihn mit ihrem Segen in die Welt hinausgeschickt. Er hatte Italien, die Schweiz, Frankreich durchzogen und vor den Thüren gespielt; er hatte der Musik in den Kirchen, den Concerten der Militärbanden, den Aufführungen in den Theatern gelauscht, und die gehörten Weisen nachzuspielen versucht, denn er kannte keine Note; er hatte einige Louisd'or verdient und sie seiner armen Mutter nach Hause geschickt, so oft er gute Laune fand, die ihm hiezu behilflich waren.

„Wie schade, daß dieser Knabe keinen tüchtigen Lehrer bekommt!“ sagte Chopin; „es steckt in ihm das Zeug zu einem großen Künstler. He, mein junger Freund, möchtest Du ein bedeutender Violinspieler werden, der die schwersten Stücke spielen und viel Geld und Ehre verdienen kann?“ Das Auge des Knaben leuchtete: die italienische Habgier flammte aus seinem Blick; er bejahte lebhaft. Es war ein höherer Geistlicher, ein begeisterter Musikfreund, unter der Gesellschaft, der griff beiseit den Vorschlag einer Dame auf, einiges Geld zusammen zu legen, um den Knaben einstweilen in Rouen unterzubringen und ihm den Unterricht eines tüchtigen Lehrers zu verschaffen, bis er genug geschult wäre, ihn auf das Conservatoire in Paris zu bringen. Im Nu waren einige hundert Franken beisammen, und mit Freudenthränen erklärte sich der Knabe bereit, sich diesem Kurs zu unterziehen, wenn man ihm die Möglichkeit gebe, seine Mutter zu unterstützen, was ihm versprochen wurde. Man hielt ihm auch gewissenhaft das Zugesagte, und brachte ihn bei einem tüchtigen Organisten unter, wo er im Lesen und Schreiben, in theoretischer Musik und methodischem Violinspiel unterrichtet wurde. Seine Gönner waren anfangs begeistert für ihn und seine Fortschritte; aber bald war der Reiz der Neuheit verschwunden und die Gönner wurden lauer. Im Herbst 1837 berührte ich wieder Rouen und besuchte einige der Personen, welche ich damals auf dem Schlosse B. getroffen hatte, worunter auch Frau v. Caumont. Eine zufällige Aeußerung rief mir den jungen Musikanten ins Gedächtniß, und ich erkundigte mich nach ihm. „Du lieber Himmel, wer mag wissen, wo er ist!“ sagte Frau von Caumont. „Der arme Pierro! ich will ihn nicht undankbar nennen; aber rathselhaft ist sein Betragen immerhin. Das Lernen schien ihm nicht gutgethan zu haben, die Einsperrung in eine Stadt nicht wohl bekommen zu seyn. Er ward sichtlich hager und melancholisch, hatte oft Thränen in den Augen. Es fehlte ihm nichts an äußeren Bequemlichkeiten; er legte Eifer und Dankbarkeit an den Tag, er war anscheinend erkenntlich für jede Wohlthat; aber er ward immer blässer und trauriger. Er konnte sich nicht mehr wie anfangs auf die Zeit, wo er nach Paris an's Conservatoire kommen und den Unterricht der ersten Meister genießen sollte. Er schlich sich oft Abends davon und sein Pflegevater erfuhr, daß er in Schenken vor den Arbeitern musicirte, was man ihm als unwürdig verwies. Vergebens drang man freundlich in ihn, den Grund seiner Traurigkeit zu nennen — er leugnete, traurig und mit seiner Lage unzufrieden zu seyn, und brach nur in ein sehr heftiges Schluchzen aus. Eines Morgens, es war im vergangenen Frühling, war er verschwunden; er hatte von seinen eigenen Sachen nur die nothdürftigste Kleidung und die Geige und den Mantel seines Vaters mitgenommen. Alle Nachforschungen nach ihm waren vergebens; selbst auf die Briefe in seine Heimath ist keine Antwort erfolgt. Können Sie mir solch ein seltsames Betragen unseres Schützlings erklären, mein junger Freund?“

„O ja, Madame, warum nicht,“ erwiderte ich nach kurzem Besinnen. „Pierro war krank, krank am Heimweh; das ist eine Art Monomanie, welche den Menschen aussetzt, wenn er seiner Sehnsucht nicht nachgibt. Und dann fühlte er, einst an unbegrenzte Freiheit gewöhnt, sich in dieser Lebensweise geregelter Ordnung in der Stadt wie in spanische Stiefeln eingepreßt. Er war ein Waldvogel, ein Zugvogel im Käfig. Er sehnte sich nach dem Staub der Landstraße, nach dem harten selbstverdienten Brod, nach dem Rauschen der Wälder, dem grünen Schmelz der Wiesen, dem Plätschern der Bäche, — nach der Freiheit des Vogels, der unbeirrt seinen Schwingen sich anvertraut und durch die Lüfte fliegt in dem instinktmäßigen oder frommen Glauben, daß er überall ein Körnchen zur Nahrung, einen Ast um sich darauf niederzuthun finden werde. Ah, Madame, nicht alle Menschen passen in diese geregelten Lebensbahnen!“

Die Matrone sah mich erstaunt an und seufzte leise und sagte: „Es ist wirklich Schade darum, daß dieser Hang zum Vagabundenleben ein solch bedeutendes Talent der Kunst entzog!“

Gute Frau, jeder Mensch hat seine eigenen Begriffe von Glück und keiner kann seiner Bestimmung entgehen! dachte ich. Pierro ist wahrscheinlich zu Hause bei seiner armen Mutter und zieht es vor, im Schweiße seines Angesichtes deren steinigen Acker zu bauen, umspielt von den Blicken der Steinigen, anstatt einem Phantom von Künstlerruhm und Reichthum nachzujagen. Des Menschen Wille ist sein Himmelreich! —

E. v. Zeyfeld.

Marie Antoinette im Gefängniß.

Zu dem Bild auf S. 269.

Seit Paul Delaroche das Schicksal der unglücklichen Tochter der Maria Theresia, der armen, schönen, harmlos-genießenden Königin Marie Antoinette, dieses schuldlosen Opfers einer furchtbaren Zeit und eines blinden Nationalhasses, zum Gegenstand mehrerer ausgezeichneten Gemälde gemacht, haben sich auch andere Künstler mit Eifer dieses tragischen Stoffes bemächtigt. Wenigen aber ist dieß in solchem Umfang und mit solch dramatischer Wirkung gelungen, als unserm deutschen Landsmann Louis Müller, welcher seit Jahren unter die bedeutendsten Maler des heutigen Paris gehört. Ein Blick auf den Holzschnitt auf S. 269, eine sehr getreue Kopie von Louis Müller's viel bewunderten großem Staffeleibilde: „Marie Antoinette in der Conciergerie“, setzt unsere geneigten Leser in den Stand, über die Befähigung des Künstlers sich selbst ein Urtheil zu bilden. Die Schöpfungen Louis Müller's zeichnen sich nicht nur durch Gedankentiefe, durch großartige Auffassung und glückliche Wahl der Gegenstände, sondern neben einer vollendeten Technik in Zeichnung und Farbe durch die frappanteste Charakteristik und feine physiologische Individualisirung der Köpfe aus. Jedes seiner zahlreichen historischen Bilder macht durch sein echt menschliches Pathos und seine ergreifende Lebenswahrheit alle Saiten im Gemüth des Beschauers sympathisch er-

Digitized by Google

heben. Jedes Bild von ihm rührt tief, nicht nur wegen seines dramatischen Gehalts und Effekts, sondern auch wegen des wahren, richtigen Ausdrucks seiner Figuren. Seine Komposition ist einfach, klar, durchsichtig, der Beschauer erkennt auf den ersten Blick seine Absicht, und die Erkenntniß derselben gewinnt je länger desto mehr bei aufmerksamerer Prüfung und tieferm Studium. Namentlich im vorliegenden Bilde sind diese Vorzüge zu einer selten erreichten Vollkommenheit entwickelt. Wir sehen hier die Kommissäre der Pariser Stadtgemeinde bei der unglücklichen Königin eintreten, um derselben das Todesurtheil vorzulesen. Die arme königliche Frau, einst so schön und anmuthig, jetzt so blaß, erschöpft und abgezehrt, gekleidet in Weiß, die Trauerfarbe der Kinder Frankreichs, bewahrt noch in ihrem ungeheuren Unglück die ganze volle Würde, den erhabenen Charakter der königlichen Frau, der Gattin und Mutter, welche man zwar schmähen und herabwürdigen und verurtheilen aber nicht besiegen konnte. Die Richter selbst können sich einer ehrfurchtsvollen Bewunderung, einer unwillkürlichen Scheu vor diesem erhabenen Selbstgefühl nicht erwehren. Das Bild ist selbst sein bester Erklärer, und ein glänzenderes Zeugniß vermag die Kritik seiner Klarheit und Einfachheit und der eigenen Beredsamkeit der ihm zu Grunde liegenden Idee nicht auszustellen.

Scylla und Charybdis.

(Zu dem Bild auf S. 276.)

Wem wären nicht aus der Zeit seiner ersten Bekanntschaft mit der klassischen Literatur diese Namen jener einst so gefürchteten Hemmnisse der Schifffahrt des Alterthums in der Meerenge von Sicilien vertraut, und wen interessirte es nicht, dieselben einmal im Bilde veranschaulicht zu sehen? Diese Gelegenheit bieten wir unseren geehrten Lesern im obigen Bilde nach der Ausnahme des berühmten ungarischen Landschaftsmalers Marko. Hier vor uns erhebt sich kühn und schroff aus der azurnen Fluth des Mittelländischen Meeres die Felsenklippe der Scylla auf einer weit in's Meer hineintretenden Landzunge und auf ihm jene feste Burg, deren Grundmauern schon Anaxilaus von Rhegium erbaute. Die heftige Brandung der See an dieser Klippe schreckt aber den heutigen Schiffer sowenig mehr wie der Wirbel des gegenüberliegenden Meeresstrudels der Charybdis, der einst im grauen Alterthum die schwerfälligen Fahrzeuge jener Tage in seinen kreisenden Trichter zu verschlingen drohte. Unbesorgt ziehen Küstenfahrzeuge, Fischerboote und Dampfer die lange Furche ihres Kielwassers zwischen den beiden einst so gefürchteten Schreckensstellen hin, und die Künstler zählen diesen Punkt zu den glorreichsten Landschaftspunkten der ganzen sicilischen Küste, zumal von demjenigen Standpunkte aus, welche unser Bild darstellt, wo über den Höhen der sicilischen Küste im Hintergrund aus dem blauen Duft der Ferne der majestätische Etna noch sein gluthathmendes Haupt erhebt.

Der Triumphbogen des Titus in Rom.

Zu dem Holzschnitt auf Seite 277.

Der Triumphbogen des guten Kaisers Titus, des Vielgeliebten, zählt unter die best-erhaltenen und großartigsten Baudenkmale des alten Rom der Kaiserzeit, als sollte er der Nachwelt das Verdienst eines Mannes vorführen, welcher wie ein schöner freundlicher Stern aus der düstern Nacht der römischen Kaiserzeit zu uns herüber leuchtet, denn die Zeit von Titus' kurzer Regierung gehört unter die Glanzperioden der ganzen Geschichte der römischen Kaiser. Kein Fremder besucht Rom, ohne diesen Triumphbogen zu besichtigen, der auf der höchsten Stelle der bekannten Via sacra des Alterthums, daher so ziemlich auf der Grenze der Trümmer des alten klassischen Rom und der vielverschlungenen engen, krummen und winkeligen Gassen steht, welche das Rom des Mittelalters bilden. Er bildet mit seinen edlen Verhältnissen, seiner maßvollen Schönheit und korrekten Symmetrie einen seltsamen Kontrast zu den launenhaft unregelmäßigen, vielfach um- und übergebauten Häuser des innern Roms und seinen düsteren Gassen. Er ward errichtet als Dank- und Gedenkzeichen für den Sieg, welchen Titus über die aufständischen Juden in jenem Kriege von 65 bis 69 n. Chr. Geb. erfocht, dessen Erbitterung und Greuel uns Flavius Josephus so drastisch beschrieb und der mit der Zerstörung von Jerusalem im Jahre 70 endete. Titus war bekanntlich im Jahre 40 n. Chr. Geburt geboren und der ältere Sohn des Kaisers Vespasian, der ihm eine so gründliche Bildung und vollständige Erziehung geben ließ, daß Titus schon in früher Jugend als Sachwalter und Tribun in den Kriegen in Germanien und Britannien sich glänzend hervorthat. Den Krieg gegen die aufständischen Juden führte er größtentheils allein, aber den für den erfochtenen Sieg veranstalteten Triumph feierte er gemeinsam mit seinem Vater Vespasian. Dieser ernannte Titus zum Ansführer der Kaiserlichen Leibwache und Mitregenten, aber Titus legte als solcher so viel Härte, Despotie und Hang zur Ausschweifung an den Tag, daß die Römer Sorge trugen, es werde ihnen in ihm nach Vespasian's Tod ein neuer Nero erwachsen. Titus besann sich jedoch bald eines Bessern, und als er im Jahr 79 auf den Thron gelangte, bestrebte er sich, möglichst besonnen, weise, gerecht und mild zu regieren und seinen Tag ohne irgend eine Wohlthat vergehen zu lassen, so daß er bei seinem Tode den ehrenden Beinamen „Lust und Liebe des Menschengeschlechts" bei seinen Unterthanen erhielt. Leider regierte er nur wenig über zwei Jahre, und verewigte sich durch die Vollendung des Colosseums, durch die Erbauung der nach ihm genannten Thermen oder warmen Bäder zum unentgeltlichen Gebrauch für das Volk. Unter seiner Regierung wurden im Jahr 79 die Städte Herculanum und Pompeji durch Aschenregen verschüttet, und im Jahr 80 ein großer Theil von Rom durch eine gewaltige Feuersbrunst in Asche gelegt, sowie ein großer Theil Italiens durch die Pest verheert. Er starb an Gift, das ihm sein Bruder Domitian hatte reichen lassen, um ihm auf dem Throne der Cäsaren zu folgen, — ein brüderliches Stückchen, wie die römische Kaisergeschichte deren manche aufweist.

Inhalt des siebenten Hefts:

	Seite
Im Bettelhaus; eine Dorfgeschichte von der schwäbischen Alb. Von Paul Stern	241
Der Khodscha oder Steuereinnehmer in Marocco	249
Die Insel Madeira, ihr Klima und ihre Scenerie	250
Eine persönliche Erinnerung an Napoleon I.	254
Onkel Gelbfuß. Eine Geschichte aus dem Leben. Von Georg v. Sepfried	255
Das wilde Heer oder Nachtgejaid. (Schluß.)	259
Der Onkel von Amsterdam; eine Familien-Geschichte von Otfrid Mylius. (Fortsetzung.)	262
Sneewitchen. Eine einfache Geschichte von Franz von Elling. (Fortsetzung.)	273
Der Savoyarden-Knabe	277
Marie Antoinette im Gefängniß	279
Scylla und Charybdis	280
Der Triumphbogen des Titus in Rom	280

Illustrationen:

	Seite
Der Khodscha oder Steuereinnehmer in Marocco	245
Ansicht von Funchal	249
Männliche Volkstrachten auf Madeira. Eine Ochsenschleife	252
Weibliche Volkstrachten auf Madeira	269
Der Curral oder Corral auf Madeira	253
Hochzeit bei den Hindus	261
Marie Antoinette im Gefängniß	269
Scylla und Charybdis	276
Der Triumphbogen des Titus in Rom	277

Verantwortlicher Redakteur: Otfrid Mylius. — Verlag der Expedition. — Druck von C. Greiner in Stuttgart.

Digitized by Google

Illustrirtes Familienblatt. Herausgegeben von Otfrid Mylius.

1866. Stuttgart, Verlags-Expedition. **Achtes Heft.**

Kabale und Liebe.

Novelle von F. Brunold.

1.

Die jungen Mädchen waren in großer Aufregung. Der kleinen munteren Klara Bräutigam, Doktor Nauwied, war zum Besuch gekommen um, wie er sagte, einige Tage mit seinem Klärchen in ungestörtem Beisammensein zu verleben — und hatte den Vorschlag gemacht, im Hause seines zukünftigen Schwiegervaters, des Rentamtmanns Basilius, ein kleines Schauspiel aufzuführen. Ob dieser Vorschlag nun ein zweckdienliches Mittel zu einem ungestörten Beisammensein war, mag dahin gestellt seyn; die Herren Bräutigame haben oft gar wunderliche Ansichten in Bezug auf gegenwärtiges und zukünftiges Glück; aber wenn der Doktor die Absicht gehabt hatte, mit seinem Vorschlage einiges Leben und heitere Bewegung in die Einförmigkeit des kleinen Stadtlebens zu bringen, so war sein Vorhaben wenigstens für's Erste mit dem besten Erfolge gekrönt worden.

Der Gedanke: Komödie zu spielen, einmal auf den Brettern zu stehen, die die Welt bedeuten, hatte alle Herzen elektrisirt. Die jungen Mädchen schwammen in einem Meer von Seligkeit — und Doktor Nauwied war ein gottvoller Mensch; wie denn auch sein Klärchen plötzlich ein sehr gesuchtes liebenswürdiges Mädchen geworden war. Was gab es von nun ab nicht Alles zu berathen und zu besprechen; wie oft und wie viel mußte man nicht zusammenkommen; wie genau war Dies und Jenes zu erwägen? Genug, man war oft und viel beisammen, ohne daß die Sache an und für sich eigentlich gefördert wurde. Es gab immer so viel zu lachen und sich gegenseitig in's Ohr zu tuscheln, so daß an ein tieferes Eingehen auf die Sache nicht zu denken war. Man fand Alles reizend, gottvoll. Und als der Doktor erklärte, daß er ein Stück zur Aufführung bereits ausersehen, und er gesonnen sey dasselbe vorzulesen, erfand man seine Wahl ganz vorzüglich, hielt das Letztere aber nicht für nöthig, zumal das Vorlesen doch sehr angreifen müsse. Man bat, die einzelnen Rollen zu vertheilen, worauf ja dann ein gemeinsames Lesen der Spielenden stattfinden könne. Die Wahrheit war daß jedes der jungen Mädchen brannte, eine Rolle zu bekommen, um zu erfahren und zu ermessen, welcher von den drei Herren des Stücks, für welche Klärchens Bräutigam, Bruder und Cousin bereits bestimmt waren, ihr gegenüber oder zur Seite stehen würde.

Es trat eine augenblickliche, spannende Stille ein; es wurde wirklich für kurze Zeit ganz, ganz still, was in einem Kreise junger Mädchen viel sagen will — aber die Erwartung war auch wirklich gar zu groß — Und als es nun geschehen, als der Doktor seine Wahl getroffen, als er zu dieser und jener Rolle die Betreffenden in Vorschlag gebracht, gab es ein allgemeines Durcheinander-Rufen, Lachen und gegenseitiges Ueberbieten geäußerter Meinungen, indem die Uebergangenen, die am Spiel nicht Betheiligten, ihre getäuschten Hoffnungen und Erwartungen unter lauten Lobeserhebungen der getroffenen Wahl verbargen, während die Erwählten ihr inneres Frohlocken unter scheinbarem Ablehnen oder schüchternen Fragen: ob sie sich auch wohl für die Rollen eignen würden, zu verbergen suchten. Schließlich jedoch wurde Alles acceptirt und alle Mitspielenden versprachen, das Stück sofort zu lesen, und das Lernen der Rolle gewiß nicht zu verabsäumen. So trennte man sich; aber das Versprechen, die übertragene Rolle bis zum andern Tage, wo man sich wieder zusammen finden wollte, gelesen und einigermaßen gelernt zu haben, wurde von fast allen Betreffenden außer Acht gelassen. Man wollte ja nur Vergnügen, aber keine Anstrengung haben, zumal ersteres ja bedeutend erhöht wurde, wenn man bei diesen Proben hin und wieder in seiner Rolle stecken blieb. Bis zur Aufführung, bis wo Jeder sein Pensum so viel als möglich hinausschob, gedachte man mit seiner Aufgabe vollständig fertig zu werden. Und sollte es je ein wenig hapern, so war ja die gutmüthige Erdmuthe als Souffleur da, die mußte für alle Risse stehen. Auch hatte ja, wie

Digitized by Google

es hieß, der große Ludwig Devrient niemals seine Rolle gelernt, sondern nur stets nach dem Souffleur gespielt; warum sollten sie sich das nicht auch zu Nutz machen, da es ja hier weniger auf ein eigentliches Spiel, als vielmehr nur auf ein Vergnügen abgesehen war!

Von allen diesen machte jedoch Martha, die ernste sinnende Martha, eine Ausnahme. Sie war die einzige Tochter der Frau Rendant Marward, deren Angabsel sie seit dem Tode des Mannes war. Martha hatte ihre Rolle mit entschiedener Freude übernommen; sie lernte mit Eifer an derselben und war zugleich bemüht, tiefer in den Geist des Stücks einzudringen.

Die Mutter war nicht daheim; sie war zu einer Freundin gegangen, und so konnte an dem Tage, von dem wir sprechen, Martha sich ganz ungestört ihrem Vergnügen und ihrer übernommenen Aufgabe hingeben. Laut die Rolle lesend und deklamirend, ging sie im Zimmer auf und nieder. Sie hörte und beachtete es nicht, daß die Hausthüre aufging, daß sich Schritte der Stube näherten. Und als nach mehrmaligem Klopfen kein 'Herein!' von ihrer Seite erfolgte, die Thüre sich leise öffnete und ein junger Mann eintrat, hielt sie wie unwillig ihren schreitenden Fuß an, und starrte mit zürnendem Auge den Eingetretenen an. Als sie jedoch den Nahenden erkannte, hellte sich ihr Auge auf, und rascher, als sonst ihre Art, trat sie zu ihm, hielt ihm die einzulernende Rolle in der Abschrift hin und rief: „Edgar! wie schön, daß Du kommst! Bitte, setze Dich dorthin in jene Ecke, nimm das Papier, mach' meinen Souffleur und sieh zugleich, ob ich die Rolle richtig und gut aufgefaßt!"

Der junge Mann war im ersten Augenblick freudig berührt durch die ungewöhnliche Herzlichkeit, womit er heute empfangen ward; aber er fühlte doch gleich darauf, daß diese Herzlichkeit nicht seiner Person, sondern der Sache galt, welcher er als Hebel dienen sollte; und seine Stirn umwölkte sich. Dennoch zögerte er nicht, der Aufforderung Folge zu leisten, nahm in der bezeichneten Ecke Platz, schlug das Papier auf, und erwartete schweigend den Beginn der Vorstellung.

Und das junge Mädchen, als trete es aus sich selbst heraus, als werde es nun eine Andere, als müsse es nun eine Andere seyn, strich sich mit der Hand über die hohe Stirn und begann ihre Rolle. Sie schien es ganz vergessen zu haben, daß sie in ihrem eigenen Zimmer sey, daß sie nicht auf der Bühne stehe, und daß sie als Zuschauer und Zuhörer weiter keinen Menschen um sich habe, als ihren Souffleur, ihren Jugendgespielen und Jugendgenossen Edgar Rasmann, der seit Kurzem als Schreiber, als niederer Subalternbeamter, beim Gericht fungirte.

Der junge Mann saß und staunte das junge Mädchen an; aber es war keine Bewunderung, keine freudige Erregtheit, die sich auf seinem Gesicht bemerkbar machte, es war vielmehr ein so recht tiefer, schmerzlicher Zug, der sich um seinen Mund lagerte. Martha bedurfte seiner Hülfe sehr wenig; sie hatte ihre Rolle bereits überaus gut gelernt, und sagte dieselbe mit einem Feuer und einer Erregtheit her, wie Beides sonst dem Charakter derselben fern zu liegen schien. Oder hatte ihr innerer Wesen sich hier erst in seiner wahren Hülle gezeigt? Der junge Mann schien wohl Letzteres vorzugsweise zu denken, und darum mochte dieser Zug des Schmerzes sich um seinen Mund bemerkbar gemacht haben.

Er schwieg, als die Darstellung, die Probe beendet war. Als aber Martha erwartungsvoll zu ihm trat und in sichtbarer Spannung seines Urtheils harrte, erhob er sich, ergriff des jungen Mädchens Hand, strich sich in tiefer Erregtheit das Haar von der Stirn und sprach: „Martha! wie bist Du doch heute eine so andere! Ist Dir dies Spiel wirklich mehr als ein Spiel, als ein Vergnügen, dem man keinen höheren Werth beilegen darf? Du bist erregt, durchglüht, wie ich Dich gar nicht kenne, und wie die Rolle Deines Stücks keinen Grund dazu angibt. Warum eine heitere Sache so ernst nehmen?"

Die Angeredete, die wohl etwas ganz anderes als diese Worte erwartet hatte, fühlte sich zusehends bitter enttäuscht. Das Roth der Begeisterung, der glühenden Erregtheit, machte einer schmerzlichen Blässe Platz. Es war als ob eine Thräne der Wehmuth aus ihrem Auge dringen wollte. Dennoch bezwang sie sich, und nicht ohne einen Anflug von schneidender Kälte sagte sie: „Nun, das muß wahr seyn! galant bist Du eben nicht. Aber ich bin es ja schon von Dir gewöhnt, daß Du mir jede Freude verderben und verbittern mußt. Als ob man nicht auch bei einem Spiele den ganzen Ernst, den die Sache bedingt, mit sich bringen müßte! Und wer sagt Dir denn, daß ich einzig und allein nur ein Spiel, ein Vergnügen im Auge hatte? Liegt nicht oft ein hoher Ernst in kindischem Spiel? — Was wäre es auch, falls ich diese Rolle einer Komödie benutzt hätte, um meine innere Kraft, mein Talent zu erproben? Sagten nicht Alle, Herrn Doktor Raumeid an der Spitze, daß ich ein großes Talent zur Schauspielkunst besäße? Fühle ich nicht selbst einen unwiderstehlichen Drang, was in mir lebt und webt, auch äußerlich darzustellen und zu gestalten? — O, es muß etwas Herrliches, etwas Großes seyn, so auf den Brettern zu stehen, die die Welt bedeuten, ein gewähltes Publikum vor seinen Augen! — Aber freilich Du denkst und fühlst anders. Dir ist die Prosa des Lebens die meikende Kuh, aus der Du Deine Nahrung ziehst. Kalt und ruhig entfagest Du Deinen hochstrebenden Plänen, und wurdest, anstatt Dein Studium auf der Universität zu vollenden, ein einfacher Subalternbeamter, der die Aussicht hat, es nie zu etwas Großem und Bedeutendem zu bringen. Mir wohnt diese kalte nüchterne Resignation nicht inne. Mein Geist strebt in die Höhe; ich will Hammer und nicht Ambos seyn; ich will herrschen, und nicht sehn eine Sklavin der Alltäglichkeit, der Sorge und Noth. Was waren denn die meisten unserer jetzigen berühmten Bühnenkünstlerinnen ehedem? Welch eine Schule haben unsere größten jetzigen Sänger durchgemacht? — Und warum sollte mir, der sich Alles so leicht gestaltet und ebnet, nicht dermaleinst ein gleiches Loos zu Theil werden?"

Edgar war aufgestanden; er blickte der Jungfrau in das Auge und sagte, sichtlich bemüht den Stachel seiner Worte so viel als möglich abzubrechen: „Martha, möchten meine Worte Dir mehr seyn, als die Worte eines Fremden, wofür Du mich in diesem Augenblick zu nehmen gewillt scheinst; in Deinem Spiele lag, wie Du selber gestehst, ein tiefer, bitterer Ernst; und so laß mich Dir die Worte eines Dichters in das Gedächtniß zurückrufen, die wir vor Monden zusammenlasen, und der da sagte:

> Beneide mich nicht um des Liedes Krystall,
> Aus meinem Herzen gehalten:
> Die fließt es zu, ein schimmernder Ball,
> Ich muß die Wunde behalten.
> Mit jedem Liede, mit jedem Traum
> Zählt' ich mein Herzblut rinnen,
> Die Welt sieht goldigen Purpurschaum,
> Das Leid verberg' ich innen.

So sang Mar Waldau, der früh Gestorbene. Und er hatte Recht! Die Kunst verlangt den ganzen Menschen. Zu nichts in der Welt bedarf es größerer Kraft, Ausdauer und Energie, als zu dem Berufe eines Künstlers, führe derselbe einen Namen welchen er wolle. Er nährt sich mit seinem eigenen Herzblut; er wiegt sich auf Träumen, die über kurz oder lang gleich Seifenblasen zerplatzen. Künstler-Ruhm und Ehre, was sind sie zumeist anders als Fata-Morgana-Bilder, welche die nächste Stunde in ein Nichts auflöst. — O,

Digitized by Google

Martha! weil Freunde und Bekannte Dir schmeichelu und Dein Spiel loben, das sie noch nicht einmal erkannt haben, geschweige denn beurtheilen können — glaubst Du schon Schauspielerin zu seyn? Wähnst Du still gehegte Wünsche und Träume schon verwirklicht? Das ist der Fluch des Dilettantismus, daß er sich Meister wähnt, wo er die Stufen zum Thron erst hinan zu klimmen beginnt. O, ich bitte Dich, komm zurück von Deinem Wahn, auf der begonnenen Bahn verwärts schreiten zu müssen. Siehe umher: haben die vielen Gesangvereine die Kunst im wahren Sinne des Wortes gefördert? Nimmermehr! Mehr und mehr trugen sie den Wahn unter die Leute, daß diese sich selbst für ausübende Künstler hielten, und führten den Verfall der Kunst herbei, indem jene Menschen ihre eigene Schwäche und Halbheit überschätzten und dieselbe zum Maßstab für wirkliche Künstler nahmen. Die gesellige Freude, der Frohsinn verschwand in der Sucht zu glänzen, es ausübenden Künstlern gleich zu thun! — Und so ist es und wird es seyn mit dem, was Dir und euch Allen zur Freude, zum Vergnügen dienen sollte! Der Schein bleudet Dich. Du bist keine Künstlerin und, — laß es mich offen, frei nach innerster Ueberzeugung bekennen! — wirst es nimmer werden! Dein Pathos ist hohl, Dein Spiel ..."

„Ha, das ist stark!" fiel die Getadelte aufstammend ein. „Und Du willst mein Freund, mein einstiger, ehemaliger Jugendgespiele seyn? Ich kenne Dich nicht wieder; aber ich verstehe Dich. Der Neid, der tiefe, blasse Neid spricht aus Dir, weil Du nicht auch eine Rolle bekommen hast, weil man Dich nicht auch aufgefordert mitzuspielen. Aber nun eben in Deinem hämischen Tadel, in Deinem Neide erkenne ich es, daß mein Spiel nicht schlecht gewesen, daß ich mehr hineingelegt, als Du geahnt und erwartet. Und so möge denn, was mir seit Monden, seit Jahren ahnungsvoll durch meine Seele ging, was heute zum ersten Mal sich schüchtern an das Licht des Tages gewagt, hinaustreten in die Welt: ja ich will das in mir schlummernd gelegene Talent ausbilden, hegen, pflegen, will Schauspielerin zu werden suchen. Ich will es werden! — Und wenn ich es geworden, wenn ich hochgeehrt, bewundert auf den Brettern stehe, wenn die Menge mir zujauchzt und die Kränze mir entgegen fliegen, Blumen mich überschütten, dann will ich Dich an diese Stunde, an diese Deine Worte erinnern und Dir zurufen: Siehe, welch ein neidischer, schlechter Prophet Du gewesen! — Ich werde Schauspielerin!"

Der junge Mann war gelassen und äußerlich ruhig geblieben. Jetzt aber trat er einen Schritt näher, ergriff Martha's Hand und sagte weich, voll tiefen, inneren Gefühls: „Hab' ich Dir weh gethan, dann verzeih' es mir. Aber ich las Deine innern Gedanken in Deinem Auge, und so ward ich Dir Wahrheit schuldig. — Ich bin Dein Freund; ich bin es Dir immer gewesen, schon als Knabe — Du weißt es — und diese Anhänglichkeit wuchs mit den Jahren. Es ist nicht der Neid, der aus mir spricht, sondern ein tieferes, innigeres Gefühl: ich liebe Dich! Und wenn ich dieser Liebe, dieser Neigung niemals Worte lieh, so geschah es eben, weil ich ein armer, unbedeutender Subalternbramter bin. Ich gab, nachdem der Vater plötzlich gestorben, mein Studium auf, um der Mutter eine Stütze werden zu können und zu seyn. Willst Du aus diesem meinem Entschlusse, der in seinem Beginnen mir schwer genug wurde, mir einen Vorwurf machen, einen Grund zum Tadel, zur Schmähung suchen? — Bei Gott im Himmel! es liebt Niemand mehr die Kunst als ich sie liebe; aber wenn ich nicht ebenso tief von den Anforderungen überzeugt gewesen wäre, welche dieselbe an ihre Jünger macht, ich hätte längst die Feder des Schreibers mit der des Dichters vertauscht. Doch es ist eine tiefe Kluft zwischen den Worten: ein Dichter seyn und die Dichter lieben." Und noch einen Schritt näher tretend legte er die Hand auf die Schulter der noch immer ernst, unmuthsvoll vor ihm stehenden Jungfrau, und sagte weich, herzinnig, liebevoll: „Martha, liebe Martha! hast Du kein Wort der Erwiderung auf meine Worte? — Ich habe Dich so lieb, so recht von Herzen lieb! Willst Du mir gar nichts sagen?"

Er wollte seinen Arm um ihre Hüfte legen, aber diese Berührung schien sie aus dem Traum zu rütteln, in welchem sie befangen gewesen. Mit rascher Handbewegung entfernte sie seinen Arm, schlug das Auge flammend auf und sagte: „Geh'! Mich dünkt Du hast den Augenblick zur Enthüllung Deines Herzensgeheimnisses schlecht gewählt; glaubst Du wirklich mich Deinem Antrage geneigt zu finden, während Du zugleich mir das Herz so bitter verwundetest? Geh'!" Und sie wendete sich und trat dem Fenster nahe.

Der junge Mann folgte dieser Aufforderung nicht, er ging der Erzürnten nach, ersaßte ihre Hand und sagte ruhig, aber mit tiefem innerem Gefühl: „Martha, Du bist erregt! Der Widerspruch der in diesem Augenblicke in Dir wohnt, läßt Dich anders erscheinen, als Du bist. Laß uns nicht in dieser Weise scheiden! Und willst Du in meinen Worten nicht die Worte Treuesten sehen, der, wie Du es längst weißt und gefühlt haben mußt, Dich so innig, so ganz von Herzen liebt, der sein Leben für Dich lassen möchte, um Dich glücklich zu wissen, o, so sieh' in ihnen den Rath des Jugendgespielen, des Freundes, der Dir stets zur Seite gestanden ..."

„Und der nun deßhalb ein Recht zu haben meint, mich bofmeistern und gängeln zu können!" fiel das junge Mädchen mehr bitter als erregt ein und zog ihre Hand aus der seinen zurück. „Den Kinderschuhen, dächte ich, wäre ich längst entwachsen!"

Er entgegnete diesen Worten nichts; er sprach nur weiter, als habe er sie nicht vernommen. Doch war seine Stimme noch weicher, noch inniger als zuvor. „Wie weh, wie schmerzlich weh thut es mir," sagte er, „daß ich Dich so befangen sehe. Ich möchte nicht so scheiden. Man knüpft den Faden einer verlorenen oder abgerissenen Freundschaft zwar wieder an, aber es entstehen durch dies Anknüpfen doch Knoten in dem Faden. — Martha, liebe Martha! verkenne mich nicht. Siehe nicht in mir einen Feind, der gekommen sey, Dir Deine Freuden und Illusionen zu zerstören. Deine Worte haben mich erschreckt; mir ist es, als ständest Du an einem Abgrunde und ich müßte Dich mit Gewalt von demselben zurückziehen. Die Kunst, und vor allen Dingen die Schauspielkunst, ist eine Sirene, die nur Wenige glücklich gemacht hat. O Martha, des Weibes Heimath ist das Haus. Das ist die Stätte, auf welcher Segen und Frieden erblüht."

Sie lachte auf und ihre Stimme klang recht höhnisch kalt, als sie rief: „Ha-ha-ha! meinst Du denn wirklich, ich könnte und würde mich jemals als simple Schreibersfrau glücklich fühlen? Mein Sinn steht nach Höherem; ich kann und will in niederer Sphäre nicht leben." Und noch schneidender, kälter wendete sie sich dem Fenster zu, und begann mit den Fingern auf den Scheiben zu trommeln.

Edgar war todesblich geworden; diese Worte hatten ihn tief, schneidend verwundet. Er mußte sich für einen Augenblick auf den nahestehenden Stuhl stützen um nicht umzusinken, dann aber ermannte er sich, richtete sich hoch auf, warf noch einen Blick auf die Jungfrau, die noch immer mit ihren Fingern trommelte, und schritt langsam, langsam ohne einen Gruß, ohne ein Wort zur Thüre hinaus. —

2.

Martha war allein, ganz still mutterseelen allein.

Niemand kam, Niemand störte sie. Es war ihr im ersten Augenblick, als sie sich so einsam im Zimmer fand, ordentlich wohl um's Herz; es war als sey eine Last von ihr genommen, als könne sie nun froher, freier aufathmen, als habe sie Fesseln gelöst, die doch nun nachgerade drückend zu werden begonnen hatten. Sie fühlte

Digitized by Google

sich so ganz im Recht und gedachte nun, von jedem Zwange frei, von jeder lästigen Bevormundung erlöst, ihre Rolle noch einmal durchzugehen. Sie wähnte, jetzt müsse ihr dieselbe aus Einem Gusse gelingen, ein Kunstwerk müsse zu Tage kommen. Aber siehe, als sie zu sprechen begann, war es ihr jetzt selber, als sey ihre Stimme belegt, als habe sie die Rolle vorhin anders, besser aufgefaßt gehabt; und unwillkürlich, ohne daß sie es wußte noch hindern konnte, kam und ging, gleichsam wie der Mondschein durch das Fenster lugt und durch's Zimmer geht, die Erinnerung durch ihr Herz und machte sich breiter und breiter in der Brust, bis sie der Rolle gänzlich vergaß, auf den Stuhl sich setzte und die Hände träumend in den Schoos sinken ließ.

Armer Edgar! warum mußte sie seiner denn jetzt gerade wieder denken? Sie hätte den Namen gern aus dem Gedächtniß gejagt, aber er kam immer wieder und war immer wieder da, wie eine Fliege, die man immer und immer wieder von dem Gesichte scheucht, und die dennoch stets wieder auf Stirn, Nase und Wange umherkriecht. Der Edgar, wie hatte er schon als Knabe auf sie gewartet, wenn sie aus der Schule kam; wie oft hatte er sie gegen andere böse Buben in Schutz genommen! Und dann, wenn sie bei ihren schweren häuslichen Aufgaben weinend saß, da sie dieselben nicht zu lösen vermochte, wie oft war er gekommen, hatte geholfen und aller Qual und Angst ein Ende gemacht! — Und als sie größer geworden, hatte er nicht jedes Stickmuster, das sie zu haben wünschte, fein, sauber für sie gezeichnet? War er nicht stets, wenn er vom Gymnasium zu den Ferien heimkam, zu ihr zuerst gekommen? Hatte er nicht die besten, die unterhaltendsten Bücher gebracht? Und war somit er also nicht auch der Erste, der den Hang zu den Schauspielen in ihr gelegt, genährt und gepflegt? Warum denn nun mit Einem Mal jede Illusion stören, jede Poesie verbannen und jeden Drang nach etwas Höherem verspotten und unterdrücken? — Aber er sprach von Liebe! Liebe sie ihn denn? Nein, nein! sie war ihm gut, er war ihr ein lieber, gern gesehener Freund; aber an ein Heirathen, an eine Ehe mit demselben hatte sie noch nie gedacht. Und nun gar jetzt, jetzt wo er so schonungslos in ihre Träume und Freuden gegriffen! Ha, das möchte eine schöne, einförmige Häuslichkeit werden! Wo blieben da die Freuden des Lebens, die Annehmlichkeiten des Daseyns: Theater, Bälle, Konzerte? —

Freilich, freilich! Edgar hat für's Erste allen diesen Genüssen entsagt; er hat sein Studium aufgegeben, das er so eifrig betrieb, weil der Vater gestorben und das hinterlassene Vermögen sich als gänzlich unbedeutend erwies — er wollte der Mutter eine Stütze, eine Hülfe seyn, darum war er ein einfacher Gerichtsschreiber geworden. Ja, ein guter Sohn, ein guter Mensch ist er. Und vielleicht wird er dereinst auch mehr: wird Actuarius, Rechnungsrath — und was weiß ich, was er noch Alles werden kann. Aber dieß Eine, dieß Eine weiß ich, daß er ein Hypochonder ist, der mir keine Freude, kein Glück gönnt, ein Egoist, der mich an seine Seite schmieden möchte und den ich nicht leiden kann und mag und niemals heirathen will und werde! So träumte und dachte sie, während ihr Füßchen die Diele ein wenig stampfte.

Geh' Du nur hin! Geh' Du nur hin,
Und schlag' Dir Solches aus dem Sinn.
Nicht Wasser sich und Feuer mengt,
Mein Herz an keine Liebe denkt.
Ich laß Dich ruhig wandern,
Such' Dir Dein Glück bei Andern.

Was singst du, Schwalbe auf dem Dach?
Mein Herz an ihn nicht denken mag.
Rufst du den Namen noch so oft,
Und singst, daß er noch immer hofft,
Du machst, daß durch dein Singen
Mir Thränen in's Auge dringen.

Ob er wieder kommt? — Ob der Edgar böse ist?

Als die Mutter spät am Abend heimkehrte fand sie die Tochter überaus still und zerstreut. Was hatte sie nur?

3.

Und somit war denn endlich der heißersehnte Tag der Aufführung herangekommen. Weich einen köstlichen Abend versprachen sich Alle, mochten sie mehr oder weniger bei der Sache betheiligt seyn, als Mitwirkende oder als Zuschauer. Freude und Vergnügen versprach sich Jeder, zumal nach der Aufführung noch getanzt werden sollte. Und das war ja doch der Hauptgipfel des ganzen Vergnügens.

Nur Einer ging mit bedrücktem, schwerem Herzen in's Haus der Eltern der kleinen, munteren Klara, wo die Aufführung Statt haben sollte, und das war Edgar. Er wäre am liebsten zu Hause geblieben, aber Doktor Raumieb, den er noch von seiner kurzen Studentenzeit her kannte, hatte es ihm schon verdacht, daß er auf das Anerbieten, sich bei der Aufführung mit zu betheiligen, nicht eingegangen war. Es war aus diesem Grunde schon sein Name nie erwähnt worden, so daß auch Martha von diesem Anerbieten keine Ahnung gehabt hatte, und so mochte er nicht fern bleiben, um nicht gänzlich als ein Misanthrop verschrieen zu werden, was er im Grunde des Herzens ja auch keineswegs war. Edgar liebte ebenfalls den Scherz, die Freude; aber es schmerzte ihn zu sehen, wie dieß ganze Treiben doch nur ein Haschen nach nichtssagenden oder zweideutigen Witzen war, wie das zur Aufführung gewählte Stück, jedes Funkens von Poesie bar, bei Licht besehen nur auf unsittlichem Grunde ruhte, was aber zum Glück gänzlich unbeachtet blieb. Und der Gedanke, daß Martha, die er bisher in seinem Herzen so hoch gestellt, an diesem Treiben Gefallen finden konnte, daß sie ganz in diesem Vergnügen gleichsam aufging, machte ihn erbeben. Es war als ob über ein Heiligenbild düstere Nebelschatten gefloßen seyen. Trübe, bittere Gedanken setzten in seiner Brust sich fest, und hatten auch wohl schon an jenem erwähnten Abende ihn bitterer sprechen lassen, als er es unter anderen Umständen gethan haben würde. Aber Martha! seine Martha! die er mit jeder Faser seines Herzens liebte, sollte und mußte anders seyn, als die anderen jungen Mädchen; sie konnte, sie durfte nicht so tiefen Gefallen an nichtigen Vergnügungen und zweideutigen Scherzen finden. — Und nun hatte er gesehen und gefühlt, daß das Ganze ihr mehr war als es allen den Uebrigen, daß sie am liebsten sich gänzlich, von Eitelkeit und Selbstsucht geblendet, in diesen Strudel gestürzt hätte und sofort Schauspielerin geworden wäre. Sein Herz blutete. Nun erst fühlte und empfand er, wie tief, wie tief er sie liebe.

O gewiß, er wäre am liebsten zu Hause geblieben, aber bekanntlich findet ja das Herz ein wollüstiges Vergnügen darin, sich den Stachel des Schmerzes mit eigener Hand tiefer und tiefer in die Brust zu stoßen. Er ging, obschon der Verstand das Gegentheil rieth, um Martha zu sehen. Weher kamen ihm nur die Worte seines Lieblingsdichters Max Waldau immer, wieder in das Gedächtniß:

Heimtückisch ist die Trennung gekommen,
Ich weiß nicht wie — sie kam über Nacht:
Denn sind die Freuden alle vergangen,
Zusammen haben wir gestern gelacht.
Ein Zucken entstellt sein bleiches Gesicht,
„Er rächt sich!“ murmelt sie.
Hab' keine Furcht, ich räche mich nicht,
An einem Weibe — nie!
Die Freude sey Dein ewiger Gast,
Fahr' wohl in Lust und Scherz...
Nur wenn Du wieder zu weinen hast
Komm' wieder an mein Herz.

Digitized by Google

Digitized by Google

Und gewiß, als er kam, wie froh, wie glücklich tummelten sich alle bereits im Zimmer umher! Wie überaus geschäftig waren die jungen Mädchen! Vor allen Dingen wurden die Kleider, der Putz bewundert und besprochen. Jede der Mitspielenden versicherte, daß sie ihre Rolle nicht habe lernen können, denn sie habe noch Dies und Jenes an ihrem Anzuge zu machen gehabt. Ich verlasse mich auf den Souffleur, sagte Jede — und lachte. Der Anzug war die Hauptsache, und so war es denn auch gekommen, daß derselbe ohne die geringste Rücksicht auf die Rolle gewählt worden war. Jede wollte so prächtig, so elegant als möglich erscheinen. Die Zofe war kostbarer gekleidet als die Herrin und so fort. Nur Martha schien in Etwas eine Ausnahme gemacht zu haben: sie hatte ihre Rolle gewissenhafter als die Uebrigen gelernt, und das Kleid, das sie trug, stand ihr gut, wenn es auch ihrer darzustellenden Rolle gemäß hätte weniger aufgeputzt seyn dürfen.

Edgar war im Hintergrunde geblieben, und hatte mit ihr noch kein Wort gesprochen. Sie mieden sich gegenseitig. Und als nun endlich das Spiel begann, wie zeigte es sich so klar und deutlich, daß fast Niemand seiner Rolle gewachsen war. Die arme Erdmuthe als Souffleur wurde fast heiser vor lautem, eifrigem Sprechen, und man hörte sie meist mehr, als die Spielenden selbst. Aber das hatte Alles nichts zu sagen. Das Stück wurde in Hast zu Ende gespielt, und als es geschehen, als das letzte Wort gesprochen worden war, stürzte Alles auf die Darsteller und Darstellerinnen zu und überschüttete sie mit Tank und Lobeserhebungen. Und diejenigen, welche während der Aufführung am meisten geplaudert und sich über die Spielenden beiseite und laut mequirt, waren am eifrigsten und überschwenglichsten in ihrem Lobe. —

Edgar sah und hörte es, und sein Herz zog sich krampfhaft, schmerzlich zusammen, zumal als er bemerkte, wie Martha, die freilich entschieden am besten gespielt (was aber unter solchen Mitspielenden nichts sagen wollte und konnte), sich an diesem nichtigen Lob zu berauschen schien. Sie blickte sogar einmal flüchtig zu ihm herüber, als sie von diesen Schmeichlern umlagert dastand, als wollte sie sagen: „Sieh', wie Alle meines Lobes voll sind, und Du, nur Du allein hattest Tadel, und hast jetzt kein Wort der Anerkennung für mich." — Er fühlte ihre Gedanken und konnte sich dennoch nicht entschließen, ihr nahe zu treten.

O, dachte er, wie so anders wäre es doch in der Welt, wenn die Leute mehr den Muth hätten, ihre wahre Herzensmeinung klar und entschieden auszusprechen. Da wird gelobt, was man im Innern verlacht und verspottet; da wird Dem und Jenem gehuldigt, weil er reich, obschon er seinen Reichthum vielleicht nur auf schlechten Wegen erworben, und was dergleichen mehr! Schein und Schwindel überall! Und Martha, meine Martha, von demselben Fieber angesteckt! — Er wäre am liebsten sofort nach Hause gegangen, still, schweigend, unbemerkt. Aber jetzt sah er, wie Doktor Rauwied der Genannten nahe trat, und hörte wie er sagte: „Und wissen Sie schon, daß wir in einigen Tagen Schauspieler im Orte haben werden? Es ist eine sehr anständige, bedeutende Truppe. Ich freue mich darauf; man wird doch einige gute neuere Stücke zu Gesicht bekommen. Freilich die Damen spielen selten gut, besonders wenn es gilt, eine höhere tragische Rolle darzustellen. Wissen Sie, Fräulein, was ich wünschte und möchte? Sie haben ein eminentes, famoses Talent, das haben Sie heute bewiesen; ich möchte Sie wohl einmal auf einer wirklichen Bühne sehen. Ich glaube, Sie würden eine prächtige Emilia Galotti abgeben! Aber auch die Schiller'schen Frauengestalten würden für Sie seyn!"

Martha's Augen glänzten. Hatte der Doktor ihre geheimsten Wünsche errathen, oder war ihr Talent wirklich so eminent, daß es aller Welt klar zu Tage lag? Sie vermochte Nichts auf die gethane Aeußerung zu erwidern; eine Flammenglut überdeckte ihr Gesicht, und sie dankte es dem Geschick, daß der Doktor in diesem Augenblick von seinem Kärtchen lachend, nickend aufgesucht und von hinnen gezogen wurde. Wie hatten diese Worte ihr Inneres in Aufregung gebracht! Mit welchem triumphirenden flammenden Blicke maß sie ihren früheren Jugendgespielen, den sie nicht kern von sich am Fenster lehnen sah, und der kein Wort der Freude und der Anerkennung für sie hatte. Kalt wandte sie sich ab, und so bemerkte sie es nicht, wie bleich, wie trüb er wurde, und wie mühsam er jetzt zur Thür ging, um das Zimmer, das Haus zu verlassen. — Dieser Blick nach den angehörten Worten hatte es ihm zur Gewißheit gemacht, daß Martha fortan für ihn verloren sey. Sie ging einem Ziele entgegen, dem er nicht folgen konnte.

Wißt Du das Leid ergründen,
Erfahren den tiefsten Schmerz,
Mußt Du erfahren und finden,
Daß sich gefangen Dein Herz,
Daß Du Dein Lieb verloren,
Das doch Dein Alles war.
Wärst Du doch nie geboren,
Lägst auf der Todtenbahr'!

4.

Schauspieler im Ort! — Welch ein magischer Klang liegt nicht in diesen Worten für die Bewohner einer kleinen Stadt! Und nun namentlich für die Jugend, die in diesem Ereigniß die schönste Unterbrechung ihres einförmigen Lebens sieht. Es ist als ob die Herzen plötzlich rascher schlügen und die Schuhmacher lauter Sprungfedern an die Schuhsohlen gehetzt hätten. — Mit welch einem Staunen werden die Wagen betrachtet, welche die Truppe herbeigebracht haben und vor dem Gasthofe zur 'goldenen Sonne', wo die Bühne aufgeschlagen werden soll, halten. Die Schauspieler und Schauspielerinnen mit allen Kindern und unvermeidlichen Hunden sind in der Gaststube versammelt. Aber die harrende, erwartungsvolle Jugend auf der Straße weiß bereits, welches von den Männern der Direktor ist, und welcher von ihnen der Komiker des Gesellschaft. Und als Einer derselben heraustritt und einen prüfenden Blick auf Straße und Wagen wirft, drängen einzelne der Buben sich sofort herzu und bieten ihre Dienste an. Selbst der Sohn des vornehmsten und reichsten Mannes der Stadt fühlt sich nicht zu gering, der Diener und Handlanger des geringsten Schauspielers zu seyn. Jeder von ihnen fühlt sich geehrt, den Lausburschen oder Cicerone zu machen, im Schweiße seines Angesichts einzelne Coulissen oder Garderobekasten in das Haus zu schleppen. Und selbst die Mädchen, die bisher schüchtern, die Hände unter der Schürze, in der Ferne gestanden, werden dreister, muthiger, und halten sich nicht für zu gering, der Primadonna die nöthigen Utensilien und Ingredienzien zu einem eichorienreichen Kaffee vom nächsten Kaufmann zu holen.

Nun also, wie gesagt, Schauspieler im Ort, ist ein Ereigniß, das Jung und Alt in Bewegung setzt.

Doktor Rauwied kannte Einzelne von der Gesellschaft bereits von anderen Orten her. Er lobte die Gesellschaft nun mehr als je, und sein Urtheil begann maßgebend für seine näheren und entfernteren Bekannten zu werden. Er war ein Schöngeist, und so mußte sein Wort von Gewicht seyn.

Unter solchen Umständen konnte es nicht fehlen, daß der erste Theaterabend ein sehr besuchter war, die Schauspieler sich wohl fühlten und gute Geschäfte im Orte zu machen hofften. Nur Barthold, der erste Held und Liebhaber, war und schien verstimmt, trotz des Beifalls, den er in so reichem Maaße gerntet. Einsam saß er nach Beendigung des Stücks in der Gaststube, dem Casinolokal,

Digitized by Google

wo viele der Zuschauer sich um die Schauspieler versammelt hatten, um bei einer Bowle die näheren Ereignisse des Abends zu besprechen. Natürlich machten die Herren der Stadt sich eine Ehre daraus, die Schauspieler zu traktiren; — dieß brachte schon der Kunstenthusiasmus mit sich. Der Herr Direktor war überaus beweglich; er hatte heute Abend ein gutes Geschäft gemacht. Alle Plätze waren besetzt gewesen, und welch ein Damenflor hatte sich auf den ersten Bänken entfaltet, welch ein Verständniß für das Stück hatte sich kundgegeben! Es war eine Freude, eine Ehre, vor solch einem gewählten Publikum zu spielen! Also äußerte sich der Direktor gegen den Doktor Nanwieb, der, wie jener bald bemerkt hatte, den Ton in der Gesellschaft angab. Wie hell klangen die Gläser, wie fröhlich ertönten die Stimmen! — Nur Bartholo, der erste Held und Liebhaber, war, wie gesagt, verstimmt, der Trank mundete ihm nicht, und um den Mund zuckte es wie Hohn, Spott und Verachtung.

Doktor Nanwieb sah dies Gebahren; er kannte den Mann von früher her, wo er als verdorbener Student zur Bühne übergegangen war und bei der ersten Truppe die Fittige zu rühren begann. Er ging zu ihm, dem Einsamen, der abseits getreten war, um in der Stille seinem Mißmuthe nachzuhängen. Der Doktor brachte ihm das gefüllte Glas entgegen und sagte lachend: „Welch finstrer Geist nimmt Euch gefangen, daß Ihr verschmäht mir Speis' und Trank?"

Bartholo blickte auf, nahm das Glas, trank es mit Einem Zuge leer und sagte: „Sie sehen, das Gefäß ist noch immer das alte. Aber Eins fehlt: der Humor, der uns sonst über alle Miseren des Lebens hinweghalf. Es ist um rasend zu werden!" Und dabei stampfte er mit dem Fuße, als wolle er die Diele zermalmen.

Der Doktor schaute verwundert auf und rief lachend: „Wie, ist dieß Bartholo, der heut allen Damen den Kopf durch sein Spiel verdrehte, und der uns demnächst zu seinem Benefiz den Ferdinand in Kabale und Liebe verführen soll?"

„Ha!" rief der Angeredete; „ja wohl, Kabale und Liebe — Kabale und Lüge überall. So ist das ganze Leben. Sie haben Recht! Der Direktor hat mir das Stück zu meinem Benefiz bewilligt, der Tag ist festgesetzt, ich kann und darf nicht zurück, wenn ich das Ganze nicht verlieren will. Und ich kann und darf es nicht verlieren, wenn ich nicht gänzlich ruinirt seyn will' Denn: 'Kann ich Dukaten aus der Erde stampfen? Wächst mir ein Thaler in der flachen Hand?' Ich muß an jenem Abend ein volles Haus haben oder . . . lassen Sie mich davon nicht weiter sprechen, Doktor! Sie verstehen mich ja ohne Worte. Es gibt Augenblicke im menschlichen Leben, wo man dem Schuldthurm oder der Kugel näher ist, als dem Glück! — Nein fürwahr, es ist zum Rasendwerden. Das Benefiz ist mir bewilligt, ein volles Haus wäre mir ziemlich gewiß, denn ich denke mich heute präsentirt zu haben, daß es der Worte nicht mehr bedarf, und der Ferdinand ist meine Glanzrolle, drum wählte ich sie und nicht den Prinzen in der Emilia Galotti, wie ich Anfangs Willens war; aber was soll der Ferdinand, wenn die Louise fehlt?"

Der Doktor schaute auf; halb zerstreut fragte er: „Keine Louise? Denn Sie sagten doch Louise und nicht Emilie! Aber ich meinte doch, Fräulein Andrees, die heut spielte . . ."

„Ist eben keine Louise!" fiel Bartholo hastig ein. „Und überdieß, im Vertrauen gesagt, sie ist zu alt zur Louise und überdem sich in jeder Rolle gleich! Nein, nein! die macht mir kein volles Haus. Ja, wenn ich eine neue jugendliche Kraft wüßte, so etwas ganz Frisches, das allein würde ziehen. Hä, ich möchte Argus-Augen haben, um suchen und umherlugen zu können, bis ich irgendwo einen neuen Stern am Theaterhimmel entdeckt hätte in Gestalt eines hübschen, jungen Mädchens, das fähig wäre und sich herabließe hier in meinem Benefiz die Louise als Gastrolle zu geben. Herr!" wendete er sich näher zu dem Doktor hin, ergriff einen Knopf seines Rockes und zerrte an demselben, als wolle er ihn unbedingt losreißen, „Sie sind ja auch, wie ich höre, ein halber Schauspieler, Sie haben, wie man mir bereits vertraut, hier mit großem Beifall gespielt und als Direktor eines Familientheaters fungirt — retten, helfen Sie, und der erste Lorbeerkranz, der sich auf meine Stirne senkt, soll der Ihrige seyn!" Die letzten Worte, voll Pathos gesprochen, bargen zugleich einen so eigenthümlichen Humor, so daß es zweifelhaft war, ob dieselben mehr Scherz oder Spott enthalten sollten.

Der Doktor jedoch merkte das Zweideutige der Rede nicht. Er fühlte durch das Vertrauen des Schauspielers sich geehrt und war überdieß so von eigenem Gedanken erfüllt, daß er nur diesen allein nachhing. Der Gedanke, so als ein Förderer der Kunst vor aller Welt dazustehen, berauschte ihn. Er wollte von sich reden machen, und war um das Mittel dazu nicht verlegen. Sichtlich geschmeichelt sagte er daher: „Ich wüßte schon so Etwas, nur weiß ich nicht, ob Sie oder wir Beide die etwa aufsteigenden Schwierigkeiten werden besiegen können!"

„Reden Sie! lassen Sie hören!" rief Bartholo lebhaft. „Es ist kein Berg zu hoch, den ich nicht sollte erklimmen können. Was haben Sie? foltern Sie mich nicht länger!"

„Jenun, ich meine," entgegnete der Doktor, „wenn so eine junge Dame aus hiesiger Stadt, bekannt, geachtet, voll Talent, als Dilettantin die Rolle der Louise übernähme, das müßte ziehen!"

„Ha, gottvoll, Doktor! Lassen Sie sich umarmen!" rief der Schauspieler und schlug seine Arme voll Pathos um den Genannten. „Diese Idee ist Goldes-werth. Sie sind ein Genie! Nennen Sie mir diese Dame, führen Sie mich zu ihr, und auf meinen Knieen will ich sie anflehen, bis sie meinen Wunsch erfüllt. Denn daß die Dame Talent hat, Reu'ne besitzt, dafür birgt mir Ihr Wort. Sie, Doktor, können nichts Schlechtes empfehlen. Und wo es fehlt, wo es mangelt, da helfen wir. Ein ganz schlechter Schauspieler sind wir nicht. Doktor! ich beneide Sie um diese Idee. Sie haben sich um das Vaterland verdient gemacht, würde ich sagen, wenn ich anderswo stände, hier rufe ich: Sie machen alle meine Mainächer glücklich; ich bin gerettet. Die Nachwelt wird nicht unterlassen, Ihnen einen Denkstein zu setzen. Aber nicht wahr, Sie führen mich sofort zu der Dame? Längstens morgen? Mir brennt der Kopf. Wäre Luna doch erst schlafen gegangen und Phöbus hätte den Wagen bestiegen . . . Tag! Tag! wie lange zögerst Du, um die Sonne meines Glücks aufgehen zu lassen!"

Der Doktor, der bisher in seinem Entschlusse und in seinen Ansichten noch geschwankt zu haben schien, erstarkte sichtbarlich an den hochtrabenden Worten Bartholo's, reichte demselben endlich die Hand und sagte überzeugend, herablassend: „Ich denke die Sache zu Ihrer und zu unser Aller Zufriedenheit zu ordnen. Aber für's Erste reinen Mund! Man muß das Essen nicht eher austhun, als es gahr ist. Sie besuchen mich morgen Vormittag, und dann . . ."

„Findet sich das Uebrige!" ergänzte der Schauspieler die abgebrochene Rede des Doktors, der zugleich die Hand zum Abschiede ihm gereicht hatte. Er machte ihm noch eine tiefe, devote Verbeugung, vielleicht um die Grimasse des Spotts und des höhnischen Lachens zu verbergen, die unwillkürlich sein Gesicht überzogen hatte.

Der Doktor hatte nichts gemerkt, aber Edgar, der angehende Actuarius, wie ihn seine Freunde neckend nannten, hatte Alles gesehen und auch das Meiste vernommen und gehört, denn er hatte unbeachtet, unbemerkt hinter der Gardine in der Fensternische gesessen. Einzelne Worte die er gleich am Anfang des Gespräches vernahm, hatten ihn mehr als vielleicht Recht gewesen, lauschen lassen. Er wußte und ahnte, was der Doktor beabsichtigte, welche junge

Digitized by Google

Dame er meinte; und sein Herz zog sich schmerzlich, krampfhaft zusammen. Er wußte für jetzt nicht, ob und wie er handeln sollte; sein Kopf brannte, das Blut fieberte. Zu Martha zu gehen, sie zu warnen, war nutzlos, er wußte es. Sie würde seinen Worten nicht geglaubt haben. — Und der Doktor!

Er dachte den Gedanken nicht klar, nicht weiter aus; aber er fühlte, daß er mit demselben reden müsse, mochte auch daraus entstehen was da wolle; und so verließ er seinen Platz und suchte den Genannten auf. Er fand ihn, und sah, daß er so eben mit dem Direktor des Gerichts sprach, der im Begriff war nach Hause zu gehen, wie Hut und Stock in seiner Hand bieß anzeigte. Der Direktor wurde des Nahenden ansichtig, und ihn sofort zu sich heranwinkend, sagte er: „Wir sprachen in diesem Augenblick von Ihnen, mein lieber Edgar. Unser guter Actuarius ist unpäßlich; er kann füglich nicht gut mit nach dem Gerichtstage. Herr Doktor Rauwied war so freundlich, mich an Sie zu erinnern. Sie kommen wohl sogleich mit zu meiner Wohnung, damit ich noch Einzelnes mit Ihnen besprechen kann. Morgen mit dem Frühesten werden Sie zur Abreise sich bereit halten." An eine Widerrede war nicht zu denken. Der junge Mann verbeugte sich, zum Zeichen, daß er sofort zu Diensten stehe. Was hätte er auch entgegnen sollen? Er konnte und durfte ja nicht sagen, daß er am liebsten daheim geblieben wäre, daß sein Herz so übervoll sey. Das Amt, die Pflicht rief — und er folgte.

Doktor Rauwied sah ihn gehen. Er lachte vor sich hin und sprach zu sich selber: „Sieh, das traf sich glücklich! Diesen Störenfried wären wir los, denn ich glaube, er wäre im Stande gewesen, wenn er das Nähere gewittert hätte, uns den ganzen Kram zu verderben. Schade um ihn, war sonst ein so netter Kerl, und ist nun mit Einem Mal ein Duckmäuser geworden. Aber wer weiß, am Ende ist er in die Martha verliebt, und Eifersucht spräche aus ihm? Nun, dann ist es mir doppelt lieb, den Direktor veranlaßt zu haben, ihn auf die Reise zu schicken. Kehrt er von seinen Gerichtstagen heim, so ist Alles vorüber. Ha-ha-ha! was der für Augen machen wird! — Und die Martha wird keine ganz üble Figur auf der Bühne machen. Ob sie es thut? Bah, sie spielt zu gern Komödie. Und es wäre ein köstlicher Spaß, wenn diese Louise sich wirklich in den Ferdinand, oder er sich in sie verliebte. Das wäre die beste Komödie! Ha-ha-ha!" Und er leerte sein Glas bis auf den Grund und fühlte sich überaus glücklich und zufrieden.

Bartholo, der Schauspieler, hatte den Saal verlassen, war hinaufgeeilt zur obersten Etage, wo die Andreas, die Primadonna der Truppe, sich einquartiert hatte. Er klopfte nicht weiter an, als er die Thüre erreicht, sondern öffnete dieselbe sogleich, sah die Bewohnerin des Zimmers nachlässig auf dem Sopha hingestreckt und rief: „So, Jettchen, die Sache ist fertig! Ein großer Dichter sagt zwar: Mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens; ich aber denke, daß nichts leichter ist, als die Menschen an der Nase zu führen, wenn man nur ihrer Eitelkeit fröhnt, und es am Schmeicheln nicht fehlen läßt. — Komm, gib mir einen Kuß! Die Musikanten-Louise ist gefunden. Es geschieht alles, wie wir ausgedacht. Wir bekommen ein volles Haus, ohne daß Du eine Hand zu rühren brauchst. In Folge dieser klugen Auslösung habe ich die Flasche gepumpt. Laß sie uns gemeinsam, ohne Kabale, aber mit viel Liebe, trinken."

Fräulein Andrees, die Primadonna, erhob sich ein wenig, zog sogar die Füße vom Sopha herunter und erwiderte, nicht ohne Koketterie: „Schön! aber ich denke mir, daß Du auch nie vergessen wirst, welch ein Opfer ich Dir gebracht. Es ist eine meiner Glanzrollen und ich überlasse sie, Dir zu Liebe, einer Unbekannten. Ich denke mir, das Schawlnch, das Du mir für diese meine Bereitwilligkeit zugesagt, ist redlich verdient. Wer steht mir dafür, daß die . . ."

„Die Novize Dich nicht etwa überflügle?" fiel Bartholo lachend, spottend ein: „ei geh' doch, Schatz, das denkst Du nicht einmal im Traum! Die Puppe soll uns ein volles Haus machen, und damit Basta! — Komm', laß uns trinken. Mein Gaumen ist von all' dem Reden ganz eingetrocknet!"

„Nun?" rief die Primadonna lachend und schlürfte den Wein; „wer das glaubte! Ha-ha-ha! — Aber Eines beding' ich mir aus, Bartholo, daß Du dem Täubchen nicht zu sehr den Hof machst. Ist sie hübsch?"

Bartholo antwortete nicht; er beugte sich zu ihr hinüber, drückte ihr einen Kuß auf die Lippen und sagte schmeichelnd: „Weiß ich's? Kenne ich sie? Hab' ich sie gesehn? Ist das nicht auch gleichgültig? denn jedenfalls ist sie nicht so hübsch, wie Du, Jettchen! Davon bist Du überzeugt, Schatz!"

Sie schlug ihn mit der Hand auf den Mund und lachte. Gleich darauf aber setzte sie ernsthaft hinzu: „Ich glaube wirklich, Dein Gaumen ist ein Schwamm, die Flasche ist leer. — Geh'! mir auch nicht ein Glas noch zu lassen! Es ist abscheulich. Zur Strafe sollst Du mich auch gleich verlassen! Geh', ich mag Dich nicht mehr!" Und schnellend wendete sie sich ab und kauerte sich in eine Sophaecke!

Bartholo stand lachend auf. „Ich gehe schon!" rief er; „es finden sich drunten der Gäste noch viele, die sich eine Ehre daraus machen, dem berühmten Bartholo Glas um Glas zu kredenzen! — Ade, Schatz! — Mein Weizen blüht!" Und rasch, als fürchte er etwas zu versäumen, eilte er davon und die Treppe hinunter.

Fräulein Andrees sah ihn gehen. Aber kaum war die Thür eingeklinkt, schwand jeder Liebreiz aus ihrem Gesicht. Gleich einer Furie schnellte sie empor, und das Haar wild sich lösend, stand sie im Zimmer; die Augen funkelten, und heiser, gleich einer Rachegöttin den Arm hebend, rief sie: „Ha! Ich glaube, er ist wirklich Thor genug zu denken, ich würde Alles so glatt gehen lassen, wie er es sich denkt. Du willst ein volles Haus? Das mag Dir werden, denn es kömmt auch mir zu gut; aber mir darf ein Triumph nicht entgehen. Henriette Andrees ist und bleibt die Erste, und Niemand soll den Platz ihr streitig machen. Geht und handelt, ich lege meine Mine, sprenge sie zur Zeit und sieh' zuletzt als Siegerin auf euren Trümmern." So sprach sie, lachte auf und ging im Zimmer auf und nieder.

5.

Martha stand am andern Tage in ihrem Stübchen und blätterte in Schillers Dramen; sie hatte ihr Haar sorgsamer gescheitelt und geflochten als ehedem, und auch ihre Kleidung, wenn auch häuslich-einfach, erschien gewählter als dieß sonst der Fall war. Sie hatte dies Alles ohne einen bestimmten Zweck oder vorgefaßte Absicht gethan; aber es zog schon seit mehreren Tagen so ein innerer Strom der Erregung durch ihr Gemüth der ihre Pulse rascher schlagen machte. War es ihr doch an jedem Morgen, als müsse ihr heute etwas ganz Besonderes widerfahren, als werde die gehobene, festlich poetische Stimmung, die das Herz durchfluthe, heut' ihren sichtbaren Ausdruck finden. Es war seit jenen Tagen, wo sie gleichsam zum ersten Male aus sich herausgetreten war, wo sie die erste Blüthe der Schauspielkunst und der dramatischen Poesie pflegend gepflückt hatte, ein anderer Geist über sie gekommen. Sie fand sich immer in gehobener, erregter Stimmung. Der Gedanke, sich ganz der Schauspielkunst zu widmen, der anfangs wie ein Irrlicht in ihr aufgetaucht und hin und her gestattert, war durch die Mahnung und den Widerspruch Edgars mehr als bienlich zur festeren Geltung gekommen. Sie hatte in dieses Vorhaben sich mehr und mehr

Digitized by Google

hineinzuleben gesucht. Und wenn auch das Bild und die Worte des Jugendfreundes hin und wieder in ihrer Erinnerung auftauchten, so verblaßten doch Beide mehr und mehr von Tag zu Tag. Die Eitelkeit, Selbstsucht und der innere Trotz überkünten das Vernommene. Ueberdieß waren Edgars Betragen, sein auffälliges Meiden und Sichzurückziehen so verletzend und kränkend, daß jeder Funke von Liebe, den sie noch für den Jugendfreund gehegt, verschwinden mußte. Nein, nein! hofmeistern ließ sie sich nicht; sie wußte was sie wollte, und gedachte es auch auszuführen.

Die Mutter ging ab und zu und betrachtete jedes Mal die Tochter mit mütterlichem Stolze und innerer Freude. Martha war ihr einziges Kind; und die Träume und Gedanken die dieses Kind hegte, mußten gut seyn, selbst wenn sie dieselben auch nicht ganz verstand; es waren ja wie gesagt, diejenigen ihres Lieblings! —

Wird der heutige Tag die Erfüllung geheimer Wünsche bringen?

Martha wandte sich zum Tisch, worauf Lessings „Emilia Galotti" aufgeschlagen liegt. Doktor Nauwied hatte ja geäußert, daß er sie wohl einmal in der Rolle der Emilia sehen möchte. Was war natürlicher als daß sie den Lessing hervorgesucht und das genannte Stück gelesen hatte. Aber der Doktor hatte auch von Schiller gesprochen, und jetzt sollte, wie verlautete, ein Stück dieses Dichters, 'Kabale und Liebe', zur Aufführung kommen — wie hätte sie also auch dieß Stück nicht hervorsuchen und lesen sollen? Hatten doch die Emilia des Lessing und die Louise Schillers etwas Verwandtes in sich. Immermann sagt: Mit der ersten Zeile die man drucken läßt, gibt man die Ruhe seines Herzens hin. Und mit der Schauspielkunst ist es noch minder der Fall. Wer einmal die Bretter betreten, die die Welt bedeuten, den zieht es mit Allgewalt immer wieder zu denselben hin, bis er, wie vom Gesange der Lorelei verlockt, in den Abgrund sinkt und die Wogen über ihm zusammenschlagen.

Martha hatte den Schiller zur Hand genommen. Sie konnte es nicht lassen, sie mußte sich mehr und mehr in die Rolle der Louise versenken, sie glaubte sich auf den Brettern, sie las und sprach:

„Ich hatte diese Träume vergessen, und war glücklich. — Jetzt! jetzt! von heute an — der Friede meines Lebens ist aus. — Wilde Wünsche — ich weiß es — werden in meinem Busen rasen."

Sie hatte diese Worte laut und vernehmlich gesprochen; sie wähnte auf den Brettern zu stehen, darum vernahm und beachtete sie es nicht, daß die Thür sich öffnete und Fremde eintraten.

Es waren Barthold und der Doktor. Der Erstere blieb wie verklärt, entzückt an der Thüre stehen, sein Auge glänzte und leuchtete. Als aber der Doktor zu reden begann und Martha erschreckt, wie aus ihrem Himmel fallend, tief erröthend, wie beschämt aufschaute und in der Verwirrung nicht Worte finden konnte, trat Barthold vor, legte die Hand auf das Herz, beugte das Knie, und sagte, wie von innerer Ueberzeugung gedrängt: „Lassen Sie mich den Ersten seyn, der seine Huldigung Ihnen darbringt. Sie sind zur Schauspielerin geboren. Sie haben himmlisch, göttlich gespielt. So hat Schiller sich seine Louise gedacht!"

Martha vermochte nicht zu antworten. War es Wahrheit, was Barthold, den sie sofort erkannt, zu ihr sprach? Gingen ihre höchsten Wünsche und Träume in Erfüllung?

Doktor Nauwied benutzte ihre Erregtheit und Verwirrung. Er ging sofort auf die Ansicht seines neuen Freundes ein, erklärte weßhalb sie Beide gekommen, und bat dringend, daß sie von ihrem eminenten Talent Gebrauch machen und die Louise in 'Kabale und Liebe', dem Benefiz Barthold's, möge übernehmen.

Martha schwieg noch immer, aber was man im Herzen jeder wünscht, erfüllt man gern. Und wenn sie auch in mädchenhafter Scheu vor dem Schritte bangte, die Mutter auch in sorglicher Angst bescheidene Zweifel und Bedenken ob des Ganzen hegte, die Worte der Männer schlugen alle aufsteigenden Zweifel nieder, es wurde ein Wall nach dem andern umgerissen, eine Bresche nach der andern in die Mauer der Bedenken und Zweifel geschossen, und bevor eine Stunde verging, war der Sieg errungen. Martha gab die Zusicherung, sie hatte die Rolle der Louise übernommen; sie wollte auftreten. Es war entschieden.

Die Männer beurlaubten sich, nachdem das Nähere noch besprochen war. Martha blieb zurück einsam und träumerisch. Die Mutter war ihren häuslichen Beschäftigungen nachgegangen. Wie so ganz anders aber war ihre heutige Einsamkeit gegen die damalige, nachdem Edgar sie an jenem Abend verlassen hatte. Damals Unmuth, Verstimmung, Dunkel; heute Sonnenschein, und im Herzen lichte, schöne Gedanken, Träume, goldene Bilder der Zukunft. Warum mußte sie nur in ihrer Freude des Genossen der Jugend gedenken, und warum warf der Gedanke an ihn den ersten düstern Schatten in ihre Freude? Warum gedachte sie seiner überhaupt nur? Er kümmerte sich ja nicht um sie, er blieb ihr fern. Wäre er ihr Freund, lichte er sie, er würde kommen und sich ihres Glückes ihres Triumphes freuen. Aber er war ein Hypochonder. Wo er nur ist? Und ob er wohl am Tage der Aufführung im Theater seyn wird? Wird mein Sieg ihn freuen? So dachte sie, und wollte es doch nicht denken, bis sie aufsprang, als habe sie viel, unendlich viel versäumt, und den Schiller ergriff, um ihre Rolle zu lesen. —

Wir verschmähen es, die Tage bis zur Aufführung in ihren Einzelheiten zu schildern. Wohl hatte Martha gewünscht, daß ihr Wagniß der Stadt ein Geheimniß bleiben möge; wohl stand ihrer Anordnung gemäß auf den Zetteln, die mehrere Tage vor der Aufführung schon gedruckt unher getragen wurden, daß eine junge Dilettantin, aus Gefälligkeit und Liebe zur Kunst, als Louise aufzutreten gedenke; aber die ganze Angelegenheit war längst ein allbekanntes öffentliches Geheimniß. Es wurde unendlich viel dafür und dawider gesprochen.

Das muntere Kätzchen als Braut des Doktors kam natürlich als erste vollständig Eingeweihte des Geheimnisses täglich zu Martha. Sie war es ja gewesen, die von vornherein ihrem Bräutigam die inneren Herzenswünsche und Gedanken ihrer Freundin Martha verrathen, welche diese ihr unter dem Siegel und der Bitte tiefster Verschwiegenheit mitgetheilt hatte. Barthold hatte bereits am ersten Tage seiner Ankunft von dieser Aufführung im Familienkreise erfahren, und das Ueberlege läßt sich denken und errathen; es bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung. Ein volles Haus zu erhalten, war ihm die Hauptsache, die Mittel zu diesem Zweck ganz gleichgültig, denn er war ein unverbesserlicher Egoist. —

So war denn also endlich die Stunde der Aufführung herangekommen. Das Haus war übermäßig besetzt, selbst das Orchester hatte geräumt werden müssen, um noch Platz für die noch immer zuströmenden Zuschauer zu gewinnen. Alles war gespannt: die Einen hofften auf Skandal, die Anderen auf Genuß.

Martha war doch, als der Augenblick der Entscheidung so nahe gerückt war, bellommen geworden. Es wollte sie doch eine innere Angst und Zaghaftigkeit beschleichen. Die Mutter hatte sie bei ihrem Scheiden zitternd, weinend in die Arme geschlossen. Die alte Frau hatte nicht Worte, nur Thränen der Rührung für ihr Kind gehabt; sie hatte der Tochter wie segnend die Hand auf das Haupt gelegt. Still, zitternd war sie in den Zuschauerraum hinabgestiegen, während Martha, von Barthold empfangen, hinter die Coulissen geführt wurde. Sie hatte schon zu Hause sich angekleidet, sie wollte und mochte nicht zur Garderobe gehen noch dort in Gemeinschaft mit den übrigen Mitgliedern verweilen. Einsam stand sie auf der

Digitized by Google

Bühne, wagte aber nicht einen Blick durch den Vorhang nach dem Publikum zu werfen. Sie hörte nur das Summen und Wogen desselben, ohne daß dadurch ihre Erregtheit, ihre Angst gemindert worden wäre. — Jetzt zum ersten Mal bereute sie es, diesen Schritt gethan zu haben; es war als fühle sie nun erst wie gewagt, wie gefahrvoll derselbe sey. Aber es war nicht mehr Zeit, trüben Gedanken nachzuhängen; schon wurden die Geigen gestimmt, die Musik mußte sogleich beginnen.

Barthold trat heran; er rief ihr ein freudiges, zutrauliches „Muth! Muth!“ zu und führte sie nach ihrem Platz hinter die Coulissen.

Fräulein Andrees empfing sie dort überaus freundlich. Sie schien sehr erfreut, und hatte der Worte genug, ihre Freude auszudrücken; fern von jeglichem Neide, wußte sie der Rathschläge so viele und so gute zu ertheilen, welche Martha höchst wesentlich dünkten, denn Fräulein Andrees war ja eine gewiegte Schauspielerin! — Die übrigen Mitglieder der Gesellschaft standen überall zerstreut umher, aber alle hatten die Blicke auf Martha gerichtet, und diese Blicke drückten mehr Neid und Mißgunst, als Theilnahme oder Anerkennung aus.

Endlich ertönte zum Glück für Martha, die immer ängstlicher geworden war, die Glocke zum Zeichen des Anfangs.

Der Vorhang rauschte in die Höhe. Das Stück begann. Wir haben nicht nöthig, dasselbe in seinen einzelnen Scenen zu besprechen, denn es ist ja ein Schiller'sches Stück, und daher unsern Lesern bekannt. Das Publikum nahm die beiden ersten Scenen entschieden kalt und lau auf. Alle Welt war gespannt auf das Erscheinen der Louise. Und als dieselbe nun auftrat, das Buch in der Hand, keinen Blick von demselben erhebend, mehr befangen, ängstlich, als sie wohl hätte der Rolle gemäß seyn sollen, als ihre Stimme leiser erschallte, als es angemessen war — da machte sich eine momentane ängstliche Stille im Publikum bemerkbar, und manches Herz bangte für einen glücklichen Erfolg. Doch bald, schon nach den ersten wenigen Worten, begann die Stimme an Festigkeit zu gewinnen; der Geist des Stückes erfaßte sie, und sicherer, fester löste sie ihre Aufgabe. Ja, als sie am Schluß der vierten Scene jene Worte sprach die sie damals in ihrem Zimmer gesprochen, wo Doktor Nauwieb und Barthold zum ersten Mal bei ihr eintraten, als sie jenen Worten die folgenden vor ihrem Abgehen von der Bühne anschloß: „Gott vergebe Dir's; Du hast den Feuerbrand in mein junges, friedsames Herz geworfen, und er wird nimmer, nimmer gelöscht werden!“ folgten ihr bereits einzelne Ausbrüche der Anerkennung, so daß die Andrees sie schelmisch lächelnd, mit dem Finger drohend empfing. „Sie spielen ja allerliebst. Oder war das Spiel mit Ferdinand mehr Natur als Kunst? Wüßte ich es nicht besser, ich hätte meinen sollen, Sie hätten wirklich den Barthold, als Ferdinand, in Ihr Herz geschlossen. — Aber ruhig, Fräulein, ich bin nicht eifersüchtig; wenn ich's hätte seyn wollen, hätte ich es durch die vielen Proben werden müssen, die Sie mit Barthold daheim abhielten. — Sie spielen wahrlich nicht übel!“

Martha glühte auf. Wie tief verletzten sie diese unzarten Worte! Sie hätte weinen mögen. Zum Glück brauchte sie bekanntlich nicht so bald wieder auf der Bühne zu erscheinen. Sie hatte Zeit sich zu fassen und die Aufregung zu bewältigen. Der erste, wichtigste Schritt war geschehen; er war, wie sie annehmen mußte, nicht verfehlt, vielmehr gelungen. Sie hoffte mehr und mehr auf ein glückliches Ende.

Der zweite Akt begann; sie hatte erst wieder in der vierten Scene zu thun. Erwartungsvoll stand sie hinter der Coulisse allein. Es war als ob die übrigen Mitglieder der Gesellschaft, die im Augenblick unbeschäftigt waren, sie zu meiden begännen. Sollte schon der Künstlerneid sich regen? Sie fürchtete es fast, und ein leichtes, siegreiches Lächeln huschte über ihre Lippen. Die Andrees sah dieß Lächeln, und ein Zug boshafter Freude zuckte über ihr Gesicht; sie trat leise einige Schritte näher, und als hier, von Martha ungesehen, die alte Zettelträgerin zu jener sprach: „Nun, Mamsell Jettchen, am Ende macht die junge Anfängerin Ihnen doch Ihre Triumphe streitig! Wie wurden Sie sonst in dieser Rolle so stürmisch herausgerufen?“ lachte die Andrees bitter auf, und sagte so laut, daß es Martha hören mußte: „Wachteln, denkt Sie denn wirklich, das Gänschen werde seine Rolle zu Ende spielen? Geben Sie Acht, mir erwächst heut der größte Sieg. Ich werde noch heute mit Kränzen überschüttet!“

Die alte Wachteln lachte. „Na, Jettchen,“ sagte sie, „also nicht Kabale und Liebe, sondern Kabale allein? Na, mir auch recht. Solch eine Fremde gehört nicht an unsern Tisch; und der Barthold . . .“

Mehr hörte die Lauschende nicht; aber es waren der Worte genug, um ihr Herz erbeben zu machen. Was hatte die Andrees vor? welch eine Kabale wurde gegen sie geschmiedet?

Sie begann zu zittern; sie fürchtete umzufinken. Aber es war nicht Zeit, der Schwäche nachzuhängen; sie mußte vor, sie mußte heraus auf die Bühne. Sie that es hastiger, rascher als sie sollte; und dieses fühlend begann sie mehr und mehr unsicher zu werden. Sie warf einen Blick nach dem Publikum. O, wie waren Aller, Aller Augen auf sie gerichtet. Es kam ihr unheimlich vor. Sie schloß einen Augenblick das Auge, wie um das gesehene Bild zu verscheuchen und zu vergessen. Jetzt öffnete sie es wieder; sie lenkte es nach den Coulissen, aber da stand die Andrees und lachte mit einem teuflischen, höhnischen Lachen; sie sah es, sie fühlte es, und es flirrte ihr vor den Augen. Sie mußte sich besinnen, wo sie sey. Mit aller Kraft bezwang sie sich; sie wollte weiter spielen, sie mußte es. Sie hatte ja so viel, so bedeutende Worte zu sprechen. Aber sie kann es nicht lassen, sie muß noch einmal nach den Coulissen sehen, als fürchte sie daß von dort ihr ein Unheil nahen werde. Sie sieht die Andrees wieder lachen, und vernimmt daher ihr Stichwort nicht. Sie zaudert mehr als nöthig ist, dem Präsidenten, wie sie soll, zu antworten. Ein Lachen, ein Zischen und leises Pfeifen läßt sich vom Publikum her vernehmen. Es war nur ein Einzelner, wahrscheinlich ein Gedungener, denn die Andrees klatscht vor Freuden in die Hände; aber der Martha ist es dennoch genug, ihre Sinne verwirren sich; sie stottert mehr, als daß sie dieselben sagt, ihre kurzen Reden her, und die Ohnmacht, in welche sie am Schlusse des zweiten Akts fällt, ist eine natürliche, statt einer scheinbar gemachten. Der Vorhang fällt zum zweiten Mal.

Martha war erkrankt; es dauerte lange, ehe sie aus ihrer Ohnmacht erwachte. Fräulein Andrees hatte ihr Spiel gewonnen. Martha verzichtete darauf, weiter zu spielen. Das hatte sie gewollt.

Der Vorhang rauschte auf's Neue in die Höhe. Fräulein Andrees trat vor, zeigte unter Worten des Bedauerns dem Publikum an, daß die junge Dame, die bisher die Rolle der Louise übernommen, plötzlich erkrankt und an der Fortsetzung der Darstellung verhindert worden; daß sie jedoch auf Verlangen des Direktors erbötig sey, das Angefangene zu Ende zu führen, und nur um Nachsicht und Schonung von Seiten des Publikums ersuche. — Und sie spielte bezaubernd. So schön, so gut hatte sie noch nie gespielt.

Martha aber schlich gedrückt, wie von Fieberschauern gerüttelt, von der Bühne hinweg, zum Hause hinaus. Niemand bekümmerte sich um sie, Niemand beachtete sie. Tief in ihr Tuch gehüllt trat sie auf die Straße.

Ein Wagen fuhr die Straße daher und hielt; ein junger Mann stieg ab. Es war Edgar; es zog ihn mit innerer Gewalt zum

Digitized by Google

Theater; er mußte sehen, was dort aufgeführt wurde, und ob seine schlimmsten Ahnungen zur Wirklichkeit geworden sehen. Er wäre gar gern einige Tage, wenigstens einen Tag früher gekommen, aber es war nicht möglich gewesen. Selbst jetzt anzukommen war ihm nur mit Aufbietung aller seiner Arbeitskraft gelungen, und indem er den Kutscher mit seinen Pferden zur möglichsten Eile angetrieben. Jetzt sprang er vom Wagen und wollte in's Schauspiel eilen; da sah und erkannte er Martha, trotz aller Umhüllung, und wollte ihr entgegen eilen. Aber auch sie hatte ihn sofort erkannt, und von bitterer Scham und Reue getrieben, eilte sie davon, die Straße hinab, ihrer Wohnung zu.

Er ahnte und fürchtete das Schlimmste. Nachdem er einen aus dem Hause Herausstretenden um Auskunft gefragt und seine Befürchtungen bestätigt gefunden hatte, eilte er der Fliehenden nach, und erreichte sie, als sie im Begriff war, in ihr Zimmer zu treten.

Laut schluchzend warf sie sich auf einen Stuhl, verhüllte ihr Gesicht, und wollte von keinem Trost, von keiner Hülfe wissen; sie weinte nur heftiger und lauter denn zuvor.

Er aber nahm sie in die Arme, weich und lind; er legte ihren Kopf an seine Brust, und sagte: „Martha, liebe Martha, warum so bald, so tief verzagen? Und wenn Alle Dich verlassen, ich verlasse Dich nicht. Gedenke der Worte des Dichters:

„Nur wenn Du wieder zu weinen hast,
Komm wieder an mein Herz!“ ...

„O, Du wirst, Du kannst mich nicht nimmer achten, Edgar!“ schluchzte sie. „Man wird mich um meiner Thorheit willen verspotten und verlachen. O, warum überschätzte ich mich, blieb nicht in der Sphäre, die mir als Mädchen zukam? warum folgte ich Deinen Worten nicht? warum lud ich den Fluch der unverzeihlichsten Lächerlichkeit auf mich? ...“

Edgar drückte sie nur fester, inniger an sich, und sagte weich, mit den Worten einer Dichterin:

„Wer nicht gelitten, hat nur halb gelebt,
Wer nicht gezweifelt, hat wohl auch nicht gestrebt;
Wer nie geweint, hat bald auch nur gelacht,
Wer nie gezweifelt, hat wohl kaum gedacht.

„Und ob auch Alle Dich verlassen, liebste Martha, ich verlasse Dich nicht. Wäre Dein Wurf gelungen, alle Welt würde Dich preisen und Deinen Schritt für berechtigt erkennen. Nun werden Alle sehr klug und weise seyn, und dieß Resultat schon längst wollen vorher gesagt haben. Die Größe des Gewinns bestimmt und begrenzt allein den Beifall der Menge. — Verzage nicht. Ich bleibe Dir!“

Sie sagte nichts. Aber ihre Thränen begannen zu versiegen; inniger, fester lehnte sie an seine Brust.

Drüben im Schauspielhause tobte und donnerte der Beifall, den Fräulein Andreeg nach jeder Scene mehr und mehr erntete. Und als der Vorhang zum letzten Male niederrauschte und der Beifallsruf der Menge sie herauerief, flogen ihr jubelnd all die Kränze entgegen, die einer Andern bestimmt gewesen waren.

Die Mutter war früher nach Hause gekommen. Sie hatte die Beiden still, schweigend gefunden, und dankte es im Herzen dem Edgar, daß er die Martha getröstet hatte. Er war doch wohl ihr bester Freund, denn kein anderer stand ihr in dieser Stunde zur Seite.

Mit inniger Dankbarkeit und vollem Vertrauen schmiegte Martha sich an seine Brust, während das Publikum laut, strömend vor ihrem Fenster vorüber zog. Niemand schien sich ihrer zu erinnern. Sie senkte das Haupt.

Ein Bursche der zuletzt einsam vorüber ging, sang laut, vernehmlich vor sich hin:

„Ich will ihr wie ein Engel leis
Wegbauchen Reu' und Schmerz, —
Nur eine Thräne, still und heiß,
Hinweinen auf ihr Herz.“

Martha blickte auf; ein seliges Lächeln verschönte ihr Gesicht. Ihre Künstlerlaufbahn war beendet — die Liebe zog in ihr Herz ein; sie begriff, daß es noch ein Unendlicheres gibt, als die Eitelkeit und Eigenliebe der vermeintlichen Künstlerin!

Ein Besuch in einem Baschkiren-Dorf.

Mit Holzschnitt auf S. 296.

Der mächtigste Hebel der Civilisation, der Pflug, hat in den jüngsten Jahren ungeheure Veränderungen auf der europäischen Seite des Ural-Gebirgs zuwege gebracht und das Nomadenleben unter den dort wohnenden Stämmen bedeutend eingeschränkt. Seit ungefähr hundert Jahren sind eine Menge turkmannischer und finnischer Stämme: Tataren, Mordwinen, Tschuwaschen und Tscheremissen, und neuerdings auch viele Russen in diese Gegenden eingewandert; der Ackerbau hat einen großartigen Aufschwung gewonnen und eine feste ansässige ländliche Bevölkerung zu Stande gebracht. Ja die Berührung mit diesen Nachbarn hat selbst unter den einst wilden und nomadischen europäischen Baschkiren den Hang zum unstäten Wanderleben abgeschwächt, und unähnlich ihren asiatischen Brüdern haben sie sich nun bereitwillig niedergelassen um den Boden anzubauen. Diese Stämme sind durchaus nicht ohne Intelligenz und praktischen Sinn, und sogar nicht ohne einen gewissen Grad von geistiger Bildung. Außer der Medschid oder Moschee findet man in jedem Dorfe eine Schule, wo die Knaben im Lesen und Schreiben Unterricht erhalten und ihnen der Koran erklärt wird.

Dagegen bieten die Baschkiren auf der asiatischen Seite des Uralgebirgs einen schneidenden Kontrast zu diesen halbcivilisirten europäischen Stämmen dar, denn jene transuralischen Baschkiren führen noch immer jenes Wanderleben, welches ihre europäischen Stammsgenossen aufgegeben haben. Im Besitze eines ungeheuren Landstrichs mit prachtvollen Waidegründen, verlassen diese Nachahmer der uralten Patriarchen ihre Winterwohnungen im ersten Frühjahre und ziehen dann bis spät in den Herbst hinein mit ihren Herden von Schafen und Pferden von einem Ort zum andern. Während ihrer Haltpunkte wohnen sie unter leichten zeltartigen Hütten oder Jurten von Filz, und leben vorzugsweise von frischer und gegohrener Stutenmilch, welche letztere bekanntlich Kumiß heißt. Der transuralische Baschkir ist ein grimmiger Bursche mit breiten mongolischen Zügen, ohne die mindeste Erziehung, nur wenig über einem Wilden stehend, und doch mit seinen besonderen Begriffen von Gerechtigkeit und Eigenthumsrechten. Er führt ein hartes mühseliges Hirtenleben, ist kühn und entschlossen und ein unversöhnlicher Feind des Wolfs und des Bären. Er verfolgt diese Raubthiere in der That mit einem Muth und einer Entschlossen-

Digitized by Google

heit, welche in Andetracht der armseligen unvollkommenen Waffen, die ihm zur Verfügung stehen, wahrhaft bewundernswerth ist.

Im Verlauf meiner Reise durch jene Gegenden erreichte ich an einem Sommerabend ein unbewohntes Winterdorf der Baschkiren, dessen Bewohner gerade auf dem Zuge waren. Die Mehrzahl der Wohnungen bestand in einem einzigen viereckigen Gebäude der rohesten Art, roher noch als die Steinhütten und Köthen, welche sich unsere Straßenarbeiter u. s. w. zum Obdach gegen Regen und Schnee errichten. Die Hütten waren weder mit Stroh noch mit Holz gedeckt, sondern nur mit einigen, beinahe horizontalen Sparren belegt, welche dann wieder mit Lehm oder Rasen überdeckt waren. Eine Anzahl derartiger Schuppen, jeder umgeben von einer Umzäunung für das Vieh, waren ohne allen Sinn für Ordnung, ohne jeden Versuch einer regelmäßigen Gliederung über einen weiten Raum ganz so zerstreut, wie die Laune des Erbauers oder der Zufall dieß gewollt hatte. Die Wirkung hätte eine malerische seyn können, wenn sie keine so verwerfene gewesen wäre. Düngerhaufen lagen in allen Richtungen so bunt und zerstreut umher wie die Wohnungen, untermischt mit üppigem Unkraut und wallendem Hanf den niemand säete und niemand einheimsen wollte. Rudel von halbverhungerten Hunden streiften unter dem hohen Grase herum und schnappten dem Fremdling nach den Waden.

Wer ein einziges derartiges Dorf besucht, der hat alle gesehen, denn sie sind insgemein unfehlbar nach demselben Muster erbaut. Der Thüre gegenüber läuft längs der Wand ein breiter niedriger hölzerner Divan oder Pritsche hin, auf welcher die ganze Familie sitzt und schläft. Das Zimmer wird durch ein einziges Fenster beleuchtet, woran eine Thierblase die Stelle des Glases vertritt. Ein großer Ofen von Thon nimmt die eine Ecke ein, und ein Loch im Dach verschafft dem Rauch seinen Abzug, d. h. nur im Sommer, denn im Winter oder bei Regenwetter verstopft man das Loch mit einem Strohwisch, und überläßt es dem Rauch, sich selber einen Ausweg zu suchen. Einige irdene Töpfe, Schüsseln und Tiegel vervollständigen die ganze Einrichtung eines baschkirischen Hauswesens. Ich erfuhr von einem einzeln herumstreifenden Jäger oder Führer die Richtung, in welcher die Bewohner dieses Dorfes zu finden waren, und nach einem Ritt von etwa zwei Stunden kamen wir in Sicht der temporären Wohnungen, die sie dort aufgeschlagen hatten. Ein solches nomadisches Aul oder Dorf besteht meist aus mehreren Stämmen, welche nach einem alten Brauche gemeinschaftliche Waideberechte haben. Jede Familie bewohnt eine besondere Jurte, und die reicheren Baschkiren räumen sogar ihren Weibern eine eigene Wohnung ein. Während der großen Sommerhitze wird der Filz gewöhnlich einige Zolle hoch vom Boden aufgeschlagen, um dem kühlen Luftstrom Zugang zu verschaffen.

Bei unserer Ankunft im Aul wurden wir von dem hauptsächlichsten Aeltesten freundlich empfangen und nach einer Jurte der bessern Art geführt. Diese Behausung, obschon nur eine vorübergehende, war doch in jeder Hinsicht besser als der Schuppen, den wir im Winterdorfe in Augenschein genommen. Dem Eingang gegenüber befand sich ein ähnlicher breiter Divan, aber mit Teppichen und Kissen bedeckt. Kisten und Koffer, welche die Kleidungsstücke der Familie enthielten, standen rings im Zelte herum. An den Wänden hiengen Speere, Säbel, Schießgewehre, Reitzeug und gelegentlich auch Bogen und Pfeile. Eine viereckige Grube mitten im Zelte diente als Feuerstelle, über welcher in Töpfen auf einem eisernen Dreifuß gekocht ward. Hier bot man uns zum Willkomm eine hölzerne Schüssel mit Kumiß, die wir nicht hätten ablehnen dürfen, ohne unsern Wirth schwer zu kränken. In jeder Jurte hängt ein großer lederner Schlauch mit diesem Getränke neben der Thüre und sein Inhalt ist den ganzen Sommer hindurch in einem beständigen Zustande der Gährung. Trotz des allgemeinen Zuspruchs, welchen der Kumiß findet, wird von den Weibern fortwährend frische Milch zugegossen und die Masse mit einer Art Quirl gänzlich aufgerührt. Der Schlauch ist offen, d. h. ohne Deckel, und es fallen daher Fliegen, Ameisen und andere unappetitliche Zuthaten fortwährend hinein und finden darin ihren Tod. Aber solche Kleinigkeiten geniren den Baschkiren nicht im Mindesten, denn Reinlichkeit irgend einer Art ist ihm in der That ganz unbekannt, so daß der unglückliche Reisende, dem eine derartige Schüssel Kumiß zum Willkomm angeboten wird, nichts anderß zu thun vermag, als die Augen zu schließen, sich die Nase zuzuhalten und den Trunk möglichst schnell hinunterzuschlucken. Ein einziger Trost bleibt dem Betrübten: Kumiß gilt für ein treffliches Heilmittel gegen Schwindsucht und alle Krankheiten der Athmungs-Werkzeuge. Wird der Kumiß mit der gewöhnlichen Rücksicht auf Reinlichkeit zubereitet, so gibt er eine dünne süßliche Flüssigkeit, die nur wenig Rahm ausscheidet und höchst nahrhaft ist. Zieht man ihn in Flaschen ab, so schäumt und sprüht er wie Champagner.

Die Baschkiren dieser Gegenden leben hauptsächlich von Viehzucht, und ihr Hauptreichthum besteht in Pferden und Schafen, seltener in Hornvieh. Manche von den Reicheren besitzen über 500 Pferde, welche Sommer und Winter draußen in den Steppen weiden denn die Waiden sind von solch ungeheurer Ausdehnung, daß man wenig oder gar kein Heu macht, da überall ein reicher Vorrath von halbverdorrtem Grase zu finden ist, selbst wenn der Schnee mehrere Fuß tief auf dem Boden liegt. Es ist ein seltsamer Anblick, so Tausende von Pferden über die Steppen hinschweifen und den Schnee mit ihren Vorderfüßen hinwegscharren zu sehen. Bei heftigen Schneestürmen findet man diese geschieden Thiere in große Kreise zusammengeschaart, wie sie, ihre Fohlen in der Mitte, und Aller Köpfe dem Winde zugedreht, es zu verhindern suchen, daß der Schnee sich auf ihren Scheiteln und Mähnen ansammle. In anderen Händen und bei gehöriger Verpflegung leisten diese Pferde ganz vorzügliche Dienste, da sie durch ihre harte Zucht außerordentlich dauerhaft und kräftig sind. Eine große Anzahl dieser Steppenpferde wird daher alljährlich auf die Jahrmärkte nach Kasan gebracht, von wo aus man sie nach dem Innern von Rußland sendet; die Baschkiren behalten jedoch die Stuten meist für sich, sowohl wegen der Zucht als um ihrer Milch willen, welche an die Kirgisen vertauscht wird.

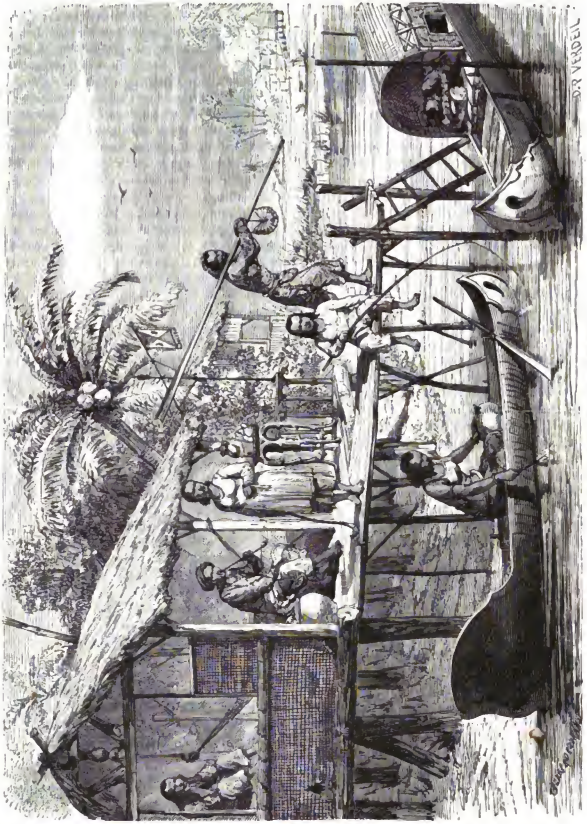
Unter solchen Massen von Vieh ist das Leben in einem nomadischen Aul natürlich geräuschvoll, den das Blöken, Brüllen und Wiehern der Thiere ertönt von allen Seiten, und wohin das Auge blickt, sieht es nur Thiere. Das Gras ist auf viele tausend Schritte hin ganz niedergetreten. Reiter sprengen hin und her und fangen Stuten mit dem Arkan ein; Weiber sind mit dem Melken der Stuten und mit häuslicher Arbeit beschäftigt; halbnackte Baschkiren-Knaben wälzen sich im Grase, oder üben sich im Schießen mit kleinen Bogen und stumpfen Pfeilen; Hunderte von angefesselten Fohlen stampfen ungeduldig und wiehern nach ihren Müttern, die gerade gemolken werden. Weiter draußen in der Steppe waiden die noch größeren Schafsheerden, und deren Mitte da und dort die ungeschlachte massige Gestalt eines Kameels emporragt, und den Hintergrunde zu dem lebensvollen Bilde macht der dürre Bergzug des Ural mit seinen steilen Felsgehängen, wilden Päßen und unerforschten Urwäldern.

Wenn der Baschkir nicht mit seinen Schaf- und Pferde-Heerden zu thun hat, liegt er träge in seiner Jurte, raucht Tabak, schlürft seinen Kumiß und genießt alle Freuden des süßen Nichtsthuns. Ist er zu einer Thätigkeit aufgelegt, so schwingt er sich auf das nächste beste Pferd (denn er geht nicht hundert Schritte weit zu

Digitized by Google

Fuß) und ſtattet dem nächſten Anl einen Beſuch ab. Dort wird dann dem Konak oder Gaſte zu Ehren ein Schaf geſchlachtet und Kumiß in mächtigen Schüſſeln herumgereicht, ſo lange Wirth und Gaſt nur noch trinken können; aber keine Feder vermag die Geräumigkeit und Elaſticität eines Baſchkirenmagens zu ſchildern, wenn es ſich um das Eſſen und Trinken handelt; dagegen muß man anderſeits zugeben, daß der Baſchkir nöthigenfalls ohne zu murren auch Tage lang faſten und hungern kann.

Wenn die ganzen Waidegründe der Nachbarſchaft abgeäst ſind, werden die Filzzelte abgebrochen und auf Kameele geladen. Dieſe



Ein mandſchuriſches Dorf. (Text S. 319.)

Arbeit fällt den Weibern zu, auf denen überhaupt, zumal wenn ſie alt und häßlich werden, die härteſten Geſchäfte ruhen. Die ganze Horde ſetzt ſich nun in Bewegung, um neue Waiden aufzuſuchen. Das Hornvieh eröffnet den Zug und waidet im Vorwärtsziehen, bewacht von einem Schwarm berittener Plänkler, die zu ſeinem Schutz und Vertheidigung bereit ſind. Hierauf folgen die Weiber und Kinder mit ihrem Gepäck, hinterher die Würdenträger und Aelteſten des Stammes; alle ins geſammt, ſelbſt die Kinder, zu Pferde. Ein derartiger Umzug gilt für eine Art Feſtlichkeit, wobei die Weiber ihren beſten Putz anlegen und die Reicheren den

Digitized by Google

eigenthümlichen baschkirischen Kopfputz tragen, den man Kaschbo nennt und der aus einer Art anliegender Mütze mit Ohrklappen besteht, welche ganz mit durchbohrten Silbermünzen besetzt ist. Der Münzkundige könnte unter diesen Silberstücken oft die werthvollsten Entdeckungen machen, namentlich an altrussischen Silberkopeken. Die älteren Weiber reiten unverschleiert; die jüngeren verhüllen ihre Gesichter unsehbar, wenn ein Fremder erscheint, oder verdecken wenigstens bescheidentlich ihre Gesichter bis zu den Augen hinter ihren weiten herabhängenden Aermeln. Ein solcher Aufbruch des Baschkirenlagers gewährt einen höchst belebten und interessanten Anblick, von welchem unser Bild auf S. 296 nur einen annähernden Begriff zu geben vermag.

Gleich dem Kirgisen erwartet auch der Baschkire ungeduldig den Eintritt des Frühlings, wo er seine enge Winterwohnung verlassen kann, welche ihm weit weniger heimlich ist als die wellenförmige grüne Steppe und die düsteren Gebirgspässe des Ural.

Wir hatten in Erfahrung gebracht, daß in einem etwa 20 Werste (3 deutsche Meilen) entlegenen Aul ein Häuptling gewählt werden sollte, und hegten große Lust, diesem Auftritte anzuwohnen, weil bei einer derartigen Gelegenheit Pferderennen und andere beliebte Volksbelustigungen stattfinden. Um daher diesen Anlaß, verschiedenes Sehenswürdige aus dem Leben und Treiben dieser Nomadenstämme kennen zu lernen, ja nicht zu verfäumen, brachen wir sogleich nach jenem Aul auf, wo wir herzlich willkommen geheißen und in einer geräumigen Jurte untergebracht wurden.

Der Aul war bereits mit untergeordneten Würdeträgern angefüllt, aus denen der Häuptling des Bezirks gewählt werden sollte. Seine Stellung war verhältnißmäßig von einiger lokalen Wichtigkeit, denn die ganze Civilverwaltung und ein Theil der militärischen ging durch seine Hände. Nachdem sämmtliche Beamte sich kniend im Kreise aufgestellt hatten, trat ein Mollah in ihre Mitte, las ihnen die tatarische Eidesformel vor und legte jedem den Koran auf das Haupt, worauf die Abstimmung begann.

Der Glückliche welcher aus einer derartigen Wahl als Sieger hervorgeht, muß diese Ehre damit bezahlen, daß er seine Wähler und die übrigen Bewohner des Auls reichlich mit Essen, Trinken und Lustbarkeiten bewirthet. Nach beendigter Wahl eröffnet ein Pferderennen die Volksvergnügungen. Die Reiter waren mongolische Jungen von 15—16 Jahren, und die Rennbahn eine Strecke von 15 Werften, von deren jenseitigem Ende die Mitwerber bereits aufgebrochen waren; man erwartete ihre Ankunft mit Ungeduld. Die Abstimmenden schaarten sich in Gruppen zusammen, erörterten das so eben zu Stande gekommene große Ereigniß des Tages, und die Freunde und Bekannten des Gewählten beglückwünschten sich ohne Zweifel gegenseitig über den Erfolg, den sie für ihren Kandidaten davon getragen hatten. Schüsseln mit Kumik wurden beständig herumgereicht. Von allen Seiten her waren Leute herbeigeströmt, um diesem baschkirischen Wettrennen beizuwohnen, dessen Ergebniß sie begierig abwarteten, — die einen zu Pferde, die anderen mit untergeschlagenen Beinen im Grase hockend oder auf der Erde liegend. Wie man mir sagte, waren auch hier Wetten üblich und bereits in ziemlicher Menge und Höhe eingegangen worden.

Plötzlich ertönte der Ruf: „da kommen sie!“ und Aller Augen wandten sich begierig dem Horizonte zu. Unser europäisches Auge mit seiner ungeübten Sehkraft vermochte bis jetzt noch nichts zu unterscheiden als einige ferne Punkte, welche sich rasch vorwärts bewegten. Etliche Minuten reichten jedoch hin, um die Zuschauer in den Stand zu setzen, daß sie Pferde und Reiter deutlich unterschieden, was ihre Aufregung zu einer abenteuerlichen Höhe steigerte. Die Reiter wurden mit Geschrei, Jauchzen, Zuruf, mit dem Schwenken von Turbanen und Taschentüchern ermuthigt. Endlich kamen sie mit einem sausenden tapfern Galopp heran: ein dickhäutiger untersetzter kleiner Bursche mit kohlschwarzem Haar, aufgestülptem Mongolengesicht und schräge geschlitzten Augen, war um einige Pferdelänge voran und war als Sieger erklärt. Eine begierige, geschwätzige, aufgeregte Menge sammelte sich sogleich um Roß und Reiter, lobte, hätschelte und bejubelte beide und reichte dem Burschen einen reichlichen Vorrath von Kumiß. Dem zweiten und dritten Reiter ward nur geringe Beachtung zu Theil, und die armen Teufel, welche hintendrein kamen, schlichen sich beschämt und mit getäuschten Erwartungen davon und verbargen ihre verdrüßlichen Gesichter unter der Menge. Der Sieger dagegen, dessen eroberter Preis in einer hübschen Stute bestand, blieb den ganzen Tag hindurch ein Gegenstand der allgemeinsten Aufmerksamkeit, ward beinahe mit Kumiß ertränkt und endlich den fremden Besuchern vorgestellt, von denen er natürlich ein hübsches Geschenk erhielt. Die Baschkiren sind nachgerade soweit civilisirt, daß sie wohl begriffen haben, es sey nichts erfolgreicher als der Erfolg.

Inzwischen war es Mittag geworden. Man hatte eine Stute und etliche Schafe geschlachtet und hinter dem Aul eine Art Feldküche eingerichtet, wo in gewaltigen Töpfen das Lieblingsgericht der Baschkiren, Bischbarmall (wörtlich: die Fünffingerspeise) bereitet wurde. Die ganze Gesellschaft lagerte sich in kleinen Gruppen von 8—10 Personen im Grase, das Fünffingergericht ward in großen hölzernen Schüsseln herumgetragen und in die Mitte einer jeden Gruppe eine derartige Schüssel gesetzt. Dieses vielgerühmte Gericht besteht in kleingehacktem Fleisch, das in fetter Kraftbrühe schwimmt; da aber Löffel ein Luxusartikel sind, der unter den Baschkiren gänzlich unbekannt ist, so konnten die Gäste natürlich nur auf die allerursprünglichste Weise zugreifen, indem jeder so tief, als die Hitze des Inhalts es erlaubte, mit der Hand in die Schüssel fuhr und sich seine triefende Portion herausnahm und zum Munde führte. Dieß ging den anfangs noch ziemlich an; als aber das Fleisch seltener wurde, hatte das Fischen darnach seine großen Schwierigkeiten, und da immer mehrere Hände zugleich in der Brühe herumkrabbelten, so war es eine sehr unangenehme Enttäuschung, zu finden, daß wenn man einen ordentlichen Bissen gepackt zu haben wähnte, es nur die Fingerspitze des Nachbars war. Die Bissen wurden aber endlich glücklich herausgefischt und die Schüssel dann herumgereicht, um die Brühe zu trinken.

An dem Feste nahmen nur die Beamten, die Magnaten des Dorfs und die vornehmen Leute des ganzen Stammes Antheil. Das gemeine Volk umschwärmte die einzelnen Gruppen und sah der Verspeisung der Leckerbissen mit lüsternen gierigen Augen zu. Gelegentlich schlich sich ein vertrauter Freund oder Verwandter von einem der Gäste heran und erhielt dann als besonderen Beweis von Gunst eine Hand voll Fleisch, welche der Gast aus der Schüssel fischte, in den lüstern wässernden Mund gestopft, der diese Gabe begierig in Empfang nahm, worauf der Begünstigte, allgemein beneidet von den Umstehenden, sich vergnügt davon schlich, um an irgend einem abgelegenen Punkte behaglich diese Früchte der Gunst der Vielgeltenden und Hochmögenden zu verzehren.

Als die Gäste ihren schärfsten Appetit gestillt hatten und die Hände minder gierig in den Schüsseln herumfischten, kam plötzlich ein langer feierlicher Zug zum Vorschein und trug stolz auf hoher Stange einen schauderhaften Leckerbissen daher, nämlich einen gekochten Pferdekopf, um welchen nun gerungen werden sollte. Zwei stämmige Burschen, die bekanntesten Ringer des ganzen Bezirks, traten sogleich vor, entkleideten sich bis zu den Hüften und packten einander. Der Eine war schlank geschmeidig, kräftig und muskulös; der andere von untersetzterer Gestalt aber rühriger und ge-

Digitized by Google

wandter. Der Kampf begann; es war die alte Geſchichte: das Ringen zwiſchen Gewandtheit und roher Kraft, und endete in der gewöhnlichen Weiſe damit, daß der Behendere und Geſchmeidigere den Stärkern gerade in demjenigen Augenblicke niederſtreckte, wo dieſer ſich deſſen am wenigſten verſah. Der Ueberwundene verſchwand unter der Volksmenge, und der Sieger nahm ſeine Lorbeeren und ſeinen Pferdekopf mit begührender Beſcheidenheit hin. Aus irgend einem geheimen Grunde der Berechnung oder Politik beheilt er den Leckerbiſſen nicht für ſich, um ihn zu verzehren, ſondern bot ihn einem der Würdenträger, einem Greis mit langem, ſchneeweißen Barte an. Das Opfer mochte ihm nicht leicht geworden ſeyn, denn die ärmere Klaſſe der Baſchiren ißt nur ſelten Fleiſch; aber gleichwohl brachte der Sieger das Opfer. Der alte Mann nahm das Geſchenk freundlich an, ſchnitt ſich einige Stücke ab und reichte den Kopf unter ſeinen Freunden herum, bis der abgeſtreifte Schädel endlich einem Zuſchauer geſchenkt ward, der ihn im Triumphe davon trug.

Nach dem Feſt trat noch ein Baſchkire mit einem ſonderbaren Blasinſtrument, Sibisghan genannt, auf, um und eine Reihe verſchiedener Melodieen vorzuſpielen, zu denen Andere Lieder über Jagd, Wettrennen, Liebe und dergl. ſangen. Von allen muſikaliſchen Inſtrumenten, welche jemals erfunden wurden, iſt das Sibisghan vielleicht das kunſtloſeſte, denn es beſteht nur aus dem hohlen Stengel einer dicken Pflanze welche überall in der Steppe wild wächſet, worein dann etliche Löcher plump eingebohrt ſind. Der Mann blies ſein Inſtrument wie ein Flageolet und begleitete ſich zugleich mit einer Art Baß, indem er einen dudelſackartigen Ton durch die Naſe ſummte. Die Muſik war für meine Ohren abſcheulich und konnte nur durch die Entfernung gewinnen, ward aber von den Baſchkiren ſehr bewundert, denn gute Sibisghanbläſer ſollen äußerſt ſelten ſeyn, was ein muſikaliſch gebildetes europäiſches Ohr nicht zu beklagen vermag.

Georg v. Behr.

Die theure Zeche.

Eine Kriminalgeſchichte.

Am frühen Morgen des 15. April 185— erhielt der Polizei-Inſpektor des fünften Arrondiſſements zu Paris die Nachricht, man habe die Baronin von Cauſſenge todt in ihrem Bett gefunden, und zwar erdroſſelt mit einem ſeidenen Bande. Sie hatte ſich als Wittwe mit dem Baron v. Cauſſenge, einem jungen Lebemann, verheirathet, war damals etwa 28 Jahre alt, ſehr hübſch, von einnehmenden Manieren und liebenswürdig, machte ein hübſches Haus, und ſie ſowohl als ihr Gatte waren wegen der Gaſtlichkeit bekannt welche ſie in reichſtem Maße übten.

Drei Wochen vor dieſem Morde hatte der Baron eine Reiſe nach Rußland angetreten, wo ihm eine Erbſchaft von Seiten eines entfernten Verwandten zugefallen ſeyn ſollte. Während der Abweſenheit ihres Gatten hatte die Baronin ziemlich zurückgezogen gelebt, ſich meiſt zu Hauſe gehalten und nur mit ihrer Geſellſchafterin Erneſtine Dumont verkehrt, einem ſchönen Mädchen von den unſchuldigſten und einfachſten Manieren, welches die Baronin ſelbſt hatte erziehen laſſen und unter ihren ſpeziellen Schutz genommen. Am Abend vor ihrer Ermordung war die Baronin noch in der großen Oper geweſen, aber Erneſtine hatte ſie nicht dorthin begleitet, weil ſie ſich unwohl fühlte, und war auch nicht einmal aufgeblieben, um ihre Herrin zu erwarten, denn die Baronin hatte ihren eigenen Schlüſſel und wollte nicht, daß Erneſtine um ihretwillen ſich die Nachtruhe verſagen ſollte. Es war im Hauſe herkömmlich, daß wenn die Baronin am Morgen beim Erwachen ſchellte, Erneſtine ſich zuerſt nach dem Schlafzimmer ihrer Herrin begab. Als daher am Morgen nach dem Morde die Dienſtleute der Baronin die Klingel derſelben gar nicht ertönen hörten, erſtaunten ſie darüber und eines der Dienſtmädchen trat in Erneſtinens Zimmer, um dieſe nach der Urſache dieſer auffallenden Erſcheinung zu fragen. Das Zimmer war jedoch leer, und in der Meinung, die Geſellſchafterin habe ſich ſchon nach dem Zimmer ihrer Herrin begeben, ging das Dienſtmädchen dahin. Die Läden waren noch geſchloſſen und auf dem Tiſchchen neben dem Bette brannte noch ein Nachtlicht, auf dem Boden aber lag anſcheinend leblos Erneſtine. Das Dienſtmädchen rief nun um Hülfe, und als man die Läden öffnete, ſah man daß die Baronin todt in ihrem Bette lag, offenbar erdroſſelt mit einem Bande, welches ſogleich für das Eigenthum von Erneſtinen anerkannt ward, die in tiefer Ohnmacht am Boden lag.

Als Erneſtine wieder zur Beſinnung kam, hätte man erwarten ſollen, daß ſie im Stande geweſen wäre, einiges Licht auf die Sachlage zu werfen; allein zum allgemeinen Erſtaunen zeigte ſie eine nervöſe Aufregung und Unſchlüſſigkeit, die man ſich kaum mit Unſchuld zuſammenreimen konnte. Bei weiterer Unterſuchung fand man, daß der Sekretär offen war und daß eine Anzahl Papiere und andere Artikel verwirrt umher geſtreut lagen, wie wenn der Inhalt jeder Schublade haſtig umgekehrt und durchwühlt worden wäre. Mittlerweile war aber die Polizei ſchon angekommen und hatte ohne Säumen ihre Ueberzeugung dahin ausgeſprochen, daß nur einer der Hausgenoſſen das Verbrechen begangen oder wenigſtens Beihülfe dazu geleiſtet habe. Ebenſo handelte es ſich nicht nur um einen bloſen Mord, ſondern auch um Raub, und die Polizei hielt ſich demnach für befugt, bei ſämmtlichen Mitgliedern des Haushalts Hausſuchung vorzunehmen. Die Dienſtleute ließen ſich dieß alle willig gefallen; als aber an Erneſtinen die Reihe kam, ihre Schlüſſel herzugeben, zeigte die junge Dame eine auffallende Abneigung hiezu. Die Polizei beſtand aber natürlich auf ihrem Verlangen, und hatte binnen Kurzem auf dem Grunde einer Schublade in Erneſtinens Kommode eine ziemlich beträchtliche Summe in Gold und einige Juwelen gefunden, welche nachweislich der ermordeten Dame gehört hatten.

„Wie kann ſich Mademoiſelle über dieſes Geld ausweiſen?“ war die erſte Frage, welche ihr von der Polizei vorgelegt wurde.

„Ich weiß es nicht — ich . . . ich darf es nicht ſagen — bitte, fragen Sie mich nicht,“ verſetzte Erneſtine zaudernd und verlegen. Der Verdacht, welcher bereits auf ſie gefallen war, wurde hiedurch bedeutend verſtärkt, und die Polizei that nur ihre Schuldigkeit, in dem ſie ſie verhaftete. Der Fall ward gerichtlich unterſucht und Erneſtine Dumont in Anklageſtand verſetzt. Ein junger Advokat, Namens Bernard, welcher von Erneſtinens früherm tadelloſem Rufe gehört und der beghalb ſich nur ſchwer hatte entſchließen können, an ihre Schuld zu glauben, erbot ſich zu ihrem Vertheidiger. Er hatte Erneſtinen früher einige Male geſehen und einiges Intereſſe für ſie gefaßt, und der Gedanke, ſich in dieſem Mädchen getäuſcht zu haben, war ihm peinlich. Da ihn aber Erneſtine nicht ſelbſt zu ihrem Vertheidiger beſtimmt hatte, ſo gelang es ihm erſt nach ziemlichen Schwierigkeiten, die Angeſchuldigte im Gefängniß be-

Digitized by Google

suchen zu dürfen. Dieser Besuch hatte jedoch nicht den gewünschten Erfolg: wenn er bei seinem Eintritt noch einigen Glauben an ihre Unschuld hatte, so verließ er dagegen das Gefängniß ohne jeglichen Zweifel an ihrer Schuld. Ernestine hatte seine sämmtlichen Fragen ausweichend und unbefriedigend beantwortet, und er sah sich in seinem Glauben an dieses Mädchen bitter getäuscht.

Als er am Abend desselben Tages spät nach Hause kam, fand er einen Brief auf seinem Tisch liegen: Er war von Ernestinen und lautete folgendermaßen:

„Mein lieber Freund! Ich fühle daß ich Ihnen über mein seltsames Benehmen wenigstens einige Erläuterung schulde, und ich will Ihnen daher das Thatsächliche des ganzen Falls zur Kenntniß bringen, wie ich es von jeher beabsichtigte. Sie sollten diese Darstellung erst nach meinem Tode erhalten, und ich würde sie Ihnen noch nicht zugestellt haben, hätte ich nicht eingesehen, daß auch Sie an meinem Charakter und mir irre geworden sind.

„Sie kennen die Umstände, in Folge deren ich die Baronin als eine Mutter verehre. Sie wissen auch um die verhängnißvolle Leidenschaft für das Spiel, welche ihren Gatten beherrscht und im Verlauf der Zeit eine gänzliche Entfremdung zwischen beiden herbeigeführt hat. Die Baronin war sehr schön und noch immer jung; als sie daher fand, daß sie von Seiten ihres Gatten nicht jene Liebe und Zuneigung fand, welche sie von ihm hätte erwarten dürfen, ließ sie sich auf eine unglückliche Intrigue mit einem Andern ein. Ich entsetzte mich unsäglich, als ich dieß erfuhr, allein ich hatte keinerlei Befugniß dazu, ihr Vorwürfe darüber zu machen. Wie zu erwarten stand, konnte natürlich aus dieser Neigung kein Glück erwachsen. Ihr Liebhaber erwies sich ihres Vertrauens als unwürdig, und es gelang ihm — ob durch Drohungen oder Gewalt, weiß ich nicht — von ihr große Summen Geldes zu erlangen. Erst wenige Tage vor ihrem Tode hatte sie mir dieß anvertraut und mich gleichzeitig gebeten, ihre Juwelen und ihr Geld für sie in meiner Kommode zu verwahren, weil sie fürchtete, ihr schmutziger Liebhaber könnte sich in den Besitz derselben setzen. Das letzte Mal, wo ich sie noch am Leben sah, war an dem Abend, wo sie in die Oper ging. Um welche Stunde sie zurückkehrte, weiß ich nicht, denn sie hatte stets ihren eigenen Schlüssel bei sich. Alles Andere wissen Sie bereits.

Ein Besuch in einem Paschkiren-Dorf. (Baschkiren auf dem Umzuge. Text S. 291.)

„Hienach werden Sie nun das Widerstreben begreifen, welches ich gegen die Untersuchung meiner Kommode an den Tag legte, und ebenso meine ausweichenden Antworten auf die Fragen nach dem Geld und Geschmeide, welches man in derselben fand, erklärlich finden.

„Würde man mir geglaubt haben, wenn ich die Wahrheit gesagt hätte? Nein. — Und wie hätte ich etwas zu sagen vermocht, was den guten Namen einer Frau entehrt hätte, die mir mehr als Mutterstelle vertreten hatte? Ueberdieß kannte ich nicht einmal den Namen ihres geheimen Liebhabers, und hatte ihn mit Wissen nie gesehen. — Nein, es ist besser so wie es nun ist. Ich bin bereit zu sterben. Mein Geheimniß soll mit mir untergehen; ich theile es nur mit Ihnen, denn es ist der einzige Trost, der mir geblieben, daß wenigstens Sie an meine Unschuld glauben. Leben Sie wohl und bewahren Sie ein mildes Andenken

Ihrer unglücklichen Freundin

Ernestine.

„Gott sey Dank für diesen Lichtstrahl! Das richtet mich wieder auf!“ flüsterte der junge Mann und drückte den Brief inbrünstig an seine Lippen; „Dir soll geholfen werden, armes Mädchen! Es wird künftighin der Zweck meines ganzen Lebens seyn, der Welt Deine Unschuld zu beweisen. Der Himmel gebe nur, daß ich nicht zu spät komme!“

Trotz der vorgerückten Stunde der Nacht begab sich Bernard sogleich nach dem Hause des Präfekten und verschaffte sich nach einigen Schwierigkeiten Zutritt. Der Präfekt war zufällig ein alter Freund von Bernards Vater, und nur dieser Umstand konnte ihm in solch später Nachtstunde noch Zutritt bei dem Präfekten verschaffen. Der alte Herr hörte geduldig die aufführliche Schilderung des jungen Advokaten an, dann sagte er: „Die Aufgabe, die Sie sich gesetzt haben, mein junger Freund, ist zwar eine sehr lobenswerthe, aber nach meiner Ueberzeugung eine ganz vergebliche. Für mich liegt nach meinen Erfahrungen auch nicht der mindeste Zweifel vor, daß das junge Frauenzimmer schuldig ist, sey es nun als Thäterin oder Mitschuldige. Da Sie es jedoch so ernstlich wünschen und einen so großen Werth darauf legen, so sollen Sie die Erlaubniß haben, die Wohnung der ermordeten Dame noch einmal durchsuchen zu dürfen. Und nun gute Nacht!“ setzte er lächelnd hinzu; „lassen Sie mich seiner Zeit das Ergebniß Ihrer Untersuchung erfahren!“

Am andern Morgen begab sich Bernard in aller Frühe in Begleitung eines Polizeibeamten nach dem Hause der Baronin. Alles lag noch genau so, wie es an jenem verhängnißvollen Morgen gewesen war, denn das Haus war seither unter polizeilicher Beaufsichtigung gewesen und war es noch. Keine Schublade, kein Schrank, kein Winkelchen entging Bernard's Beachtung. An den Fenstern war nirgends eine Spur von Gewalt zu sehen, welche darauf hingedeutet hätte, daß sich der Mörder gewaltsam den Zugang von außen verschafft hätte. Nicht die mindeste neue Thatsache war zu ermitteln, welche auch nur den geringsten Anhaltspunkt zur Lösung des Räthsels gegeben hätte.

Die Haussuchung hatte schon mehre Stunden gedauert, und Bernard fühlte nachgerade, daß es vergebens sey noch länger zu bleiben. Mit betrübtem schwerem Herzen machte er sich daher daran, die Wohnung zu verlassen. Als er aus einem der Zimmer der Baronin durch einen dunklen Durchgang auf den Flur hinaustrat, stieß sein Fuß an einen Gegenstand; er bückte sich darnach und hob ihn auf: es war ein Hut. „Ist dieß Ihr Hut, mein Herr?“ fragte er den Polizeibeamten, der ihm vorangegangen war. — „Mit nichten, Herr Bernard, der meinige hängt draußen neben dem Ihrigen am Kleiderrechen.“ — Bernard dachte, der Hut habe vielleicht dem Baron gehört und wollte ihn an den Rechen hängen, von welchem er vielleicht heruntergefallen sey; da sagte der Polizei-Beamte: „Bitte, reichen Sie mir einmal den Hut her; ich kann mich nicht entsinnen, daß ich ihn bei der letzten Haussuchung hier bemerkt hätte. Das ist doch seltsam,“ fuhr er fort, als er den Hut mit den anderen vergleich, die im Flur am Rechen hingen; „dieser Hut hier ist größer und von einer ganz andern Gestalt als die übrigen!“

„Ueberlassen Sie ihn mir, Herr Inspektor!“ sagte Bernard; „ich will ihn der Gefangenen zeigen.“ Wer weiß ob er nicht vielleicht jenem heimlichen Liebhaber der ermordeten Dame gehört? dachte Bernard bei sich selbst, als er mit dem Polizeibeamten und dem Hut schnurstracks nach dem Gefängnisse fuhr.

Ernestine hatte mit Ungeduld dem Besuch ihres Freundes entgegengesehen, denn er hatte ihr versprochen, sie an diesem Tag wieder zu besuchen, und sie wünschte aus seinem eigenen Munde zu erfahren, ob er noch immer an ihre Unschuld glaube oder nicht.

„Kennen Sie diesen Hut, Ernestine?“ fragte Bernard nach dem Eintritt in ihre Zelle.

„Diesen Hut? — barmherziger Gott, das ist ja derselbe Hut welchen der Baron an dem Abend trug, wo er Paris verließ!“ rief Ernestine aufgeregt.

„Unmöglich!“ sagte der Polizeibeamte; „wir verglichen ihn mit den anderen Hüten des Barons, die im Flur hingen, und dieser da ist viel größer. Ich glaubte, er gehöre eher dem Liebhaber der Baronin ...“

„Nein, nein, und tausendmal nein! es ist der Hut des Barons; ich erkenne ihn ganz deutlich! Er kaufte ihn am Tage seiner Abreise. Er war ihm etwas zu groß und er bat mich, ihm etwas Watte unter das Futter zu legen. Sehen Sie selbst nach, ob die Watte nicht mehr darin ist!“

„Aber ich bitte Sie, Ernestine, besinnen Sie sich genau, ob Sie sich nicht täuschen! Erinnern Sie sich noch mit aller Bestimmtheit, daß dieser Hut dem Baron gehört hat? Ich kann es nicht glauben! Doch halt! ja, Sie haben Recht, hier ist die Watte!“ fuhr er fort, als er das Futter umdrehte und die Watte herausfiel und damit ein Stück Papier, welches noch dazu gefaltet worden zu seyn schien, um die Dicke etwas zu vermehren. Man entfaltete dieses Papier, und es ergab sich, daß es die Wirthsrechnung eines Straßburger Hotels war, auf den Namen des Barons ausgestellt über Kost und Wohnung von einer Woche. Die Rechnung war ausgestellt vom 7. April, gerade vierzehn Tage nach der Abreise des Barons von Paris.

Ernestine und Bernard schauten einander einige Augenblicke schweigend an, da jedem von ihnen ganz seltsame Gedanken durch den Sinn ziehen mochten und sie an der Miene des Polizeibeamten ablasen, daß dieser sich keine Ansicht bereits gebildet hatte. Daß es der Hut des Barons war, erschien nun erwiesen; aber wie war der Hut in die Wohnung der Baronin gekommen? War der Baron vor der Ermordung heimlich nach Paris zurückgekehrt? war er der Mörder?

Ernestine war todesbleich. „Haben Sie denn einen Verdacht,“ stammelte sie, „daß der Baron selbst ...“

„Der Mörder seiner Gattin war, — ja, das ist nun meine lebendigste Ueberzeugung,“ fiel ihr Bernard in's Wort. „Ich gehe stehenden Fußes zu dem Polizeipräfekten, um ihm die Anzeige von unsrer Entdeckung zu machen!“

Zum ersten Mal seit ihrer Verhaftung und Verurtheilung ging ein schwacher Hoffnungsstrahl in Ernestinens Seele auf; der Anblick Bernards, ihres alten Freundes aus glücklicheren Tagen, mochte in ihrem jungen Herzen den natürlichen Wunsch erweckt haben, sich dem Leben erhalten zu wissen. „Barmherziger Himmel,“ stammelte sie; „wie froh bin ich, daß ich in der Untersuchung nichts ausgesagt habe! Der liebe Gott wird sich meiner erbarmen und mich beschützen! Meine Unschuld wird an den Tag kommen und die Strafe den Schuldigen ereilen!“

Bernard fuhr von dem Gefängniß hinweg unmittelbar zu dem Präfekten, der ihn mit einem wehmüthigen, fast mitleidsvollen Lächeln empfing und halb unglaubig fragte: „Nun, mein junger Freund, was haben Sie gefunden? sind Sie mit dem Ergebniß Ihrer Haussuchung zufrieden?“

„Oja, Herr Präfekt! haben Sie die Gewogenheit, diesen Hut hier zu untersuchen,“ sagte Bernard, übergab ihm den Hut und erzählte ihm die Art und Weise, wie er ihn gefunden, und die Mittheilungen, welche ihm Ernestine darüber gemacht hatte.

„Wie? ihr Gatte, der Baron, er soll der Mörder seyn? Und doch, wie unglaublich es auch klingen mag, so ist es doch nur allzu klar, wenn wir alles zusammenhalten, daß nur er die Unthat begangen haben konnte! Ja, wir haben eine Unschuldige dieses Verbrechens bezüchtigt,“ sagte der Präfekt, nachdem er den Hut sorgfältig untersucht hatte; „aber verlassen Sie mich nun; ich muß mir die Sache überlegen. Ich bitte Sie nur um das tiefste Stillschweigen über diese Angelegenheit; dann mögen Sie mir unbedingt trauen.“

Am andern Morgen in aller Frühe ward Bernard wieder zum

Digitized by Google

Polizeipräfekten entboten, und dieser sagte: „Ich habe mir seit Ihrem gestrigen Besuch alle Indicien genau erwogen, und es scheint daraus mit ziemlicher Gewißheit hervorzugehen, daß der dringendste Verdacht gegen den Baron vorliegt. Die verschiedenen Nachforschungen, welche ich anstellen ließ, haben ergeben, daß der Baron ein leidenschaftlicher gewissenloser Spieler ist, und daß seine angebliche Reise nach St. Petersburg nur eine List war, um der Schuldhaft zu entgehen. Der Fall ist übrigens ein ganz entsetzlicher, und wir müssen sehr vorsichtig zu Werke gehen, denn der Baron nimmt durch seinen Rang und seine Familien-Verbindungen eine solch geachtete Stellung in der Gesellschaft ein, daß es beinahe unmöglich erscheint, daß er dieses schenßliche Verbrechen begangen haben könnte. Tiefer Hut jedoch und die auf seinen Namen ausgestellte Gasthofs-Rechnung beweisen wenigstens so viel unzweideutig, daß er nach Paris zurückgekehrt seyn muß. Weßhalb aber sollte er zurückkehren? Was für einen Beweggrund hatte er dazu? das verdächtigt ihn und macht die Sache noch verwickelter. Bereits habe ich jedoch einstweilen einen Agenten der geheimen Polizei nach Strasburg geschickt, um in aller Stille die Spuren des Barons von jenem Orte aus weiter zu verfolgen. Sobald ich irgend etwas höre, werde ich wieder nach Ihnen schicken."

Bei der Ankunft in Strasburg begab sich der Polizei-Agent sogleich nach dem 'Rothen Haus'. Der Besitzer des Hotels erinnerte sich ganz gut, daß der Baron eine Woche lang bei ihm gewohnt habe und dann weggereist sey, aber wohin, das vermochte er nicht zu sagen. Der Hausknecht entsann sich jedoch, wohin er das Gepäck des Fremden gebracht habe, nämlich nach einem Hause außerhalb der Stadt, an der Straße nach Zabern, wo ein gemiethet er Wagen den Herrn erwartet habe. Der Hausknecht erinnerte sich jenes Auftrags noch ganz deutlich, behauptete aber, der fremde Herr habe Thionville gesagt und sich von dem Kutscher nach Zabern bringen lassen. Er hätte auf diesen Umstand weniger Werth gelegt, wenn ihn der Fremde nicht nach einem Gasthofe in Zabern gefragt hätte, worauf ihm der Hausknecht geantwortet, er solle nicht in die 'Sonne' gehen, sondern in den 'Adler', weil dort eine Schwester von ihm Stubenmädchen sey. Als der Polizei-Agent nach Zabern kam und sich im 'Adler' erkundigte, ergab sich daß wirklich ein Herr Thionville daselbst abgestiegen und vier Tage daselbst geblieben war, und daß er während des größern Theils seines Aufenthalts das Zimmer gehütet habe. Die Schilderung, welche der Wirth zum 'Adler' von der Person und dem Gepäcke des Fremden gegeben hatte, ließen jedoch dem Agenten kaum einen Zweifel mehr, daß er sich auf der richtigen Fährte befand. Weiteres brachte er zwar nicht in Erfahrung; aber Ein wichtiger Umstand war doch bewiesen worden, nämlich daß der Baron keine Reise nach Rußland angetreten, sondern unter einem angenommenen Namen sich wieder auf den Rückweg nach Paris gemacht habe.

Das Einzige was nun zu thun übrig blieb, war, in die bedeutendsten französischen und deutschen Zeitungen eine Aufforderung an den Baron einrücken zu lassen, daß er sich alsbald nach Paris zurückbegebe, um seine Ansprüche an die Hinterlassenschaft seiner verstorbenen Gattin geltend zu machen, denn man zog den sehr gerechtfertigten Schluß, wenn der Baron seine Frau ermordet habe, um sich in den Besitz ihres Geldes zu setzen, so sey es auch höchst wahrscheinlich, daß er in den ihm nun vorgehaltenen Köder beißen werde. Dieser Schluß erwies sich auch als richtig, obschon die List nicht so rasch einschlug, als man erwartet hatte.

Es waren seit dem Erlaß jener Aufforderung nahezu zwei Monate verstrichen, und die Polizei verzweifelte schon daran, je wieder ein Lebenszeichen von dem Baron zu erhalten, als eines Tags ein Herr in tiefster Trauertracht und anscheinend tief bekümmert sich auf dem Polizei-Bureau einstellte, sich als den Baron zu erkennen gab und aussagte: er habe zufällig die furchtbare Kunde von der Ermordung seiner Frau in St. Petersburg in einer Zeitung gelesen, und sey möglichst schnell nach Paris zurückgekehrt. Die furchtbare Gemüthsbewegung, welche der tragische Fall bei ihm hervorgerufen, habe ihn jedoch auf das Krankenlager geworfen, sonst wäre er einige Wochen früher nach Paris zurückgekehrt.

Der betreffende Polizeibeamte hatte von seinem Chef strenge Weisungen erhalten, wie er den Fall behandeln solle; er verwies also den Baron in ein Bureau, wo ihm angeblich die Urkunden über den Tod und die Beerdigung seiner Frau eingehändigt werden sollten. Beim Eintritt in jenes Bureau ward der Baron sehr höflich empfangen und eingeladen einstweilen Platz zu nehmen, bis die nöthigen Papiere gefunden und herbeigeschafft seyn würden. Nach Verlauf einer Viertelstunde trat ein anderer Beamter ein und bat den Baron, ihm nach einem weitern Bureau zu folgen, wo der letztere sich zu seinem Erstaunen einem strengen Verhör unterwerfen mußte.

„Herr Baron, wohin sind Sie gereist, als Sie Ihre Behausung in Paris am 25. März verließen?" hub der Beamte an.

„Ich reiste durch Deutschland nach St. Petersburg, mein Herr."

„Ganz gut, Herr Baron; und welches war die erste Stadt, we Sie sich aufhielten?'

„Strasburg."

„Ganz richtig, das trifft zu," erwiderte der Instruktionsrichter und verglich einige Papiere; „und an welchem Tage kamen Sie daselbst an?"

„Ich glaube, am 28. März," versetzte der Baron.

„So ist es, und wie lange blieben Sie daselbst?"

„Lassen Sie mich sehen, — ah ja, nur eine Nacht und die Hälfte des folgenden Tags," erwiderte der Baron, dessen Wesen eine gewisse Unschlüssigkeit verrieth.

„Und wohin begaben Sie sich von Strasburg aus zunächst?" fuhr der Beamte fort.

„Nach Frankfurt," gab der Baron nach einigem Bedenken zur Antwort.

„Wirklich? Sie gingen wirklich nach Frankfurt?' rief der Beamte, die Augen auffchlagend und heftete einen festen forschenden Blick auf den Baron. „Ich glaube, Sie irren sich, mein Herr. Sie geben vor, am 28. März in Strasburg angekommen und am andern Tage wieder abgereist zu seyn. Allein der Wirth im 'Rothen Haus' behauptet, Sie seyen bis zum 7. April geblieben. Wie wollen Sie und können Sie mir diesen anscheinenden Widerspruch erklären, Herr Baron?"

„Sollte ich wirklich eine ganze Woche in Strasburg geblieben seyn?" sagte der Baron. „Ach ja, mein Herr, ich entsinne mich jetzt, Sie haben ganz recht; ich besinne mich wieder auf Alles. Ich traf in Strasburg mehre Freunde, welche mich überredeten, meinen Aufenthalt daselbst zu verlängern."

„Jenun, zugegeben daß dieß richtig ist, Herr Baron, so bleibt doch noch ein kleiner Umstand zu berichtigen: Sie behaupteten vorhin, Herr Baron, daß Sie von Strasburg zunächst nach Frankfurt gegangen seyen. Allein wenn der Herr Baron sich genau besinnen will, so wird er sich erinnern, daß er in einem geschlossenen Wagen nach Zabern fuhr."

„Das ist richtig, mein Herr, allein das war nur ein Ausflug von einem Tage und hatte mit meiner sonstigen Reise nichts zu thun," erwiderte der Baron schnell. „Darf ich mir jedoch die Frage erlauben, mein Herr, wozu alle diese Erkundigung zielen?"

„Entschuldigen Sie, Herr Baron, Sie sind hier um Fragen zu

Digitized by Google

beantworten, und nicht um solche zu stellen," sagte der Beamte. „Sie müssen sich mit der Erklärung begnügen, daß ein derartiges Verhör unter solchen Umständen üblich ist. Haben Sie die Güte, mir noch einige Minuten Ihre Aufmerksamkeit zu schenken. Wenn ich Sie recht verstand, so sagten Sie so eben, Ihre Fahrt nach Zabern sey nur ein Ausflug von Einem Tage gewesen, nicht wahr?"

„So ist es, mein Herr!"

„Wie kam es aber, daß Sie gleichwohl ganze vier Tage in Zabern blieben, Herr Baron?"

„Ich ... das heißt ... meine Absicht war gewesen, nur einen einzigen Tag in Zabern zu bleiben, aber ich erkrankte während meines Aufenthalts im Gasthofe zur 'Sonne'," versetzte der Baron etwas betreten.

„Zur 'Sonne'? Ah, Herr Baron, Sie irren sich schon wieder. Sie scheinen sich nicht mehr zu entsinnen, daß Sie in Zabern im 'Adler' logirten!"

„Im 'Adler'? wirklich? Ah ganz recht, ganz recht — Sie mögen recht haben, mein Herr!"

„Aber was bewog den Herrn Baron dazu, einen andern Namen anzunehmen?" fuhr der Beamte fort.

„Wie? ich sollte meinen Namen verändert haben? Sie müssen sich irren, mein Herr!"

„Nicht im mindesten; der Herr Baron nahm den Namen Thionville an — aus Gründen die ihm selbst wohl am besten bekannt sind. Da Sie aber diesen Umstand vergessen zu haben scheinen, so werden Sie wenigstens die Güte haben, mir zu sagen, wohin Sie gingen, als Sie Zabern verließen?"

„Ich kehrte nach Frankfurt zurück," versetzte der Baron.

„Vergeben Sie, Herr Baron, wenn ich Ihnen hierin widerspreche! Gestatten Sie mir Ihrem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen. Sie gingen angeblich auf das Gut eines Freundes in der Nachbarschaft. Aber offen gesagt, Herr Baron, haben Sie nicht wieder den Rückweg nach Paris eingeschlagen und sind etwa um den 15. April wieder daselbst eingetroffen?"

„Mein Herr," erwiderte der Baron aufwallend, „ich habe mir diese impertinenten Fragen lange genug gefallen lassen. Ich kann nicht begreifen, mit welchem Rechte Sie sich anmaßen, mich in dieser Weise förmlich zu verhören. Ich erkläre Ihnen, daß ich mir dieß nicht gefallen lasse und daß ich mich bei dem Polizeiminister darüber beschweren werde. Ich habe die Ehre, Ihnen guten Tag zu wünschen!" Der Baron stand auf und schickte sich an, das Zimmer zu verlassen.

„Nur gemach, Herr Baron, wir sind noch nicht fertig!" fuhr der Beamte fort, ohne sich um diese Unterbrechung zu kümmern. „Ich wiederhole Ihnen, Sie waren am 15. April in Paris, — ja noch mehr, Sie waren in der Nacht vom 15. auf den 16. im Schlafzimmer Ihrer Frau Gemahlin ..."

Der Baron zuckte bei diesen Worten zusammen, und sprang dann erblassend auf, mit Zügen welche von Schreck und Angst entstellt waren.

„Beruhigen Sie sich, Herr Baron, ich bin noch nicht mit Ihnen fertig. Wenn Sie wirklich in jener Nacht — es war, wie Sie sich erinnern werden, just dieselbe, in welcher die Frau Baronin ermordet worden war — nicht in dem Schlafzimmer Ihrer Frau waren, wie kam es, daß man Ihren Hut in dem kleinen dunklen Durchgang neben dem Boudoir gefunden hat? Oder erkennen Sie diesen Hut auch nicht als den Ihrigen an?" Damit reichte er ihm den Hut.

Die Augen aller Anwesenden waren auf den Baron gerichtet, welcher todesbleich ward und eine Weile die Sprache verloren zu haben schien. Endlich aber stammelte er unzusammenhängend heraus: „Der Hut ist nicht der meinige. Ich habe diesen hier in meinem Leben nie gesehen ... ich hatte allerdings einen ähnlichen ... aber dieser hier ist es nicht!"

„Ah, dieser nicht?" rief der erbarmungslose Inquirent. „Herr Baron, Ihr Leugnen ist vergeblich. Es ist Ihnen von dem Tage an, wo Sie Paris verließen, bis zu dem Tage wo Sie wieder hieher zurückkehrten, Schritt für Schritt nachgegangen und nachgespürt worden; wir kennen, wie Sie sehen, jeden Ihrer Tritte. Wenn also dieser Hut nicht der Ihrige wäre, dann haben Sie die Güte mir zu erklären, wie die Rechnung über die Zeche, welche Sie im Hotel zum 'Rothen Haus' in Strasburg machten, ihren Weg unter das Futter dieses Huts gefunden hat? Bitte, sehen Sie selbst nach!"

„Die Zeche aus dem Gasthofe ...?" stammelte der Baron fast athemlos und schlug sich mit der geballten Faust vor die Stirne.

„Ja, unglücklicher Mann, durch dieses kleine Stückchen Papier hat die Vorsehung Ihr Verbrechen an's Licht gebracht, und ein unschuldiges Mädchen vor dem schmachvollen Tode auf dem Schaffot bewahrt," sagte der Untersuchungsrichter nachdrücklich. „Gestehen Sie nur, daß Sie heimlich in das Schlafzimmer Ihrer Gattin eingedrungen sind und die teuflische That begangen haben, für welche Sie eine Andere, eine Unschuldige büßen lassen wollten! Sehen Sie, diese Gasthofrechnung hier ist für Sie eine theure Zeche geworden!"

Der Baron von Cauffenge gestand jedoch die That nicht ein. Er ward natürlich verhaftet und sogleich in guten Gewahrsam gebracht, um am anderen Tage dem Kriminalgericht übergeben zu werden. Das Gerücht, daß man den wirklichen Mörder der Baronin Cauffenge entdeckt habe und daß derselbe kein anderer sey, als der eigene Gatte der Ermordeten, verbreitete sich wie ein Lauffeuer in ganz Paris. Jedermann war begierig auf die Enthüllungen, welche die Verhandlung dieses interessanten Kriminalfalls ergeben würde; allein diese Erwartungen wurden getäuscht. Als der Schließer am andern Morgen in die Zelle des Gefangenen trat, lag der Baron Cauffenge kalt und starr als eine Leiche auf seinem Bette. Man hatte allen Grund zu vermuthen, daß er bei seinem wilden zügellosen Leben die Gewohnheit gehabt habe, Gift bei sich zu tragen. —

Jahre sind vergangen, seit die obengeschilderten Ereignisse stattgefunden haben. Man erfuhr, daß die Ermittelungen des jungen Bernard vorzugsweise dazu beigetragen hatten, die Unschuld von Ernestine Dumont an's Licht zu bringen; dieß lenkte die öffentliche Aufmerksamkeit auf ihn und er ward bald ein sehr gesuchter Advokat. Heutzutage ist er eines der berühmtesten und geachtetsten Mitglieder des Pariser Advokatenstandes, und seine Gattin, geborene Ernestine Dumont, ist nicht allein um der glänzenden Bälle und Diners willen bekannt, welche sie gibt, nicht allein wegen ihrer seltenen geselligen Talente, ihrer heitern Gemüthsart und ihres leutseligen Wesens, sondern auch wegen ihres musterhaften Wandels und ihrer häuslichen Tugenden als Gattin und Mutter. Von der eigentlichen Geschichte jenes Mordes aber ist niemals mehr bekannt geworden, als was was wir im Vorstehenden erzählt haben. —

Digitized by Google

Das Tschiflik bei Zweibrücken

Der schönste Punkt in der Nähe von Zweibrücken ist die Fasanerie oder das Tschiflik, wo der König Stanislaus Leszinski im zweiten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts eine Zeit lang wohnte. König Karl XII. von Schweden, sein Freund, der ihn auf den polnischen Thron gehoben hatte, gewährte ihm nach seiner Vertreibung nicht allein einen anständigen Sitz in Zweibrücken, sondern auch die Einkünfte dieses Herzogthumes, aus welchem Karl selbst stammte. Stanislaus schuf aus dem an dieser Stelle befindlichen Walde einen anmuthigen Park und erbaute sich daselbst ein Lustschloß, wo er in philosophischer Ruhe mit seiner Familie glücklicher lebte, als während jener stürmischen Zeit, da er auf dem polnischen Throne saß. Er war als ein weiser, kenntnißreicher, fein gebildeter, sehr humaner und wohlthätiger Fürst gekannt, und hoch geehrt. Da Karl XII. bei seinem Aufenthalte in Bender einen kleinen Landsitz, wohin er öfters ritt, mit dem Namen Tschiflik belegt hatte, gab Stanislaus seinem Asyle diesen Namen. Eigentlich bezeichnet Tschiflik im Türkischen nur eine Maierei. Nach dem Tode seines Beschützers endeten seine Beziehungen zu dem zweibrückischen Hofe. Er wandte sich nun an den König Ludwig XV. von Frankreich, der ihm das Hofgut St. Remy bei Weissenburg im Elsaß zum Aufenthalte anwies. Hier lebte er sehr einfach, bis im Jahre 1725 der gedachte König sich mit seiner Tochter der Prinzessin Marie vermählte. Der Versuch, ihn wieder auf den polnischen Thron zu bringen, mißlang, doch ward ihm der königliche Titel, so wie auf Lebenszeit der souveräne Besitz der Herzogthümer Lothringen und Bar zuerkannt, mit dem Vorbehalt, daß diese nach seinem Tode wieder an Frankreich fallen sollten. Die Sage behauptet, daß besagte Prinzessin in den Gartenanlagen des Tschiflik die schönsten Blumen zog, auch ein Kirschbäumchen gepflanzt hatte, das prächtig gedieh. Traurig war der Abschied von ihren Eltern und von ihrem Rosenhaine, da sie nach Paris zog; nur der Gedanke, daß vielleicht durch Frankreichs Macht ihr Vater wieder die Krone von Polen erlangen könnte, tröstete sie in etwas. Eines Tages, als der junge König mit seiner Gemahlin an der Tafel saß, trat ein fremder Kammerherr mit einem Teller voll herrlicher Kirschen herein, überreichte ihn ehrfurchtsvollst der Königin und sprach: „Dieß, Eure Majestät, sendet Ihr Herr Vater. Er hat den Teller selbst aus den Binsen gefertigt, welche in dem Bache des Tschiflik wachsen und ihn mit Kirschen von Ihrem Lieblingsbaume gefüllt." Als die Ueberraschung vorüber, sagte der König: „Nimm diese Feder, meine Liebe, und tauche sie in den schwarzen Saft dieser Kirsche. Schreibe damit Deinem Vater, daß ich ihm — da Rußland und Oesterreich nebst anderen im Bunde gegen mich waren — das Scepter Polens nicht wieder gewinnen, doch aber erlangen konnte, daß ihm die königliche Würde bleibt, mit welcher zugleich dem edlen Fürsten die Herzogthümer Lothringen und Bar übergeben sind." Aus den Stielen der Kirschen flocht die Königin ein Tellerchen, legte dieses Schreiben darauf und übergab es dem abgesandten Kammerherrn, um es ihrem Vater zuzustellen. So brachte der Kirschbaum, den Leszinski's Tochter gepflanzt, dem lothringischen Lande Heil und Segen.] Denn Stanislaus regierte mit väterlicher Güte, ward von jedem seiner Unterthanen geliebt, und Wohlstand und fröhlicher Muth blühten unter seiner Herrschaft. Aber desto tiefer sanken selbe in dem königlichen Frankreich. Ludwig XV., von ursprünglich gutem Gemüthe, jedoch verführbar, erkaltete nach und nach für die heldenhafte Königin, ließ sich von den Fesseln der Pompadour umgarnen, und sein üppiger Hof verschwendete das Mark des Landes. Traurig begab sich die tugendreiche Königin nach dem Schlosse ihrer Eltern zu Lüneville, wo sie in kindlicher Liebe das ihrem Herzen widerfahrene Leid zu vergessen suchte.

Hochbejahrt schon, that Stanislaus, der älteste Monarch Europa's, in bewegter Stunde einen Rückblick auf sein sturmvolles Leben: es war am 23. December 1765, er überzählte die Gefahren, denen er zu See, im Kriege, auf der Flucht u. s. w. entgangen war und sagte endlich: „Um alles erfahren zu haben, fehlt nur noch, daß ich verbrenne." Am 5. Februar 1766 las er, am Kamine sitzend, dann stand er auf, um nach der Uhr zu sehen, die sich auf der Platte befand; da ergriff das Feuer den dünnen Schlafrock, im Nu stand er in Flammen und nach langen Qualen starb der greise, aufgeklärte Wohlthäter Lothringens in einem Alter von mehr als 88 Jahren am 23. Februar. Eine Platte am Kamine erinnerte den fremden Besucher an das Unglück, bis endlich in Folge des Brandes, der am 23. November 1849 das im Jahre 1700 erbaute Schloß von Lüneville zerstörte, auch Kamin und Platte verschwanden. Der 23. verschiedener Monate war offenbar ein Unglückstag für Lüneville und Stanislaus Leszinski. Vom Tschiflik selbst steht nur noch altes Gemäuer. Gerne weilt der Wanderer in dem stillen wildromantischen Haine, der sich in den Thalgrund hinabzieht. So vergeht eine Schöpfung der Menschen um die andere; kaum daß ihrer nach Jahrzehnten noch gedacht wird.

Hans Weininger.

Wie ich einen Elchhirsch wilderte.

Von K. E. van Haanen.

Die wenigsten Jünger des edlen Waidwerks können die Hand auf's Herz legen und behaupten, daß sie nicht auch gelegentlich einmal eine kleine Wilddieberei begangen hätten. Der Reiz des Verbotenen und die prickelnde Lust des Waidmanne sind zu groß, als daß die meisten im Stande wären, bei Gelegenheit einer solchen Versuchung zu widerstehen. Und so will ich denn hier vorausschicken, daß ich mich ohne Selbstüberschätzung zwar sonst für einen ganz anständigen Menschen und guten Staatsbürger halte, daß ich aber ungeschminkt gestehen muß: auch ich bin im Kapitel der Jagdsünden nicht ganz moralisch hautrein, und habe schon ein oder zwei Rehe, etliche Auerhahnen, unterschiedliche Hasen, Feldhühner, Kaninchen, Schnepfen und Becassinen, Enten u. dergl. m. auf Revieren geschossen, die ich nicht gepachtet und zu deren Begehung man mich weder eingeladen noch ermächtigt hatte, und mein Gewissen ist darin vor lauter waidmännischem Ehrgeiz und Drang so elastisch, daß ich gar nicht verschwören will, der Versuchung widerstehen zu können, wenn sich mir einmal Gelegenheit gibt, auch einem starken Hirsch oder Gemsbock eine Spitzkugel per nefas hinter das Blatt zu schmei-

Digitized by Google

heln. Aber mein ſtärkſtes Stück Wild, das ich auf dieſe Weiſe in fremdem Gehege ſchoß, das war ein koloſſaler Elenn- oder Elchhirſch, den ich vor einigen Jahren einmal niederknallte, und wie das zuging, das will ich hier in Kürze erzählen.

Ich war in dem heißen Sommer 1858 nach Norwegen gegangen, um daſelbſt Skizzen zu ſammeln, hatte aber auch mein Angelgeräthe, meinen Bracken und meine Büchſenflinte mitgenommen, denn meine Freunde, die Düſſeldorfer Maler M. u. T., hatten mir geſagt, daß es gar nichts ſchaden könne, wenn man ſich hie und da ein Stück Auer- oder Birkwild ſchieße, um einige Abwechslung in

Das Schloß in Pau. (Text S. 304.)

die norwegiſche Küche zu bringen. Wenn nun aber der genannte Sommer an unſerm geſegneten Niederrhein ſchon ſo heiß war, daß die Schafe zu Dutzenden auf der Waide verſchmachteten, ſo denke man ja nicht, daß es in Norwegen deßhalb kühler geweſen ſey; — im Gegentheil, da der Sommertag dort 20 bis 22 Stunden hat und die Nacht nur Dämmerung bringt, ſo herrſchte damals ſelbſt auf den hohen Plateaux von Norwegen eine wahrhaft tropiſche Hitze, und es war um Mitternacht zuweilen beinahe noch ſo heiß, wie um Mittag. Man erlag beinahe der ſengenden Gluth; an Arbeiten war kaum zu denken, die Farben trockneten auf der Palette ein,

Digitized by Google

und man war froh, wenn man etliche Bleistiftskizzen per Tag zusammenbrachte. All mein Lebtage werde ich die Höllenhitze nicht vergessen, die ich Ende Juli's ausstehen mußte, und mit fieberischer Ungeduld sah ich dem Herankommen des 1. Augusts entgegen, wo die Schonzeit für Auer-, Birk- und Haselwild aufhört und man etwas Anderes treiben konnte als Zeichnen und Malen. Eines Tags quartierte sich ein junger norwegischer Student auf der Station ein, wo ich mich damals aufhielt; er wollte seine Ferienzeit ebenfalls hier oben auf den Fjelds verbringen und sich ein Büchschen mit Waidwerk ergötzen, aber er sah geringschätzig auf solches Federwild, wie Birk- und Schneehühner, herunter und trachtete nur nach Hirschen, Renn- und Elennthieren, oder — um mich kunstgerechter auszudrücken, — nach Roth-, Renn- und Elchwild. Er war ein frischer quicker Junge, übersprudelnd froh, ein ausdauernder Jäger und guter Schütze, und so schlossen wir uns rasch an einander an, denn er war für mich ein werthvoller Gefährte, da er geläufig Deutsch sprach und als mein Dolmetscher dienen konnte.

Nun ist des Elchwild in Norwegen heutzutage keineswegs mehr so häufig, wie es noch vor fünfundzwanzig Jahren war. Die verwünschten Engländer, welche auch Norwegen unsicher machen, ziehen seit Jahren in Schaaren dort auf die Elchjagd und knallen unerbittlich zusammen, was ihnen vor ihre Flinten kommt. Daher hat die Regierung sich bemüssigt gesehen, die Elchjagd durch gesetzliche Beschränkungen zu regeln und durch Einführung einer geordneten Hegezeit die Wildstapr wieder etwas aufzubringen. Einer der Paragraphen jenes Jagdgesetzes lautet: „Jeder der vor dem 1. August oder nach dem 31. Oktober ein Stück Elchwild schießt, verfällt in eine Strafe von 40 Reichsthalern, wovon die eine Hälfte dem Anbringer zukommt, die andere der Armenkasse des Bezirks zufließt." Diese gesetzliche Vorkehrung ist allerdings ganz vortrefflich, denn in einem wilden, wenig besiedelten Lande wie Norwegen mit seinen endlosen Wäldern und pfadlosen Haiden und Fjelds wäre es eine reine Unmöglichkeit für jeden Jagdberechtigten, welcher Wild hegt, einen solchen Stab von Jagdaufsehern und Wildhütern zu halten, daß das Wildern zu einem gefährlichen Handwerk werden könnte. Die Regierung hat daher ihren Zweck klugerweise dadurch zu erreichen gesucht, daß sie die Hälfte der Strafe des Wilderns als Anbringgebühr aussetzte und die armen Bewohner bei ihrer empfindlichsten Seite faßte, nämlich bei der Habsucht. Allein die gesetzliche Bestimmung hat auch ihre schwache Seite. Der ehrbare Theil eines starken Elchhirsches oder männlichen Elenn wiegt zur Feistzeit acht Centner, und wenn man es daher nur von dieser Seite, derjenigen der Nahrungsfrage, auffaßt, so liefert ein solches Elch einen hübschen Vorrath von Proviant für den Winter. Dazu kommen dann noch die Decke oder Haut und die stattlichen Schaufeln oder das Geweih, die auch ihr Stück Geld werth sind. Bei der niedrigsten Schätzung ist also ein Elch immerhin mindestens seine dreißig Reichsthaler werth. Es ist daher eine leichte Sache für zwei Personen, ein Komplott gegen ein Elch in der Weise zu machen, daß der eine davon es per notas schießt, der Andere aber den Denunzianten macht, dadurch die Hälfte der Strafe zurückerhält, und daß hiedurch die beiden mit einander bei diesem Handel gar kein schlechtes Geschäft machen.

Eines Tags waren wir beide, nämlich der norwegische Student und ich, nach einer langen und staubigen Wanderung über die Dovre-Berge gerade wieder nach Hause gekommen. Das Haus, worin wir unser Quartier aufgeschlagen, stand an den Ufern eines großen See's von unbeschreiblicher Lieblichkeit. Der See glänzte so verlockend schön, so friedlich und still, daß wir es uns nicht versagen konnten, noch ein Bad zu nehmen, bevor wir zu unserm Abendbrod von frischgefangenen Lachsforellen gingen, welches gerade zubereitet ward. Das Bad war über alle Maßen erfrischend, und in einer unsäglich wohligen und behaglichen Stimmung legten wir uns nach dem Bade in das weiche Gras nieder und ließen uns unsere Pfeifen herrlich munden. Alles war still und ruhig, der See lag spiegelglatt vor uns, die Sonne ging so eben hinter einem Schneeberge unter und der harmonische Friede eines solchen nordischen Sommerabends um 11 Uhr lag über der ganzen Natur. Mit Einem Male ward dieses hehre Schweigen unterbrochen durch den Klang von fernen Stimmen und durch laute Ruderschläge, und nach einigen Minuten vermochten wir deutlich zwei Boote zu unterscheiden, welche unter dem dunklen Schatten einiger felsigen Hügel auf der andern Seite des See's hervortauchten und unverkennbar mit einander um die Wette fuhren. Ich zog mein großes Doppeltperspektiv heraus und entdeckte bald, daß ein Gegenstand, welcher ungefähr tausend Schritte vor den Booten hertrieb und den ich für einen großen Busch oder die Krone eines treibenden Baumes gehalten hatte, sich ebenso schnell von der Stelle bewegte wie die beiden Kähne, und Hans, den ich darauf aufmerksam machte, gerieth darob ganz in Extase und erklärte mir mit einem Schwall norwegischer Ausdrücke, die etwas zu profan sind, als daß ich sie hier übersetzen könnte, daß der vermeintliche Busch nichts andres sey, als die Schaufeln eines schwimmenden Elchs, welchem die beiden Kähne nachjagten.

„Geben Sie Acht, nun bekommen wir ein hübsches Stück Spaß zu sehen," sagte er; „jedes dieser beiden Boote gehört einem andern Gehöfte an, und wenn nun die Leute in dem einen Kahn den Elchhirsch schießen, werden die Leute vom andern Kahn einen furchtbaren Lärm machen."

„Um, wir wollen es darauf gar nicht ankommen lassen, Hans," versetzte ich. „Warum sollen wir nicht lieber selbst auf den Elch anstehen und ihn erlegen? Wir haben ja unsere Büchsen bei uns, und der Hirsch schwimmt gerade auf uns zu, und mir kömmt es gar nicht auf die vierzig Reichsthaler Strafe an, wenn ich das Elch schieße. Leg' dich, Mingo! pst, hab' Acht!" rief ich meinem Hunde zu.

„Ah, es kommt Ihnen also nicht auf die Strafe an, Herr van Haanen? Na, dann können Sie sich das Vergnügen schon erlauben," meinte Hans mit einem halb schadenfrohen Lächeln, von dem ich im Augenblick keine Notiz nahm und das mir erst später wieder beifiel. „Na, das Thier hält auf jene Landspitze zu, wo die jungen Kiefern stehen; dort können wir uns ganz gut hinter einigen Felsblöcken verstecken!"

Wir krochen halb auf Händen und Füßen hundert Schritte nach der bezeichneten Landzunge hin und lagen bald hinter den Steinblöcken auf dem Anstand. Der Elchhirsch schwamm mittlerweile schnell heran und ahnte keinerlei Gefahr vor sich. Er kam immer näher und näher und strebte jene Sehne an, um seinen Verfolgern zuvorzukommen. Das Geschrei und die Gestikulationen der Männer in den Kähnen, die einander zu überholen suchten, und die Angst des Elchs, das Ufer zu erreichen, waren kaum stärker als meine innere unaussprechliche Befürchtung, die Leute in einem der Boote möchten den ersten Schuß thun.

„Jetzt geben Sie Acht," flüsterte mir Hans zu; „das Elch hält gerade auf jene Landzunge und wird dort aus dem Wasser steigen; es macht dann einige Sekunden Halt, um das Wasser abzuschütteln, unmittelbar wenn es an's Land getreten ist. Das ist dann Ihre Zeit, die Sie nicht versäumen dürfen!"

„Schon gut," sagte ich.

Der Elchhirsch war jetzt ungefähr noch hundert Schritte vom Land und der vorderste Kahn kaum noch zweihundert Schritte hinter ihm; zwei Männer im Bug des Kahns richteten sich schon mit den Büchsen in der Hand auf und machten sich schußfertig, um drei-

Digitized by Google

chen zu lassen, sobald das Elch den Fuß an's Land setze. Es war also keine Zeit zu verlieren.

„Nun passen Sie auf, er kann schon den Boden fühlen," flüsterte Hans.

In den nächsten Sekunden sagte ich ihm eine Kugel auf vierzig Gänge dicht hinter das Schulterblatt, das gewaltige Thier wälzte sich im seichten Wasser und plätscherte und schlegelte in den letzten Zuckungen des Todeskampfs. Mit Gedankenschnelle eilten wir an Ort und Stelle und zogen unsre Beute aus dem Wasser.

Inzwischen hatte der erste Kahn das Ufer erreicht, und wir sahen uns alsbald umgeben von einem halben Dutzend wildraussehender Gesellen, welche nach ihrem wilden Gebärdenspiel und lauten Geschrei, ihrem Fäustеballen und ihren wilden Blicken zu urtheilen, den Zorn aller skandinavischen Götter über mich heraufbeschworen. Gleich darauf kam auch der andere Kahn noch dazu, und wir hatten nun mindestens ein Dutzend Zuschauer, welche insgesammt im Zustande der wildesten Aufregung und gehässigsten Erbitterung zu seyn schienen. Sie schrieen so wild durch einander, daß ich sie gar nicht verstehen konnte, und es ward mir nachgerade nicht ganz wohl bei der Sache; ich drehte mich daher nach Hans um und wollte ihn fragen, wie ich mich wohl am besten benehmen würde, als ich zu meinem Entsetzen weit und breit nichts mehr von ihm sehen konnte. Wohin war denn der Bursche gekommen? Er war ja kaum vor einer Minute noch neben mir gestanden.

„Verwünschte thörichte Memme, mich gerade in diesem Augenblick unter einem solchen Haufen von Wilden allein zu lassen, die nach ihrem Aussehen zu schließen, nicht übel Lust hätten mich in Stücke zu zerreißen!" murmelte ich unwillkürlich vor mich hin. Allein was half aller Unmuth? Fort war er, das war gewiß, und ich mußte mich nur auf mich selber verlassen. Ich rief daher meinen Hund zu mir heran, lud meinen Büchsenlauf wieder, legte das Gewehr dicht neben mich, zündete meine Pfeife an, und beschloß die Bursche durch Kaltblütigkeit zu entwaffnen, weßhalb ich mich sogleich an das Streifen meines erlegten Wildes machte.

Die Burschen sahen mir eine Weile lärmend und schreiend zu, hielten sich aber in einer Entfernung von etwa zwölf Schritten; eh ihnen meine Kaltblütigkeit imponirte oder meine schußfertige Büchsflinte und mein Hund Respekt einflößten, — ich weiß es nicht; genug, nachdem sie mich eine lange Zeit angestiert und es für vergeblich gefunden hatten, mich anzuschrein weil ich ihnen doch keine Antwort gab, verstummten sie und einer um den Andern schlich trotzig davon zu seinem Kahne, wo sie sich in düstrem Schweigen einschifften, um wieder über den See zurückzurudern.

Gut! dachte ich; jetzt wo sie fort sind, wird Hans hoffentlich wieder aus seinem Versteck zum Vorschein kommen. Ich war überzeugt, daß er sich irgendwo in der Nähe versteckt habe, und rief daher laut: „Hans, Hans!" Nachdem ich ihm lange vergeblich geschrieen, hörte ich endlich seine Stimme aus großer Entfernung, und einige Minuten später kam er ganz athemlos und schweißtriefend herbeigerannt.

„So, nun ist alles in der Ordnung!" hub er an.

„Ja, in einer saubern Ordnung!" rief ich vorwurfsvoll. „Sie haben gut reden; aber was soll denn das heißen, daß Sie weglaufen und Ihren Gefährten in einer solchen Patsche stecken lassen? Meiner Treu, Sie sollten sich schämen! 's ist fürwahr ein Wunder, daß diese Heiden mich nicht in Stücke gerissen haben."

„Was wollen Sie denn? ich war ja nur beim Fogeb (Vogt), um ihm anzuzeigen, daß Sie den Elchhirsch geschossen haben! Es ist ja nun alles in der Ordnung!" versetzte er lachend.

Na, das war mir denn doch zu viel! Daß er mich im Stich gelassen hatte, hätte ich ihm noch nachsehen mögen; aber hinzugehen und selbst mich anzugeben, das war denn doch die unverzeihlichste Perfidie und Memmenhaftigkeit.

Hans war die ganze Zeit über dagestanden und hatte vor Vergnügen laut hinauszulachen; als er mich aber ernstlich böse sah, bat er mich, ihm einige Augenblicke ruhiges Gehör zu schenken.

„Wohlan, reden Sie!" rief ich zurückhaltend und würdevoll.

„Sie beurtheilen mich falsch, Herr von Haanen," sagte er. „Haben Sie denn nicht gesehen, wie sich einer der Männer ganz stille davonschlich, sobald der Kahn angefahren war?" — „Nein, das hab' ich nicht bemerkt," sagte ich. — „Aber ich sah es," fuhr er fort; „ich begriff natürlich sogleich, was das zu bedeuten hatte. Aha, dachte ich, nun ist es Zeit daß du dich dareinlegst; da können Zwei recht gut unter Einer Decke spielen. Sehen Sie, der andre Kerl hatte sich davongemacht, um Sie beim Fogeb als Wilderer anzuzeigen. Nun kann ich keine zwanzig Reichsthaler daran rücken wie Sie, und obendrein bin ich Kandidat der Theologie und darf also meinen Namen nicht als Wilddieb in den Zeitungen figuriren lassen. Da lief ich denn nach der Station, borgte mir den Klepper unsers Wirthes und ritt in vollem Galopp nach dem Hause des Vogts. Noch hatt' ich nicht den halben Weg zurückgelegt, da holt' ich den Andern ein, der aus Leibeskräften in derselben Richtung lief. Er erkannte mich nicht eher, als bis ich an ihm vorüber war, dann nahm ich meinen Hut ab, winkte ihm zu und rief: 'De, Alter! soll ich einen Gruß von Dir an den Vogt ausrichten?' Jetzt erst erkannte er mich, sah daß das Spiel gegen ihn war und kehrte mit lauten Flüchen wieder um. Nun ritt ich weiter, sagte dem Vogt, Sie hätten ein Elch geschossen, was mir sehr leid thue, und ich habe es deßhalb für meine Pflicht gehalten, Sie sogleich anzugeben."

Und nun erst theilte mir Hans die gesetzliche Bestimmung wegen der Hegezeit des Elchwilds mit, die ich seither noch nicht gekannt hatte, und belehrte mich, wie durch seine Denunciation die Gelbstrafe sich nur auf die Hälfte reduzire, da er ja die Anbringegebühr von 20 Reichsthalern bekomme, welche er natürlich mir wieder erstatten werde.

„Mein bester Hans, ich bitte Sie um Verzeihung!" rief ich; „Ihr seyd ein wackerer Kerl, und ich hatte Euch meiner Treu schon für einen Fuchsschwänzer gehalten!"

„Hm, das dacht' ich mir wohl, lieber von Haanen, aber es war keine Zeit dazu, Euch darüber aufzuklären," sagte Hans lachend. „Der Fogeb kann jedoch jeden Augenblick zur Stelle kommen, und so muß ich meine Rolle vollends zu Ende spielen. Allein nehmt mir's dann nicht übel, lieber Freund, wenn ich Euch recht tüchtig ausschelte!"

Es währte denn auch nicht lange, so kam der Vogt mit zwei Schöffen und dem Gerichtsboten daher gestelzt, und alle machten solch feierlich-ernste Gesichter, als säßen sie im Thinghause bei versammeltem Gericht. Der Vogt begann nach den Aussagen von Hans sein Protokoll aufzunehmen, und dieser spielte seine Rolle vortrefflich und erhielt von dem würdigen Magistrat nicht nur die Hälfte der vierzig Thaler, welche ich natürlich stehenden Fußes bezahlt hatte, sogleich ausgehändigt, sondern der Vogt hielt ihm auch für seinen Eifer noch eine höchst schmeichelhafte Belobungspauke. Sobald aber Hans das Geld in der Tasche hatte, begann er mit wunderbarer Gewandtheit alle möglichen mildernden Umstände für mich geltend zu machen: z. B. ich sey eben ein Deutscher, mit den Gesetzen des Landes nicht bekannt, habe ihn nicht verstanden und sey, da ich den Elch von zwei Kähnen verfolgt gesehen habe, der Meinung gewesen, es sey nun erlaubt, dieses Wild zu schießen; — kurzum, er verwendete sich so energisch und beredt für mich, daß wir endlich ganz gut Freund mit einander wurden und ich auf einen Wink von Hans die Herren einlud, mich nach der Station zu be-

Digitized by Google

gleiten und mit mir zu Nacht zu speisen. Sie nahmen es gerne an, halfen mir noch mein Stück Wild auf den Karren des Säters laden und nach Hause bringen, und bei einer Bowle heißen Punsches und einer guten Bremer Cigarre ging dem alten Vogt das Herz so sehr auf, daß er mir wirklich die bezahlte Strafe zurückgeben wollte. Dieß lehnte ich jedoch ab, bat ihn, das Geld unter die Armen zu vertheilen und bedung mir nur aus, daß mein Name nicht in den Zeitungen figurire. Das Bewußtseyn, einen starken Elchhirsch gewildert zu haben, ist schon die Kleinigkeit von zwanzig schwedischen Reichsthalern werth, und der stattliche Kopf mit den mächtigen Schaufeln ziert nun mein Atelier; der Gegenstand selbst aber hat mir den Stoff zu einem guten lebensvollen Staffeleibilde gegeben.

Australische Skizzen.

Sociale Lebensbilder von den Antipoden; von Heinrich Püttmann in Melbourne.

I. Eine Versteigerung von Ländereien.

Die lehrreichste Unterweisung über Land und Leute in fernen fremden Ländern geschieht doch immer nur durch Verbindung von Wort und Bild, und so dürfte es dem gebildeten Leserkreise unserer deutschen Heimath vielleicht nicht unwillkommen seyn, wenn ich ihm hie und da in flüchtigen Skizzen von Feder und Bleistift vorführe, wie es hier drüben und drunten bei euren Antipoden in Südaustralien hergeht. Die Veranlassung dazu liefern mir die geistvollen, treu dem Leben abgelauschten Skizzen eines Freundes, welcher obwohl nur Dilettant, doch einen ganz merkwürdig feinen Sinn für das Charakteristische, ein überraschendes Auffassungs-Vermögen für die fremden Kulturtypen hat, und der uns durch die Menge und Lebenswahrheit der verschiedenen Skizzen seiner Mappe schon manche angenehme Kunde bereitet hat. Der junge Mann hat diese Lebensbilder anfänglich nur zu seinem Vergnügen gezeichnet, aber einzelne davon kopirt und an Freunde in England gesandt, wo sie Aufnahme in illustrirte Journale fanden und soviel Beifall fanden, daß er dringend angegangen ward, davon mehr zu liefern. Jetzt habe ich seine Ermächtigung, dieselben auch in deutsche Journale zu bringen und mit einem kleinen Texte zu begleiten, und ich ergreife diese Gelegenheit um so lieber, als ich aus dem Munde der hier ankommenden Deutschen beinahe tägtich höre, daß man in unserm Vaterlande eigentlich über die südaustralischen Verhältnisse und Kulturzustände relativ weit weniger weiß, als über China, Japan oder Siam, während doch bereits Hunderttausende von deutschen Landsleute hier ansässig und mit ihrem Loose meist sehr zufrieden sind, dann nirgends lohnt sich der redliche Fleiß so gut wie hier, und nirgends werden die Vorzüge des deutschen Charakters bereitwilliger anerkannt.

Ich eröffne den Cyclus dieser Lebensbilder mit der Schilderung eines Land sale, d. h. einer Versteigerung von Ländereien, — eines Auftritts welcher durch den Zusammenfluß der verschiedensten Stände und Nationalitäten einen besonders interessanten und lehrreichen Anblick gewährt.

Diese Länderei-Versteigerungen sind in Südaustralien etwas ziemlich Neues. Früher dachte niemand daran, größere Ländereien zu kaufen und als Spekulations-Artikel wieder zu verkaufen. Es gab nur wenige Städte; die Ansiedler ließen sich meist ohne alle vorgängige Anfrage oder gesetzliche Erlaubniß „im Busch“ nieder, d. h. sie suchten sich irgend eine passende Oertlichkeit, wo sie Wasser, Wald und Waidegründe für ihre Heerden fanden, bauten sich darauf ihre Häuser, die Hütten für ihre Hirten, die Einfriedigungen für die Heerden von Schafen und Rindvieh, und ließen es an sich kommen, bis der Steuereinnehmer anlangte und sie zur Besteuerung zog und bis die Kolonial-Regierung selbst mit ihnen in Unterhandlung trat und ihnen unter den leichtesten Bedingungen ungeheure Strecken Landes als freies Eigenthum als „Run“ für ihre Heerden überließ. Erst als die paar neu angelegten Städte in Aufnahme kamen, insbesondere Melbourne selbst, bemächtigte sich die Spekulation dieses Verkehrs. Es galt, die neugegründete Stadt so rasch wie möglich und nach einem gewissen Plane zu erbauen, und dieß konnte bei der absoluten Selbstregierung, deren wir uns hier in Australien noch bis auf den heutigen Tag erfreuen, nicht durch eine Polizei-Verordnung, sondern nur auf dem Wege des Vertrags geschehen: die Käufer der ausgelegten Baustellen mußten sich verpflichten, die projektirten Straßenlinien genau einzuhalten. Der erste Ländere-Verkauf ward am 1. Juni 1837 durch den Feldmesser Hodle abgehalten, und es kamen dabei hundert Baustellen, je mit einem Flächenraum von einem halben englischen Acre, zur Versteigerung; jede dieser Baustellen ertrug durchschnittlich 35 Pfd. Sterling oder 235 Thlr. preuß. Cour. Ein Herr Faulkorn kaufte damals die Baustelle zu einem Eckhause, denselben Grund und Boden, worauf gegenwärtig das Shakspeare-Hotel steht, an der Kreuzung der beiden belebtesten Straßen von Melbourne, um zehn Pfund Sterling; heutzutage ist diese Baustelle 6000 Pfd. Sterling oder 40000 Thlr. preuß. Cour. unter Brüdern werth. Ein anderer halber Acre, dem General-Postamt gegenüber, welcher damals um 28 Pfd. Sterling gekauft wurde, wäre jetzt nicht um 10000 Pfd. Sterling zu bekommen. So außerordentlich sind in diesen wenigen Jahrzehnten die Preise von Grund und Boden in den größeren und kleineren Städten Australiens gestiegen. Hiezu hat namentlich die Entdekung der australischen Goldfelder wesentlich beigetragen. Im Jahre 1851 wurde zum ersten Mal Waschgold in der Provinz Victoria entdeckt, und damit begannen die eigentlichen Zeiten der gedeihlichen Entwickelung für Südaustralien, denn die Kunde von dem Goldreichthum lenkte einen Strom der Einwanderung nach Melbourne, dessen es sich gar nicht versah. Wohnungen waren kaum um irgend einen Preis zu erlangen, denn niemand war auf solchen Zufluß vorbereitet, jedermann hatte kaum nur soviel Raum in seinem Häuschen als er für sich und die Seinigen bedurfte; Tausende von Einwanderern landeten am Strand und vermochten irgendwo ein Unterkommen zu finden. Elende hölzerne Verschläge welche seither kaum fünf Schillinge per Woche eingetragen hatten, wurden nun zu drei bis fünf Pfd. Sterling per Woche gegen Vorausbezahlung gierig ersteigert. Der Werth von Grund und Boden stieg ganz im selben Verhältnisse; die Grundeigenthümer verlangten die verrücktesten thörichtsten Preise; hundert Pfd. Sterling für einen Quadratfuß galt noch für einen ganz anständigen und vernünftigen Preis, und ein wahrhaft aberwitziger Schwindel im Häuser-bauen oder Kauf und Verkauf von Baustellen riß ein. Spekulanten vom zweifelhaftesten Ruf und Charakter kauften ganz unbewohnbare Sümpfe, ließen darüber phantastische Landkarten und Stadtpläne der verlockendsten Art aufnehmen und sie durch vollkönige

Digitized by Google

marktschreierische Reclamen in den Zeitungen als ganz vorzügliche Baustellen in der Nähe von Melbourne ausschreiben mit einem reichlichen Vorrath von Wasser, und das war denn auch in der That gewöhnlich der wahrste Theil an der ganzen Empfehlung. Man muß nämlich wissen, daß bei der relativen Wasserarmuth des australischen Bodens die Anwesenheit von Quell- oder Flußwasser auf einem Grundstück gewöhnlich der einzige Angelpunkt ist, um welchen sich die Brauchbarkeit oder Zulässigkeit einer solchen Besitzung zur Besiedelung dreht. Ein Freund von mir kaufte damals ein Grundstück, von dem es in der öffentlichen Ankündigung hieß, es biete einem Freunde von Baden und Angelfischerei besondre Vortheile dar, und wirklich als mein Freund sich aufmachte, um daß erkaufte Grundstück zu besichtigen, welches er sich als eine grasreiche Böschung mit einem klaren Fischteich in der Mitte vorgestellt hatte, fand er zu seinem Verdrusse, daß er einen endlosen Sumpf voll Fröschen gekauft hatte, den er nur in einem Kahne betreten konnte. Derartige Prellereien witzigten und warnten aber die Käufer nicht, denn es strömten ja jeden Tag wieder Neulinge zu, die sich von den Aufschneidereien und Lügen in jenen Reclamen ködern ließen, und jene Landspekulanten waren allzu geriebene Leute, um nicht immer wieder neue Lügen zu erfinden und durch alle möglichen gemeinen Mittel Käufer anzulocken. So wurden große Auktionslokale gemiethet, von denen man nach der Straße hinaus die Schaufenster wegnahm, so daß jeder Vorübergehende hereinsehen konnte. Die Versteigerungen wurden wochenlang zuvor angekündigt und den dabei sich einfindenden Liebhabern ein unentgeltliches Gabelfrühstück mit Champagner und Spirituosen aller Art versprochen, wo der reichliche Genuß der geistigen Getränke die zur Versteigerung erschienenen Leute bald so aufregte und in eine solch gehobene Stimmung versetzte, daß der Auctionator den größten Vortheil von ihnen zog. Es trieben

Eine Versteigerung von Ländereien in Melbourne.

sich in den Auktionssälen immer einige Dutzend durchtriebene Bursche als Agenten herum, meist Nordamerikaner, welche sich an die Neulinge und Geldschnäbel machten und ihnen durch schwindelhafte Vorspiegelungen, Zutrinken u. s. w. Muth machten, auf die einzelnen, zur Versteigerung kommenden Loose zu bieten. Die Ersteigerung jener Loose ward möglichst erleichtert; man verlangte von dem Steigerer nur ein Angeld oder Depositum, und diese Käufer wurden dann oft so betrunken gemacht, daß sie ihren Kauf und ihr geleistetes Angeld ganz vergaßen und am andern Morgen mit wüstem Kopf und geleerten Taschen an einer Straßenecke oder in dem Winkel irgend eines Hofraumes erwachten.

Die Ländereien werden auch noch gegenwärtig so ziemlich in derselben Weise versteigert; nur ist das Gebäude etwas solider geworden und der schändlichen Rüpelhaftigkeit und Gaunerei der frühern Zeit entkleidet. Allein das unentgeltliche Gabelfrühstück und der Genuß von Spirituosen à discretion sind noch immer im Schwunge, und ein Blick auf unser Bild kann meinen deutschen Lesern einen ganz genauen Begriff von dem geben, was bei einer solchen Versteigerung vor sich geht. Die Land Sale Offices sind gewöhnlich große Räume im Erdgeschoß irgend eines Eckhauses von zwei belebten Straßen. An der Rückwand des Zimmers hängen Land-Vermessungskarten, Stadtpläne und Situationspläne in großem Maßstabe; darunter stehen das Pult des Auctionators — meist eines ganz abgefeimten Yankee, dem eine gute Dosis derben Humors oder Witzes nebst einer gewaltigen Frechheit zu Gebote steht, — und das Büffet mit kaltem Fleisch, mit einer ganzen Batterie in Eis und Salz gesetzter Flaschen Champagner, Madeira, Sherry, Port, Rum, Arac, Wachholderbranntwein ꝛc. ꝛc., woran einige

Vertraute handieren, die alle Eintretenden zum Trinken aufmuntern und auf den großen Anschlagzettel neben der Thüre aufmerksam machen, worauf mit augenfälligen Buchstaben zu lesen: Champaigne Luncheon free, d. h. unentgeltliches Gabelfrühstück mit Champagner. An der Vorderseite vom Pult des Auctionators steht ebenfalls mit großen Lettern: „Kein Kredit gegeben! alles baar! Heute großer Ländereien-Verkauf! und dergl. mehr. Und welch ein Gemisch von Sprachen, Idiomen, Physiognomieen unter den Besuchern dieses Zimmers! da ist der Chinese, der mit seinem auffallenden Aufzug und seiner mongolischen Physiognomie längst eine vertraute häufige Erscheinung im australischen Volksleben geworden ist, denn die Söhne des himmlischen Reiches sind schon zu Zehntausenden hier, und haben sich auf gewisse Gewerbe, wie z. B. auf Gemüsezucht, ein förmliches Monopol errungen, weil mit ihrem zähen Fleiße niemand konkurriren kann. Da ist der gelbe biliöse Yankee mit den harten Zügen, straffen Haaren, unsteten stechenden Augen, der vorstehenden Backenknochen und dem bis zum Kinn herab rasirten Gesicht, das in einen Bockbart endet. Da ist der Irländer auf allen Stufen den Halbkultur, von dem echt irischen Paddy im zerknüllten Hut ohne Krempe, im Rocke mit Mantelkrägchen, die Thonpfeife im Munde, den Knittel oder Schillelagh als ungertrennlichen Begleiter in der Faust, ganz so wie er so eben als Zwischendeckspassagier mit all seinem Schmutz und seiner Rohheit und Perfidie von der grünen Insel eingeführt worden ist, bis zu dem „Dirichmän," der als Kärtner, Bordellwirth oder Schnapsverzapfer schon in seiner Weise ein gemachter Mann ist und sich zu seinem Vergnügen einige Bulldogs zu Hundekämpfen halten kann. Da sind britische und amerikanische Matrosen mit ihren knorrigen Fäusten und brutalen thierisch-stumpfen Gesichtern; deutsche Bauern und Handwerksbursche, frisch eingewandert; da sind Goldrächer und Fuhrleute aus den Goldbistrikten, Pistolen und Revolver im Gürtel, Bowiemesser und abscheuliche spanische Navajas in der Tasche, Doppelflinten und Büchsen auf der Schulter; da sind amerikanische Rowdies und Loafers und Gesindel aller Art, aus aller Herren Ländern, der Abschaum aus europäischen Hauptstädten wie er vom Strom der Einwanderung an diesen Strand geworfen ist und nun von seinem Witz und Frechheit aus der Faust lebt. Das alles trinkt und säuft, raucht und schreit, singt und johlt, bort und prügelt sich, schießt in der Stierbeflossenheit wohl auch zu seinem Jux und Privatvergnügen Pistolen ab, unbekümmert darum wo die Kugel einschlage, und wird dafür von einigen handfesten Burschen an die Luft gesetzt oder in der Unzurechnungsfähigkeit des Rausches in einen Winkel gelehnt und seinem Schicksal überlassen. Allein trotz dem großen Aufwand von Champagner, starken Weinen und Schnaps und trotz der gewaltigen Kosten der Inserate und der Accise und anderer Abgaben müssen diese Spekulanten in Ländereien doch immer noch ein glänzendes Geschäft machen und reichen Profit ernten, denn täglich entstehen neue Kompagnieen, durch deren Vermittelung immer wieder neue Städte gegründet und die vorhandenen rasch vergrößert werden, — immer wieder finden sich neue Käufer und Steigerer zu Grundstücken aller Art.

Als Beweis von dem fabelhaftesten Leichtsinn, welcher noch vor 10—12 Jahren unter allen Ständen herrschte, will ich zum Schluß eine in der Kolonie wohlbekannte Anekdote anführen, deren Wahrheit aber unbestreitbar verbürgt ist. Eine der Banken in Melbourne nahm mit der Hast und dem Mangel an Umsicht und Sorgfalt, welche jene Periode kennzeichneten, Besitz von einem großen Bauloose in Collins-Street, ohne erst die Rechtstitel derjenigen Person, von welcher sie dieses Grundstück erkaufte, genau und gewissenhaft prüfen zu lassen. Einige Zeit lang blieb dieser Besitz der Bank auch unangefochten und so ließ dieselbe, ohne ihrem eignen Besitztitel weitere Beachtung zu schenken, ein kostspieliges großes steinernes Gebäude auf dieser Stelle errichten. Das Haus war kaum fertig geworden, so kehrte ein Schiff, welches einige Jahre auf dem Watfischfang gewesen war, zurück, und lief in den Hafen ein, und Tags darauf stellte sich bei den Direktoren der Bank zu deren nicht geringem Erstaunen ein Matrose ein, und legte den urspründlichen sogen. Crown Grant, d. h. den Schenkungsbrief der Krone, vor, und wies sich durch diesen und durch andere urkundliche Beweise als den wirklichen und richtigen Eigenthümer aus. Als nun die Direktoren ihren eigenen Kaufbrief und Besitztitel damit verglichen, fanden sie bald, daß derselbe ungültig war, und sie mußten mit dem Manne ein Abkommen treffen, d. h. ihm entweder die Summe von 20000 Pf. Sterl. als Abstandsgeld bezahlen oder aber sich in die bescheidene Bitte ergeben, welche er an sie richtete, nämlich: „Entweder gebt ihr mir das Geld, oder ihr brecht euer Haus auf meinem Grundstück wieder ab und setzt es in die nächste Straße oder wohin ihr wollt!" — ein Dilemma, worin sie sich lieber zur Bezahlung der Abstandssumme bequemten.

Varnhagen und seine Briefe.

Ludmilla Assing, die ostgenannte Nichte Varnhagen von Ense's, die Verfasserin der Lebensbeschreibungen der Gattin Lüwow's, der Freundin Zimmermann's: Eliza von Ahlefeldt, und der Freundin Wielands: Sophie von La Roche, hat ein neues Paket Briefe aus dem Nachlasse ihres verstorbenen Onkels zu einem Buche vereinigt bei Brockhaus in Leipzig erscheinen lassen. — Und wenn diese neuen Briefe von Stägemann, Metternich, Heine und Bettina von Arnim, auch nicht einen solchen Sturm und Staub aufwirbeln werden, noch der Herausgeberin neue Preßprozesse zu den alten bringen werden, wie es mit den früheren Briefen der Fall war, so wird doch Mancher auch bei Lesung dieser Briefe, dieser Anmerkungen, die von der Hand Varnhagens nicht fehlen, seufzen und denken: Gott bewahre mich vor meinen Freunden! mit meinen Feinden will ich schon fertig werden.

Ludmilla meint in der Vorrede, die sie diesmal aus Florenz datirt: Briefe sind wie geöffnete Fenster, durch welche man in die Seele der Verfasser blickt. Man möchte diese Worte schon als richtig gelten lassen, wenn nur nicht die Vorreden zu den Briefen von der Hand des einst eifrig Sammelnden soch verwünschte Schlagschatten in das Ganze hineingeworfen hätten. Es wird wohl ein Schönheitspflästerchen über die Bemerkungen gelegt, wenn Varnhagen sagt: „Die Wahrheit, die volle Wahrheit muß ihr Recht haben; und wenn dadurch manche Schwächen und Fehler ausgezeichneter und bedeutender Persönlichkeiten aufgedeckt werden, so schmälert das nicht ihre sonstigen Verdienste und Vorzüge;" aber es ist doch ein Pflästerlein, welches die Haut heizt und Blasen zieht. So wird z. B. zur Charakteristik Friedrich August von Stägemanns ein Wort des alten Nächter, des Anekdotensammlers, angeführt, v 3. September 1847, also zu einer Zeit, wo der Genannte doch schon bedeutend an Alterschwäche litt, das

Digitized by Google

eben auch keine Rosensalbe ist, und dessen Aufnahme vielleicht auch nur darin seinen Grund hat, daß Stägemann in seinen Briefen an Oelsner Varnhagen ungeheurer Eitelkeit beschuldigt. „Wahrheit heraus! solch' Jagdgeschrei möchte ich hören!" sagt Rahel, die Gattin des Sammlers der Briefe; und die Münchener fliegenden Blätter rufen dem Beschauer einer Gemäldeausstellung zu: „Hier kann Jeder seine Meinung frei heraus sagen. Wer aber Etwas tadelt, wird 'rausgeschmissen!" Stägemann tadelte — und erhält nach seinem Tode von dem Getadelten die Bezahlung dafür. Wahrheit heraus!

Und wenn von der Bettina und Gneisenau eine Anekdote erzählt wird, so erlauben wir uns zu bemerken, daß dieselben eine in Berlin seit vielen Jahren gekannte ist; nur daß die Volksstimme statt Gneisenau einen jungen Offizier auftreten läßt, der auf die Anrede Bettina's im Theater, während sie gleich einem Kinde, ihr Haupt auf seine Kniee mit den Worten gelegt habe: Bettina ist müde, eine nicht eben ästhetische Gegenfrage zurückgethan hat. Helmina von Chezy schrieb: Bettina trägt nicht immer; und wo ist bei jener erwähnten Anekdote die Grenzlinie der Wahrheit? —

Heine ist in seinen Briefen der Alte; und wenn er in seinen Liedern singt: „Und nennt man die besten der Namen, so wird auch der meine genannt;" so bilden seine Briefe den besten Kommentar zu obigen Worten. Eine maßlose Eitelkeit durchwogt ihn. Von der Sucht getrieben als politischer Charakter zu gelten, fehlt ihm doch anderseits wieder der Muth, der Gefahr kühn in's Auge zu schauen, wenn auch ein schöner Zug seines Herzens den Briefen nicht fehlt. An Varnhagen schreibt er: „Wo denken Sie hin? — Ich — gegen Goethe schreiben? Wenn die Sterne am Himmel mir feindlich werden, darf ich sie deshalb schon für bloße Irrlichter erklären? Ueberhaupt ist es Dummheit, gegen Männer zu sprechen, die wirklich groß sind, selbst wenn man Wahres sagen könnte."

Wie hübsch sind diese Worte! Hätten doch Viele die über Goethe geschwatzt und noch schwatzen, obgleich sie nicht werth gewesen wären, ihm die Schuhriemen aufzulösen, diese Worte gekannt und beherzigt, ehe sie über Goethe ihre Urtheile abgaben! Aber viele dünken sich groß, wenn sie über große Männer aburtheilen. Sie sind wie in der Thierfabel der Zaunkönig, der da meinte höher geflogen zu seyn, als der Adler, unter dessen Flügeln versteckt er sich mit in die Höhe hatte tragen lassen. — Doch zurück zu unseren Briefen.

Heine schreibt: „Gehöre ich auch zu den Unzufriedenen, so werde ich doch nie zu den Rebellen übergehen."

Und in Bezug auf Börne sagt er: „Börne hat mich sehr lieb. Er ist viel besser als ich, viel größer — aber nicht so großartig." Dagegen schreibt er an Friedericke Rober liebenswürdig sauisch: „Ich bin so niedergeschlagen, so zusammengedrückt, so bewegt — ach ich möchte ein Kätzchen seyn! — Grüßen Sie mir Mimi. — Auch Ihren Hauskater lasse ich herzlich grüßen; ebenfalls alle Nachbarskatzen. Auch Varnhagen's."

In Bezug seines Streites mit Platen enthalten die Briefe mancherlei. So schreibt er an Varnhagen: „Als mich die Geistlichen in München zuerst angriffen, und mir den Juden zuerst auf's Tapet brachten, lachte ich — ich hielt's für bloße Dummheit. Als ich aber System roch, als ich sah wie das lächerliche Spukbild allmählig ein Vampyr wurde, als ich die Absicht der Platen'schen Satyre durchschaute, als ich durch Buchhändler von der Existenz ähnlicher Produkte hörte, die mit demselben Gift getränkt manuskriptlich herumkrochen — da gärtete ich meine Lende und schlug so scharf als möglich, so schnell als möglich. Es ist gut, wenn die Schlechten den rechten Mann einmal finden, der rücksichtslos und schonungslos für sich und für Andere Vergeltung übt."

Und solcher literarisch-wichtigen Aeußerungen finden sich viele in den Heine'schen Briefen, wogegen die Briefe der Bettina nicht besonders gehaltvoll und kennzeichnend erscheinen, höchstens in Bezug ihres bekannten Streites mit dem Berliner Magistrat. Wie Unbedeutendes aufgenommen ist, zeige Folgendes: „An Frau von Varnhagen. Sind Sie vielleicht heute Abend allein, so komme ich wohl auf eine halbe Stunde gegen 8 Uhr. Bettina."

Man muß zugestehen, daß die Mit- und Nachwelt niemals dankbar genug seyn kann für solch ein kostbares Dokument. Welche Genialität offenbart sich in diesen Zeilen. Aber Scherz bei Seite. Was muß man mehr bewundern: Die Sucht Varnhagens, jeden Papierfetzen zu sammeln; oder die Kunst seiner Nichte, Bücher in die Welt zu senden? —

Freilich, freilich von den jetzt lebenden Schriftstellern und sonstigen großen Männern oder Frauen wird die Nachwelt schwerlich viel Briefe zu lesen bekommen. Niemand hat fast Zeit, gezwungen lange Briefe zu schreiben — und etwaige wichtige Mittheilungen macht man, nachdem das Reisen so erleichtert ist, lieber mündlich ab. —

Trotz der angedeuteten Schwächen enthält jedoch dieser neue Band Briefe aus dem Nachlasse Varnhagen's des Kostbaren viel, um deswillen es sich verlohnt, das Buch anzuschaffen oder wenigstens einer ernsten Durchsicht zu würdigen.

Außer den Briefen Metternichs, von denen der eine beherzigende Worte in Bezug auf Geschichtsschreibung und Napoleons Flucht von Elba enthält, möchte unter den Briefen Stägemann's, die des Gehaltvollen viel in Bezug auf die damalige Zeit enthalten, ein Cabinetsschreiben Friedrich Wilhelm des Dritten Königs von Preußen, an den Staatsminister von Ungern besonders wichtig seyn. Dort heißt es: „Bei der — geführten Beschwerde — kommt alles darauf an, ob die in dem eingereichten Stücke des Westphälischen Anzeigers enthaltene Rüge ꝛc. ꝛc. gegründet war oder nicht. Erstenfalls mußte die Kammer dem Einsender und Redakteur viel mehr danken, als demselben Unannehmlichkeiten verursachen, und im letzten Falle, wenn die Kammer, wie es auf alle Fälle anständiger gewesen wäre, sich nicht damit begnügen, die Anzeige berichtigen zu lassen, hätte dieselbe sich darauf beschränken müssen, die Unrichtigkeit der Anzeige darzuthun und auf rechtliches Verfahren gegen den Einsender und Verleger anzutragen. Sollte eine anständige Publizität darüber unterdrückt werden, so würde ja gar kein Mittel übrig bleiben, hinter die Pflichtwidrigkeiten der untergeordneten Behörden zu kommen, die dadurch eine sehr bedenkliche Eigenmacht erhalten würden" ꝛc. ꝛc.

Und somit sey schon um dieses Dokumentes willen die Spreu, die dem Buche nicht fehlt, mit in den Kauf genommen. Es sind auch Perlen vorhanden.

D. J. B.

Digitized by Google

Die Pfarrgehilfen.

Ein Lebensbild aus Schweden. Von W. Repomuk.

(Fortsetzung von S. 119.)

3.

Das Kirchspiel, wo die kleinen eben von uns erzählten Ereignisse vorfielen, liegt im Norden Schwedens, fern von jeder Stadt und rings von Wald umgeben.

Es befindet sich daselbst ein großer See, einer von jenen tausend Wasserbehältern, welche den Boden erfrischen und so vielen braven Leuten den Lebensunterhalt liefern. Die Wälder und Seen nähren den Armen. Auf allen Seiten schlägt man die Wälder unbarmherzig nieder. Gott sey gelobt! die Seen hat man noch nicht vertilgen können.

An dem einen Ende dieser großen Wasserfläche, am Saume des Waldes, steht ein bescheidenes Haus, bewohnt von einem Herrn Erlander, einem alten zur Ruhe gesetzten Lieutenant, der noch zu den edeln Trümmern der finnischen Armee gehörte, welche so tapfer die Sache Schwedens aufrecht erhalten hatte. Ganz jung, im Jahr 1785, schlug Erlander sich schon gegen die Russen. Im Jahr 1808 war er noch an jenem heroischen, furchtbaren Kampfe betheiligt, in dessen Folge Finnland definitiv vom schwedischen Reiche losgerissen wurde. Die Haare des wackern Offiziers waren im Dienste ergraut, und er hatte einen Arm in der Schlacht von Drawais verloren. Als er sein Geburtsland von den Russen besetzt sah, vermochte er diesen Anblick nicht zu ertragen. Er flüchtete sich nach Schweden und pachtete dort ein kleines Gut, welches er durch seine Arbeit verbesserte, welches er allmählig verschönerte. Er war nicht reich, aber er beklagte sich nicht über sein Schicksal. Er hatte aus wahrer Neigung eine sanfte, rechtschaffene Frau geheirathet. Er hatte drei Töchter, welche sein Herz erfreuten, und der Pachthof Stenbo mit seinen hellen Fenstern, dem See an der Vorderseite, den Tannenwäldern rings herum, dem Garten mit seinen Springenbüschen und seinem Blumenflor, war ein freundlicher Sitz des Frohsinns und der Genügsamkeit.

Der Sommer ist auf den langen nordischen Winter gefolgt. Die Syringen, welche der Lieutenant selbst gepflanzt hat und welche mit seinen Kindern groß geworden sind, stehen in voller Blüthe und senden ihren Wohlgeruch in die grünen Lauben, wo Frau Erlander und deren Töchter gern in ihren Mußestunden sich niedergelassen.

Frau Erlander ist eine jener bescheidenen Frauen, welche ihren eigenen Werth selbst nicht kennen, ruhig und arbeitsam, nachsichtig gegen Andere, streng gegen sich selbst, zufrieden mit ihrem Schicksal und mit ihrer ganzen Umgebung.

Sie war niemals schön gewesen, und der Lieutenant welcher in einem Alter von vierzig Jahren sie geheirathet, kann sich ebenso wenig rühmen, jemals das gewesen zu seyn, was man einen hübschen Burschen nennt. Inzwischen haben sie drei reizende Töchter, und manchmal fragen sie sich, woher diese Schönheit kommt, an der sich ihr Auge erfreut.

„Von Dir, ganz gewiß," versichert Frau Erlander ihren Mann; „unsere Töchter haben Deine Züge."

„Nein, und das ist ein Glück für sie," antwortet der Alte; „sie haben vielmehr Deine anziehende Physiognomie."

Der Lieutenant wußte von seiner Häßlichkeit; Frau Erlander suchte sich die ihrige auch nicht zu verbergen; aber in ihren eigenen Augen kamen sie sich gegenseitig schön vor. Sie liebten sich, und von Tag zu Tag war ihre Neigung im Wachsthum begriffen.

Daher kam vielleicht die Anmuth, die Frische, der milde Reiz ihrer Töchter. Entwickeln sich nicht die Eigenschaften der Kinder unter dem Einfluß wahrhafter Liebe, wie die Blume unter der Einwirkung der Sonne?

Die älteste der Töchter hieß Marie, die zweite Martha, die dritte Esther.

Die älteste hatte blaue Augen, blonde Haare, wie ihre Mutter und ein zartes, sinniges Gemüth wie die träumerische Maria von Bethanien.

Die zweite hatte die schwarzen Augen, die schwarzen Haare ihres Vaters. Sie war thätig gleich ihm und ähnlich der Martha im Evangelium, deren Namen sie trug.

Die jüngste zeigte eine angenehme Mischung von dem Charakter ihres Vaters und ihrer Mutter.

Oft sprachen die Eltern mit einander von ihren Kindern und von deren Zukunft. Im Dorfe und in der Nachbarschaft zeigte sich für sie nicht die geringste Aussicht zu einer Heirath. Mit Ausnahme der Pfarrgehilfen, welche im Probsthese sich ablösten, gab es keine jungen Leute in der Nähe, als Söhne von Taglöhnern, Fischern oder Bauern; und die Eltern, welche selbst kein Vermögen haben, können vernünftiger Weise nicht daran denken, ihre Kinder mit einem armen Geistlichen zu verheirathen, welcher erst nach einer langen Reihe von Dienstjahren die niedrige Stelle eines Pastors erhalten wird.

Herr und Frau Erlander hatten aber weder das Verlangen noch die Mittel, sich in einer Stadt niederzulassen, oder einige der Orte zu besuchen, welche in der schönen Jahrszeit von den reichen Leuten bevölkert sind.

Indessen war Marie bereits zwanzig, Martha achtzehn Jahre alt. Noch einige dazu, und die Frühlingsfrische mußte allmählig bei ihnen verschwinden.

Eines Morgens war die ganze Familie unter den Springenbüschen versammelt; Frau Erlander und ihre Töchter waren, wie gewöhnlich, mit Nähen oder Sticken beschäftigt, Herr Erlander rauchte in einiger Entfernung davon seine Pfeife.

Auf einmal seufzte Marie. Martha sah sie an, als ob sie nach der Ursache davon fragen wollte, besann sich einen Augenblick und wandte sich dann zu ihrer Mutter.

„Erlaubst Du, eine Idee Dir mitzutheilen, welche wir, Marie und ich, ernstlich besprochen haben, und worüber wir vollkommen einig sind?"

„Sprich, mein Kind."

„Nun, wir denken mit einander, wir sollten nicht länger unseren Eltern zur Last fallen. Du selbst, liebe Mutter, besorgst die Geschäfte des Hauses, im Nothfall kann Esther Dir helfen, und Du weißt, wenn der Bienenkorb voll ist, so zieht der Schwarm davon."

„Wenn ich Söhne hätte, welche also zu mir redeten," erwiderte die Mutter sanft, „so würde ich sagen, sie haben Recht; aber die Töchter müssen so lang als möglich in dem Hause ihrer Eltern bleiben. Es wird für euch Zeit seyn, in die Welt zu gehen, wenn wir gestorben sind."

„Dann sind wir," fiel Martha ein, „allzu alt um uns noch eine andere Stellung zu gründen. Ich habe sagen hören, daß man in der Jugend mehr Aussicht auf Erfolg hat, als wenn man in ein

Digitized by Google

gewisses Alter gelangt ist. Da' sieh die Tochter des Unterpfarrers; sie ist mit sechszehn Jahren als Beschließerin zu reichen Leuten gegangen und hat einen Beamtensohn geheirathet."

„Ja, einen schlechten Menschen."

„Sie ist selbst schlecht. Sie hat es nicht anders verdient. Aber wenn ich eine Stelle wie sie bekäme, würde ich mir etwas ersparen und das Geld meinem Vater schicken, damit er das Sumpfland, welches ihm so viel Verdruß bereitet, urbar machen kann."

„Ich," nahm Marie das Wort, „möchte Lehrerin in einem guten Hause werden; ich würde auch, wie Martha, Reichsthaler sammeln und sie unserem Vater schicken. Laßt also für uns eine Anzeige in die Zeitungen einrücken."

„Tra, la, la," brummte Erlander, indem er sich neben seine Frau setzte. „Man wird euch Annoncen machen, darauf könnt ihr euch verlassen."

„O Papa!" riefen zu gleicher Zeit Marie und Martha.

„Nein," erwiderte der Alte; „so lang ich lebe, bleibt ihr bei mir. Die Welt ist allzu gefährlich für junge Mädchen."

„Dann," sagte Martha, „sorget dafür, daß wir euch wenigstens bei euren Arbeiten von Nutzen seyn können. Verwendet uns zum Hacken, Jäten, Heuen, Ernten; kauft uns Hanf oder Baumwolle, daß wir im Winter spinnen und weben. Ich meines Theils verpflichte mich zu jeder Zeit für zwei Taglöhnerinnen zu arbeiten."

Der Lieutenant konnte ein solches Ansinnen nicht verweigern, und die Mädchen, zufrieden nun ein wirkliches Geschäft zur Verrichtung zu haben, erklärten, sie denken nicht mehr an das Fortgehen.

4.

Vom Walde, wo er abermals die arme Köhlerin zu besuchen

Eine russische Erauung.

und zu trösten gehabt hatte, stieg Hellmann in das grüne Thal hinab. Ueberall blühte der rothe Feldmohn, die gelbe Anemone, die violette Glocke, das weiße Maßliebchen der Ehrenpreis und das Vergißmeinnicht mit den blauen Augen, auf Wiesen, an Bächen, am Ufer des See's, im Sonnenschein, im lauen Hauche des Sommers; und alle diese Blumen schienen, ihre Kronen zu öffnen und ihren Duft ausströmen zu lassen, um der Güte Gottes ihre Huldigung darzubringen.

So dachte wenigstens der junge Pfarrgehilfe, als er dieselben in seiner frommen Träumerei betrachtete.

Plötzlich aber kehrte er wieder bei sich selbst ein und sprach mit einem Blick auf das Dach, auf welches er zuschritt:

„Wohin geht Du? Da bist Du wieder auf dem Wege nach Stenbo. Du besuchst keinen Armen, der Deines Beistandes bedarf, keinen Betrübten, der um Trost fleht. Du gehst nicht zu der Wittwe oder Waise, sondern zu einer glücklichen Familie. Du gehst, wohin Dein schwaches Herz Dich führt. Hast Du das zu thun? Bist Du in die Welt gesetzt worden, um Deinen Neigungen nachzuhängen? Nein. Aber sie sind so gut, die Bewohner von Stenbo! Und bei ihnen ist es mir so wohl. Frau Erlander ist ein Muster von einer Hausmutter. Der alte Lieutenant ist die Ehre selbst, wenn er manchmal auch hitzig wird und ein wenig gar zu arg flucht. Martha ist so liebevoll gegen mich, Esther hat ein so jungfräuliches Gesicht. Aber nicht der ehrliche Alte, nicht diese drei angenehmen Personen ziehen Dich nach Stenbo . . . Es ist die schöne . . . ja, die schöne Marie. Du kannst es Dir nicht verhehlen, und doch gebietet Dir die Ehre, nicht mehr an dieses junge Mädchen zu denken, denn Du hast ihr keine Wohnung anzubieten. Du bist selbst

ein irrendes Schaf, Du kannst nicht ihr Hirte seyn. Du hast erst fünfzehn Dienstjahre; Du mußt vielleicht noch weitere fünfzehn hinzuzählen, ehe Du eine Pfarrei bekommst. Bis dahin hast Du nicht das Recht, um Liebe zu werben. Deine Pflicht ist also, Dich von Stenbo fern zu halten. Die Glücklichen bedürfen Deiner nicht, und überdieß hast Du eine Aufgabe zu vollziehen."

So sprach der gute Hellmann. Aber der Himmel war so blau, die Sonne so strahlend. Die Fische tummelten sich so munter in dem See, die Binsen und Schwertlilien schienen mit einander zu schwatzen; die Lerchen sangen in den Lüften; Hellmann setzte also seinen Weg mit den Worten fort: „Ich werde dort für die Köhlerin um Beistand ansuchen."

Er öffnete nun das Gitter am Eingang der Ulmenallee, durch welche man nach Stenbo gelangte.

Zwei schwarze Augen kamen sogleich zum Vorschein, und diese Augen betrachteten ihn freundlicher als gewöhnlich, sey es daß er sich mit jedem seiner Besuche in größere Geltung zu setzen wußte, oder daß sich seine Gestalt beim Sonnenschein in dem Schatten der Bäume günstig abhob. Es lag in seinem Wesen jene Noblesse und Sanftmuth, welche man sich gern als eines der auszeichnenden Attribute eines guten Geistlichen zu denken pflegt. Sein Anzug war sehr bescheiden, mehr als bescheiden. Er hätte in einer Stadt nicht mit dem grobwollenen Rock erscheinen können, zu welchem eine niedrige Wittwe den Zeug gewoben, und den sie ihm zum Dank für die Güte, womit er ihrem Mann bis zu seiner letzten Stunde beigestanden war, geschenkt hatte. Er trug nichts von Schmuck an sich, aber seine Halsbinde und sein Halskragen waren von makelloser Weiße und erregten die Bewunderung der treuherzigen Stina.

Bei der Wohnung von Herrn Erlander befindet sich ein großer durch seine Wildheit bekannter Hofhund. Er knurrt furchtbar, sobald er den Schritt eines Fremdlings hört, beruhigt sich aber sogleich, wenn er Hellmann erkennt; er nähert sich ihm freundlich, mit dem Schwanze wedelnd. In dem ganzen Kirchspiel bellt nicht ein Hund beim Anblick des jungen Geistlichen. Im Hofe treibt sich ein Flug Tauben herum; sie wissen gleichfalls, daß sie nichts zu fürchten haben, und hüpfen und trippeln ganz ruhig vor ihm hin und her.

Martha geht ihm entgegen und grüßt ihn mit liebevollem Lächeln, dann kommen der Lieutenant und seine Frau und Esther und endlich die schöne Marie, welche Hellmann vor Allem zu sehen wünschte.

Jedermann drückt ihm die Hand und heißt ihn willkommen, und dann führt man ihn in die grüne, von den Springen überwachsene Laube.

Erlander gibt Martha ein Zeichen; sie hat den Sinn davon verstanden und entfernt sich, indem sie im Vorbeigehen ein Spinnengewebe, das sich an Hellmanns Ueberrock angehängt hatte, hinwegnimmt.

Einen Augenblick darauf kehrt sie, ein Gefäß mit einem frischen Trank und zwei Pfeifen in der Hand, zurück. Der alte Offizier ergreift sogleich eine davon und reicht die andere seinem Gaste, welcher, nicht gewohnt zu rauchen, sie dennoch aus Gefälligkeit anzündet, aber bald ausgehen läßt.

Martha verschwindet von Neuem, um das Abendblatt, welches der Briefträger eben in die Küche gelegt hat, zu holen. Es gehört zu den besonderen Genüssen des Herrn Erlander, diese Zeitung zu lesen. Und in diesem Augenblick erwartete er sie ungeduldiger als je. Rußland befand sich im Kriege mit Polen, und der alte Soldat, welcher die Russen verabscheute, hoffte immer zu erfahren, daß sie geschlagen seyen.

Der Alte liest mit lauter Stimme, mit funkelnden Augen die in seiner Zeitung gemeldeten Kämpfe. Hellmann hört schweigend zu, den Kopf zu Boden gesenkt, indem er die kleinen Füße von Marie betrachtet, welche so unbeweglich auf dem Boden ruhen, als ob sie weder von Rußland, noch irgend einem andern Feinde etwas zu fürchten hätte.

Plötzlich rief der ungestüme Alte:

„Jetzt oder nie. Jetzt muß Schweden zu den Waffen greifen, um Finnland wieder zu gewinnen. Mit einigen tausend Mann unter gutem Kommando können wir den Sieg davon tragen. Ich weiß nicht, was in Stockholm geschieht. Aber wenn der König es will, wird er eine gute Zahl alter Soldaten wieder finden. Ah wenn ich König wäre, meiner Seele! die Russen würden bald vernichtet seyn."

Der Lieutenant entwickelte nun des Breiten seine Ideen, ohne daß der Pfarrgehilfe den mindesten Einwurf dagegen erhob; aber immer mehr entflammte sich der Haß des alten Kriegers, und als er unter einigen Kasernenflüchen sein blutgieriges Gelüste deutlicher zu erkennen gab, glaubte Hellmann in seiner Eigenschaft als Prediger des Evangeliums sich verpflichtet, eine sanfte Vorstellung dagegen machen zu müssen.

„Lieber Herr Lieutenant, die Russen sind doch auch Menschen, obwohl sie uns mit Krieg überzogen haben, und wir dürfen ihnen nicht so viel Böses wünschen."

Mit diesen einfachen Worten goß aber Hellmann nur Oel in's Feuer.

„Menschen?" entgegnete Erlander zornig. „Nein, bei Gott, es sind Philister, Aegypter, welche mit ihrem Pharao von den Fluthen des rothen Meeres verschlungen werden müssen. Sonst gibt es niemals Frieden in der Welt. Ah! mein schönes, starkes, theures Finnland, jetzt in der Gewalt dieser Räuber. Woran hat Gott gedacht, als er solch einen Greuel zugab?"

Hellmann bedauerte wie alle Schweden den Verlust von Finnland, aber er konnte den Willen Gottes nicht anklagen hören.

„Wir müssen uns," sprach er, „demüthig den Rathschlüssen der Vorsehung, welche wir nicht verstehen, dem Mißgeschick, das er über uns, vielleicht zu unserem Besten, verhängt, unterwerfen."

„Zu unserem Besten?" rief der Lieutenant wüthend, während seine Frau sich zu ihm umdrehte um durch einen bittenden Blick ihn zu beschwichtigen. „Zu unserem Besten! Scherzen Sie? Aber nein, ich sehe, der Herr Pfarrgehilfe ist ein Russenfreund, ein Russenvertheidiger, ich hätte es nicht geglaubt."

Mit diesen Worten stürzte er so ungestüm aus dem Garten, daß die Tauben voll Schrecken davonflogen.

„Verzeihen Sie meinem guten Mann," sagte Frau Erlander, zu dem jungen Geistlichen gewendet. „Hier ist seine schwache Seite."

„Ich muß Sie um Verzeihung bitten," antwortete Hellmann „ich hätte daran denken sollen, daß der Herr Lieutenant einen Arm in Finnland gelassen hat."

„Warum aber," sagte Marie, indem sie ihre schönen Augen zum Himmel erhob, wo schon einige Sterne sichtbar wurden „warum aber läßt Gott zu, daß die Menschen sich bekriegen und umbringen? Könnten sie nicht im Frieden neben einander existiren, wie diese Gestirne, welche ihre regelmäßige Bahn verfolgen, ohne jemals an einander zu stoßen? Haben sie nicht auf Erden ebenso gut Platz, wie die Sterne am Himmel?"

„Wir können," antwortete Hellmann, „nicht in Gottes Geheimnisse eindringen, sondern müssen uns erinnern, daß er unendlich gut ist."

„Und was brauchen wir auch," fiel Martha ein, „seine Rathschlüsse zu erforschen? Es ist viel einfacher, daß wir seinem Willen uns unterwerfen und einander lieben."

Digitized by Google

Hellmann betrachtete Martha, und in diesem Augenblick kam sie ihm ebenso schön, ja noch schöner als Marie vor.

Indessen konnte diese Unterhaltung ihm seine menschenfreundliche Absicht nicht in Vergessenheit bringen. Er sprach von der Köhlerin, ihrem Verluste, ihrem Elend. Im Verlaufe seiner Schilderung von ihren Leiden sah er, wie Marie's Augen sich mit Thränen füllten, und Marie kam ihm jetzt wieder schöner als je vor.

Er hatte sich in seiner Hoffnung nicht getäuscht. Frau Erlander versprach ihm, der unglücklichen Wittwe Beistand zu leisten. Martha stand, ohne ein Wort zu reden, auf und ging in das Haus. Einen Augenblick später folgten ihr Mutter und Schwester.

Hellmann blieb allein an der Seite von Marie, und als er fortfuhr, ihr einige seiner Ideen über die Pflichten und die Bestimmung des Menschen zu erklären, fagte fie, ihm die Hand reichend:

„Das ist wahr. Ich glaube Ihnen vollkommen."

Bei der Berührung dieser kleinen, schönen und zarten Hand fühlte Hellmann sich ganz erregt. Der Garten war nur durch das milde Dämmerlicht erhellt, die Tauben girrten um die grüne Laube herum, und ein frisches Lüftchen säuselte in dem Laubwerk. Hellmann seufzte. Ein Wort, ein feierliches Wort schwebte auf seinen Lippen. Er war im Begriff, es auszusprechen, als plötzlich die Kirchenglocke anschlug. Dieser fromme Klang brachte ihn zu sich selbst und zu dem Bewußtsein seiner Lage zurück, welche ihm nicht gestattete, durch ein Eheversprechen ein junges Mädchen an seine Armuth zu fesseln.

In demselben Momente gewahrte er Erlander. Derselbe kam mit lebhaftem Schritte auf ihn zu, faßte seine beiden Hände und sagte: „Entschuldigen Sie meine Dummheit und meinen Zorn. Sie sind ein braver Mann, Sie sprechen wie ein guter Geistlicher sprechen muß. Ich hatte Unrecht, mich über Sie zu ärgern. Das wird mir vielleicht wiederum passiren. Seyn Sie dann nachsichtig, und dieses Mal wollen wir den Abend friedlich mit einander beschließen."

* * *

Einige Tage später erhielt der Pfarrgehilfe ein freigebiges Honorar von einer Bauernfamilie für ein Leichenbegängniß; er machte sich auf, um nach der Waldhütte ein neues Almosen zu bringen. Dort erfuhr er, daß eine Magd von Stenbo der Köhlerin einen Korb mit mancherlei Lebensmitteln, ein Stück Leinenzeug und etliche Kleider gebracht hatte. Die Magd erklärte anfänglich, Alles sey von dem jungen Geistlichen gesandt; aber auf einige Fragen der Wittwe gestand sie zuletzt, daß es von Mamsell Martha komme, der demüthigen und thätigen Martha, welche, während die schöne Marie bei Hellmanns Erzählung sich zu Thränen gerührt fühlte, in aller Stille hinging und was zur Linderung der Noth dienen konnte, zusammensuchte.

Wahrscheinlich hatte die Wittwe bei dieser Gelegenheit den Vorfall von der Taufe erzählt, denn einen Monat später erhielt der junge Geistliche ein sorgfältig verschlossenes Paket mit einem Dutzend schöner Hemden, ohne Zweifel ein Geschenk von Stenbo, und sehr wahrscheinlich eine Arbeit von Martha's Nadel.

5.

Ein Jahr ist verflossen. Hellmann, der mehr und mehr in seinem Kirchspiele beschäftigt ist, hat wiederholte Besuche zu Stenbo gemacht, aber mit dem bestimmten Vorsatz, sie nicht allzu sehr zu verlängern, und in der Nähe von Marie die Bewegungen seines Herzens zu unterdrücken, wenn sie mit ihren großen, blauen, träumerischen Augen ihn ansah. Martha sah ihn nicht so an, aber sie redete liebevoll mit ihm; sie erzählte ihm ihre Gedanken, ihre Sorgen, die Pläne zum Besten ihrer Eltern und was sie für die Armen noch zu thun vor hatte. Sie wollte sich auch mit den Bedürfnissen des anspruchslosen Hellmann beschäftigen. Nach vieler Mühe brachte sie denselben endlich dahin, einen sauber gearbeiteten Rock von einem Stoff, den sie selbst gewoben hatte, zu tragen.

Die Getreidebesitzer vom Probsthof waren mit Unkraut bedeckt. Der Probst verstand nichts vom Landbau und überwachte ebenso wenig seine Arbeiter. Eines Tags betrachtete ein Bauer im Vorübergehen mit geringschätziger Miene ein unfruchtbares Stück Land, dann öffnete er das Hofgitter und ging auf das kleine halbverfallene Gebäude zu, wo Hellmann wohnte.

Unglücklicher Weise war die Probstin da und sülterte gerade Jupiter mit Stopfnudeln; die Probstin hatte aber keines von den guten alten Gesichtern, welche Respekt einflößen. Es war noch eine junge Frau, elegant und hochmüthig.

„Was wollt Ihr?" fragte sie.

„Guten Morgen," antwortete der Bauer, indem er mit der Hand an seinen Hut fuhr; „ich wollte mit dem Pfarrgehilfen sprechen." Zu gleicher Zeit machte er eine Bewegung, um sich zu entfernen, denn er hatte gleich den andern Bewohnern des Kirchspiels keine Lust, mit der Frau Probstin sich zu unterhalten.

„Herr Hellmann ist ausgegangen," erwiderte Frau Stolpe in scharfem Ton; „zudem müßt Ihr Euch vor Allem an den Probst wenden."

„Ich bedaure," bemerkte der Bauer, „daß der Pfarrgehilfe nicht zu Hause ist. Nur ihn wollte ich sprechen. Ich werde morgen wieder kommen."

„Und ich sage Euch noch einmal, Ihr müßt Euch an den Probst wenden."

„Nein, ich finde nicht für gut, in ein so schönes Haus zu gehen."

Die Sache verhielt sich so: wenn ein Bauer in das Innere des Pfarrhauses eindringen wollte, mußte er jederzeit auf Befehl der Probstin vor der Thürschwelle seine Fußbekleidung sorgfältig reinigen, ja bei schlechtem Wetter sogar seine Schuhe ausziehen und durch Pantoffeln, die sich im Vorzimmer befanden, ersetzen. Die Leute vom Dorfe zogen es, um dieser Verpflichtung zu entgehen, vor, sich zu Hellmann zu begeben. Darüber war die Probstin unzufrieden; sie fürchtete, durch eine solche Desertion möchte ihr Mann an seiner Achtung und an seinen Kasualien einbüßen. Noch mehr, sie hielt darauf, zuerst zu erfahren, was im Kirchspiel vorging. Sie wollte deßhalb anfangs höflich, hernach mit strenger Miene, den halsstarrigen Bauern zwingen, sich in das Kabinet des Herrn Stolpe zu verfügen. Endlich gab der Bauer, gereizt durch den gebieterischen Ton, welchen sie angenommen hatte, und ärgerlich über die Gans, welche zischend ihren langen Hals gegen ihn ausstreckte, dem unschuldigen Jupiter einen Fußtritt und sagte grob: „Ich will weder mit dem Probst, noch mit der Probstin etwas zu thun haben, denn und der Probst versteht niemals seinen Dienst, die Probstin will sich immer in Dinge mischen, die sie nichts angehen. Adieu!" Mit diesen Worten entfernte er sich und schlug krachend das Gitter hinter sich zu.

Frau Stolpe eilte ganz wüthend zu ihrem Mann, um bei demselben ihre Beschwerden vorzubringen.

In einem kleinen, reich möblirten und tapezirten Salon saß der Probst, mit einem schönen Schlafrock angethan, an einem Mahagonitische, auf welchen er eben, nachdem er sie gleichgültig durchlaufen, die Amtszeitung von Stockholm geworfen hatte. Er war ein Greis mit ziemlich angenehmem Aussehen, rothem, fleischigem Gesicht, sanften Augen, sorgfältig gepflegter Perrücke und weißen Händen, welche er auf der Brust kreuzte, indem er mit glückseliger Miene den großen Karneol betrachtete, welcher seinen Goldfinger schmückte.

Digitized by Google

Er empfing seine Frau mit seinem gewöhnlichen Lächeln der Zufriedenheit und lieh ihren Klagen ein williges Ohr.

„Ich bin," rief sie, „dieses Hellmanns müde. Es ist der schlechteste Gehilfe, den wir jemals gehabt haben. Ich begreife nicht, wie der Dekan des Kapitels, welcher doch unser Freund zu seyn vorgibt, uns immer das Schlechteste in der Diöcese schickt."

Nachdem sie ihre Beschwerden der Reihe nach aufgezählt hatte, ließ sie sich erschöpft nieder.

Der Probst hörte ihr zu, indem er mit seinem Ring spielte und von Zeit zu Zeit eine Prise nahm. Endlich sprach er ruhig:

„Bis heute schienst Du mit Hellmann ziemlich zufrieden, und ich habe nichts an ihm auszusetzen. Er ist nicht sehr gelehrt, das ist wahr, und hat auch ebenso wenig distinguirte Manieren. Aber er erfüllt getreulich seine Pflichten und ist bescheiden und höflich."

„Ja," erwiderte Frau Stolpe, „ich habe Manches lang ertragen, ohne davon zu sprechen. Aber jetzt ist meine Geduld zu Ende. Der Mensch ist nicht, was er scheint. Er ist ein Duckmäuser, ein Heuchler, noch mehr, er gehört zu der Sekte der Pietisten, deren Verbreitung weder die schwedische Kirche, noch die Regierung dulden kann."

Der Probst nahm eine neue Prise und erhob die Hand, um eine Mücke, welche um ihn herumsummte, zu verjagen.

„Niemals," fuhr Frau Stolpe fort, „ist der Gehilfe im Pfarrhause. Er bringt den ganzen Tag damit zu, im Kirchspiele herumzustreichen und uns in jedem Hause zu verschreien. Würdest Du es glauben, Peter Hanssen, der eben da war, hat mir in's Gesicht gesagt, Du erfüllest keine Deiner Pflichten, und ich sei eine schlechte Frau, und diese Ansicht habe der Gehilfe selbst ausgesprochen."

„Ei was!" erwiderte der Probst gelassen, „wer wird sich um das Geschwätz eines Bauern kümmern?"

„Geschwätz! Der Grobian hat auch zu dem Wort die That gefügt. Er hat Jupiter einen solchen Fußtritt gegeben, daß das arme Thier davon sterben kann. Ich muß gleich sehen, wie es mit ihm steht."

Frau Stolpe eilte hinweg, während ihr Mann, indem er trage den Daumen um einander laufen ließ, bei sich selbst sagte:

„Es sollte mir nicht leid thun, wenn Jupiter getödtet worden wäre; er muß jetzt fett genug seyn, und ein guter Gänsebraten würde mir wohl schmecken."

Aber die Probstin meldete zurückkehrend, das Uebel sey nicht so ernster Natur, als sie gefürchtet hätte, und fuhr in ihren bittern Ausfällen gegen den unschuldigen Hellmann fort:

„Er ist ein boshafter Mensch, er hat Stina verdorben. Ehe er hieher kam, war sie ein wenig lebhaft und zuweilen etwas unverschämt. Jetzt, wenn man ihr einen Vorhalt macht, senkt sie den Kopf und gibt keine Antwort oder sagt blos: 'Ja, Frau Probstin; ich bitte um Verzeihung, Frau Probstin; ich gehorche den Befehlen der Frau Probstin,' und dieß alles mit einer so süßlichen Stimme, daß ich mich nicht genug darüber verwundern kann. Sie gehört auch zu der Sekte der Pietisten und verderbt die andern Mägde dermaßen, daß dieses Gesindel am Sonntage nichts anderes mehr thun, als in der Bibel lesen will. Ich habe jetzt genug an diesem unwürdigen Menschen, der auf solche Weise meine Domestiken beherrscht, die Gewohnheiten meines Hauses umkehrt und uns die Achtung der Kirchspielsgenossen raubt. Er muß fort und zwar schnell."

In diesem Augenblick ließ sich die unverschämte Mücke, nachdem sie lang um Herrn Stolpe herumgeflogen war, zulept auf seiner edeln Nase nieder und klammerte sich daselbst mit ihren kleinen Füßen an. „Boshafte Kreatur!" rief der Probst, indem er die Hand aufhob, „marsch, fort!"

Die Probstin bildete sich ein, diese Worte seyen an sie gerichtet, und meinte, ihr Mann, sonst so artig und galant, sey närrisch geworden. Sie brach in Thränen aus und rief: „Habe ich eine solche Beleidigung verdient, während ich mich beständig nur mit Deinem Wohlbefinden beschäftigte?"

Herr Stolpe konnte sich des Lachens nicht enthalten, als er das Mißverständniß seiner Frau erkannte, und vergrößerte dadurch natürlich nur ihren Zorn.

Es erfolgte nun eine Erklärung; die empfindliche Probstin entschuldigte sich wegen ihres Mißverständnisses und fuhr in ihrer Anklage gegen Hellmann fort:

„Um seinen Dummheiten die Krone aufzusetzen, besucht er noch diese eiteln Menschen von Stende, und man behauptet, er sey mit einer der Töchter des Lieutenants verfprochen. Wenn ich den alten Finnländer bei der Gräfin treffe, so erkundigt er sich nicht einmal nach Deiner Gesundheit, sondern spricht von nichts als dem kostbaren Pfarrgehilfen. Das älteste seiner Hühnchen, welches sich das Ansehen eines Fräuleins gibt, ermangelt niemals zu wiederholen: 'Grüßen Sie mir Hellmann tausendmal!' und der jüngste der drei Zierasten hatte eines Tags sogar die Frechheit, mir zu sagen: 'Der Herr Probst muß sich recht glücklich schätzen, einen solchen Gehilfen wie Hellmann zu besitzen.' Nein, er darf nicht hier bleiben, der abscheuliche Mensch. Eines schönen Tages ist er im Stande, eine dieser Puppen zu heirathen und und herzubringen. Danke! Es ist schon genug, einen ledigen Gehilfen im Hause haben zu müssen. Aber ein verheiratheter und seine Frau bei ihm, der Himmel bewahre mich davor!"

„Gut, gut, meine Freundin!" äußerte der Probst, welcher das Bedürfniß empfand, sein Mittagsschläfchen zu machen und mit sehnsüchtigem Auge seine Sophatissen betrachtete; „obwohl ich nichts über Hellmann zu klagen habe, will ich dennoch Dein Begehren erfüllen und das Consistorium um einen andern Pfarrgehilfen bitten."

Zufrieden mit dieser Antwort, umarmte die Probstin ihren Mann, eilte in die Küche und verkündete den Domestiken, daß der einfältige Prediger fort müsse.

6.

Der Abschied.

Eines Morgens befand sich Martha auf dem Hofe und fütterte die um sie herumhüpfenden Tauben, als sie auf einmal Hellmann gewahrte, wie er auf einem Bauernwägelchen die Ulmenallee herauffam. Sogleich wurde sie von einer schmerzlichen Ahnung ergriffen. Sie rief Mutter und Schwestern herbei und sagte ihnen „Da kommt Hellmann zu Wagen. Ich fürchte, er wird uns Lebewohl sagen wollen." Bei diesen Worten hielt der alte Lieutenant, der auf das Feld gehen wollte, an. Martha hatte richtig gerathen; der Pfarrgehilfe näherte sich mit trauriger Miene der versammelten Familie.

„Was ist das?" rief Erlander; „gedenken Sie uns zu verlassen?"

„Ja, der Probst muß einen besseren Gehilfen haben, als ich bin."

„Unmöglich. Er wird niemals einen bessern finden. Das kommt von der Bosheit seiner Frau her. Sie ist eifersüchtig auf das Vertrauen, welches Ihnen jedermann bezeigt."

„Reden Sie nicht so. Das Diöcesankapitel nimmt mich von dieser Gemeinde hinweg und schickt mich an eine kleine Filialkirche."

„Sie müssen froh seyn, von der boshaften Probstin wegzukommen."

„Nein. Ich beklage mich über niemand. In dem ganzen Kirchspiel und besonders in diesem Hause habe ich so viel Wohl-

Digitized by Google

wollen gefunden, daß ich nicht ohne großes Bedauern scheiden könnte, wenn ich nicht hoffte, anderswo auch brave Leute zu finden. Es gibt überhaupt deren viel mehr als man denkt. Doch werde ich stets der beiden Jahre mich erinnern, welche ich hier zugebracht habe. Ich zähle sie zu den schönsten meines Lebens."

Der Lieutenant verschwand auf einen Augenblick und sagte bei der Rückkehr: „Lieber Hellmann, ich habe Ihren Fuhrknecht fortgeschickt. Sie müssen wenigstens einen Tag bei uns bleiben; dann will ich selbst Sie in meinem Chaischen eine gute Strecke, so weit mein Rößlein traben kann, geleiten. Es ist eine Schande, daß der Probst, welcher Wagen und Pferde hat, Sie auf einem solchen Karren abziehen ließ und einem armen Bauern noch eine Frohn aufgeladen hat."

Die Frauen vereinigten ihre Bitten mit denen des Alten. Martha freicheelte ihn vertraulich über die Schulter, Esther bat auf's Artigste, Marie warf ihm einen Blick zu. Er gab nach und versprach einige Tage zu bleiben.

Diese Tage verflossen sehr schnell. Nie hatte der junge Geistliche sich so zufrieden gefühlt. Alle Leute des Hauses waren mit ihm beschäftigt und bewiesen ihm so viel Zuneigung. Man muß auch zugeben, daß in seiner guten, offenen Gemüthsart, in seiner eindringlichen Stimme, in seinen hellen sanften Augen ein Reiz lag, dem man nicht widerstehen konnte. Die Probstin allein war dagegen gewappnet.

Am Vorabend vor seiner Abreise ging er in den Garten nach der Syringenlaube. Marie saß dort ganz allein.

„Entschuldigen Sie meinen Vater," sprach sie zu Hellmann; „er ist noch auf dem Felde, wird aber bald heimkehren; auch werden Sie sogleich meine Mutter und meine Schwestern zu sehen bekommen, welche jetzt noch im Hause beschäftigt sind."

Der Pfarrgehilfe war nicht sonderlich geschickt im Komplimentenmachen. Er äußerte also nicht gegen Marie, daß er entzückt sey, sie ganz allein zu treffen, aber er dachte es und machte sich einen Vorwurf darüber. Beide sprachen nicht ohne eine gewisse Verlegenheit über mancherlei unbedeutende Gegenstände. Beide fühlten sich ein wenig genirt, beide hatten einen heimlichen Gedanken, den sie nicht auszusprechen wagten. Endlich erhob Marie ihre großen, träumerisch melancholischen Augen zum Himmel und begann: „Es gibt Niemand auf der Welt, zu dem ich größeres Vertrauen habe, als zu Ihnen, und doch fällt es mir schwer, so wie ich es möchte, frei vom Herzen weg mit Ihnen zu reden. Aber Ihre bevorstehende Abreise verpflichtet mich zur Mittheilsamkeit."

Bei diesen Worten fühlte sich Hellmann ganz erregt. Was wollte sie sagen? Liebte sie ihn wirklich, wie er sie liebte, und wollte sie ihm ihr Geheimniß enthüllen oder es wenigstens ahnen lassen?

„Wir sind hier," fuhr sie fort, „alle sehr anhänglich an einander. Was mich betrifft, so wünsche ich, wenn mir Gott einen Bruder gegeben hätte, er gliche Ihnen, und es ist recht traurig für uns, Sie scheiden zu sehen."

Hellmann bemerkte, daß sie beim Aussprechen der letzten Worte Thränen in den Augen hatte.

„Wir trennen uns," antwortete er ernst, „mit der Hoffnung, uns wieder zu sehen, wenn nicht in dieser Welt, so doch in einer bessern."

„Ja, Gott sey gelobt! Aber es verursacht deßhalb nicht minder Schmerz, sich von einem Mann wie Sie zu trennen, und wir haben uns gesagt, daß Sie bald in dieses Kirchspiel zurückkommen müssen. Sie wissen," setzte sie, die Augen niederschlagend, mit einem Seufzer hinzu, „daß es hier viele Leute gibt, welche Sie wiederzusehen wünschen."

„Sie liebt mich," sprach der junge Geistliche bei sich, und bei diesem Gedanken fühlte er, wie ihm die ganze Seele aufging.

„Wir haben deßwegen," sprach sie weiter, „einen Feldzugsplan entworfen, welcher meiner Ansicht nach gelingen muß. Wenn die Frauen sich etwas in den Kopf setzen, so verstehen sie nichts, um es zu einem guten Ende zu führen, und hiebei haben wir eine vortreffliche Stütze. Vernehmen Sie! Als wir bei der Gräfin waren, kam die Rede auch auf Ihren Abgang. Die Gräfin, welche Sie kennt und hochschätzt, war über diese Nachricht sehr verdrießlich und wird sich, um das Unrecht wieder gut zu machen, direkt an den Bischof wenden. Unser Comministerium ist alt und kann seinen Dienst nicht mehr versehen. Wir denken nun, Sie sollten sein Stellvertreter, mit der Anwartschaft auf das Amt, werden. So sind Sie dann auf immer bei uns."

„Sie liebt mich," sprach Hellmann wiederum bei sich. „Aber, Mademoiselle," antwortete er laut, „erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken ..."

„Die Gräfin," unterbrach ihn Marie, „versichert, daß sie nie einen empfehlenswerthern Geistlichen als Sie gekannt habe, und mein Vater ist ganz derselben Ansicht."

„Aber ..."

„Meine Mutter und meine Schwestern sind so erfreut, wenn Sie uns besuchen. Das ganze Kirchspiel wünscht, Sie zu behalten."

„Aber, Mademoiselle, das hängt von dem Diöcesankapitel ab."

„Wir sind überzeugt, durch Vermittlung der Gräfin die Zustimmung des Bischofs zu erhalten. Es ist also nur noch zu wissen, ob Sie selbst zu bleiben Lust haben, ob es nicht jemand gibt, der Sie zurückzuhalten vermag."

Sie sprach diese Worte in sanftem, liebevollem Ton, wie wenn sie selbst die Person wäre, welche die Kraft hiezu besäße.

„Ohne Zweifel," wiederholte sich Hellmann mit einem Gefühl der Freude, „sie liebt mich;" dann klagte sich aber der ehrliche Pfarrgehilfe bei Erwägung seines Elends an, unkluger Weise diese Neigung im Herzen des unschuldigen jungen Mädchens erweckt zu haben. Welche Stellung konnte er ihr bieten? Höchstens in einigen Jahren ein armes Haus, ein dürftiges Einkommen in einer kleinen Pfarrei.

„Das ist also," fügte Marie noch bei, „das Resultat unseres Uebereinkommens. Der Comminister hat nicht mehr lang zu leben, und Sie treten an seine Stelle."

„Ja," versetzte Hellmann, „das wäre mir ein sehr angenehmes Amt. Vereinigte sich nur damit ..."

„Nun? Eine artige Frau? Ich denke, der alte Comminister wird seinen Stellvertreter und künftigen Nachfolger nicht hindern, sich zu verheirathen."

„Aber," warf Hellmann schüchtern ein, „welches junge Mädchen möchte meiner Armuth sich beigesellen?"

„Welches junge Mädchen," entgegnete Marie lächelnd, „wird sich weigern, einem solch trefflichen Manne seine Hand zu reichen?"

Frau Erlander und ihre beiden andern Töchter stellten sich in diesem Augenblick bei dem jungen Geistlichen ein und begannen gleichfalls von dem Plane zu sprechen, welchen Marie ihm mitgetheilt hatte, und er hörte ihnen nachdenklich zu, indem er seine Aufregung zu unterdrücken sich bemühte.

Am andern Morgen ließ der alte Lieutenant zwei Pferde an seinen Jagdwagen anspannen. Martha legte in denselben verschiedene Mundvorräthe. Der junge Geistliche verabschiedete sich mit feuchten Augen von seinen lieben Wirthen in Stenbo, welche ihm einmal über das andere sagten: „Wir werden uns bald wieder sehen." Martha entfernte sich, ohne ein Wort zu reden, kam aber

Digitized by Google

nach einigen Minuten zurück. „Der Himmel ist wolkig," rief sie, „Herr Hellmann hat keinen Mantel. Nehmen Sie diesen Regenschirm, behalten Sie ihn, ich brauche ihn nicht."

Hellmann wollte dieses neue Geschenk zurückweisen, aber der Lieutenant nöthigte ihn, es anzunehmen, stieg auf und nahm die Peitsche zur Hand.

Die Pferde setzten sich in Marsch. Frau Erlander und ihre Töchter blieben auf der Schwelle des Hauses stehen. Der Hund folgte den Reisenden, und es kam Hellmann vor, als ob Alles ihm Lebewohl sagte, die Zweige der Ulmen und die Blumen der Wiese.

Er war glücklich in seinem Glauben, von Marien geliebt zu werden, und doch dachte er mit Besorgniß an seine Zukunft.

7.

Wolken und Sonnenschein.

Als der Wagen, welcher Hellmann hinwegtrug, hinter den Ulmen verschwand, stieg Martha in ihr Zimmer hinauf, warf sich auf die Kniee und brach in Thränen aus, in der Hoffnung, ungestört ihrem Herzen dadurch Luft machen zu können.

Marie war ihr indessen heimlich gefolgt und betrachtete sie schweigend mit zärtlicher Theilnahme.

Als Martha sich erhob, erblickte sie ihre Schwester und warf sich ihr in die Arme. Das Fenster war offen, und durch dasselbe konnte man auf die große Ebene sehen, über welche die Reisenden kommen mußten. Beide schauten zugleich dorthin; man gewahrte noch den Wagen am Rande des von einer schwarzen Wolke verhüllten Tannenwaldes.

„Weine nicht, liebe Martha," sagte Marie; „er kommt wieder zu uns."

„Für mich kommt er nicht," murmelte Martha. „Ah! da fährt er in den Wald hinein."

„Und ein Blitzstrahl!"

„Und ein Donnerschlag! Der Sturm, die finsteren Wolken. Was für ein guter Gedanke von mir, ihm meinen Schirm zu geben!" Mit diesen Worten trocknete Martha die Thränen, welche ihr noch über die Wangen flossen; dann suchte sie in einem Schrank nach einer Stickerei, an welcher sie fortarbeiten wollte.

„Setze Dich hieher," sagte ihre Schwester zu ihr, „und wir arbeiten zusammen. Der Blitz leuchtet, der Donner rollt über unser Dach dahin und über die Häupter derer, die wir lieben. Aber dürfen wir nicht auf Gottes Güte vertrauen?"

Beide sahen sich lächelnd an.

„Was hilft das Weinen?" sagte Martha. „Ich habe Unrecht. Er liebt Dich und Du liebst ihn. Ihr müßt mit einander glücklich werden. Ich table mich wegen meiner Schwäche. Ich werde seine Schwägerin. In dieser Eigenschaft einer Schwester wohne ich bei euch, arbeite für euch und bin immer beschäftigt mit euch."

Marie blieb einen Augenblick nachdenklich und in melancholischer Haltung; dann erhob sie plötzlich den Kopf, wie in Folge eines plötzlichen Entschlusses. „Du liebst ihn also wohl?" sprach sie; „ich habe es errathen und danke dem Himmel dafür."

„Ob ich ihn liebe? Je nachdem Du es verstehst. Ihn lieben wie wir Gott lieben müssen, das wäre zu viel; so wie wir unsern Nächsten lieben müssen, das wäre zu wenig. Ich habe zu ihm eine Neigung, ungefähr derjenigen gleich, welche ich zu unsern Eltern hege. Ich wünschte, daß er glücklich werde, und denke, daß er Dich heirathen muß."

„Nein, Dich wird er heirathen."

„Mich, denkst Du? Sein Herz gehört Dir."

„Er liebt uns beide, Du bist ihm am meisten zugethan, Du wirst ihn am glücklichsten machen, und aus diesem Grunde mußt Du ihn heirathen."

„Du könntest ihm also entsagen?" fragte Martha, indem sie ihre Schwester fest anschaute.

„Ich gestehe, daß ich ihn gern heirathen würde, wenn es Gottes Wille wäre; aber wenn es Dich Eine Thräne kosten sollte, will ich lieber darauf verzichten, und ich glaube, Du taugst besser für ihn, als ich. Du bist thätiger, arbeitsamer, Du verstehst das wirkliche Leben besser. Ich bin nichts als eine unnütze Träumerin. Also, es ist entschieden, Du wirst seine Frau und ich seine Schwester."

„Es scheint mir," entgegnete Martha, „wir müssen es seiner Entscheidung überlassen."

„Und derjenigen Gottes."

„Ja, vor allem derjenigen Gottes."

8.

Der Feldprediger.

An dem Tage, wo Hellmann den Probsthof verließ, wurde sein Nachfolger daselbst erwartet. Der Notar hatte an Herrn Stolpe geschrieben: „Ich schicke Ihnen einen neuen Pfarrgehilfen, mit dem Sie zufrieden seyn müssen, und ich wünsche lebhaft, daß er es gleichfalls sey, denn wenn Sie ihn nicht behalten können, ist es uns unmöglich, einen Andern an seine Stelle zu setzen, und Sie sind gezwungen, Ihren Dienst im Kirchspiel ganz allein zu versehen."

Diese Ankündigung verdroß Frau Stolpe. Sie war ein geborenes Fräulein, und es kam ihr sehr unziemlich vor, daß ein Mann bürgerlicher Abkunft gegen den Pfarrhof eine Art Drohung auszusprechen wagte. Um an den Tag zu legen, wie wenig sie sich aus dem Nachfolger Hellmanns mache, fuhr sie an dem Tage, wo er eintreffen sollte, mit ihrem Mann zu der Gräfin, der einzigen Person im Kirchspiele, welcher sie Besuche zu machen sich herbeiließ.

Beim Abschied rief sie Stina herbei, welche voll Betrübniß über Hellmanns Entfernung war, und beauftragte sie, den neuen Pfarrgehilfen zu empfangen. „Du gibst ihm zum Abendessen," sagte sie, „einen Teller Grütze. Man muß die Leute gleich von vorn herein an eine ordentliche Lebensweise gewöhnen, damit sie nicht allzu anspruchsvoll werden." Dann stieg sie in ihre neue, mit zwei schönen Pferden bespannte Kalesche und nahm in einer Ecke Platz; der Probst setzte sich in die andere, und beide fuhren ab, indem sie mit einem leichten Kopfnicken den respektvollen Gruß der Vorübergehenden erwiderten. In einiger Entfernung vom Hause begegneten sie einer hübschen Droschke, worin ein elegant gekleideter Reisender saß, der selbst die Zügel eines muntern Pferdes führte und dazu eine große Meerschaumpfeife rauchte. Er warf einen stolzen Blick auf Herrn und Frau Stolpe, dann wandte er sich an deren Kutscher. „Aufgepaßt, Du Thier," rief er; „seyd ihr in diesem Kirchspiele so schlecht erzogen, daß ihr ein Recht zu haben glaubt, die Mitte der Straße zu halten?"

Der Kutscher wich aus. Der Unbekannte setzte seinen Weg fort, indem er eine Rauchwolke ausstieß, welche der Probstin gerade in's Gesicht ging. Ein großer Hühnerhund folgte ihm.

„Was für ein grober Bursche!" sagte Frau Stolpe hustend, indem sie sich zu ihrem Mann umbrehte. „Du hast doch nicht die üble Gewohnheit zu rauchen."

„Der Reisende," erwiderte der Probst, „ist ohne Zweifel der neue Landrichter, welcher uns wahrscheinlich einen Besuch machen will. Wir sollten umkehren."

„Nein, er wird eine bessere Vorstellung von uns bekommen, wenn er erfährt, daß wir bei der Gräfin sind. Aber das erste Mal, wo er wieder kommt, soll er in unserer Wohnung nicht rauchen, das erkläre ich ihm, und wenn er zehumal Landrichter wäre."

Digitized by Google

Der Fremde brach indessen in ein herzliches Gelächter aus, als Frau Stolpe ihn nicht mehr sehen konnte.

Am Gitterthore des Probsthofes angekommen, nahm er seine hochmüthige Miene wieder an und rief mit scharfer Stimme nach der Dienerschaft. Der Hund bellte. Die Domestiken, welche in Abwesenheit der Herrschaft der Ruhe pflegten, sprangen eiligst auf. Einer lief nach dem Gitterthor, um es zu öffnen. Stina und die anderen Mägde betrachteten mit Erstaunen den stolzen Unbekannten.

„Der Probst?“ fragte er, „nicht zu Hause?“

„Nein,“ antwortete Stina; „er macht mit der Frau Probstin einen Besuch bei der Gräfin.“

„Das ist mir einerlei. Man führe mein Pferd in den Stall und verpflege es wie sich's gebührt. Dann nehmt mein Gepäck und zeigt mir mein Zimmer. Ich bin euer neuer Pfarrgehilfe.“

Niemals hatte man im Probsthofe einen so imposanten, gebieterischen Mann gesehen. Stina betrachtete ihn ganz verblüfft und wagte nicht, ihm das armselige Zimmer des demüthigen Hellmann zu zeigen.

„Nun,“ wiederholte er in zornigem Ton; „hat man mich nicht verstanden? Man beeile sich, mich in mein Zimmer zu führen. Ich bin von der Reise müde und bedarf der Ruhe.“

Endlich faßte sich Stina ein Herz. „Hier,“ sagte sie, und geleitete ihn über den Hof nach dem alten verfallenen Gebäude und öffnete die Thüre der düstern, unsaubern, feuchten Kammer, welche für ihn bestimmt war.

„Hier,“ bemerkte sie furchtsam.

„Bist Du närrisch,“ rief er; „wagst Du mit mir Spaß zu treiben? Ich möchte nicht meinen Hund in einem solchen Loch einquartieren. Hier,“ setzte er, zu der Probstwohnung zurückkehrend, hinzu, „hier muß es Platz geben.“

„Ja,“ erwiderte Stina, „es sind Zimmer da für die Fremden, aber die Frau Probstin hat den Schlüssel.“

„Nun denn,“ gebot er, über die Hausflur gehend und in ein großes, schönes, sehr elegant möblirtes Gemach tretend, „ich will mich hier niederlassen. Bringe mir meinen Koffer und sage dem Stallknecht, er soll mein Pferd striegeln, meine Droschke waschen und in die Remise bringen, wenn er ein Trinkgeld haben will.“

Also redend trat er vor den Spiegel und betrachtete sich wohlgefällig. Dann legte er seinen Schlafrock an, streckte sich der ganzen Länge nach auf dem Sopha, entließ die Magd und schloß die Thüre.

„Was für ein leckerBurschе!“ sprach einer der Domestiken. „Der befiehlt hier, wie wenn er der Herr wäre.“

Nachdem er ruhig geschlafen hatte, stand er auf und befahl, ihm so schnell als möglich sein Abendessen zu bringen. Stina fühlte sich wohl, die für ihn bestimmte Schüssel mit Grütze ihm vorzusetzen. Sie brachte das Beste, was in der Küche aufzutreiben war.

Als Frau Stolpe am Abend zurückkehrte, war das Erste, was sie bemerkte, die Droschke, welche der Hausknecht wusch und abwischte. „Wem gehört dieses Fuhrwerk?“ fragte sie.

„Dem fremden Baron,“ antwortete der Bursche mit schlauer Miene.

„Welchem Baron?“

„Ich weiß es nicht. Er ist drinnen im Hause.“

„Und man wagt nicht,“ setzte Stina hinzu, „ihm den Gehorsam zu verweigern.“

Und alle Domestiken brachen in ein Gelächter aus bei der Vorstellung von dem Erstaunen der Probstin, wenn sie erführe, auf welche Weise der neue Pfarrgehilfe sich im Probsthofe einquartiert hatte.

Die Probstin stieg rasch die Stufen der Freitreppe hinauf, öffnete die Thüre zur Hauptflur und erblickte auf dem Tische die Ueberbleibsel eines reichlichen Soupers: Reste von Braten, Eierschalen zwei leere Flaschen und am Fuß des Tisches einen großen Hund, der sich knurrend erhob, als wollte er sie am Weitergehen hindern.

Sie begibt sich jedoch in das nächste Zimmer und da ist er, der unverschämte Pfarrgehilfe. Da ist er in einem leichten Costüme, auf dem Sopha ausgestreckt, seine Pfeife rauchend, und um ihn zerstreut auf dem Boden liegen verschiedene Gegenstände, welche gewöhnlich nicht zum Aufzug eines jungen Geistlichen gehören: eine Flinte, Jagdtamaschen, eine Waidtasche und ein Fagott.

„Was soll das bedeuten?“ fragt Frau Stolpe zornerröthet mit einem entrüsteten Blick.

„Nieder!“ ruft der Bikar, indem er seinem Hunde, welcher noch immer sich sehr infolent gegen die souveräne Gebieterin des Hauses zeigt, die Hand auf den Kopf legt. Dann wendet er sich zu Frau Stolpe und streckt ihr eine riesige Hand hin. — „Guten Abend, liebenswürdige Probstin,“ sagt er lachend; „Sie sind nicht dagewesen, mich bei meiner Ankunft zu empfangen, aber Sie sehen, ich habe mich so gut als möglich eingerichtet. Ich bin Ihr neuer Pfarrgehilfe Herr Langbunder!“

„Lang . . . bun . . . ber,“ wiederholt die Probstin empört, jede Sylbe besonders betonend, während der colossale junge Mann, dessen Hand sie zurückgestoßen hatte, sich ruhig lächelnd niedersetzte und wieder zu rauchen anfing.

„Ich muß gestehen,“ setzt die stolze Probstin hinzu, indem sie sich bemühte, eine ihrer aristokratischen Mienen anzunehmen, „ich muß gestehen, daß ich in meinem Leben niemals einen Menschen wie Sie gesehen habe. Ohne meine Erlaubniß abzuwarten, wagen Sie sich bei mir einzuquartieren, und da trinken, essen, rauchen Sie wie in einer Schenke und schleppen noch einen schrecklichen Hund mit sich.“

„Mein Hund ist sehr gut gezogen und macht niemals Dummheiten.“

„In diesem Fall hat er mehr Tugend als sein Herr, welcher ein grober Bauer ist. Wie? Schämen Sie sich nicht, hier in meinem Zimmer ohne Rock, ohne Fußbekleidung sich zu zeigen?“

„Ich war nicht darauf gefaßt, so bald den anmuthigen Besuch der Probstin zu empfangen.“

„Und Sie wagen noch alle meine Leute zu verwenden, um Ihr Gepäck zu tragen, Ihr Fuhrwerk zu waschen und lassen sich ein Souper, eines Bischofs würdig, vorsetzen!“

„Die Probstin,“ erwiderte Langbunder lächelnd, „ist durch ihre Gastfreundschaft bekannt. Das Consistorium schickt Geistliche hieher, welche das Bedürfniß haben, gut behandelt zu werden. — Ich gehöre zu dieser Zahl,“ setzte er hinzu, sich auf seine breite Brust klopfend.

„Niemals,“ entgegnete Frau Stolpe, welcher daran gelegen war, noch einmal alle ihre Beschwerden aufzuzählen, „niemals hat ein Pfarrgehilfe ein Pferd hieher gebracht. Glauben Sie, man werde hier dieses Thier füttern?“

„Ganz gewiß, denn ich brauche es, um meine Rundreisen im Kirchspiel zu machen. Vernehmen Sie übrigens, Madame, was Ihnen zu erfahren ein für alle Male gut thut. Das Consistorium fand keinen einzigen Pfarrgehilfen, den es Ihnen senden konnte. Ich habe mich angeboten, indem ich dachte, eine gute Aufnahme zu finden, aber ich bin nicht verurtheilt, um jeden Preis hier zu bleiben. Ich habe eine Stelle als Feldprediger in einem Regiment und besitze einiges Vermögen. Beliebt es Ihnen also mich zu behalten, so werden Sie darnach handeln; wo nicht, guten Abend, so ziehe ich ab, und deßwegen behalte ich mein Pferd. — Nun, was sagen Sie dazu?“ setzt der kecke Feldprediger hinzu, indem er aufsteht und vertraulich der Probstin auf die Schulter klopft.

Digitized by Google

„Zurück," rust sie mit einer Geberde des Widerwillens, „Sie haben nicht den geringsten Takt."

„Nicht den geringsten Takt? Sie werden sogleich sehen." Er beginnt einen Walzer zu pfeifen, faßt die stolze Pröbstin um den Leib und dreht sie mit unwiderstehlicher Kraft im Wirbel herum.

„Unverschämter!" ruft sie, „lassen Sie mich los, lassen Sie mich los!"

Endlich gab er ihr die Freiheit wieder, und sie sank, ermüdet, keuchend, mit purpurrothem Gesicht auf ein Sopha, während er ruhig sein Fagott ergriff und einen militärischen Marsch spielte.

So empört die Pröbstin übrigens auch war, so überlegte sie sich dennoch, was Langbunder eben gesagt hatte, und erinnerte sich der Drohung des Consistoriums. Der Probst war alt, indolent, außer Stand, seinen Dienst allein zu besorgen. Man mußte sich also der gebieterischen Nothwendigkeit unterwerfen und in die Forderungen des Pfarrgehilfen, der so verschieden von dem sanften Hellmann war, sich fügen.

Als die Pröbstin mit ihren Erwägungen zu Ende war, entschied sie sich dahin, dem schrecklichen Feldprediger, den sie unter anderen Umständen sogleich fortgeschickt hätte, Quartier zu geben. Aber insgeheim hoffte sie, allmählig ihn zu bemeistern.

9.

Eine neue Bekanntschaft.

Im Walde von Stenbo hatte der thätige Lieutenant noch ein Stück unfruchtbares Land umgebrochen und Lein darauf ausgesäet. Die hundertjährigen Tannen schienen von ihrem pyramidalen Gipfel herab die neuen, auf dem Boden aufgeschossenen Pflänzchen zu be-

Ansicht von Jamestown auf St. Helena. (Text S. 319.)

trachten. Die Töchter Erlanders wollen sie auch sehen. Eines Morgens machen sich alle drei auf, ziehen lachend und schwatzend über die Wiesen, bringen in den Wald ein und betrachten sich erfreut die kleinen Blümchen, die an jedem Stengel aufgegangen sind.

„Ah!" sagte die träumerische Marie, „sie sind blau und frisch wie das Azur des Himmels."

„Ja," antwortete Martha, „aber ich sehe den Hanf lieber, wenn man ihn an einen Rocken anlegt und einen feinen Faden daraus spinnt."

„Und vielleicht noch mehr," setzte Esther lächelnd hinzu, „wenn der Faden gebleicht, gewoben ist und man macht daraus . . . Du weißt ja, was . . ." Sie dachte an die Hemden, welche ihre Schwester zugeschnitten und verfertigt hatte, um sie insgeheim Hellmann zu schicken.

Martha verstand sie und sagte: „Es ist sonderbar, daß wir noch keine Nachrichten von unsrem Freunde haben, seitdem er uns verlassen hat."

„Er ist erst vierzehn Tage fort," erwiderte Esther, „aber er fehlt uns sehr."

Marie seufzte und erhob die Augen zum Himmel.

„Ich möchte, er käme bald wieder," murmelte Martha.

Plötzlich fuhren die drei Schwestern zusammen, als sie ein Geräusch vernahmen, wie es von einem Thiere herkommt, welches in wildem Rennen durch den Wald die dürren Zweige rechts oder links abbricht.

In demselben Augenblick erschien ein ungeheurer Luchs, der Tiger Schwedens. Das Gebell eines Hundes ertönte in der Ferne; der Luchs, welcher sich verfolgt fühlte, wollte eine Zuflucht auf den

Aesten einer großen Tanne suchen, an deren Fuß die Mädchen zitternd standen.

Mit einem Sprung, ähnlich dem eines Panthers, erreichte er den Baum hart an Marie vorüber, welche erbleichte, die Augen schloß und wie leblos zu Boden sank. Esther war auch vor Schrecken erstarrt. Martha dachte nur an Beistand für ihre Schwester. Aber ein Schuß knallte, das wilde Thier fiel getroffen von einer Kugel, und gleich darauf erblickte Esther einen großen jungen Mann in Jagdkostüme, welcher raschen Schrittes herankam und dem Luchs mehre Schläge mit dem Flintenkolben auf den Kopf gab, um ihm den Garaus zu machen, denn bis er wirklich ausgeathmet hat, kann dieses Thier sich noch einmal erheben und mit seinen scharfen Fängen den Jäger ergreifen, von dem es verwundet worden ist.

Marie lag indessen noch auf dem Boden. Ihre Schwester suchte vergeblich sie in's Leben zurückzurufen.

„Ist es weit von hier zu Ihrer Wohnung?" fragte der Fremde, indem er mit stummer Bewunderung das schöne ohnmächtige Mädchen betrachtete.

„Etwa eine Viertelstunde."

„Und gibt es mehr in der Nähe kein anderes Haus?"

„Nein."

(Fortsetzung folgt.)

Longwood auf St. Helena. (Text S. 319.)

Ein Brüteplatz der Cholera in New-York.

(Zu dem Bilde auf S. 285.)

Jede große Stadt hat ihre verlorenen Gassen, in welchen der Abschaum der Bevölkerung sein Elend und seine Verworfenheit verbirgt. Daß es in einer Stadt wie New-York an solchen Gassen nicht fehlen kann, weil dort eine halbe Million Menschen auf einem verhältnißmäßig kleinen Raum zusammengedrängt lebt und beinahe täglich eine Menge Einwanderer, und darunter zuweilen die verzweifeltsten Menschen, als Strandgut auf den Boden der jungen Republik geworfen werden, kann nicht befremden. Dazu kommt noch, daß der Pöbel von New-York einer der rohesten, verworfensten und wildesten ist, welche überhaupt eine große Stadt aufzuweisen hat, und für denjenigen, welcher etwas in der Welt herumgekommen ist, genügt es zu sagen, daß zu diesem Pöbel nicht nur alle Völker der Welt ihr Kontingent geliefert haben, sondern daß das irische und Neger-Element darin vorherrschen, womit stillschweigend gesagt wird, daß unter jenen Klassen an Rohheit und Verthierung das Möglichste geleistet wird, was nur überhaupt zu denken ist. So sehen wir denn hier ein Bild von Barter-Street, einer der engen kleinen Gassen des ältesten Stadttheils von New-York, einer der Gassen am Wasser, wo die Menschen in Schmutz und Elend zu Hunderten in kleinen Häufen beisammenwohnen, die vom Keller bis zum Dache von kinderreichen schlecht genährten Familien ohne Möbeln und Betten, ohne alle Behaglichkeiten und ohne die dringendsten Lebensbedürfnisse angefüllt sind. Es ist ein schauerliches Sittengemälde, welche der Künstler uns in diesem Genrebild nach dem Leben vorführt, und es hätte nicht der symbolischen Andeutung bedurft, welche der Zeichner in dem über der Gasse schwebenden Würgengel der Cholera angebracht hat, um den Beschauer zu überzeugen, daß die physische wie die moralische Atmosphäre dieser Gassen eine der giftigsten und verderbenschwangersten ist. Was aus den halbnackten Kindern werden soll, die in dieser Luft und Umgebung aufwachsen, das zeigt der kleine Taschendieb links im Hintergrunde des Bildes, der dem City-Missionnär das Taschentuch entwendet, während dieser den Armen und Unwissenden und Irren den Trost jenes Lichtes spenden will, der auch in diese dunklen Höhlen des Elends Freude und Versöhnung zu bringen vermag. Wer diesen Stadttheil und überhaupt das Volksleben New-Yorks in seinen untersten Schichten kennen lernen will, den empfehlen wir einen Sittenroman von

Theod. Griesinger: „Die alte Brauerei," dessen lebensvolle Schilderungen einen tiefen Einblick in die Zustände der unteren Volksklassen der Imperial-City thun lassen.

Ein annamitisches Dorf.

Zu dem Bilde auf S. 293.

Das Reich An-nam in Hinterindien besteht aus den Ländern Kambodscha, Tonquin und Cochinchina und ist durch den Krieg der Franzosen und Engländer gegen die Cochinchinesen uns erst einigermaßen erschlossen und bekannt geworden. Es besteht aus einem größtentheils ganz flachen Landstrich, der von großen Strömen durchzogen und durch dieselben und die tropischen Regen gewaltigen Ueberschwemmungen ausgesetzt ist. Trotzdem ist das Klima jedoch gesund und schön, weil die Seewinde die Hitze mildern und keine Miasmen aufkommen lassen. Die Vegetation ist prachtvoll durch die Verbindung von Wärme und Feuchtigkeit, und die dichten Wälder der Niederungen erzeugen nicht nur eine Menge wohlriechender Hölzer, sondern auch eine Menge Nutzholzbäume, wie das zum Schiffsbau so wichtige Teakholz, den Eisenholzbaum, verschiedene Cedern, Bambus, Rotang, Ebenholz; ferner Areka- und Wallnüsse, Kokosnüsse, Kakao, echten Zimmet, Betel, Thee und die meisten Produkte des britischen Indien. Die Einwohner gehören der malayischen Race an und sind ein untersetzter schwächlicher Menschenschlag, aber friedlich und sanft, ohne die Wildheit der Malayen. Sie leben vorzugsweise von Feldbau und Fischfang, und wohnen in kleinen Dörfern beisammen, deren Häuser auf Pfählen stehen, um ihre Bewohner vor den Ueberschwemmungen zu sichern. Ihre Hauptnahrung besteht in Reis, Fischen und Thee. Ein großer Theil von ihnen lebt sogar ganz auf Kähnen in einer an das goldene Zeitalter erinnernden Ursprünglichkeit, denn die gewöhnlichen Lebensbedürfnisse sind leicht zu erschwingen, und kein Handel und Wandel spornt den Einzelnen zur Entfaltung regerer Thätigkeit. Die politische Eintheilung des Volks kennt nur die Mandarinen oder Beamten und Offiziere, welche ursprünglich aus dem Soldatenstande hervorgingen, und das eigentliche Volk; jeder hat Anspruch und Befugniß auf ein Amt bis zu den höchsten Ehrenstellen hinauf, und der Adel der Mandarinen, der sich in fünf Klassen gliedert, ist nicht ganz erblich, denn der Sohn eines Mandarinen erster Klasse steht durch seine Geburt nur in der zweiten, und dessen Kinder zählen nur zur dritten Klasse u. s. w., so daß jeder ohne eigenes Verdienst schnell wieder auf das Niveau der Menge herunterfinkt. Die Bevölkerung besteht außer den Eingeborenen noch aus Chinesen, Malayen und portugiesischen Christen, die jedoch nur an der Küste vorkommen. Die herrschende Religion ist eine Art Buddhaismus, welcher sich jedoch von dem in Ostindien üblichen wesentlich unterscheidet. Das heitere harmlose Bild auf S. 293 vermag jedoch für den Charakter dieses weichen, indolenten, friedlichen Volkes am besten selbst zu zeugen.

Das Schloß in Pau.

(Mit Holzschnitt S. 301.)

Das Schloß zu Pau, welches unser Bild auf S. 301 in seinem Wintergewande darstellt, wo es allerdings einen schwermüthigen düstern Eindruck macht, hat eine geschichtliche Bedeutung als die Geburtsstätte jenes Mannes, der als König Heinrich IV. der Stolz und Abgott seiner Franzosen war und in der That auch den Grund zu der Größe des heutigen Frankreichs legte, indem er die kleineren Dynastieen in Frankreich mediatisirte und das durch jene vielköpfige Herrenwirthschaft zerklüftete und zerrissene Reich unter Ein starkes Scepter brachte.

Die Stadt Pau hat eine prachtvolle Lage auf einer der Hügelterrassen, welche die Ausläufer der Pyrenäen bilden; doch ist sie in ihrem Innern weder schön noch belebt — eine kleine Provinzialstadt im vollsten Sinne des Worts, öde und traurig. Aber das Klima ist ziemlich mild, und dieß und die prachtvolle Aussicht auf das Hochgebirge der Pyrenäen, das sich gegen Südwesten wie eine lange Mauer hindehnt, locken im Herbst und Winter viele Fremde, namentlich Engländer, hieher. Die Stadt zieht sich mit ihren gewöhnlichen Häusern und ziemlich breiten Straßen lang und schmal von dem Saum der fruchtbaren Hochebene im Westen nach dem Thal des Gave hinunter, so daß viele Häuser dicht am Rande von dessen Schlucht stehen. Aber die Baumreihen der Plätze und einzelner Straßen und der klare blaue Himmel des sonnigen Südens, die fremdartigen bunten Trachten des Baskenvolkes der Nachbarschaft: die braunen Barette und rothen Schärpen der Männer, die grellfarbigen Röcke und rothen und weißen Kapuzen der Bäuerinnen, die bunt und abenteuerlich aufgeputzten Karrenpferde und zahlreichen Maulthiere, verkündigen dem Fremden, daß er der spanischen Grenze nahe ist.

Der Glanzpunkt von Pau ist die Plattform vor dem Schloßthurm mit ihrer zauberhaft schönen Aussicht auf das Gebirg wie in die weite Ebene gegen Osten und Nordosten hinein, und das Schloß selbst, an welchem verschiedene Herrscher und Zeiten gebaut haben. Ein Wehrthurm oder Donjon, der später vorzugsweise als Staatsgefängniß benützt wurde, leitt dem Schlosse etwas Burgartiges; den dreieckigen innern Schloßhof umgeben die einzelnen Theile des Schlosses in einer malerischen Unsymmetrie, die aus den verschiedenen Baustylen, Bauzeiten und Zwecken hervorgeht. Im Aeußern ist das Schloß ziemlich verkommen, aber in seinem Innern ist es beinahe ganz neu und modern hergestellt. Unter der Regierung Ludwig Philipps ließ man es restauriren und zwar vermeintlich im Style des 16. und 17. Jahrhunderts, aber dieses moderne Rococo in den alten Räumen macht eher einen störenden Eindruck. Am besten in seiner Ursprünglichkeit erhalten ist noch die alte Haupttreppe in reichem Renaissancestyle mit schönen Skulpturen, Vergoldungen und zahlreichen Medaillonsbildern der Fürsten und Fürstinnen des Landes Béarn, und den Wappen und Chiffern des Hauses d'Albret in zierlicher Umgebung von Blumen, Laubwerk und Arabesken; die alte Pracht der Salle des gardes ist durch moderne Zuthaten verunstaltet, und in den königlichen Gemächern herrscht jener moderne Luxus, der das Anheimelnde der historischen Erinnerungen an den galanten und tapferen Béarner eher abschwächt. Diese bestehen, außer verschiedenen Bildern aus der Geschichte Heinrichs IV., mehreren Portraits von ihm und seiner Mutter, von Gaston Phöbus ꝛc. vorzüglich in der Wiege des großen Béarners (einer großen Schildkrötenschale), sowie in mehreren Waffen und sonstigen Gegenständen, die dem großen Könige selbst zum Gebrauche dienten. Noch anziehender als das Schloß und sein manchfaltiger Inhalt ist aber für den Freund des Naturschönen der prachtvolle Park von Pau mit seinen uralten Bäumen, seiner herrlichen Aussicht, seinen lauschigen Schatten, seinen glühenden Blumenflor und seinen Myriaden von Singvögeln.

Eine russische Trauung.

(Mit Holzschnitt S. 309.)

Unser Bild bedarf eigentlich keiner Erklärung in Worten: Es ist ein dem wirklichen Leben abgelauschtes Genrebild, kennzeichnend für Land und Leute, Trachten und Bräuche des Bauernstandes in Rußland. Es stellt den Augenblick vor, wo nach der Einsegnung der Ehe durch den Popen dem Bräutigam die Brautkrone auf's

Digitized by Google

Haupt gedrückt wird, und die Neuvermählte den Frauenschleier kniend empfängt und das Bild der Panagia, der allerheiligsten Gottesmutter, küßt. Wir werden demnächst in einer Reihe längerer Aufsätze die Sitten und Bräuche des russischen Landvolkes bei den verschiedenen häuslichen und kirchlichen Festen ausführlicher beschreiben.

Die Insel St. Helena.

(Mit Holzschnitt auf S. 316 und 317.)

An die Insel St. Helena knüpft sich für uns Deutsche eigentlich nur jenes historische Interesse, welches sich auf dieselbe als Verbannungsort Napoleons I. bezieht. Sein Tod in der verbitternden Gefangenschaft auf St. Helena, die Demüthigungen und Leiden, welchen er durch seinen unbändigen Stolz und eine rücksichtslose, kalte, pedantische Behandlung von Seiten des britischen Gouverneurs, des Generalmajors Sir Hudson Lowe, ausgesetzt war, haben der einsamen festigen Insel einen gewissen geschichtlichen Nimbus geliehen, und so werden denn unseren verehrten Lesern einige Notizen als Erläuterung zu umstehenden Holzschnitten nicht unangenehm seyn.

Die Insel St. Helena liegt so ziemlich im Mittelpunkt des atlantischen Oceans etwa auf halbem Wege zwischen der Westküste Afrika's und der Ostküste von Südamerika. Der nächste Punkt festen Landes bei derselben ist die kleine Felseninsel Ascension, etwa 600 englische Seemeilen entfernt. St. Helena ward zuerst am 21. Mai 1502 von einem portugiesischen Seefahrer Joao de Niva entdeckt und verdankt seinen Namen der heiligen Helena, der Mutter Kaiser Konstantins, an deren Jahrestage die Entdeckung stattfand. Niva erkannte sogleich die Bedeutung der unbewohnten Insel als Zufucht und Erholungsort bei langen Seereisen, und empfahl seinen Landsleuten angelegentlich, sie zu behalten und zu kolonisiren, worauf die Portugiesen auf derselben zunächst Schweine, Ziegen, Schafe und Hornvieh aussetzten, damit ihre Schiffe sich hiedurch mit frischem Fleisch versehen konnten. Erst 15 Jahre nach der Entdeckung wurde eine Anzahl Sträflinge, denen man die Nasen, Ohren und rechten Hände abgehauen hatte, nach der Insel verbracht und ein Vorrath von Rebhühnern, Fasanen, Haushühnern und mancherlei wildem Geflügel hier ausgesetzt, durch dessen Vermehrung man für den Unterhalt jener genügend gesorgt zu haben glaubte; man rieth den gezwungenen Kolonisten, in Frieden und Ruhe zu leben und das Feld zu bebauen, und übergab ihnen zu diesem Behufe Obstbäume, Sämereien u. s. w. Die Noth lehrte jene Unglücklichen arbeiten, und die Hülfsquellen der Insel hatten sich binnen weniger Jahre so überraschend vermehrt, daß alle Schiffe, welche hier anlegten, einen Ueberfluß an frischem Fleisch, Gemüsen, Obst u. s. w. vorfanden, was bei dem damals auf allen Schiffen herrschenden bösartigen Skorbut von unberechenbarem Werthe war. Hiedurch wurde St. Helena gleichsam ein Spital für die Bemannung jener Schiffe, welche die lange Seereise nach Indien um das Kap der guten Hoffnung herum machten, und zugleich in Kriegszeiten ein Zufluchtsort für Kauffahrteischiffe, wo sie Schutz suchten und auf sicheres Geleite gegen feindliche Kreuzer und Kaperschiffe warten konnten. Die Portugiesen besaßen die Insel unbestritten über 80 Jahre lang, ehe im Juni 1588 Sir Thomas Cavendish, ein englischer Seemann, auf der Rückkehr von seiner Reise um die Welt, derselben ansichtig ward, sie mit Vieh aller Art bevölkert, mit schönen Gärten und ergiebigen Feldern und guten Brunnen reichlich versehen fand und sich zwölf Tage lang hier aufhielt.

Im Jahr 1600 ward die ostindische Kompagnie gegründet, und nun legten englische Schiffe ziemlich oft auf St. Helena an. Da etwa um diese Zeit die Portugiesen die Insel aufgaben und dafür andere Niederlassungen an der Westküste Afrika's gründeten, so bemächtigten sich die Holländer der Insel, verliehen sie aber schon 1651 wieder zu Gunsten ihrer Niederlassung auf dem Kap der guten Hoffnung. Nun deckte die ostindische Kompagnie die Hand auf St. Helena, als eine Art Zwischenstation für ihre Kauffahrteischiffe, errichtete später Befestigungen an den zugänglichen Punkte der Küste und nannte diese Fort James, dem damaligen Herzog von York, späteren König Jakob II. zu Ehren. Im Jahr 1672 bemächtigten sich die Holländer der Insel durch List, wurden aber im folgenden Jahre gewaltsam wieder vertrieben, und das britische Parlament verlieh die Insel nun förmlich der Ostindischen Kompagnie, welche sich die Besiedelung derselben ernstlich angelegen seyn ließ. Der ganze Flächenraum der Insel beträgt aber kaum 30,000 Acres, wovon mehr als die Hälfte aus unfruchtbarem Felsboden besteht, so daß an eine zahlreiche Kolonisation nicht zu denken war. Die eingewanderten Kolonen gedieben aber gleichwohl, und die Insel ist seither unverändert unter britischer Herrschaft geblieben. Von den heutigen 5000 Einwohnern sind aber die meisten Afrikaner, Lascaren und sogar Chinesen und kaum zum dritten Theil Europäer. Die Sklaverei, welche auf der Insel üblich war, wurde erst im Jahr 1818 theilweise und einige Jahre später ganz abgeschafft.

Das Klima von St. Helena ist trotz der rauhen Winde und Regen doch im Allgemeinen ziemlich gesund und die Sterblichkeit jedenfalls niedriger als in England. Das ackerbare Land liegt auf verschiedenen Erhebungen über die Meeresfläche, und daher kommt es, daß beinahe alle Gewächse hier gedeihen, vorausgesetzt daß man sie in der richtigen Meereshöhe anbaut. Nicht alle europäischen Obstarten tragen jedoch hier Früchte; so werfen z. B. Stachelbeeren und Johannisbeeren die Blätter im Herbste nicht ab, sondern bleiben immergrün und wachsen nur außerordentlich in die Länge geben aber niemals Früchte. Bienen gedeihen ebenfalls nicht auf der Insel und daher auch nicht jene Obstbäume, deren Fruchtbarkeit von der künstlichen Befruchtung durch Bienen abhängt. Dagegen gedeihen Trauben, Feigen, Orangen, Citronen ꝛc. in den Thälern vortrefflich, und man baut Gemüse aller Art in schönster Vollkommenheit und reichster Fülle. Kirschen kommen nicht fort, aber die Brombeeren haben sich bald nach ihrer Einführung über die ganze Insel verbreitet.

Nähert man sich St. Helena vom Meere aus, so bietet die Insel das Ansehen eines steilen zerklüfteten Felsens. Erst bei größerer Annäherung unterscheidet man die Hochebene in der Mitte der Insel, die meist mit Gras und Rasen bedeckt einen angenehmeren Anblick gewährt. Kommt man aber dem Strande ganz nahe, so verschwinden alle diese freundlichen Züge und das Auge ruht nur auf gewaltigen, beinahe senkrechten, kahlen Felsenwänden. Rechts von der Stadt Jamestown, welche unsre erste Ansicht auf S. 316 darstellt, führt die sogenannte „Leiter", eine in den steilen Felsenwänden ausgehauene lange Treppenflucht, zu den Anhöhen hinauf, wo die Kasernen der Militärstation liegen.

Kraft einer Uebereinkunft, welche am 15. August 1815 zwischen den vier alliirten Mächten Rußland, England, Oesterreich und Preußen abgeschlossen wurde, vertraute man die Person des abgesetzten Kaisers Napoleon I. der britischen Regierung an, um ihn auf der Insel St. Helena unter der Aufsicht von Kommissären, welche Frankreich, Rußland und Oesterreich ernennen sollte, gefangen zu halten. Napoleon ward also hieher gebracht und der Aufsicht des Generalmajors Sir Hudson Lowe übergeben, eines Offiziers von erprobter Tapferkeit und Pflichttreue, aber pedantischer Strenge, welcher diese ehrenvolle Mission allerdings schwer büßen mußte.

Digitized by Google

Napoleon betrat die Insel am 17. Oktober 1815 und starb am 5. Mai 1821, und diese Zeit von $5^1/_2$ Jahren, während deren der entthronte Kaiser mit Ungebuld und Verbitterung die Gefangenschaft ertrug, war für Sir Hudson Lowe ebenfalls eine Zeit unaufhörlicher Aengsten, Sorgen und Verdrießlichkeiten. Napoleon hatte gehofft, durch List oder Gewalt von der Insel entkommen zu können; der Gouverneur suchte dieß beides zu verhindern, und Napoleon suchte nun vor der Welt als ein gemarterter und verfolgter Gefangener dazustehen und seinen Aufseher als eine tyrannische boshafte schadenfrohe Persönlichkeit zu schildern. Allein abgesehen davon, daß Sir Hudson Lowe vielleicht in der wortgetreuen Befolgung seiner Verhaltungs-Maßregeln zu genau war, bestand der Hauptvorwurf, der ihm gemacht werden kann, nur in seiner Treue gegen die britische Regierung, und die Gehässigkeit, welche sich an den Namen dieses britischen Offiziers knüpft, ist größtentheils unverdient, denn wenn die Maßregeln, welche er auszuführen hatte, streng und hart waren, so ist die Schuld davon nicht ihm beizumessen. Wer die Schilderung der Gefangenschaft Napoleons von seinem Begleiter dem Grafen Montholon unbefangen liest, der kann bei allem Mitleid für den gefangenen und entthronten Kaiser sich doch des Eindrucks nicht erwehren, daß der Gouverneur es in vielen Beziehungen an Rücksicht für seinen Gefangenen und dessen Umgebung nicht fehlen ließ, und daß die Beschwerden Napoleons nicht den Gouverneur, sondern das englische Ministerium angiengen.

Allerdings war Longwood, das alte halbverfallene Maiereigut, welches Napoleon zum Aufenthalt angewiesen wurde, und das unser Bild auf S. 317 darstellt, ein armseliger Wohnsitz für den ehemaligen Bewohner der Tuilerien; aber es war kein andres passendes Haus auf der Insel aufzutreiben, und man wollte kein neues bauen, da es ungewiß war, wie lange der Aufenthalt Napoleons auf der Insel dauern sollte.

Wir lassen hier Longwood zur Zeit von Napoleons Aufenthalt durch seinen Freund und Gefährten den Grafen Montholon schildern, um unsre Unparteilichkeit darzuthun: „Longwood ist eine Hochebene, etwa 1800 Fuß über der Meeresfläche, zu zwei Dritteln dünn bestockt mit Gummibäumen, deren schattenlose Kronen beständig beinahe vom Wind zerrissen werden. Das Klima dieses Ortes ist immer entweder zu heiß oder zu feucht, so daß die zur Bewachung des Kaisers bestimmten englischen Soldaten durch die Schwankungen in der Atmosphäre häufigen Ruhranfällen ausgesetzt waren. Longwood war unbewohnt, als es zur Residenz des Kaisers auserschen war. Der alte, aus Stein erbaute Kuhstall, den ein früherer Gouverneur in fünf Zimmer hatte umbauen lassen eine Scheune, die in eine Küche, Waschküche und einen Hühnerhof verwandelt wurde, und ein schlechter Stall für 3—4 Pferde, bildeten das ganze Etablissement. Alle Mauern hatten kaum fußhohe Fundamente von poröser Lava, was zur Regenzeit die Feuchtigkeit unerträglich machte. Der Admiral ließ aus tannenen Bohlen an den Salon noch ein Zimmer von 24 Fuß Länge auf 17 Fuß Breite und 11 Fuß Höhe bauen, welches mit einem Kamin versehen zum Gebrauche des Kaisers dienen sollte — Für seine Begleiter ward später in der Nähe noch ein besonderes Gebäude zu Wohnungen eingerichtet.“ Dieß war freilich eine armselige Residenz für den entthronten Kaiser, zumal als er verbittert und leidend ward und nicht mehr ausgehen und ausfahren wollte, um den verhaßten rothen Uniformen nicht mehr zu begegnen. Allein die mehrfachen Versuche, den Kaiser von St. Helena zu entführen, welche von seinen Anhängern gemacht wurden und die Nothwendigkeit nahelegten, den Gefangenen nach einem anderen und noch sicheren Gewahrsam zu bringen, rechtfertigen die Sparsamkeit, welche die britische Regierung in Bezug auf die Wohnung des Gefangenen an den Tag legte. Sir Hudson Lowe hat in einem umfangreichen, mit zahlreichen Dokumenten belegten Buche über die Gefangenschaft Napoleons auf St. Helena dargethan, daß die Verpflegung des Kaisers keine kunferige war, denn die britische Regierung hatte zu dem Unterhalt des Gefangenen und seiner Begleiter 12,000 Pfd. Sterling jährlich ausgesetzt; der Weinverbrauch allein umfaßte monatlich 1250 Flaschen von den besten Sorten (also über 40 Flaschen per Tag) und über 400 Flaschen Bier. Täglich wurden an den Haushalt des Kaisers 30 Pfd. frisches Fleisch abgegeben, welche auf unverantwortliche Weise verdorben und verschleudert wurden. Wenn Napoleon sein Silberzeug zusammenschlagen und verkaufen ließ, wie er gethan, so geschah dieß mit der bewußten Absicht, dadurch in Europa Aufsehen zu erregen und ein Odium auf die Engländer zu werfen, denn Napoleon besaß zu jener Zeit noch baare 30,000 Pfd. Sterling, und hätte, da ihm sein ganzes Privatvermögen geblieben war, mit einem einzigen Federstrich auf andre Weise Geld machen können. Alle Schilderungen von Napoleons Gefangenschaft auf St. Helena von Anhängern des Kaisers sind mehr oder weniger vorbedächtlich gefälscht, so diejenigen von Las Cases, Montholon, Autommarchi, O'Meara und a. m. Allein gleichwohl ist das Schicksal des Mannes der nach einer solch erfolgreichen Laufbahn in der Verbannung endete und sich auf jenem öden Felseneiland aufrieb, ein hochtragischer, und kein denkender und fühlender Mensch vermag das Bild auf S. 317 aufmerksam zu betrachten, ohne tief ergriffen zu werden von der Aermlichkeit und Enge, Oede und Einsamkeit jenes Gehöftes von Longwood, wie es sich heutzutage darstellt, — eine ernste Mahnung an die Eitelkeit und Wandelbarkeit alles irdischen Glücks und aller menschlichen Größe.

St. Helena ist noch immer ein sehr nützlicher und wichtiger Punkt für die Engländer, weil daselbst ihre Schiffe gleichsam auf halbem Wege nach Indien anlegen und sowohl frische Lebensmittel als neue Kohlenvorräthe einnehmen können, und wenn auch Napoleons Leiche längst unter dem Dome der Invaliden ruht, so ist doch sein Andenken noch immer daselbst, was jenem einsamen Felseneilande im Ocean sein Interesse für uns verleiht.

Inhalt des achten Hefts:

	Seite
Kabale und Liebe. Novelle von Fr. Brunold	281
Ein Besuch in einem Baschkirendorf von Georg v. Behr. Mit Holzschnitt auf S. 296.	291
Die theure Zeche; eine Kriminal-Geschichte	295
Das Tschiffki bei Zweibrücken; von Hans Weininger	300
Wie ich einen Eichhirsch wilderte; von K. E. van Haauen	300
Australische Skizzen. Sociale Lebensbilder von den Antipoden; von Heinrich Püttmann in Melbourne. I. Eine Versteigerung von Ländereien	304
Die Pfarrgehilfen	308
Ein Brütteplatze der Cholera in New-York	317
Ein annamitisches Dorf	318
Das Schloß in Pau	318
Eine russische Traunng	318
Die Insel St. Helena	319

Illustrationen:

Barter-Steeck, einer der Brütteplätze der Cholera in New-York	285
Ein annamitisches Dorf	293
Baschkiren auf dem Umzuge	296
Das Schloß in Pau	301
Eine Versteigerung von Ländereien in Melbourne	305
Ansicht von Jamestown auf St. Helena	316
Ansicht von Longwood auf St. Helena	317

Verantwortlicher Redakteur: Otto Mylius. — Verlag der Expedition. — Druck von Müller und Gerstenberg in Stuttgart.

Digitized by Google

Illustrirtes Familienblatt. Herausgegeben von Otfrid Mylius.

1866. Stuttgart. Verlags-Expedition. Neuntes Heft.

Ein Geächteter.

Erzählung von Eduard Adolay.

Die Liebe, bei den Männern kaum ein Ereigniß, wird bei den Frauen zu einer unsterblichen That!
Frau von Breigné.

— Nachfolgende Erzählung darf in ihren Hauptheiten Anspruch auf historische Treue machen. Norvins in seiner trefflichen Biographie des Kaisers, erzählt uns, daß Napoleon auf seiner Flucht von Corsica nach Paris in Marseille kurze Zeit in der Familie eines ehemaligen Schulkameraden von Brienne verweilt und auf die beiden Schwestern desselben einen tiefen Eindruck gemacht habe. Beide Schwestern wurden bald darauf in Paris guillotinirt und die Kunde ihres Todes, die den damaligen Artilleriehauptmann trostlos gemacht hätte, gelangte erst zehn Jahre später zu den Ohren des Kaisers, welcher sie mit der Miene eines Mannes aufnahm, der andere Dinge zu thun hat, als dem Gedächtniß an zwei Mädchen nachzuhängen, die ihn vor Jahren amüsirten und kurze Zeit darauf das Leben auf dem Schaffot verloren. Man darf jedoch dem Kaiser diese Gleichgültigkeit nicht allzuhoch anrechnen. Der Ruhm macht egoistisch, und wenn der Königsadler der Sonne zufliegt, so müssen die lieblichen Lerchen zurückbleiben.

1.

An einem schönen Sommerabend 1793 wogte eine ziemlich zahlreiche Menschenmenge längst der Esplanade auf und nieder, die sich um das Castell zog, das den Eingang in den Hafen von Marseille vertheidigt. — Schon der bloße Anblick dieser Spaziergänger, welche die Frische des Abends und die Kühle des Meeres herausgelockt zu haben schien, bot ein charakteristisches Abbild des politischen Augenblicks. Jeder Standesunterschied schien aufgehoben, denn Fischer, Nationalgardisten, Rentner, Kindsmädchen, Beamte und Handwerker bewegten sich vollkommen zwanglos durch und neben einander, und jener Kastengeist, der sich doch sonst gerade bei solchen Gelegenheiten so grell zeigt, schien völlig vergessen zu seyn. — — Am 21. Januar dieses Jahres war auf dem Grèveplatz zu Paris das Haupt des sechszehnten Ludwigs gefallen; die blutdürstige Partei der Jakobiner hatte den Sieg davon getragen. Alle Ordnung der Dinge war seitdem umgekehrt worden. Ausgelassenheit und Freckheit hießen von nun an Freiheit; die Gemäßigten schalt man Feiglinge oder Aristokraten. Der Pöbel war nun das souveräne Volk. — —

Unter dieser lustwandelnden Menge, die aus den buntesten Elementen zusammengewürfelt zu seyn schien, zeichnete sich eine Gruppe aus, deren Kleidung und Haltung unverkennbar auf Leute einer höhern Classe schließen lassen mußten; wie denn auch, seit ihrer Anwesenheit auf der Esplanade, manch mißtrauischer Blick auf sie hinübergeflogen, manche bedeutsame Bemerkung über sie ausgetauscht worden war. Man witterte eben damals in Jedem, der ein sauberes Hemd und einen guten Rock trug, den Aristokraten.

„Kennst Du Jene dort?“ frug ein kleiner, schmutziger Mann mit einer Kokarde am Hut, einen Andern, und deutete mit seiner kurzen Thonpfeife auf jene Gruppe hinüber.

„Wer kann all die Leute kennen!“ antwortete in grämlichem Tone der Angeredete, eine lange, magere Figur; und warf einen prüfenden Blick auf die Fremden.

„Scheinen mir Aristokraten zu seyn;“ fuhr der Erstere fort; „geht der Alte nicht dahin wie so ein bretagner Marquis! es fehlt ihm nur noch der „heilige Geist“ (das Kreuz des heiligen Geistordens) im Knopfloch.“ —

„Der Junge scheint auch so ein Hofschlingel gewesen zu seyn;“ setzte der Magere das Examen fort: „man meint, er wolle Marseille kaufen,

Digitized by Google

und die zwei Backfische neben ihm riechen auch schon auf eine halbe Meile nach dem Adelsstifte von Saint Cyr."

„Man sollte sich erkundigen, wer sie sind und was sie wollen!" brummte der Kleine, eine Wolke von sich blasend.

„Ist nicht mein Geschäft!" warf der Magere kurz hin; „wenn es Aristokraten sind, beste schlimmer für sie! Sie werden es dann in der Ordnung finden müssen, wenn heute oder morgen der Scharfrichter von Marseille ihnen unter dem Kinn zu Aber läßt."

Während dieses menschenfreundlichen Zwiegesprächs unter einem Baume waren die also Besprochenen in dem Gewühle der Spaziergänger verschwunden. Der Kleine hatte in der That nicht so groß Unrecht gehabt, als er in dem alten Herrn, der, eine ebenfalls schon bejahrte Dame am Arm, der übrigen Gesellschaft voranschritt, einen Aristokraten, oder — was damals gleichbedeutend war — einen Adeligen vermuthet hatte. Die stolze Haltung, die feine Wäsche, die sorgfältige, wenn auch einfache Kleidung ließen fast mit Gewißheit darauf schließen. Die alte Dame an seiner Seite verrieth nicht minder jene Bildung, jene gesellschaftliche Routine, wie sie nur auf dem glatten Parquet des Salons erlangt werden können.

Einige Schritte hinter ihnen folgten ein junger Mann und zwei Damen, die, einer gewissen Aehnlichkeit nach zu schließen, Geschwister waren. Der Erstere, obschon in bürgerlicher Kleidung, ließ nichtsdestoweniger den Militär verrathen. Seine stramme Haltung, seine elegante aber doch martige Figur und sein ungemein ausdrucksvolles Gesicht mit einem eigenen Zug von Spott und Trotz um die geschlossenen Lippen, mußten unwillkürlich an jene jungen Offiziere der ehemaligen Gardes du Corps erinnern die, ebenso tapfer als frivol, ein getreues Abbild des Adels jener Zeit boten und deren Charakteristik so gut in dem Quatrain ausgedrückt ist:

Ma vie au Roi,	Mein Leben dem König,
Mon coeur aux Dames;	Mein Herz den Damen,
L'honneur pour moi,	Die Ehre für mich,
A Dieu mon âme.	Gott meine Seele.

Seine Begleiterinnen dagegen waren jewei reizende, entzückende Wesen. Die zu seiner rechten Seite ging und die Aeltere zu seyn schien, zählte kaum 20 Jahre; eine Fülle von rabenschwarzen Haaren fiel bis tief auf die bräunlichen, etwas mageren Wangen herab, war am Hinterhaupt in einen sogenannten Knoten à la Montespan geschürzt und schien dem leichten Strohhut den Platz streitig zu machen; unter vollen, kühn geschweiften Brauen leuchteten zwei nachtesdunkle Augensterne, die kein Maler wiedergeben und von denen man mit Recht sagen konnte: sie reden; Augen wie jene, von denen der Dichter sang: In den Augen liegt das Herz. Eine Freundin im Adelsstifte hatte einmal von diesen Augen gesagt: „sie können Rosen lächeln und Dolche blitzen." Ueber diesen Augen wölbte sich eine fast allzu massive Stirne, von leichten, kaum merklichen Falten durchpflügt, und lief in eine feine Nase aus von jener Form die wir noch heute an den antiken Bildsäulen bewundern. Den kleinen Mund mit den schmalen, blaßrothen Lippen hatte sie mit ihrem Bruder gemein. Die hohe, schlankaufgeschossene Figur dieses Mädchens entbehrte zwar jener Ueppigkeit, jener vollen Rundung, welche unsre sinnlichen Kunstkenner so sehr zu schätzen wissen; aber diese Mängel, wenn sie es sind, wurden reichlich ersetzt durch eine nervige Geschmeidigkeit und eine tadellose, mit dem streng classischen Ensemble übereinstimmende Formensymmetrie.

Ihre Schwester war das gerade Gegentheil. Nichts interessanter als diese sorglose, engelsreine Physiognomie, diese großen, blauen Augen die so neugierig, so schelmisch in die weite Welt hinausspähen schienen. Wenn die Augen der ältern Schwester „redeten", so waren die der jüngern katholische Augen, denn sie „glaubten" — sie glaubten noch arglos an den goldnen Maitraum der seligen Jugend! Nichts Dankbareres für den Maler als diese feinen, hellen Haare die in natürlichen Locken wie ein goldner Regen auf den milchweißen, vollen Nacken sich herabsenkten, diese runden, blühenden Wangen und diese schwellenden kirschrothen, wollüstig geschnittenen Lippen, die eine Batterie wunderhübscher Zähne an einander gereiht wie zwei Schnüre indischer Perlen durchschimmern ließen. Ihr Wuchs, fast um einen Kopf kleiner als der ihrer Schwester, ermangelte durchaus jener ätherischen, so zu sagen: transparenten Eleganz, die wir so häufig bei den Amerikanerinnen von Georgia und Alabama antreffen; interessirte dafür aber all jene verführerischen Reize in sich, die auf unsre Phantasie und unsre sinnliche Natur so lebhaft einwirken und die ein exklusives Eigenthum der meisten Blondinen zu seyn scheinen.

Während die Eltern schweigend voranschritten, den Blick öfters auf das Meer, die Promenade und die übrige Gesellschaft richtend, waren die jungen Leute desto lebhafter mit sich beschäftigt. Eben machte der Bruder eine leise Bemerkung gegen seine ältere Schwester, und die jüngere brach sofort in ein glockenhelles Lachen aus; doch die Andere warf unwillig den Kopf zurück, ihre schmale Hand zuckte unwillkürlich und unter den zusammengezogenen Brauen schoß ein dunkler Blitz dem Spötter entgegen, während ein leises Roth in die blasse Wange stieg. — „Etienne!" rief sie mit einer tonoren Stimme, die von einer innern Ungeduld zu zittern schien.

Die Andere lachte noch ausgelassener — und Etienne wollte sich eben entschuldigen, als er sich plötzlich gewaltsam bei Seite geschoben fühlte. Er wollte sich nach der Ursache umblicken, als ein gellender Angstschrei seine Aufmerksamkeit nach der entgegengesetzten Seite hinzog. Ein Mann hatte nämlich die jüngere Dame umfaßt und suchte sie zu küssen, während mehrere Andre lachend zuschauten, welche sich durch rothe Mützen mit riesigen Cokarden, durch zerrissene Blousen und qualmende Thonpfeifen auf den ersten Blick als Repräsentanten jener Species zu erkennen gaben, die unter dem Namen Sanscülotten damals nur allzubekannt und gefürchtet waren. —

Der Unverschämte hatte seinen Arm fester um die schöne Gestalt gepreßt; seine Rechte riß mit einem unsanften Ruck die kleinen Hände weg, die wie ein Schild vor das kurz vorher noch so lachende, jetzt aber leichenblasse Gesicht gehalten waren: jetzt beugt er sich weit vor, um es zu erreichen — da trifft ihn ein Schlag auf den Kopf, der einen Ochsen hätte betäuben können. Aber ein Provençale hat einen harten Schädel. Schwindelnd taumelte er zurück, und ließ seine Beute los, welche halbohnmächtig in die Arme Leonie's, ihrer ältern Schwester, schwankte. Vor dem Sanscülotten aber stand Etienne mit funkelnden Augen und dunkel gerötheten Wangen, in der Hand ein starkes Bambusrohr mit goldenem Knopfe.

Der Getroffene zog ein Messer und drang mit einem wilden Fluch auf seinen Gegner ein. Die beiden Schwestern stießen gleichzeitig einen Schrei aus. Die alte Dame streckte unwillkürlich die Arme aus, als wolle sie ihren Sohn beschützen. Da fuhr der Stock Etienne's blitzschnell durch die Luft, das Messer flog weit davon und der drohend gehobne Arm sank gelähmt nieder.

Die Spaziergänger auf der Esplanade, herbeigezogen durch das Wuthgebrüll des Sanscülotten, hatten mittlerweile einen dichten Kreis gebildet in dessen Mitte die Kämpfer, die übrigen Begleiter des Provençalen und der alte Herr mit den Damen sich befanden.

„Schlagt ihn nieder den Aristokraten, der es gewagt hat einen Patrioten zu schlagen!" tönte es aus dem Haufen.

„Aber, meine Herren! er hat meinen Sohn insultirt," erklärte die alte Dame und ihr entsetzter Blick durchmusterte die Masse, um mindestens Ein Gesicht zu finden das Hülfe verspräche. Allein sie traf nur blühende Augen, rohe, thierische Physiognomieen, geballte Fäuste und wuthverzerrte Mäuler, aus denen rohe Schimpfreden und gräßliche Flüche sich Bahn brachen.

„Schlägt man einen braven Patrioten wie ein Stück altes Eisen zusammen, wenn er zwei Lippen küssen will die ihm gefallen und die Nationaleigenthum sind!" rief ein wildaussehender Kerl mit einem struppigen Barte, und schwang einen Knittel.

„Aristokraten — wieich gesagt habe!" raunte der Kleine dem Langen zu.

Digitized by Google

„Wir abonniren uns auf einen Sperrsitz, wenn sie auf dem Marktplatz ihre Gastvorstellung geben mit dem Kopf zwischen den Beinen!“ erwiderte der Hagere mit teuflischem Grinsen.

„Zwei Louisd'or dem, der die Wache herbeiholt!“ schrie der alte Herr, und schaute sich ringsum.

„Sie fürchten sich vor den Royalisten!“ höhnte ein Fischweib mit sonnverbrannten, harten Zügen und zwei stechenden Augen. „Sie fürchten sich, die Schufte! Nicht wahr, Crampineau, Du bärmiger Hund,“ wandte sie sich an einen der Sansculotten: „wenn der Marquis eine Flasche Wein anbeut, da würdest Du ihn auf einen Schluck aufsaufen?“

„Hurrah, Crampineau, Hurrah die Weinflasche!“ gellte es ringsum. Die Begleiter des Provençalen hatten bisher unschlüssig dagestanden. Die hohe Gestalt Etienne's, seine Geschicklichkeit in der Handhabung des Stockes und seine Kaltblütigkeit hatten ihnen, wie dies bei dem Pöbel immer der Fall ist, imponirt. Keiner wollte bei'm Angriff der Erste sein. Der Hohn, der Spott der Umstehenden reizte sie. Leonie führte Florence, die jüngere Schwester, zu ihrer Mutter, und eilte zu ihrem Bruder. Ihr Gesicht war blaß, aber durch die strengen Züge leuchtete eine wilde Energie. Ihr Haar war aufgegangen und hing auf ihren Rücken hinab, ihr Busen hob und senkte sich unter dem Kleide krampfhaft, wie sie mit trotzig aufgeworfenen Lippen und gefreuzten Armen hoch dastund und ihr Auge ein dunkles, unheimliches Feuer sprühte. Die Freundin hätte gewiß gesagt: „es blitzt Dolche.“

„Was haben wir Euch gethan?“ frug sie mit dumpfer Stimme.

„Aha! die Prinzessin will eine Thronrede halten!“ spottete das Fischweib. Doch diesmal blieb Alles still. Die rohe Masse beugte sich unwillkürlich unter der Wucht dieser zermalmenden Blicke. „Vorwärts, Crampineau, steck ihr einen Schlußer ins Maul!“ ermunterte das Weib. Die Sansculotten schienen diesen Befehle folgen zu wollen; Florence lag bewußtlos in den Armen ihrer Mutter, die selbst mit einer Ohnmacht rang; der Vater warf angstvolle Blicke nach der Wache aus; nur Etienne und Leonie schienen ihre Kaltblütigkeit zu bewahren.

„Dem Ersten, der eine Hand gegen diese Dame aushebt, zerschmettere ich den Schädel; merkt Euch dies!“ preßte er drohend hervor, und legte sich wie ein Fechter aus.

„So ist's Recht, lieber Herr!“ ließ sich im selben Augenblick eine rauhe Stimme vernehmen: „Platz gemacht, ihr Schufte, oder, Gottes Lob! ich schlag' Euch die Köpfe ein!“ Und durch die zurückweichende Menge teilte sich ein breitschultriger Mann in der abgeschabten Uniform eines Grenadiers. „Weg da, alte Hexe!“ rief er und stieß dem Fischweib, das ihm im Wege stand, ziemlich unsanft in die Seiten.

„Crampineau, Luffac, Grimand, kehrt doch den betrumkenen Schlingel da Rason!“ leiste das wüthende Weib.

„Rason? da, du alter Fischtrog, da hast du Rason!“ und der Grenadier packte sie wie eine Feder und warf sie mitten zwischen das Gesindel hinein, daß dieses links und rechts taumelte, während der Pöbel diesen rohen Kraftstück Beifall brüllte.“ Wie wollt ihr miserable Lumpenkerle mit Euren rothen Nachthauben einen Mann verunglimpfen, der als Offizier uns Grenadiere bei Albenhoven zum Sturm führte und bei Neerwinden mir das Leben rettete, indem er einen holländischen Dragoner zusammenhieb, der mir just den Garaus machen wollte?“

Verwundert sah Etienne auf den Sprecher hinüber. Die athletische Gestalt, das Bullenbeißergesicht dünkten ihm bekannt. „Heißt Ihr nicht Pinçon?“ frug er seinen Bundesgenossen.

„Jerome Deodat Pinçon, von der ersten Grenadiercompagnie der glorreichen 86ten Halbbrigade,“ antwortete stolz der Soldat in militärischer Haltung.

„O, helfen Sie uns!“ rief die alte Dame mit gerungnen Händen.

„Das will ich freilich auch, Bürgerin!“ versicherte der ehrliche Kerl und spuckte in seine knochigen Fäuste.

„Ein Schiff läuft ein!“ rief plötzlich eine Stimme. Und richtig — eine Trabalel, wie sie im mittelländischen Meere so häufig sind, steuerte mit ihren lateinischen Spitzegeln dem Hafen zu. Von ihrer Besangaffel wehte die Flagge Sardiniens: das savoyische Kreuz im rothen Felde.

„Frisch! zapft dem Kriegskommissair und seinen saufigen Kameraden einen Liter Blut ab, dann sehen wir die Trabalole einlaufen!“ tönte es wild durcheinander.

Wirklich stürzten die Sansculotten mit hoch geschwungenen Messern auf die Beiden los; schon ist Crampineau nahe, da saust die Faust des Grenadiers wie ein Schmiedhammer durch die Luft und mit einem dumpfen Stöhnen stürzt der Bandit vor dessen Füße.

„Das war Numero Eins!“ rief der Soldat kaltblütig, indem er den betäubten Crampineau einen Tritt gab, daß er wie ein Sack einige Schritte fortkollerte.... In demselben Augenblick schlägt ein Hieb Etienne's einem Andern den Mund fast bis zum Ohre auf, so daß auch dieser vor Schmerz laut aufheulend zurückwankt. — „Numero Zwei!“ lachte der Soldat.

Trotz ihrer Tapferkeit wäre es den beiden Helden wahrscheinlich doch schlecht ergangen; denn Etienne's Rohrstock war bei dieser Gelegenheit in der Mitte abgebrochen, der wackere Pinçon hatte einen Stich in den Arm bekommen und für den gefallenen Crampineau trat das Fischweib ein und drang, das Banditen Messer in der Hand, den Uebrigen wie eine Furie voraus. Da schrieen die ferner Stehenden laut: „Die Wache! die Wache!“

„Hierher, meine Braven!“ winkt der alte Herr.

In raschem Tempo nahten ein halben Dutzend Soldaten mit einem Offiziere. Rasch stob die Menge auseinander.

„Wart, Aristokrat, auf Wiedersehen für ein ander Mal!“ so hatte Crampineau gedroht, als er mit seinen Cameraden davonhinkte.

„Es freut mich, Ihnen von Nutzen gewesen zu sein ohne es grade gewollt zu haben, denn ich bin eigentlich nur gekommen, um die Papiere der etwaigen Reisenden auf jener Trabalole zu visitiren. Die Menge der versammelten Menschen und der Tumult ließen mich auf eine Unordnung schließen und so bin ich denn hierher geeilt,“ erklärte der Offizier dem alten Herrn, der sich in den lebhaftesten Dankbezeugungen gegen seinen Erretter ergieng. —

„Wie kommst Du hieher, treue Seele?“ frug Etienne, sich den Schweiß abtrocknend, seinen Waffengenossen, welchem er die Hand reichte.

Schweigend deutete dieser auf sein rechtes Bein — es war steif.

„Wo habt Ihr das aufgelesen, mein Freund?“ frug herzutretend der alte Herr theilnehmend.

„Es ist ein Denkzettel an den 8. Mai!“ entgegnete philosophisch der Soldat. „Bei Fawars glaubte eine englische Musketenkugel keinen bessern Platz finden zu können als in meiner rechten Wade — da ist sie!“ Und seine Uniform aufknöpfend zeigte er eine Flintenkugel, die wie eine Nize an eine dünne Stahlkette befestigt war.

„Könnt Ihr keinen Dienst mehr thun?“ frug mitleidig die alte Dame.

„Damit ist's vorbei, Madame — wollt' sagen: Bürgerin;“ seufzte der Soldat, und knöpfte langsam seine Uniform wieder zu.

„Nehmt einstweilen das, mein Lieber;“ schloß Etienne's Vater, und drückte dem Soldaten einige Goldstücke in die Hand. „Trinkt ein Glas auf unsre Gesundheit und kommt morgen in unser Landhaus, das fünfte links auf der Straße nach Aix; da wollen wir Eure Zukunft näher mit einander besprechen.“

„Danke schön, Bürger! möge Ihnen Gott das lohnen was Sie für einen armen, invaliden Soldaten der Republik thun, der Nichts gethan hat als auf den Köpfen einiger Lumpenhunde den Menagewirbel getrommelt.“ Und der Grenadier pflanzte sich stramm auf und legte die Hand an seine alte Lagermütze.

„Also auf Wiedersehen, mein Freund!“ schloß der alte Herr und seine Damen nickten dem Soldaten freundlich zu; Etienne aber reichte ihm nochmals die Hand und flüsterte: „Pinçon, ich werde Dich nicht vergessen!“

Digitized by Google

„Schon gut, Lieutenant, schon gut!“ stammelte der Invalide und seine rauhe Bärenstimme zitterte: „schon gut und wenn Sie einmal eine Pfote brauchen, die für Sie die heißen Kastanien aus dem Feuer holen soll, so denken Sie nur an Pinçon von der 50ten.“

Den Bemühungen Leonie's war es gelungen, Florence wieder zu beleben, und langsam schritten sie die Esplanade hinunter um einen Fiaker aufzusuchen, während Pinçon die entgegengesetzte Richtung davonhumpelte, unaufhörlich die Worte für sich hinmurmelnd: „Das 5te Haus links auf der Straße nach Aix“ . . .

2.

Mittlerweile war die Trabakel eingelaufen und hatte vor dem Castell Anker geworfen. Während die Matrosen eine Planke an das Ufer schoben, rief der Offizier des Hafenpiquets hinüber: „Woher?“ — „La santa Maddalena von Cagliari, über Ajaccio mit Oliven nach Marseille!“ antwortete eine rauhe Stimme in schlechtem Französisch. Eben wollte die Familie an dem Landungsplatze des Fahrzeugs vorübergehen, als ein junger Mann auf die Planke heraustrat, von dem Schiffer begleitet, der ihm zum Abschied herzlich die Hand schüttelte. Dem jungen Manne folgte ein älterer, der ein ziemlich leichtes Felleisen trug. Verwundert betrachtete Etienne den Reisenden; sein Geist schien sich eine alte Erinnerung zurückrufen zu wollen. Er meinte dieses schmale Gesicht mit dem bronzirten Teint und den gedankentiefen Augen schon einmal gesehen zu haben. Gewiß! Der, den er meinte, mußte es sein; so konnte es ja nur Einen geben.

„Ihren Paß, Bürger!“ redete der Offizier den Reisenden höflich an. Der Fremde überreichte ihm ein Papier, welches der Offizier mit einer militärischen Verbeugung sogleich zurückgab mit den Worten: „Schon gut, Herr Camerad!“

Der Reisende hatte erst einige Schritte gethan, als der Sergeant des Piquets ihn wieder einholte.

Ungedulbig wandte sich Jener um.

Verzeihung, Bürger! wie ist Ihr Namen? der Lieutenant hat mir ihn zwar genannt, aber das klingt so verteufelt, daß ich ihn schon wieder vergessen habe und ich muß ihn doch auf meinen Rapport setzen;“ so plauderte mit südlicher Lebhaftigkeit der Soldat.

„Vergessen?“ frug der Fremde mit einem eigenthümlich scharfen Accente.

„Ja, Bürger!“ gestand der Unteroffizier.

„Nun, so behalten Sie ihn diesmal besser, denn ich bin nicht gesonnen hier auf dem Quai zu übernachten: — Napoleon Buonaparte, Capitän bei'm 4ten Fußartillerieregiment zu Nizza.“

„Ich danke Ihnen, mein Capitän;“ sprach der Sergeant und schrieb den fatalen Namen eifrig in seine Brieftasche, warf sich dann in eine militärische Position und legte die Hand an den Hut.

Mit einem leichten Lächeln auf den dünnen Lippen wandte sich der Capitän wiederum der Stadt zu, als Etienne auf ihn zutrat. Mit gerunzelter Stirne erwartete ihn der Fremde. — „Teufel! hat sich denn Alles gegen mich verschworen!“ murmelte er, die Zähne hörbar knirschend.

„Willkommen, Buonaparte!“ rief Etienne und er hielt ihm beide Hände entgegen. Buonaparte warf einen prüfenden Blick auf den Grüßenden; dann entrunzelte sich seine Stirne, sein finsterer Blick erhellte sich und er rief: „Ah, gleichfalls willkommen, Roquefort! ebenfalls!“

„Nun, zum Beelzebub, woher kommst denn Du auf dieser Arche Noah geschwommen?“ lachte Etienne.

„Von Ajaccio!“ antwortete der Andere und sein Gesicht nahm rasch wieder den finstern, mürrischen Ausdruck an.

„Du erlaubst wohl, daß ich Dich meiner Familie vorstelle?“ sprang plötzlich Etienne über und deutete auf seine Angehörigen, die in einiger Entfernung mit Befremden dieser Begegnung gefolgt waren.

„Mein Anzug dürfte kaum geeignet sein, mir dieses Vergnügen zu verdienen,“ versetzte Buonaparte ausweichend mit einem flüchtigen Seitenblick auf die jungen Damen und dann auf sich selbst. Sein Anzug war allerdings der schlichteste, den man sich denken kann, nämlich zuvörderst ein ziemlich abgetragener Militärmantel, der während der Seereise weniger gegen Kälte, als gegen Theer und Seewasser gedient haben mochte und den sein Besitzer, durch die Paßvisitation und das Dazwischentreten Etienne's in Anspruch genommen, wahrscheinlich abzulegen vergessen hatte.

„Pah! Du bist Soldat und ich war es ebenfalls lang genug, um zu wissen, daß solche Bagatellen bei einem reisenden Offizjere nicht zu beachten sind. Komm!“ rief Roquefort, schlang mit der dem Franzosen angeborenen Lebhaftigkeit seinen Arm durch denjenigen seines Bekannten und zog ihn fort, während der alte Mann mit dem Felleisen in angemessener Entfernung folgte und seinerseits ebenso verwundert drein sah.

„Capitän Buonaparte, ein alter Schulkamerad von Brienne! Mein Vater, der ehemalige General und ci-devant Marquis — jetzt Bürger Roquefort;“ sagte Etienne und ein humoristisches Lächeln über diese Metamorphose flog über sein hübsches Gesicht.

„Meine Mutter,“ fuhr er fort; „und hier meine beiden Schwestern, Leonie und Florence“ . . .

Nach den üblichen Verbeugungen frug der General: „Sind Sie vielleicht ein Verwandter des Herrn Carl Buonaparte?“

„Ich bin sein Sohn, Herr General.“

„Ich habe ihn Anno 79 in Versailles kennen gelernt, wo er als Deputirter des korsischen Adels erschienen war,“ erklärte der General; „er war mein Sekundant bei einem Duell mit dem Herrn von Saint-Pelagie.“

Buonaparte verneigte sich leicht.

„Da wird wohl auch Fräulein Elisa Buonaparte Ihre Schwester sein?“ frug Leonie etwas verlegen.

„So ist's, mein Fräulein!“ antwortete mit artiger Verbeugung der Artilleriecapitän: „in den demselben Jahre, als mein Vater nach Versailles ging, brachte er sie nach Saint-Cyr und mich nach Brienne.“

„Dann kenne ich Sie schon lange;“ scherzte Leonie mit einem freundlichen Blick auf den jungen Offizier.

„Dürft' ich wohl wissen, wie dies möglich ist?“ frug dieser merklich überrascht.

„Durch Elisa; sie war meine beste Freundin im Institut und muß Ihnen sehr zugethan seyn, denn in unsern freien Stunden hat sie mir tausend und aber tausend Anekdoten und Zugendstreiche von Ihnen erzählt.“

Der gelbe Teint des Corsen färbte sich dunkelroth.

„Arme Elisa!“ flüsterte er leise und über sein sonst so hartes Gesicht flog es wie ein weicher Schatten.

„Capitän, Sie werden wohl während Ihres Aufenthaltes in Marseille unser Gast seyn?“ lenkte der General ab.

„Ich kann unmöglich so unbescheiden seyn, diesen großmüthigen Antrag anzunehmen;“ versetzte der Capitän ausweichend und legte die Hand an den Hut; „denn ich gedenke unverzüglich nach Toulon zu gehen, wo gegenwärtig meine Familie sich aufhält, um von da meine Reise nach Paris weiter zu setzen.“

„Bah, daraus wird nichts! Du bist unser Gefangener auf mindestens Eine Woche;“ rief Etienne.

„Toulon und Paris laufen Ihnen nicht davon,“ scherzte der General; „es freut mich, den Sohn eines Mannes unter meinem Dache zu bewirthen, den ich damals in Versailles als einen ebenso fein gebildeten Gesellschafter wie vollendeten Edelmann habe kennen und schätzen gelernt.“

„Wie heißt denn Dein Bedienter dort?“ frug Etienne rasch.

„Battista,“ versetzte Buonaparte.

„He da, Battista!“ winkte Etienne: „leg' Dein Felleisen hier auf den Boden und stell Dich nach einem Fiaker um.“

„Sie beschämen mich wahrhaft, Herr General,“ wandte Buonaparte ein; „lassen Sie mich mindestens heute ein Gasthaus aufsuchen.“

„Keine Insubordination in Reih' und Glied!“ drohte Etienne gravitätisch mit ausgehobenem Finger.

„Sie hören es, Capitän;“ scherzte Leonie und ihr dunkles Auge ruhte

Digitized by Google

Ungarische Bäuerin. Ungarische Frau. Zigeunerin. Slowaken. Ungar. Serbe. Croaten von der Militärgrenze.

Volkstrachten auf einem ungarischen Jahrmarkte. (Nach Valerio.)

einen Augenblick auf ihm, wandte sich aber rasch ab, als ihn der glühende Blick des Offiziers begegnete. „Ich habe Ihnen auch ein wenig zu beschlen von Elisa's wegen," flüsterte sie und senkte erröthend den schönen Kopf.

„Ich muß die Waffen strecken," erklärte lächelnd der Angeredete; „hier bombardiren mich der Herr General und Etienne — jetzt rückt mir auch noch Aphrodite mit ihren Pfeilen auf den Leib: ich capitulire also auf Gnade und Ungnade."

Leicht erröthend wandte sich Leonie ab, während der General und die Uebrigen diese kriegerische Allegorie laut bellachten.

Der Fiaker war inzwischen angelangt; man stieg ein; Battista schwang sich auf den Bock und der Wagen rollte rasch dem Landhause des Generals entgegen. Durch das Gerassel der Räder und den Lärm der Stadt kam das eben noch so lebhafte Gespräch allgemach in's Stocken.

Buonaparte, obschon in ein tiefes Nachdenken verloren, bemerkte nichtsdestoweniger mehrfach, wie die Augen der beiden Schwestern verstohlen auf ihm haften, bei der Entdeckung aber rasch nach einer andern Richtung sich abwandten.

Die Vorstadt war erreicht. Eben fuhr der Wagen an einer Kneipe vorüber, als ein kleiner schmutziger Mann mit einer rothen Mütze heraustrat. Sein Auge begegnete mechanisch dem Wagen; plötzlich zuckte ein grimmiges Lächeln über seine häßlichen Züge: er hatte den General erkannt, der sich so eben aus dem Schlage vorbog, um dem Kutscher etwas zuzurufen. Auch dieser hatte den Mann mit der rothen Mütze gesehen, aber in der nächsten Sekunde schon wieder vergessen. Was kümmerte ihn der Mann? Es gab damals in Marseille so viele kleine, schmutzige Männer mit rothen Mützen und Thonpfeifen! Allein diesen da hätte der General ganz gewiß schärfer in's Auge gefaßt, wenn er die Zukunft hätte durchschauen können!!! Der Wagen rollte weiter, aber die rothe Mütze schwang sich behend hinten auf das Kutscherbrett. Man hielt vor einem netten Landhause. Die Gesellschaft stieg aus und verschwand im Innern der Villa.

„Bürger," redete der kleine Mann, der sich unbemerkt von dem Wagen gehoben hatte, den Kutscher an, der seine Pferde wandte und langsam in die Stadt zurückfuhr: „Bürger, wen hast Du da gefahren?"

„Was kümmert mich oder Dich sein Name?" brummte der Roßlenker zwischen den Zähnen: „Die Hauptsache ist, daß er mir die Fahrt gut bezahlt hat!" Und mit einem mißtrauischen Seitenblick auf den Fragenden hieb er auf seine Pferde und fuhr davon.

„Nur Geduld! nur Geduld!" murmelte der Kleine hartnäckig: „Wir erfahren doch noch seinen Namen: er hat generös bezahlt — ein Beweis mehr, daß er ein Aristokrat seyn muß, denn ein Patriot hat eben kaum Geld, um sich Brod zu kaufen."

„Wer bewohnt dieses Landhaus, Bürgerin?" frug er eine vorübergehende Frau.

„Der Bürger Roquefort."

„War er nicht einmal ein Marquis oder so Etwas?"

„Er wird's noch seyn, denn so ein Edelmann vergißt nicht so leicht seine Geburt," meinte die treuherzige Alte.

„Wir wollen sehen, wir wollen sehen!" knurrte der Kleine in sich hinein — und nochmals das Haus musternd, brummte er, wie Pinçon auf der Esplanade, „das fünfte Haus links." Dann schritt er, seltsam lächelnd, der Stadt zu und die Frau sah ihm noch eine Zeitlang sinnend nach.

„Der führt nichts Gutes im Schild! aber was kümmert's mich? in dieser schweren Zeit hat Jedes mehr als genug für sich selbst zu sorgen," flüsterte sie, aus ihrem starren Brüten sich gewaltsam aufraffend. Eine Viertelstunde später saß der Kleine wiederum in der Schenke mit einem langen, magern Manne in ein eifriges, aber leises Gespräch vertieft und deutete mit seiner kurzen Tonpfeife bisters gegen die Straße von Aix hin.

3.

Das Abendessen war vorüber. Napoleon hatte den Damen gegenüber eine wohrhaft ritterliche Galanterie entfaltet. Er schien seine Huldigungen unparteiisch zwischen Beiden zu theilen; aber ein schärfer beobachtendes Auge hätte doch entdecken können, daß sich der junge Corse mehr zu dem vulkanischen Temperamente Leonie's als zu dem kindlich naiven Wesen Florence's hingezogen fühlte.

Der General hob die Tafel ziemlich frühe auf. Nach dem Vorfall auf der Esplanade sehnten sich Alle nach der Ruhe, und auch Buonaparte, von der Seereise ermüdet, schien es zufrieden zu seyn.

Etienne geleitete den Gast in sein Zimmer. Für Battista war nebenan eine Kammer hergerichtet worden. „Morgen besprechen wir das Weitere; schlaf' wohl, Buonaparte und — à propos, laß Dir nichts Böses träumen!" lachte Etienne.

„Ich versichere Dich, mein lieber Roquefort, daß ich fest entschlossen bin, heute Nacht nur Gutes und Schönes zu träumen," sagte der Corse und erwiderte den herzlichen Händedruck Etienne's mit einem bedeutsamen Lächeln. — — Kaum hatte sich die Thüre hinter Etienne geschlossen, als Buonaparte's Miene, die den Abend über so heiter gewesen war, einen finstern und schroffen Ausdruck annahm. Die Arme über die Brust kreuzend, schritt er mit raschen unregelmäßigen Schritten durch das Zimmer, welches mit der Kammer seines Bedienten durch eine Thüre in Verbindung stand. — „Battista!" rief er nach einer Weile; „Battista, komm, laß uns noch ein wenig mit einander plaudern," fuhr er fort; „Mein Körper ist wohl angegriffen von dem Schaukeln der „Santa Madalena', wie der alte Rumpelkasten des braven Andrea Caprini sich nennt, aber mein Geist kann nicht ruhen."

„Wer könnte auch auf die Erlebnisse der letzten Tage hin ruhig schlafen?" antwortete Battista in dem rauhen korsischen Patois, während sein ausdrucksvolles Auge träumerisch in die Nacht hinausſah.

„Hole Deine Pfeife," bemerkte Buonaparte; „ich bin zwar, wie Du weißt, ein geschworener Feind des Tabaks und des Rauchens, aber bei Dir will ich eine Ausnahme machen, da Du ohne diesen Genuß nun einmal nicht existiren kannst."

Ein Freudenschimmer flog über die harten Züge des Alten. „Weiß die heilige Madonna, Capitano, daß mir heute der Tag ohne diese Pfeife schon lange geworden ist!" betheuerte er. Bald kam er zurück mit einer kurzen Pfeife, deren Kopf, aus rother Siegelerde gebrannt, in ein schlankes Rohr auslief.

„Aber öffne ein Fenster, bevor Du Dein Rauchopfer bringst, und dann setze Dich dort in den Sessel!" sagte Buonaparte.

Der Alte gehorchte schweigsam und bald stiegen blaue Wolken aus der Pfeife, wogten in langen Ringeln über das Licht der Lampe hin und kräuselten sich, im Luftzug phantastisch auf und niederspielend, langsam zum Fenster hinaus. Underwußt folgte Buonaparte's Auge diesen Nebelschatten, wie sie sich bildeten, wie sie dahin glitten und endlich in die warme Sommernacht hinaus schwammen.

„Ohne den Besuch in diesem Hause wären wir morgen nach Toulon gekommen," fing er plötzlich an, und gab seinen Gedanken eine andere und gewaltsame Richtung.

„Wie lange bleiben wir hier?" frug Battista.

„Einen Tag, zwei, drei Tage, vielleicht eine Woche — Wer weiß!" schnitt Buonaparte ungeduldig ab.

„Zwei hübsche Damen, Kapitän!" warf der Alte scheinbar nachlässig hin, während sein pfiffiges Auge nach seinem Herrn hinüberschielte.

„Bah, Dummheiten! nichts als Dummheiten!" schalt dieser mürrisch. „Wir müssen jetzt an andere Dinge denken, als an Damen."

„Das Herz ist wie die Trakatole Andrea Caprini's," gegenredete Battista: „im Zwischenbeck sind die Oliven eingestaut, im Kielraum aber die süßen Mandeln."

„Was soll das heißen, Herr Prophet?" frug der Andere spöttisch.

„Das soll heißen, daß das Herz eines jungen Offiziers, besonders eines korsischen, niemals so sehr mit andern Dingen beschäftigt seyn kann, daß es nicht Zeit übrig hätte, um ein junges Mädchen reizend zu finden," versetzte Battista, und blies kaltblütig eine langgezogene Tabakswolke von sich.

Digitized by Google

Buonaparte ließ jenes eigenthümliche, scharfe Lachen hören, das später welthistorisch werden sollte. „Bleiben wir einstweilen bei den Oliven, mein lieber Battista! lassen wir Andere die süßen Mandeln aufknacken."

„Und was nennt Ihr die Oliven?" meinte neugierig der Alte.

„Die Hauptolive heißt: Werden wir in Paris finden, was wir suchen?"

„In Paris haben schon Viele ihr Glück gefunden," versicherte Battista zuversichtlich; „Carlotto Vecchio, ein Nachbar von mir, war vor 10 Jahren als ein blutarmer Teufel nach Paris gegangen. Jetzt besitzt er in der Vorstadt Saint-Marceau eine Gargotte, worin die Viehhändler einkehren, und ist auf dem Wege, ein steinreicher Mann zu werden."

„Carlotto Vecchio ist eben ein Glückskind," meinte Buonaparte trocken und dehnte sich bequemer auf dem Sopha. „Aber die Vielen, die es nicht gefunden haben, sie" und abermals zitterte das scharfe Lachen durch das Zimmer.

„Nun, die müssen sich eben nach etwas Anderem umsehen," rief Battista gleichmüthig aus.

„O ja! das Umsehen ist das Wenigste, so lange noch klingende Münze existirt und die ist eben bei uns der Haken."

Trostlos blickte der Alte bei dieser düstern finanziellen Perspektive auf den Boden.

„Noch 400 Francs, dann ist's geschehen!" versicherte Napoleon.

„Dann pumpt man den alten General an," rieth Battista; „als ehemaliger Offizier kann und wird er es Euch unmöglich abschlagen." Ein energisches Kopfschütteln war die ganze Antwort. „Aber, Ihr seid doch Kapitän im Dienst der französischen Republik!" sprang der hartnäckige Alte über.

„Kapitän ohne Gage, goldene Epauletten und nichts im Magen," spottete Napoleon mit einem bitteren Lächeln.

„Maladetto, dieser Paoli!" stieß der Alte grimmig heraus und er griff mechanisch nach der breiten Machetta.

„Schweig, Unglücklicher!" rief Buonaparte dumpf und sprang auf.

Entsetzt fuhr Battista zurück; das Gesicht, welches ihn verzerrt anstierte, war kein menschliches mehr, es war eine Teufelsfratze.

„Nenn' ihn niemals wieder!" stieß der Andere mühsam heraus: „nenne ihn nie mehr, den Mann, der mich wie einen räudigen Hund aus der Insel vertrieb, der mir und meiner Familie nach dem Leben trachtete, der uns an den Bettelstab brachte, so daß der Nachkomme der Buonapartes, deren Namen in dem goldenen Buch von Bologna glänzt, zufrieden seyn muß, das nackte Leben gerettet zu haben."

„Und einen treuen Diener!" betonte Battista nachdrücklich.

„Und einen treuen Freund, wißt Du sagen," verbesserte Napoleon und reichte seine schmale Hand dem Alten, der sie in seine knochige Faust schloß, während eine heiße Thräne darauf niederfiel. „Na, flenne nur nicht, Alter!" polterte Napoleon; aber seine scharfe Stimme zitterte leicht, seine marmorstarren Züge wurden weicher und er sank auf das Sopha zurück, in dessen Kissen er seine Stirne begrub.

„Wenn Monsignore Lucian das noch hätte erleben müssen!" seufzte Battista schwermüthig.

„Ihm ist wohl! laß ihn ruhen," murmelte der Andere und begann wieder im Zimmer auf und ab zu gehen.

„Ich werde ewig an seinen letzten Augenblick gedenken," fuhr Battista fort und seine rauhe Stimme dämpfte sich zu einem Flüstern: „wißt Ihr noch, Kapitän, was er zu Euch sagte, drei Minuten bevor er starb?"

Buonaparte schwieg, aber er blieb mitten im Zimmer stehen und sein Auge haftete träumend auf dem Alten.

„Er sprach: ‚Um Napoleon ist mir nicht bange, er wird seinen Weg finden. Joseph ist der Aelteste, aber Napoleon ist der Erste der Familie!'" (Historisch.)

Langsam trat Buonaparte an's Fenster .....

„‚Luft, Kinder, Luft!' hauchte er dann," fuhr Battista in seiner Erinnerung weiter: „Giovanni und ich setzten ihn aufrecht; Madame Lätitia, Eure Mutter, riß das Fenster auf. Noch ein schwaches Lächeln des Dankes, ein Zucken seiner armen, mageren Hand, als wolle sie uns noch einmal segnen — dann war's vorbei." Und Battista fuhr über seine nassen Augen.

Es war still im Zimmer geworden. — — —

Buonaparte lehnte am Fenster und starrte unbeweglich in die dämmernde Nacht hinaus, deren feierliche Stille nur durch das dumpfe Brausen des Meeres und das linde Wehen des Westwindes unterbrochen ward. Von Marseille aus drang zeitweise das ferne Rollen eines Wagens oder das heisere Johlen heimkehrender Sansculotten herüber; weiter drunten flimmerte das bleiche Licht des Leuchtthurms wie ein wachendes Sternenauge in die See hinaus und in den Flieder- und Taxushecken des Gartens regte sich manchmal ein träumender Vogel, um einige schwache Töne zu zirpen und dann wieder fortzuschlafen.

Battista war leise von dem Sessel auf die Kniee herabgeglitten; durch seine Finger rollten die Kugeln eines Rosenkranzes und sein Gesicht war gegen Corsica gewendet. Er betete für seine Todten. Dann stand er auf.

Buonaparte fuhr erschreckt zusammen: sein Geist war weit, weit fort gewesen. „Bring' mir meine Brieftasche," sprach er sich sammelnd. Battista brachte eine rothe, dicke Brieftasche. „Geh schlafen!" und der Kapitän winkte leicht mit der Hand.

„Und Ihr?" frug Battista besorgt: „Bedenkt, Ihr habt schon zwei Nächte, so zu sagen, kein Auge zugethan."

„Geh nur, geh nur!" und der Andere winkte abermals. Kopfschüttelnd verschwand der Alte. Buonaparte aber rückte einen Sessel vor den Tisch, öffnete das Portefeuille und war bald in das Lesen verschiedener Papiere tief versunken.

Benützen wir diese Gelegenheit, um einen Blick zurückzuwerfen, der uns den Verlauf unserer Erzählung deutlicher machen soll.

4.

Im Jahre 1757 hatte sich Pascal Paoli gegen die Genuesen erhoben, die seit dem zwölften Jahrhundert Corsica unter ihre Botmäßigkeit gebracht hatten. Genua rief die Franzosen zu Hülfe und Paoli sah sich genöthigt, die Flucht zu ergreifen. Es ging hier, wie es meistens zu ergehen pflegt, wenn der Schwache die Hülfe des Stärkern anruft: die Franzosen vertrieben schließlich die Genuesen und behielten Corsica für sich. Im Jahre 1790 kam Paoli von London, wo er sich mittlerweile aufgehalten hatte, nach Paris, ward von Lafayette feierlichst der Constituante vorgestellt und erhielt ein Jahr darauf das Patent eines französischen Generallieutenants und Gouverneurs von Corsica, das damals die 26ste Militärdivision bildete. Zu dieser Zeit besuchte Napoleon Buonaparte während eines Urlaubs seine heimathliche Insel und fand hier zwei Parteien, von denen die eine es mit Frankreich hielt, während die andere die frühere Unabhängigkeit wiederum hergestellt wissen wollte. Ajaccio, seine Geburtsstadt, war der Herd dieser letztern Fraktion. Buonaparte, Artilleriehauptmann seit 1792, hatte während seines Aufenthaltes das einstweilige Commando über eind der französischen Bataillons erhalten, welche die Besatzung der Insel bildeten, und so kam es, daß er sich genöthigt sah, gegen die Nationalgarde Ajaccio's feindlich aufzutreten. Von den Peraldis, alten Feinden seiner Familie, angeklagt, diese traurige Fehde hervorgerufen zu haben, ward er nach Paris beordert, um Rechenschaft darüber abzulegen, was ihm denn auch vollständig gelang. Im September desselben Jahres kehrte er nach Corsica zurück. Paoli empfing ihn mit offenen Armen. Er sagte damals: Buonaparte ist von antikem Gepräge; er ist ein plutarchischer Charakter. — Nichtsdestoweniger entdeckte dieser bald, daß Paoli das Haupt jener Partei war, die sich immer der Einverleibung Corsica's in den französischen Staatsverband widersetzt und mit der er sich damals in Ajaccio geschlagen hatte.

Im Anfang des Jahres 1793 sieht sich Paoli entlarvt. Der Militär-

Digitized by Google

convent spricht die Acht über ihn aus und setzt einen Preis auf seinen Kopf, Paoli seinerseits pflanzt nun die offene Fahne der Empörung auf, sammelt seine Anhänger um sich und läßt sich zum Generalissimus machen. Salicetti und Lacombe Saint-Michel rücken ihm entgegen; Napoleon schließt sich ihnen an. Sie werden geschlagen. Buonaparte findet kaum noch Zeit, die Seinigen der blutdürstigen Rache des siegreichen Paoli zu entreißen und nach Frankreich zu schicken. Zu Grund gerichtet durch die Plünderung und Einäscherung seines Eigenthums, durch ein Dekret auf ewig aus seiner Heimath verbannt, steigt er in Marseille an das Land wie ein Proskribirter des alten Rom.

* * *

Ein beklommenes Schnarchen tönte von dem Tische her. Die Lampe war tief herabgebrannt; ihr matter Schimmer zuckte in tiefen Schlagschatten auf Buonaparte, dessen Haupt im Schlafe schwer auf die Tischplatte gesunken war. Vor ihm lagen die Papiere, die er durchlesen hatte. Eins davon hielt er noch in der Hand; mit ihm war er eingeschlafen. Dieses Papier trug das Siegel der Schulinspektion von Brienne und lautete wörtlich:

„Herr Napoleon Buonaparte, geboren den 15. August 1769 zu Ajaccio auf der Insel Corsika, 4 Fuß, 10 Zoll und 10 Linien groß, kräftig gebaut, von ausgezeichneter Gesundheit; besitzt einen fügsamen, ernsthaften Charakter, hat sich stets eines durchaus anständigen Betragens befleißigt und in der Mathematik rühmlichst ausgezeichnet, was sich von der Geographie und dem Latein minder behaupten läßt. Er hat die vierte Klasse absolvirt und wird hiemit für fähig erklärt, auf die Kriegsschule von Paris überzugehen.

NB. Er wird einmal ein ausgezeichneter Seemann werden.

M. de Keralio, Inspektor von Brienne. 1783."

Eben erlosch die Lampe .....

Buonaparte schien unruhig zu träumen und seinen Vorsatz, den er Etienne mitgetheilt hatte, ganz vergessen zu haben. Nur Einmal hatte man sein scharfes, spöttisches Lachen wieder vernehmen können. Auch aus der angrenzenden Kammer drang Battista's schwerer Athemzug. Wer hätte wohl in dieser Nacht geahnt, daß dieses Haupt, das hier auf einem harten Tische träumte, einst noch auf den Eiderdunen der Tuilerieen schlummern sollte? —

* * *

Gerade wollte Buonaparte die Treppe hinunter steigen, als Etienne ihm entgegen stürmte.

„Ich wollte Dich eben zum Frühstück abholen; es ist zwar noch frühe, aber wir sind auf dem Lande."

Im Salon fanden sie die übrige Familie bereits versammelt. Napoleon erschien heute sehr zu seinem Vortheil verändert. Er hatte aus dem Felleisen seine Paradeuniform hervorgeholt und Battista hatte seine liebe Noth mit ihm gehabt, bis die Toilette beendigt war.

„Du lachst?" rief der Capitän, als er vor dem Spiegel seine Cravatte umband und somit Battista beobachten konnte.

„An was hast Du eben gedacht?"

„An die süßen Wandeln von gestern!" und der Schelm nahm die Bürste und strich eifrig über den Rücken seines Herrn.

„Wie haben Sie geschlafen, lieber Capitän?" frug der General.

„Vortrefflich, Herr General!" — Er sprach unwahr; wir wissen es besser. Man ließ sich nieder und der Gast kam zwischen die Schwestern zu sitzen.

„Herr Capitän, Sie müssen uns einmal die Geschichte erzählen, wie Sie in Brienne eines Winters die große Schneeschlacht arrangirt haben;" lachte ihm Leonie zu.

„Wie, Sie wissen es, Fräulein?" rief Napoleon bestremdet und eine Art von Verlegenheit stieg in sein Gesicht.

„Abermals durch Elisa, die kleine Staatsverrätherin."

„Eine Schneeschlacht!" rief Florence, die schönen Augen weit öffnend.

„Jawohl, Jungfer Naseweiß! eine veritable Schneeschlacht, bei der auch Dein unwürdiger Herr Bruder die Ehre hatte mitzuwirken," erklärte Etienne salbungsvoll.

„O, wie abscheulich von Dir, daß Du uns niemals davon erzählt hast!" schmollte Florence ernstlich.

„Wissen Sie was, Fräulein Florence! zur Sühne dieses todwürdigen Verbrechens mag er es jetzt thun;" entschied lächelnd der Gast.

„Ja, der Capitän hat Recht!" jubelte sie hell auf.

„Obwohl Er es erzählen sollte" — ergänzte Leonie ganz leise.

Das scharfe Ohr Buonaparte's vernahm es ... „Fräulein Leonie, Sie setzen wahrlich zu viel Vertrauen in mein höchst bescheidenes Erzählertalent," sprach er eben so leise. Leonie aber verborg ihr purpurglühendes Antlitz in ihrem seinen Linontuche. —

„Also denn," begann Etienne mit wichtiger Miene und lehnte sich bequem in seinen Fauteuil zurück. „Da alle Geschichten mit: es war einmal — anfangen, so beginnt auch die meine mit dieser sosibaren und geistreichen Floskel: Es war einmal im Winter 82. Im Hof der Schule lag damals eine unermeßliche Menge Schnee. Weiß der Teufel, wie Buonaparte auf den Gedanken kam, — enfin! eines schönen Tages sagter also: Jungens, wie wär's, wenn wir einmal Krieg anfingen? Von! Alle legen Hand an, Buonaparte ist der Ingenieur und ehe man die Hand umdreht, steht die ganze Wichte fix und fertig da: Schanzen, Bastionen, Redouten und Gott weiß was noch! alles von Schnee. Jetzt verwandelt sich der bisherige Ingenieur in den General en chef und die Geschichte geht los."

„O, wie hübsch!" klatschte Florence in die kleinen Hände.

„Ruhig im Glied!" commandirte Etienne und warf der artigen Meuterin einen strafenden Blick zu.

„Also, wie gesagt: die Geschichte ging von Statten," fuhr Etienne fort; „alle unsre Professoren sahen dem neuen Schauspiel zu und unter ihnen befand sich auch ein Quartiermeister, ein rothhaariger Unhold, auf den Buonaparte und alle Andere schon längst einen Zahn hatten. Der improvisirte Generalissimus glaubte hier eine prächtige Gelegenheit gefunden zu haben, dem Kerl Eins auszuwischen. Während wir also gegenseitig über einander herfielen wie wahre Menschenfresser und uns mit Schneeballen nach Herzenslust bombardirten, schlich Napoleon zu mir und noch 10 oder 12 Anderen, die er zu Kirallerals umgewandelt hatte. „Ihr seid gute Schützen," raunte er uns zu: „nehmt einmal dort den Quartiermeister in's Gebet!" — Wir ließen uns so Etwas nicht zweimal sagen: piff! paff! Binnen drei Minuten sah der ganze Kerl wie verzuckert aus. Es gab natürlich eine Untersuchung; Buonaparte ward durch einen nichtsnutzigen Pikarden, der ihn belauscht hatte, verrathen und dazu verurtheilt: in einem wollenen Kittel auf den Knieen sein Mittagsessen einzunehmen. Aber was geschieht? Kaum kniet er, so bekommt er derartige Krämpfe, daß der Inspektor es für gut findet, ihm das Weitere dieser Demüthigung zu erlassen. Der Pikarde aber, der den Verräther spielt, und der Quartiermeister, der diese unerhörte Strafe ersonnen hatte, konnten sich nicht mehr länger halten und mußten auswandern." — (Der ganze Vorfall ist streng geschichtlich.) Gegen das Ende der Erzählung hin war Buonoparte leichenblaß geworden. Ein krampfhaftes Zucken um seine schmalen Lippen, aus denen alles Blut gewichen war, verrieth nur zu gut die Gefühle, die diese Erinnerung in ihm hervorrief.

„Das war niederträchtig gehandelt von dem Pikarden wie von dem Quartiermeister!" zürnte Leonie und während ihr Auge in jenem verzehrenden Feuer glühte, das schon gestern auf der Esplanade seine Wirkung gezeigt hatte und während ihre Nasenflügel sich dehnten wie bei einer jungen Löwin, umschlosz ihre nervige Hand unbewußt fester das Messer, mit dem sie während Etienne's Erzählung mechanisch gespielt hatte.

Auch der General tadelte die entehrende Strafe, welche eine blinde Rachsucht Buonaparte'n zugedacht hatte.

„O, wie abscheulich, einen Jugendstreich so hart zu bestrafen!" klagte Florence und in ihrem blauen Augezitterte eine warme, krystallhelle Thräne.

Digitized by Google

Der Artilleriecapitän bemerkte sie. „Fräulein Florence," flüsterte er; „diese Eine Thräne wird von heute an meine bittere Erinnerung an diesen schmachvollen Augenblick verfärben!" Und seine Hand legte sich unbewußt auf seine Brust, während sein flammendes Auge fest auf der Dame ruhte, als wolle es sich ihre Züge für immer ins Gedächtniß prägen.

Ein Bebienter des Generals trat ein und meldete: „Draußen ist ein Soldat, der durchaus Einlaß verlangt."

„Aha, Pinçon!" rief es einstimmig.

„Laß ihn nur vor!" befahl Etienne.

Bald trat Pinçon ein, blieb auf der Schwelle stehen, richtete sich stramm auf und salutirte. Er trug noch immer seine jahrscheinige Grenadier-Uniform; aber die spiegelblanken Knöpfe und die tadellos gewichsten Stiefeln bewiesen zur Genüge, daß auch Er (wie Buonaparte) nach seinen Mitteln und Kräften getrebt hatte, sich möglichst schmuck herauszuputzen.

„Nur herbei, nur herbei!" winkte ihm Etienne entgegen.

„Du wirst erlauben, Buonaparte, daß ich diesem Braven ein Glas Wein anbiete," wandte er sich an diesen und erzählte in kurzen Worten den gestrigen Vorfall, dessen bisher nur flüchtig erwähnt worden war.

„Meine Damen, ich glaube meine Sympathie nicht besser bethätigen zu können, als wenn ich diesem tapfern Grenadier meine Hand reiche," sagte Buonaparte und hielt ihm seine Hand hin, die dieser, als er einen Artilleriecapitän vor sich sah, stolz, aber doch ein wenig verlegen annahm.

„Nun, mein Bursche, verstehst Du Dich vielleicht etwas auf die Gärtnerei?" examinirte inzwischen der alte Herr.

„Notabene, 's braucht nicht Viel zu sein!" ermuthigte Etienne.

„Mein Großvater war Gärtner bei dem ehemaligen Chevalier von Montcontour; ich war sein Gehülfe."

Ein bittres Lächeln glitt bei dem Worte „ehemalig" über die sonst so milden Züge der Generalin; auch ihr Gemahl zog die Stirne in leichte Falten. „Gut!" entschied er; „Du bist von heute an unser Gärtner." — Er schellte. „Laß diesem Mann ein tüchtiges Frühstück reichen," gebot er dem eintretenden Diener; „dann weise ihm sein Logis an." Nochmals salutirend folgte der Ergrenadier seinem Führer.

„Ich kann nur mit Schrecken an die möglichen Folgen dieses Unfalls zurückdenken," bemerkte Buonaparte, indem er abwechselnd bald auf Leonie, bald auf Florence hinäbersah.

„Das ist der Segen der Freiheit, Herr Capitän!" lächelte die alte Dame ein wenig ironisch.

„Madame, der freigelassene Tiger ist immer furchtbarer, als der freigeborene!" antwortete der Gast und heftete einen bedeutsamen Blick auf die Sprechende.

So waren drei Tage nur allzu rasch entschwunden. Der General und seine Gemahlin hielten ihren Besuch für einen ebenso geistreichen, guterzogenen Edelmann, als ihre Töchter in ihm einen artigen und vollendeten Cavalier erblickten.

„Eure Familie wird in Toulon Langeweile haben, Capitän," meinte eines Abends der alte Battista.

„Bah! sie werden mich noch frühe genug sehen," bemerkte ausweichend sein Herr.

Battista aber lächelte still in sich hinein. „Ich hab's ja gesagt: die süßen Mandeln, die süßen Mandeln!" —

„Apropos, Buonaparte," sprach am vierten Tage Etienne bei'm Frühstück: „wie wäre es, wenn wir heute Nachmittag einen Spazierritt in den Wald machten?"

„Wir Beide?" gab dieser zurück.

„Nicht doch!" lachte Etienne: „meine Schwestern sind auch dabei."

„Sie setzen wohl Zweifel in unsere Reiterkunst?" meinte Leonie mit einem allerliebsten Schmollen.

„Bei solch liebenswürdigen Damen wie Sie, wird der leiseste Zweifel zu einem todwürdigen Verbrechen!" schmeichelte mit einer artigen Verbeugung der junge Offizier und getroffen von dieser galanten Phrase, glättete sich Leonie's leicht gerunzelte Stirne und ihr Auge leuchtete in seinem alten Glanze.

„Du wirst Respekt — ich sage: Mordsrespekt vor ihren Leistungen in der ehlen Reitkunst bekommen, Alterchen," bestätigte Etienne mit schalkhaftem Lächeln. —

Die Pferde standen vor der Thüre. Als die feine Gesellschaft aus dem Hause trat, fand sie Florence bereits schon reisig.

„O, ihr Faulenzer!" zürnte sie ungeduldig und ließ ihren Zelter eine zierliche Courbette machen.

Buonaparte trat mit gezogenem Hut an Leonie heran. „Da Fräulein Florence, wie ich sehe, meine Hülfe bei'm Aufsteigen verschmäht hat, so werden Sie mindestens nicht so grausam sein."

„Ich werde mich hüten, das Herz eines so beforgten Ritters durch solche Grausamkeit, wie Sie es nennen, brechen zu wollen."

Buonaparte hob mit einer wirklich bemerkenswerthen Anmuth Leonie in den Sattel. Seine Hand zitterte leicht, als er ihren kleinen Fuß in den Steigbügel setzte. Leonie fühlte dieses Zittern und durch eine rasche Handbewegung ließ sie ihr Reitkleid niedrfallen, während sie sich zugleich tief auf die Mähne ihres Pferdes herabbeugte.

„Vorwärts, vorwärts!" drängte Etienne, und warf seinen stolzen Rappen kurz herum.

Mit der Leichtigkeit und Eleganz eines vollendeten Reiters schwang sich Buonaparte in den Sattel. Während Etienne und Florence voraustritten, brachte der Andere sein Thier an Leonie's Seite. Nach einer Weile lenkte Etienne von der Landstraße ab. Ein grasbewachsener Feldweg führte zu dem Wald. Die Pferde in Trab setzend, hatte man ihn bald erreicht.

Buonaparte konnte nicht umhin, die Sicherheit zu bewundern, mit welcher Leonie die Bewegungen ihrer feurigen Isabelle leitete. Er machte ihr ein Compliment darüber.

„Ich sehe, daß Sie, trotz Ihrer Versicherung des Gegentheils, doch von meiner Ungeschicklichkeit als Reiterin überzeugt waren; das ist sehr ungalant!" sprach Leonie und drohte ihm mit dem Finger.

„Sie thun mir in diesem Falle wirklich großes Unrecht;" versicherte ihr Begleiter mit lebhaftem Ausdruck.

„Wirklich! nun so bitte ich den gestrengen Herrn Capitän unterthänigst um Verzeihung!" und sie reichte ihm die Hand hinüber. Sich weit vorbeugend ergriff Buonaparte diese kleine zarte Hand und führte sie an seine Lippen. Eine Sekunde ließ Leonie es geschehen, dann zog sie dieselbe rasch zurück und sprornte ihr Pferd an, um ihre Geschwister einzuholen. Auch ihr Begleiter setzte sein Thier in schnellere Bewegung.

„Hör' einmal, mein Lieber!" empfing Etienne seinen Gast: „ich berathe Dir hiemit unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit, daß Dir Florence ernstlich böse ist.

„Und wodurch habe ich mir Ihre Ungnade zugezogen?" wandte dieser ein und sah bald zu Etienne, bald zu ihr hinüber.

„O, glauben Sie ihm nicht!" bethenerte Florence eifrig.

„Doch, doch, Buonaparte; glaube wenigstens die sma l Deinem alten Schulkameraden," versicherte Etienne, einen feierlichen Ton annehmend.

„Und was soll ich Dir glauben?"

„Daß sich Florence — und beiläufig gesagt: nicht ganz mit Unrecht — über Zurücksetzung und zwar unverdiente, grausame Zurücksetzung Leonie gegenüber beklagt."

„O Etienne!" rief Florence purpurroth und Scham und Unwillen trieben ihr eine große Thräne in das Auge.

Im nächsten Moment hielt Buonaparte an ihrer Seite. „Darf ich auch diese Thräne, wie ihre Schwester von vorgestern, zu meinem Vortheil deuten?" flüsterte er und berührte achtungsvoll seinen Hut.

„Gewiß darfst Du es, gewiß!" platzte Etienne unter schallendem Gelächter heraus.

„Etienne!" rief jetzt Leonie, und warf dem Bruder einen erstaunten

Digitized by Google

und dabei ernsten Blick zu. Ihr feiner Takt sagte ihr, daß Etienne, in Gegenwart eines Fremden, den Spaß zu weit zu treiben anfing. Ein vielsagender Blick Buonaparte's traf sie; auch Er schien für ihr rechtzeitiges Dazwischentreten danken zu wollen. Dieser kleine Zwischenfall schien eine gewisse Verstimmung erzeugt zu haben, denn der Zug bewegte sich ziemlich einsilbig durch den Wald.

Buonaparte tritt jetzt neben Florence. Seinem Bemühen gelang es nach und nach, ihren Unmuth über Etienne's ausgelassenes Benehmen zu verscheuchen. Dieser selbst folgte schweigend wie ein zerknirschter Bösewicht der zum Galgen geführt wird. — — —

„Capitän!" rief plötzlich Leonie: „jetzt sollen Sie mir einmal eine Probe Ihrer Geschicklichkeit im Reiten geben."

Alle ergriffen begierig diese Gelegenheit um die frühere Heiterkeit wieder hervorzurufen; Etienne natürlich am Meisten: er wollte damit seine Schuld sühnen. „Ich habe einen Vorschlag zu machen!" er hielt dabei sein Pferd an.

„Und der wäre?" gab Buonaparte zurück.

„Ein Kirchthurmrennen mit Hindernissen," sagte Etienne.

Buonaparte zuckte schweigend die Achsel.

„Aha, Capitän!" spöttelte Leonie: „Sie lieben wahrscheinlich die steeple chase nicht; man rietirt dabei den Hals!"

Eine dunkle Gluth schoß in das gelbliche Gesicht des Corsen. Sein Sporn ritzte die Flanken seines Thieres, daß es hoch aufbäumte. „Zeigen Sie mir gefälligst den Weg, mein Fräulein!" bemerkte er dann kalt, fast gleichgültig.

„Ich nehme Sie bei'm Wort, tapferer Capitän!"

„Wohlan!" rief Etienne; „als Ziel nehmen wir die alte Silberpappel an, die etwa hundert Schritt vor dem Wald steht. Strenge Bedingung ist dabei, daß bei unserm Wettritt der gebahnte Weg durchaus vermieden wird. Der Sieger, d. h. der Erstangekommene erhält, wenn er ein Herr ist, einen Lorbeerkranz, wenn die zuerst nach ihm ankommende Dame eigenhändig flechten muß; wenn es dagegen eine Dame ist . . . .

„Bestehe der Preis in einem Sträußchen Vergißmeinnicht," fiel Buonaparte lächelnd ein.

„Von dem zunächst ankommenden Herrn gepflückt," ergänzte Etienne.

„Angenommen!" riefen die Schwestern im Chore.

Die Pferde wurden gewendet; die Cavalcade stellte sich in einer Linie auf, des Zeichens zum Aufbruch gewärtig.

„Eins! Zwei! — — — Drei!" zählte Etienne und wie Geisterschatten glitten Roß und Reiter über die Wiese dem Dickicht zu. Bald waren sie sich gegenseitig dem Blicke entzogen. Man vernahm nur noch das Zusammenknicken einzelner Zweige und von Zeit zu Zeit Etienne's gellenden Ruf. Der Wald auf seiner rechten Seite bestand aus hohen Bäumen, auf der linken nur aus Buschwerk. Die Aufgabe war also: über dasselbe wegzusetzen, oder im schlimmsten Falle, es zu umreiten. Diese Gräben, zum Schutz gegen etwaige Waldbrände gezogen, vermehrten noch die Schwierigkeiten des Terrains.

Eben hatte Buonaparte glücklich über einen dieser Gräben gesetzt, als er unweit Leonie's schlanke Gestalt aus dem Gebüsch auftauchen sah. Vor ihm lag ein wahrer Verhau von Stechginster, Dornstauden und Gesträuch. Allein der Capitän war schon damals jener Reiter, der, 12 Jahre später als Kaiser, mit dem Roß wie ein Centaur zusammengewachsen schien. Ein Spornstreich; durch das edle Thier flammt ein krampfiges Zucken, ein Bogensprung und weiter geht die wilde Jagd.

„Aha! Sie schienen Wort halten zu wollen!" rief Leonie ihm entgegen und sie feuerte ihren Zelter mit lautem Zuruf an.

Etienne's Ruf ertönte weit, weit hinten. Von Florence war gar Nichts zu sehen oder zu hören.

„Für Ihn wird der Lorbeer schwerlich gewachsen seyn!" lachte Buonaparte, mit der Reitpeitsche nach Etienne zurückdeutend.

„Desto sicherer für mich das Vergißmeinnicht!" rief Leonie. „Hurrah, Fatme!"

Und Fatme, wie eifersüchtig auf Buonaparte's Nähe, schüttelte wild die weiche Mähne und raste dahin wie ein abgeschossener Pfeil.

„Jetzt die Probe, tapferer Capitän!" scherzte Leonie, mit der Reitgerte nach vorwärts deutend.

Es war allerdings eine Probe . . . . . Ein breiter, ziemlich tiefer Graben, an seiner jenseitigen Böschung eine dichte Stachelhecke.

„Fräulein Leonie!" warnte besorgt Buonaparte, der ihr unterdessen auf höchstens vier Pferdelängen nahe gekommen war.

„Vorwärts, Fatme, meine silberhaarige Schwester!" ermunterte die tollkühne Reiterin. Und wie eine Bombe flog die Vollblutstute durch die Luft. Schon ist ihr Vorderleib über der Hecke weg: da verwickeln sich ihre Hinterbeine in den Ranken — sie schlägt über und wie eine Feder flieg Leonie aus dem Sattel. Eine tödliche Blässe überströmte Buonaparte's Züge. War sie verwundet, oder gar —? Er wagte es nicht, den Gedanken zu vollenden. Er hielt sein Pferd an; doch nur einen Augenblick. Im nächsten drückte er den Hut tief in die Stirne, stieß die Sporen tief in die fliegenden Weichen seines Rosses.

„Vorwärts! vorwärts!" keuchte er; und das edle Thier — als wisse es, um was es sich handelt — krümmt sich zusammen und schnellt hinüber elastisch wie ein Kautschukball. Rasch die Zügel um einen Ast schlingend, springt er aus dem Sattel.

Leonie lag auf dem Rücken, leichenblaß, mit geschlossenen Augen. Aus dem Hinterkopfe rieselten einige Blutstropfen. Angstvoll sah sich Buonaparte um. Alles war grabesstill. Rasch niederkniend hob er sie in seine Arme. Ihr Haupt fiel schwer an seine Brust.

„Leonie!" flüsterte er verzweiflungsvoll, und beugte sich auf die marmorstarren, lieblichen Züge tief nieder.

Plötzlich flog es licht über sein bekümmertes Angesicht. Er erinnerte sich, ein Fläschen bei ihr gesehen zu haben das sie, nach damaliger Sitte, an einer goldenen Kette befestigt in ihrem Busen trug. Schon streckt er die Hand darnach aus. Die Zeit drängt. Es kann hier keine falsche Rücksicht sich geltend machen. Da zieht er seine Hand wieder langsam zurück. Darf er ihre Ohnmacht mißbrauchen? Er wirft einen fragenden Blick auf diese reinen, strengen Züge. Dann öffnet er den Flacon und befreicht mit der duftenden Essenz ihre Schläfe.

„Sie lebt! sie lebt!" murmelt er und schlägt unbewußt sein Auge dankbar zum Himmel empor. Eine leichte Röthe färbte die blutlosen Wangen, er spürte ihren matten Athemzug an seinem glühenden Gesichte.

„Napoleon!" lispelt sie wie im Traume und sie schlingt ihre Arme um ihn. Er preßt sie schöne Gestalt fester an sich; rasch beugt er sich nieder und drückt einen langen Kuß auf ihre bleichen Lippen. —

Wir glauben an ein Blitzeinschlagen bei der Liebe. So müssen wir auch an eine magische Hellseherei, an eine unerklärte und vielleicht unerklärbare Sympathie der Liebe glauben, die ja noch auf dem Todbette unter tausend fremden Stimmen die Eine herausfindet und mit ihrem letzten Lächeln das brechende Auge auf die Thüre richtet, durch welche dieser Eine hereintreten soll um mit seinem Kusse den letzten Athemzug wegzutrinken, um mit seiner Hand das aufgebrannte Auge zu schließen. —

Das junge Lamm erkennt unter hundert Schafen seine Mutter und blökt ihr freudig entgegen. Und das liebende Frauenherz, doch so unendlich feinfühlender als jenes Lamm, das nur seinem Instinkt folgt, sollte kalt bleiben, sollte nicht die beseligende Nähe des Hohenpriesters ahnen, der auf dem jungfräulichen Altare die erste Opferflamme entzündet hat?! Die Blume sollte nicht ihren keuschen Kelch erschließen, wenn der Mond seine schwermüthigen Lichter als stille Grüße herabweint und mit schlankem Finger um Einlaß pocht?

Die Glocke sollte nicht dröhnend jauchzen, wenn der belebende Hammer ihr todtes Metall streift?

Die Harfe sollte nicht jubelnd erklingen, wenn der buhlende Westwind ihre lustigen Saiten durchzittert?! — —

* * *

Digitized by Google

„Buonaparte!“ rief fragend aus der Ferne Etienne.

„Hierher, hierher!“ winkte der Andere.

Zwei Minuten später hielt Jener am Graben, stieg ab und führte weiter oben sein Thier behutsam herüber.

„Um Gottes Willen, ist sie todt?“ rief er mit bebender Stimme.

„Wo ist Fräulein Florence?“ gegenfrug Buonaparte, ohne Etienne's Ausruf zu beantworten.

„Das wissen die Götter — Florence! Florence!“

Es antwortete weit, weit in der Ferne.

„Daher! daher!“ donnerte Etienne verzweifelnd.

Eine Ewigkeit schien es werden zu wollen, ehe die Gerufene erschien.

„Muth, Fräulein Florence, Muth! Wir dürfen nicht den Kopf verlieren,“ ermunterte Buonaparte.

„Was machen?“ rief Etienne, trostlos um sich blickend.

„Reite zurück, hole einen Wagen und sende zugleich nach einem Arzte, daß wir keine Zeit verlieren.“

„Du hast Recht; sehr Dir's Gott! ich wäre nicht auf den Gedanken gekommen, ich bin ganz confus!“ versetzte Etienne, schwang sich aufs Pferd und galoppirte davon.

Während Florence, selbst halb ohnmächtig, ihre Schwester in den Armen hielt, trat der Andere zu dem gestürzten Pferde. Seine Beine waren noch in die dünnen aber desto zäheren Ranken verwickelt. Ein Blick zeigte dem kundigen Auge des Capitäns, daß es sonst unbeschädigt war. Die Schlingen lösend die es gefangen hielten, griff er nach dem Zügel und mit einem leisen Freudenwiehern sprang es auf. —

„Diesmal kommt das Fräulein mit dem bloßen Schreck davon;“ erklärte der alte Hausarzt, nachdem er die Wunde an Leonie's Kopf besichtigt hatte. „Diesmal ist es gnädig abgelaufen; danken Sie Gott dafür!“ Und im Stillen dankte Buonaparte Gott dafür.

* * *

Den andern Tag war Leonie schon wieder auf den Beinen.

„Aber welche Verwegenheit, welches frevle Spielen mit dem Leben!“ tadelte hintenher Etienne; „ich bin doch auch, fürwahr grade kein Hasenfuß, aber für solch einen salto mortalo ist mir denn doch mein Hals zu lieb!“ —

Was Leonie selbst betrifft, so hatte sie nach ihrer Genesung dem Capitän schweigend die Hand gereicht, wobei sie tief erröthet war. Ob sie von jenem Kuß etwas gefühlt hatte oder nicht — Wer kann's wissen?!

Es gibt Gelegenheiten, wo die Tiefe des Meeres, der Unergründlichkeit eines Frauenherzens gegenüber, zu einem flachen Nichts wird.

7.

Als Buonaparte am folgenden Abend in sein Zimmer trat, fand er auf seinem Tische einen Lorbeerkranz.

„Battista!“ rief er dem Alten zu, der aus seiner Kammer trat.

„Packe unser Felleisen! Wir reisen morgen ab.“

„Schon morgen, Capitano?“ rief Jener höchlichst erstaunt.

„Morgen,“ nickte sein Herr bestimmt.

In ein tiefes Sinnen verloren schritt Napoleon düster auf und ab. Plötzlich blieb er mitten in seiner Wanderung vor dem Tische stehen und nahm den Kranz in die Hand.

„Arme Leonie!“ murmelte er. „Es muß so seyn! sprach er nach einer Weile, und wog den Lorbeer wie zaudernd in der Hand. „Liebe?“ lachte er scharf: „ich habe keine Zeit dazu!“ Und während seine kaum noch so weichen Züge rasch einen harten, fast feindseligen Ausdruck annahmen, ließen seine halbgeöffneten Finger den Kranz gleichgültig, ja beinahe geringschätzig auf den Tisch zurückgleiten. „Und doch . . . und doch . . . .“ warf er langsam dahin, und nahm seinen hastigen, fieberhaften Gang wieder auf. „Das ist also die letzte Nacht unter diesem Dache! Sehe ich sie jemals wieder und wie? und wann? und wo?“

Er trat an's Fenster. Es war dieselbe Sommernacht wie bei seiner Ankunft. Wiederum rasselten die Wagen, fangen die Sansculotten und leuchtete die Lampe blaßroth in die See hinaus. Aber in den Fliederhecken des Gartens schlug diesmal eine Nachtigall und ihr schmelzendes Lied klang wie ein thränenreiches Lebewohl auf ein Nimmerwiedersehen. Am Himmel aber flimmerte trüb in unermeßlichen Nebelfernen ein vereinzelter Stern. Buonaparte sah lange zu ihm hinauf. Plötzlich schoß eine Schnuppe durch den Luftraum und in blendender, kalter Klarheit leuchtete ihm der einsame Stern entgegen. „Ist das mein Stern?“ flüsterte er unwillkürlich heiterer.

Er war ein Corse und die Corsen sind abergläubisch.

* * *

„Wie, Freund, Du willst scherzen?“ rief Etienne, als sein Freund den andern Morgen seine Absicht mittheilte, um abzureisen. — „Das ist ja rein unmöglich! Wir haben ja auf heute Nachmittag bereits eine Wasserpartie arrangirt, bei der Du meine Schwestern als Najaden bewundern sollst, wie damals als Amazonen!“

„Es muß seyn!“ antwortete der Andere mit trüber, aber fester Betonung; „meine Familie in Toulon erwartet mich.“

Leonie war todesbleich geworden. Florence blieb unbeachtet. Niemand hatte bemerkt, wie über ihr kindliches Angesicht der Ausdruck eines tiefen, endlosen Wehs sich gelagert und wie ihre kleine Hand schnell eine verrätherische Thräne zerdrückt hatte. Auch die Mutter drückte ihr aufrichtiges Bedauern über die unerwartete Abreise des liebgewordenen Gastes aus.

„Nun, ich will Sie nicht halten, bester Capitän!“ erklärte der General; „Sie müssen wohl am besten wissen, was Ihnen frommt; aber das Eine bedinge ich mir aus, daß Sie, wenn Sie jemals nach Marseille zurückkommen, unter allen Umständen unser lieber Gast sind.“

„Es wäre unhöflich, eine ebenso wohlgemeinte als unverdiente Freundschaft zurückweisen zu wollen,“ versicherte Buonaparte und eine ungekünstelte Rührung lag in seiner Stimme.

„Ich begleite Dich wenigstens bis nach Marseille,“ erklärte Etienne.

„Mit Freuden angenommen!“ dankte der Andere.

Der Wagen des Generals hielt vor der Thüre. Etienne und Buonaparte, von der ganzen Familie begleitet, stiegen ein; Battista schwang sich, wie damals, vorn auf den Bock. Noch ein Händedruck, ein wechselseitiger Blick in's Auge, dann trat der General zurück, der Kutscher schwang die Peitsche und die feurigen Schimmel zogen an.

Als Buonaparte, von Etienne unbeobachtet, nochmals zurücksah, stand die kleine Gruppe noch vor dem Portale; die hohe Gestalt des Generals rechts; die Mutter links; die beiden Schwestern fest an dieselbe geschmiegt.

Wenn das Kind etwas verloren hat, so pflegt es sich immer an die Mutter zu schmiegen, als glaube es, an dem Herzen, unter dem es gelegen, sein verlorenes Paradies wiederfinden zu können. —

„Addio, Pinçon!“ hatte auch Battista gegrüßt.

Der Ergrenadier und der alte Corse waren inzwischen gute Freunde geworden. Sie hatten in ihren Mußestunden ihr Pfeifchen mit einander geschmaucht: Pinçon hatte zum hundertsten Male von Alberthoren, Heerwinden und Famars; Battista zum tausendsten Male von den Scharmützeln gegen die Genuesen erzählt, die er unter Carlo Buonaparte mitgemacht hatte, der damals die Piuva von Talavo belehligte und bei seinen Streifzügen fast immer von Latitia Ramolini, der Mutter seines jetzigen Herrn, begleitet worden war, wie sie denn auch, von einer solchen Expedition zurückkehrend, plötzlich von den Muttermehen befallen worden war, so daß sie kaum noch Zeit hatte vom Pferd zu steigen, um auf einem Zimmerlepich den zukünftigen Kaiser der Franzosen zu gebären. —

So hatte dieser kriegerische Ideenaustausch um unsere beiden Helden ein brüderliches Band geschlungen.

* * *

Kaum war der Wagen um die nächste Wegbiegung verschwunden, als Leonie die Treppe zu Buonaparte's Zimmer hinaufeilte. Der Lorbeerkranz war nicht mehr da.

Als sie aber die Treppe herabstieg, hatte Leonie, die stolze, königliche Leonie verweinte Augen . . . . .

Digitized by Google

Als sie in ihr Schlafgemach trat (um fortzuweinen???), fand sie auf dem Boden ein Sträußchen Vergißmeinnicht. Das Fenster war offen gewesen; das Bouquet war also unstreitig von Jemand hereingeworfen worden. Um das Sträußchen war ein Streifen Papier gewunden; auf dem Streifen Papier stand, von fester, aber unschöner Hand geschrieben, das Eine Wort: Erinnerung! —

8.

Wir sind in Paris. Nichts Eigenthümlicheres, als der damalige Anblick der Hauptstadt. Keine Equipagen, keine Livreen, keine moschusduftenden Cavaliere oder gepuderte Damen. Die Pferde, die ehemals diese Carossen zogen, sind längst schon requirirt für den Gebrauch der vierzehn Armeen der einen und untheilbaren Republik. Die Lakaien haben ihre Livree mit der Uniform vertauscht, und die Cavaliere? und die Damen? Nun, womit hätte man denn die 75 Kerker von Paris vollgestopft? womit wäre denn der kleine Mann, der Sanson hieß, auf dem Grèveplatz von früh Morgens bis oft in die sinkende Nacht hinein beschäftigt gewesen? Womit anders als mit den Aristos und Ci-devants und all den sonst so stolzen, reichen und vornehmen seinen Leuten.

Selbst die bescheidenen Fiaker waren fast ganz verschwunden und wenn noch Einige sich sehen ließen, so mußten sie wie Leichenwagen im Schritt fahren. Das souveraine Volk, aus betrunkenen Vagabunden und öffentlichen Dirnen bestehend, nahm die Mitte der Straße ein, brüllte die Marseillaise .... und wehe Jedem, der einen dieser zerlumpten Patrioten auch nur gestreift hätte!

Das Revolutionstribunal war ja nicht umsonst da, falls es der unsaubere, barfüßige Volksmann nicht vorzog, selbst die Justiz zu üben und den Vertheidiger der Nation an der ersten besten Laterne aufzuhängen. —

Wir treten in eines der 75 Gefängnisse von Paris, welches den bedeutsamen Namen „La Bourbe“ (der Schlamm) führt. Es ist gerade die Zeit, wo die Gefangenen auf ein paar Augenblicke in den Hof hinaus dürfen. In einem der düstern, kasemattenartigen Zimmer ist nur eine Frau zurück geblieben, die an der einzigen, hart vergitterten Scharte sitzt und ihr glanzloses Auge auf die Wolkenschatten richtet, die langsam über dem Gefängnißhofe hinziehen.

Es wäre von dem Leser vielleicht zu viel verlangt, sollte er in dieser gelnickten Gestalt die Generalin, die Mutter Etienne's, wieder erkennen müssen.

In demselben Augenblick wird die eiserne Thüre aufgerissen; ihr Kreischen auf den verrosteten Angeln schrillt wie der heisere Todesruf irgend eines Nachtvogels durch das trübe, feuchte Gewölbe. Die Frau am Fenster achtete es nicht; ihr Ohr war längst daran gewöhnt. Ein stummiger Mann trat ein, in der Hand einen gewichtigen Schlüsselbund. Ein starker, zottiger Wolfshund folgte. Kaum gewahrt dieser die Gefangene, als er auch schon die Haare sträubt und dumpf knurrend auf sie los schleicht.

„Aha, Sang-Sue (Blutegel), Du riechst die Aristokratie!“ rief der Mann. Die Bestie, als habe sie dies Lob verstanden, stieß ein kurzes Gebell aus und zeigte einen Rachen voll scharfer Zähne. „Brav, mein Hündchen, brav! Du hättest wohl Lust, an dem alten Geripp da dein Mittagsmahl zu halten, he? Schade! aber sie ist schon eingeschtrirt als ein Kind der heiligen Mutter.“

Die „heilige Mutter“ aber war in der blasphemistischen Sprache dieser Leute die Guillotine.

„Wo ist Dein Mann?“ er stieß die Frau roh an die Schulter.

„Mein Mann!“ stammelte sie und ein sieberhaftes Frösteln schüttelte ihren magern Leib.

„Zum Teufel! ja, Dein Alter!“ wiederholte der Schließer.

„Was wollt Ihr mit ihm?“ die Generalin war aufgesprungen.

„Keine Fragen, mein Zuckerpüppchen! Ist er im Hofe?“

„Ja ... aber ... guter Freund!“ und sie hielt sich am Stuhle fest.

„Aha! sind wir jetzt eure guten Freunde, Frau Marquise?“

Die Generalin sank auf die Kniee. „Ich beschwöre euch, sagt mir, was man mit meinem Gemahl will!“ rief sie und streckte ihm die fast durchsichtigen Hände entgegen.

„Was wird man mit ihm wollen, alte Hexe! man erwartet ihn auf dem Tribunal, um ihn mit gebundener Marschroute in das gelobte Land zu schicken.“

Mit einem leisen Stöhnen brach Frau v. Roquefort zusammen.

* * *

„Da liegt sie, aber spute Dich!“ herrschte der Schließer einige Minuten später. Auch des Generals ehedem so stattliche Gestalt war gebrochen. Man verstand es damals so gut, die eisernsten Constitutionen zu brechen!

„Olivie!“ flüsterte der Gefangene und kniete vor seinem Weibe nieder ... Sie schlug das müde Auge auf und ein seliges Lächeln glitt über ihre geisterhaften Züge.

„Ich habe es ja gewußt; er wollte nur scherzen, der gute Mann!“ Sie warf einen dankbaren Blick auf den Schließer.

„Vorwärts, gib ihr gefälligst einen Kuß, es pressirt!“ rief der Schließer, und schlug dem General mit dem Schlüsselbund auf den Rücken.

„Ich muß gehen, Olivie,“ preßte dieser hervor und eine unnatürliche Ruhe lag in seinem Gesicht wie in seiner Stimme.

Ein gräßliches Lachen zitterte durch den Kerker. „Hahaha, mit ihm, mit ihm! Hahaha!“ und die Unglückliche schlang ihre mageren Arme um seinen Hals.

Sie war wahnsinnig geworden .....

„Der Vorhang ist gefallen, die Comödie ist aus; gehen wir also!“ rief der Schließer und stieß den General gegen die Thüre.

Sang-Sue umkreiste bellend den Gefangenen, wie ein Thier, das zum Schlachthause getrieben wird.

„Mit ihm! mit ihm! hahaha!“ wiederholte die Wahnsinnige und folgte den beiden, eine Art Gavotte tanzend.

„Zurück, altes Pergament!“ rief der Kerl und gab ihr einen Fußtritt vor die Brust, daß sie zu Boden taumelte.

„Mit ihm! mit ihm!“ gellte sie, sich wiederum aufraffend.

„Pack an, Sang-Sue, pack an!“ In einem Nu lag sie auf dem Boden. Noch Ein Wink und das Ungeheuer hatte sie zermalmt. „Hierher, mein Hündchen!“ Dumpf knurrend verließ die Bestie ihr Opfer.

„Allons, alter General! Feldschritt!“

Die Thüre flog krachend in's Schloß. Die Schritte der Männer verhallten in dem gewölbten Corridor. Dann ward es still wie in einem Riesengrabe.

„Mit ihm! mit ihm!“ wimmerte nur noch eine klagende Stimme.

* * *

„Ich glaube, der Aristokrat da fürchtet sich vor dem Rasiren!“ lachte den andern Morgen der Commissär, als der General zufällig beim Besteigen des Schaffots strauchelte.

„In meinem fünfzehnten Jahre bin ich für meinen König Sturm gelaufen; in meinem sechszigsten werde ich für ihn sterben. Es lebe der König!“ erwiderte Herr v. Roquefort würdevoll.

Ein dumpfer Schlag — dann war es vorüber.

„Man muß sagen, das Ungeziefer versteht es mit Anstand zu sterben,“ murmelte ein Weib der Halle.

„Du hast Recht, Bürgerin,“ brummte der würdige Commissär.

9.

Wir führen den Leser nochmals in ein Gefängniß, die „Madelonettes“ .....

Die Dämmerung ist eingebrochen; eine schwarze, regnerische Herbstnacht sinkt auf Paris herab. In einem kellerartigen Raum lagern einige Dutzend Menschen beiderlei Geschlechtes bunt durcheinander. Eine zerbrochene Stallaterne wirft ihr trauriges Licht über diesen Keller, über diese Menschen. In einer Ecke kauern zwei weibliche Gestalten. Die jüngere davon liegt in den Armen der ältern; ihr Haupt lehnt matt an der Brust derselben — — —

Digitized by Google

„Muth, arme Florence! Muth; es iſt bald überſtanden,“ flüſterte die Gröſſere und drückte einen langen Kuß auf die bleiche Stirne des Kindes.

„O Leonie, Du biſt muthig — aber ich!! O ſterben!.. und noch ſo jung!“ Ein Zittern durchrieſelte ihre zarten Glieder.

Armer Etienne! Er iſt wenigſtens eines ehrenvollen Todes geſtorben!“ ſeufzte Leonie.

„Was hatten wir denn dem kleinen Menſchen mit der rothen Mütze und ſeinem langen, magern Cameraden gethan, als ſie mit einem Com-

Baskiſche Bauern.

miſſär, einem Haufen Soldaten und Sansculotten uns Nachts gefangen nahmen?“ klagte Florence, ihr Geſicht in Leonie's Schooß vergrabend.

„Und was haben Dieſe gethan?“ gegenfrug die Aeltere, indem ſie auf die Gruppen der Gefangenen deutete. „Der gute Etienne!“ fuhr ſie fort und ſtrich mit der Hand über die Stirne: „ich ſchaudre, wenn ich daran denke, wie er ſich vor die Treppe ſtellte und Jeden, der in das Haus eindringen würde, zu erſchießen drohte....“

„Revange für damals, Ariſtokrat!“ höhnte mit einem ſataniſchen

Digitized by Google

Lächeln Einer der Banditen" — erzählte Leonie weiter eintönig, langsam und ihr Auge starrte in das Licht der Laterne.

„ Hier ist sie!‹ — rief kaltblütig Etienne, und drückte seine Pistole ab; allein einen Augenblick später war er nur noch eine blutige, formlose Masse, von zahllosen Messer- und Bajonnetstichen durchbohrt! . . . Ein leichtes Schütteln flog durch ihren Körper.

Durch die unheimliche Stille des Kerkers drang Florence's Weinen.

„Laßt und mindestens ruhig schlafen!" brummte unwillig einer der Gefangenen, und richtete sich von seiner Strohschütte halb auf.

„Ich werde Ihren Schlaf nicht mehr stören, mein Herr;" antwortete schüchtern Florence und schmiegte sich fester an ihre Schwester.

„Dann um so besser!" entgegnete der Andere und er wickelte sich wieder in seinen zerrissenen Teppich.

Das Gefängniß macht egoistisch!!! —

„Sollte Buonaparte wohl noch in Paris seyn?" flüsterte Florence.

„Es ist möglich — aber Du hast es mich schon tausendmal gefragt."

„Ich werde es Dich zweitausendmal fragen, weil . . . . weil . . . . ."

„Weil Du ihn liebst!" fiel Leonie rasch ein und richtete einen forschenden Blick auf ihre jüngere Schwester. Schweigend warf sich Florence an ihre Brust. „Du liebst ihn also, Unglückliche!" rief Leonie mit drohender Stimme. „Du liebst ihn!" sie schob Florence von sich, während ihr flammendes Auge durchbohrend, feindlich auf dieser ruhte.

„O Leonie!" wimmerte sie und sank auf die Kniee, indem ihr thränendes Auge wie bittend zu der Schwester aufsah.

„Also wirklich? sie liebt ihn?" rief Leonie; — „Verzeihe, gutes Kind!" sammelte sie sich; „verzeihe, aber . . . ." Ihr Auge nahm wieder um seinen schwermüthigen Ausdruck an.

„Du liebst ihn auch?" fragte Florence.

„Ewig!" murmelte Leonie und ihr Auge sprühte in leidenschaftlicher Gluth. „Und Du?" frug sie zögernd.

„Ewig!" wiederholte Florence und über ihre keuschen Züge flog jenes süß-träumerische Lächeln aus alten, schönern Zeiten.

„Ob unsere Eltern wohl schon . . . . ."

Trotz ihres Muthes wagte Leonie nicht den Satz zu vollenden.

„Horch, man kommt!" unterbrach sie sich und richtete den Blick auf die Thüre. Ein greller Lichtschimmer drang in den Keller. Ein Mann mit einer dreifarbigen Schärpe trat ein. Im Gang sah man die Bajonnete der Soldaten funkeln.

„Heda, aufgepaßt, ihr Aristokratenpack, und ruhig im Glied!" gebot der Eingetretene; trat mit gespreizten Beinen unter die Laterne und entfaltete einen Bogen Papier. „Das ist die Abendzeitung! paßt auf!" wiselte er, und las mit gleichgültiger Stimme ein Dutzend Namen ab.

„Florence und Leonie Roquefort;" schloß er und faltete dann gleichmüthig das Papier wiederum zusammen. „Ihr werdet morgen früh auf Nationalkosten rasirt; seist Euch einstweilen ein."

Die Thüre schloß sich wieder.

Florence lag ohnmächtig in Leonie's Armen. Endlich schlug sie die Augen auf. „Wo bin ich?" schrie sie wild.

„Fasse Dich, mein Kind! Du bist bei mir."

„Sie kommen! sie kommen! Warum hilft uns Buonaparte denn nicht?" raste sie in einer Art von Delirium.

„Warum thut Deine Schwester so wild?" fragte ironisch der Nachbar; „sie sollte vielmehr den Tigern des Tribunals danken." Der Namen des Nachbars hatte auch in der „Abendzeitung" gestanden.

„Sieh her, Florence;" und Leonie zog ein verwelktes Vergißmeinnichtsträußchen aus dem Busen.

Florence warf einen flüchtigen, irren Blick darauf.

„Es ist von ihm!" flüsterte die Andere leicht erröthend.

„Von Buonaparte? gib her!" und sie roch an den welken Blumen, „Jeder die Hälfte;" murmelte sie lebhaft.

„Jeder die Hälfte," bestätigte Leonie.

„Im Leben wäre unsre Doppelliebe zu Einem sündhaft gewesen; der Tod heiligt sie," sprach Leonie und zählte die Blumen sorgsam in zwei gleiche Theile.

„Morgen also!" lächelte sie und reichte ihrer Schwester die Hälfte.

„Morgen!" wiederholte diese schwärmerisch und sie brachte die kleinen, trockenen Blumen an ihre zuckenden Lippen.

Durch diese traurige, letzte Nacht aber tönte das einförmige Plätschern des Regens und der klirrende Tritt der Schildwache.

* * *

Ein trüber Morgen war dieser Nacht gefolgt. An einer Ecke des Grèveplatzes stand ein Haufe zerlumpter Kerle vor einem riesigen Zettel der an die Mauer geklebt war.

„Lies einmal vor, was da steht," wandte sich Einer derselben, der ein Hackmesser im Gürtel trug, zu einem Andern, der mit einer alten, rostigen Muskete bewehrt war.

Und der Angerufene buchstabirte:

„Auf Befehl und Vergnügen des Volks wird heute, als an
der ersten Sanscülottide aufgeführt:
Das jüngste Gericht der Könige:
hierauf folgt:
Die Brautnacht des Capuziners und der Nonne." (historisch!)

Ein wieherndes Gelächter mit abscheulichen Witzen gewürzt, folgte.

Das Volk hatte damals kein Brod, aber es hatte Gratisvorstellungen in den Vorstadttheatern: Vorstellungen, wo halbnackte Dirnen mit betrunkenen Histrionen Ballet tanzten und dazwischen die unzüchtigsten Couplets sangen — „Alles „auf Befehl und zum Vergnügen des Volks" . . . . . Damals entstand auch der Vers:

„Il ne failliet au fier Romain
Que des spectacles et du pain;
Mais au Français, plus que Romain,
Suffit le spectacle sans pain."

Ein Mensch in Grenadiersuniform war inzwischen hinzugetreten. Sein Anzug wie seine Haltung verriethen einen großen Marsch.

„Woher, Granate?" frug der Hackmessermann lauernd.

„Von Marseille."

„Teufel! das nenne ich einen weiten Spaziergang."

Ein trübes Lächeln belebte die abgehärmten Züge des Soldaten.

„Du willst wohl einmal zur Abwechslung sehen, wie die „heilige Mutter" in Paris arbeitet?" setzte der andere sein Examen fort. — Der Grenadier winkte zweideutend. Ein dumpfes Geräusch von Rädern und Roßhufen ward hörbar. „Paß auf! Du bist grade noch recht gekommen! Dort setz Dich in die Frendenloge!" bemerkte der Sanscülotte, und deutete mit Gönnermiene auf einen Gerüst.

Wirklich erschienen jetzt einige Karren von reitenden Gensdarmen escortirt. Auf dem letzten saßen zwei Mädchen, dem Grenadier den Rücken zukehrend. Eben bog das Fuhrwerk gegen das Blutgerüst, als in einiger Entfernung ein Offizier über den Platz schritt. Er trug die Uniform der Artillerie. Die Hände auf den Rücken getreugt, das gelbliche Gesicht mit den antiken Marmorzügen in strenge Falten gezogen, schob er sich, in tiefes Nachdenken verloren, durch die Menge, nicht die unsanften Stöße beachtend, die er zeitweise von dem regellos auf und nieder wogenden Pöbel erhielt.

Leonie bemerkte diesen Offizier und zeigte ihn Florence. „Lebewohl!" murmelte diese und drückte die gebundenen Hände auf die Brust, während auf ihrem Antlitz eine endlose Verzweiflung sich malte. Florence sah eine ewige Nacht vor sich.

„Wiedersehen!" grüßte Leonie und ein himmlisches Lächeln verklärte ihre sanft gerötheten Züge. Leonie ahnte einen ewigen Tag.

„Lebewohl!" — „Wiedersehen!" — dies waren ihre letzten Worte.

Jetzt war der Offizier an der Ecke angelangt, welche der Grenadier vor kaum drei Minuten verlassen hatte. In demselben Augenblick blieb Jener stehen und warf einen flüchtigen, gleichgültigen Blick zurück — dann setzte er seinen Schritt weiter und verschwand, wie er gekommen

Digitized by Google

war: düster, nachdenkend — ein ruheloser Geist, der um Gräber kreiset . . . .

„Sieh doch die zwei hübschen Dinger da!“ meinte ein Sanskülotte, als die Schwestern mit einander das Schaffott bestiegen.

„Sie sind es!“ stöhnte der Grenadier, und hielt die Hand über seine Augen, um deutlicher sehen zu können.

„Sie gefallen Dir besser als ich, nicht wahr, Du alter Brummbär?“ fragte ein abscheuliches Weib, das auf der Haube eine tellergroße Kokarde trug und von einem Bein auf das andere taumelte, den Sanskülotten.

„Ihre Köpfe wären mir lieber, als Dein ganzer Leib, Du dürre Kreuzspinne!“ versicherte dieser seine liebenswürdige Gefährtin.

Es gibt Menschen, die von der imposanten Majestät des Todes unberührt bleiben, wie der Granitblock von dem Fingerdruck eines spielenden Kindes. Das ist traurig, aber es ist wahr . . .

„Platz! Platz!“ leuchte der Grenadier und seine starken Arme stießen links und rechts die im Weg Stehenden auf einander. Allein ehe er zum Schaffott vordringen konnte, war das blutige Werk der Guillotine getan und die beiden Häupter der zarten Mädchen lagen mit gebrochenen Augen und zuckenden Gesichtern bei den andern in dem blutigen Ledersacke.

* * *

Der Offizier war unterdessen in einem alten Hause der Straße Genlis in's dritte Stockwerk hinaufgestiegen und in ein bescheidenes Zimmer getreten, in welchem ein ältlicher Mann, eine Brille auf der Nase, damit beschäftigt war, die klaffende Wunde eines Capotrockes zu stopfen.

„Kein Brief von Marseille, Battista?“

„Nein, Capitän.“

„Teufel! ich habe jetzt schon vor drei Wochen geschrieben und dieser leichtsinnige Etienne versprach mir doch bei unserer Trennung, sogleich antworten zu wollen.“ Und er schnallte den Degen los und warf den Hut mißmuthig in eine Ecke. Dann trat er vor den Spiegel, unter dem ein welker Loebeerkranz hing. Ein schwermüthiges Lächeln spielte um seinen Mund.

„Capitän, der Schuft von Restaurateur will uns kein Essen mehr geben, bevor nicht die Schulden bezahlt sind.“

„So verhungern wir denn in Gottes Namen!“ antwortete der Capitän zerstreut; sein Geist war anderswo gewesen.

In demselben Augenblick klirrten Sporen draußen auf dem Estrich. Eine unkundige Hand pochte prüfend an verschiedenen Thüren.

„Am Ende schon der Huissier!“ flüsterte Battista ängstlich.

Sein Herr öffnete die Thüre.

Draußen stand salutirend eine Dragoner-Ordonnanz, ein versiegeltes Schreiben in der Hand.

„Bürger Capitän Buonaparte?“ frug der Soldat.

„Das bin ich!“ rief Napoleon und entriß ihm das Papier. Sein mürrisches Gesicht belebte sich. „Ist die Noth am höchsten, ist Gott am nächsten!“ rief er freudig und gab dem Ueberbringer dieser Freudenpost seinen allerletzten Thaler. Dann jubelte er dem Alten zu: „Pack' ein, Alter! wir reisen morgen zur Belagerung von Toulon!“

Eine Hochzeitsfeier bei den Hindus.

Zu dem Holzschnitt auf S. 261*).

Wir führen dießmal unsern verehrten Leser in das ferne Wunderland Ostindien, dessen gesellschaftliche Zustände und Sitten von jeher unserer civilisirten und christlich-germanischen Anschauung die sonderbarsten und schneidendsten Kontraste dargeboten haben. Wie in allen Ländern wo die Bevölkerung sich in Kasten gliedert, sind auch unter den Völkerschaften Indiens die Bande der Familie zu festen Knoten geschürzt; aber gleichwohl scheinen sie dort häufig in weit vollständigerer Weise als in irgend einem andern Lande sich zu lockern, ja sogar bisweilen gewaltsam zu zerreißen oder wenigstens sich aufzulösen. Die Bräuche und Sitten bei Hochzeit und Leichenbegängniß, diesen beiden Culminations-Punkten, des Menschenlebens, werden dasjenige rechtfertigen, was diese Reflexionen auf den ersten Blick Paradoxes zu haben scheinen.

In der Heirath tritt die beiderseitige Sorgfalt des Hindu für seine Kinder am speziellsten zu Tage. Kaum ist die Erziehung des Sohnes einer Familie beendigt — und diese Erziehung ist bei allen Kasten mit Ausnahme der priesterlichen eine ziemlich beschränkte — so sieht sich der Vater bereits nach einer Lebensgefährtin für seinen Sohn um. Weil unter jenem glühenden Himmelsstrich die Leidenschaften des Menschen frühzeitig und mit außerordentlicher Schnelligkeit sich entwickeln, so sucht die einsichtsvolle Liebe des Vaters den Sohn dagegen zu schützen, daß diese wilden ungestümen Begierden und Leidenschaften ihn zu Ausschweifungen hinreißen, und diese Fürsorge, welche im Herkommen begründet ist, trägt wesentlich zur Aufrechthaltung der sittlichen Ordnung der Dinge unter der muhamedanischen wie unter der buddhistischen Bevölkerung Indiens bei. Die Heirathen werden gewöhnlich im Alter von 14—15 Jahren für die Knaben oder von 10—12 Jahren für die Mädchen geschlossen. Die Hochzeit selbst gibt Veranlassung zu Festen, wobei aller Prunk und Luxus entfaltet wird, welchen das Vermögen der Familie nur irgend erlaubt. Der wesentlichste Theil dieser Hochzeits-Feierlichkeiten ist aber die häusliche Festscene, welche unser Bild auf S. 261 darstellt. In innerstem Gelaß des Hauses oder der Hütte versammelt sich die ganze Familie. In der Mitte des Raumes liegt eine viereckige Platte von Holz oder Stein mit irgend einem reichen Gewebe überbreitet, und hier kniet sich nun die reichgeschmückte Braut ihrem Bräutigam gegenüber, welcher nach morgenländischer Sitte mit untergeschlagenen Beinen auf einem Teppich kauert. Um beide herum reihen sich die nächsten Verwandten und die zur Festlichkeit eingeladenen Brahminen. Der Vater erhebt dann die Hand seiner Tochter über ein Gefäß mit Weihwasser, welches mit Blättern und Früchten der Paradiesfeige (Musa paradisiaca, Banane) bedeckt, und bietet diese Hand dem Bräutigam dar, welcher der Braut einen goldenen Ring an den Finger steckt und sie dadurch zu seiner Gattin erhebt. Dieser Akt findet unter den Gebete der Brahminen statt und bildet die eigentliche bindende Ceremonie. Unmittelbar nach dem Vollzug derselben verließt ein Beahmine in feierlicher Weise den Stammbaum des Neuvermählten, welcher nun diejenigen Reichthümer in Empfang nimmt, welche zur Mitgift seiner Braut gehören, und wenn dieß vorüber ist, denkt man nur noch an die Festlichkeiten, welche mehrere Tage lang dauern.

Unser Bild schildert die Hochzeit eines Paares aus einer der niedrigeren Kasten aus der bäuerlichen Bevölkerung, welche in den einfachsten und primitivsten Zuständen lebt und den Raum ihrer Lehmhütten gewöhnlich noch mit ihrem Vieh theilt, den sanften weißen Zebu-Ochsen, die vorzugsweise darum so harmlos sind, weil sie zu wissen scheinen, daß ihr Leben seinen ganzen natürlichen Verlauf nehmen darf, da sie weder getödtet noch verspeist werden, weil der buddhistische Hindu von Kaste nur von Milch und vegetabilischen Nahrungsmitteln lebt. In solch einer Hütte ist der Raum aber so beschränkt, daß eine derartige Feierlichkeit oft nothgedrungen unter der kunstlosen zeltartigen Veranda begangen werden muß, welche, aus rohen Stangen von Bambus und einer Blache von Matten oder Segeltuch gebildet, sich auf der Schattenseite der Hütte hinzieht.

Von den Leichen-Ceremonieen der Hinduh führen wir unseren geneigten Lesern ein ander Mal Scenen und Beschreibung vor.

*) Der Holzschnitt zu obigem Text steht im 7. Heft auf S. 261. Durch ein Versehen des Setzers ist der Text nicht mehr ins 7te Heft aufgenommen worden. Anm. d. Red.

Digitized by Google

Wildes Leben in Oregon.

Von R. Rellenburg.

Ende 1854 schloß ich mich einer Gesellschaft von ungefähr vierzig Abenteurern an, welche die erste Niederlassung am Flusse Ump-qua, nach dem Columbia dem nächstbedeutenden an der Küste von Oregon, gründeten. Wir theilten das Loos aller Derer, welche als Vorläufer der Civilisation in die Wildniß einbrechen: unser tägliches Brod war karg und hart genug, und gewürzt mit Entbehrungen, Strapazen und Gefahren, welch' letztere oft von der Art waren, daß sie auch dem größten Renommisten und wildesten Eisenfresser unter uns etwas zu stark wurden.

Wir hatten eine kleine Anzahl tragbarer Häuschen aus Zink mit uns von San Francisco gebracht und einige hundert Schritte von einem indianischen Rancho oder Dorf aufgestellt, dessen Einwohnerschaft unserer kleinen Schaar an Kopfzahl weit überlegen war. Diese unsre Niederlassung hatten wir mit dem hochtönenden Namen der Stadt Ump-qua beehrt. Die Nachbarschaft der fischfressenden Rothhäute war jedoch gar keine angenehme, denn wir wußten alle, daß unsere rothen Nachbarn sehr häufig sich unter einander beriethen, ob es nicht geschehter wäre, einmal heßlings über uns herzufallen und uns alle niederzumachen, als uns hier zu dulden; und wenn es nicht zum Erstern kam, so war daran weit weniger das Wohlwollen der Rothhäute für uns schuldig, als die dämmernde Vorstellung, welche sich ihrem schlauen alten Teib oder Häuptling aufdrängte, daß sie uns sicherer und vortheilhafter durch friedlichen Tauschverkehr ausrauben könnten, als durch einen Ueberfall mit bewaffneter Hand. Jedenfalls war es für uns alle angezeigt, recht auf unsrer Hut zu sein, und gleichwohl muß ich zu meiner Schande gestehen, daß ich mich thöricht genug zu einem unbesonnenen Unternehmen gewinnen ließ, durch welches ich mich in Gefahren ganz ungewöhnlicher Art stürzte. Unter unserer Truppe war nämlich ein flunkender, kleiner Bursche, ein französischer Canadier Namens Pierre, ein großer Schwätzer und Aufschneider, der kein größeres Vergnügen kannte, als wenn er eine zahlreiche aufmerksame Zuhörerschaft mit der Schilderung seiner außerordentlichen Erlebnisse und Abenteuer, in einem aus schlechtem Französisch und noch schlechterem Amerikanisch-Englisch gemengten Patois regaliren konnte.

Wenn wir auch nicht alle seine Schilderungen für wahr hielten, welche die verdächtige Eigenthümlichkeit hatten, daß sie uns stets einen hohen Begriff von dem Muthe, der Kaltblütigkeit, Geistesgegenwart und andern bewundernswerthen Eigenschaften des Erzählers geben sollten, — so ergötzten sie uns doch, und hatten wenigstens einige Wahrscheinlichkeit für sich, denn Pierre war ganz ungewöhnlich stark und legte bei jeder Gelegenheit Proben von einer außerordentlichen Körperkraft ab. Allein ein dreimonatlicher Aufenthalt in Ump-qua hatte möglicherweise Pierre's Geschichtenvorrath oder Einbildungskraft erschöpft, denn ungefähr um diese Zeit schlug er uns eine Erforschung des Smithflusses vor, wozu ihn nach meinem aufrichtigen Dafürhalten sicher nichts anderes trieb, als der Wunsch, unter seinen Zuhörern in Ump-qua von neuem Sensation zu machen und sich dadurch mit einem weiteren Ruhmeskranz zu umgeben.

Hier muß ich nun einfügen, daß Smithsfluß ein ziemlich bedeutender Strom ist, welcher in den Ump-qua fällt, unweit von dessen Mündung in das Meer, und seinen Namen von einem unglücklichen Trapper der Hudsonsbay-Gesellschaft hat, welcher vor vielen Jahren beim Biberfang an den Hauptgewässern jenes Flusses erschlagen wurde. Darauf beschränkte sich unsre ganze Kunde von dem Smithsflusse. Pierre konnte sein Vorhaben natürlich nicht allein ausführen, und hatte mich daher zu seinem Begleiter ausersehen; er theilte mir also ganz allmählig seinen Plan mit und machte mich geschickt auf die mancherlei Vortheile aufmerksam, welche unserer Gesellschaft daraus erwachsen mußten, daß wir in jener Gegend sicher prachtvolle Hochwälder zum Behuf des Fällens von Bauholz oder Strecken flachen Landes, welche im Bezirk des Ump-qua-Flusses merkwürdiger Weise fehlten, zum Zweck von Niederlassungen finden würden. Es kostete Pierre keine große Mühe, mich für seine Absichten zu gewinnen, und als der Entschluß einmal gefaßt war, hatten wir unsere Vorbereitungen bald gemacht, denn diese waren sehr einfach. Unsere Doppelflinten, Teppiche, ein genügender Vorrath von Schießbedarf und Lebensmitteln und etwas Kochgeräthe, die wir alle zusammen in einem Kahn unterbrachten, erfüllten beinahe alle unsere Anforderungen. Wir hielten unsern Plan sorgsam vor unseren Begleitern geheim und ruderten eines Morgens davon unter dem Vorwand, wir wollten uns einer Gesellschaft Holzfäller anschließen, welche auf Gardiner's Eiland, etwa zwei deutsche Meilen stromaufwärts, beschäftigt waren. Wir nahmen den leichtesten von den Kähnen mit, da wir durch gelegentliche Erkundigungen bei den Indianern ermittelt hatten, daß weiter hinauf am Smithsflusse mehrere Stromschnellen vorkämen, und ein schwerer Kahn uns an den Portagen oder Trageplätzen, wo man sich ausschiffen und den Kahn zu Lande bis über die Stromschnellen hinaufschaffen muß, sehr hinderlich gewesen wäre. Sobald die erste Krümmung des Flusses uns den Blicken unserer Gefährten und Mitbürger von Ump-qua entzog, beriethen wir uns mit einander über das, was weiter zu thun sey. Pierre war auf sein Vorhaben außerordentlich erpicht und schlug vor, wir sollten sogleich nach dem Smithsflusse aufbrechen, denselben soweit hinabrudern als vor Einbruch der Dunkelheit nur irgend möglich sey und heute Abend an seinem Ufer bivouakiren. Hiegegen wehrte ich mich aber ganz entschieden, weil ich es nicht für rathsam hielt, alle unsere Kameraden über unsere Pläne in Unwissenheit zu lassen. Ich hatte unter den Leuten auf Gardiner's Eiland einen ganz vertrauten Freund Namens Walter Lynn, und ich bestand deßwegen darauf, daß wir dorthin steuern und denselben insgeheim unsere Pläne mittheilen sollten, und es war, wie sich später herausstellte, ein Glück für uns, daß ich diesen meinen Plan durchsetzte.

Walter war ein Hinterwäldler von großer Erfahrung und wiederrieth uns unsern Plan entschieden, als wir ihm denselben mittheilten.

„Bah, was für Bedenken hast Du dagegen?“ rief ich; „hältst Du uns für solche Neulinge, daß wir den Kahn nicht handhaben können, oder fürchtest Du, die Indianer könnten uns abschneiden?“

„Keins von beiden, obschon gegenwärtig Indianer irgendwo in jener Gegend herumstreifen,“ sagte er. „Thatsache ist nur, daß mir Dein Begleiter nicht gefällt, und daß ich dem Franzosen überhaupt nicht traue; der Kerl ist ein Lügner und Maulheld und ich trau' ihm keine Unze echter Courage zu. Geh' unter keinen Umständen mit dem Burschen, Junge!

Natürlich schlug ich diese wohlgemeinte Warnung in den Wind, denn guter Rath erscheint uns immer ungenießbar, wenn er gegen unsere Wünsche geht.

Wir übernachteten an jenem Abend bei unseren Bekannten auf dem Eiland, aber ich mußte unwillkürlich wahrnehmen, daß Walter ganz mißmuthig und gedankenvoll erschien und gar nicht der freisame, offenherzige Bursche war wie sonst. Den ganzen Abend saß er vor dem Feuer im Blockhause, und schmauchte gedankenvoll seine Pfeife, und ich fühlte deutlich, daß mein halsstarriges Beharren auf jener Erforschungsfahrt diese Verstimmung und diese Veränderung in seinem Benehmen herbeigeführt hatte. Zu meinem Erstaunen weckte mich der Druck seiner Hand am andern Morgen schon frühe vor Tag und er hub mit einer bezeichnenden Bewegung seines Kopfes gegen Smithsfluß hinauf an: „Bist Du noch immer entschlossen, dorthin zu gehen?“ und auf meine bejahende Antwort fuhr er fort: „Na, dann schad' ich, Du thätest besser jetzt gleich aufzubrechen, denn es gibt Leute auf diesem Eiland, vor denen ihr eure Fährte am besten verbergt.“

Digitized by Google

„Wie, und wer mögen dieſe ſeyn?“ fragte ich mit einem gewiſſen Unbehagen.

„Indianer, und zwar ganz ſchlimme Burſche in dieſem Stück,“ erwiderte er.

Ich weckte Pierre und ohne ihm Rechenſchaft über den Grund meines frühen Aufbruchs zu geben, packten wir unſere Sachen zuſammen und ſchoben den Kahn in's Waſſer. Pierre hatte ſchon ſeinen Platz im Bug eingenommen und ich den Fuß ſchon in die Sternſchoten geſetzt, als Walter, der bisher unſerm Treiben ſchweigend zugeſehen hatte, ſeine Hand auf meinen Arm legte, und mich beiſeite nahm. „Höre, Junge, ich kann nicht mit euch gehen, der Kahn kann uns drei nicht faſſen,“ ſagte er, „und wir haben hier nichts Schwimmendes als das Surfboot, und dieß müſſen die Anderen haben. Aber merke Dir jetzt nur dieß: ich denke, ihr braucht nahezu vier Tage um nach dem Smithsfluß hinaufzukommen, denn der Fluß hat hier eine reißende Strömung; aber wann ihr euch gerade im Fahrwaſſer haltet, ſo könnt ihr in einem einzigen Tag wieder herunter rudern. Gib mir daher jetzt Dein Wort, daß Du ſpäteſtens in ſechs Tagen wieder hier ſeyn willſt, d. h. wenn Du kannſt!“ Ich gab ihm dieſes Verſprechen, und er fuhr fort: „Recht ſo, mein Junge! Und wenn es nun ſo kommen ſollte, daß euch ein Unfall zuſtieße und ihr den Kahn im Stiche laſſen müßtet, ſelbſt wenn ihr um denſelben euch geſchlagen haben würdet, ſo mache Fährten am rechten Ufer herab, wenn ihr euch auf den Heimweg begebt. Vergiß dieß ja nicht: auf dem rechten Ufer des Fluſſes!“ Er drückte mir mit einem bedeutſamen Blick die Hand und und verſchwand im Dunkel.

Die letzten Worte dieſes erfahrenen Hinterwäldlers und kühnen Jägers machten einen tiefen Eindruck auf mich, als wir auf den dunklen Strom hinausfuhren, und zum erſten Mal verſpürte ich gewiſſe Befürch-

Der Ueberfall durch den Indianer.

tungen hinſichtlich des Erfolgs unſers Unternehmens. Hätte ich noch mit Ehren von der gegen Pierre eingegangenen Verpflichtung zurücktreten können, ſo würde ich es gewiß gethan haben.

Wir waren erſt etwa hundert Schritte weit gerudert, als ich einen feurigen Funken rückwärts und zu unſerer Rechten unter den Bäumen bemerkte. „Was iſt das?“ fragte ich. „Ein Lagerfeuer — Indianer auf Gardiner's Eiland, sans doute,“ verſetzte Pierre, und mit dem eigenthümlich queckſilbernen Temperament ſeiner Landsleute ſchwang er prahlhanſig ſein Schaufelruder um den Kopf und ſtieß einen gellenden trotzigen Schlachtruf aus, welchen das Echo der umliegenden Berge weithin trug. Ich konnte dieſe unbeſonnene thörichte Demonſtration nicht verhindern; aber ich fühlte, daß Walter Lynn's wohlgemeinte Vorſichtsmaßregel, uns ohne Vorwiſſen der Indianer von der Inſel hinwegzubringen, nun ganz vergeblich war. Pierre's Betragen ärgerte mich, allein in der Ueberzeugung, daß es doch nichts mehr helfen würde, wenn ich es ihn merken ließe, griff ich ſchweigend in die Ruder und wir hatten bald in die Mündung des Smithsfluſſes eingebogen.

Als wir dieſen Fluß hinaufführen, welchen wahrſcheinlich noch kein Weißer vor uns befahren hatte, ſchüttelte ich allmählig die unangenehmen Empfindungen ab, die ſeither auf mir gelaſtet hatten, und begann mich in meine neue Lage zu finden. Glücklicherweiſe hatten wir in dieſem Augenblicke gerade günſtigen Wind, konnten unſer kleines Segel aufſetzen und mit Rudern inne halten, fuhren gemächlich ſtromaufwärts und hatten Zeit und Gelegenheit genug, uns umzuſehen. Wir befanden uns auf einer ſchönen breiten Waſſerfläche, die, ſoviel wir beurtheilen konnten, gerade aus Nord nach Weſten ſtrömte. Die Ufer des Fluſſes im Gebiete

Digitized by Google

seiner Mündung erschienen flach und sumpfig; allein je weiter wir kamen, desto mehr nahm die Landschaft allmählig den vorherrschenden Charakter aller Ströme nördlich von der Sierra Nevada an, welche gewöhnlich zwischen dichtbewaldeten mehr oder weniger zerrissenen Gebirgszügen hinfließen und nur sehr wenig Thalsohle an ihren Ufern zeigen. Allein wenn solchermeise die Landschaft auch etwas düster und melancholisch war, so übte doch die heitere und elastische Beschaffenheit des unvergleichlichen Klima's von Oregon, mit der wolkenlosen Sonne über und den klaren Gewässern unter uns, ihre natürliche Wirkung auf unsere Stimmung, und wir sahen dem Ergebniß unserer Fahrt mit hochgespannter Erwartung entgegen. Als wir einen Theil des Ufers erreichten, der uns zu einem Lagerplatze passend erschien, landeten wir und lochten uns unser Frühstück. Während wir unser Mahl verzehrten, zog die Menge und Mannichfaltigkeit des hier sich herumtummelnden oder auf dem Strom vorüberschwimmenden Wassergeflügels unsere Aufmerksamkeit an. Es war eine Unzahl Enten und Taucher von zahllosen Arten, nebst ganzen Flügen wilder Gänse, Schwäne und Pelikane. Die ausnehmende Kühnheit dieser Vögel die im Fluge ganz dicht an uns vorüberstrichen, zeigte genugsam, daß sie noch kein Pulver gerochen hatten. Wir zogen daher die Kugeln aus unseren Doppelflinten und ersetzten sie durch tüchtige Ladungen groben Hagels, und nun begann eine der ergiebigsten Treibjagden, die ich je mitgemacht hatte. Wären wir im Stande gewesen, alle die Vögel zu erreichen, die wir herunterschossen, so würden wir eine ungeheure Jagdbeute aufgehäuft haben; allein in den meisten Fällen trug die Strömung sie rasch aus unserem Bereiche fort; dennoch machten wir noch eine reiche Beute. Während wir diesem Vergnügen nachgingen, vergaßen wir ganz den Zweck, der uns in diesen abgelegenen Winkel der Welt gebracht hatte, und erst spät am Nachmittag fuhren wir wieder weiter stromaufwärts. Der Wind hatte aber jetzt umgeschlagen und nachdem wir einige Stunden lang gegen die Strömung gerudert hatten, gingen wir wieder an's Ufer und suchten einen Nachtlagerplatz. Unsere Jagdbeute gewährte eine höchst willkommene Zubuße zu der gewöhnlichen Alltagskost aus gesalzenem Schweinefleisch, Thee und Damper, d. h. in der heißen Asche gebackenem Brodfladen aus ungegohrenem Teig. Nach einem tüchtigen Abendbrod zogen wir den Kahn auf's Ufer, wickelten uns in unsere Decken und schliefen bald am Lagerfeuer ein.

Das Kampiren unter freiem Himmel ist in Oregon keine Strapaze. Es fällt dort zwischen den Monaten April und Oktober kein Regen, und obschon der reichlich fallende Thau und die Morgennebel dem Lande in der Zwischenzeit Feuchtigkeit genug geben, so bringen sie demjenigen welcher im Freien bivouakirt, doch anscheinend weder Erkältungen noch Katarrh und Rheumatismen, und die Weißen wie die Rothhäute schlafen daher dort mit der größten Ungestraftheit unter freiem Himmel.

Wir standen nun im Anfang Oktobers, und der erste Regen der Winterzeit, welcher die Gewässer des Flusses angeschwellt und die Strömung verstärkt hatte, war zwei oder drei Tage früher gefallen. Am andern Morgen waren wir frühe wieder frisch und munter unterwegs; da wir uns aber nur mit Hülfe unserer Ruder vom Platze bewegen konnten, so entdeckten wir bald, daß je weiter wir kamen, die Strömung desto stärker wurde, und als wir am Abend nothgedrungen einen Lagerplatz bezogen, sahen wir, daß die den ganzen Tag hindurch zurückgelegte Strecke eine höchst unbedeutende war. An diesem, dem zweiten Tage, begegnete uns etwas, das an sich zwar sehr unbedeutend war, aber doch bedeutende unangenehme Vorgefühle in mir wachrief. Ein kleiner Gegenstand trieb mitten in der Strömung herab und lenkte unsre Aufmerksamkeit auf sich, und mit einiger Anstrengung gelang es uns, denselben aufzufangen. Bei näherer Untersuchung zeigte es sich, daß es eines der indianischen Körbchen war, welche aus den Ranken einer einheimischen Schlingpflanze so wasserdicht geflochten werden, daß man sich ihrer zuweilen zum Wasserholen bedient. Da nun dieser herrenlose Korb nicht im Flusse selbst entstanden seyn konnte, so vermochten wir uns seine Anwesenheit nur durch die Vermuthung zu erklären, daß er unbemerkt von irgend einem indianischen Kahne über Bord gefallen und daß daher stromaufwärts über uns Indianer am Flusse seyn müssen. Wir hatten zwar nie davon gehört, daß irgend ein Indianerstamm am Smithsfluße angesiedelt sey, aber dieses Räthsel nahm durchaus keine freundlichere Gestalt an, als wir einige Stunden nach der Auffindung des Körbchens unseren Kahn an der Leine stromaufwärts zogen und plötzlich auf dem linken Flußufer an eine Feuerstelle mit sorgfältig ausgelöschter Glut kamen. Die nähere Untersuchung ergab, daß ein großer Trupp Indianer mit mehren Kähnen erst in der verflossenen Nacht hier gelagert gewesen war, und, da er uns diesen Morgen unterwegs nicht begegnet war, nothwendig weiter stromaufwärts gefahren seyn mußte. Es lag daher klar am Tage, daß ein Trupp Ump-qua-Indianer uns den Smiths-Fluß hinauf nachgefolgt und unter dem Schutze der Nacht unbemerkt an unserm Lager vorübergekommen war. Allein trotz alledem vermochte ich mir ihre Anwesenheit an diesem Ort durchaus nicht genügend zu erklären. Welcher Zweck konnte nur diese Menschen, gewöhnlich die allerträgsten unter der Sonne, veranlaßt haben, diesen abgelegenen stark angeschwollenen Fluß bei solch starker Strömung heraufzufahren. Sie konnten unmöglich auf ihr gewöhnliches Nahrungsmittel, Lachse, ausgefahren seyn, denn der regelmäßige Fang hatte mit der Strichzeit derselben zu Ende Augusts aufgehört, und wenn ich auch wußte, daß eine minder geschätzte Art von Lachsforellen noch bis in den December hinein hier vorkommt, so war es doch höchst unwahrscheinlich, daß die Indianer sich noch der Einbringung ihrer Wintervorräthe vom schönsten Lachs in der Welt noch solche Mühe geben sollten, einen minder guten Fisch hier oben in fremdem Fahrwasser zu fangen.

Pierre behandelte den Vorfall zwar ziemlich leichtsinnig und gleichgültig, allein ich konnte mich zu dieser Ansichauung nicht bequemen, und Walter Lynn's warnende Worte zum Absteig fielen mir auf sehr unliebsame Weise wieder ein. Gleichwohl mochte ich nicht auf Umkehr dringen, und beschmichtigte mich selber in Gedanken mit dem Entschlusse, fortan besonders auf meiner Hut zu seyn und mich auf keine Gefahr einzulassen, welche ich durch Wachsamkeit vermeiden konnte. Lange bevor wir die ersten Stromschnellen zu Gesicht bekamen, war die Strömung in den hoch angeschwollenen Gewässern so stark geworden, daß wir sie mit unseren Schaufelruderen nicht mehr bewältigen konnten, um so mehr, als uns auch der Wind nicht mehr günstig war; wir mußten uns daher mühsam genug stromaufwärts durchschlagen. Wir bewerkstelligten dieß bisweilen vermittelst zweier Ruderstangen, welche wir zu diesem Behufe geschlagen hatten; manchmal zogen wir uns auch Hand über Hand von einem vorragenden Zweige oder Felsstück zum andern am Ufer hin oder nahmen, wo das Ufer es erlaubte, unser Schleppiau oder Zugleine zu Hülfe und schleppten den Kahn hinter uns her. War dagegen das Wasser hinreichend seicht, so sprangen wir über Bord und schoben den Kahn vor uns her. Diese anbauernden Strapazen und andere Ursachen dämpften bald die Begeisterung, womit wir unsere Reise angetreten hatten, namhaft. Auch war die Scenerie des Flusses nun düster und einbrucksvoll geworden; der Strom rann zwischen steilen felsigen Ufern hin und an vielen Stellen von dichten Gruppen von Schirlingstannen, Sprossenfichten, virginischen Cedern, Wallnuß- und schwarzen Pappelbäumen überhangen, und an anderen Stellen schlten die Sumpfeiche und Hängeweide nicht, um dem tief eingeschnittenen düstern Thal vollends einen traurigen Anblick zu geben.

„He, aufgeschaut! ein indianisches Dorf!“ rief ich mitten unter unseren harten Anstrengungen und deutete nach einem Hügel in einiger Entfernung vor uns auf dem linken Flußufer, dessen steiler Abhang gar nicht bewaldet war, wie die anderen Hügel um uns her, sondern dessen kahle Fläche in unregelmäßigen Zwischenräumen mit gewissen Gegenständen, die das Ansehen von Hütten hatten, besäet war. Wie wir jedoch so auf unseren Ruderstangen lehnten und diese seltsame Oertlichkeit von ferne besichtigten, vermochten wir nicht die mindeste Spur von Leben darin zu entdecken und setzten daher nach einer kurzen Berathung unsere Fahrt fort. Beim Näherkommen ergab es sich, daß es kein Indianerdorf, sondern nur ein ungeheurer Friedhof der Eingeborenen war, und daß die vermeint-

Digitized by Google

lichen Hütten in Grabhügeln bestanden, deren jeder die Ueberreste eines Kriegers des Stammes deckte und auf welchem sein Kahn sammt Rudern, Waffen, Kochgeschirren und Netzen aufgehäuft war, damit der Verstorbene, wann er zu seinen Vorfahren in die „glücklichen Jagd- und Fischgründe" gelange, sogleich mit der nöthigen Ausrüstung versehen sey, um sich seine reiche Beute unter den dortigen ungeheuren Mengen der köstlichsten Fische und seltensten Wasservögel zu verschaffen. Damit aber dieses persönliche Eigenthum des Verstorbenen nicht von der Hand gottloser räuberischer Fremdlinge entweiht werde, pflegen die bekümmerten aber schlauen Verwandten es mehr oder weniger unbrauchbar zu machen, denn eine gewisse ehrfurchtsvolle Scheu vor ihren Todten, die sich auf verschiedene Weise kund gibt, ist der einzige Zug von gutem Gefühl und Pietät, welcher in dem Wesen und Charakter dieser Indianer an der Küste von Oregon zu finden ist.

Nachdem wir uns diesen seltsamen Friedhof in der Wildniß betrachtet, stiegen wir wieder in unsern Kahn, ruderten noch einige tausend Schritte stromaufwärts und wählten uns dann gerade oberhalb der ersten Stromschnellen einen Lagerplatz für die Nacht aus. Seit der Entdeckung der Spuren ihres Nachtlagers hatten wir keine Spur von den Indianern mehr gesehen, allein dieser Umstand machte mir die Brust nicht leichter, denn ich kannte das Wesen der Rothhäute genugsam, um zu wissen, daß wenn sie irgend einen feindseligen Streich gegen Jemand beabsichtigen, sie diesen unfehlbar in der Gestalt einer Ueberrumpelung zu begehen trachten. Deßhalb vermochten in dieser Nacht mich weder die Strapazen des vorangegangenen Tages noch das murmelnde Rauschen des Wassers in einen gesunden Schlaf zu lullen, sondern ich schlief und wachte abwechslungsweise. Es mochte nach meiner Schätzung ungefähr Mitternacht seyn und ich lag duselnd und halbwach da, als plötzlich ein dürrer Zweig in meiner Nähe krachte und mir der unangenehme eigenthümliche Geruch wie von altem Thran die Nähe eines der Indianer des Küstenstrichs verrieth. Mit einer raschen Aufstrengung schlug ich meine Augen auf und ward mit Einem Male merkwürdig munter, denn bei dem flackernden Schein des Lagerfeuers sah ich das besonders spitzbübische Gesicht Wah-kia-nah's, eines kleinen Häuptlings der Ump-quas, über mich gebeugt. Alles andere begegnete mir gleichfam in einem Athemzug. Als ich aufsprang, erreichte Wah-kia-nah mit einem einzigen behenden Sprunge den Ufersand und tauchte geräuschlos in seine Fluthen unter, und ich stand allein. Ich sah mich auf dem ganzen Lagerplatz um, nichts schien von der Stelle gerückt, dicht neben mir lag der Kahn und dahei unsere mannigfaltige Habe, ganz so aufgeschichtet wie wir sie verlassen hatten, während Pierre zusammengekauert am Feuer saß und nur durch seine tiefen Athemzüge den ruhigsten Schlaf verrieth. Ich hätte mich gerne überredet, daß das Ganze nur ein Traum sey, allein zu meinen Füßen lag der augenscheinliche Beweis vom Gegentheil in Gestalt eines roh zugeschliffenen Eisenstücks das an dem einen Ende mit Rinde umwunden war um eine Art kurzen Schwerts zu bilden, — eine rohe Waffe, die ich sogleich als den steten Begleiter Wah-kia-nah's erkannte. Ich entsann mich, wie ich früher, als wir noch gut Freund waren, den Indianer darüber getadelt, daß er mit seinem verwünschten Eisen, welches bei ihm die verschiedensten Dienste verrichten mußte, mir immer in die Speisen fuhr, wenn ich kochte. Wah-kia-nah hatte sich nämlich früher immer unter und herumgetrieben, bis ich ihn vor Kurzem ohne alle Umstände aus meiner Hütte geworfen, weil er mir eine Kleinigkeit gestohlen hatte. Nun verzeiht ein Wilder niemals eine persönliche Verunglimpfung, wie sehr er sie auch verdient haben mag, und das heimliche Einschleichen dieses Indianers in unser Lager zu solcher Stunde und zu unbekanntem Zwecke beunruhigte mich ausnehmend, denn wenn er und seine Gefährten sich an mir rächen wollten, konnten sie keine passendere Gelegenheit dazu ausersehen.

Wir waren in dieser Wildniß von jedem Beistande von Seiten unserer Gefährten so sehr abgeschnitten, daß selbst unsere Doppelflinten uns nur wenig gegen die Ump-quas helfen konnten, falls sie uns in überlegener Anzahl angreifen sollten. Ich weckte daher meinen Gefährten, theilte ihm das Vorgefallene mit und mußte nun zu meinem großen Leidwesen bemerken, daß er nichts weniger war als der Held, für welchen er sich gewöhnlich ausgab, und daß es mit seiner Geistesgegenwart und seinem Muthe gleich schlecht bestellt war, denn er war sehr verstört, als ich ein brennendes Scheit aus dem Lagerfeuer nahm und ihm die Fährten zeigte, welche der nackte Fuß des Indianers in dem nachgiebigen Boden des Ufers zurückgelassen hatte. Er schlug vor, sogleich aufzubrechen und umzukehren, aber ich war dagegen, denn das Flußbett wimmelte so sehr von versunkenen Baumstämmen, daß es rein unmöglich war, den Kahn in der Dunkelheit sicher stromabwärts zu steuern. Wir hielten also emsig Wache bis zum grauenden Morgen, kochten dann unser Frühstück und schickten uns zur Abreise an. Allein die eingenommene Mahlzeit und der heitere sonnenhelle Morgen boten unsere Stimmung so mächtig, daß wir des Schreckens und der Furcht von der vergangenen Nacht beinahe wieder ganz vergaßen. Ich blickte nach der Stromschnelle, die nur einige hundert Schritte über uns lag, und dann auf unsern Kahn, und sagte: „Ich möchte doch wenigstens Einen von den Fällen hinanfahren, ehe wir umkehren; es kostet uns ja nur eine oder zwei Stunden, und wir können immer noch heute Abend nach Hause kommen." Pierre hatte gegen diesen Vorschlag nichts einzuwenden, obschon sein Enthusiasmus sich bedeutend abgekühlt hatte, und wir schleppten den Kahn wieder stromaufwärts. Die Stromschnelle vor uns war gar keine furchtbare, allein die hier ziemlich nahe zusammentretenden Ufer und die angeschwollenen Gewässer hatten sie doch so reißend gemacht, daß, wie wir fanden, ihre Strömung nicht mittelst unserer Stangenruder zu bewältigen war. Anderseits waren die Ufer ausnehmend steil und hinderten uns daran, den Kahn zu Lande über die Stromschnelle hinaufzuschaffen. Ich kam daher auf den Einfall, den Kahn durch Pierre ausladen zu lassen, nahm die Zugleine in die Hand, kletterte über die Uferfelsen herauf und stieg dann etwas oberhalb der Fälle an den Rand des Flusses herab, band hier das eine Ende der Leine an einen Klotz, den ich zu diesem Behufe mitgebracht hatte, warf das Stück Holz in's Wasser und ließ die Leine so weit ablaufen, bis sie den Wasserstrutz passirt hatte und Pierre im Stande war, sie aufzufangen. Nachdem Pierre das andere Ende an den Bug des Kahns gebunden, begann ich die Leine einzuziehen, fand jedoch bald, daß meine Kraft zu schwach war, um gegen die Wucht der Strömung zu kämpfen. Jetzt rief ich Pierre zu, er solle mir zu Hülfe kommen, und wir zogen den Kahn Armslänge um Armslänge herauf und wünschten uns schon Glück zu unserem Unternehmen, als plötzlich die starke Leine von ungegerbter Haut krachend entzwei riß und der Kahn wieder die Fälle hinunterstürzte. In athemloser Spannung beobachteten wir, wie er jetzt, aller Leitung beraubt, wie toll hin und her geschleudert und fortgerissen ward. Anfangs hofften wir, er werde die Fälle unversehrt passiren; allein wir täuschten uns. Ungefähr mitten in den Fällen stieß sein Stern leicht an einen aus der Strömung hervorragenden Felsen und dieß reichte hin, daß der leichte Kahn von Fichtenrinde umwiederbringlich leck ward. Er lehnte sich in die Quere, füllte sich rasch und ging dann bald als hoffnungsloses Wrack in den tosenden Gewässern unter. Das war eine schöne Verlegenheit. Der Kahn, unser einziges Verkehrsmittel um wieder nach Hause zu gelangen, war nun verloren, und Pierre's Miene bei Erkenntniß dieser Gewißheit, überzeugte mich vollends, daß der arme Kerl ein vollkommener Hasenfuß war. Ich mußte also, wie mir sogleich klar ward, für die Zukunft mich ganz allein auf mich verlaßen. Wir kletterten also rasch über die Uferfelsen herab und rafften unsere Habseligkeiten wieder auf, welche wir glücklicherweise aus dem Kahn genommen hatten. Ich setzte mich auf einen Stein und ging mit mir zu Rathe, was wir nun thun sollten, während Pierre ganz entmuthigt, achselzuckend und händeringend, am Ufer hin und herlief. Wir konnten viele Tage, ja Wochen brauchen, um zu Fuß nach Haus zu gelangen, denn die Ufer waren an vielen Stellen beinahe unersteiglich steil, und wenn wir einen Umweg machten, liefen wir Gefahr und zu verirren. Endlich rief ich: „Es bleibt uns nur Ein Ausweg übrig: Wir müssen ein Floß erbauen!"

Digitized by Google

„Bravo, ein guter Einfall!“ rief Pierre fröhlich; „da steht ja Holz genug und hier ist ein Tomahawk, um es zu fällen.“

„Und hier ein Seil, um die Klötze zusammen zu binden,“ sagte ich und warf den größeren Theil der Leine hin, welche ich von jenseit der Stromschnellen mit herunter gebracht hatte. „Aber was ist das?“ rief ich, als mein Auge nun gewisse Spuren von Messerschnitten an der Zugleine wahrnahm, die an verschiedenen Stellen halb durchschnitten war; „Pierre,“ suhr ich nachdrücklich fort, „das ist ein Streich von Wah-kia-nah; ich bin nun überzeugt, daß er letzte Nacht nur hier war um uns den Kahn zu stehlen — aus welchem Grunde aber, das weiß ich freilich nicht. Da es ihm nicht gelang, ihn fortzubringen, weil wir ihn vorsichtigerweise über Nacht an's Ufer gezogen hatten, so bediente er sich des nächst wirksamen Mittels, um seinen Zweck zu erreichen, und schnitt die Zugleine halb durch in der Voraussicht, daß dieß die Zerstörung des Kahns herbeiführen werde, falls wir versuchten, die Stromschnellen hinaufzufahren.“ Pierre gab mir Recht und meinte, der rothhäutige Spitzbube beabsichtigte nichts Gutes, und wir machten uns nun rasch an die Arbeit, das Holz zu dem Floß zu schlagen. Da wir aber hiezu nur eine kleine Axt hatten, so ging es damit nur langsam von Statten, und ich wollte gerade bemerken, daß wir damit vor Abend nicht mehr zu Stande kommen würden, als Pierre mit Einem Male den Tomahawk fallen ließ, sich schnell aufrichtete, wie verrückt im Kreise herumtanzte, und dabei rief: „Mein Gott, wie dumm! wie dumm waren wir! Was brauchen wir denn ein Floß zu bauen, wenn wir eine Menge guter Kähne ganz in der Nähe haben!“

„Wo denn?“ rief ich, denn ich glaubte, der Bursche sey übergeschnappt; „wo sollen denn die Canots seyn?“

„Ei, auf dem indianischen Beerdigungsplatz!“ rief er.

„Allerdings,“ gab ich zur Antwort, „dort sind Kähne genug, welche zu unserm Zwecke dienen würden; aber wäre es nicht eine Art Entweihung jenes Todtenackers? Würden es die Indianer nicht sehr übel vermerken?“

„Bah, was liegt daran, mein Lieber! die Indianer sollen sich um ihre Geschäfte kümmern, wir kümmern uns um die unserigen. Wir müssen vor Allem nach Hause kommen; also vorwärts nach dem Todtenacker, mein Freund! Komm nur mit mir!“

Wir rafften das Nothwendigste von unseren Habseligkeiten auf und machten uns auf den Weg. Da wir auf demselben Ufer des Flusses waren, so brachten uns einige Stunden mühsamen Kletterns über die Berge nach dem Begräbnißplatze. Hier war allerdings eine Menge von Canots von jeder Größe und Gestalt; allein in Folge des schon erwähnten indianischen Brauches, diese Ueberbleibsel der Todten zu beschädigen, mußten wir ziemlich lange suchen, bis wir eines fanden, das noch wasserdicht war. Dieß war eine alte Pirogue oder Einbaum von solchem Umfang, Gewicht und schwerfälligem Bau, daß er den Zerstörungsversuchen wirksam getrotzt hatte, und wir ohne die starke Neigung des Berghangs kaum im Stande gewesen wären, den Kahn flott zu machen. Wir hatten so viel Mühe gehabt, das Fahrzeug in's Wasser zu bringen, daß ich an die Entweihung dieser Ruhestätte der Todten nicht mehr denken konnte, und wir froh waren, als wir mit einem Paar Schaufelruder, die wir uns ebenfalls anmerirt hatten, rüstig den Fluß hinunterschwammen. Die Aussicht, bald wieder nach Hause zu kommen, versetzte uns in die trefflichste Stimmung, und wir wußten beinahe selber über den komischen Aufzug lachen, den wir machten. Das schwerfällige Boot mußte vordem die Staatsbarke irgend eines berühmten Tyhe der Fischfresser gewesen seyn, war ursprünglich aus dem Stamme einer riesigen Ceder ausgehöhlt und glich eher dem Kahn eines Karaiben als dem leichten Canot des Oregoniers. Bug und Stern waren bedeutend erhöht und in Gestalt von unbekannten Ungeheuern ausgeschnitzt und die Ränder des Kahns, das sog. Schandeck, waren ausgeschweift anstatt nach innen verjüngt, wie bei einem Kahn. Auch die Seiten waren mit Ungeheuern und Hieroglyphen in rothem Schnitzwerk bedeckt, die eine unbeschreibliche Mühe gekostet haben mochten. So glitten wir in der fröhlichsten, übermüthigsten Laune mit der starken Strömung rasch den Fluß hinab und brauchten nicht zu rudern, sondern nur zu steuern. Aber die Wahrheit des Sprichs, daß man den Tag nicht vor dem Abend loben solle, bewährte sich überraschend an uns. Wir waren kaum etwa eine Wegstunde den Fluß hinunter gefahren, so näherten wir uns einer Biegung desselben, wo er beinahe unter einem rechten Winkel von seinem seitherigen Laufe abbog und sein Bett sich wesentlich verengte. Hier hatten wir alle Hände voll zu thun, um unsern langen Kahn wohlbehalten durch diese Stromschnellen in die nächste Strecke des Flusses zu bringen. Kaum aber hatten wir dieß glücklich erreicht und blickten auf, so bemerkten wir mit Erstaunen uns einem großen Indianerlager gegenüber, das am Flußufer aufgeschlagen war. Sobald uns die rothhäutigen Bewohner desselben erblickten, sprangen sie alle auf einmal an den Wasserrand herunter und gaben in ihren verschiedenen Stellungen das unverkennbarste Erstaunen und Entsetzen, den bittersten Abscheu und Entrüstung zu erkennen. Aber diese Erstarrung vor Ueberraschung währte nur eine kurze Weile; dann sprangen mit einem gleichzeitigen Geheul einige von ihnen in Kähne, andere in's Wasser, und die ganze Schaar der Männer schwamm oder ruderte alsbald in voller Verfolgung hinter uns her.

(Schluß folgt.)

Schön-Trudchen.

Novellette nach dem Englischen von H. Friedrich.

Schloß Trefswood-Darenth ist ein alterthümliches Herrenhaus in einer der nördlichen Grafschaften Englands und schon seit vielen Jahren der Herrensitz der Familie Blackacre, von welcher neun Generationen sich um die Wette bemüht haben, den ursprünglichen Bau aus dem fünfzehnten Jahrhundert durch Anbauten und Erweiterungen in allen Baustylen und nach allen möglichen Richtungen hin zu vergrößern, bis seine innere Einrichtung eine solch labyrinthische wurde, daß es beinahe erforderlich war, den eigenen Hausbewohnern und Hausgenossen Situationspläne des Schlosses in die Hand zu geben, damit sie sich zurecht zu finden vermöchten. Trotz alledem aber ist es ein reizender Aufenthalt, zumal durch seinen prächtigen Park und durch die herzliche, altenglische Gastlichkeit seiner biedern wohlhabenden Besitzer. Einige ausgedehnte Maiereien, welche zu Trefswood-Darenth gehören, warfen einen so schönen Ertrag ab, daß Herr Blackacre seinem Hang zur Gastfreundschaft und Geselligkeit unbedingt die Zügel schießen lassen konnte.

Herr Blackacre und seine Frau, vier Töchter, drei Söhne, eine Erzieherin und durchschnittlich vierzehn Gäste bildeten die Gesellschaft, welche sich gewöhnlich in Trefswood-Darenth versammelte und das bequeme aber etwas winklige Herrenhaus ziemlich ausfüllte. Der Hausherr hatte einen starken Widerwillen dagegen, zu weniger als zwanzig bei Tische zu sitzen, und da es häufig vorkam, daß eines oder mehrere seiner Kinder abwesend waren, so suchte er sich gegen jede Verminderung seiner Lieblingszahl sicher zu stellen, indem er sein Kontingent von Gästen immer möglichst vollständig erhielt.

Hiedurch trat häufig der Fall ein, daß das letztgenannte Element seine gewöhnliche Grenze überstieg und den jungen Charles Blackacre, den künftigen Stammhalter der Familie, zwang, sich in ein Zimmer im

Digitized by Google

Erdgeschoß zu Küchen, deſſen Thüre auf die große Halle mündete, — ein geräumiges Gemach, welches, dem gemiſchten Charakter des Hauſes entſprechend, zu zwei Fünfteln Bibliothek-Zimmer und je zu einem Fünftel Gewehrkammer, Wohnzimmer und Schlafgemach war. Der Schlafzimmer-Antheil beſtand in einem Feldbett und einem Waſchtiſche, welche in einer Alkoven-artigen Niſche ſtanden, worin Charley manche zufriedene Nacht verbracht hatte, um dann, vielleicht inſpirirt von den Jagd- und Fiſchfangs-Geräthſchaften um ihn her, mit Tagesgrauen aufzuſtehen und einen Korb voll zappelnder rothgeſprenkelter Forellen für das Gabelfrühſtück mit nach Hauſe zu bringen.

Pilgerkarawane von Afrika zurückkehrend.

Man nahm allgemein an, Charley werde zu dieſen Expeditionen vorzugsweiſe durch Pietät bewogen. Er liebte ſeinen Vater ſchwärmeriſch, er hielt ihn beharrlich für den Weiſeſten aller Weiſen, für den echteſten Patrioten, den ſcharfſinnigſten Staatsmann, den glänzendſten Witzbold, welcher jemals die Heimlichkeit und Zurückgezogenheit des häuslichen und Privatlebens der Ehre und dem Ruhme vorzog, welcher ihn unfehlbar zu Theil geworden wäre, wenn er ſich den Staatsgeſchäften und öffentlichen Intereſſen gewidmet hätte. Es war ein holder, ehrlicher Glaube und ein

Digitized by Google

befriedigendes Gefühl für Charley. Es ist sehr leidig, wenn man über einen Gegenstand, der in solch löblichen Empfindungen wurzelt, anderer Ansicht seyn muß, allein zur Steuer der Wahrheit müssen wir die nackte Thatsache anführen, daß wenn nicht ein Hang zu Späßen untergeordneten Ranges als Zeugniß für höhere geistige Begabung gelten darf, der gutmüthige freundliche Herr Blackacre in seiner Weise das geistige Niveau der gewöhnlichsten Menschenkinder überragte. Charley aber verspekte nie, den Späßen seines Vaters den lautesten Beifall zu zollen. Er hätte eine Unterlassung dieses Beifalls für einen Hochverrath an seinem Papa gehalten. Die neuen Späße begrüßte er mit schallendem Gelächter, die alten nahm er mit ruhigem Vergnügen hin, etwa wie ein Weinkenner eine schon bekannte Sorte Wein von einem guten Jahrgang stets mit besonderem Gusto prüft und schlürft, so oft sie ihm von neuem vorgelegt wird. Einer dieser Späße nun, welchen Papa Blackacre jedesmal, wenn Forellen aufgetragen wurden, unfehlbar machte, schien Charley eine Vorliebe für das Angeln von Forellen beigebracht zu haben. So oft nämlich Binns der Tafeldecker eine Platte Forellen auf die Tafel setzte, — mit einem Blicke natürlich welcher genugsam bezeichnete, wessen Geschicklichkeit man dieselben verdanke, pflegte Papa Blackacre mit einem Blicke auf die deutsche Gouvernante unfehlbar zu bemerken: „Ei sieh' da, Mamsell, da kommen ja wieder Ihre Namensbrüder!"

(Damit nun unsere fremdblichen Leser begreifen, worin denn eigentlich die Pointe dieses vermeintlichen Witzes liegen soll, wollen wir nur anführen, daß die deutsche Erzieherin Gertraut Pfalz hieß und daheim von den Ihrigen stets Trautchen oder Trudchen genannt worden war. Nun heißt Forelle im Englischen Trout [sprich Traut], und da seiner Fräulein Trautchen sehr hübsch, sehr munter und beweglich war, so hatte ihr der spaßliebende Hausherr den Beinamen Little Trout aufgetrieben, was Forellchen bedeutet und ein Wortspiel auf Trautchen seyn sollte. Und Little Trout hieß deshalb Fräulein Pfalz von da an im vertrauten Kreise der Familie Blackacre.)

So oft nun der vorerwähnte Spaß von Papa Blackacre wegen der Forellen aufs Tapet kam, pflegte der treue Charley so laut wie möglich zu rufen: „Hahaha! Gut, Sir! vortrefflich!" und geberdete sich so vergnügt wie ein Jäger, der von einem Volk Hühner ein Dutzend heruntergeschossen und es in die Jagdtasche steckt.

Fräulein Trautchen aber, wie der in Deutschland erzogene Charley sie nannte, Schön-Trudchen, war die in Deutschland erzogene Charley sie nannte, Schön-Trudchen, war eine zierliche kleine pikante Brunette von höchst beweglichen und einnehmenden Wesen. Sie hatte hübsche Züge, ein naives Stumpfnäschen, muntere dunkelgraue Augen, eine reiche Fülle dunklen Haares, das sie gewöhnlich in einem Netz von leuchtend karmoisinrother Wolle trug, wunderhübsche kleine Hände und Füße und eine überaus zierliche, bewegliche, geschmeidige Figur. Für gewöhnlich war sie etwas ernst und gemessen, wie es einer Erzieherin geziemt. Die Linien um ihren Mund drückten einen festen Willen und seltene Thatkraft aus; in den Augen lag Geist und Entschiedenheit, aber hinter dem ernsten Blicke lauerte auch etwas von Schalkheit, und der Vicar von Darenth-in-Parvis mochte nicht Unrecht gehabt haben, als er Trautchen einmal lachen sah und die Bemerkung machte: sie sey eine, in eine Schulmeisterin vermummmte süße kleine Fee. Thatsache war, daß ihre Zöglinge sie liebten und sehr respektirten und daß eine einzige Bewegung des zierlichen Köpfchens genügte, um die Fräulein Blackacre im Zaume zu halten, welche Trudchen um zwei Kopflängen überragten. Ihr Blick hatte etwas besonders Wirksames. Vor seinem Ernste getrost die Leidenschaft, hörte die Widerspenstigkeit auf, verstummte die Rechthaberei. Man hatte Trudchen niemals roth werden sehen; war sie ärgerlich, so biß sie sich nur auf die Lippen; war sie fröhlich, so gingen ihre dunkelgrauen Augen weit auf und leuchteten, wie wenn man von einer Studirlampe den Schirm hinwegnimmt. War sie erzürnt, so ward ihre gewöhnlich blasse Stirn und Wange weiß wie Alabaster und ließ das dunkelrothe Netz so auffällig hervortreten, daß es schien, als ob all das ergetze Blut in ihren Adern sich in jenen Kopfputz wie in eine Citadelle zurückgezogen habe. Ja vor Trudchens ernstem Blick war sogar schon der Hausherr selbst zurückgebebt und ihm der halbgeborne Spaß auf der Zunge erstorben. Charley allein trotzte jenem Blick, denn er war ein Junge, welcher das Gefühl der Furcht nicht kannte, weshalb man wahrscheinlich ihn immer ausersah, in Nothfällen die große Stube im Erdgeschoß zu beziehen, von welcher man sich in größtem Geheimniß und Vertrauen zuflüsterte, sie sey eigentlich für eine angenehme Nachtruhe wenig geeignet, weil — nicht ganz geheuer, — eine Anheutung, die Charley stets mit einem mitleidigen Achselzucken beantwortete.

Es war Weihnachtszeit, das Herrenhaus von Trestwood-Darenth voll von Gästen, jedes heizbare Zimmer besetzt.

„Na, das ist eine schöne Geschichte!" hub Herr Blackacre eines Morgens an, als er mit einem offenen Briefe in der Hand in das Ankleidezimmer seiner Gattin trat; „Meine Muhme Macrory kommt heute Abend hieher!"

„Heute? nicht doch, Lieber! erst am Sonnabend.

„Nit nichten, Liebe, lies hier selbst! Sie schreibt: sie komme morgen, d. i. heute!" sagte Herr Blackacre mit einer dunklen Ahnung, daß diese Antwort wieder als köstlicher Witz gegolten hätte, wenn Charley anwesend gewesen wäre. Leider aber war er zum Besuch weggeritten.

„Die Muhme hat sich mit Lady Carruthers überworfen," fuhr Herr Blackacre fort; „irgend eine Verdrießlichkeit wegen kalten Getränkes. Ihre anspruchsvolle Jungfer, Fräulein Meggs oder Moggs oder wie sie heißt, ist wieder einmal aufrührisch geworden. Da hat es ein kleines Stiergefecht abgesetzt. Fräulein Malidda Moggs beklagte sich, daß sie ihren Thee immer zu spät und kalt bekomme. Die Muhme stellte die Wirthschafterin darüber zur Rede, diese fuhr auf und heizte ihrer Gebieterin ein. Es kam zu Erörterungen, zu allgemeiner Schlacht. Frau Macrory zog sich zum Schlachtfeld zurück, nahm ihre Verwundete, nämlich Fräulein Moggs, mit sich und wird im Laufe des Tags hier seyn. Aber nun sprich, wo sollen wir sie unterbringen?"

„Das wird schwer halten; Muhme Macrory ist so eigen," erwiderte Frau Blackacre nachdenklich. „Ihre Jungfer ist noch anspruchsvoller. Wir haben kein anderes Zimmer mehr übrig, als das im Erdgeschoß."

„Bah, das geht nicht; ebenso gut könntest Du den Kohlenkeller vorschlagen, Liebe. Bedenke doch: das Spulzimmer! Das geht nicht."

„Da weiß ich wahrlich keinen Rath, mein Freund! Selbst Charley's Zimmer ist besetzt. Da muß irgend jemand seine eigene Stube hergeben und in das Spulzimmer übersiedeln," setzte sie entschieden hinzu.

„Aber wem willst Du dieß zumuthen, meine Liebe?" fragte der Hausherr. In diesem Augenblicke stürmten die drei älteren Töchter des Hauses herein, gefolgt von der Gouvernante. „He, Kinder, wer bezieht freiwillig das Spulzimmer, um für Tante Macrory Raum zu schaffen?" rief Herr Blackacre und schwang den Brief der Muhme wie eine Fahne. „Hurrah, redet! aber sprecht nicht alle auf einmal!"

Damit hatte es keine Noth — im Gegentheil, die drei Fräulein Blackacre machten sehr lange Gesichter und schauten sich wechselseitig fragend an.

„Ich will es beziehen, Sir!" erwiderte eine klare angenehme Stimme ruhig und entschieden; es war die Gouvernante.

„Sie, Fräulein Trout? Unmöglich! Davon kann gar keine Rede seyn, Fräulein," entgegnete der Hausherr. „Es wäre ein unauslöschlicher Makel an dem Muthe meines Stammes, wenn eine junge zarte Fremde ...."

„Ich bin weder zart noch fremd, Sir," fiel ihm Trautchen in die Rede. „Sich zu einem Dienste hergeben würde, welchem keines von den Unsrigen sich zu unterziehen den Muth hätte," fuhr Herr Blackacre fort; „Conny, mein Kind, Du mußt drunten schlafen."

Fräulein Constanze brach in Thränen aus, und Trautchen sagte ruhig: „Nicht doch, Sir, ich protestire dagegen."

„Sie pro— eh, dann bitte ich um Vergebung, Mademoiselle!" versetzte Herr Blackacre etwas stolz. Aber Trautchen drehte sich gelassen nach ihm um und sah ihn mit ihren großen dunkelgrauen Augen ernst an. Herr

Digitized by Google

Blackacre ward unruhig, schlug die Augen nieder, sah seitwärts, trat etwas zurück und brummte endlich zwischen den Zähnen: jenun, gesetzten Falls, daß seine Frau nichts dagegen habe.... daß sie es für passend erachte... und wenn Mademoiselle denn absolut darauf bestehe, so wolle er seinerseits auch nichts dagegen haben, und Mademoiselle Little Trout möge sich nach Belieben einrichten.

Frau Blackacre war mit Trudchens freiwilligem Anerbieten höchlichst einverstanden und gab sogleich Befehl, die große Stube im Erdgeschoß für diese so behaglich einzurichten, als es die Umstände nur gestatteten, worauf der Familienrath aufgehoben ward und alle sich zum Frühstück begaben. Trudchen lächelte in sich hinein: sie hatte ihren Willen doch durchgesetzt.

Der Tag verfloß so heiter wie gewöhnlich. Frau Macrory langte im Laufe desselben an mit noch ungesträubtem Gefieder, ward in dem hübschen Zimmer der Mamsell untergebracht, wegen der Spannung mit ihrer vornehmen Freundin sehr bedauert und erheitert ihren Thee. Gegen Abend, als die Dämmerung einbrach, wähnten diejenigen, welche in das Geheimniß der Zimmertauscher eingeweiht waren, in Trudchens unerforschlichen Zügen einen wachsenden Schatten von Unbehagen zu bemerken, welchen man ihr als eine unwillkürliche Kundgebung des Widerwillens deutete, den sie nachgerade von der selbstübernommenen Aufgabe empfand. Allein in Trudchens Innern war in der That keine Spur von Schwanken und als die Zeit des Schlafengehens herannahte, hätte man glauben mögen, Trudchen wolle eine Gesellschaft von Freundinnen zu irgend einer angenehmen Unterhaltung begleiten, welche man zu ihrem Vergnügen arrangirt habe. Einige Freundinnen begleiteten sie bis auf die Thürschwelle des gefährlichen Spukzimmers, wo jedoch vorerst aller Verkehr aufhörte. Man nahm einen raschen, obwohl herzlichen Abschied von einander, die Escorte ging aus einander und jedes begab sich auf sein eigenes angenehmes Zimmer droben.

Trudchen warf zunächst einen neugierigen, wenn auch nicht gerade besorgnißlosen Blick im Zimmer herum. Die eine Wand zeigte ein vollkommenes Museum von Flinten, Jagdgewehren, Pistolen, Büchsen, Degen, Rappieren, Fischfangsgeräthschaften, Angelruthen, Jagd- und Fahrpeitschen, Sätteln, Zäumen, Bogen, Armbrüsten, Köchern, Mänteln, Handschuhen, Wasserstiefeln und einer Menge ähnlicher vermischter Gegenstände von verschiedenem Gebrauch.

Zwanzig Gespenster hätten in einem solch geräumigen Gemach leicht versteckt liegen können, ohne aufgefunden zu werden, denn das dunkle Eichenholzgetäfel und andere düstere Gegenstände absorbirten das Licht der kleinen Handlampe gänzlich. Trudchen sah daher nur nach dem Verschluß von Thür und Fenstern, kleidete sich aus und ging zu Bette. Hier lag sie einige Zeit horchend und grübelnd halb im Traum über jenes eigenthümliche Aechzen, Knarren, Krachen, Heulen, Stöhnen, Quieken und Gerumpel, wodurch die meisten altehrwürdigen Herrenhäuser die schweigsame Nacht benachrichtigen, daß ihre Konstitutionen nachgerade den Zahn der Zeit zu fühlen beginnen. Die Störung ward bald darauf noch vermehrt durch das Auftreten einer Ratte im Getäfel, welche in hoher gesteliger Achtung bei den übrigen zu stehen schien und eine Soiree gab, welche jedoch nach langer Fröhlichkeit in einer allgemeinen Rauferei endete. So kam es, daß die Glocke zwei Uhr geschlagen hatte, ehe Trudchens dunkelgraue Augen sich zum Einschlafen bequemten.

Das ganze Herrenhaus lag in tiefster Ruhe, da erschollen ein Schrei, ein Schuß — nein, zwei Schüsse in rascher zorniger Aufeinanderfolge! Ganz Trefswood-Dareuth sprang auf seine Beine. Thüren wurden auf- und zugeschlagen, Lichter blitzten auf, halb angekleidete Leute schauten über das Treppengeländer herab und husteten in dem schwefeldustenden Pulverdampfe, welcher noch immer langsam das Treppenhaus emporwirbelte. Trudchen in ihrem grauen Schlafrocke, mit schneeweißem, aber sonst unversörtem Antlitz, stand etwa zwei Schritte vor ihrer Zimmerthüre im Hausflur und hielt in der noch ausgestreckten Hand eine abgeschossene Pistole. Laden und Gardine und Flügel an dem einen Fenster der Halle standen offen und ließen den Mondschein hereinfallen. Einige der Möbeln waren von der Stelle gerückt und auf den Marmorfließen des Fußbodens waren Tropfen und kleine Lachen von Blut zu sehen, zum Beweis, daß die Eindringlinge nicht ungerupft davongekommen seyen.

Mademoiselle's Geschichte war bald erzählt. Ein leises knarrendes Geräusch an einem der Fenster ihres Zimmers hatte sie geweckt. Es erschien so beharrlich und einen besondern Zweck verfolgend, daß sie es leicht von den Tönen im Getäfel unterscheiden konnte, welche sie zuvor so lange wach erhalten hatten. Und als das Geräusch dann plötzlich aufhörte, um nach einer Weile an einem entfernteren Fenster wieder begonnen zu werden, hielt Trudchen es alsbald für die höchste Zeit, nun selber einzuschreiten.

Es war jedoch nicht ihre Absicht, die schlafenden Hausgenossen zu wecken, denn sie glaubte, jede Anbeutung, daß man im Innern des Hauses auf seiner Hut sey, werde zur Verhinderung eines Einbruchsversuches hinreichen. Sie nahm daher eine Pistole von der Wand, lud sie hastig von dem auf dem Tische stehenden Schießbedarf, öffnete leise ihre Thüre und schlich sich hinaus in die Halle. Sie kam zu spät: ein hoch gewachsener Mann, welcher wollene Socken über seine Stiefeln gezogen hatte und eine Blendlaterne in der Hand trug, schlich sich quer über die Halle nach dem Büffet des Tafeldeckers und der Silberkammer. Ein zweiter Mann, ein untersetzter kräftiger Kerl, war so eben zum Fenster herein auf den Boden gesprungen und Trudchens ansichtig geworden; er stieß einen halblauten Fluch aus und eilte auf sie zu, während sein Spießgeselle sich im selben Augenblick umdrehte.

Als der erste Mann den Arm ausstreckte, wie um sie zu ergreifen, berührte Trudchen den Drücker. Sie hörte noch einen rauhen Kehlton, einen heiseren Schrei, ein Klirren und Vorwärtsdrängen; weiter wußte sie nicht mehr.

Blutspuren in der Nähe des Fensters und auf dem Sims selbst schienen anzudeuten, daß die Schurken, der verwundete wie der unverletzte, auf demselben Wege wieder entwicht, wie sie gekommen waren, während die Fahrten von Füßen verschiedener Größe auf dem welchen Boden draußen die Nachforschenden auf den Schluß führten, daß die von Schön-Trudchen in die Flucht geschlagene Bande mindestens aus drei Individuen bestanden habe.

Mit den herzlichsten Glückwünschen, mit den beiersten Komplimenten ward die tapfere junge Dame überhäuft, deren energischer Vertheidigung Herr Blackacre die Sicherheit seines Silberschrankes verdankte, und welcher ein alter General-Onkel, der sich unter den Gästen des Hauses befand, ein Kästchen mit prachtvoll eingelegten Pistolen als Anerkennung dafür, daß sie sich derselben so gut zu bedienen wisse, zu verehren gelobte. Frau Blackacre bestand sogleich darauf, daß man alsbald in ihrem Ankleidezimmer ein Bett für Trudchen aufschlage, da aller Wahrscheinlichkeit nach der Einbruchsversuch natürlich noch vor Tagesanbruch wiederholt werden würde. Allein auf diesen Vorschlag wollte die kleine Dame mit dem karmoisintothen Reh nicht eingehen, sondern begab sich wieder in ihr Zimmer zurück unter dem Geleite von eben so vielen, jedoch nicht so kunstreich und mühsam aufgeputzten Damen wie zuvor.

Dieses Ereigniß machte begreiflicherweise großes Aufsehen, denn der Versuch, ein Haus durch Einbruch zu berauben, welches gewöhnlich so voll von Gästen war wie Trefswood-Daruelh, erschien im höchsten Grade frech und vermessen. Dennoch ergab sich keinerlei Anhaltspunkt, welcher zur Habhaftwerdung der Bande hätte führen können, und alles kehrte wieder in sein gewöhnliches Geleise zurück, ausgenommen daß Schön-Trudchen, welche bisher von Seiten ihrer Brodherren mehr geachtet als geliebt zu werden schien, sich mit Einem Male die herzlichste Zuneigung von Herrn und Frau Blackacre errungen hatte. Es ergab sich daraus eine entsprechende Milderung und vermehrte Weichheit in dem Ton und Benehmen der unabhängigen jungen deutschen Dame selbst, — eine Umwandlung, die für Trudchen selbst um so günstiger war, da man eben so gut hätte erwarten können, die eherne Statue des Herzogs von Wellington werde von dem ehernen Streithengste des Denkmals von Hydepark-Corner herunter-

Digitized by Google

steigen, um einem vorübergehenden Prahlen die Honneurs zu machen, als daß Fräulein Pfalz sich bequemen werde, die gute Meinung und Neigung irgend eines lebenden Wesens zu gewinnen. —

„Wer spielt denn hier um zwei Uhr Morgens das Accordion (die Ziehharmanika), allerdings sehr geschickt und leise?“ fragte General Dacre eines Morgens beim Frühstück.

„Ja, wer thut das?“ fragten die übrigen Gäste im Chorus.

Frau Blackacre hatte eine wirre Erinnerung, daß irgend eine süße einschmeichelnde Musik sich in ihre Träume eingeschlichen habe, konnte sich aber nicht denken, woher dieselbe kam, da ihres Wissens niemand im Hause das fragliche Instrument zu spielen verstehe. Die räthselhafte Nachtmusik blieb also ein Geheimniß. —

Zwei oder drei Tage vergingen und das Haus war so eigenthümlich leer von Gästen geworden, daß der arme Herr Blackacre mit einer entmuthigend kleinen Gesellschaft von sechzehn Personen sich zu Tische setzen mußte, als plötzlich Gerüchte, deren Entstehung man auf keine Quelle genau zurückführen konnte, im Hause in Umlauf geriethen von Dingen, welche ebenso unerklärlich räthselhaft, als unheimlich waren und sich unter diesem selben Dach ereignen sollten. Jenes rührige Individuum, welches mit der Katze die Verantwortlichkeit für alles Unheil theilt, das nur in einem Hauswesen angerichtet wird — der Herr Niemand nämlich — gesiel sich in den außerordentlichsten Streichen. Nicht nur hörte man ihn in der Stille der Nacht sich polternd herumtreiben, sondern jener kühne Marodeur bediente sich der Lampen, zündete Lichter an, stahl Lebensmittel und erfrechte sich sogar, Kleider und Bücher umgetragt zu entlehnen. Köchin, Wirthschaftern und Tafeldecker waren vor Schrecken und Verlegenheit beinahe außer sich, und das Entsetzen und die heimliche Angst hatten ihren Gipfelpunkt erreicht, als der Wildhüter eines Morgens, nachdem er eine Nacht im Innern des Hauses gewacht hatte, eine Andeutung bei dem Gebieter nachsuchte und seine Ueberzeugung dahin aussprach, daß irgend eine Person, welche nicht zu der Familie oder deren Gästen gehöre — muthmaßlich einer von jener Diebsbande, dem der Rückzug abgeschnitten worden sey — sich wirklich im Hause versteckt habe.

Was für bestimmte Gründe den Wildhüter Tom Ringwood zu diesem beunruhigenden Schlusse bewogen, ist niemals genau ermittelt worden. Jedenfalls aber genügten sie dem Hausherrn, welcher mit vieler Discretion die Thatsache vor Allen außer seiner Frau und seinem ältesten Sohne geheimhielt und unverweilt Maßregeln traf, um den Eindringling zu überrumpeln und zu entdecken.- Es ward abgemacht, daß am folgenden Tage zwei Polizisten in angemessener Vermummung sich in's Haus einführen und in Begleitung des Hausarchitekten eine solch ersprießende Durchforschung seiner labyrinthischen Winkel beginnen sollten, um genügend darzuthun, daß der heimliche Gast, gleichviel durch was für Mittel immer er sich Zutritt ins Herrenhaus verschafft, kein dauerndes Versteck innerhalb der vier Wände desselben habe und auf jeden Fall keinerlei Kamivonz zwischen ihm und irgend einem der Einwohner bestehe.

Die Haussuchung war zwar mühsam, führte aber kein andres Ergebniß herbei, als die Aufwirblung einer Unmasse Staub und die gewaltigste Ruhestörung und Friedensbruch in dem Treiben einer Republik von Spinnen, welche vielleicht ein Jahrhundert hindurch ihr Wesen ungestört in diesen Räumen getrieben hatten. Alles Pochen am Getäfel, alles Ausmessen von Wänden und Zimmerböden, ermittelte nur eine außerordentliche Dauerhaftigkeit und eine beinahe abenteuerliche Overfion gegen jedes Niveau, jede Symmetrie und Gleichförmigkeit in dem ganzen Gebäude. Jene erfahrenen Beamten waren so sehr überzeugt, es sey gar nichts ihrer Erforschung entgangen, daß sie sich nicht enthalten konnten, Herrn Blackacre über das schnelle Einschlagen bei einzig sichern Auskunftsmitteln zu beglückwünschen. Sie verabschiedeten sich also mit der Zuversicht, das Herrenhaus einer erneuerten Ruhe übergeben zu haben.

Aber schon am folgenden Morgen stellte sich Binns der Tafeldecker blassen verstörten Gesichts bei seinem Herrn ein und meldete, es habe in einem der leerstehenden Zimmer, in demjenigen des Herrn Charles, jemand geschlafen, ja noch mehr: der freche Eindringling habe sogar den ganzen Inhalt von Herrn Charles' Kleiderschrank auf den Fußboden herausgeworfen, sich einen vollständigen Jagdanzug und ein Paar feine Stiefeln ausgewählt und statt derselben seine eigenen schmutzigen Bundschuhe, ein Paar grober Beinkleider und einen fettigen alten Hut hinterlassen.

Jeder Gedanke, die Sache geheim zu halten, schwand mit dieser Entdeckung. Aus billiger Rücksicht auf seine Gäste mußte Herr Blackacre denselben beim Frühstück die schmerzliche Mittheilung machen, sein Schloß gehöre nun nicht länger mehr ihm, und er vermöge bis dahin, wo man diesen höchst unbegreiflichen Plage Herr geworden sey, seinen zu jeder anderen Zeit so äußerst willkommenen Gästen keine ungestörte Sicherheit und ungetrübte Behaglichkeit mehr zu verbürgen. Dieser Wink ging nicht verloren, und binnen weniger Stunden war die Gesellschaft in Treshwood-Darenth nur noch auf die Familie des Besitzers und auf zwei oder drei alte Herren reducirt, welche ihre Dienste zur Sicherung des Schlafzerrn angeboten hatten.

Der arme Herr Blackacre war über diese gezwungene Entlassung von Gästen sehr niedergeschlagen. Gar nichts in seinem bisher so behaglichen, heitern, sorglosen Leben hatte ihn jemals so sehr geärgert. Er saß in dem Boudoir seiner Frau, den Kopf auf die Hände gestützt, als wäre er ganz außer Stande, irgend einen entschiedenen Schritt zur Abschüttelung jenes drückenden Alps zu thun. Er war schon einige Tage bevor die eben erzählten Begebenheiten sich zutrugen, nicht in seiner gewöhnlichen Stimmung und guten Laune gewesen. Er vermißte immer seinen Lieblingssohn, und Charles, welcher sonst selten viele Tage abwesend war, hatte sich gemüßigt gesehen, seinen Aufenthalt im Norden zu verlängern um der Hochzeit eines nahen Verwandten anzuwohnen. Er schrieb jedoch häufig, drückte dem Vater sein Beileid wegen der seltsamen Ruhestörungen aus, und schlug verschiedene Methoden der Nachforschung vor ꝛc. Als man ihm den Einbruch in sein eigenes Zimmer gemeldet, schrieb er zwar beruhigend, jedoch anscheinend sichtlich pikirt über die kaltblütige Frechheit des Diebes und fügte hinzu, er werde bald zurückkehren, um den Fuchs ausgraben zu helfen, wenn nicht Mademoiselle Trudchen, von deren kühnen Waffenthaten der Ruf bereits nach Norden gedrungen sei, ihm darin zuvorkomme.

Als man letztere Stelle der Mademoiselle vorlas, lächelte das Frätzchen Mädchen in einer übertegenen Weise und erklärte die feste Absicht, ihr dauerndes Nachtquartier in der gefährlichen Stube im Erdgeschoß aufzuschlagen, um sich dadurch die Chance einer zweiten Begegnung mit dem Einbrecher zu sichern, welcher, wie Mademoiselle sich schmeichelte, bereits Grund hatte, ihren Arm zu respektiren. Und die kleine Dame hatte durch die Verbindung von Muth mit gewinnender Freundlichkeit mittlerweile schon einen solchen Einfluß auf die Familienhäupter gewonnen, daß keines von beiden daran dachte, sich ihrer Absicht zu widersetzen.

„Es war einmal eine Zeit, wo mir diese kleine Gouvernante gar nicht behagte,“ bemerkte Herr Blackacre gegen seine Frau, als sie mit einander allein waren. „Aber neuerdings kommt es mir förmlich vor, als könnten wir sie gar nicht mehr entbehren. Sie ist so sanft, so selbstverleugnend, so besonnen und rücksichtsvoll — ein wahrhaft gewinnendes Geschöpf. Sprich mir nicht von der Jungfrau von Orleans, nicht von dem Mädchen von Saragossa — sie sind nur ein Pappenstiel dagegen!“

„Ihre schönen Kenntnisse, ihr Anschlag auf dem Klavier ....“

„Und noch besser, ihr Anschlag mit den Pistole!“ fiel Herr Blackacre ihr sichernd in's Wort und seufzte, denn seine Frau wollte über den Witz nicht lachen und er vermißte Charley's stürmenden Beifall. — „Ich weiß nicht wie es kommt, meine Liebe,“ fuhr der arme Herr fort. — „Vielleicht setzt mir diese stete Qual und Unruhe zu; aber ich fürchte, ich werde recht langweilig, stumpf und schwerfällig. Mein Gedächtniß — ja, wenn Du sa wüßt, mein Witz — verläßt mich zuweilen; ich finde, daß ich weniger schlagfertig und glücklich in Repliken bin als früher. Vielleicht besser es sich mit mir wieder, wenn Charley zurückkommt, denn sein Witz erscheint wie der Probirstein des meinigen.“

Digitized by Google

„Ich denke, Du bist nicht ohne Bewunderer, mein Lieber," versetzte Frau Blackacre tröstend. „Es ist noch Eine Person da, welche alle Deine Bemerkungen und Aeußerungen vollständig zu würdigen weiß — Mademoiselle Trout. Sie lacht selten, aber ich habe oft wahrgenommen, wie bei jeder glücklichen Bemerkung von Dir ihre Augen funkeln und ihre Lippen sich zu einem Lächeln verziehen, ganz wie bei Charley."

„Ach, wirklich? hast Du das gesehen, meine Liebe?" rief Herr Blackacre sichtlich angenehm berührt. „Ja, sie ist ein hübsches, wackres Mädchen, eben so gut als tapfer, und eben so geschickt als gut. Und ich möchte sogar wünschen — doch nein, ich rede besser nicht davon...."

„Nun, mein Freund, was möchtest Du denn wünschen?" fragte seine Frau, aber er blickte sie nur an, ohne zu antworten. Frau Blackacre lächelte geheimnißvoll. „Darf ich Dir ein kleines Geheimniß mittheilen, Henry?" flüsterte sie. „Denke Dir, mein Lieber, es kommt mir vor — d. h. es will mich bedünken — nein, sey nicht böse, mein Schatz, denn derlei Wahrnehmungen drängen sich uns unwillkürlich auf — also ich habe die seltsame Ahnung, daß... daß von Seiten einer gewissen Partei, die ich nicht nennen will, eine gewisse Vorliebe, eine gewisse zärtliche Neigung für eine Person bestand, oder vielmehr noch besteht, die ich nicht erwähnen darf...."

„Ich hege nicht den mindesten Zweifel, daß ein derartiges Phänomen besteht, meine Liebe," sagte Herr Blackacre lächelnd; „aber wo denn, mein Schatz?"

„Jenun, rund heraus gesagt: zwischen Charley und der Gouvernante!"

„Mamsell Trout?..."

„Ich bin sogar überzeugt, Henry, daß unser Junge sie liebt," fuhr Frau Blackacre hastig fort; — „aber er hängt so sehr an Dir, mein Lieber, und fürchtet so sehr Deine Mißbilligung, daß...."

„Kein Wort weiter, meine Liebe!" rief Herr Blackacre und küßte sie; „laß Charley erst nach Hause kommen, dann werden wir ja sehen." —

Mamsell Trudchen saß im Schulzimmer allein. Wenn sie mit dem Korrigiren der Schreibaufgabe ihres jüngsten Zöglings beschäftigt war, so war dieß ein kurioses Verfahren, denn auf der Schiefertafel standen lauter Charley in allen möglichen Schriftzügen, und sonst gar nichts. Ein leiser Schritt schreckte sie aus ihren Träumereien auf; ein sanfter matronlicher Arm legte sich um ihren Hals und eine weiche, liebe, bewegte Stimme flüsterte nur die beiden Worte: „Meine Tochter!"

Trudchen weinte in den Armen ihrer mütterlichen Freundin Frau Blackacre.

Das war ein Schreckensruf an diesem Abende. Wo war denn Little Trout, Schön-Trudchen? Das Dinner, der Thee, der ganze Abend vergingen ohne sie, — es war als sey sie verschollen — ihr ganzer Ausgangs-Anzug: Hut, Stiefelchen, Sonnenschirm, ja sogar das hochrothe Netz, das so selten ihre Stirne verließ, fanden sich zwar in ihrem Zimmer, aber sie war nirgends. Im ganzen Hause war keine Spur von ihr zu entdecken, und niemand hatte sie außer demselben gesehen. Eine entsetzliche Vermuthung tauchte allmählig auf; sollte möglicherweise das tapfere aber unglückliche junge Mädchen dem versteckten Hauseinbrecher begegnet haben, welche sie überwältigt, vielleicht ermordet und endlich in seinen Versteck geschleppt hatte?

Alle Mitglieder der Familie und Dienerschaft betheiligten sich diesmal beinahe mit einem überwiegen Eifer an der Durchsuchung des ganzen Hauses. Kein Winkel, keine Nitze war undurchsucht gelassen, aber alles war vergebens. Man gelangte zu keinerlei Aufschluß, geschweige denn zu einer Lösung des Geheimnisses, und erschöpft und müde von ihren Anstrengungen und den entnervendsten bängsten Befürchtungen zur Beute, entließen Herr und Frau Blackacre endlich alle und setzten sich in einem festen betretenen Zimmer des obern Geschosses zum Ausruhen und zur Berathschlagung nieder.

„Ich werde morgen das Haus dem Untersuchester Hatsey Young überantworten," sagte Herr Blackacre; „das ist ein schlauer kecker Bursche und wiegt meines Bedünkens zwanzig von euren handwerksmäßigen Polizeibeamten auf. Wenn irgend jemand dieses Räthsel lösen kann, ohne das ganze Haus abzureißen, so ist es ch."

„Rühn und verschmitzt genug ist er allerdings," entgegnete Frau Blackacre; „allein was seine Ehrlichkeit anlangt, so...."

„Diebe fängt man am besten mit Spitzbuben," bemerkte Herr Blackacre mit einem wehmüthigen Kichern.

„Hahaha! sehr gut, Sir! vortrefflich!" rief eine sonderbare bedeckte Stimme, welche zugleich nah und doch fern erschien, und brach dann mit einem Gluckser ab, als ob dem Sprecher plötzlich eine Hand den Mund zugehalten hätte.

Herr Blackacre sprang vom Stuhle auf und sank sogleich wieder in denselben zurück, was auch gar nicht zu verwundern war, denn hoch oben in der Wand drehte sich plötzlich ein Theil des Getäfers lautlos heraus wie eine Thüre und enthüllte eine Nische, anscheinend von ziemlichem Umfang, welche ihr Licht vom Dache herab zu empfangen schien. Eine kleine Treppe sammetüberzogener Stufen ward in derselben lautlosen Weise herunter gelassen, und auf diesen stieg herunter Charley Blackacre und führte an seinem Arme Schön-Trudchen im brautlichen Schmuck mit dem Kranz von Orangeblüthen im Haar.

„Ich stelle euch hier meine Frau vor, meine lieben Eltern," hub Charley mit der Zuversicht eines verwöhnten Lieblings, jedoch nicht ohne Gefühl an. „Ich bin ein schlimmer, pflichtvergessener Bursche und habe zu meiner Entlastung gar nichts vorzubringen. Ich bin seit drei Monaten verheirathet, liebster Vater, habe aber noch nicht den Muth gehabt, durch ein offenes Geständniß der That die ich begangen und die Du möglicherweise nicht billigen würdest, die Zuneigung auf's Spiel zu setzen, die mir so werth ist, wie mein Leben. Ich wollte erst abwarten, bis mein Herzblättchen hier sich auch den Weg zu Deinem Herzen erobert hätte. Wir fürchteten aber, dieß könnte ein für unsere Geduld allzulanges Verfahren werden, und so arrangirten wir im Complott einen kleinen Allarm, welcher allerdings nicht auf denjenigen Umfang berechnet war, den er nun zufällig angenommen hat.

„Bei meinem gewaltsamen Eindringen in dieses Haus — wobei ich von Hatsey Young unterstützt wurde — schnitt ich mich so stark in die Hand, daß meine Frau, nachdem sie und in der zuvor abgemachten Weise zurückgetrieben, mich dringend bat, hier zu bleiben und die ganze Thorheit zu bekennen. Weil ich mich aber hiezu nicht entschließen konnte, schlug ich einen Mittelweg ein und versteckte mich unter dem Schutze meiner Frau hier im Hause, bis meine Wunde geheilt und unser großes Ziel erreicht war. Wie ich jenes Versteck dort auffand, will ich euch bei besserer Muße erzählen. Wie oft ich beinahe entdeckt ward, wie sehr knapp meine Frau mich in den Lebensmitteln hielt und wie sie mir meine Cigarren unerbittlich versagte, ja wie sie beinahe das Gelingen unserer ganzen Planes kompromittirte, indem sie darauf bestand, um zwei Uhr Morgens ihre Zitherharmonika zu probiren, — wie ich es ferner anstellte, um mit euch von Vetter William's Hause aus zu korrespondiren, — das mag ihr nun zu beliebiger Zeit erfahren. Und nun vergeßt uns beide, lieber Vater und theuerste Mutter, daß wir so thöricht gewesen sind, euch zu mißtrauen und an eurer Verzeihung zu zweifeln, und nehmt nun dieses neue Kind an euer treues gütiges Herz!"

„Ich kann — ich will mich den Wünschen Deiner Mutter nicht widersetzen, Junge," entgegnete Herr Blackacre, und versuchte aus allen Kräften fest wie ein Fels zu erscheinen, der nach langem Erweichen eine winzige Ritze gezeigt hatte. — „Meine Liebe, ich glaube, Du willst etwas sagen!"

„Meine Gefühle müssen sich immer den Deinigen unterordnen, Henry," versetzte Frau Blackacre, welche vor Begierde brannte, beide zu umarmen. „Wenn Du es denn befiehlst...." Aber der Zwang, den sie sich auferlegte, war so durchscheinend und augenfällig, daß keines von der ganzen Gesellschaft seinen Ernst länger bewahren konnte, und alle in ein schallendes Gelächter ausbrachen.

Digitized by Google

„Jenun, meine liebe, kleine Trout," sagte der ernste strenge Schwiegerpapa und wischte sich die Thränen des Lachens aus den Augen; „Du bist die erste Frau, der ich begegnet bin, welche ihren Mann im Schranke bei den Löffeln einsperrte, gerade als ob Du ihn — zum Fressen lieb habest ..."

„Hahaha! halloh, Sir! sehr gut, vortrefflich!" rief Charley und sah sich voll Entzücken um; „meiner Treu, hast Du schon einen solch ausgezeichneten Witz gehört, Schön-Trudchen? — Sehr gut, vortrefflich! in der That!"

Das Rom der Kaiserzeit.

Das alte Rom konnte sich selbst unter der glänzenden Regierung jenes baulustigen kunstsinnigen Kaisers Augustus keiner Quais und Boulevards, wie sie Paris, keiner Parke, wie sie London, keiner großen Plätze rühmen, wie sie Berlin hat. Das Terrain von Rom besteht aus einer Anhäufung von Hügeln, durchschnitten von engen gewundenen Thälern, bespült von einem schmalen rasch strömenden Flusse, welchen verschiedene Bergwasser nährten. Ein solches Terrain konnte niemals Raum liefern für große breite Straßen wie Regents-Street, oder für weite, mit Garten-Anlagen verzierte Plätze, wie die Place de la Concorde. Der Vicus longus lief nach den besten neueren Schriftstellern über altrömische Topographie, nämlich nach Papencordt, Gregorovius, Ampère und Dyer, zwischen dem quirinalischen und viminalischen Hügel hin, war kaum 1500 Schritte lang und endete in niedrigen Vorstadthäusern. Die kleineren Straßen des alten Rom waren schmal und kurz, nirgends über fünfzehn Fuß breit; die Gäßchen und Durchgänge waren sogar nur eine Armslänge breit und in Wirklichkeit genau so, wie noch heutzutage die lehlabschneidenden kleinen Gänge sind, welche den Corso, diese große Lebensader des heutigen Roms, durchschneiden. Die ungeheuren Häuser, deren Höhe Augustus auf 70 Fuß beschränkte, waren nach Stockwerken vermiethet, wie die großen Wohnhäuser in den großen Hauptstädten des Kontinents, und da viele von den Miethleuten in den oberen Stockwerken auch noch Balkone vor ihren Fenstern anbrachten, so waren die unteren Stockwerke zwar kühl, aber unheimlich finster; der blaue Himmel war ihnen entzogen und die Sonne drang niemals in die Räume der unteren Stockwerke, deren Bewohner jedoch die dicke Atmosphäre und den Schatten dieser Gäßchen liebten und der Gesundheit sehr zuträglich erachteten. Horaz und Juvenal äußern sich beide bitter über den Schmutz und Lärm Roms, über die bis zur Lebensgefahr volkreichen und von Menschengewühl wimmelnden Straßen und die Gefahr durch die einstürzenden Häuser.

Die Gipfel der sieben Hügel gehörten den Patriziern und waren zu Gärten und Tempeln ausgelegt. Die einzigen Theile innerhalb des Bereichs der alten servianischen Mauern, wo Cajus oder Codrus frische Luft schöpfen konnten, waren der Circus Maximus, das Forum Boarium und das Forum Romanum. Der römische Bürger mußte, wenn er aus den erstickend dumpfen Gäßchen, den engen Durchgängen, den hergartigen Häusermauern herausstrat, sich wie verjüngt gefühlt und begierig und entzückt in durstigen Zügen den Sonnenschein eingetrogen haben im großen Circus, der etwa 750 Schritte lang und 500 breit war und auf welchen die hohen Gebäude auf dem Rücken und an den Abhängen der Hügel des Palatin und Aventin herabblickten. Das Capitol aber war der echte Mittelpunkt des religiösen und politischen Lebens, der Macht, des Ruhmes und des Reichthums Roms.

Versetzen wir uns auf eine Weile in Gedanken in das Zeitalter des Augustus und auf den höchsten Theil der Via Sacra, da wo der Triumphbogen des Titus (den wir jüngst auf S. 277 abbildeten) noch steht. Roms Glanz und Stolz entfalten sich hier in ihrer ganzen Fülle vor unserem Auge. Auf dem nördlichen Gipfel des kapitolinischen Hügels steht der ungeheure Tempel des Jupiter Optimus Maximus, der Juno und Minerva. Seine vergoldeten Ziegel werfen die goldenen Strahlen der glühenden italienischen Sonne zurück; der Himmel leuchtet im dunkelsten Sapphirblau und glüht von jener nachhaltigen Hitze, welche die griechischen Säulen der Vorhalle, die Bildhauer-Arbeiten des Giebels und die dreifachen marmornen Bildsäulen mit einem goldenen Tone anhaucht. In der Nähe des Tempels erhebt sich eine kolossale Statue Jupiters, und hart dabei ist auch eine riesige Bildsäule Apollo's. Die kleineren Tempel der Ehre, der Tugend und der Glücksgöttin, jeder von ganzen Hainen von Bildsäulen umgeben, schmücken ebenfalls den Hügel der Citadelle von Rom, während auf dem südlichen Gipfel dieses Hügels der Tempel der Juno Moneta sich erhebt.

In der Nähe der Summa Via Sacra, wo wir im Geiste unsern Standort genommen haben, sind mehrere der ältesten Baudenkmäler von Rom: die Rebes Larium und jener Tempel des Jupiter Stator, welchen Romulus selbst gegründet haben soll. Diesen gegenüber liegt jener Markt für Obst und Spielwaaren, dessen Ovid und Properz Erwähnung thun. Zur Zeit des Augustus lag das Forum jedoch dreißig Fuß tiefer als heutzutage, denn Städte wie Kirchhöfe erheben sich im Lauf der Jahrhunderte, da der Boden mehr mit Trümmern überlagert wird. Die Hügel, welche das Forum einschließen, sind gegenwärtig nur etwa hundert Fuß hoch, müssen aber an Adel bedeutend gewonnen haben, als sie noch um ein Sechstheil höher waren.

Wir wollen nun den Hügel des Capitols besteigen, dessen Gipfel mit einer Doppelreihe über einander liegender Bogen eingefaßt ist. Dieß ist das Tabularium des Catulus. Auf einer hohen Terrasse nach Norden zu steht ein Tempel der Eintracht, nach Süden hin und auf tieferem Niveau ein Tempel des Saturn. Vor dem letztern befindet sich das vergoldete Milliarium, welches Augustus als Maßstab für die Entfernungen innerhalb der Mauern errichten ließ und das für den Mittelpunkt, den Nabel des ganzen römischen Reiches galt; dahinter ist der kleine, dem Ops geweihte Tempel; zur Linken, in der Ecke, die Schola Xantha, wahrscheinlich die Kanzlei des Aedilen und seiner Schreiber. Darüber und weiter hinaus erheben sich der Bogen und der Tempel der Juno. Am östlichen Abhang dieses Theils des Hügels und vom Forum aus sichtbar, ist der Tarpejische Fels, wo die Verbrecher hingerichtet und die Verräther kopfüber hinuntergestürzt wurden. Am obern Ende des Forum, gerade gegenüber von dem Hügel der alten Stadtburg, war das Comitium, welches ungefähr den vierten Theil vom ganzen Flächenraum des Forums einnahm, den Augurten geweiht und für besondere Zwecke vorbehalten war, nämlich für die gesetzgebenden Versammlungen der Patrizier und für politische und religiöse Volksversammlungen. Das Comitium war gewissermaßen der den Mächtigen und Vornehmen vorbehaltene Raum in diesem Platze, wo alle öffentlichen Angelegenheiten Roms verhandelt wurden. Hier standen das Tribunal oder der Gerichtsstuhl, von wo aus der Prätor Urbanus Recht zu sprechen pflegte, ferner eine der Rostra oder Rednerbühnen und eine große Menge Bildsäulen. Auch ein geheiligter Feigenbaum, unter welchem der Sage nach Romulus und Remus von der Wölfin gesäugt worden waren: der Ficus Ruminalis, ward auf diesem Theile des Forums gezeigt. Die Umfassungsmauern des Comitium waren theilweise mit Freskobildern geschmückt, welche man aus Sparta gebracht hatte. Am südwestlichen Ende des Forums erhob sich die prachtvolle Basilica Julia, eine Gerichts- und Markthalle, welche Julius Cäsar hatte errichten lassen. Höher nach Osten war der Tempel des Castor; er stand auf den ersten Anblick anscheinend auf einem Ausläufer des palatinischen Hügels, welcher

Digitized by Google

sich jedoch bei genauerer Betrachtung als eine gewaltige, 24 Fuß hohe Terrasse erwies, bestehend aus cyclopischen Mauern und Massen von Tuff und Albanerstein. Die Stufen dieses Tempels betraten oft die Stelle von Rednerbühnen, von denen aus das Volk angeredet wurde. In der Nähe dieses Tempels stand die Aedes Vestä, ein von einem Haine umgebenes kleines rundes Heiligthum — so was wir heutzutage Kapelle nennen würden, nahe an der Tiber. Unweit dem gegenwärtig noch vorhandenen Triumphbogen des Severus war der berühmte erzene Tempel des doppelgesichtigen Janus, dessen Thüren im Frieden geschlossen, im Kriege geöffnet waren. Bei diesem und der Basilica Aemilia erbaute Augustus sein Chalcidicum, welches der allgemeinen Annahme zufolge ein offener Raum für den Gebrauch der Senatoren und von einer Säulenreihe umgeben war. Dicht dabei war das Senatshaus, vor welchem die Rostra standen, d. h. die mit den Schiffsschnäbeln eroberter Galeeren verzierten Säulen.

Wir wollen aber jetzt zu dem Märzfeld hinüber, dem Campus Martius, dem Paradeplatz und Spaziergang des alten Rom. Es ist eine ausgedehnte grasige Ebene, begrenzt von der gewundenen Tiber, durchschnitten von der Via Flaminia, der kaminischen Heerstraße, besäumt mit Landhäusern, im Hintergrund ein Horizont von sanft ansteigenden blauen duftigen Bergen, zur Rechten der pincianische Hügel, der heutige Monte Pincio, zur Linken der vatikanische. Auf dem Märzfeld wurden zweimal im Jahre, wenn keine Ueberschwemmungen stattfanden, die großen Pferderennen abgehalten. Hier versammelten sich die Soldaten der Legionen zu Musterungen und Aufzügen oder sammelten sich zur Theilnahme an den festlichen Triumphzügen bei der Heimkehr siegreicher Feldherren. Das Märzfeld war zugleich auch der Spiel- und Tummelplatz für die kräftige römische Jugend, die hier, halb entkleidet, sich im Wettlauf und Ringkampf übte oder Wettrennen zu Pferde und zu Wagen veranstaltete, während die Kahne den Strom hinunterstrieben und die von Ostia und dem Meere heraufkommenden schwer beladenen Lastschiffe mit der Strömung kämpften. Die Kriegsgaleeren lagen an den Prata Quinctia, an dem einen Ende des Märzfeldes, vor Anker.

Am südlichen Ende des Märzfeldes lag das vornehme Stadtviertel von Rom. Hier erhoben sich auf einem breiten ebenen Gelände in reiner Luft die großartigsten und schönsten Gebäude, welche die Patrizier errichten konnten. Strabo zählt die Tempel, Säulenhallen, Lusthaine, Theater und Amphitheater alle einzeln auf, welche diese Vorstadt schmückten.

Das Forum war der Mittelpunkt alles Handels und Wandels und aller geselligen Geschäfte in Rom. Plautus schildert in drastischen Zügen die Müßiggänger, Prahlhänse, Aufschneider, Zungendrescher, Klatschbasen, Schmarotzer, Fresser, unverschämten Bettler und zur Ruhe gesetzten reichen Leute, welche an diesem Orte verkehrten. Die Via Sacra und andere nach dem Forum hinführenden Straßen waren mit den unaufhörlich hin und her fluthenden Menschenwogen dieser Leute so angefüllt, daß Augustus es für nöthig erachtete, noch ein drittes Forum zu eröffnen. Die Stutzer und vornehmen Müßiggänger suchten sich nun einen minder volkreichen Tummelplatz und Spaziergang unter den Säulenhallen des Circus Flaminius, während diejenigen welche reiten oder fahren wollten, sich nach der Appischen Heerstraße, der Via Appia, begaben, gerade wie heutzutage die römischen Kardinäle und die vornehme Welt die Straße nach Santa Agnese, vor der Porta Pia, zu ihrer Promenade erkoren haben.

Rom selbst war nach den einmüthigen Zeugnissen der Schriftsteller jener Tage so geräuschvoll und schmutzig als irgend eine unserer heutigen großen Städte. Das wirre Getöse, der Lärm der Straßen, das betäubende Gewühl der Volksmenge in Rom fiel eben so sehr den stillen nervösen Gelehrten wie Martial, als den beschaulichen Dichtern wie Horaz beschwerlich. Am Morgen wimmelten die Straßen von rauflustigen Schulknaben und scheltenden Schulmeistern; bei Nacht lärmten die Bäcker, und den ganzen Tag hindurch die Kupferschmiede; die Schwefelverkäufer drängten sich zwischen den Haufirern, den Einkäufern von Glasscherben hindurch, und das Geschrei der heiseren Köche, welche ihre warmen Würste unter dem Menschengewühl zum Verkauf ausboten, weltleerte mit dem Atmosphärischen der schiffbrüchigen Seeleute, der winselnden Bettler und der unverschämt begehrenden Strolche. Der rührige Baumeister, emsig, erhitzt und voll Eile, mit seinen Maulthieren und Lastträgern, seinen Schleifen voll Balken und Steinen, rannte gegen pompöse Leichenbegängnisse, schwerbeladene Wagen, volle Hunde und eigensinnige Schweine an. Das war das alte Rom zur Zeit von Juvenal, Horaz und Martial.

Augustus theilte Rom in vierzehn Regionen, deren jede wieder ihre Unterabtheilungen oder Vici hatte. Jeder Vicus hatte wieder seinen kleinen Tempel und seine Laren, seine Jahresbeste, seine Behörden um den Census aufzunehmen und die öffentlichen Sklaven zu beschligen, wenn eine Feuersbrunst ausbrach. Es befanden sich in Rom etwa siebenundzwanzig Mann Polizeisoldaten, in sieben Cohorten eingetheilt, welche zugleich den Dienst der Feuerwehr versahen. Augustus gründete zwölf prätorianische Cohorten kaiserlicher Leibwachen, von welchen aber neun außerhalb der Stadtmauern kantonirt waren. Man nimmt jetzt allgemein an, die Zahl der Einwohner in dem ungeheuren Bienenstod des alten Rom müsse zu jener Zeit mit Einschluß der Sklaven und Fremden etwa zwei Millionen Seelen betragen haben.

Die Tempel Roms zu Augustus' Zeiten waren ebenso herrlich und glanzend wie die Kirchen des heutigen Rom. Dieser Kaiser wählte Apollo zu seinem Schutzheiligen, und errichtete nach seinem Siege über den Antonius bei Actium auch in Rom dem leucadischen Phöbus einen Tempel. Properz war bei der Einweihung dieses Tempels des Augustus anwesend und rühmt seine Pracht, welche als Typus dessen gelten kann, was die römischen Tempel damals waren. Der Karnies der Saulenhalle war muthmaßlich vergoldet; die Säulen, 52 an der Zahl, waren von gelbem afrikanischem Marmor; zwischen ihnen standen Bildsäulen der fünfzig Danaiden und ein Standbild des Danaus, ihres Vaters, welcher ein Schwert schwang. Auch eine Bildsäule Apollo's, wie er die Leier spielte, war hier zu sehen, und das Götterbild trug die Züge des Augustus. Um den Altar herum standen die vier ehernen Ochsen Myron's. Der Tempel selbst war von weißem Marmor, und über dem Giebel erhob sich der Wagen des Sonnengottes aus Erz getrieben. Auf den elfenbeinernen Thoren waren die Zerstörung der Niobe und ihrer Kinder und die Vertreibung der Riesen vom Parnaß in feiner Bildschnitzerei dargestellt. Innerhalb des Tempels standen die Statuen des Apollo, der Latona und Diana. Unter dem Fußgestell der Bildsäule des Sonnengottes legte Augustus die sybillinischen Bücher in vergoldeten Kisten nieder. Mit dem Tempel war eine Bibliothek von griechischen und lateinischen Büchern verbunden, wo Dichter, Redner und Philosophen ihre Schöpfungen vor befreundeten Zuhörern vortrugen. In der Halle der Bibliothek stand eine 50 Fuß hohe Erzbildsäule.

Das Pantheon war ein andrer Prachtbau des Augusteischen Zeitalters. Es existirt noch jetzt in seiner ganzen ursprünglichen Größe und Herrlichkeit. Es ward errichtet von Agrippa, dem Schwiegersohne des Augustus, im Jahre 27 vor Chr. Geb., und enthielt wahrscheinlich nur diejenigen Gottheiten, welche in spezieller Beziehung zu Rom und dem julianischen Stamme standen. An diese heilige Rotunde stießen die öffentlichen Bäder des Agrippa, welche wie andere Badeanstalten Roms auch Räume für gymnastische Uebungen und Gemächer für Vorlesungen, Vorträge und Redeübungen enthielten.

Nach der Schilderung der Großartigkeit der Tempel und warmen Bäder wollen wir noch in Kürze Nero's goldenes Haus beschreiben, die sogen. Aurea Domus, einen der großartigsten und herrlichsten Kaiserpaläste. Die große sechstägige Feuersbrunst des Jahres 65 nach Christi Geburt, welche einen großen Theil Roms zerstörte, setzte den Kaiser Nero in den Stand, einen ungeheuren Palast zu erbauen, welcher seine Fronte dem Forum und Capitol zuwandte. Ein kolossales Standbild des kaiserlichen Fiedlers und Wagenlenkers, 120 Fuß hoch, stand in dem Vestibulum oder Vorsaal dieses Palastes. Hinten schloß sich an den Palast ein künstlicher See an, auf dessen Ufern Gruppen von Häusern standen, welche das Ansehen von kleinen Städten haben sollten. Die Abhänge des cäli-

Digitized by Google

schen und esquilinischen Hügels waren in Felder, Weingärten, in Waldesgründe mit waldendem Vieh, in Wälder voll wilder Thiere verwandelt. Die ganze kaiserliche Domäne war eingeschlossen in drei Stallenhallen, jede über zweitausend Schritte lang, — ein Umkreis, welcher drei von Roms sieben Hügeln umfaßte. Diese Heimath der sieben Todsünden starrte von Gold und funkelte von Perlmutter; die Banketsäle hatten Decken von durchbrochenen Elfenbein, damit man sie mit wohlriechenden Wassern und Essenzen von oben herab besprengen konnte. Nero ließ sich jetzt zu der Aeußerung herab, er habe endlich begonnen wie ein Mensch zu leben. Er hatte sich zwei Drittel der Stadt unrechtmäßiger Weise angemaßt, und trug sich mit den Gedanken, den Namen Rom in Neropolis umzuwandeln. Ein andrer verrückter Plan von ihm war, Rom bis nach Ostia hinunter auszudehnen und das Meer durch einen Kanal in seine alte Hauptstadt zu leiten.

Von den Tempeln und Palästen wollen wir nun zu den öffentlichen Vergnügungsorten übergehen, unter denen das Colosseum durch seine riesigen Verhältnisse den vordersten Rang einnimmt. Augustus hatte sich vorgenommen, im Mittelpunkte der Stadt ein großes Amphitheater zu bauen, aber die Kosten hatten ihn wahrscheinlich davon abgehalten. Der See hinter dem Palaste Nero's lieferte nach seiner Austrocknung eine treffliche Baustelle für die neue Arena, welche 157 Fuß hoch werden sollte und zur Aufnahme von 87,000 Personen berechnet war. Vespasian begann das Colosseum und Titus vollendete es; letzterer errichtete auch die nach ihm benannten warmen Bäder, wahrscheinlich auf der Stelle des Hauses des Mäcenas. Die römischen Bürger waren zu allen Zeiten erpicht auf den Anblick von Blutvergießen. Die öffentlichen Spiele und Vorstellungen bei der Einweihung des Colosseums währten gerade hundert Tage und boten eine ungeheure Abwechslung von Kampfspielen. Da waren Kämple von

Ein Straßenprediger in Neapel.

Storchen unter einander, ein Kampf zwischen vier wilden Elephanten. Nach der Schilderung von Dio Cassius wurden bei dieser Gelegenheit über 9000 wilde Thiere getödtet, worunter welche sogar durch Weiber. Hierauf wurde das Amphitheater mit Wasser gefüllt und Pferde und Bullen hineingetrieben, welche erschlagen wurden, während sie darin herumschwammen und watelen. Darnach brachte man Boote und größere Fahrzeuge hinein, deren Bemannung ein berühmt gewordenes Seegefecht zwischen den Korinthiern und Kolkyriern aufführten.

Auf dem cälischen Hügel, ganz nahe bei dem cälischen Amphitheater, wie man das Colosseum nannte, befanden sich Schulen und Spitäler für die Gladiatoren, und Zimmer, wo die todten Fechter zur Beerdigung entkleidet wurden.

Das waren die Licht- und Schattenseiten des alten Rom, welches erst durch das mächtig aufträumende Feuer, das Nero anzünden ließ, und jene große Feuerbrunst unter Titus in eine Stadt der Paläste verwandelt wurde. Aber wo sind nun jene Paläste und Prachtbauten der Kaiserzeit? Sie sind vergangen und zerfallen wie alle Schöpfungen des Despotismus, wenn auch nur despotische Gewalt derlei Dinge schaffen kann, wie man heutzutage in Paris das Quartier latin durchbricht und den Luxembourg-Garten durchschneidet. Wie lange wird wohl der Glanz währen, welchen das neue Kaiserreich an der Seine dem alten Paris aufprägt, obschon er das Staunen und die Bewunderung der Gegenwart ist?

Prof. Dr. W. Marrus.

Digitized by Google

Sneewitchen.

Eine einfache Geſchichte von Franz von Elling.

(Fortſetzung von S. 278.)

Doktor Steinweg war unangenehm berühret von der Störung, ohne daß er es ſich zu erklären wußte; aber auf dem Vorplatz unter der Küchenthüre erwartete ihn ja Henriette, und mit einem erwartungsvollen, ſcheu bangen Blick ſuchte ſie das Ergebniß in ſeinen Augen abzuleſen. Hermann lächelte ihr zu und ſie flog ihm entgegen mit einem erwartungsvollen „Nun?“ — „Es wird noch Alles gut werden, mein Herz,“ ſagte Hermann und drückte ihre Hand an die Lippen; „Dein Vater hat mich freundlich angehört und will ſich die Sache überlegen. Er wird Dich ſehr vermiſſen, denn wer ſoll ihm fürder die Wirthſchaft führen, falls er nicht wieder heirathet?“

„Heirathet?“ wiederholte Henriette erſchrocken; „trägt ſich Papa mit dieſem Gedanken wirklich? Sprach er davon?“

Eine chineſiſche Schöne. (Nach einer Photographie.)

„Er hat es wenigſtens angedeutet, daß er vielleicht zu dieſem Schritt greifen müſſe, wenn er Dich verliere, — daß ihm ſeine Freunde keine Ruhe laſſen werden!“

„Und die armen Kleinen ſollen dann eine Stiefmutter bekommen?“ flüſterte Henriette beklommen.

„Bah, dann nehmen wir ſie zu uns, Herzchen! Du biſt ja für ſie nicht aus der Welt,“ erwiderte Hermann ermuthigend. „Nur munter, meine liebe Henriette! es wird ja alles nach Wunſch gehen. Und nach Tiſche ſehe ich Dich draußen bei uns?“

„Gewiß, ich bin recht begierig, den kleinen Engel zu ſehen, welchem ich Pflegemutter ſeyn ſoll — Du guter, lieber Mann!“ Dießmal wehrte ſie ihm nicht, daß er ſie auf die Wange küßte, dann aber fuhr ſie erſchrocken zurück, denn das Dienſtmädchen mit dem Waſſereimer trat ſo eben unten in's Haus und ſie verabſchiedete ſich nun in etwas förmlicher Weiſe von dem Geliebten.

Hermann war gedankenvoll aus der Pfarrwohnung weggegangen, und machte jetzt einige Krankenbeſuche, die ihn an das entgegengeſetzte Ende des Städtchens führten, die langgeſtreckte Gaſſe an der Landſtraße nach Mitteiſeen hinaus. Das Benehmen des Superintendenten hatte ihm nicht recht gefallen; er fühlte deutlicher als je, daß ihre beiden Charaktere nicht zuſammen paßten. Hermann war offen, gerade, ſanguiniſch, wenn auch vielleicht etwas ernſter und gemeſſener, als ſonſt Männer von ſeinen

Digitized by Google

Jahren sind; er hatte eine unverwüstliche Gutmüthigkeit und herzliche Ungezwungenheit im Verkehr. Der Superintendent mit seinen dunklen lauernden Augen, seinem glattgestrichenen langen Haar, seinem starken sinnlichen Munde und seiner groben herrschbegierigen Nase hatte etwas Kaltes, Zurückhaltendes, Gemachtes in seinem ganzen Wesen. Jede seiner Geberden war berechnet; die Stimme hatte bald etwas salbungsvoll Predigendes, bald etwas einschmeichelnd Weiches, Sanftes, Mildes, Oeliges, was nicht natürlich schien. Hermann hatte dem Manne nie ganz getraut, weil er ihn nicht für aufrichtig hielt, obschon er noch keinen Beweis davon hatte, daß Herr Frisäus ein Heuchler sey. Aber dennoch konnte der junge Arzt sich jetzt eines gewissen unbehaglichen Gefühles nicht entschlagen. Der Superintendent hatte seine Werbung durchaus nicht in der offenen biedern Weise aufgenommen, wie sie vorgebracht worden war. Und wenn Hermann sich jetzt diese Physiognomie vergegenwärtigte: diese Augen, die bald stechend und forschend auf denjenigen hafteten, welcher gerade mit Herrn Frisäus sprach, bald unstet umherschweiften, den Boden suchten oder sich halb verdreht gen Himmel wandten, diese über der Nasenwurzel zusammengewachsenen borstigen Brauen, diese hervorstehenden Backenknochen, den dunklen farblosen Teint, den großen Mund, das starke volle Kinn, den Ausdruck von festem Willen um die Mundwinkel, und dazu diese halblaute, gedämpfte, süßlich-sanfte Stimme, so konnte er sich der Ueberzeugung nicht erwehren, daß Herr Frisäus und er sich niemals verstehen würden. Doch rasch und energisch wies er diesen Gedanken von sich. „Bah," murmelte er, „das Mädchen ist gut, hat kein Aderchen von dem Alten. Sie ist ein liebes, treues, lenksames Wesen und ist sie erst in meinem Hause, so wird mich der Schwiegerpapa nicht mehr viel kümmern, zumal wenn er sich selber wieder verheirathet. Alle Wetter, welche Idee!" rief er, plötzlich stehen bleibend und schlug mit den Fingern ein Schnippchen; — „wie, wenn er die dicke Hemmscheidten? . . . Ah bah, das geldstolze hochmüthige Bauernweib! Die ungebildete Person! Und doch, und doch! sie ist reich, sie frömmelt, sie ist eine ehrgeizige Heuchlerin, die für die Ehre, Frau Superintendentin zu heißen, schon im Stande wäre, das Opfer ihrer Freiheit zu bringen! — Ah, zum Geier mit all diesen unbehaglichen Gedanken! Ich will nur an meine süße Henriette und mein Glück denken! Und doch . . ." Er schlug's sich aus dem Sinne, trat zu einem alten Schmiedmeister, der sich unter seinem Schuppen an der Straße sein Pfeifchen stopfte, und knüpfte mit demselben ein Gespräch an, um sich die trüben Gedanken zu vertreiben.

Sympathie und Antipathie sind nichts Zufälliges oder Trügerisches. Es lebt in der Menschenseele ein unveräußerliches Ahnungsvermögen für das seelisch Verwandte, Congeniale, welches uns ermuthigend zu Anderen hinzieht oder warnend von ihnen zurückhält, und Hermann täuschte sich in der That auch in dem Superintendenten nicht. Wäre er im Stande gewesen, die Unterredung zu belauschen, welche unmittelbar nach seinem Weggehen in Herrn Frisäus Studierstube gepflogen ward zwischen diesem und der reichen Oekonomenwittwe, so würde er die Bestätigung davon bekommen haben.

„Meine liebe, theure Frau Hemmscheidt, wie freue ich mich, Sie wieder einmal bei mir zu sehen," hub der geistliche Herr an und küßte dem weiblichen Gaste das feiste Handgelenk, das aus dem Handschuh hervorquoll. „Es ist mir jedesmal, wie wenn mir die Sonne der Gnade aufginge, sobald meine Blicke Ihre lieben, frommen, seelevollen Züge umfangen, meine theure Schwester in dem Herrn! Es ist in unserer ganzen lieben Gemeinde keine einzige Frau mehr, welche sich an kernhafter Tüchtigkeit, an scharfem Verstand, an reichem Gemüth und gottfestigem treuen Herzen mit Ihnen messen kann, meine Theure, die Sie das Muster einer christlich-germanischen Hausfrau sind. Oh, wie war doch Ihr Seliger zu beneiden um solch einen Schatz in seiner Kammer, um solch ein Licht an seinem Herde!" Und er nahm mit verzücktem Blicken ihre fette Hand und drückte sie an sein Herz mit gen Himmel erhobenen Blicken.

Frau Hemmscheidt's breites Gesicht ward noch röther und breiter; ihre Linke strich mit dem Sonnenschirm die Falten ihres Kleides glatt und sie flötete, so gut es ihre rauhe Stimme erlaubte: „Ach, Hochwürden sind allzu gütig, haben eine allzu günstige Meinung von mir! Meiner Treu, so viel Lob verdiene ich wahrlich nicht, und mein Fritze — Gott hab' ihn selig! — hätt' es erst recht nicht gelten lassen! Ach, der war kein Mann wie Hochwürden!"

„Darum hat ihn auch der Herr heimgeholt von Ihrer Seite, weil er Ihren Werth nicht begriff, meine Theure," sagte Herr Frisäus ernst. „Des Herrn Führungen sind wunderbar, denn Er hatte vermuthlich andere Dinge für Ihr Glück im Auge, als draußen auf dem Dürnberger Hofe unter Gesinde und Vieh zu versauern! Sie sind eine Frau, welche in einem ausgedehnten Lebenskreise als Muster leuchten muß!"

Frau Hemmscheidt schielte mit einem tiefen Seufzer den geistlichen Herrn freundlich, zärtlich an und lispelte: „In einem weiteren Kreise, Hochwürden? wie soll ich dieß verstehen?"

„Ei nun, meine Liebe, ich meine auf einer höhern Stufe der Gesellschaft in einer Stadt, wo mehr Augen auf Sie gerichtet sind, wo Ihr Beispiel ermunternd und belehrend wirkt, an der Seite eines Mannes, der," fügte er mit gedämpfter, schüchterner, bebender Stimme hinzu, „der Sie allen Frauen und Töchtern der Gemeinde als leuchtendes Beispiel vorstellen kann!"

„Hochwürden scherzen," versetzte die Wittwe verschämt und blickte zu Boden; „wo einen solchen Mann finden, ich die ich gar keinen Umgang habe und hier niemand kenne . . . ."

„Aber deren stille Tugenden und Vorzüge doch von Einem gekannt sind, dem vielleicht nur eine gewisse Befangenheit und Schüchternheit seither das Geständniß von den Lippen zurückdrängte, daß er dem Herrn für seine Gabe inniger danken würde, als für das Gnadengeschenk einer solchen Frau . . . ."

„Hochwürden!" stammelte die dicke Wittwe und ihre umfangreiche Büste wogte, aber sie war nicht sehr gewandt in der Rede. Ihre Hand bebte am Herzen des geistlichen Herrn, wohin dieser sie gelegt hatte, während er sein Auge mit einem fragenden sesten Blick auf sie heftete.

„Welch ein Anliegen verschafft mir denn die seltene große Freude Ihres Besuches, meine liebe Frau Hemmscheidt?" hub der Superintendent plötzlich in einem noch immer freundlichen aber mehr amtlichen Tone an und schaute an die Decke, als fürchte er sich vor dem Zauber der grauen Augen der Wittwe und scheute sich vor einem Geständniß.

„Ich habe den Weiher auf dem Dürnberger aussischen lassen, weil der Pachtmüller kommende Woche Bachlehre halten will, Hochwürden, und da wir einige besonders schöne Hechte gefangen haben, so war ich so frei, den größten davon Fräulein Jettchen in die Küche zu bringen und wünsche Hochwürden einen gesegneten Appetit dazu."

„Ach Sie Edle, Treffliche!" sagte Herr Frisäus tiefgerührt und zärtlich. „Nein, Sie überhäufen mich in der That mit Güte — wie kann ich das je wettschlagen? Die ersten Früchte Ihres Feldes, die schönsten Fische und größten Hasen' legen Sie immer für mich einsachen Mann zurück, der gar keine Werthung für diese Leckerbissen und die guten Dinge dieser Welt hat! Oh, wirklich Schade darum, denn seit dem Tode meiner unvergeßlichen Johanna, die eine vorzügliche Köchin war, werden diese Leckerbissen nicht einmal mehr richtig zubereitet, da sich in meinem einsachen Hauswesen niemand darauf versteht. Ach, Sie hätten sich nicht so vermindern sollen, meine liebe theure Schwester, denn ich gerathe dadurch immer tiefer in Ihre Schuld!"

„Nicht der Rede werth, Hochwürden! auf solch einen Fisch mehr oder weniger kann mir's ja wahrlich nicht ankommen — den nächsten werd' ich Ihnen schon gekocht schicken, damit Sie sehen, daß ich mich auch ein Bißchen auf das Kochen verstehe, Hochwürden! Und dann, wer spricht von Wettschlagen, lieber Herr Superintendent? Nehm' ich nicht immer Ihre Zeit und Ihren Kopf in Anspruch wegen Ihres guten Rathes? und rathen Sie mir nicht immer auf das Beste? — Sehen Sie, Hochwürden, auch heute komme ich wieder um einen guten Rath und um einen recht wichtigen!"

Digitized by Google

„Um so besser, meine theure Frau Hemmscheidt! nach bestem Wissen und Gewissen, wie ich es als ein demüthiger Mann und Christ vermag. Was haben Sie?“

„Eine ernste Sache, Hochwürden! Ach, die Sache läßt mich schon seit drei Nächten nicht schlafen,“ versetzte die Wittwe mit einem tiefen Seufzer. „Wer Geld und Gut hat, der hat auch Sorgen! Das Lange und Kurze von der Sache ist: der Krouenwirth von Mittelsen hat mir das Hofgut feilgemacht und für seinen Christian um die Klärе, meine Stieftochter, angehalten!“

„Ist's möglich?“ rief der Superintendent mit funkelnden Augen und einem solch freudigen Erstaunen, daß er auf einen Moment seine sonstige Fassung verlor. „Das wäre ja vortrefflich, meine Liebe! zwei Fliegen mit Einem Klaps; und was gedenken Sie zu thun?“

„Hm, ich bin schon halb geneigt und wir sind nahe am Abschluß,“ sagte Frau Hemmscheidt. „Finkelmann gibt für den Hof mit Schiff, Geschirr, Vieh und Ernte 50,000 Thaler, davon 20,000 baar, 10,000 werden gutgeschrieben, die die Klärе darauf stehen hat, als Erbgut; den Rest in Jahresrenten, mit Vorbehalt des Eigenthumsrechts bis zu gänzlicher Abtragung. Das kleine Schweizerhäuschen am Weiher behalte ich mir zurück als Wittthum. Was meinen Sie, Hochwürden, soll ich zuschlagen?“

„Wie kann ich Ihnen hierin rathen, Liebste? ich ein Laie in derlei Dingen?“ erwiderte Frisius; „Sie, die erfahrene, weltgewandte Frau, verstehen von solchen Angelegenheiten mehr als ich. Was ich thun kann, das ist nur: meinen herzlichen Glückwunsch auszusprechen, meine theure Schwester in dem Herrn, daß es Ihnen dann vergönnt seyn wird, fern von dem aufregenden Getriebe solch einer bäuerlichen Wirthschaft, mehr für sich selbst und für den Himmel zu leben und sich all den kleinen Unannehmlichkeiten entboben zu sehen, welche mit dem Gutswesen und der Stieftochter im Hause seither für Sie da waren! O, wie wohlthuend muß Ihnen die Ruhe dann seyn, die Ruhe nach solch jahrelanger unausgesetzter Arbeit, der friedliche stille Genuß besen, was der Segen des Allmächtigen Ihrem redlichen Fleiße beschерte!“

„Sie meinen also auch, Herr Superintendent, daß ich zugreifen soll?“

„Ich meine, meine theure Freundin, daß Sie sich nun ausruhen sollen von ihren Strapazen und Mühen, falls Sie nämlich bei der Ordnung Ihrer häuslichen Angelegenheiten die Ueberzeugung gewonnen haben, daß Ihre Zukunft gesichert, daß die Bedingungen des Verkaufs günstig sind ....“

„Darüber bin ich ausser Sorgen, Hochwürden! Der Advokat Klöhr hat alles geordnet, und mein Geld trägt mir volle fünf Prozent — soviel bringe ich beim besten Willen nicht im eigenen Betriebe heraus. Ich bekomme jedes Halbjahr meine Zinsen, und muß mich nicht mit den Juden und dem Gesinde herumplagen. Dazu noch jedes Jahr acht Scheffel Brodfrucht, zu Martinstag ein halb Dutzend Gänse und ein fettes Schwein, jeden Monat zwölf Pfund Butter .... Hochwürden sehen, ich habe mich nicht vergessen!“

„Dann segne Gott Ihren Entschluß, meine theure Freundin!“ sprach der Superintendent salbungsvoll. „Ein weiser Mensch setzt sich zur Ruhe, so lange er noch derselben genießen kann. Man ist das sich und seinen Freunden schuldig. Und Sie können ja ruhig seyn, meine Liebe! Christian Finkelmann setzt im Rufe eines tüchtigen, fleißigen Mannes, hat einen reichen, klugen Vater; Klärе versteht die Wirthschaft und hat an Ihnen das beste Beispiel gehabt, um vorwärts zu kommen. Also meinen doppelten aufrichtigen Glückwunsch, meine Liebe, für Sie und die gute Klärе, die nun in ihrem Zukünftigen einen strengern Regenten finden wird, als sie bislang an ihrer guten, treuen, umsichtigen Pflegemutter zu haben wähnte. Ich gönne es Ihnen von Herzen, meine liebe Freundin, daß dieses peinliche Verhältniß zu der angetretenen Tochter nun ein friedliches und versöhnendes Ende findet.“

„Ja, meiner Treu! ich will auch froh seyn, wenn ich das hochmüthige, schnippische, eigensinnige Geschöpf aus dem Hause habe,“ sagte Frau Hemmscheidt rauh. „Die kleine Krabbirste gönnte mir den Hof niemals, und doch, was wär' aus meinem Seligen geworden ohne mich? Na, sie mag nun versuchen, ob Finkelmann's Christian mit ihr ebenso weit kömmt, als mein Fritze mit mir!“

„Es ist jetzt eine Zeit des Freiens und Werbens, wie nie zuvor!“ sagte der hochwürdige Herr halb zerstreut. „Heute früh haben sich schon zwei Paare zum kirchlichen Aufgebot bei mir gemeldet, und als Sie vorhin kamen, meine liebe Schwester im Herrn, da war ich gerade mitten drin, dem Doktor auseinanderzusetzen ...“

„Daß er die Mutter von dem Findelkind heirathen müsse, damit kein Skandal aufkomme, nicht wahr?“ fiel ihm Frau Hemmscheidt in's Wort; „ganz recht, Hochwürden, das ist justement auch meine Meinung! Hat man schon so 'was erlebt, daß man Einem sein Sündenpäckchen als freiendes Pfand vor die Thüre legt? Ei du Skandal! — Aber ich hab' dem Doktor niemals getraut, Hochwürden! Die Leisetreter sind immer die Schlimmsten!“

Hochwürden schaute ganz verwundert drein und glaubte, die dicke Wittwe sey übergeschnappt. „Ich verstehe Sie nicht ganz, meine liebste Frau Hemmscheidt! Sie sprechen von dem Doktor Steinweg?“

„Ja wohl, von dem Stadtphysikus, dem Sohn des Stadtbaders, dem Menschen der ausgeht, als könnt' er kein Wässerchen trüben, und dem nun ein solcher Skandal begegnet! O du meine himmlische Güte, daß so etwas sich in unserer frommen guten Stadt zutragen muß!“

„Liebste, Beste, Sie reden in Räthseln!“ rief Hochwürden nun beinahe ängstlich. „Was ist denn geschehen?“

„Was? Sie wissen es noch nicht, Hochwürden?“ rief die Wittwe. „Und ich glaubte nicht anders, als daß der heillose Mensch hier sey, um Ihnen alles zu gestehen und seinen Fehler wieder gut zu machen ....“

„Aber ich bitte Sie, Liebe, was ist denn geschehen?“ rief Herr Frisius mit steigender Unruhe und Ungeduld.

„Ja, wer das genau wüßte!“ rief Frau Hemmscheidt; „die Wahrheit erfährt man natürlich nie, das heißt jetzt nicht, denn später kommt sie doch an den Tag. Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt endlich an die Sonnen. Die Mamsell Bertha, des Physikus Schwester, erzählt es so: als sie gestern Abend hinausgegangen, das Thor zu schließen, habe der Hund einen Korb angebellt, der unter der Pumpe gestanden, und als sie den Korb aufgehoben, sey die saubere Bescheerung drinnen gelegen — ein Kind nämlich, ein Mädchen von anderthalb Jahren, das dem Herrn Physikus wie aus den Augen hineingeschnitten ähnlich sieht. Na, die ganze Stadt vermuthet auch schon, wie dieß zusammenhängt ....!“

Der Superintendent war aufgesprungen und stand wie eine Bildsäule vor der dicken Wittwe, deren beide runden Hände er ergriffen hatte. „Frau Hemmscheidt .... liebe Schwester .... ist dieß wahr?“

„Wahr? du meine Güte! Klärе hat ja den kleinen Balg auf den Armen gehabt und aus Mamsell Bertha's eigenen Munde das Märchen gehört, das sie erfunden haben, um den Skandal zu bemänteln! — Aber was ist Ihnen denn, Hochwürden? Sie sehen ja aus — verzeih' mir's Gott — als hätte Ihnen der Hagel das Rapsfeld zerschlagen!“

„Ich kann es nicht glauben — es ist unmöglich! es wäre allzuschändlich!“ murmelte er und ging aufgeregt im Zimmer auf und nieder. „Wissen Sie, weßhalb der Stadtphysikus hier war, liebe Freundin!“

„Wie kann ich dieß errathen, Hochwürden? ich hab' ihm ja vorhin deutlich gezeigt, wie sehr ich ihn verachte, den elenden Heuchler!“

„Denken Sie sich, der Doktor hat meinem Kinde, meiner armen arglosen Henriette den Kopf verrückt, hat ihr gestern Abend seine Liebe gestanden und — ich kann es deßhalb auch nicht fassen — vorhin in aller Form bei mir um Jettchen angehalten!“

„Schütz' uns Gott!“ kreischte Frau Hemmscheidt aufspringend; „und Sie haben ihm zugelagt, Hochwürden?“

„Noch nicht, ich erbat mir Bedenkzeit — ich wich aus,“ sagte Herr Frisius. „Steinweg ist zwar ein geachteter Mann und hat sein Brod, aber offen gestanden, ich hatte andere Pläne mit meinem Kinde. Ich dachte meine Henriette eher an einen angesehenen Bürger zu verheirathen, an

Digitized by Google

einen Kaufmann, der sein Brod hat, oder einen Oekonomen .... Bei uns armen Staatsdienern und Beamten werden die Bissen des täglichen Brods von Jahr zu Jahr kleiner, und wenn erst die Schreibhäfe von Advokaten in den Kammern ihren Plan durchsetzen und die Ablösung der Zehnten und Grundlasten erzwingen, wird uns armen demüthigen Dienern der Kirche der Brodkorb noch höher gehängt. Doch dieß nur beiläufig! Steinweg hätte mir nöthigenfalls schon einige Bürgschaft für die Zukunft meines Kindes geboten, denn seine Praxis steigt mit jedem Jahre, und wenn der alte Medizinalrath, mein lieber Freund Peters, mit Tod abgeht — was wir ihm nicht wünschen wollen, meine liebe Freundin, allein dießen Weg müssen wir ja alle gehen! — so wird sein Kundenkreis reichlich um's Doppelte größer ...."

„Wenn sich nicht inzwischen ein junger Doktor hieher setzt," fiel Frau Hemmscheidt dem geistlichen Herrn in's Wort. „Ach, Hochwürden mögen von dem Physikus rühmen, was Sie wollen, aber die Schande, welche ihm der Skandal da mit dem Frindelkind bringt, wird ihm der Rhein nicht abwaschen! Glauben Sie denn, lieber Herr Superintend, daß die Leute es dem Physikus nicht eintränken werden, daß er sie so lange mit seiner erbärmlichen Miene hinter's Licht geführt? Sie sollten hören, wie die Leute schon empört sind über diese unerhörte Schande! Kein Mensch will ihm mehr das Zutrauen schenken; jedermann wird wieder zu dem Herrn Medizinalrath schicken, wenn er einen Doktor nöthig hat, und wenn der alte Herr nicht mehr allen Patienten nachkommen kann, was wohl der Fall seyn wird, — na, dann wird sich bald irgend ein junger Mann, der auf den Doktor studirt hat, hier niederlassen und sein Heil versuchen! — Ja, ja, Hochwürden! das erlebt man an den jungen Herren, an den Freigeistern, die in keine Kirche gehen und den lieben Gott aus der Welt hinausspedziren und bispuziren wollen! Das war des Pudels Kern bei der Barmherzigkeit gegen das Seiltänzermädchen, denn darüber ist alles einig, daß das gelegte Kind von der kleinen Landstreicherin ist, welche der Physikus damals um Gottes willen zu sich genommen hatte!"

„Ein Seiltänzer-Mädchen? was für eine Geschichte ist denn das, meine liebe Schwester in dem Herrn?" fragte Herr Friſäus, welcher unwillkürlich ernster und aufmerksamer geworden war.

„Ach ja, das fiel vor Ihre Zeit, Hochwürden! denn damals waren Sie noch nicht hier," erwiderte Frau Hemmscheidt, die nun ihrer Klatschsucht und sittlichen Entrüstung vollauf die Zügel schießen lassen konnte. „Aber verwunderlich ist es doch, daß Sie noch nichts davon gehört haben sollen, Hochwürden, die Geschichte ist ja in jedermanns Munde."

„Mag seyn, meine theure Freundin," entgegnete der geistliche Herr sanft und demüthig; „aber abgesehen davon, daß mich meine wichtigen Amtsgeschäfte allzu sehr in Anspruch nehmen, als daß ich Zeit und Muße hätte, auf Stadtgeschichten und Privaterlebnisse zu achten, war mir seither die Persönlichkeit des Herrn Physikus allzu fremd, als daß es mich gelüstet hätte, sein Privatleben kennen zu lernen. Und fürwahr," setzte er mit einem Seufzer hinzu, — „es wäre vielleicht besser gewesen, wenn er mir auch jetzt fremd geblieben wäre, denn wenn Ihre Mittheilungen von vorhin nur einigermaßen gegründet sind — und Sie wissen ja, meine Freundin, daß ich Ihren Worten glaube, wie .... wie .... wie den meinigen — so sind die Beziehungen, in welche Doktor Steinweg zu meiner Familie treten will und schon theilweise getreten ist, nicht so leicht zu lösen, ohne daß sie wenigstens einigen Personen Herzweh und Kummer verursachen ...."

„Ja wohl, Hochwürden! ich kann mir denken, wie es Mamsell Jettchen schmerzen wird, solche Dinge an dem Herrn Liebsten zu erleben!" fiel ihm Frau Hemmscheidt in's Wort. „Der arge elende Henchler!"

„Henriette soll es nicht erfahren, wenn der Physikus sich wirklich unwürdig gegen sie benommen hat, liebe Frau Hemmscheidt," versetzte der Superintendent mit einer öligen Sanftmuth; „das gute Kind ist zu rein und zu arglos, um solche Dinge zu verstehen. Ich verschere Sie, meine Liebe, ich bin grundsätzlich dem Bemühen abhold, in die Vergangenheit und innere Lebensgeschichte anderer Menschen einzudringen, wenn mich mein geistlicher Beruf, mein Seelsorgeramt nicht hiezu zwingen; aber die Beziehungen, in welche Doktor Steinweg zu den Meinigen und mir treten wollte, legen mir nun doch die schmerzliche Pflicht auf, mich zu erkundigen, was für eine Bewandtniß es mit dem Seiltänzer-Mädchen — sagten Sie nicht so, meine liebe Freundin? — hat, dessen sich der Physikus angenommen haben soll; und so möchte ich denn Sie bitten, meine Theure, mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitzutheilen, was Sie davon wissen."

„Gerne, gerne, Hochwürden! Sie können sich nicht leicht an eine bessere Quelle wenden," rief Frau Hemmscheidt geschäftig. „Ich habe die Sache aus der ersten Hand, denn die Seiltänzerbande logirte im Grünen Hofe bei Steffen Klein, der ein Kapitälchen von mir in Händen hat, und dessen Kinder meine Pathchen sind. Also sehen Sie, zu Weihnachten werden es drei Jahre, da kam der Seiltänzer Pasqué hieher auf den Thomas-Jahrmarkt, und hatte bei seiner Bande einen hübschen jungen Balg von vielleicht achtzehn Jahren, welche die Arbeit auf dem großen Seil machte. Denken Sie sich, Hochwürden! der gottvergessene Kerl — Gott verzeih' mir die Sünde! — ließ ein dickes Seil vom Spitalhofe bis auf den Giebel des alten herrschaftlichen Kornhauses ziehen, und auf diesem Seil mußte das arme Geschöpf mit verbundenen Augen hinauf und rücklings wieder heruntergehen. Es war meiner Treu Gott verflucht ...."

„Gewiß, meine Liebe, aber die Behörden sollten solche halsbrecherische Kunststücke nicht dulden, die Leute sollten sie nicht ansehen! Wenn ich damals hier gewesen wäre, ich hätte protestirt. Aber was geschah der Seiltänzerin? Verunglückte sie?"

„Ei natürlich, Hochwürden! Du lieber Himmel, mir ist noch als hört' ich ihren Schrei, als sie herunterstürzte, denn ich war auch dabei und sah ganz nahe. Klare hatte mir seine Ruhe gelassen und die Prinzipalin, die Pasqué, mir zwei Billete aufgeschwatzt und da die zehn Silbergroschen einmal gezahlt waren, so ging ich ebenfalls hin, um mir die Sache anzusehen, obschon ich mir sonst aus derlei Gaukeleien nichts mache. Also sehen Sie, Hochwürden, der ganze Spitalhof war voll Menschen, denn die Bauern, die zu Markt gekommen waren, hatten sich alle anlocken lassen von dem Feuerkreffer und dem Bajazzo und dem zahmen Bären, der ebenfalls Seil tanzen sollte — es zeigte sich aber hernach, daß es der Bajazzo war, den man in eine Bärenhaut genäht hatte. Also denken Sie sich, am Ende kommt die große, die große .... na, wie nannten sie doch die Geschichte? ..."

„Accension ohne Zweifel," ergänzte Herr Friſäus.

„Ja, die große Accension, richtig! Na, von dem großen schrägen Seil, das quer über den Spitalhof bis auf den obersten Giebel des herrschaftlichen Kornhauses gespannt war, wurden Stricke heruntergelassen ..."

„Ja, ja, ich verstehe, meine Liebe! ich sah dergleichen auch schon! die Stricke dienten zum Spannen des Taues. Aber der Unfall? wie war's mit dem?"

„Ach ja, ein rechter Unfall, meiner Treu! aber die Sündenschuld davon, daß man mit solchen Wagestücken den lieben Gott versucht, Hochwürden. Du lieber Himmel, mir ist, als säh' ich es noch, wie die Kleine daher getänzelt kommt, in hohen weißen Strumpfhosen bis an die Lende herauf, in einem schandlich kurzen weißen Röckchen mit Goldtressen und Flittern, in einem Mieder von rothem Sammet, einem schwarzen Mützchen mit Federn daraus; wie sie lächelte und verneigt und lustig drein sah, als machte sie sich gar nichts aus der Accension auf dem großen Seil und als gälte es nur, eine Treppe hinanzusteigen. Und meiner Treu, Hochwürden! die Person ging mich nichts an, aber sie dauerte mich im Stillen doch, denn sie hatte solch ein freundliches Gesicht und so schöne große braune Augen und solch kleine Hände und Füße und so stramme Waden und Schenkel ...."

„Ich bin überzeugt, daß Ihnen das Loos einer solchen Armen nahe ging, denn ohne Zweifel ahnte Ihr besorgtes Herz die Nähe eines Unfalls," fiel ihr Herr Friſäus in die banale Schilderung. „Und die Kleine stürzte also von dem hohen Seile herab?"

Digitized by Google

„Freilich, freilich, Hochwürden! denken Sie ſich, das kecke Ding war ſchon bis über die Mitte hinaufgeranmt, da bricht einer der Stricke, woran die Leute unten hielten .... ſie wird emporgeſchnellt wie ein Ball, thut einen Schrei, wankt, ſtürzt herunter, greift noch einem Strick, zerreißt ſich die Hände und ſpringt endlich mit einem Schrei, der mir durch Mark und Bein ging, auf das Pflaſter des Spitalhofs herab und bricht beide Beine ....“

„Entſetzlich!“

„Ja, das iſt das rechte Wort, Hochwürden! Ein wahres Entſetzen lief durch die ganze Menge, viele Leute wurden ohnmächtig. Mir ſelbſt ward ſchier übel; aber als ich ſah, daß ſie noch lebte, nahm ich Klärе an der Hand und ging fort. Der Seiltänzer-Prinzipal ließ ſie in den Grünen Hof tragen, und der Amtmann ſogleich das Seil abnehmen und ihm die weiteren Vorſtellungen verbieten, und am andern Morgen ſollt' er vor Gericht Rechenſchaft geben wegen des Unfalls, denn am Abend kommt' er nicht mehr verhört werden, weil Jahrmarktsball war, wo man nur von dem Unglücksfall ſprach.“

„Und Doktor Steinweg hat die Verunglückte behandelt?“ forſchte der Superintendent geſpannt.

„Nicht ſogleich, Hochwürden! der Phyſikus war über Land gerufen und kam erſt gegen Morgen in die Stadt zurück. Der Stadtbader konnte die Beinbrüche nicht einrichten und der Medizinalrath iſt kein Geiurgius, und der Bader Fiemme ſprach vom Abnehmen der Beine, aber dem widerſetzten ſich das Mädel und der alte Pasquä. Am andern Morgen aber war die ganze Seiltänzerbande auf und davon über die nahe Grenze. Das arme Mädel lag verlaſſen und in Schmerzen in einer Bodenkammer und Steffen Klein wollte ſie nicht behalten, lief zum Bürgermeiſter und verlangte, daß man ſie in das ſtädtiſche Lazareth bringe, denn der Seiltänzer ſey ihm noch einen Theil der Zeche ſchuldig geblieben und habe der Armen nichts hinterlaſſen, als ihre paar elenden Lappen von Kleidungsſtücken. Der Bürgermeiſter wollte ſie nicht ins Lazareth nehmen, weil ſie nicht ortsangehörig ſey, ſondern auf dem Schub in ihre Heimath bringen laſſen, denn ſie war vom Rabenberg in der Pfalz; aber ſie war nicht zu transportiren. Der Apotheker Käſer wollte eine Sammlung von Haus zu Hof veranſtalten und fing gleich vor'm Thore beim Phyſikus damit an; aber der erklärte, er wolle dem Streit der Behörden ein Ende machen und die Verunglückte, deren Beinbrüche er bereits eingerichtet, in ſein Haus nehmen und unſonſt kuriren, und was die Kollekte erträge, ſollte ihr zugut kommen. Und ....“

„Und Herr Steinweg nahm die Verunglückte wirklich in ſein Haus?“

„Gewiß, Hochwürden, er legte ſie in die Stube, wo Sanuchen ſchläft, und hat ſie kurirt,“ beſtätigte Frau Hemmſcheidt. „Und denken Sie ſich, behandelt hat er ſie, wie die Leute ſagen, als ob ſie 'ne Prinzeſſin oder zum mindeſten ein Fräulein geweſen wäre! Er nannte ſie nur Sie und gab ihr Bücher zu leſen und Mamſell Bertha machte ihr Hemden und Kleider, und der Doktor ſoll ihr auf dem Klavier vorgeſpielt und ſogar mit ihr geſungen haben; er las ihr vor und gab ihr ſogar Unterricht, und ich glaube, ſie lebte ein volles halbes Jahr bei den Steinweg'ſchen im Hauſe, und in den ſchönen Sommertagen ſah man ſie zuweilen unter den Bäumen am Mühlendamm an Krücken gehen und die jungen Herren vom Landgericht und Amt waren ganz verrückt mit der Dirne und ihren ſchönen Augen und dunklen Locken. Und eines Tags hieß es denn, die ſchöne Emilie, die Seiltänzerin, ſey fort, und niemand wußte wohin, und die Steinweg'ſchen wollten es ſelbſt nicht wiſſen oder wenigſtens den Leuten nicht ſagen, und wenn man alſo annimmt, daß das Kind ungefähr anderthalb Jahre alt iſt, ſo würde die Zeit ganz zutreffen, daß es von der Seiltänzerin und dem Phyſikus herrühren könnte. Denn die Nachbarn ſagen, er habe die Landſchaferin juſtement immer gerade ſo behandelt, als wenn ſie im Stillen ſeine Liebſte geweſen ſey.“

„Und man hat wohl für den Verdacht, daß das geſundene Kind jener Seiltänzerin angehöre, noch beſtimmere Beweiſe oder Anhaltspunkte, liebe Freundin?“ fragte der Superintendent.

„Wahrſcheinlich, Hochwürden, obſchon ich noch nichts erfahren habe. Aber das kömmt ſicher noch alles zu Tage; und was wollen Sie mehr? Es iſt ja alles ganz zuſammenzureimen.“

„Ich gebe zu, meine Liebe, es klingt wahrſcheinlich, meine liebe Freundin,“ erwiderte Fräſaus ernſt; — „allein Sie müſſen mir zugeſtehen, daß dieſe Anhaltspunkte eines Gerüchts noch allzu ſchwach ſind, um einen Mann eines Vergehens zu beſchuldigen, welches unſer ſittliches Gefühl und unſere Geſetze mit einem beſondern Odium belegen. — Es iſt eine leidige Geſchichte, meine liebe Freundin,“ ſetzte er mit einem Seufzer hinzu; „was Sie mir da geſagt haben, liebſte beſte Frau Hemmſchridt, das iſt zuviel zum Ignoriren und zu wenig zum Brauche, aber jedenfalls die Quelle großen Aergerniſſes für mich und die Meinigen. Geſtalte ſich die Angelegenheit mit dem Findelkinde wie ſie immer wolle, jedenfalls iſt der Phyſikus ſeiner ganzen Stellung nach ein Mann, den ich vorerſt ſchonen muß, auch wenn Weisheit und Anſtand nicht geböten, ihn nicht eher über Bord zu werfen, als bis ſich ein andrer ernſter Bewerbee für meine Tochter gezeigt hat. Und wo ſind heutzutage berückſichtigungswerthe Bewerber für ein Mädchen mit wenig Vermögen, meine liebe Frau Hemmſcheidt?“

„Hm, hm, das iſt wahr, Hochwürden! die jungen Männer ſind wie die Eltern, ſie ſtürzen nur auf das was glänzt und gleißt. Indeſſen ſeyn Sie ohne Sorgen, für Mamſell Jettchen iſt mir nicht bange, die iſt kein Lagerobſt, der verſchafft' ich ſchon einen braven Mann. Sehen Sie, Hochwürden, die Klärе iſt nun verſorgt, ich kann nun friſch von der Leber weg reden. Ich hatte immer ein halbes Dutzend junger Männer für das Mädel auf dem Korne — die beſten Partheien des Landes — und wäre die dumme Fratze weniger ungeberdig und ſtolz geweſen und nur halb ſo engageant und zuthunlich und umgänglich wie Mamſell Jettchen, ſo hätt' ich ſie ſchon ſeit Jahr und Tag losgekriegt. Aber die Klärе in ihrem dummen Bauernſtolz behandelte die Freier, wie wenn ſie ihre Ackerknechte vor ſich hätte; und da mußte einer kommen wie der jetzige Herr Zukünftige, der ſich um ihre Fazen nicht kümmert und ihr den Daumen auf's Auge ſetzt, wenn ſie einmal Mann und Weib ſind. Sie ſehen, Hochwürden, der Rechte kam für Klärе; er wird auch für Mamſell Jettchen kommen!“

Hochwürden ſchättelte mit wehmüthigem Lächeln und ungläubig das Haupt. „Ich bin nicht ſo weltverlaſſen und umſichtig wie Sie, meine theuerſte Freundin,“ ſagte er ſanft; „Gott iſt mein Zeuge, wie wenig ich heimiſch bin in den Dingen dieſer Welt, meine liebe edle Seele! Ja, Ihnen gelingt ſo etwas, denn Sie ſind, wie die Schrift ſagt, klug wie eine Schlange und ſanft wie eine Taube. — Sie ſind eine ganze Frau, mit einem männlichen Verſtande, mit einer heldenhaften Willenskraft und doch mit einem wahren Engelsherzen....“

„Hochwürden ſind allzu gütig — Hochwürden ſchmeicheln mir,“ ſtammelte Frau Hemmſcheidt erglühend aber mit ihrem freundhlichſten Lächeln und hielt die Hand feſt, welche die ihrige gedrückt und zu dem weiſen Predigermunde geführt hatte. „Aber wenn Sie mir erlauben wollten, Herr Superintend, daß ich mich der Sache ein Bischen annehme, ſo denk' ich die Sache leicht fertig zu bringen, denn wie geſagt, ich habe noch ein halbes Dutzend guter Partbieen vorgemerkt.“

„Liebſte, theuerſte Seele, Sie beſchämen mich wahrlich! Sie ſind von einer himmliſchen Güte,“ flüſterte der geiſtliche Herr mit dem argloſeſten Kindergeſichte und den freundlichſten Blicken und rückte der dicken Oekonomenwittwe näher. „Wie ſehr mich auch Ihr lieber Antrag ehrt und wie innig ich auch die edle Abſicht Ihres treuen Herzens verehre, ſo weiß ich doch nicht, ob ich es wagen darf, einen ſolchen Freundſchaftsdienſt, eine ſolch mütterliche Fürſorge für meine Tochter von Ihnen anzunehmen — obſchon ich anderſeits vollkommen überzeugt bin, daß die jungen Heirathskandidaten, welche Sie in petto haben, gewiß ganz preiswürdig und präſentabel ſind, wenn ſie Ihren Anforderungen genügen konnten ....“

„Lauter gute Partbieen, wie ich Ihnen ſage, Hochwürden! Da iſt zunächſt der Apotheker Stöpſel in Markthainau, ein Junggeſelle von 40 Jahren mit einem Vermögen von 20,000 Thalern und einem guten

Digitized by Google

Geschäft. Dann der junge Heidenreich, der die Papierfabrik in Wechbach gegründet hat; dann der junge Morleb, der Sohn des Apothekers in Grünstadt, dem sein Vater die Glashütte gekauft; dann der Rudolph Morseld, welcher vom Grafen Leiningen die Bierbrauerei in Schloß Elz übernehmen soll. Dann — aber das paßte freilich für ein Fräulein, wie Mamsell Jettchen, weniger ....“

„Nun? wen meinen Sie denn, meine theure Seele?“ fragte Herr Frisäus begierig und legte der Zögernden die Hand auf den festen Arm.

„Hm, es war nur so 'ne Idee von mir, Hochwürden! Die Versorgung wäre gut, aber die Kläre war zu dumm und zu hochmüthig, es einzusehen, allein Mamsell Jettchen wäre just die richtige Frau für ihn — für den Herrn Lindner nämlich, welcher das Bahhotel in Eisenbrunn hat, einen seinen adbretten Mann mit einem schönen Vermögen ....“

„Ah, der Mann ist mir bekannt — ein gebildeter höflicher Mann und auf dem besten Wege zu einem schönen Vermögen,“ sagte Hochwürden gedankenvoll. „Alle die Herren, welche Sie mir da genannt haben, meine vortreffliche Freundin, wären mir sehr willkommen und würden, schätz' ich, auch von Henrietten gewürdigt werden; allein wie sollen sie Henrietten zu sehen bekommen und kennen lernen, meine Theure?“

„Ah, dafür lassen Sie mich sorgen, Hochwürden! Das bring' ich fertig, so wahr ich Katharine heiße,“ rief Frau Hemmscheidt resolut und klopfte dem geistlichen Herrn kräftig auf die Schulter. „Ueberlassen Sie alles mir? wie? wollen Sie einschlagen?“

„Von ganzem Herzen, topp, meine Verehrte! Sie kennen ja mein Vertrauen, meine Hochachtung und Bewunderung für Sie, meine würdige vortreffliche Freundin. Niemand kennt die hohen Vorzüge Ihres Charakters besser als ich! — Katharine, welch ein schöner Name!“ sprach er dann gedankenvoll, schaute auf ihre runde Hand herab, die er noch in der seinigen hielt, und drückte sie inbrünstig an seine Lippen.

„Ach, gehen Sie doch, Hochwürden! ein häßlicher Name ist Katharine; ich kann ihn nicht ausstehen ....“

„Oh, mit nichten, ein schöner, bedeutsamer Name: Katharine heißt die Reine, die Schmucke, die .... die Strahlende. Oh, er paßt ganz für Sie, meine liebe, himmlische, fürtreffliche Freundin! Oh welch ein Glück, Sie besitzen zu dürfen, mein liebes, herrliches Käthchen!“

„Hochwürden! ....“ Der dicken Frau stockte der Athem, das Blut stieg ihr zu Kopf, aber sie konnte das Auge nicht von dem Blicke abwenden, welchen der Superintendent auf sie heftete, und erst, als er ihre beiden Hände ergriff und mit Küssen bedeckte, schlug sie die großen grauen Augen nieder und stammelte halb vorwurfsvoll, halb sich mißtrauend: „Hochwürden werden doch keinen Scherz mit mir treiben?!“

„Scherz, mein süßer theurer Schatz!“ flüsterte er in seinem weichsten Tone. „Scherz, wenn mir die Frage auf der Zunge schwebt, ob ich unwürdiger Mann je hoffen dürfte, Ihr Herz und Ihre Hand zu gewinnen? Scherz, wenn meine arme Zunge den Gefühlen nicht nachkommen kann, welche mein Herz durchwogen und mir schon seit Monaten meine Ruhe rauben? Katharine, liebste, theuerste Katharine, darf ich hoffen, daß meine Werbung .... Sie nicht kränkt?“

„Sie wollten mich heirathen — wirklich?“ fragte sie bebend; „im vollen Ernste?“

„Im vollsten und aus innigster Neigung und Ueberzeugung, mein liebstes Käthchen! Aber ehe Sie sich entscheiden, hören Sie noch einige Worte der Entschuldigung, Rechtfertigung. Ich habe mit meiner seligen Johanna so schön, so glücklich gelebt, daß ich mir immer vorkam, als sey mir ein Stück meines Ichs hingerissen, seit sie starb. Erst als ich Sie kennen lernte, meine edle liebe Seele, da ahnt' ich, daß ich einen Ersatz finden könnte, einen vollwichtigen reichen Ersatz. Aber Ihre Pflegetochter, meine Henriette, meine Kinder — waren die nicht Hindernisse, die und trennten? Noch vorhin, als der Physikus um meine Henriette warb und mir der Gedanke nahe trat, daß durch Henriettens Heirath meine Kleinen wieder einer mütterlichen Pflege bedürfen würden, dacht' ich an Sie, meine Theure, aber mit dem peinlichen Zweifel, ob nicht eben meine Kinder Sie abschrecken könnten ....“

„Wo denken Sie hin, Hochwürden? solch gute wackere Kinder ....“

„Ich bat im Stillen den Himmel um ein Zeichen; denn allerdings, wenn ich bedachte, daß Jettchen sich verheirathen würde, daß Karl und August auf dem Lyceum sind und daß nur Adolph und die kleine Ottilie noch im Hause bleiben .... und siehe da! ehe ich den Gedanken noch zu Ende gebracht, traten Sie in dieses Zimmer, die gottgesandte Antwort auf mein Gebet. Darum denn in Gottes Namen, Katharina, wollen Sie mein eheliches Gemahl, die würdige Nachfolgerin meiner unvergeßlichen Johanna werden?“

„Wie mögen Sie fragen, Frisäus?“ und ihre Arme schlangen sich um seinen Nacken, und sie fühlte sich eine glückliche selige Braut, als künftige Superintendentin. „Ich bin Ihnen ganz zu eigen, Herzensmann, aber unter einem Superintendenten oder Landrichter hätt' ich es nicht gethan. Geld hab' ich genug, aber ich will nun auch etwas gelten in der Welt!“

Hochwürden erwiderte dieses naive Geständniß einer schönen Seele durch eine sehr energische Umarmung und süßte dafür den breiten Mund der dicken Wittwe im sastigsten und längsten Kusse auf seine Lippen gepreßt. Beide überließen sich eine Weile dem Freudentausch ihres bräutlichen Glückes; allein dann gewann der Verstand rasch die Oberhand über die Neigung. Auf den „unmaßgeblichen, schüchternen, aber wohlgemeinten“ Vorschlag des geistlichen Herrn ward beschlossen, daß die Verlobung einstweilen noch „ein süßes Geheimniß“ zwischen beiden bleiben sollte, bis Klara's Hochzeit vorüber wäre, damit man nicht in's Gerede läme; einstweilen wollte dann Frau Hemmscheidt Allem aufbieten, um Henrietten zu einer guten Parthie zu verhelfen, und die geistliche Würde des Superintendenten und das seelsche Bedürfniß der dicken Wittwe würden ja bei beiden einen harmlosen und ungeschmälerten Verkehr erlauben, welcher damit beginnen solle, daß Herr Frisäus schon am heutigen Abend seine Verlobte auf ein Stündchen besuche.

Noch ein zärtlicher Abschied, und Frau Hemmscheidt ging. Hochwürden begleitete sie bis zur Treppe mit dem sanftesten und arglosesten Gesicht von der Welt, und schien es gar nicht außerordentlich zu finden, daß Frau Katharine auf dem Flur Henrietten stürmisch umarmte und dringend einlud, doch ja bald sie und Kläre zu besuchen, welche ihr eine überraschende Neuigkeit mitzutheilen habe. Henriette konnte sich vom ihrem Erstaunen über dieses ungestümen zärtlichen Drang der sonst so steifen und stolzen Frau Hemmscheidt weder so leicht erholen noch denselben erklären, aber sie war eine allzu arglose und vertrauende Natur, um darüber nachzugrübeln. Sie nahm daher diese auffallende Erscheinung für ein glückliches Ereigniß. Ohnedem hatte sie gerade jetzt mit dem Absieden des großen Hechtes zu thun, welches ihr vieles Kopfzerbrechen verursachte, so daß sie das Frankfurter Kochbuch nicht aus der Hand legte, damit doch ja alles recht werde. Ihr einziges Bedauern ging dahin, daß sie ob dem zärtlichen Ergusse der Frau Gutsbesitzerin und dem eigenen Erstaunen über dasselbe vergessen hatte, den kulinarischen Rath der erfahrenen Frau über das Kochen von Hechten einzuholen.

Herr Frisäus dagegen ging mit lebhasten Schritten in seinem Studirzimmer auf und nieder, und war mit dem gewonnenen Resultat sehr zufrieden. Zwang er auch seine Miene in die sanftestе äußere Ruhe, so verriethen doch der lebhafte Glanz seiner Augen und die hohe Röthe seiner braunen Wangen einen Grad von innerer Erregung, welcher ihm sonst nicht gewöhnlich war. Er dachte an die Zukunft, an eine einträglichere Stellung in der Residenz, an seine beiden größeren Jungen, die er studiren lassen wollte, an Erholungs- und Badereisen in Begleitung seiner neuen Gattin. An Doktor Steinweg dachte er zwar auch, aber nur vorübergehend, geringschätzig. Gleichviel, ob die Geschichte mit dem Findelkinde, das des Doktors eigenes leibliches Töchterchen seyn sollte, wahr war oder nicht, bei Hochwürden stand nun einmal so viel fest, daß er Henrietten eher die Verbindung abrathen und dem Doktor dieselbe einleiden, als sie

Digitized by Google

fordern wolle. Frau Hemmscheidts Vermittelung konnte ja binnen Kurzem eine andere Parthie für Jotthen findet, und dann war nichts leichter und natürlicher, als daß das unbefangene und unerfahrene junge Mädchen über dieser neuen Verbindung die alte vergessen würde. Bah, solch einem jungen Dinge ist ja ein Mann wie der andere, dachte der geistliche Menschenkenner.

(Forts. folgt.)

Der Aal.

Ein Bewohner der Tiefe hat von jeher durch seine natürliche Beschaffenheit, seinen Charakter und seine Lebensweise den Gelehrten und Laien mehr Kopfzerbrechen verursacht, als der Aal, dieses seltsame Geschöpf, welches dem Laien auf den ersten Blick mehr als Schlange wie als Fisch erscheint, und dem ungeübten Auge sich so zu sagen für den Uebergang vom Fische zum Reptil oder Wurm zu erkennen gibt. Der Aal ist bekanntlich beinahe in allen Gewässern der alten Welt heimisch und kommt nicht nur in Flüssen und Seen und stagnirenden Wassern, sondern gelegenheitlich auch in Salzsümpfen und Salzseen vor. Seinem äußern Aussehen nach ist er so wohlbekannt, daß ich ihn meinen verehrten Lesern nicht zu beschreiben brauche, sondern mich mit der Andeutung begnügen kann, daß er nur in der äußern Erscheinung Aehnlichkeit mit der Schlange hat, aber seinem ganzen innern Bau nach durch die Anlage des Skeletts und der Organe mit den Fischen ganz übereinstimmt. Von den Schlangen unterscheidet er sich aber vorzugsweise durch die Gleichartigkeit der Färbung und noch mehr durch die eigenthümliche Verlängerung des Unterkiefers, welche den Oberkiefer um ein Namhaftes überragt, durch den kleinen spitzigen Kopf, die kleinen runden Augen, welche mit einer durchsichtigen Haut bedeckt sind, die mit der übrigen Oberhaut des Fisches zusammenhängt, sowie durch das kleine Maul und die Besetzung beider Kiefern und des Gaumens mit mehreren Reihen kleiner scharfer Zähne. Die halbmondförmigen Kiemenmündungen sind klein und sitzen dicht bei den ovalen kleinen Brustflossen. Die Rückenflosse beginnt erst in einiger Entfernung hinter dem Kopf und setzt sich bis zur Schwanzflosse fort, welche wiederum mit der Bauchflosse zusammenhängt. Die allgemeine Farbe des Aals ist dunkelgrün, an den Seiten etwas heller, olivengrün, am Bauche weiß; die Flossen haben einen leichten Anflug von Violett und bisweilen einen blaßrothen Rand. Zuweilen findet man auch Aale, die ganz dunkelgrün gefärbt und ohne weißliche Abzeichnung sind, oder auch solche, bei denen der ganze Körper etwas heller und gelblich gefärbt ist; gewöhnlich sind diejenigen am schönsten gezeichnet, welche das hellste Wasser bewohnen. Die Haut des Aals ist sprichwörtlich schlüpfrig, denn sie ist nicht nur mit einer besonders großen Menge Schleim, sondern auch mit kleinen Schuppen bedeckt, welche am lebenden Aal weniger in die Augen fallen, aber an der getrockneten Haut deutlich zu bemerken sind. Süßwasseraale aus Flüssen mit lieſigem Boden erkennt man an dem gleichförmig silberweißen Bauch und zieht sie wegen des größern Wohlgeschmacks ihres Fleisches anderen vor, denn Aale aus sumpfigen und schlammigen Gewässern behalten an ihrem Fleische immer einen unangenehmen moosigen oder sumpfigen Geschmack und Geruch, was auch mit der Nahrung zusammen hängen mag, in welcher dieser Fisch durchaus nicht wählerisch ist, denn er verzehrt außer kleinen Fischen und Würmern noch alle Arten faulender thierischer Stoffe. Trotzdem ist der Aal einer unserer werthvollsten Fische, denn sein Fleisch ist ebenso wohlschmeckend als nahrhaft, wenn auch in Menge genossen nicht sehr verdaulich, zumal für schwächere Mägen. Dazu läßt es sich in jeder Gestalt leicht aufbewahren und ist eingesalzen und eingemacht oder geräuchert noch eine ebenso nährende und schmackhafte Speise, wie wenn in frischem Zustande gebraten.

Dieß alles sind ziemlich allgemein bekannte Dinge, ebenso wie die auffallende Zähigkeit und gewaltige Muskelkraft des Aals, dessen Herz noch 40 Stunden lang, nachdem es aus dem Körper genommen worden, seine Reizbarkeit behält, während der Fisch, selbst wenn man ihn behufs des Abstreifens der Haut mit einem Pfriem oder Nagel an ein Brett befestigt und ihn abgezogen hat, noch Stunden lang zappelt und selbst in Stücke zerschnitten im siedenden Wasser noch die Reizbarkeit der Nerven in seinem gedrungenen Muskelfleische in hohem Grade bethätigt. Was aber weniger bekannt ist, als das langsame Wachsthum und das hohe Alter, welches der Aal erreichen kann (denn man hat schon Aale von sechs Fuß Länge und zwanzig Pfund Gewicht gefangen, obschon die gewöhnliche Größe nur 2—3 Fuß beträgt), das ist die Art der Fortpflanzung des Aals, über welche erst seit wenigen Jahrzehnten etwas Genaueres bekannt geworden ist. In den meisten älteren Naturgeschichten wird der Aal als lebendige Junge gebärend aufgeführt; allein dieß ist eine leichtfertige Behauptung gewesen, für welche sich nirgends ein Beweis erbracht findet. Der Aal ist von gewissen Eingeweidewürmern stark heimgesucht, und da man früher in ihm, d. h. in seinem Innern, niemals Eier fand, so hielt man seine Eingeweidewürmer für junge Aale. Erst in neuerer Zeit war es dem Forscherfleiß derselben Gelehrten, nämlich der Herren Heinrich Rathke und Hohnbaum-Hornschuch vorbehalten, mittelst der wesentlich verbesserten neueren Vergrößerungsgläser und Mikroskope die Eibehälter des Aals zu entdecken. Es zieht sich bei beiden erwachsenen Aale an jeder Seite des Rückgrats ein weißer, feingefalteter, etwa ½ Zoll breiter Streifen hin, welcher wie Zeug aussieht; diese Streifen bestehen bei dem Männchen angeblich aus der sogenannten Milch, beim Weibchen aber aus zahllosen Eiern, welche mit unbewaffnetem Auge nicht zu unterscheiden sind, aber unter einer Loupe von bedeutender linearer Vergrößerung deutlich als eirunde Körper zu erkennen sind. Der Ausgang dieser Behälter für Milch und Eier liegt ganz nahe am Ende des Darms und ist so eng, daß man kaum noch mit einer Schweinsborste hineinkann. Uebrigens ist für die zweifellose Unterscheidung von Männchen noch gar kein sicherer Anhaltspunkt gefunden worden, ebenso wenig wie man in unsern deutschen süßen Gewässern jemals ganz junge Aale gefunden hat. Vielmehr gehen alle seither gemachten Beobachtungen dahin, daß der Aal, beinahe in höherem Grade als jeder andere Fisch, ein Wandervogel ist, der offenbar der Fortpflanzung wegen das Meer wieder aufsucht, in welchem er ausschlüpfte, sobald er eine gewisse Größe erreicht hat, denn Aale, welche man in Süßwasserteichen mit wohlverwahrtem unterirdischem Ablauf viele Jahre lang aufbewahrte und mit entsprechender Nahrung reichlich versah, vermehrten sich unter diesen Verhältnissen nicht. Man nimmt daher und wegen des unläugbar vorwiegend häufigen Vorkommens der Aale in Flußmündungen und an Meeresküsten dermalen allgemein an, daß erwachsene Aale am liebsten ruhig daselbst im Schlamme überwintern, im Frühsommer daselbst ihre Eier im Schlamme ablegen, daß die jungen Aale dort im September und Oktober ausbrechen und im Schlamme verborgen bleiben, bis sie im darauffolgenden Frühjahre 2 bis 3 Zoll lang und so dick wie ein Zwirnsfaden geworden, worauf sie die Flüsse und Bäche hinaufwandern in Teiche und Seen und dort so lange verweilen, bis sie ausgewachsen oder zum Eierlegen reif sind, worauf sie dann zu diesem Behufe nach dem Meere zurückwandern sollen. In Oberitalien am Po hat man seit vielen Jahren die jährlichen Wanderungen der Aale genau beobachtet, wozu die reichlichste Gelegenheit vorhanden ist, denn nirgends in der Welt fängt man solche Massen von diesem Fisch, wie in der Gegend von Comachio, und aus den Beobachtungen von Gelehrten und Fischern geht ungefähr Folgendes hervor: im Po erscheinen die jungen Aale schon im März und

Digitized by Google

April, verweilen daselbst, bis sie 5 bis 6 Jahre alt geworden sind, und kehren dann, und zwar in den dunkeln Nächten des Oktobers und Novembers, in's Meer zurück, wo sie in eigenen Vorrichtungen, sogenannte Aalstuben, dabei zu Tausenden gefangen werden. Auch in England hat man wahrgenommen, daß in den kalten Monaten des Jahres sich Mengen von Aalen im Schlamme der Flußmündungen verstecken. Sie liegen gewöhnlich dicht am Rande des Fahrwassers oder der verschiedenen Abzugskanäle, welche vom Lande her schmutziges oder schlammiges Wasser in die Häfen, Buchten und Flußmündungen abführen, einen bis 1½ Fuß tief im Schlamm versteckt und man sticht sie dann aus dem weichen Boden, welchen die Ebbe zweimal des Tags auf einige Stunden bloslegt, mit sogenannten Aalsperren oder Fischgabeln, deren Zinken mit Widerhaken versehen sind. In Somersetshire wissen die Leute die Löcher in den Flußufern, worin Aale verborgen liegen, ganz gut daran zu erkennen, daß der Boden an solchen Stellen nicht mit Reifen bedeckt ist, und sie graben dann daselbst die Aale haufenweise aus, wie dieß auch anderwärts, z. B. in Rußland, geschieht, wo man in St. Petersburg oft ganze Wagenladungen gefrorener Aale zu Markte bringt, welche in kaltem Wasser bald wieder munter und lebendig werden, — gewiß der schlagendste Beweis für die enorm zähe Lebenskraft dieses Thieres, welche im Verein mit seiner schlangenähnlichen Gestalt und den Räthseln, die sich an seine Vermehrung knüpfen, schon frühzeitig den Aal zu einem besondern Gegenstande des Mythus und der Volkssage, oder vielmehr der geschäftigen Einbildungskraft des Volks gemacht haben.

Wegen der kleinen Kiemendeckel und verschlossenen Kiemen vermag der Aal ziemlich lange außer dem Wasser lebend zu bleiben. Daher verläßt er auch Nachts zuweilen das Wasser und kriecht nach Schlangenart in die Wiesen und Felder in der Nähe seines Standorts, um Frösche, Regen-

Ein öffentlicher Schreiber.

würmer und Schnecken zu fangen; ja er soll bei nasser Witterung 4 — 6 Tage in dieser Weise außer dem Wasser zu bleiben vermögen. Ebenso will man schon beobachtet haben, daß Aale, welche man in Teiche versetzt hatte, auf diese Weise nach anderen benachbarten fließenden Wassern über Land fortkrochen und sich davon machten. In manchen Teichen kommen fortwährend Aale vor, obschon deren Eigenthümer dieselben lieber von diesen Fischen frei erhalten würden, weil sie der Fischzucht sehr schädlich sind und dem Fischlaich und den jungen Fischen geflissentlich nachstellen. In anderen Teichen, in welche man Aale künstlich verpflanzt, sieht man sie bald wieder verschwinden und auswandern, weil ihnen die Beschaffenheit des Wassers nicht zu gefallen oder die Nahrung nicht zu genügen scheint.

Gerade über die Erzeugung und Fortpflanzung des Aals sind die verrücktesten und lächerlichsten Begriffe im Schwang gewesen. In dem einen alten Schriftsteller lesen wir, der Aal erzeuge sich selbst im Schlamm; im andern Schriftsteller finden wir: die Aale erzeugen sich aus kleinen Theilchen, welche von den Körpern großer Aale abgeschabt werden, wenn diese sich an Steinen reiben; wieder Andere glaubten, die Aale erwüchsen aus dem Fleisch von todten Thieren, welche man in's Wasser geworfen, oder aus dem Thau des Bodens im Frühjahr und Sommer, aus schlammigem Wasser, u. dgl. mehr. Auch unter neueren Schriftstellern ist die Verlegenheit, sich eine solch räthselhafte Erscheinung zu erklären, nicht minder groß, als unter dem Volke. Während in einigen Gegenden des nördlichen Englands fest geglaubt wird, die Aale erzeugten sich aus Pferdehaaren, die man in fließendes Wasser werfe, ließ ein neuerer deutscher Schriftsteller sie aus elektrischen Erscheinungen entstehen, — aber auf welche Weise, das vermochte er nicht zu sagen. Der große Naturforscher Buffon soll gegen Ende des vorigen Jahrhunderts einer Versammlung französischer Gelehrten offen gestanden haben, er betrachte die Frage von der Fortpflanzung der Aale für eine der schwierigsten und verwickeltsten in der ganzen Naturgeschichte. Der frühere Bischof von Norwich, Dr.

Kay, hatte einige kleine Aale in dem Strohdach eines Bauernhäuschens gesehen, und bemühte sich nun, in einem Aufsatz, welchen er der Königl. Gesellschaft hierüber vorlas, darzuthun, der Laich dieser Aale sei an dem Schilf jenes Strohdachs, bevor er abgeschnitten worden, hängen geblieben und später von der Sonnenwärme ausgebrütet worden.

Weit besser als mit seiner Fortpflanzung waren die Menschen von jeher mit den gastronomischen Eigenschaften des Aals bekannt gewesen. Den Israeliten war der Genuß des Aals allerdings verfagt; ebenso auch den alten Egyptern, welche ihm aber dafür eine Stelle unter ihren Gottheiten einräumten. Die Griechen aber waren leidenschaftliche Verehrer des Aals und kochten ihn auf die verschiedenste Weise, wie wir im Athenäus und anderen klassischen Schriftstellern verzeichnet finden. Der Meeraal ward dem Neptun und seinen göttlichen Kollegen geopfert und galt dafür, daß er denjenigen, welche von seinem Fleisch genössen, Unsterblichkeit verleihen könne; und die alten Griechen hatten nach Macrobius ein Sprüchwort des Inhalts: die Todten würden ins Leben zurückkehren, wenn es ihnen möglich wäre, einen Bissen von diesem köstlichen Fisch zu verzehren. Selbst der Kopf und die Eingeweide des Meeraals wurden verspeist, obschon dieser bei uns modernen Europäern für keinen Leckerbissen gilt. Eine andre Art von Meeral dagegen, die Muräne, M. Helena, ein bis zu 4 Fuß langer, im Mittelmeer häufig vorkommender gefräßiger Raubfisch, war bei den alten Römern als Leckerbissen ungemein geschätzt und wurde in eignen Teichen am Meerbusen sogar künstlich gemästet, um desto feiner und fetter auf die Tafel zu kommen. Ein alter Schriftsteller behauptet, bei Sicyon in Peloponnes sey der Meeraal oder Conger in solcher Größe gefangen worden, daß man zur Fortschaffung eines einzigen Exemplars einen mit Ochsen bespannten Wagen nöthig gehabt habe, — was natürlich ins Gebiet der Fabel gehört.

Eine Weinkneipe in Valencia.

Die alten Deutschen und die Angelsachsen waren ebenfalls große Verehrer des Aalfleisches, wie noch in vielen alten Urkunden zu lesen, wo die Lieferung einer bestimmten Anzahl von Aalen einen Theil der stipulirten Pachtsummen bildet. Besonders die Klöster scheinen sehr darauf erpicht gewesen zu seyn, in derartigen Verträgen sich eine reichliche Zufuhr von Aalen zu sichern. Zu sehr vielen Klöstern gehörten eigene Aalteiche. Auch die Gallier waren leidenschaftliche Freunde dieser leckern Kost, und in fränkischen und altfranzösischen Zeit- und Erbpachts- und Lehensverträgen finden sich zahlreiche Bestimmungen über Steuern und Pachtschillinge, die in Aalen zu erlegen waren; wie sich denn auch in den „Kapitularien" Karls des Großen ähnliche Andeutungen finden. Auch eine Menge Eigen- und Ortsnamen wie Aalborg, Aalen, Alsfeld, Aalsmeer, Aalst, Alschhausen, Alsleben, Alster, Elbing, Elbingen, Elde, Elbena, Else, Elsen, Elsenz, Elz, Elze, Elzach, Elzenz u. dergl. mehr, hängen ohne Zweifel mit dem Vorkommen von Aalen zusammen, wie im Englischen die Namen Elmore, Ellesmeere, Elly ꝛc.

Monsieur Eude, der berühmte Koch Ludwigs XVI., erfreute sich eines europäischen Ruf's wegen seiner verschiedenen trefflichen Methoden, diesen Fisch zuzubereiten, und sagt in seinem bekannten Kochbuche: „Nimm einen oder zwei Aale und wirf sie ins Feuer; wenn sie sich nach allen Seiten krümmen, so wickle ein Handtuch um Deine Hand, packe sie und streife ihnen die Haut vom Kopf bis zum Schwanze ab; diese Methode ist unstreitig die beste, als das einzige Mittel, alles Oel (Thran) zu entfernen, welches ungenießbar ist. — Anmerkung: Mehrere Herren haben mich der Grausamkeit beschuldigt (erstaunlicherweise!), weil ich in meinem Buche anempfahl, die Aale lebendig zu sengen. Da aber meine Kochkunst gänzlich der Befriedigung ihres Geschmacks und der Erhaltung ihrer Gesundheit gewidmet ist, so halte ich es für meine Pflicht, nur auf

Digitized by Google

das zu sehen, was für Beide wesentlich und förderlich ist. Die blaue Haut und das nach dem Abstreichen darin enthaltene thranige Oel sind nämlich höchst unverdaulich. Sollte irgend eine Dame oder ein Herr den Versuch mit beiden machen, so wird sich ergeben, daß die gesengten Aale weit gesünder sind; aber es bleibt jedem einzelnen überlassen, ob er den Aal gesengt oder abgezogen verspeisen will."

Thatsache ist, daß Monsieur Gude Recht hat und die Aalhaut noch schwerer verdaulich ist als das Fleisch. In jeder guten Küche wird daher der Aal gehäutet servirt, und ein Feinschmecker wird niemals die Haut essen, wenn er genug Fleisch hat. Dagegen aber ist die Haut noch immer reich an Nahrungsstoffen und liefert durch Absieden mit etwas Natron eine vortreffliche Fleischbrühe zu Suppen, welche in Seestädten, wo viele Aale zu Markte kommen und gehäutet werden, den ärmeren Volksklassen nicht genug empfohlen werden kann.

Der Verbrauch an Aalen als Nahrungsmittel ist in Europa kolossal, namentlich in Norddeutschland, Holland und England. Schon vor zehn Jahren berechnete man, daß nur allein in London der jährliche Consum an Aalen sich auf zehn Millionen Stücke belaufe, und zwar in allen Gestalten; er wird dort vorzugsweise aus Holland eingeführt und so allgemein verspeist, daß er auf die Tafel des Reichen wie (in eingepökelten oder geräucherten Zustande) in die Hand des Straßenjungen gelangt.

Ueber den Werth des Aals als Nahrungsmittel sind die Aerzte verschiedener Zeiten sehr abweichender Ansicht gewesen. Hippokrates empfiehlt ihn allen seinen Patienten, zumal den mit Lungenschwindsucht Behafteten. Galen nennt ihn allzu schwer verdaulich für schwächliche Personen. Rhases und Magninus behaupten, sein Fleisch sey für alle vom Fieber Genesenden schädlich, und Franciscus Bonfustus verbietet den an Rheumatismus Leidenden den Aal aus dem allgemeinen Grundsatze, daß alle Fische aus stagnirendem und sumpfigem Wasser schlechte Säfte verursachen. Mittelalterliche Aerzte dagegen verordnen das aus dem Aal ausgeschmolzene Fett als lindernd und beruhigendes Einreibungsmittel bei Solchen, die am hitzigen Gliederweh (Rheumatismus acutus) leiden. Die Galle des Aals galt als heilende Salbe für kranke Augen, die zu Pulver zerstoßenen Schädelknochen als wirksames blutstillendes Mittel bei Nasenbluten. Noch jetzt binden sich in manchen Theilen Englands junge Leute eine Aalhaut um die Fußknöchel, um sich Wadenkrampf und andere Schmerzen in den Beinen zu vertreiben.

Eine höchst wichtige Rolle spielt der Aal in der Symbolik, namentlich als prophetisches Vorzeichen in der Traumdeuterei. Wenn ein junges Frauenzimmer von Aalen träumt, so hat sie unbeständige Verehrer zu erwarten. Von Fischen im Allgemeinen zu träumen, bedeutet Kummer; träumt man aber von Aalen, die man fängt und behält, so ist es ein Zeichen, daß man einen wohlwollenden und beständigen Freund hat. Ein mittelalterliches Traumbuch besagt: wenn man von Aalen träume, bedeute es eine zahlreiche Familie von Kindern; träume man dagegen, daß man Aale koche, so bedeute es, daß man an seinen Kindern viel Aergerniß erlebe. In einem, 1614 zu Bologna erschienenen Werke über „Wahre Auslegung der Träume" wird folgendes erzählt: Ein König von Spanien träumte drei Nächte hinter einander, ein Aal krieche ihm aus dem Munde und mache die größte Anstrengung ein hart dabei vorüberfließendes Flüßchen zu erreichen. Der König ergriff sein Schwert und bemühte sich, ihn vom Wasser zurückzuhalten; aber der Aal entkam, gelangte ins Wasser und troch am jenseitigen Ufer hinan, wo er in einer Spalte im Gestein verschwand. Dieß geschah an einer Stelle, welche dem König genau bekannt war. Er berief daher etliche seiner Dienstleute, erzählte denselben den gehabten merkwürdigen Traum und begab sich mit ihnen an Ort und Stelle, wo sie auch die Felsspalte fanden und in derselben einen sehr werthvollen Schatz von Gold und kostbaren Steinen entdeckten.

Die Gefräßigkeit des Aals, die allerdings bedeutend seyn mag, ist ein fruchtbarer Gegenstand der Romantik und Erörterung unter Naturforschern und Anglern gewesen. Der Aal frißt, wie wir selbst gesehen haben, seinesgleichen gierig auf und außerdem alles, was nur animalischen Stoffes ist. Nichts ist für seinen Heißhunger zu zart oder zu eckelhaft. Man hat ihn schon mit einer halbverfaulten Wasserratte im Maul, die er nicht verschlucken konnte, gefangen, und ein englischer Naturforscher erzählt in allem Ernste ein Beispiel von Wimpon in Hampshire, wo in einem Teich einige ungewöhnlich große Aale den auf dem Wasser herumschwimmenden Enten die Füße abgebissen haben sollen. (!)

Es liegt außer dem Bereiche unsers kurzen Aufsatzes, auf die mancherlei Rollen einzugehen, welche der Aal in der Thiersage und Legende überhaupt spielt; aber es wäre nicht uninteressant, die verschiedenen symbolischen Deutungen zusammenzustellen, welche der Volksglaube und Aberglaube den Eigenschaften des Aals im Lauf der Zeit und bei verschiedenen Völkern gegeben hat. Ein Buch über Thiersagen, in der geistvollen und unterhaltenden Weise, wie Herr v. Perger in Wien die Pflanzensagen behandelt hat, wäre fürwahr ein Verdienst um die Literatur und ein sehr interessanter und lehrreicher Beitrag zur Kulturgeschichte. —

In der neuen Welt scheint der gemeine Aal gar nicht vorzukommen. Man kennt in ganz Nordamerika kein einziges Süßwasser, keinen einzigen Fluß, worin erwiesenermaßen schon Aale gefangen worden sind. Selbst der Meeral oder Conger (Muraena Conger), welcher an den europäischen Küsten so häufig, und die oben genannte Muräne, sind in Nordamerika unbekannt. Die Stelle des gemeinen Aals scheint dort der Zitteraal, Gymnotus, zu vertreten, welcher im heißen Südamerika und in Westindien vorkommt, und namentlich in den sumpfigen Seen und Flüssen Brasiliens und im Orenoco und seinen Zuflüssen in Menge zu finden ist.

Volkstrachten auf einem ungarischen Jahrmarkte.

(Zu dem Bild auf S. 325.)

Valerio's reicher Sammlung von Skizzen aus dem Volksleben der Donauländer entlehnen wir diesmal eine Scene aus einem ungarischen Jahrmarkt in der Pußta, deren wellige Niederung mit den einzelnen Gehöften und Schöpfbrunnen sich auf unserm Bilde als ein unübersehbarer Hintergrund hindehnt bis sie mit dem Horizonte verschwimmt. Der Künstler hat hier die Typen der Bevölkerung des ungarischen Südens zusammengestellt, zunächst die verschiedenen Stände der Ungarn, dieses ritterlichen ernsten Volkes, das in seinem Vorurtheil gegen die Deutschen zwar manchmal das Kind mit dem Bade ausschüttet, aber in seinen gebildeten Ständen einen Charakter von angebornem Adel und altrittterlicher Tüchtigkeit, von kriegerischem Feuer und patriotischem Enthusiasmus, von Gastlichkeit und Liebenswürdigkeit repräsentirt, welche nur bedauern läßt, daß Ungarn nicht einer angemessenen selbstständigen Entwicklung und Unabhängigkeit überlassen wird, um die ungeheuren Hülfsquellen des Bodens gedeihlich zu erschließen und auszubeuten. Wie energisch und bewußt tritt schon der einfache serie Bauer auf, der seinen Stammbaum so gut nachführt wie der Magnat! Welch eine wilde Wehmuth liegt in seinen Augen, seinem Blicke, wenn du ihn so betrachtest, wie er seinen Geschützten nachgeht; aber höre ihn reden mit seinem weichen vollönigen Idiom, seiner wilden natürlichen Beredtsamkeit, sieh' ihn beim Tanze, sieh' ihn zu Pferde, wenn er im tollsten Rennen auf edlem Thier über die gluthathmende Pußta hinsprengt, und Du glaubst einen ganz Andern vor Dir zu haben! Der ernsten, träumerischen Frau aus dem Stande der wohlhabendern Grundbesitzer sieht Du die Zigeunerin wahrsagend gegenüber, das nackte Kind neben ihr, denn die Zigeuner sind ein bedeutendes Item in der Bevölkerung Ungarns und ein wesentliches Attribut des gesammten öffentlichen Volkslebens; sie liefern die Musikanten, Hufschmiede, Kesselflicker,

Digitized by Google

Roßtäuscher ꝛc. Mehr die dienende Rolle und die des vermittelnden Kleinhandels spielen die Slowaken in Ungarn, deren weiches, sanftes Naturell und Schmiegsamkeit in auffallendem Kontraste zu dem männlichern und entschiedenern Wesen des Serben oder Raizen, der in Ungarn zwar mehr eine untergeordnete Stellung einnimmt, und in noch auffallenderem zu den wilden Kroaten der Militärgrenze steht, die dem Kaiser nicht nur einen Theil seines besten regulären Fußvolks liefern (wie die Ungarn so ziemlich einen Theil der besten Reiterei des österreichischen Heeres), sondern in Zeiten der Gefahr auf den ersten Ruf bereit sind, zene Freischaaren eines wilden Landsturms im's Feld zu stellen, welche seit dem dreißigjährigen Kriege unter dem Sammelnamen der Kroaten und den speziellen Bezeichnungen von Rothmänteln, Sereschanern u. dergl. m. der Schreck der friedlichen Bevölkerung des platten Landes bei uns „im Reiche" waren und von denen unsere Großeltern noch solch schreckliche Dinge zu erzählen wissen. Uebrigens sind diese Südslawen bei weitem nicht so wild wie sie aussehen, sondern im Grunde ein gutes heiteres Völkchen, listig, ausdauernd, muthig, kriegsgeübt, empfänglich für Enthusiasmus wie Fanatismus, unerschrocken und ungestüm im Angriff, schlau und besonnen auf dem Rückzug, aber im Kriege allerdings von etwas unklaren Begriffen über Mein und Dein, und gerne geneigt, das Land welches sie durchziehen, den ganzen Druck des Kriegs empfinden zu lassen. Wenn auch nur schablonenartig zusammengestellt, wird doch unser Holzschnitt auf Seite 325 unseren verehrten Lesern einen ziemlich genauen Begriff von Race, Tracht und Typus der verschiedenen Volksstämme im Süden des Magyaren-Reiches, dem jedenfalls innerhalb weniger Menschenalter noch eine glänzende politische Zukunft und ein bedeutender Einfluß in den Angelegenheiten des südöstlichen Europa bevorsteht, zu geben vermögen, und dieß ist der einzige Zweck, welchen wir hier in Wort und Bild verfolgen.

Baskische Schäfer.

Zu dem Bilde auf S. 333.

Von dem interessanten Baskenvolke, welches wir nach seiner Sprache und seinem Typus keiner der heutigen größeren Völkergruppen Europa's als Angehörige und Stammverwandte einreihen können, haben wir schon bei Besprechung der Ansicht von einem baskischen Nationaltanze auf S. 39 flg. dieses Jahrgangs gesprochen. Wie figurenreich aber jenes Bild auf S. 37 auch war, so hat es doch unseren verehrten Lesern wenig Gelegenheit das Typische und Charakteristische in Physiognomie, Tracht und Gebahren des baskischen Landvolkes genauer und augenfälliger hervorzuheben. Darum führen wir unseren verehrten Lesern das Bild auf S. 333 vor, welche einen deutlichen Begriff von dieser merkwürdigen Volkrace zu geben vermag, die sich selber Euzcualdunais nennen und sich einen „celtischen" Ursprung beimessen. Ihre Sprache, das Euscara, gehört unbedingt zu den ungefügigsten, unsinnbildlichsten und unentwickeltsten des heutigen Europa, und hat doch schon eine alte Literatur, abgesehen von den zahllosen Volkssagen, Volksliedern und Sprüchwörtern dieses alten, frommen, poetischen, kriegerischen und abergläubischen Volkes. Wer nur je im Baskenlande gereist ist, hat dieses Volk liebgewonnen, in dessen Charakter sich die merkwürdigsten Gegensätze berühren: Gastfreundschaft und Milde, Sanftmuth und harmlose Fröhlichkeit einer- und unversöhnliche Rachgier die sich bis zur erblichen Blutrache versteigt, anderseits; hingebende aufopfernde Freundschaft und tödlicher Haß; wilder Unabhängigkeitssinn und Freiheitsliebe und doch wieder eine religiöse Unterwürfigkeit, welche das gewöhnliche Maß von Bigotterie halbcivilisirter Völker übersteigt; ein Hang zu Poesie, zu Tanz, Ballspiel, Stiergefechten, dramatischen Vorstellungen aller Art, und hinwiederum ein auffallendes Geschick zu allen Gewerben und Künsten, ein unverdrossener ausdauernder Fleiß, und doch wieder ein unbezwinglicher Hang zu Abenteuern, welche den Basken antreibt, Gemsjäger, Bärenjäger, Schmuggler zu werden, oder als Soldat sich für fremde Interessen zu schlagen. Aber ein schöner Menschenschlag sind die Basken: kräftige, schlanke und doch sehnige Gestalten, dunkle Gesichter von gefälligem Schnitt mit intelligenten ausdrucksvollen Gluthaugen, sonoren Stimmen und einem unveräußerlichen Erbtheil von Kraft und Grazie, die sich, wie bei anderen Völkern des Südens, unbewußt und ungesucht schon in den gewöhnlichsten Verrichtungen des Alltaglebens kundgeben, wie es unser Künstler ebenso ausdrucksvoll als gelungen in der Haltung der spinnenden Hirtin aufgefaßt hat.

Rückkehr der Pilger-Karawane von Mekka.

Zu dem Bild auf S. 341.

Die Satzungen des Islam wollen, daß jeder Moslem mindestens einmal in seinem Leben die Wallfahrt nach der Wiege und dem Grabe des Propheten Mohamed mache. Der Mann, der dieser Pflicht genügt hat, nimmt in der Gesellschaft der Gläubigen eine bedeutendere Stelle ein, als ihm Geburt, Bildung oder Vermögen anweisen würden, und die Bezeichnung als Hadschi ist ein Ehrenname, der Ansehen und Achtung verleiht. Es ist eine kluge weise Einrichtung Mahomeds und seiner Nachfolger um diese durch Religion und Sitte gebotene Pilgerfahrt, welche die Völker des Morgenlandes von den Küsten des Mittelmeers bis zu denjenigen des atlantischen und des indischen Oceans in einer steten geistigen, körperlichen und geselligen Berührung und Verbindung mit einander erhält und in das starre träge Wesen des Islam einiges Ferment bringt. Arm und Reich, Türke, Perser, Beduine, Fellah, Inder, Maghratte, Tscherkesse, — alle wallen nach den Städten und Stätten, welche das Andenken des Propheten geheiligt hat, lernen bei dieser oft einzigen Reise ihres Lebens fremde Länder, Menschen und Sitten näher kennen und helfen den Bau des ganzen Islam stützen und ihm jenes Gepräge aufdrücken, welches wir unwillkürlich mit dem Begriff des Orients verbinden. Und dem religiösen Zwecke dieser Pilgerfahrt muß sich für den ärmeren Waller stets noch ein praktischer zugesellen: entweder verdingt er sich an den reichern Pilger als Diener, oder aber er sucht durch das Mitnehmen von Handelsartikeln einigen Ersatz für die Kosten der Reise, für seinen Unterhalt auf derselben. Die Pilgerfahrt ist eine ernste Sache. Man denke sich die Fahrt des Moghrebi, des Marrokkaners, quer durch ganz Nordafrika hindurch, durch pfadlose glühende Wüsten und kahle Gebirge bis nach Egypten, von da zu Schiffe über das Rothe Meer nach Dschedda, dem Hafen der heiligen Städte, und von hier wieder durch unbesiedelte Gegenden nach Medinah und Mekka, — eine Reise voll Gefahren, Entbehrungen und Strapazen, welche oft achtzehn Monate und mehr in Anspruch nimmt, während welcher den Angehörigen des Wallers kaum eine Kunde von demselben zukommt, denn jene Länder haben keine Straßen, keinen Postverkehr, keine Telegraphen und Zeitungen. Man kann sich daher denken, mit welcher bangen Erwartung jeder Flecken, jede Stadt dem muthmaßlichen Zeitpunkt der Heimkehr ihrer Pilgerkarawane entgegensieht und welche Aufregung die Kunde hervorruft, daß die heimkehrende Karawane sich dem Weichbild ihrer Heimath nähert. Alt und Jung, Weib und Mann und Kind zieht der Karawane entgegen, deren Fahnen und Banner sie schon aus weiter Ferne verkündigen. Jedermann hat ein persönliches Interesse daran, ob sein Vater, Gatte, Sohn, Bruder, Vetter, Diener oder Freund wohlbehalten und entsündigt von den heiligen Stätten zurückkehre. Der französische Maler Alphonse Valentin, dessen gelungenem Stift wir das Original unsers Bildes auf S. 341 verdanken, führt uns den Moment vor, wo auf dem Saume des Weichbildes einer algierischen Stadt die Karawane der Heimkehrenden von den Zurückgebliebenen feierlich empfangen wird. Tief ergriffen werfen sich einige Andächtige weinend in den Staub beim Anblick der grünen Fahnen, welche die Marabuts als Führer der Karawane als in Mekka geweihte Zeugnisse ihrer Wallfahrt mitbringen. Söhne eilen in die Arme ihrer rückkehrenden Väter, deren Segen und Geschenke zu empfangen. Brüder umarmen sich mit heißen Freudenthränen. Weiber schreien wehklagend auf, weil ein Nachbar ihnen

Digitized by Google

verkündet, daß ihre Brüder, Gatten, Väter, Söhne, den Tod im fernen Lande gefunden und nicht mehr heimkehren, daß ihre Gebeine im glühenden Wüstensand bleichen, denn Tausende erliegen alljährlich den Beschwerden und Entbehrungen der großen Wallfahrt. Hier wird dem heimgekehrten Hadschi auf das Meharri oder Reitkameel von der Gattin ein Kind herausgereicht, das sie ihm während seiner Abwesenheit geboren, und das unmündige Kleine empfängt den ersten Kuß der Vaterliebe. Dort reitet gesenkten Haupts ein andrer Hadschi zu dem öden Herde seines Hauses zurück, denn schon hat ihm ein Nachbar verkündet, daß der Todesengel den bittern Tropfen von der Spitze seines Schwertes auf die Lippen des Weibes und des Kindes gesenkt, auf deren Wiedersehen der fromme Waller sein Monden sehnsüchtig gehofft und geharrt hat. Hier bringt ein Anderer sich im Kameelpalankin Weiber oder Sklavinnen aus fernem Lande mit, und dort erklimmen Männer, Weiber, Kinder die steinigen Anhöhen voll gespannter Erwartung, ihre Lieben zu erschauen, die noch im Zuge zurück sind, oder eilen ihnen entgegen, wenn sie derselben ansichtig geworden sind. Auf ihren Lippen zucken Furcht und Hoffnung, doch die letztere überwiegt, gepaart mit Stolz, denn es ist ja ein großes Ding, wenn der Herr des Hauses oder der älteste Sohn oder der noch nicht mannbare Knabe sich das Ehrenrecht eines Hadschi beilegen darf; und nun erst die siedende Neugier, die Geschenke zu sehen, die Geschichten und Schilderungen zu hören, welche der Heimgekehrte von dieser langen gefährlichen Reise mit nach Hause bringt an den häuslichen Herd, der so lange seiner Aufsicht und seines Schutzes entbehrte! Das ist ein Freudenfest, wie es nur selten in einem Menschenleben sich wiederholt, ein Gedenktag häuslicher Freude, der lebenslang gefeiert wird! —

Ein Straßenprediger in Neapel.

Zu dem Bild auf S. 348.

Wer Italien bereist hat, der erinnert sich noch des wesentlichen Antheils, welchen die Kirche und ihre Orden an allen öffentlichen Volksfesten nehmen. Insbesondere werden denen, welche Neapel besucht haben, die malerischen Scenen noch erinnerlich seyn, welche sich auf den belebten Straßen der alten Parthenope bildeten, wenn irgend ein Kapuzinermönch an der ersten besten Straßenecke auf eine Tonne oder Kiste stieg und das Kruzifix hoch erhoben, in volksthümlich beredter Weise dem sanguinischen beweglichen Volke Buße predigte. Eine dieser Scenen, an der Mündung einer Seitenstraße der Strada di Toledo, hat der Künstler erfaßt und dem Eindruck gemäß zu werden gesucht, welchen diese extemporirten Predigten auf das Völklein der Straße gewöhnlich machen. Wie sehr man im Allgemeinen auch geringschätzig auf das träge Mönchsthum in Italien herunterblickt und in der Aufhebung der Klöster durch die gegenwärtige Regierung einen entschiedenen Fortschritt der geistigen Freiheit und Entwicklung sehen will, so darf man doch gerechter und billiger Weise den wohlthätigen Einfluß des Kapuzinermönchs und ähnlicher nicht vergessen, denen vorzugsweise die Sorge für die geistlichen und sittlichen Bedürfnisse des Volkes obliegt. Den Lazzaroni der Chiaja, den Marinari und Lastträgern des Hafens predigt am Abend, wenn die Geschäfte vorüber sind, der arme Bettelmönch die Lehre Christi; sacht hinein zu den Hirten der Campagna und der Maremmen und in die abgelegenen Hochthäler der Gebirge führt ihn sein frommer Eifer, und uneigennützig versieht er die Seelsorge und tauft das Kinder, liest Messen und Todtenämter und beerdigt die Gestorbenen, hört die Beichte der von ihrem Genossen Beraubten und reicht den Reuigen die Absolution und das Gnadenmittel der Hostie; er traut die Verlobten und lehrt die Jugend. Ganz in ähnlicher Weise bringt der Kapuziner auch in unseren Alpen Bis in den Schoos der Hochthäler zu den armen Sennen und Hirten, welche im Sommer durch ihren Beruf von den Kirchen und Kapellen ihrer heimathlichen Orte abgeschnitten sind, und bringt ihnen den Gruß des Friedens und den Trost des Evangeliums, die Versriedigung jenes religiösen Dranges und Bedürfnisses, der bei seinen Menschen autrichtiger und häufiger gegenwärtig ist, als bei den ungebildeten, sesten lebenden Mann des Volks, das des großartige Leben der Natur beständig umgibt und ungeschwächt beeinflußt.

Eine chinesische Schöne.

Zu dem Bild auf S. 349.

Die Chinesen haben ganz wie wir ihren Buch- und Kunsthandel, und wie die Pariser Kunsthändler, z. B. Goupil, de la Rue u. A. m. die civilisirte Welt mit den kolorirten Lithographieen von Gerodon u. A. überschwemmen, welche sinnliche ideale Frauenköpfe darstellen, die uns durch ihre Anmuth oder Schönheit entzücken oder durch sinnliche Reize entflammen sollen, so läßt auch der spekulative Chinese ähnliche Bilder zum Verkaufe malen, welche das Ideal und den Typus seiner Anforderungen an die Begriffe von weiblicher Schönheit darstellen sollen. Natürlich kennt der Chinese die Kunst des Steindrucks nicht, welche durch die rasche Vervielfältigung solche Bilder wohlfeil macht; er kennt nur den Holzschnitt und das was wir „orientalische Malerei“ zu nennen pflegen, nämlich das Malen mittelst Patronen und Schablonen, das ebenfalls eine ziemlich rasche Vervielfältigung zuläßt. Auf diese Weise nun ist das Original hergestellt, welchem wir die Kopie auf S. 349 nach einer Photographie entlehnen: eine chinesische Modedame, vielleicht der dortigen Demi-Monde (denn in diesem Stücke der Liederlichkeit können sich die Chinesen ebenfalls ganz füglich mit unseren europäischen Großstädten messen), — vielleicht Portrait, vielleicht Phantasiestück; jedenfalls aber kennzeichnend genug, um unseren verehrten Lesern zu zeigen, worin der Chinese das Ideal weiblicher Anmuth sucht: in einem vollen ovalen Gesicht von wachsgelbem durchsichtigem Teint, kleinen träumerischen, schräggestellten Augen, einem kleinen sinnlichen Munde, reichen Haar, das wahrscheinlich noch durch künstliche Vereicherungen verstärkt wird, und einer platten Büste, denn Fülle derselben gilt für gemein. Das ist in unserem Bilde denn nach Möglichkeit vermieden.

Bilder aus dem spanischen Volksleben.

Zu den Holzschnitten Seite 356 und 357.

Das eigenthümliche Gepräge von primitiver Einfalt und Prahlerei, welches das spanische Volksleben in seiner äußeren Erscheinung trägt, hat von jeher den Künstlern eine Menge dankbarer Vorwürfe geliefert. Auch unsere beiden vorgenannten Bilder sind treu dem Leben abgelauscht. Da sehen wir auf dem einen den öffentlichen Schreiber, Escrivano publico oder Memorialista, wie er an irgend einer Straßenecke sein ambulantes Bureau aufgeschlagen hat, um zu Nutz und Frommen Derjenigen, welche der edlen Schreibekunst nicht mächtig sind, um wenige Maravedis oder Cuartos seine Feder zu Liebes- wie zu Bettelbriefen, zu Bittschriften wie zu Reklamationen herzugeben und die Geheimnisse Anderer in mehr oder minder verschwiegener Brust zu bewahren. Da sehen wir ferner die Weln[illegible]neipe, welche allerdings nur von Leuten der untersten Stände besucht wird, aber Tag und Nacht der Gäste viele zählt, denn es ist ein Irrthum, dem gemeinen Spanier sür mäßiger im Genuß geistiger Getränke zu halten, als den gemeinen Mann von irgend einem andern Volke. Im Gegentheil, die glühende Sonne macht immer Durst, der Wein ist gut und wohlfeil und allenthalben fließet Bachus' Quelle, darum trinkt der Spanier auch viel und oft. Wenn er reist, nimmt er nie seinen Schlauch, seine Feldflasche oder seinen Kürbis an den Mund, ohne seinen Reisegefährten davon anzubieten, und es wäre eine Beleidigung, wollte du dich weigern, ihm Bescheid zu thun. Aber er erwartet von dir auch das Gleiche, wenn er dich eine Flasche entkorken sieht, und er trinkt mit einer Grazie, die nichts zu wünschen übrig läßt und nicht unappetitlich ist, denn er hält die Mündung der Flasche oder des Schlauchs hoch über seinen Mund und gießt sich den Wein hinein. Minder harmlos aber ist der Spanier aus dem Volke und namentlich der Andalusier, wenn er in der Weinschänke getrunken hat und der feurige Wein die wilden Leidenschaften seines südlich-heißen Blutes aufregt. Dann greift er beim mindesten Wortwechsel zu der Navaja, dem häßlichen gekrümmten Messer, und haut und stößt auf den Gegner los. Er muß bei jeder festlichen Gelegenheit seine blutige Raufexei treiben; daher die Unzahl der Einbuchten, Gelähmten oder sonst irgendwie Verstümmelten, welche die lebenswierigen Denkzeichen derartiger harmloser Vergnügungen an ihrem Leibe herumtragen und dafür sorgen, daß die Galeeren immer hübsch neue Kunden bekommen.

Inhalt des neunten Hefts:

	Seite
Ein Geächteter. Erzählung von Eduard Adolay	321
Eine Hochzeitsfeier bei den Hindus	335
Wildes Leben in Oregon. Von A. Kellenburg	336
Schön-Trudchen. Novelle nach dem Spanischen v. L. Friedrich	340
Das Rom der Kaiserzeit. Von Professor Dr. W. Mareus	346
Sneewitchen. Eine einfache Geschichte von Franz von Elling. (Fortsetzung.)	349
Der Kal. Ein Lebensbild aus der Naturkunde v. K. E. Münch	351

Illustrationen:

Balkstrachten auf einem ungarischen Jahrmarkt	324
Baskische Schäfer	333
Der Ueberfall durch den Jaguar	337
Pilgerkaravane von Mekka zurückkehrend	341
Ein Straßenprediger in Neapel	349
Eine chinesische Schöne	349
Ein spanischer Memorialista oder öffentlicher Schreiber	356
Eine spanische Weinkneipe	357

☞ Die Fortsetzung der Erzählung „Der Onkel von Amsterdam“ folgt im 10. Hefte.

Verantwortlicher Redakteur: Otfrid Mylius. — Verlag der Expedition. — Druck von C. Grüner in Stuttgart.

Digitized by Google

Illustrirtes Familienblatt. Herausgegeben von Otfrid Mylius.

1866. Stuttgart. Verlags-Expedition. Zehntes Heft.

Der Onkel von Amsterdam.

Eine Familiengeschichte von Otfrid Mylius.

(Fortsetzung von S. 273.)

16.

Draußen vor der Stadt Hagenbach, auf der Anhöhe neben dem künftigen Bahnhof, steht ein nagelneues modernes Hotel, kaum erst vollendet. Dorthin folgte Herr Hefftter dem Rufe des Rosa-Billets. Sein Gang war eilig, sein Gesicht bewegt, sein Mund zusammengekniffen, das Auge rollte finster. Als er die Landstraße hinanschritt und eine Krümmung derselben ihn in den Stand setzte, zum Hotel Bellevue hinaufzublicken, sah er im ersten Stockwerk eine Dame in eleganter Sommer-Toilette auf den Balkon heraustreten und ein Opernglas gegen die Stadt herunter richten. Sie schien ihn erkannt und bemerkt zu haben und winkte ihm mit dem kleinen seidenen Sonnenschirm, ohne sich um die Arbeiter und Taglöhner zu bekümmern, die noch an dem unfertigen Hotel und um dasselbe herum geschäftig waren. Ja, sie winkte desto lebhafter und lächelte desto süßer, je näher er kam, als wollte sie ihn zwingen, daß er seine finsteren Züge in freundlichere Falten lege.

Unter dem breiten Portale, das den Balkon trug, stand Herr Schwägerle, der Erbauer und Besitzer des neuen Hotels, in gebrannten Locken, schwarzem Frack, blüthenweißer Halsbinde und Vorhemd, und empfing Hände-reibend unter Verbeugungen den herannahenden Kommerzienrath mit einem ehrfurchtsvollen Gruß.

„Frau Majorin v. Neckair?“ stieß Herr Hefftter mechanisch hervor, als er den Gruß erwiderte.

„Gewiß, gnädiger Herr! Die Dame wohnt hier — au premier, Nr. 1, der großen Treppe gerade gegenüber, Herr Kommerzienrath,“ erwiderte der Hotelbesitzer.

Als Hefftter die Treppe hinanstieg, stand unter der geöffneten Thüre des salonartigen Balkonzimmers schon die Dame vom Balkon in ihrem duftigen weiten saftigen Kleide von weißem Organdi mit zarten Rosablüthen und flötete süß: „Ah, sehr willkommen, mein verehrter Herr Kommerzienrath! recht lieb und schön von Ihnen, daß Sie kommen! Ich konnte mir nicht versagen, Sie auf der Durchreise zu sprechen, mein sehr lieber Freund!“ ...

Mehr vermochte Herr Schwägerle nicht zu hören, welcher dem Kommerzienrath auf den weichen Teppichen bis an den Fuß der breiten Treppe gefolgt war. Jetzt fiel die Thüre des Ballonzimmers laut in's Schloß — ob vom Luftzug oder von einem ungeduldigen Fußtritt des Herrn Hefftter, davon melden unsere Quellen nichts.

Die junge Dame hing an seinem Hals und suchte seinen Mund mit Küssen zu bedecken, die er halb ungeduldig und widerstrebend, halb sägsam hinnahm. „Mein lieber, theurer Manuel, mein Herzensmann!“ flüsterte sie dazwischen und schlang ihre vollen Arme um seinen Nacken.

„Amelie, welche Unbesonnenheit, hieher zu kommen!“ versetzte er mit kaum verhaltenem Ingrimm. „Ich hatte Dir doch entschieden verboten, Dich hier blicken zu lassen!“ ...

„Du böser, kalter Mann! kann ich dafür, daß mich die Sehnsucht nach Dir beinahe umbrachte und die Unruhe wegen Deines Stillschweigens fast aufrieb?“ flüsterte sie und ihre großen Augen füllten sich mit Thränen. „Es war recht abscheulich von Dir, mir auf drei Briefe keine Antwort zu geben, — mir, die ich Dich so unbegreiflich liebe und Dir alles, alles zum Opfer gebracht habe? O Gott, wer hätte je gedacht, daß es so kommen werde, — daß ich noch Vorwürfe darüber hören müsse, weil ich, ach! ohne Dich nicht mehr leben kann, mein geliebter Manuel, und weil .... ach, mein Gott, mein Gott! hab' ich das verdient?“ Und mit einem tiefen herzzerreißenden Seufzer und gerungenen Händen stürzte sie vor dem auf dem Sopha Sitzenden nieder und vergrub ihr Gesicht in seinen Schooß.

Seine finstre Miene klärte sich auf, aber er vermochte seine Verlegenheit nicht zu verbergen. „Um's Himmel, Amelie, sey doch ruhig! Nur nicht so laut und leidenschaftlich, Kind! Die Fenster stehen ja offen .... man hört jedes Wort!“ ....

„Ach, ich bin so namenlos unglücklich, Manuel! Du liebst mich nicht mehr, Du willst mich verlassen, abschütteln! Oh, ich werde es nicht überdauern — ich werde daran sterben!“ jammerte Amelie schluchzend und richtete ihr Gesicht zu ihm auf.

Es war kein jugendlich frisches Gesicht mehr, aber von regelmäßi-

Digitized by Google

gen Zügen, voll, von einem angenehmen freundlichen Ausdruck, mit großen, blaßblauen Augen, welche allerdings in der Ruhe etwas Kaltes und Stolzes hatten, aber recht schwärmerisch und empfindsam blicken konnten, wenn ihre Besitzerin es darauf anlegte, sentimental oder enthusiastisch zu seyn. Das etwas volle Oval des Gesichts umschloß in einem Rahmen von weißen lichtbraunen Locken außerdem einen hübschen schwellenden Mund voll kleiner zierlicher weißer Zähne, eine fein geschnittene, schmale, leicht geschwungene Nase und schöne seidene lange Wimpern und Brauen. Das Köpfchen mit dem kleinen feinen Ohr war reizend modellirt und saß auf einem runden Hals und Nacken von blendender Weiße und Fülle, welche durch ein dunkelviolettes Sammetband um den Hals, woran ein goldenes Medaillon hing, noch gehoben wurde. Reizende volle Arme und kleine gerundete Hände streckten sich aus dem duftigen Stoffe der Aermel dem Kommerzienrath entgegen und eine üppige Büste drückte sich mit sichtlichem Wogen an seine Kniee. Die Dame war nicht mehr jung, jedenfalls schon in den Dreißigen, von Wuchs beinahe unter Mittelgröße, aber von jener Zierlichkeit des Baues, welche wenigstens noch über das Alter der Blüthe hinaus einen Schein von Jugendlichkeit erhält, und durch Grazie und ein gewisses sinnlich pikantes Etwas den Schmelz der Schönheit einigermaßen ersetzt. Es lag etwas in dem Wesen und der Erscheinung dieser Frau, was die Sinnlichkeit herausforderte, und dieser Eigenschaft schien sich die Besitzerin ebenso bewußt, wie in deren Ausbeutung gewandt und erfahren zu seyn.

„Na, gib Dich zufrieden, liebe Amelie! ich will ja nicht zanken," sagte der Kommerzienrath begütigend. „Offen gestanden, mein Herzchen, es ist mir in hohem Grade ungelegen, daß Du hieher kamst und gerade in diesen Tagen, wo ich durch die verschiedensten und verdrießlichen Geschäfte in Anspruch genommen bin .... Du hättest warten sollen, meine Liebe, bis ich Dir geantwortet hätte oder selbst gekommen wäre, denn in einigen Tagen führt mich ohnedem eine wichtige Angelegenheit nach der Hauptstadt zurück. Du begreifst doch, meine theure Amelie, daß Du hier nicht lange verweilen kannst, daß ich Dich nicht besuchen darf ...."

„Im Gegentheil, ich begreife nur Eines, Manuel," erwiderte die Majorin leidenschaftlich und unter herzbrechendem Schluchzen; — „das Eine nämlich, daß ich Dir nicht mehr werth bin, daß Du Dich von mir lossagen willst, daß Du Dich wieder mit Deiner langweiligen frömmelnden Frau versöhnt hast und mir nichts mehr von alle dem halten willst, was Du mir einst gelobt und versprochen hast. — Aber so sey ihr Männer alle! Mit Versprechungen, Gelübden und süßen Redensarten bethört ihr uns, daß wir euch alles gewähren, und dann, wenn wir euch alles geopfert haben: den Frieden, die Selbstachtung, den guten Ruf, das freie Gewissen, — dann wendet ihr euch übersättigt ab und sucht euch der armen, leichtgläubigen, vertrauenden Opfer zu entledigen! O Manuel, hab' ich dieß um Dich verdient? ist dieß der Lohn meiner treuen Liebe? Oh, welche Enttäuschung, um so bitterer, da ich Dich so innig und leidenschaftlich liebe und in Dir mein Ideal von einem Manne erblickte, und mir diese Wendung mehr um Deinetwillen schmerzlich ist, als meinethalben, denn," fuhr sie mit lautem krampfhaftem Schluchzen fort und senkte ihr Gesicht, in den Händen versteckt, auf sein Knie, — „denn ich fühle es ... ich weiß es .... ich werde diese Vernichtung meines Lebensglücks nicht überleben .... mein Herz wird brechen .... ich kann die Trennung von Dir nicht überleben! — O mein geliebter theurer Mann, warum hast Du mir das gethan? Hab' ich, hab' ich dieß wirklich wirklich um Dich verdient?" Und wie unbewußt hatte sie die vollen Arme um seinen Nacken geschlungen und hing an seinem Halse mit lautem hysterischen Weinen.

Es war eine peinliche Lage für den Kommerzienrath. Amelie war ihm in der That nicht gleichgültig, aber es war eine jener verbotenen Neigungen, die nur in der sinnlichen Sphäre unsers Ichs wurzeln und gegen welche das bessere sittliche Selbst sich sträubt, — eine jener Passionen, deren sich der Mensch wirklich schämt, wenn er ernüchtert darüber nachdenkt und den Maßstab des Gewissens, des Rechts, der Sittlichkeit, der Pflicht an jene bethörende Logik der Leidenschaft anlegt, die ihm seither den klaren Blick getrübt. Und es gibt Augenblicke, wo selbst der verhärtetste frivolste Roué sich eines solchen Erwachens aus dem Taumel der Sinnlichkeit nicht entschlagen kann, wo er mit sich selbst in Zwiespalt geräth. Ein solcher Moment war es auch für den Kommerzienrath. In der innersten Seele schämte er sich dieser strafbaren Verbindung mit der hübschen Frau, und wäre sie gerne los geworden, und doch übten sinnliche Leidenschaft, Gewohnheit und das Gefühl der Mitschuld wieder einen hemmenden, fesselnden Einfluß auf ihn.

„Du bist ungerecht, Amelie!" sagte er und bemühte sich, seiner Stimme etwas Einschmeichelndes zu geben, das die überzeugende Gewalt der Wahrheit ersetzen sollte. „Du quälst Dich mit Hirngespinnsten, mein Kind, und verkennst mich in einem unseligen blinden Vorurtheil. Weit entfernt, gleichgültig gegen Dich zu seyn, lieb' ich Dich ja täglich mehr und heftiger es von Herzen, daß die Verhältnisse mir nicht erlauben, Dich offen zu meiner Lebensgefährtin zu machen. Aber Du wirst doch nachgerade begreifen, daß ich meine Frau nicht todtschlagen kann, um Dich zu heirathen, und daß es Verhältnisse gibt, unter welchen ein Geschäftsmann auf Tage, ja auf Wochen alle anderen Dinge vergißt, welche nicht in den Ressort seines Berufes fallen! Wenn Du eine Ahnung von den Sorgen hättest, welche mir diese Geldkrise, diese unselige Stockung des Verkehrs bereitet ..."

„Ja, ja, an Ausflüchten und Beschönigungen habt ihr Männer niemals Mangel — zumal einer schwachen, liebenden, vertrauenden Frau gegenüber!" fiel ihm die Majorin etwas gereizt in's Wort. „Jetzt klingt es so; aber sonst lautete es ganz anders. Da kamst Du zu mir, um Zerstreuung, Erholung, Frieden bei mir zu suchen, Manuel. Du gabst vor, Du wolltest Dich ausplaudern, wolltest eine freundliche Miene und eine Liebkosung und ein zärtliches Anschmiegen suchen, weil zu Hause nur verdrossene, finstere Mienen und Kälte Dich umgeben, weil Dein ganzes Wesen Wärme und Lebendigkeit und ein heiteres elastisches Wesen bedürften, wie Du sie bei mir fändest. Da war ich Dein kleiner Puck, Dein neckischer Kobold, Dein muntres Rothkehlchen, dem Du nicht dankbar genug seyn könntest für die holden vergnügten Stunden, welche sie Dir gewähre ...."

„Mein liebes Herz, das Alles bist Du nie ja noch," wandte Herr Hefstter ein; „aber Du wirst doch das Eine gelten lassen müssen, daß es auch ernste schwere Stunden gibt, wo man nicht liebeln und tändeln kann, wo man beinahe um seine Existenz kämpfen muß ...."

„Ja, es gibt freilich derartige Stunden, Manuel," versetzte die Majorin bitter; „wer hätte nicht selber schon solche erlebt? Allein gerade in solchen Stunden thut es ja unendbar wohl, eine treue theilnehmende Seele zu finden, welcher wir all unser Sorgen und Bangen anvertrauen können, und die uns mit Trost und Hoffnung aufrichtet. Und hältst Du mich nicht süß fähig, Dir in derartigen Augenblicken auch darin meine Liebe und Treue beweisen zu können, selbstsüchtiger Mann? Aber Du hast Dich ja soeben selber verrathen, unverbesserlicher Egoist, wie ihr Männer alle seyd! Liebeln und tändeln wolltest Du mit mir," fuhr sie mit steigender Bitterkeit fort und stand unter leidenschaftlichem Weinen auf. „Für all meine echte treue Liebe gabst Du mir einen Schein von Neigung, für mein Vertrauen nur Geschenke — oh, es ist abscheulich, das ist niederträchtig!" Und an das offene Fenster eilend, warf sie sich in einen Stuhl und schluchzte laut.

Herr Hefstter trat zu ihr und suchte sie zu begütigen und vom Fenster hinweg zu locken, aber die Majorin geberdete sich wie ein verzogenes Kind: je mehr er bat und schmeichelte, desto eigensinniger blieb sie sitzen, desto lauter weinte sie. Und wo kann ein Mann lange ungerührt eine Frau weinen sehen, zumal wenn ihn dieser gegenüber sein eigenes Gewissen schlägt?! Amelie mochte ihre Macht hierin kennen, und wußte sie auszubeuten.

Digitized by Google

„Geh', treuloser, herzloser Verführer! laß mich in meiner Schande vergehen! laß das arme Herz verbluten, welches Du gebrochen hast!" rief sie in den Pausen ihres heftigen Weinens. „Ehedem hieß es: 'Du mußt nach Hagenbach kommen und unser Gast seyn! Du sollst meine Kinder sehen und sie müssen Dich kennen lernen und lieb gewinnen, damit unser künftiger Ehebund vorbereitet werde! Du sollst die Königin meines Hauses, der Mittelpunkt der geselligen Kreise von Hagenbach seyn!' Du versprachst mir, Dich von Deiner Frau scheiden zu lassen, Deine Töchter zu verheirathen und mich dann zum Altar zu führen; ich habe es schwarz auf weiß in Deinen Briefen. Und ich selber belämpfte sogar Deinen Entschluß, weil ich das arme Weib trotz seiner larmoyanten Weise und seines Ernstes nicht aus Deinem Hause vertreiben wollte; ich bat Dich, die Lösung des unseligen Ehebundes der Zukunft und dem Schicksal zu überlassen .... Du kannst nicht sagen, daß ich Dich jemals in jenen Plänen bestärkt hätte, sondern mußt zugeben, daß ich mich damit begnügte, unser Verhältniß als ein süßes Geheimniß zu bewahren, — daß ich Dir vertraute und mich geliebt wähnte, und nichts auf jene Versprechungen hielt, die nun doch sich als eitel Trug erweisen .... ach Gott, wie elend bin ich geworden! wie widert mich dieses verteufelte Leben an! ...." Und in wildem Schmerz schluchzte sie von Neuem auf.

„Du irrst, liebes Kind! Du bist ungerecht," erwiderte er ihr beschwichtigend und einschmeichelnd. „Ich gebe Dir mein Wort, daß es mit mit jenen Plänen ernst war, daß ich meine verhaßte Ehe mit einer langweiligen, kalten, weinerlichen Frau lösen wollte, wenn meine beiden Töchter versorgt waren, daß es mir heiliger Ernst war, Dich zu ehelichen, liebe Amelie! Aber das setzte andere Zeiten und Zustände voraus, das waren Pläne glücklicherer Tage und besserer Conjuncturen ... Wer hätte damals gedacht, daß es so weit kommen, daß mein Besitz, mein Vermögen, ja meine Existenz gefährdet werden könnte, — gefährdet in einem Grade, daß ich mich bequemen mußte, dieses Weib zu schonen, weil es meine Lage verschlimmern, mich ruiniren kann?! Würdest Du mir Zeit lassen, Dir ruhig alles auseinander zu setzen, liebe Amelie, so wäre ich sicher, Dich zu überzeugen, daß ich nicht egoistisch und herzlos, daß ich nicht zu tadeln, sondern zu bemitleiden bin!"

„Du bist in Gefahr, Dein Vermögen zu verlieren, Manuel?" rief sie lebhaft. „Ist dieß Dein Ernst?"

„Mein vollkommener, bitterer Ernst," erwiderte er; „die Sorgen und Kämpfe und die eigene Existenz sind es allein gewesen, welche mein Stillschweigen, meine scheinbare Kälte Dir verschuldeten!"

„Ach mein armer, armer Freund, wie beklage ich Dich!" sagte sie und reichte ihm mitleidig die Hand; „warum kann ich Dir nicht helfen? warum bin ich außer Stande, etwas für Dich zu thun? Ach, das ist schmerzlich, mein Lieber! ich wollte, ich wäre reich und könnte Dir nun mein Vermögen zur Verfügung stellen! Es ist recht schmerzlich, sich in solchen Momenten arm fühlen zu müssen!" sprach sie, warf sich an seine Brust, barg das Gesicht an seinen Schultern und weinte leise.

„Mein liebes, gutes Kind!" küßterte der Kommerzienrath gerührt und fuhr ihr mit der Hand schmeichelnd über das duftende Haar; „das sieht Dir ganz ähnlich, und zeugt von Deinem trefflichem Herzen. Aber ich würde dieses Anerbieten nicht einmal annehmen, liebe, beste Amelie, denn es wäre grausam von mir, das Vermögen, welches Deine Zukunft sichert, den Wechselfällen des Geschäftslebens preiszugeben."

„Nein, nein, Manuel, glaube mir, wenn ich reich wäre, so sollte mich nichts hindern, mich ganz für Dich aufzuopfern, um Dir zu beweisen, daß ich Dich wirklich liebe — mit aller Leidenschaft und Innigkeit, deren ein Frauenherz nur fähig ist," sprach sie unter Thränen, und klammerte sich immer fester an den Kommerzienrath an. „Ach, es wäre mir eine Seligkeit, Dir zu beweisen, daß ich Dich doch ganz anders liebe, als Deine langweilige, kalte, trockene Frau! Und nie hab' ich so schmerzlich empfunden, wie hart die Armuth drückt, als jetzt, wo ich nur um Deinetwillen reich seyn möchte!"

„Du liebes, edles, herrliches Wesen!" sagte Herr Hefftter entzückt und bedeckte die Stirne der Majorin und die Hand, mit welcher sie seinen Hals umschlungen hatte, mit süßen Küssen. „Ja, Du hast mein niemals getäuscht; Deine große Seele zeigt sich auch jetzt wieder in diesen edlen, großmüthigen Aeußerungen. Du ahnest nicht, mein Herz, wie wohl diese Worte meinem gepreßten, gedrückten Gemüthe thun!"

„Und Dir ist wirklich nicht zu helfen, lieber Herzensmann? Du bist wirklich rettungslos ruinirt?" fuhr sie nach einer Weile fort und sah durch Thränen zu ihm auf.

Er zuckte wehmüthig die Achseln. „Das muß sich noch zeigen, liebe Amelie! Wir haben ein Projekt, das uns nicht nur retten kann, sondern eine ganz neue Aera von Glück und Erfolg für mich schaffen wird; wir sind tüchtig dahinter, es zu realisiren; aber es bedarf Zeit, und andererseits drängt wiederum die Zeit, damit mir Mittel flüssig werden!"

„Aber Deine Freunde, Deine Verwandten, mein lieber Herzensmann?" fragte Amelie lebhaft. „Sieh, mein liebster Manuel, ich verstehe freilich von solchen Dingen nichts und maße mir auch nicht an, etwas davon zu verstehen; aber ich sollte doch denken, daß ein Mann wie Du eine Menge reicher und vornehmer Freunde hätte, zu denen er in solchen Zeiten seine Zuflucht nehmen kann! Da ist z. B. der junge Levini, der Bankier, mit dem ich Dich mehrmals in der Residenz im Theater sah, sollte dieser ...."

„Bah, er ist der Sohn meines Bankiers," versetzte Hefftter geringschätzig und beinahe gehässig; „wer sich auf diese Menschen verläßt, der ist verlassen. In guten Zeiten, wann das Geschäft florirt und das Geld frei circulirt, da sind diese Judenseelen immer charmant; aber beim ersten Donnerwetter, welches am Horizonte heraufsieht, fallen sie über Einen her wie Währwölfe. Diese Levini's, Vater und Sohn, haben nicht wie Freunde, sondern wahrhaft schuftig an mir gehandelt ..."

„Ist's möglich?" rief die Majorin, und ihre Züge verriethen einen unverhohlenen Schreck; „aber da waren ja noch andere von Deinen Freunden in der Residenz: der Kommerzienrath v. Silberschlag, der Reichsrath v. Verchenheim, der Oberforstmeister v. Bulken, und wie sie alle heißen! Konnte keiner von ihnen allen Dir unter die Arme greifen?" — Hefftter schüttelte unmuthig den Kopf, und Amelie rief nun wirklich bange: „Aber Spahlenberg, Dein intimer Freund?"

„Na, er ist mein Associé bei dem neuen Unternehmen und steckt mit mit unter Einer Decke," versetzte Herr Hefftter ausweichend. „Ich habe seine Hülfe noch nicht nachgesucht; weiß auch nicht, ob er gegenwärtig in der Lage wäre .... Ueberdem sind wir momentan etwas gespannt mit einander, denn — doch das gehört nicht hieher!"

„Doch, doch, mein lieber Herzensmann! sag' mir Alles!" bat Amelie dringend und ängstlich. „Stoße meine innige Theilnahme nicht so leichthin von Dir; versteh' ich auch nichts von euren Geschäften, lieber Manuel, so kenne ich doch einigermaßen die Menschen, und — nicht wahr, Du traust Spahlenberg nicht mehr? Du hältst ihn nicht für ... für einen redlichen Freund?"

Herr Hefftter schaute betroffen auf. „Wie kommst Du zu diesem Argwohn, Amelie?" rief er beinahe erschrocken; „hat Spahlenberg Dir Andeutungen gemacht? ..."

„Andeutungen? Ja — nein! — d. h. ich darf nicht davon reden, denn es ist nicht mein Geheimniß," erwiderte sie ausweichend; „aber ich glaube ... ich fürchte vielmehr, er meint es nicht ehrlich mit Dir."

„Amelie!" rief Herr Hefftter erschrocken; „ich beschwöre Dich, sag' mir alles, was Du weißt! Ein derartiger Wink macht mich unruhig und unsicher; eine halbe Andeutung hilft mich nichts! Ich beschwöre Dich, sag' mir Alles! Du ahnst nicht, wie viel für mich von dem Umstande abhängt, ob Spahlenberg ein Mann von Ehre ist oder nicht!" Es lag eine solche Seelenangst in dem Tone, womit der Kommerzienrath dieß sagte, daß die Majorin ihn betroffen und fassungslos betrachtete.

„Ich darf Dir nicht alles sagen — ich bin durch mein Wort gebunden, Manuel," erwiderte sie ausweichend und legte eine schmerzliche

Digitized by Google

bedauernde Betonung in diese Worte; „es thut mir im innersten Herzen weh, daß ich Dir nicht alles sagen darf — wenigstens jetzt nicht, Manuel! Du wirst von mir nicht verlangen, daß ich wortbrüchig werde. Aber später, später sollst Du alles erfahren ...“

„Nein, mein Kind! was hilft mich dieses ‚später‘, wenn in diesem Moment für mich so viel auf dem Spiele steht! Ich bitte Dich, Amelie, gib mir nur einen deutlicheren Wink: was hat, auf was sinnt Spahlenberg gegen mich? Sprich!“

„Ich kann es Dir nicht sagen, Herzensmännchen, mit dem besten Willen nicht. — Aber Eines magst Du wissen: Spahlenberg ist nicht offen und redlich gegen Dich .... Erst neulich, als ich ihn in der Residenz begegnete .... ach nein, ich kann, ich darf es nicht nachsprechen ...“

„Amelie, ich beschwöre Dich, vollende! Du ahnst nicht, wie viel für mich auf dem Spiele steht!“ drängte Herr Hefter.

„Als ich mich wunderte, ihn allein zu sehen und mich nach Dir erkundigte, sagte er ....“

„Nun? rede, Amelie!“

„Sagte er lachend: ‘Der gute Hefter hat den Kopf verloren, meine Liebe, und ich fürchte, er wird es nicht mehr lange treiben. Er ist’ ... ach nein, ich kann es nicht sagen, Manuel; es ist allzu schändlich!“

„Heraus damit, Amelie, damit ich alles erfahre!“

‚Hefter ist ein Schwachkopf, ein Mann ohne Energie, ein Möchte-gern-aber-Kann-nicht‘, sagte Spahlenberg. ‘Seine Weibsleute haben ihn mehr als je unter dem Daumen; er kann es nicht einmal durchsetzen, seiner Töchter Eigensinn zu brechen, geschweige denn den Starrsinn seiner Frau. Sie werden sehen, er läßt sich noch von seinen Frauensleuten aus dem Hause werfen!‘ — Nicht wahr, Manuel, es war wieder recht dumm von mir, daß ich Dir dieß wiederholte?“

„Keineswegs, mein Kind, — im Gegentheile, ich danke Dir dafür. Aber dieß war sicher nicht alles, nicht wahr? Was sagte er noch weiter?“

„Oh, vielerlei — von Geschäften und Plänen, denen Du nicht gewachsen seyest und dergleichen mehr, und von einem großen Balle, den Du gegeben und wozu Du mich nicht eingeladen habest und auf welchem Du und Spahlenberg schröde kompromittirt worden seyen, was aber nicht ungeahndet bleiben solle, und ähnliches — kurzum von Dingen, die mir ordentlich bange machten, zumal in Verbindung mit Deinem Stillschweigen. Du begreifst nun, mein Herzensmann, warum ich keine Ruhe hatte, bis ich Dich wiedersah. Und nun ich hier bin, von so viel gewichtigen Beweggründen getrieben, machst Du es mir noch zum Vorwurf, daß ich gekommen sey, und doch ist ja inzwischen alles, alles anders geworden, und ich ... ich bin am unglücklichsten!“ schloß sie, sich losreißend, und sank stille weinend wieder in den Stuhl am Balkonfenster.

Herr Hefter ging mit starken Schritten unruhig im Zimmer auf und nieder und kämpfte sichtlich mit allerlei Argwohn und Befürchtungen. Ein wilder Unmuth gegen Spahlenberg erfüllte ihn, und doch mußte er jenen Mann schonen und fürchten, und konnte die Auslagen einer Frau wie Amelie und die Andeutungen, welche Spahlenberg gegen dieselbe gemacht hatte, nicht als ein genügendes Zeugniß gegen diesen betrachten, um mit ihm zu brechen. Aber in seinem Innern glühte es von Zorn und Unwillen.

„Was soll aus mir werden?“ hörte er die Majorin im Tone tiefster Zerknirschung jammern; „ich kam hieher, um selber Trost und Hilfe zu suchen, und finde hier nur noch größeres, gewaltigeres Unglück .... O ich doppelt Unselige, was bleibt mir nun anderes übrig als der Tod?“

„Der Tod? ... Warum?“ fragte Hefter und blieb plötzlich stehen „was hast Du denn, Amelie?“

„Ach — oh, ach, es ist herb genug, aber ich kann es Dir jetzt nicht sagen, mein Lieber! Soll ich Dein eigenes Leid noch vermehren, indem ich Dir das meinige klage? Du kannst, Du wirst mir doch nicht helfen! Und doch bist Du eigentlich die Veranlassung dazu, wenn auch vielleicht unbewußt! ...“ Sie stand auf, wankte zum Sopha, in dessen Kissen sie sich versenkte und schluchzend das Gesicht vergrub.

„Rede, sag mir Alles! was ist geschehen, liebes Herz?“ fragte Hefter und trat unwillkürlich näher, die Brust beklommen von einer vagen Angst. „Was hab ich verschuldet?“

„Nenne mich nicht undankbar, Manuel!“ flüsterte sie, erhob beide Hände bittend zu ihm und zeigte ihm ihre schmerzlich bewegten Züge. „Sieh, Deine Liebe hat mich so stolz und glücklich und ehrgeizig gemacht, daß ich mich in große Ausgaben gestürzt habe, lieber Herzensmann! Du hast mir immer so schöne reiche Geschenke gemacht, daß Du mich dadurch ganz beschämt hast. Du hast mich eitel gemacht, Manuel, hast mich all den verführerischen Zauber des Reichthums kennen gelehrt! Die Shawls und Roben und der Schmuck und die einzelnen Möbeln, die ich Deiner Güte verdankte, waren so schön und so reich, daß meine übrige Umgebung gar nicht damit harmonirte. Der Gedanke, daß ich Deine Geliebte, Deine künftige Braut sey, hatte mich so entzückt und verwirrt — ich wollte mich mit einer Einrichtung umgeben, welche Deiner würdig sey, mein Manuel! Du solltest Dich bei mir behaglich fühlen — Du hast Dich auch bei mir wohl gefühlt, hast mir Komplimente über mein Bischen Geschmack gemacht, hast meine Einrichtung bewundert ...“

„Die noch nicht bezahlt ist, Amelie, nicht wahr? Du hast Schulden gemacht?“ fragte Herr Hefter etwas barsch, denn er sah, wo es hinaus wollte.

„Ich habe mir vieles davon auf Kredit genommen, ja, mein Lieber,“ entgegnete sie tonlos und legte ihr Köpfchen wie resignirt auf seinen Arm. „Ich hatte es nicht so glänzend verlangt, wie es mir die Leute liefer ten — wir armen Frauen verstehen ja nichts von solchen Dingen, lassen uns so leicht vom Glanze blenden und werden von gewissenlosen Lieferanten so leicht getäuscht .... Ach, ich habe überhaupt niemals den Werth des Geldes so recht gekannt, mein lieber Herzensmann! Es war daher ein bitteres Erwachen, als diese Leute launen und mich ungestüm um Geld angingen ....“

„Und grob wurden, nicht wahr?“

„Nein, sondern nur verlangten, daß ich meinen Namen unter schmale Streifen von Papier schreiben sollte ...“

„Wechselschulden!?“ rief Hefter mißbilligend; „wie thöricht! konnteft Du mir nicht früher davon schreiben?“

„Ach, mein Geliebter, das war vielleicht unrecht, aber verzeihe mir — ich gewann es nicht über mich — ich hoffte mich arrangiren zu können, schrieb an meine Tante in Wien, deren Erbin ich ja bin ... aber sie ist augenblicklich nicht in der Lage, und sie hätte mir ihre Hülfe sicher abgeschlagen, wenn ich ihr die Wahrheit gesagt haben würde, denn sie ist eine sehr verständige, sparsame Frau, und sie hängt an ihrem Gelde, die gute Baronin Schlimbach, wie alle Leute immer thun!“

„Natürlich, natürlich!“ sagte Herr Hefter, um wenigstens etwas zu sagen, denn er hatte sich in seiner Unruhe von Amelie losgerissen und ging wieder im Zimmer auf und ab.

„Und als sie mir nun geschrieben hatte, daß ich jetzt nichts von ihr erwarten könne, und Du mir auf meine drei Briefe keine Zeile antwortetest, mein Herzensmännchen, und die Leute mich warnten, daß wenn ich die Wechsel nicht bezahlte, sie mich pfänden lassen würden,“ fuhr Amelie fort und ihr Schluchzen ließ sie fast nicht zu Worte kommen, — „da ließ ich einen jungen Advokaten kommen und fragte ihn ... und er sagte mir ... wenn ich seinen Klienten, einen jüdischen Juwelenhändler, nicht bezahle, so ... so werde derselbe .... mich sogar .... in’s Gefängniß werfen lassen ...“

Digitized by Google

Kirchheim.

Digitized by Google

„Im Wechselhalt vielmehr, natürlich!“ verbesserte Hefftter.

„Nein, das ist nicht natürlich, — das ist abscheulich!“ rief Amelie aufsammernd. „Ich hat den Mann, die Ringe und Juwelen wieder mitzunehmen, obschon ich mich sehr ungern von denselben getrennt hätte, weil sie Dir so sehr gefielen, Manuel,“ fuhr sie fort, lehnte ihr Köpfchen zurück und zeigte ihm die Brillantgehänge in ihrem kleinen Ohr und das Diamanten-blitzende Medaillon, welches tief auf ihrem Busen hing, der jetzt in krampfhaftem Schluchzen sich gewaltig hob und senkte; — „aber der Herr Advokat bedauerte mit kaltem Lächeln, daß er hiezu keinen Auftrag habe, und die Parüre nur zum Werthe des Goldes und der Edelsteine zurücknehmen würde. Er blieb taub für alle meine Bitten.“

„Und wie stark ist die Summe?“ fragte Hefftter mit etwas belegter Stimme.

„Sieh, Manuel, Du mußt mir verzeihen, wenn ich Dir Unrecht that, aber das Unglück und der Schmerz machen ja so leicht selbstsüchtig,“ fuhr Amelie fort, als hätte sie seine Frage überhört; — „es war vielleicht recht garstig von mir, allein ich fürchtete, Du wolltest Dich von mir zurückziehen und mich verlassen, weil ... ich im Unglück sey ... weil vielleicht irgend einer dieser abscheulichen Lieferanten .... die Stirn gehabt habe, sich an Dich zu wenden!“

„Was auch der Fall ist, Amelie!“ versetzte Herr Hefftter mit merklicher Kühle; „ich habe die neue Garnitur Deiner Palisander-Möbeln mit 500 Thalern bezahlt, weil Du — leider — indiscret und unklug genug warst, dem Möbelfabrikanten einen Brief von mir zu ...“

„Verzeihen, um ihn zur Nachsicht, zur Schonung zu bewegen, um ihm zu beweisen, daß ich noch einflußreiche, mächtige Freunde habe,“ fiel ihm Amelie in's Wort; „aber der Abscheuliche entriß mir Dein Billet und hat damit einen schnöden Mißbrauch getrieben!“

„Und mich genöthigt, für Dich zu bezahlen,“ sagte Hefftter; „und der Juwelier hat wohl auch einen derartigen Brief, he?“

„O nein, mein geliebter theurer Herzensmann! wie kannst Du das glauben? .... Aber leider ...“

„Nun? was denn?“ fragte Hefftter argwöhnisch.

„Habe ich ihm den Schlüssel zu meinem Armoire einhändigen müssen, worin ich meinen übrigen Schmuck verwahre, um ihm die Erlaubniß abzulocken, daß ich hieher eile und Dich oder Herrn v. Spahlenberg um Hülfe angehe, und ... und zu meinem Unstern fiel mir erst unterwegs ein, liebster, bester Herzensfreund .... aber Du bist mir wohl sehr böse, nicht wahr?“ ...

„Weiter, weiter! was ist geschehen?“

„Daß ich ... in der Gedankenlosigkeit, liebstes Herz, denn ich war an jenem Tag ganz außer mir ... daß ich in jenem Armoire auch ... die Cassette mit Deinen Briefen versteckt hatte ...“

„Donner und Teufel!“ donnerte Herr Hefftter und zwang sich, gefaßt zu erscheinen. „Und der Wechsel ist verfallen, protestirt, natürlich?“ rief er gepreßt; „und sein Betrag? sprich offen!“

„Nur tausend Thaler, lieber Herzensmann .... aber der Advokat sagt: die Parüre habe mindestens 400 Thaler innern Werth, und ... und er will sich mit einer Abschlagszahlung begnügen, wenn ich ihm die Parüre hier, die Ohrgehänge, den Ring und das Medaillon einstweilen als Pfand behändige.“

„Sehr gütig von dem Manne,“ erwiderte Hefftter bitter; „und wenn die Abschlagszahlung nicht kömmt, was dann?“

Amelie schien vor wildem Schmerz nicht antworten zu können; es dauerte Minuten, bevor sie ihres wilden Schmerzes Herrin war; dann stürzte sie zu Hefftters Füßen und umschlang seine Kniee. „Manuel! Geliebter! Herzensmann! hasse, verstoße mich, fluche mir — nur verachte mich nicht! Sieh, ich weiß, es ist alles aus — ich bin verloren! Ich will sterben, ich suche den Tod, denn ich sehe ein, daß wir einander doch nicht angehören dürfen und können. Oh, verlaß mich, überlasse mich meinem Geschick! Aber ich bitte Dich um das Eine: Verachte, vergiß mich nicht! — Sieh, ich will all meinen Glanz, all meine schönen Sachen zurück lassen und zur Tante nach Wien gehen und mich mit ihr in die größte Verborgenheit zurückziehen — nur hör' Du nicht auf, meiner freundlich zu gedenken!“

Herr Hefftter hob sie vom Boden auf und ihre Schönheit, selbst unter diesen Thränen, rührte ihn; aber er war doch momentan nicht in zärtlicher Stimmung. „Laß die thörichten Gedanken an Tod und Scheiden,“ sprach er; „ich werde Dir immer ein theures Andenken bewahren und der schönen Stunden nicht vergessen, welche wir zusammen verlebt; aber nun handelt es sich um andere Dinge! Meine Briefe können, dürfen nicht in fremde Hände fallen. Das war unverzeihlich unvorsichtig, Amelie! Da muß etwas geschehen, obschon ich offen gestanden dermalen wirklich nicht in der Lage bin, tausend Thaler an einen verwünschten Gauner von Wucherer zu verschwenden.“

„Oh mein Geliebter, einige hundert Thaler werden genügen,“ flüsterte sie schmeichelnd; „es soll gewiß nicht mehr vorkommen! Und wenn Du sie mir gibst, reise ich morgen früh wieder nach Hause, verkaufe meine sämmtlichen Habseligkeiten und gehe nach Wien zur Tante .... Nur heute noch laß mich hier, nur diesen einzigen Abend widme mir, mein Geliebter, und laß mich versuchen, Dich wieder zu versöhnen!“

„Hm, ich weiß nicht, ob ich kommen kann, aber wenn irgend möglich, speise ich mit Dir hier zu Nacht!“

„Wenn irgend möglich?“ wiederholte Amelie gedehnt und zweifelnd, und ihre großen Augen füllten sich mit Thränen. „Es ist vieles anders geworden zwischen uns, Manuel,“ fuhr sie mit einem tiefen Seufzer fort „Du bist meiner überdrüssig; gesteh' es! Du kannst nicht verwinden, daß ich dich große Summen gelostet ....“

„Thorheiten!“ murrte er; „ich war nie ein Knauser, nie ein engherziger kleiner Geist; aber die Sache ist, ich bin momentan selbst im Gedränge, genirt und knapp bei Kasse. Ich muß mit meinem Kassier zu Rathe gehen und mir die Sache überlegen. Gib mir zwei Stunden Bedenkzeit, Amelie! vielleicht gibt es ein andres Mittel, die Sache zu arrangiren! Mein Faktotum Tauels ist ein zuverlässiger, gewandter Bursche, der in solchen Fällen sicher Rath weiß. Wie wär's, wenn wir ihn mit entsprechenden Vollmachten nach der Residenz schicken?“

Eine Wolke des Unmuths zog über Amelie's Stirne, und da Herr Hefftter sie in diesem Moment nicht offen anzusehen wagte, so schoß ihr Auge jetzt unverhohlen einen gehäßigen Blitz auf ihn. „Ganz wie Du es für gut findest, mein Lieber,“ erwiderte sie jedoch geschmeidig; „ich bin allzu unerfahren und allzu sehr Partei in dieser Sache, um Dir widersprechen zu wollen. Aber sey vorsichtig und bedenke, daß es sich um meinen guten Ruf und meine Ehre handelt, lieber Manuel! Laß es nicht die herzlose Welt erfahren, wie viel ich Dir zum Opfer gebracht. Betrauе einem Dritten nicht zu viel an. Und dann — Du mußt zwar Deinen Kassierer kennen, aber ich kenne ihn nicht und will ihn nicht kennen lernen — erwäge wohl, ob Du Dich selbst ihm in die Hand geben kannst, und ob der Advokat mit ihm verkehren wird, nachdem ich ihm versprochen habe, ich wolle binnen drei Tagen wieder zurück seyn und mit ihm weiter verhandeln! In jenem Armoire sind außerdem leider noch wichtige Familien-Papiere und Briefschaften, welche ich keinem Dritten, Unberufenen in die Hände gelangen lassen darf.“

Der Kommerzienrath war sichtlich ungeduldig. „Sey ohne Sorgen, mein Kind, ich werde Dir nichts zumuthen, was gegen Deinen Willen und Interesse ist; aber mich dünkt, in diesem konkreten Falle, wo es sich vielleicht um eine große Gaunerei handelt, ist ein männlicher Vermittler doppelt von Nöthen. Allfällig begleite ich Dich selber nach der Residenz. Und nun adieu, mein Herz! auf Wiedersehen!“

Digitized by Google

„Manuel, wirst Du wirklich wieder kommen?“ fragte sie, ihn festhaltend. „Willst Du mir's mit Deinem Worte versprechen?“

„Bei meiner Ehre! in zwei Stunden bin ich wieder hier, und wir speisen mit einander zu Nacht?“

„Jemun, wir werden sehen,“ sprach sie kühl, und ein entschlossener Zug lagerte sich um ihren Mund. „Ich bin auf das Schlimmste gefaßt, Manuel; ich habe Dir vertraut, habe Dir mein Gewissen, meinen Seelenfrieden, ja meine Selbstachtung zum Opfer gebracht, — ob Du dessen werth warst, das soll mir die Zukunft beweisen. Bist Du aber meiner überdrüssig, Manuel, ist es bei Dir beschlossen, mich preiszugeben, kannst Du mich nicht mehr lieben, so bitte ich nur um Eins: sag' mir's offen, daß Du mich aufgibst! Mein Stolz wird mich dann hoffentlich aufrecht erhalten, sollte auch mein Herz darüber.... ach!“ sie vermochte nicht weiter zu sprechen, sondern sank mit einem tiefen schmerzlichen Seufzer in den Stuhl zurück und weinte krampfhaft.

Heffter hatte Mühe, sie durch Schwüre, Betheurungen und Liebkosungen zu beruhigen, und der Friede kam so weit zu Stande, daß die Majorin ihm mit einem Schein von Prüderie die kleine runde Hand überließ, die der Kommerzienrath mit Küssen bedeckte, und daß sie ihn noch bis zur Treppe geleitete, wo er es sich nicht nehmen ließ, sie zu küssen. In demselben Augenblicke aber, wo seine Lippen ihre Wange berührten, erschollen Schritte auf der Matte oder dem Teppich, womit die Flur bedeckt war, und drei Herren erschienen von der andern Seite der Treppe her auf dem Corridor. Amelie entwand sich geschmeidig und rasch der Umarmung des Herrn Heffter, dessen Ohr nicht so fein war, als dasjenige der Majorin, und welcher Amelie's Sträuben für Prüderie gehalten, weßhalb er nochmals ihre Hand erhascht und festgehalten hatte. Amelie entwand sich ihm zwar, aber einer der Herren hatte doch den Kommerzienrath genau erkannt, bevor derselbe die Treppe hinabging, und betrachtete verwundert die fremde Dame, welcher er sich mit seinen Begleitern näherte. Frau v. Neclair hielt es für angemessen, den Platz nicht flüchtig, sondern gemessenen Schrittes zu räumen sie begegnete den Blicken der drei jungen Männer mit vollkommener Fassung und Gemüthsruhe und verschwand langsam unter der Thüre des Salons, die sich ebenso langsam hinter ihr schloß.

„Alle Wetter, wer ist die hübsche Fremde?“ fragte der Rechtspraktikant Werfer, der mittlere der drei Herren; „eine wirklich pikante Erscheinung! — Und der Herr, welcher von ihr ging, war das nicht....“

„Stille! keinen Namen, Georg!“ flüsterte ihm der Assessor Gehring zu; — „er war es allerdings — ich habe ihn ebenfalls erkannt.“

„Wer ist die schöne Fremde in der Beletage, Herr Schwägerle?“ fragte der Rechtspraktikant den Hotelbesitzer, welcher unter dem Portal stund und dem Kommerzienrath nachblickte, den er soeben zum Hause hinaus gekrazfäßelt hatte.

„Die wunderschöne elegante Dame au premier, meine Herren?“ wiederholte Herr Schwägerle laut genug, um droben auf dem Balkon vernommen zu werden, denn er hatte in dem Schatten desselben auf dem Boden die kleine zierliche Frauengestalt erkannt, welche mit einem Tuche wehte; „ahem, eine reizende Dame, nicht wahr, meine Herren? Gehört zur Crême der Crême der Gesellschaft. Baronin v. Neclair, Wittwe eines Obersten oder Generalmajors aus der Residenz — wird sich in Geschäften einige Zeit hier aufhalten! — Ah, sie wird einige Herzen hier brechen, Herr Rechtskandidat, nicht wahr?“

„Etwa das Ihrige, Herr Schwägerle? Sind Sie schon Feuer und Flamme für die Schöne?“ versetzte Werfer ironisch. „Haben Sie sie heute bei der Table d'hôte zur Nachbarin gehabt, wie jüngst die Schauspielerin?“ Und ohne die Antwort des gedenkhaften Hotelbesitzers abzuwarten, ging er weiter.

Einige Schritte von dem Hotel kehrten sich die drei Herren instinktmäßig um und schauten wie unter einem gemeinsamen Antriebe nach dem Balkon hinauf. Die hübsche Fremde stand noch droben, an die Balustrade gelehnt, blickte durch ihr Opernglas nach der Stadt hinunter und wedelte von Zeit zu Zeit lebhaft mit ihrem Taschentuche.

„Die schmucke Dame ist also aus der Residenz? das schlägt in Deinen Ressort, Moritz,“ sagte Assessor Gehring zu dem Dritten, einem hübschen, kräftig-gewachsenen Herrn von etwa 35 Jahren, mit regelmäßigen ernsten Zügen, welche etwas von der kalten Ruhe und Leidenschaft hatten, die man bisweilen an Juristen bemerkt. „Eine Frau v. Neclair — kennst Du sie?“

„Neclair?“ versetzte der Regierungsrath Moritz sich besinnend und schaute zu der Schönen hinauf, die so unbefangen da droben stand, als ahnte sie gar nicht, wie viele Augen sie in diesem Moment beobachteten, denn auch Herr Schwägerle war einige Schritte vor sein Hotel hinausgetreten und schien sich von dem Fortgang der Arbeiten überzeugen zu wollen, nur um unter diesem Vorwand die Fremde zu betrachten. — „Neclair? Neclair? Eines Majors oder sonstigen Offiziers Wittwe, nicht wahr?“

„So sagte wenigstens der Wirth,“ bestätigte Werfer; „also ist sie Dir wirklich bekannt?“

„Allerdings, ich hatte sie 'mal in einem Prozesse vor, hätte sie aber nicht wieder erkannt, denn damals trat sie bescheidener auf. Allein Wuchs und Alter stimmen überein: die dort wird wohl identisch seyn mit meiner Beklagten von damals.“

„Beklagten?“ wiederholte der erregbare Rechtspraktikant; „um was brehte sich denn der Prozeß?“

„Um eine Schuldklage, angestellt von dem Vormund eines Minderjährigen gegen jenes Weib, wegen Beschwindelung seines Mündels, welcher ihr eine namhafte Geldsumme verbürgt hatte! Eine faule Geschichte, die schließlich nicht bis zum Urtheil gedieh, weil die beschädigte Partei, unliebsame Enthüllungen fürchtend, ihre Klage zurücknahm, die ohnedem nicht durch genügende Beweismittel unterstützt war. Dieses Weib dort hatte einen tüchtigen Advokaten und war überhaupt in der ganzen Sache so schlau zu Werke gegangen, daß ihr kein Dolus nachgewiesen werden konnte. Es war wiederum einer jener Fälle, in denen unsere Gesetzgebung den Richter elend im Stiche läßt. Die Schwindlerin kam ungefährdet davon, aber der Gebäuchte war schmachvoll gerupft. Ich erzähle euch die Geschichte gelegentlich.“

„Aha,“ sagte Werfer; „also darum nanntest Du sie so geringschätzig 'Weib', obschon Du sonst für weibliche Reize nicht so gleichgültig bist!“

„Vorausgesetzt, daß sie keiner Angeschuldigten angehören,“ versetzte Moritz lächelnd; „überdem liegt die Sache schon einige Jahre hinter mir und fällt noch in die Zeit, wo ich Assessor beim Bezirksgericht war; seither ist mir diese unternehmende Wittwe aus dem Gesicht gekommen. — Aber wo hinaus liegt denn eure gerühmte 'frohe Aussicht'?“

„Dorthin, über die Hügelwelle hinweg nach der andern Seite des Städtchens,“ entgegnete Gehring, den dieser kleine Zwischenfall anscheinend nachdenklich gemacht hatte, und die drei Freunde schlugen den schattenlosen Weg über die Höhe ein.

17.

In diesem Augenblick ward die Klingelschnur im Balkonzimmer der Beletage des Hotels ungebuldig angezogen, und der Hotelbesitzer sprang um die Wette mit seinen beiden Kellnern die Treppe hinan schob die beiden dienstbaren Geister zurück, pochte an der Flügelthüre und trat dann ein.

„Gnädige Frau haben befohlen?“ hub er mit seinem süßesten Tone an und betrachtete die schöne Frau mit unverhohlenem Interesse.

„Ah, Sie selbst, mein Herr? Das ist in der That sehr rücksichtsvoll und verbindlich!“ sagte die Majorin lächelnd und schaute ihn

Digitized by Google

mit einem Blick an, welcher dem Hotelbesitzer das Herz eiliger schlagen machte.

„Oh, nicht mehr als billig, Madame ... meine Gnädige, wollt' ich sagen!“ erwiderte der Hotelbesitzer dicht herantretend und haschte nach der kleinen runden Hand, die ihm erst nach einigem Widerstreben und halb zurückweisend überlassen wurde. „Die gnädige Frau sind gleichsam incognito hier, haben Geschäfte mit einem der angesehensten Männer der Stadt — da erachte ich es für meine Pflicht, die allzeit rege Neugier meiner jungen Leute' ferne zu halten, um Indiscretionen zu vermeiden!“

„Sehr galant, sehr freundlich von Ihnen, mein Herr!“ entgegnete die Majorin freundlich. „Ich danke Ihnen freundlich für diese Urbanität. Und doch waren Sie vorhin selbst einigermaßen indiskret — Sie nannten vorhin drei fremden Herren meinen Namen? Wer waren die Herren?“

„Diese Herren, gnädige Frau? Ach ja, zwei davon sind jüngere Beamte aus der Stadt, die ich als Gäste für meine Table d'hôte gewinnen möchte. Der dritte ist ein andrer Beamter, vielleicht der neuernannte zweite Assessor beim Bezirksgericht. Gnädige Frau müssen verzeihen,“ fuhr Herr Schwägerle demüthig und schmachtend fort, — „wenn ich vorhin ein wenig indiskret war und blaguirte. Allein mein Etablissement ist noch neu und ich habe mit mancherlei Animositäten und Brodneid zu kämpfen, und da kam mir das Vertrauen einer solch reizenden, eleganten, liebenswürdigen und vornehmen Dame wie Sie ganz wie vom Himmel gesendet, denn wenn die Herren heute Abend auf dem Bierkeller oder in der Harmonie erzählen, was für ein Engel vom Himmel morgen an meiner Table d'hôte erscheint, belegt sich die ganze anständige ledige Welt von Hagenbach unschlbar je ein Couvert an meiner Table d'hôte, und meine Fortüne ist gemacht, meine Gnädigste! Ich werde Ihr Erscheinen unter diesem Dache segnen!“

„Und wenn ich nun derartige Scenen nicht liebte und es vorzöge, auf meinem Zimmer zu speisen, mein Herr?“ fragte die Majorin halb unwillig, halb launig.

„Dann würden Euer Gnaden mir zwar eine Hoffnung bereiten und die Erwartungen von einem Dutzend junger Herren täuschen, aber mir dennoch Gelegenheit geben, die Ueberlegenheit meiner Küche und meines Kellers über diejenige der ‚Krone‘ vor einer gewählten Gesellschaft darzuthun. Ich bin anspruchslos, gnädige Frau, wie Sie sehen; ich wage nicht einmal die Bitte, daß Sie selbst die Gewogenheit haben, an der Table d'hôte zu erscheinen!“

„Allerdings, Sie sind ebenso bescheiden, als galant,“ erwiderte die Majorin mit leichter Ironie. „Ja, Sie sind noch mehr: Sie sind freimüthig, und dieß gefällt mir. Aber was haben Sie nur mit meiner armen Hand vor?“

„Diese schöne, diese reizende, einzige Hand, meine Gnädige?“ sagte Herr Schwägerle empfindsam; „diese Hand, gnädige Frau, diese Hand lassen Sie mich küssen — es ist die wohlthätige Hand einer Fee, welche meinem Hause Segen bringen soll ....“

„Schmeichler! ich sehe, Sie sind gefährlich und weit anspruchsvoller, als man glaubt,“ versetzte Amelie mit einem bedeutsamen zündenden Blicke, und entzog ihm schnell ihre Hand. „Doch nun zu meinem Anliegen, mein Herr! Sie kennen wohl Herrn Spahlenberg, den Besitzer einer ....“

„Corsettenfabrik in der Erlau?. Ach gewiß, meine Gnädige! Herr v. Spahlenberg ist einer meiner Patrone in hiesiger Stadt, soupirt beinahe regelmäßig jeden Abend hier. Wenn gnädige Frau ihn sprechen wollen ....“

„Das will ich, jedoch nicht hier. Ich habe Herrn v. Spahlenberg etwas zu übergeben, was nur in seine eigenen Hände gelegt werden darf. Wie weit ist seine Wohnung von hier?“

„Von hier? Eine halbe Stunde — eher mehr, gnädige Frau! es ist ziemlich weit, und wenn Sie Herrn v. Spahlenberg besuchen wollen ...“

„So werde ich besser thun, einen Wagen zu nehmen, wollen Sie sagen? Ah, das ist just auch meine Absicht, mein Herr! Kann ich einen Wagen bekommen?“

„In fünf Minuten, meine Gnädige! Den Brougham des Hotels, herrliche Equipage aus der Offenburger Fabrik, mit zwei splendiden Mecklenburgern — famoses Gefährt! Ich werde es mir zur Ehre schätzen, Sie selbst nach der Erlau hinaus zu bringen.“

„Nicht doch, das muß ich dankend ablehnen — um nicht unnützes Aufsehen zu erregen, genügt mir heute Ihr Kutscher, mein Herr! Ich will mir für ein ander Mal die Ehre vorbehalten, daß mir mein seiner liebenswürdiger Wirth auf einen größeren Ausflug in diese reizende Gegend die Honneurs der Nachbarschaft mache!“ — Ihr Auge glänzte und ihr Gesicht zeigte das süßeste, ermuthigendste Lächeln, als sie ihn bei diesen Worten anblickte.

„Ah, mais vous êtes charmante, Madame!“ stammelte Herr Schwägerle ganz entzückt, und raubte nochmals die kleine Hand, um einen Kuß darauf zu drücken, worauf er davon eilte, um den Wagen zu bestellen.

18.

All diese Zeit über war Frau Louise Hestter wie vernichtet in ihrem Schlafzimmer gesessen und hatte in tiefen bitteren Gedanken über den Vorfall von vorhin nachgedacht und das parfümirte Briefcouvert betrachtet. Die Handschrift war ganz unverkennbar dieselbe, wie die der früheren anonymen Briefe. Sie konnte daran nicht zweifeln, denn sie hatte leider noch Eine jener tückischen Zuschriften aufbewahrt und nun hervorgesucht, und die Vergleichung beseitigte jeden Zweifel.

Frau Louise war vollständig überzeugt, daß ihr Gatte sie belogen, daß er recht wohl wußte, von wem der Brief kam. Sie war seit Jahren nicht nur überzeugt, sondern auch gewöhnt gewesen, daß ihr Gatte sie hinterging. Es hatte sie einen furchtbaren Kampf gekostet, dieß um ihrer Kinder willen zu ertragen und diese Gewißheit, hintergangen zu seyn, den Ihrigen zu verheimlichen. Sie hatte aber seither noch keine deutlichen greifbaren Beweise davon gehabt, denn ihr eigenes sittliches und Rechtsgefühl sträubte sich gegen den Gedanken, die anonymen Briefe, welche so offen von dem Verrath sprechen, welcher an ihr begangen ward, als vollgültige Beweise der Schuld ihres Gatten anzusehen. Er hatte ihre Achtung eingebüßt, aber sie war seine Gattin. Sie wußte, daß Jugend, Schönheit und vielleicht auch Anmuth von ihr selbst gewichen waren; sie fühlte, daß nicht Liebe mehr sie an diesen Mann fesselte, aber sie war seine Gattin, sie war Mutter — vor ihrer lautern starken Seele stand unerbittlich das Gefühl und Bewußtseyn der Pflicht, und diese ging ihr über Alles. Was sollte aus der Familie werden, wenn sie den Mann verließ, der allerdings ihrer unwürdig, aber doch der Vater ihrer Kinder war, dessen Ehre oder Unehre auch über die Zukunft ihrer Kinder Licht oder Schatten warf? Welch einen innern Zwiespalt würde sie als Mutter in den Gemüthern ihrer Kinder hervorgerufen haben, hätte sie mit dem unwürdigen Gatten offen gebrochen! Und nun gar eine Scheidung, welche die Kinder in jene unnennbar peinliche Stellung zwischen Vater und Mutter gebracht haben würde! Nein, lieber das Aergste ertragen, als den Kindern das rauben, was jeder Menschenseele ein Anker im Leben, ein Schild im Unglück ist: die Achtung und Liebe für den Vater. Aber sie hatte es sich nicht verfagen können, unter vier Augen ihrem Gatten mit manchem ernsten, stummen, forschenden oder vorwurfsvollen Blick, ja sogar zuweilen durch manchen deutlichen Wink in Worten kundzuthun, daß sie ahne und glaube, wie sehr sie hintergangen werde. Der wachsende, stille Ernst ihres Wesens, ihre Zurückgezogenheit von der Welt, ihre Scheu vor lärmender Gesellschaft, ihre freiwillige Selbstbeschränkung auf den Kreis ihrer Kinder, ihre innige Religiosität ohne Schaugepränge hatten es ihm kund

Digitized by Google

gethan, und die stumme Anklage, welche darin lag, erbitterte Herrn Hefftet, welcher in der Sophikil, welche die Leidenschaft eingibt, nun alles hervorsuchte, um seine Gattin langweilig, abstoßend, unangenehm, weinerlich zu finden, und so einen Scheingrund zu schaffen, welcher seine Untreue mindestens zu entschuldigen geeignet gewesen wäre.

Aber nie in der langen Zeit ihres Ehestandes hatte ein solcher Seelenschmerz sie durchschüttert, wie in dieser Stunde. Ein andres ist der unbestimmte ahnungsvolle Verdacht, daß wir hintergangen oder verrathen sind, die instinktive Furcht oder Angst, welche aber doch die Hoffnung noch nicht ausschließt, daß wir uns getäuscht haben können; und ein andres ist die vollendete Thatsache, die Gewißheit, daß entweder der Beweis oder die Nebenbuhlerin in unsrer Nähe ist. Die Wucht der Thatsache wirkt im ersten Moment überwältigend, — das fühlte jetzt die gute Frau Louise ebenfalls. Noch hatte sie keinen andern Beweis in Händen, als ein Briefcouvert, überschrieben von derselben Hand, welche seither die anonymen Briefe mit den Denunciationen der Untreue des Kommerzienraths überschrieben hatte; aber sie hatte bemerkt, daß Herr Hefftet verlegen, erschrocken war, als er den Brief aus der Hand des Knaben empfangen. Er hatte sie mit einer offenkundigen Unwahrheit abgefpeist und dann gleich darauf das Haus in sichtlicher Eile und in der Richtung der Stadt verlassen. Das Märchen von dem elsässischen Colonisten an sich war schon höchst unwahrscheinlich, denn Frau Louise wußte nur allzu gut, daß Herr Daniels nicht einwilligen würde, in diesen Zeiten der Geschäftsstockung und Geldkrise einen Mann mit einigen tausend Franken Gehalt anzustellen, und das parfümirte Briefcouvert mit der Handschrift der anonymen Korrespondentin deckte nicht nur die gefliſſentliche Täuschung auf, sondern weckte auch in der zgequälten Seele der armen Frau den schwärzesten Verdacht, wie das unbezwinglichste Verlangen nach Klarheit und Gewißheit.

Oh, das war eine furchtbare Stunde des Alleinseyns, denn Emma und Leonie waren glücklicherweise in der Stadt zum Besuche. Wenn sie in dieser Stunde um die Mutter gewesen wären, hätte diese wohl kaum vermocht, die Ursache ihrer Seelenangst und erschütternden Aufregung geheim zu halten Aber welch ein Chaos von Gedanken, von aufregenden Empfindungen, von herzbrechenden Schmerzen zog in dieser kurzen Spanne Zeit durch Kopf und Gemüth der armen Frau! Sie warf sich wie gelähmt auf ihr Bett, aber sie vermochte nicht zu weinen: die Thränen fehlten ihr, welche dem gepreßten Herzen Erleichterung gewähren, welche das übervolle Herz von seiner Wucht entlasten. Ihr war so elend und einsam, so schwach und hoffnungslos, als ob sie sterben müßte, als ob sie es nicht überleben könnte. Doch nein! selbst ein Schimmer von Hoffnung blieb ihr noch, selbst in diesem Augenblicke — der Gedanke: das alles sey nur ein Werk der Bosheit; der Brief auf Rosapapier nur geschrieben, um Geld von Hefftet zu erpressen, nachdem die verschiedenen anonymen Zuschriften an sie, Frau Louise, nicht in ihr den Wunsch zu nähren vermocht hatten, mehr von dem heimlichen Treiben ihres Gatten zu erfahren. An diese schwache Hoffnung sich anklammernd, richtete sie sich allmählig in diesem Schmerze wieder auf, fand Thränen, Gedanken, Worte des Gebets, und warf sich schließlich auf die Kniee nieder, um den Himmel um Muth, Kraft und Ausdauer anzuflehen, damit sie den Sturm überstehe und ihren Kindern die Thatsache verhehle, welche denselben die Achtung vor ihrem Vater rauben würde. Das war ja ebenfalls ein Theil ihrer Pflicht, und zwar nicht der leichteste. Aber noch ein anderer Entschluß stieg in ihrer Seele auf: sie wollte zum ersten Mal offen mit ihrem Gatten reden und ihn beschwören, um ihrer Kinder willen diese Liaisons aufzugeben und sich nicht selbst um innern Frieden, Selbstachtung, zeitliches und ewiges Heil zu bringen....

Während sie diesen Entschluß in sich ausreifte und in Gedanken mit sich zu Rathe ging, hörte sie das eiserne Nebenpförtchen des Gartenzauns klirrend in's Schloß fallen. Ein flüchtiger Blick aus dem Fenster zeigte ihr, daß es ihr Gatte war, welcher aus der Stadt zurückkam. Sein eiliger Gang, seine ernste, verdüsterte Miene und der finstere Blitz seiner Augen verriethen eine Aufregung, welche er kaum zu verhehlen vermochte. Er vermied es, in das Wohngebäude zu treten und ging sogleich nach dem Flügel, wo die Comptoirs waren.

„Er ist erschüttert — er wagt nicht herauszukommen, — er hat mir also vorhin die Wahrheit nicht gesagt," sprach Frau Hefftet vor sich hin; „soll ich jetzt zu ihm hinunter gehen und ihn zur Rede stellen? soll ich es nicht?" Sie schwankte einen Augenblick, dann aber schoß ihr plötzlich die Erinnerung an den Auftritt mit dem Pistolenkästchen durch den Kopf, und eine namenlose Angst überkam sie, der unglückliche, mit sich und seinem Gewissen und der Welt zerfallene Mann möchte sich in einer momentanen Entmuthigung und Verzweiflung ein Leid anthun und in seinen Sünden dahin fahren, und von dieser Furcht plötzlich erschüttert, eilte sie die Treppe hinunter und betrat das kleine Vorzimmerchen, das Hefftets Privatcomptoir von der Durchfahrt nach den Ställungen trennte.

Es war um die Stunde, wo die Commis das Comptoir verließen. Frau Hefftet war kaum in das Vorzimmerchen getreten, so hörte sie, wie drinnen ihr Gatte Herrn Daniels zu sich hereinbeschied und dieser eintretend hinter sich zurückrief: „Franz, lassen Sie den Fensterladen an meinem Pulte noch offen; ich habe noch zu thun!" worauf Fränzchen sogleich die anderen Fensterläden mit einer gewissen Behemenz in's Schloß warf, um seinen Feierabend beschleunigter herbeizuführen. Ehe sich Frau Hefftet dessen versah, ward auch der Fensterladen an dem einen Fenster des Vorzimmerchens zugeschlagen und die Vorthüre nach der Durchfahrt verschlossen, — sie sah sich eingesperrt und mußte nothgedrungen alles hören, was in dem anstoßenden Zimmer verhandelt wurde.

„Nichts vorgefallen, Daniels?" fragte Herr Hefftet einleitend und gleichmüthig.

„Doch, Herr Kommerzienrath," war die Antwort; „hier sind Briefe und ein Telegramm für Sie! Auch war Herr v. Spahlenberg hier, welcher Sie sprechen wollte; er gedenkt mit dem Nachtzuge in die Hauptstadt abzureisen und will wissen, ob er Sie noch zuvor sehen werde!"

Eine kleine Pause entstand; Frau Hefftet hörte das Knittern von Papieren — ihr Gatte erbrach und durchflog offenbar die erhaltenen Briefe. „Da sind Bestellungen und Reklamationen, welche zu erledigen sind, Herr Daniels! sorgen Sie mir für pünktliche Besorgung," hub der Fabrikherr dann wieder an; „es sind einige wichtige Posten darunter. Und Spahlenberg war also hier? will noch der Hauptstadt gehen?" fuhr er mechanisch fort, als ob seine Gedanken ganz anders wo wären. „Sagen Sie 'mal, lieber Daniels, wie steht es mit der Kasse? Können Sie mir fünfhundert Thaler geben?"

„Mit Nichten, Herr Kommerzienrath! Diese Woche ist es unmöglich! Ich habe kaum so viel in Baarem, als wir am Sonnabend zur Ablohnung der Fabrik gebrauchen, und dazu kommt noch in diesen Tagen eine kleine Tratte vor, welche ein Herr Bürenstein hier in Händen hat und die auf jeden Fall bezahlt werden muß!"

„Gut, dann geben Sie mir ein paar Rimessen oder Tratten von diesem Betrage, Daniels! Sie haben ja doch Einiges im Portefeuille?"

„Gar nichts mehr, Herr Kommerzienrath! über alle liquiden Posten ist verfügt, alle Rimessen sind weggegeben, um die Mittel zum geregelten Betriebe zu gewinnen, damit wir den erhaltenen Aufträgen genügen können!" sagte Daniels mit einiger Bestimmtheit. „Sie wissen ja, wie sehr viel daran gelegen ist, daß wir die hanseatischen Exporteurs befriedigen!"

„Verwünscht!" murrte Herr Hefftet; „wir sind also auf dem Trockenen?"

„Mehr als dieß, Herr Kommerzienrath; wir leben bereits von

Digitized by Google

Vorschüssen — ein peinlicher Gedanke für einen Kaufmann, und ein System, welches unsern Kredit nicht erhöht. Das muß anders werden, Herr Hefftet! Die fünfhundert Thaler, welche Sie neulich in der Hauptstadt anwiesen, ohne mir ein Wort zu sagen, haben mir eine große Verlegenheit bereitet; ich bin nicht gewöhnt an eine solche Behandlung, wie unser Haus sie von Levini erfuhr — die Tratten von uns ohne Ceremonie abzuweisen und erst hinterher zu melden, der Kredit sei überschritten, und wir sollten Anschaffungen machen. Ich bitte Sie so ernst als dringend, Herr Kommerzienrath, thun Sie das nicht mehr, verfügen Sie nicht ohne mein Vorwissen über Summen bei unseren Banquiers, compromittiren Sie mich nicht mehr auf ähnliche Weise, oder — nehmen Sie mir lieber die Procura wieder ab....“

„Lassen Sie es gut seyn, Dauels; es war mir leid, daß es so kam, allein ich vergaß es, Ihnen zu sagen, daß ich über den Betrag verfügt hatte; es war kein Wunder, ging mir doch an jenem Tage so viel durch den Kopf!“

„Nun ja, aber bedenken Sie, Herr Kommerzienrath, eine solche Summe! unsere paratesten Mittel, deren wir für die Arbeiter zu dringend bedürfen! — Jener Möbelfabrikant hätte doch füglich unseren eigenen Interessen nachstehen sollen, zumal da die ganze bedeutende Summe noch für eine fremde Person...“

„Wer sagt das?“ fuhr der Kommerzienrath unmuthig auf.

„Jemun, die Quittung des Gläubigers, welche Levini's uns einsandten. Der Mann beschleunigte, die Summe für Rechnung einer Frau Majorin von Reclair erhalten zu haben...“

„Nun ja, eine Gefälligkeit von meiner Seite — eigentlich eine Bürgschafts-Verbindlichkeit für die .... Wittwe eines Bekannten,“ murrte Herr Hefftet ungeduldig, und eine lange Pause entstand, während welcher der Fabrikherr es gefliſſentlich vermied, den ernſten fragenden Blicken seines Factotums zu begegnen. „Ich habe mich durch meine Gutmüthigkeit und Galanterie hinreißen lassen, Dauels; die Frau ist hübsch und sehr einnehmend. Ich habe einige Male bei ihr dinirt und konnte ihr die Bitte nicht abschlagen. Auch ist die Dame nur momentan im Gedränge und wird bald wieder im Stande seyn, uns für den Betrag aufzukommen. — Na, Sie antworten nicht, Dauels?“

„Was soll ich denn sagen, Herr Kommerzienrath? Ich kenne jene Frau und ihre Verhältnisse nicht, und kann nur bedauern, daß diese Bürgschaften uns jetzt Verlegenheit bereiten. Um Levini zu decken, wußte ich alle mir zu Gebot stehenden Mittel aufwenden. Wie können wir Kredit für das Geschäft beim Banquier begehren, wenn er sieht, daß wir noch Geld für Privatzwecke übrig haben? Auch lief es unserm beiderseitigen Abkommen zuwider, Herr Kommerzienrath! Ich sollte ja den Verkehr mit den Banquiers allein....“

„Ich weiß, ich weiß es; soll auch nicht mehr vorkommen, Dauels, gewiß nicht,“ versetzte Hefftter mit einer gewissen trotzigen Verlegenheit, denn es kostete ihn sichtlich Mühe, seinen Stolz so weit zu überwinden, daß er sich zu diesem Geständniß herbeiließ. — „Aber Sie müssen Ihren Kopf zerbrechen, um mir noch einmal zu helfen; ich muß heute noch 500 Thaler haben, — heute oder morgen!“

„Zu ähnlichen Privatzwecken, Herr Kommerzienrath?“ fragte Dauels lauernd.

„Nun ja, zur Deckung einer andern Bürgschaft....“

„Für dieselbe Dame?“

„Für dieselbe, allerdings! Geben Sie mir eine Tratte auf unsern Amsterdamer Banquier oder auf Karl Weber in Hamburg, oder auf wen sie wollen — meinethalben ein langsichtiges Papier — gleichviel, wenn es auch nicht honorirt wird. Ich will nur dem Kerl den Mund stopfen! — Sie schweigen, Dauels? Sie zögern?“ fuhr er unmuthig fort.

„Allerdings, Herr Hefftter; es widerstrebt meinen Begriffen von kaufmännischer Ehre und Solidität, auf unsern Banquier zu ziehen, um Geld zu machen; das ist nicht reell und vom schlimmsten Eindruck. Und nun vollends gar zu risikiren, daß ein solches Papier mit unserer Unterschrift aus den Händen irgend eines obscuren Liefernanten oder gar — eines Wucherers mit Protest zurückkommt und uns ganz zur Unzeit zur Zahlung vorgelegt wird — ah Herr Hefftter, dazu kann ich doch unmöglich rathen!“

„Sie mögen Recht haben, Dauels, aber Noth kennt kein Gebot. Ich weiß mir nicht anders zu helfen!“

„Sind Sie als Bürge eingeklagt, Herr Hefftter?“

„Nein, Dauels, aber die Sache ist delikater Art! .... Zum Geier, ich kann Ihnen die ganze Sachlage nicht schildern, allein wenn ich Sie versichere, daß keine Gefahr dabei ist, daß es sich nur um lumpige fünfhundert Thaler handelt, welche wir wohl in Kürze wieder zurückerhalten werden, dann dürften Sie wohl ein Einsehen haben und Ihr Möglichstes thun, um das Bischen Geld in irgend einer Weise aufzutreiben. Solche elende 500 Thaler!“

Dauels warf dem Prinzipal einen eigenthümlichen Blick zu, halb erstaunt, halb mißtrauisch, dann diesen halb bittenden Ton hatte Herr Hefftter noch niemals gegen ihn angeschlagen; sonst war er herrisch, barsch, entschieden und wortkarg. „Entschuldigen Sie, Herr Kommerzienrath, aber diese 500 Thaler sind für uns keine Bagatelle und für mich in dieser Zeit nicht leicht zu beschaffen,“ erwiderte Dauels streng. „Bedenken Sie, es ist eine Summe, mit welcher ich dermalen unser ganzes Personal für eine Woche ablohnen kann, und die wir selbst dann nicht auf lange entbehren könnten, wenn wir sie entbehrlich hätten. So aber, bei den gegenwärtigen Verhältnissen des Geldmarkts und unsers Geschäfts, Herr Hefftter, sind die 500 Thaler für uns weit mehr, als zu anderer Zeit fünftausend. Und dann, mein bester Herr Kommerzienrath, möcht' ich Ihnen noch Eines zu bedenken geben: warum uns selber wehe thun, wenn eine äußere Nöthigung noch nicht vorhanden ist? Sie sind noch nicht eingeklagt — warten wir es ab, ob der Gläubiger diesen Schreckschuß verwirklicht, und versichern wir uns, ob und wann ein Ersatz von der Dame zu erwarten ist, die Sie in diese unangenehme Lage gebracht hat! Sagten Sie ja doch neulich selbst, wir könnten es auf eine Klage ankommen lassen, wenn das schweizerische Baumwollenhaus in Liverpool wirklich mit seiner Drohung Ernst mache! Wenn es also mit dieser Schuld nicht seine besondere Bewandtniß hat, so...“

„Ich sehe schon, Herr Dauels, daß ich in Ihrer Hand bin und Ihnen ein Geheimniß anvertrauen muß, welches mit dieser Schuld zusammenhängt,“ fiel ihm der Kommerzienrath ungeduldig in's Wort, und der Ton, womit er diese Worte sprach, war ein Mittelding zwischen verbissenem Unmuth und dem Versuch, unbefangen und weltmännisch leichtfertig zu erscheinen. „Es betrifft nur... eine Beziehung, die mich persönlich angeht.“

„Um Vergebung, Herr Hefftter, ich bitte Sie vielmehr, mich in dieses Geheimniß nicht einzuweihen,“ entgegnete Dauels mit frostiger Artigkeit, aber bestimmtem Ausdruck. „Ich bin Ihr Geschäftsführer und als solcher schon in hohem Grade Ihr Vertrauter. Sie kennen mich noch nicht hinreichend, um zu wissen, ob Sie es nicht einst bereuen dürften, mich zum Mitwisser von privaten und persönlichen Geheimnissen gemacht zu haben. Und jedenfalls würde der Versuch, meine Einwilligung zu irgend etwas, was mir gegen den Strich geht, durch jene vertrauliche Mittheilung zu erkaufen, mißlücken; ich bin ein hartköpfiger Bursche, Herr Kommerzienrath!“

„Ich weiß es, aber es ist immer besser, Sie erfahren die Sache aus meinem Munde und in richtiger thatsächlicher Darstellung, als daß Sie darüber grübeln oder daß sich die Sache herumschwatzt und etwa Spahlenberg durch ein paar frivole Anspielungen Sie auf eine falsche Fährte bringt.“

„Um Vergebung, Herr Kommerzienrath, nun muß ich Ihr Vertrauen ablehnen,“ rief Dauels aufwallend. „Halten Sie mich für

Digitized by Google

einen hohlen müssigen Schwätzer, der über solche Dinge klatscht oder gar Erkundigungen einzieht, oder Anspielungen bei Ihren Freunden fallen läßt? Bitte, entheben Sie mich aller und jeder Verantwortlichkeit in dieser Richtung!"

Herr Hessler biß sich auf die Lippen und sein Auge funkelte unmuthig. Er ging einige Male im Zimmer auf und nieder, nachdem er Daniels durch eine stumme Geberde zurückgehalten hatte. Offenbar kämpfte er schwer mit sich selbst, wie er sich gegen Daniels verhalten solle. — „Hören Sie, Daniels," sagte er endlich in hartem Tone und wandte sich rasch gegen diesen vor; — „wenn ich mir die Sache recht überlege, so muß ich nun wohl oder übel Sie mit dem Sachverhalt bekannt machen. Sie haben mich jeden Fall in der Hand, sowohl mit dem Kapital, das Sie in mein Geschäft gelegt, wie mit dem, was Sie von meinen Verhältnissen wissen!"

„Seyn Sie unbesorgt, Herr Kommerzienrath; ich werde davon niemals einen indiskreten Gebrauch machen."

„Das weiß und glaube ich, Daniels, und eben weil diese Angelegenheit mit den 500 Thalern eine etwas liegliche, scabröse ist, möcht' ich Sie um Ihren Rath, um Ihre Vermittlung bitten, da Sie mir besser und unparteiischer rathen können, als ich selbst; also bitte, hören Sie mich an!" Daniels machte eine stumme, ungeduldige Bewegung und schien sich nur unlieb in diese Nothwendigkeit zu fügen. „Die Dame, um welche es sich handelt, ist, wie ich Ihnen schon zu bemerken die Ehre hatte, noch ziemlich hübsch, pikant und lebensfroh. Ihr verstorbener Gatte war ein Bekannter, ein Jugendfreund von mir — es gab eine Zeit, wo wir sehr intim gestanden. Nach seinem Tod wandte sich seine Frau in verschiedenen geschäftlichen Angelegenheiten an mich und heischte meinen Rath ... Na, schauen Sie nicht so ernst drein, Daniels! Sie sind ja ein Mann von Welt und werden auch schon Ihre schwachen Stunden gehabt haben! — Genug, ich besuchte die Majorin einige Male und verkehrte mündlich und schriftlich mit ihr. Sie war reizend in ihrer einfachen Trauertracht und mit den umflorten Augen. Kurzum, dieser Verkehr brachte eine gewisse Vertraulichkeit zwischen uns hervor, welche mich in hohem Grade anzog. Sie werden schon bemerkt haben, Daniels, daß meine häuslichen Verhältnisse nicht so sind, wie sie seyn sollen, daß der Ernst und die Verschlossenheit meiner Frau und ihre ganze spießbürgerliche langweilige Tugend und Bedächtigkeit zu meinem lebhaften sanguinischen Wesen nicht passen, obschon ich ihren sonstigen löblichen Eigenschaften nicht zu nahe treten will ...."

„Was Sie auch nicht können, denn Frau Hessler ist ein Muster von einer Gattin und Mutter, Herr Kommerzienrath! Der Umstand, daß sie Ihnen nicht genügt, dürfte mehr an Ihren Ansprüchen an eine Frau liegen!"

„Allerdings, Daniels! allerdings, das liegt in den veränderten äußeren Verhältnissen. Also wie gesagt, ich berieth die hübsche Majorin in ihren Vermögens- und andern Angelegenheiten, besuchte sie zuweilen, wenn ich in die Hauptstadt kam, fand bei ihr immer eine muntre Gesellschaft oder reizende kleine Tête-à-Têtes, und wechselte mit ihr Briefe, die, wie es kaum anders seyn konnte, oft unwillkürlich einen Ton von Innigkeit oder Intimität annahmen, welcher unter den Betreffenden sehr hübsch und fesselnd und unbedenklich ist, aber von Unberufenen, von Fremden leicht mißdeutet werden kann. Verstehen Sie mich?" — Daniels nickte, und Hessler fuhr zögernd fort: „Im Verlauf der Zeit stellte sich heraus, daß das Vermögen der Majorin zurück ging, zu einer Zeit, wo sie, in der Hoffnung, eine gute Parthie zu machen, sich mit einem gewissen Luxus umgeben hatte, wie ihn hübsche, viel umworbene Frauen lieben. Sie gerieth in Verlegenheit und wandte sich an mich; ich vermochte aus nahe liegenden Gründen aber momentan nicht anders zu helfen, als durch Bürgschaft ... Die Wechsel verfielen, die Verhältnisse der Majorin waren noch nicht wieder rangirt; es blieb also nichts übrig als zu bezahlen, und so muß ich den ersten 500 Thalern noch weitere nachsenden. Begreifen Sie nun alles?"

„Mit nichten, Herr Kommerzienrath; mir ist noch manches dunkel, aber ich begehre auch keine Aufklärung darüber. Der Fall scheint mir ein sehr einfacher, wenn Sie nur ernstlich wollen!"

„Was meinen Sie damit, Daniels?" fragte Herr Hessler halb mißtrauisch.

„Jenun, übergeben Sie die Ordnung der fraglichen Angelegenheit einem energischen Advokaten in der Hauptstadt, welcher jene Dame dazu anhält, Ihnen für die verbürgten Summen Sicherheit zu geben, dann werden Sie die leidige Sache ordnen können, ohne daß diese Posten durch meine Kasse und Ihre Bücher laufen."

„Hm, der Vorschlag klingt zwar sehr plausibel, ist aber doch nicht leicht ausführbar," versetzte Herr Hessler. „Wenn aber ein solcher Versuch fehlschlüge?"

„Er kann ja nicht schlschlagen, Herr Kommerzienrath. Ueberlegen Sie sich die Sache unbefangen, die Sie einerseits zu leicht anderseits zu schwer nehmen, — allzu leicht, indem es Ihnen ziemlich gleichgültig scheint, zu Gunsten einer Fremden tausend Thaler zu verlieren, welche Ihren Gläubigern oder Ihrer Familie zu Grunde gehen; allzu schwer, indem Sie die Folgen eines Verhältnisses fürchten, das zwar sehr überflüssig, aber nach Ihren eigenen Versicherungen kein schuldiges war oder ist!"

Hessler wandte sich ärgerlich ab, denn er fühlte sich getroffen und rathlos. „Sie haben zwar Recht, Daniels, aber Sie bedenken nicht, daß die Majorin Briefe von mir in der Hand hat, welche mißdeutet werden können," sagte er kleinlaut; „Briefe, welche meinen häuslichen Frieden zu stören vermöchten, zumal bei dem argwöhnischen, hypochondrischen, frömmelnden Wesen meiner Frau! Die Erhaltung des häuslichen Friedens ist mir daher im Grunde mehr werth, als eine bestimmte Summe, die ..."

„Verzeihen Sie mir eine einzige Frage, Herr Kommerzienrath," fiel ihm Daniels in's Wort; „lief neulich, als Sie die erste Zahlung für die Bürgschafts-Verbindlichkeit machten, irgend eine geheime oder versteckte Drohung mit unter, daß von Ihren Briefen ein gewisser Gebrauch gemacht werde?"

„Was soll diese Frage? Gehört sie hieher? Daniels?"

„Unbedingt, Herr Hessler, denn sie allein vermag mir klar zu machen, welche Beweggründe Sie selbst und jene — Dame haben!"

„Nun denn, ich kann es nicht in Abrede ziehen, daß der Möbelfabrikant außer meiner Bürgschaft auch noch Briefe von mir an die Majorin in Händen habe, welche er dieser gezeigt ..."

„Dann übergeben Sie jetzt um so gewisser die Sache einem energischen Advokaten und erwehren Sie sich eines derartigen mehr oder minder verkappten Erpressungs-Versuchs, dem Sie werden im Komplott dupirt, Herr Kommerzienrath!"

„Daniels, das ist stark!" rief Herr Hessler auffahrend.

„Allerdings mehr offen als artig, aber für mich eine unumstößliche Gewißheit. Ebendarum möchte ich auch bitten, mich nicht weiter in dieser Angelegenheit zu konsultiren, Herr Kommerzienrath; Sie selbst haben sie eine scabröse genannt!"

„Sie gehen in Ihren Schlüssen zu weit, Daniels! ich sehe, Sie sind nicht unbefangen, lassen sich von einem Vorurtheil gegen eine Frau hinreißen, die ..."

„Leichtsinnig und kokett genug ist, mit einem verheiratheten Mann einen zärtlichen Briefwechsel zu unterhalten, Geschenke von ihm anzunehmen, ihm allerliebste Tête-à-Têtes zu bewilligen; die Schulden macht und dadurch sich mit einem künstlichen Glanze umgibt, um 'eine gute Parthie' zu machen; die dann den Freund ihres Gatten, ihren uneigennützigen Beschützer, verlockt oder veranlaßt, ihre leichtsinnig gemachten schwindelhaften Schulden zu verbürgen, und die mit den gewissenlosen Lieferanten so vertraulich thut, daß sie sich von den

Digitized by Google

selben zärtliche Briefe jenes Beschützers rauben läßt, um ihn zu zwingen, daß er für sie bezahle — ah, Herr Kommerzienrath, wenn diese Thatsachen mich nicht zu einem Urtheil über fragliche Frau berechtigen, so will ich in Ihren Augen vorurtheilsvoll erscheinen!“

Herr Hefftter war blaß geworden. Dauels hatte sicher nur ausgesprochen, was er seither selbst öfters gefühlt und gedacht, und wogegen er sich nur aus inneren oder äußeren Gründen gesträubt hatte; aber gleichwohl schien es ihn verletzt zu haben, daß Dauels ihm den Staar gestochen. „Sie sind herb und streng, würden aber anders urtheilen, wenn Sie die Dame sähen, Dauels!“

„Gewiß nicht; vorausgesetzt, daß die Thatsachen wahr sind, woran ich gar nicht zweifle, sind meine Schlüsse nur konsequent, darum lassen wir den Gegenstand fallen, Herr Kommerzienrath; wir hätten wichtigere geschäftliche Dinge zu verhandeln.“

Eine lange Pause entstand, während deren Frau Hefftter in das Kanapée des Vorzimmers niedergesunken war und beide Hände fest auf ihr Herz drückte, welches ihr zu zerspringen drohte. Oh, sie verstand es so gut wie Dauels, zwischen den Worten ihres Gatten zu lesen, und sie begriff, daß er bei der Stufe von sittlicher Gleichgültigkeit, zu welcher er herabgesunken war, auch gegen die Folgen des Mißbrauchs seiner Briefe gleichgültiger sein würde, wenn es sich nur um einen solch unverfänglichen, tändelnden Briefwechsel handelte. Dauels war an seinen Pult zurückgekehrt, um noch einen Brief zu vollenden, wie er sagte; Hefftter ging mit aufgeregten Schritten in seinem Comptoir auf und ab, und seine Frau im Vorzimmer rang nach Fassung, nach physischer Kraft unter dem Streiche, welcher sie soeben getroffen hatte.

„Herr Dauels, noch ein Wort!“ rief endlich Hefftter zur Comptoirthüre hinaus. „Dauels, ich möchte Sie um einen Dienst bitten, den ich Ihnen hoch anrechnen werde. Wollen Sie mich hiedurch verpflichten?“

„Ich kann noch nichts versprechen, Herr Kommerzienrath! Lassen Sie mich erst hören, was Sie von mir begehren!“

Ein Cher-Mersing in Melbourne.

„Thun Sie mir die Liebe und bilden Sie den Vermittler zwischen mir und der Majorin!“

„Was wäre denn da zu vermitteln, Herr Hefftter?“

„Sehen Sie, Dauels, die Majorin ist hier; sie ist im neuen Hotel am künftigen Bahnhof abgestiegen; sie hat mich zu sich entboten, um mich von ihrer neuen Verlegenheit in Kenntniß zu setzen, und ich habe mich noch einmal bethören lassen, ihr eine Zusage zu geben. Allein ich habe mir die Sache inzwischen überlegt, und da ich nun einigermaßen in meiner Ansicht von der Sache unsicher geworden bin und mich beträchtlich auf die Seite neige, welche Sie vertreten, obschon ich wie gesagt doch nicht ganz von der Perfidie Amelie's mich überzeugen kann, so möchte ich Sie bitten, sich zu ihr zu bemühen und ihr zu bedeuten ....“

„Verzeihung, Herr Kommerzienrath, ich muß bedauern, einen solchen Antrag ablehnen zu müssen,“ unterbrach Dauels seinen Principal mit einer gewissen Würde. „Ich sehe mich weder befähigt noch berufen zu einer derartigen Rolle, noch habe ich Veranlassung zu einer Vermittlung, noch endlich meinerseits Neigung zu persönlichem Verkehr mit einer Frau, welche ich nicht achten kann, — zu einem Verkehr, welcher mich nur unverschuldet in den Mund der Leute bringen würde!“

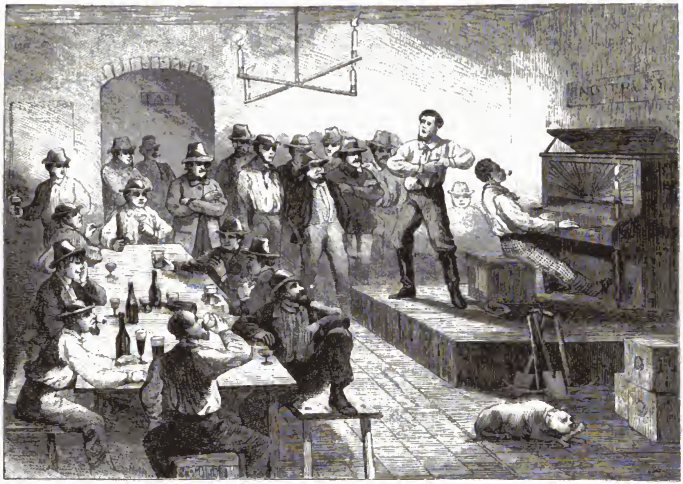
„Wohlan, Dauels, dann reisen Sie nach der Hauptstadt, sehen Sie sich dort nach einem geeigneten Advokaten um, und übertragen Sie ihm die Sache! Derselbe soll dann mit aller Strenge gegen die Majorin vorgehen und keinerlei Concessionen machen!“

„Ich bedaure, auch diesen Auftrag ablehnen zu müssen, Herr Hefftter, denn ich bin fest entschlossen, mich in keiner Weise in diese Angelegenheit zu mengen. Rechtlich und wohlermogen könnten Sie allein den Advokaten genügend instruiren, denn wer vermöchte für Sie richtig zu denken, zu fühlen, in einer Angelegenheit, welche so tiefich ist?“

Und wenn ich den Jockey Spahlenberg's richtig verstand, so fiel eine Andeutung, daß Sie ihn wahrscheinlich nach der Hauptstadt begleiten würden, wo Sie dann ohne Zweifel am besten Gelegenheit haben werden, direkt mit dem Advokaten zu verkehren."

„Nun denn, handeln Sie nach Gutdünken, Daniels, und geben Sie mir hundert Thaler Reisegeld! ich will noch heute Abend nach der Hauptstadt," sagte Herr Hefftter kurz und barsch. „Ich werde wohl kaum über eine Woche ausbleiben und einstweilen mögen Sie das Geschäft allein fortführen, denn es wird nichts Außerordentliches vorfallen!" Frau Hefftter hörte noch, wie ihm Daniels Geld vorzählte, wie der Kommerzienrath demselben noch einige unerhebliche Weisungen gab und noch eine Weile mit raschen Schritten im Zimmer auf und ab ging. Jetzt wollte sie zu ihm treten und ihm in's Gewissen reden, wollte ihn zu seiner Pflicht zurückführen und ihm unter der Bedingung vergeben, daß er jene elende Abenteurerin verstoße. Sie erhob sich mit wankenden Knieen von dem Kanapee, schleppte sich zur Thüre, und hatte schon die Hand auf der Klinke, als ihr beifiel, daß ihr Gatte gewaltig gegen sie aufsahren und Kapital aus dem Umstand machen werde, daß sie ihn belauscht habe. Allein ehe sie sich noch darüber entschließen konnte, was sie thun wolle, hörte sie, wie Hefftter die Thüre nach dem Comptoir abschloß und sich durch jenes entfernte; und gleich darauf hörte sie ihn draußen auf dem Hofe nach dem Kutscher rufen, damit er den Wagen sogleich anspanne. Auch Daniels verließ gleich darauf das Comptoir, und es ward grabesstille in dem ganzen Seitengebäude.

Frau Louisen war diese Stille, diese Dunkelheit nicht unwillkommen, denn was sie zuletzt gehört hatte, gab ihr noch mancherlei zu denken. Sie dankte es Daniels in ihrem Herzen, daß er seine Gefühle und Ansichten unverhohlen ausgesprochen und ihrem Gatten die Augen geöffnet habe. Sie kannte Hefftter zu gut, um nicht zu wissen,



Ein Concert in den Diggings.

daß es seinem Stolze unerträglich seyn würde, fürder mit jemand zu verkehren, von dem er sich düpirt und überlistet wußte. Sie rechnete auch auf die Stimme des Gewissens in ihm, und doch — waren beide Motive stark genug, die Lockungen der Sinnlichkeit und die Macht des Einverständnisses zu bewältigen? Das war ein peinlicher Zweifel, und ihn konnte sie nur lösen, indem sie selber durch irgend eine Bemerkung den Zwiespalt im Gemüth ihres Gatten zu einem günstigen Austrag brachte. Sie wollte, mußte ihn noch sprechen, bevor er seine Reise anträte. Allein sie war nun eingesperrt, und ihr Rufen und Rütteln an Thüre und Fenster half nichts, denn der Hofraum war leer, das Personal schon weggegangen, die Stallleute bei den Pferden.

Eine peinliche halbe Stunde verging, erfüllt von jener fieberischen Ungeduld, welche auf die Dauer aufreibend wirkt. Endlich schien jemand Frau Hefftter's Rufen und Pochen zu hören. Es war der Magazinsdiener, welcher die Funktion eines Hausmeisters versah und nach Feierabend die Runde zu machen hatte, um sich vom richtigen Verschluß der Thüren und Fensterladen zu überzeugen, und der jetzt die Gefangene befreite und nicht wenig überrascht war, sie hier zu finden.

„Wo ist mein Mann?" fragte Frau Hefftter rasch, um einer etwaigen Frage des Verdutzten zu begegnen.

„Der Herr Kommerzienrath sind vor fünf Minuten weggefahren, — weiß nicht wohin, Frau Kommerzienräthin!"

„Es sollte nicht seyn, daß ich ihn noch sprach," murmelte Frau Hefftter. „Jemun, wie Gott will. Hoffen wir das Beste!"

19.

Während Hefftters eleganter Wagen aus dem einen Thore von Hagenbach hinausfuhr, rollte das elegante Buggy des Herrn von

Spahlenberg von der Erlau her der Stadt zu, und bog in die Promenade ein, welche um Hagenbach herumführt. Eine elegante Dame saß neben Spahlenberg auf dem Vorderſitze und ſchien ein lebhaftes Vergnügen zu empfinden über den ausgiebigen Trott der beiden ungariſchen Zucker.

„Sie ſind ein glücklicher Mann, mein lieber Spahlenberg! was Sie anfangen, gelingt Ihnen! Sie ſind zu beneiden," ſagte die Dame, in welcher wir die Majorin wieder erkennen, und warf ihm einen feurigen zärtlichen Blick zu, den er als etwas höchſt Natürliches hinnahm. „Ihr reizendes Haus, Ihre herrliche Einrichtung, dieſe ſuperbe Equipage — ah, das alles iſt ein Paradies, das man mit Ihnen theilen möchte!"

„Sehr verbunden, meine Gnädige!" ſagte er mit ſüſſiſantem Lächeln; „je nun, wie man es treibt, ſo geht es. Als Frau Kommerzienräthin Hefſter werden Sie es einmal noch beſſer haben!"

„Gehen Sie, herzloſer Spötter! Sie wiſſen, daß davon niemals die Rede ſeyn kann," ſagte Amelie ſchmollend. „Das waren Luftſchlöſſer, die längſt in Nichts geſtoſſen ſind. Bedenken Sie doch, Herrn Hefſters Alter, ſeine Familie, ſeine Frau, die noch am Leben iſt, und ...."

„Und ſeine veränderten Glücksumſtände, nicht wahr?" lachte Spahlenberg; „ja wenn er noch der reiche Mann wäre, für den wir ihn hielten, oder wenn er wenigſtens noch dafür gelten wollte, nicht wahr, mein theurer Schatz?"

„Gott, Sie ſind proſaiſch, Spahlenberg! an eine Neigung zu Hefſter iſt doch nicht zu denken, und wenn ich, wie ich muß, eine mariage de convenance ſuche, ſo können Sie mir doch nicht verdenken, wenn ich vorſichtig abwäge? — Aber warum fahren wir um das Städtchen herum? Mein Hotel liegt ja dort oben?"

„Weil ich einen kleinen Plan mit Ihnen habe, mein Schatz, der uns Beiden zu Statten kommen ſoll," flüſterte Spahlenberg. „Weil ich Ihnen die Frau zeigen will, welche Ihre Nebenbuhlerin iſt, die Frau, welcher Hefſter Sie aufopfert, — ſeine fromme, tugendhafte Gattin! Sie ſollen ſie ſehen und ſelber urtheilen, ob es denn für Sie ſo ein Ding der Unmöglichkeit wäre, eine derartige Frau vollends aus Hefſters Hauſe zu verdrängen, denn von ſeinem Herzen," fügte er ſarkaſtiſch hinzu, „kann in geiſtiger Beziehung ebenſowenig die Rede ſeyn, als von dem Ihrigen, ſchöne Amelie!"

„Aber was bezweckten Sie damit?" fragte die Majorin mit einer peinlichen Unruhe; „wozu dieſe Begegnung? und wo ſoll dieſelbe ſtattfinden?"

„Ich will damit Ihnen zeigen, daß mein Freund Hefſter noch weit reicher und behaglicher wohnt, als ich, und daß er noch immer im Stande iſt, Ihnen aus Ihrer augenblicklichen Verlegenheit zu helfen, wenn er nur will. Und er wird Ihnen nun helfen, davon bin ich feſt überzeugt, denn der Schreck, Sie in ſeinem eigenen Hauſe zu ſehen, wird ihn ganz überwältigen, er wird zittern vor der Möglichkeit einer Entdeckung, er fürchtet die Buß- und Moralpredigten ſeiner Frau, welche ihm nicht geſchont werden, wenn Frau Louiſe den Zuſammenhang ahnt ...."

„Sie werden doch nicht ſo toll ſeyn, Spahlenberg, mich in Hefſters Hauſe einführen zu wollen?" rief Frau von Reclair erſchrocken und wechſelte die Farbe.

„Ich bin dennoch ſo frei," verſetzte er ironiſch; „und ſehen Sie wir können nicht mehr zurück — da ſind ſeine beiden Töchter, die uns ſchon bemerkt haben! Guten Tag, meine Damen! ſehr erfreut, Sie zu ſehen! Ich bin auf dem Wege zu Ihnen, um Ihnen eine Dame aus der Reſidenz vorzuſtellen, welche der freundlichen Verwendung und dem Wohlwollen des Herrn Kommerzienraths ſehr viel zu verdanken hat: Frau Baronin v. Reclair, Wittwe eines Freundes des Herrn Kommerzienraths!" Er hatte bei der erſten Begrüßung ſeine beiden raſchen Pferde zum Stehen gebracht und ſich zu den beiden jungen Damen gewendet, welche ſo eben vom Thore aus die Höhe nach der Villa Hefſter hinanſtiegen.

Emma warf einen flüchtigen Blick auf die Majorin und verneigte ſich mit artigem ſtummem Gruß. Leonie dagegen ließ ihre großen munteren blauen Augen forſchend auf der Baronin haften, deren elegante Kleidung und ſeine Tournüre ſie unverkennbar beſtachen.

„Seyn Sie uns willkommen, gnädige Frau," ſagte ſie mit gewinnender Freundlichkeit; „Papa iſt ſicher zu Hauſe und wird ſich gewiß freuen über einen ſolchen lieben und unvorhergeſehenen Beſuch."

„Ohne Zweifel, Fräulein!" ſagte Spahlenberg mit kaum verhehlter Ironie; „ſo viel ich weiß, iſt der Herr Kommerzienrath ſehr eng liirt mit der Familie Reclair. Aber wir haben nur noch fünfzig Schritte bis zu Ihrer Wohnung, meine Damen! geſtatten Sie uns, daß wir Sie zu Fuße begleiten!" Und ohne die Antwort abzuwarten, welche von Seite Leoniens nur in einer kühlen Verbeugung beſtand, reichte er dem Reitknechte, der ſich raſch vom Rückſitze herabgeſchwungen hatte, die Zügel, ſprang vom Wagen und reichte mit der ritterlichſten Verbindlichkeit der Majorin die Hand zum Abſteigen.

„Sie ſind abſcheulich, Spahlenberg!" ziſchelte ihm Amelie in's Ohr.

„Nur Muth, mein Schatz! wir treiben den Alten zu Paaren," erwiderte er ihr ebenſo leiſe.

(Fortſetzung folgt.)

Auſtraliſche Skizzen.

Sociale Lebensbilder von den Antipoden, von Heinr. Püttmann in Melbourne.

Nichts iſt für euch deutſche Brüder, die ihr im Schutze eures Polizeiſtaats mehr oder minder behaglich feſtſitzet, vielleicht intereſſanter, als von eurem behaglichen Lehnſtuhl aus bei der Cigarre oder langen Pfeife im Sinken der Abendlampe zu ſehen, wie es draußen in der Welt zugeht, in Staaten und Geſellſchaften, welche noch nicht ſo wohlgeordnet und feſtbegründet ſind, wie eure behaglichen Zuſtände daheim. Und da könnt ihr denn vielleicht kaum ein intereſſanteres und merkwürdigeres Fleckchen finden, als unſer Süd-Auſtralien, die ſo ungeheuer raſch emporblühende jüngſte britiſche Kolonie bei den Antipoden. Da iſt denn in der That alles ſo ganz und gar anders als bei euch, ſo ſinnlich einfach und jugendlich friſch auf der einen, ſo gewaltig überſteinert und gerieben auf der andern Seite, daß ihr lieben beſtuſchten Landsleute euch gar nicht ausſennen würdet in unſeren ſüdauſtraliſchen Zuſtänden, wie wir auch ſelber, die wir mitten unter dieſen uns nun ganz vertraut gewordenen Zuſtänden und ſchneidenden Kontraſten leben müſſen, uns oftmals in Augenblicken ruhiger Sammlung kaum recht zu faſſen wiſſen und in einen furchtbaren Zwieſpalt zwiſchen den Erinnerungen an die ferne deutſche Heimath mit den anerzogenen und angewöhnten Begriffen von Anſtand, Leben und Verkehr, und denjenigen überſtürzenden aufregenden Zuſtänden gerathen, welche uns hier in dieſem ungeheuer fernen Erdwinkel umgeben. Daß unſere beſcheidene häusliche Einrichtung hier ſchon ein vorherrſchend engliſches Gepräge trägt, wie unſere Lebensweiſe, das ſind wir ſchon gewöhnt; daß verſteht ſich im Grunde auch von ſelbſt, da wir Kleider, Stoffe, Möbeln, Werkzeuge, kurzum alle möglichen Artikel des täglichen und häuslichen Lebens und des geſammten menſchlichen Hausbaltes nur von England beziehen und das vorwiegend britiſche Element unter den Anſiedlern ſich auch hier wieder, wie allerwärts wo nur Briten ſich anſiedeln, eine engliſche Heimath erſchaffen hat. Die häusliche Einrichtung, die Gärten ꝛc. ſind vorzugsweiſe britiſchen Styls; ebenſo Kirchen und öffentliche Gebäude mit ihren modernſirt romaniſchen, gothiſchen oder ſonſtigen Formen, beſonders im Style der engliſchen reichen Renaiſſance. In den Straßen und den Hotels tritt ſchon mehr der nordamerikaniſche Styl und

Digitized by Google

Einfluß auf. Unsere Dienstboten sind meist Irländer, denn die deutschen Dienstmädchen bekommen hier allzuschnell Männer; die jungen deutschen Handwerker und Bauern, welche seit der Entdeckung der Goldlager in solchen Massen hieher gezogen sind und sich durch ihren Fleiß und ihre Nüchternheit meist bald eine Selbstständigkeit errungen haben, machen sich an alle hübschen und braven deutschen Dienstmädchen und heirathen dieselben vom Flecke weg, wenn sie ihnen auch die ganze Mitgift anschaffen müssen und die Braute nichts mit in die Ehe bringen, als ein Bett, ein schwarzseidenes Kleid und einen weißseidenen Hut, um sich darin trauen zu lassen, und ein Paar Schuhe, um auf ihrer eigenen Hochzeit zu tanzen. Ja, selbst wenn sie nicht einmal dieß mit in die Ehe bringen, sind sie noch immer besser und für das gedeihliche Fortkommen eines Mannes nützlicher, als eine irische Frau, welche schlumpig, faul und schmutzig, eine Keiferin und Plaudertasche, dem Schnaps ergeben und unwirthschaftlich ist und von ihrem theuren Ehegelohn täglich eine Tracht Prügel bedarf, um die Maschine des einfachsten Hausstandes nur einigermaßen im Gange zu erhalten. Aber wie würden unsere guten deutschen Hausfrauen erst aufschauen, wenn sie sähen, daß die Milchfrau ein hagerer gelber Panker mit einem Kinnkarte, die Gemüsefrau und Hökerin ein zopfiger halbnackter Chinese mit schrägen Augen und aufgestülpter Nase ist; wenn das schmierige faule irische Dienstmädel der Madame schon am ersten Morgen auf die erstaunte Frage: warum denn der Kaffee oder Thee zum Frühstück noch nicht auf dem Tische stehe, da es schon 8 Uhr sey? ganz leicht erklären würde: sie sey nicht gewöhnt, selber zum Bäcker zu gehen, und wenn Madame nicht reich genug sey, es zu veranlassen, daß der Bäcker- und der Fleischerburich vorspreche und seine Waare selber bringe, so sey sie genöthigt, sogleich wieder auszutreten, denn sie sey gewöhnt, nur bei gentle folks, angesehenen Leuten, auszuhelfen. Und was würde die Frau Steinen vom Perlenpfuhl in Köln oder die Frau Mayer aus der Eichenheimergaß in Frankfort sagen, wenn solch ein schlumpiges irisches Dienstmädel den Herrn von Hause förmlich zwingen würde, sofern er nicht schon seine Lieferanten in Brod, Semmeln, Gemüs, Obst, Fleisch u. s. w. hätte, in höchst eigener Person auf den Markt zu gehen und sich erst ein Lammsviertel, einen Schweinsbraten, ein Ochsenlendenstück oder einen Lummelbraten zu holen, bevor er zu Mittag essen wolle? Und dann erst dieses Chaos von Physiognomieen und Gesichtern, Mienen und Sprachen in dieser Bevölkerung auf den Märkten und Straßen! Diese Engländer, Welsche, Schotten, Iren, Yankees, Kulis und vor Allem die Chinesen, dieses originelle Volk, das hier so trefflich gedeiht und in solchen Massen herüber kömmt, daß man die Kolonie Viktoria in vollem Ernste das neue oder junge China genannt hat, — dieses Volk, das nicht blos durch seine Physiognomie und Tracht, sondern noch mehr durch seine wunderbare zähe Arbeitskraft und merkwürdig einfache und entsagende Lebensweise unwillkürlich die Beachtung des Europäers auf sich zieht und sich gewisser Gewerbszweige vollständig bemächtigt, so z. B. des Gemüsebaues und der Kultur gewisser Handelsgewächse, und das auf einem verhältnißmäßig winzig kleinen Grundstück durch die zäheste Arbeitsamkeit und Thatkraft einen wahrlich fabelhaft großen, wunderschönen Ertrag der schönsten Gemüse erzielt!

Na, die beste Schilderung in Worten vermag doch von der Physiognomie des Alltagslebens, von der äußern physischen Erscheinung unserer Zustände hier bei euren Antipoden nur einen sehr unvollständigen Begriff zu geben, und darum, meine lieben Landsleute, will ich euch von dem hiesigen Leben eine richtige Vorstellung vermitteln durch die Verbindung von Bild und Wort in einer fortlaufenden größern Reihe von Lebensbildern aus Australien. Ein Freund von mir, ein famoser Bursche von Engländer, der allerliebst zeichnet und eine merkwürdige Gabe der Beobachtung wie der Auffassung socialer Typen besitzt, hat nämlich eine lange Serie von interessanten Beistiftskizzen aus dem australischen Leben für eine britische Zeitung gemacht, und zu diesen, denen bei aller dilettantischen Unzulänglichkeit der Ausführung doch das Gepräge einer genialen lebendigen Auffassung nicht abzusprechen ist, will ich hier einen kurzen Text liefern. Wir beginnen vorzugsweise mit dem primitiven bunten Leben in den Diggings, den Bezirken, wo noch immer auf Waschgold abgebaut und geschürft wird, und wo die allerbunteste Gesellschaft aus aller Herren Ländern sich zusammenfindet. Unser erstes Bild:

Ein Thee-Meeting in Melbourne,

führt uns sogleich eine der bedeutsamsten und charakteristischesten Scenen aus dem Leben und Treiben dieser werdenden Gesellschaft vor. Es ist überraschend, wie sehr oft eine Entfernung von wenigen Meilen von gewissen Oertlichkeiten das ganze Leben und Gebahren eines Menschen ändert. Diese Erfahrung prägt sich am entschiedensten in dem Leben der Kolonieen aus, denn Männer, die in der Stadt Melbourne gesittlichlich und strenge jede Versammlung von Mäßigkeits- oder religiösen Vereinen besuchen und sorglältig jedem andern Umgang ausweichen, nehmen sehr häufig Anstand, in den Diggings (bleiben wir einmal bei diesem adoptirten landesüblichen Ausdruck!) einem sogenagen goldführenden Thee-Meeting anzuwohnen, wie wir es an einem andern Ort speziell beschrieben werden. Wenn wir sagen: goldführend, was eine derartige Versammlung auch in jedem Sinne des Wortes ist, so bitten wir unsere lieben Leser unter den deutschen Landleuten, wohl zu beachten, daß die ganze Gesellschaft in einer solchen Versammlung aus Goldsuchern und ihren Frauen besteht, daß das Gespräch sich vorzugsweise um die Goldwäscherei handelt und daß die Oertlichkeit meist ein Schauplatz der Thätigkeit der Goldsucher ist. Thee-Versammlungen, Tea-meetings, nach dem alten Style sind Versammlungen von Personen, die sich zum Princip der Enthaltsamkeit von geistigen Getränken, zur Mäßigkeitssache, bekennen; die Leute kommen zusammen, um Thee zu trinken, einander kennen zu lernen, sich die Zeit mit allerlei Klatsch und Geplauder zu vertreiben, dazu einige Psalmen oder geistliche Lieder zu singen, der mehr oder minder beredten Rede irgend eines Mäßigkeits-Apostels oder methodistischen Predigers zu lauschen, eine kleine Beisteuer zu irgend einem Zweck für Kirche und Schule oder irgend ein gemeinnütziges Ziel und eine Kleinigkeit zu den Kosten der Zeche beizutragen, und gehen dann meist sehr vergnügt und zufrieden auseinander, denn sie haben ein paar Stunden angenehm und anständig verbracht, und eine der Wenigen gefelligen Unterhaltungen und Genüsse gehabt, die sich in einer derartigen fernen Kolonie, unter einer erst im Werden begriffenen Gesellschaft darbieten. Derartige Meetings sind in der Stadt Melbourne sehr stark besucht; alle anständigen und gewissenhaften Leute gehen dorthin. Aber gerade diejenigen, welche in Melbourne ständige Besucher derartiger Meetings sind, nehmen in den Diggings Anstand, daselbst zu erscheinen, denn offen gesagt, zuweilen geht es bei solchen Versammlungen in den Diggings auch unanständig her; aber in anderen Fällen betragen sich zwar die Leute einigermaßen anständig, aber nach einem nichts weniger als mäßigen Prinzip: es sind dann Unmäßigkeits-Versammlungen.

Ich erinnere mich eines Falls, wo ein solcher methodistischer Missionär und Mäßigkeits-Apostel in den Goldgruben zu Lachlan öffentlich ansagte, er gedenke als Hirte bei einem Thee-Meeting nach dem Mäßigkeits-System zu singiren. Der Tag kam und so auch der fromme Hirte, aber er war unglücklicherweise stark angetrunken; sobald er nun hörte, daß sein „eigenthümlicher Zustand“ sicher nicht unbemerkt bleiben würde, ergriff er die Initiative und entschuldigte sich damit: er sey in diesem Zustande hergekommen, um seinen lieben Freunden ein praktisches Beispiel von den schlimmen Folgen und der garstigen Erscheinung der Unmäßigkeit zu geben. Allein dieß sind, wie gesagt, Ausnahmen. Im Allgemeinen haben diese Tea-Meetings nur eine heilsame Bedeutung für die sittlichen Zustände der Kolonie und sind nicht nur ein unschuldiger Zeitvertreib der unteren und mittleren Klassen, sondern gewöhnlich mit irgend einem wohlthätigen und gemeinnützigen Zwecke in Verbindung gebracht. Fast durchgehends sind diese Versammlungen sehr stark besucht. Sie finden in einem Besaale oder Schulsaale statt, gewöhnlich am Sonntag Nachmittag. Man beabsichtigt eine Schule, eine Bibliothek,

Digitized by Google

ein Spital zu errichten, wozu noch alle Mittel fehlen, denn was in einer solchen Kolonie geschehen soll, das muß vom Publikum selbst ausgehen. Jeder besteuert sich selbst, jeder legt Hand mit an, jeder hilft sich in solcher Weise selbst; niemand erwartet, daß irgend eine gemeinnützige Anstalt von oben herab gegründet werde. Selbst ist der Mann! und die Mehrzahl all der zahllosen gemeinnützigen Institute in Melbourne: Bibliothek, Schulen, Waisen- und Krankenhäuser und wie sie alle heißen, sind nur durch derartige freiwillige Anstrengungen und Bemühungen entstanden. Unter den Reichen und Gebildeten bestenert man sich selbst durch die in Umlauf gesetzten Subscriptionslisten; um aber dem Mittelstand und den Arbeitern Gelegenheit zu verschaffen, daß sie sich betheiligen, wornach sie selber sehr verlangen, arrangirt man solche Thee-Versammlungen, bei denen dann auch in der That so reiche Beiträge fallen, daß sie für die speziellen Zwecke gar nicht zu verachten sind. Die Leute bewegen sich bei einem derartigen Meeting mit großer Ungezwungenheit und Behaglichkeit, und lassen sich ganz gehen. Das umstehende Bild ist eine genaue und mit objektiver Treue aufgefaßte Darstellung einer solchen Versammlung, die zur Einweihung einer neugegründeten Kapelle stattgefunden hatte.

Ein Concert in den Diggings

ist ein zweites Lebensbild aus der socialen Sphäre in den Goldbezirken. Die Leute in den Goldwäschereien arbeiten hart und andauernd, und haben einen rauhen, oft in seiner Ausbeute sehr zweifelhaften Beruf. Wenn aber das Geschäft einschlägt, so ist es auch sehr einträglich, und macht manchen gleichsam über Nacht reich. Wo aber immer das Gold in Menge vorhanden ist, namentlich unter den unteren Volksklassen, da finden sich als natürliche Konsequenz die mannigfaltigsten Mittel und Wege, dasselbe loszuwerden. Die schlichte Einfachheit und das stetige Einerlei des häuslichen Kreises und des Familienlebens hat nur einen geringen Reiz für Leute, welche es niemals in seinen beschwichtigenden Einflüssen und seinem stillen Reize kennen gelernt haben, insbesondere zu einer Zeit, wo sie in einem Zustande ungewöhnlicher Aufregung sind, was unleugbar in einem Goldbezirke und namentlich dann der Fall ist, wenn ein solcher neu entdeckt worden ist oder sich eines großen Zudrangs gieriger Goldsucher erfreut. Es ist daher nur natürlich, daß Männer, die meist unverheirathet sind, sich am Abend nach einem harten strengen Tagewerke um so mehr nach einer Erholung umsehen, als sie ja kein Heimweben haben, und ihr einziges Obdach gewöhnlich nur in einem kleinen Zelte, ja oft nicht einmal in einem solchen besteht. Da aber Speisehäuser, Pensionen, Hotel-garnis und Aehnliches in einem Goldbistrikte nicht vorhanden sind, so ist der Goldwäscher nur auf die Wirthshäuser und Kneipen angewiesen, die es in solchen Bezirken gibt und die häufig selbst nur in einem großen Zelte oder Bretterbaus bestehen. Die Mehrzahl solcher Pintenschenken nun, worin Spirituosen und Bierstorten von sehr zweifelhafter Beschaffenheit zu sehr hohen Preisen verkauft werden, worin Tag und Nacht freches Hazardspiel erlaubt und auf die wirkliche Behaglichkeit der Gäste nicht der mindeste Bedacht genommen ist, sind keine sonderliche Schule der höhern Sittlichkeit. Daher bleiben die Sachen auch nicht lange in diesem Zustande, sobald sich die Gegend einmal bestedelt hat oder die Diggings Aussichten zu permanenter Ausbeute geben. Die Konkurrenz macht sich dann alsbald geltend, und es erstehen behaglichere Gebäude. Allein bevor derartige größere Behaglichkeiten und feinere Genüsse für Männer von einem unsteten Wandertrieb zugänglich sind, die oft alle Taschen voll Gold haben, ist es da zu verwundern, daß sie nach jedem unschuldigen Zeitvertreib greifen? Manche Wirthe verbinden daher mit ihren Wohnungen eine Art Vorzimmer, worin aus Pfosten und Bohlen einige Reihen Bänke und zuweilen auch Tische hergestellt sind für diejenigen Gäste, welche hier Vokal- und Instrumentalmusik in der zwanglosesten Form genießen wollen. In diesen sogenannten Concertsälen fanden oft die schlemmerischesten Gelage statt, namentlich um die Zeit, wo das Goldfieber zuerst zum Ausbruch kam und Leute, die zuvor in ihrem ganzen Leben kaum ein einziges Goldstück ihr eigen zu nennen gewohnt gewesen waren, sich plötzlich im Besitz von Tausenden von Pfunden Sterling sahen. Damals war es nichts Seltenes, daß Goldgräber ihre Pfeifen mit Zehnpfundnoten anzündeten und Fremde dutzendweise mit Champagner traktirten, welcher damals mindestens eine Guinee per Flasche kostete.

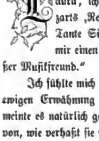
Die Stadt Geelong, welche näher bei Ballarat (dem Hauptgoldbezirk) ist, als Melbourne, war vormals der vorzugsweise Schauplatz derartiger toller Verschwendung. Alles strömte vormals auch dorthin, um Geld zu verdienen, und man erzählt sich scherzweise, daß nur ein einziger Mann noch in ganz Geelong geblieben sei, um den Frauen Gesellschaft zu leisten. Selbst Melbourne, die Hauptstadt, war kaum ruhiger, obschon sie etwas weiter entlegen war. An jeder Straßenecke wurden Frachtwagen und Karren beladen mit dem Gepäck derer, welche nach Ballarat zogen, und die gewöhnliche Begrüßung von Bekannten war: „Na, Sie sind ja noch hier? Wann gehen Sie denn?“ Niemand wollte mehr arbeiten, selbst nicht gegen ungeheure Löhne; die sogenannten Ausrüstungsmagazine konnten kaum mehr Leute auftreiben, um die sogenannten Wiegen und Blechschüsseln für die Goldwäscher zu verfertigen. Die Gährung und Aufregung unter der ganzen Bevölkerung stieg beinahe ins Wahnwitzige, und der Durst nach Gold lockerte alle Bande der Familie und der Gesellschaft. Dieß rührte zum Theil von der Unsicherheit der Nachrichten her, welche aus den Goldbistrikten nach Melbourne gelangten. Anfangs hatte man allerdings Gold in großen Mengen und großen Klumpen gefunden, und nun meinten die Leute, man dürfe nur einen Spaziergang dorthin machen und das Gold aufsehen, und jeder wollte nun der erste seyn, welcher diesen Regen der Danae für sich selber in Anspruch nahm. Später brachten die Zeitungen genauere Berichte, aber niemand glaubte ihnen mehr, denn jedermann glaubt ja am liebsten nur Dem, was er wünscht. Der Zuzug dauerte Jahrelang fort und bäufte in sehr kurzer Zeit eine ungeheure Bevölkerung an Oertlichkeiten an, wohin zuvor der Fuß eines weißen Mannes niemals gedrungen war. Es fehlte nicht an Geld, aber an Zeitvertreib, und so entstanden zuerst jene Concerte, deren eines unser umstehendes Bild zeigt. Der Concertsaal ist eine Kneipe in einem sehr rohen kaum vollendeten Haus aus Feldsteinen; einige rohe Tische und Bänke nehmen die Gäste auf; die Beleuchtung besteht in einigen schwelenden Kerzen aus Schöpsentalg, das Instrument aus einem Pianino auf einem Podium von ungehobelten Brettern. Der Sänger, ein Digger oder Goldwäscher, trägt nach besten Kräften eine Donizetti'sche Arie aus dem Stegreif vor, einer seiner Kameraden begleitet ihn auf dem Pianino. An der Wand hängt die allgemeine übliche bezeichnende Tafel mit der Inschrift: No Trust (kein Credit), und das Auditorium besteht aus Diggers von allen Ständen und Nationalitäten in ihrem charakteristischen bunten Aufzug und ihrer zwanglos ursprünglichen Weise. Auch in dieser Skizze gibt mein Freund ein treu dem Leben abgelauschtes Genrebild. — Bald aber genügten alle diese extemporirten Concerte und Nothbehelfe den Ansprüchen der bereicherten Goldwäscher nicht mehr, und es entstanden nicht nur große Trinksäle und Kaffeehäuser, Concertsäle und Theater, sondern es wimmelte von Taschenspielern, Kunstreitern, Seiltänzern und anderen Sehenswürdigkeiten im Innern des australischen Busches, wo wenige Monate zuvor nie ein Weißer eingedrungen war.

Digitized by Google

Der Regenschirm.

Eine Liebesgeschichte von Georg von Seyfried.

1.



Laura, ich möchte Dich bitten, Chopins Variationen über Mozarts „Reich' mir die Hand, mein Leben" zu spielen," sagte Tante Siebold zu mir und ihre freundlichen Augen warfen mir einen bedeutsamen Blick zu; „Herr Schulze ist ein so großer Musikfreund."

Ich fühlte mich wie mit kaltem Wasser übergossen, denn ich war der ewigen Ermahnung dieses Herrn Schulze müde. Meine gute Tante meinte es natürlich ganz treu und redlich, aber sie hatte keine Ahnung davon, wie verhaßt sie mir dadurch jenen Herrn machte, für den sie mir eine solche Theilnahme einzuflößen suchte. Ich war eine Waise, hatte nur ein Einkommen von etwa zweihundert Thalern und die Leibrente meiner guten Tante erlosch mit ihrem Tode; ihre Sehnsucht, mich verheirathet zu sehen, war daher sowohl lobenswerth als natürlich, aber für mich fürchterlich. Zudem machte, da ich ein stolzes Mädchen (und vielleicht auch ein verzogenes und thörichtes war), schon die einfache Thatsache, daß ein ledziger Mann von jüngeren oder mittleren Jahren meinetwegen in's Haus der Tante kam (nur bei verheiratheten und alten Herren ließ ich eine Ausnahme gelten), ihn in meinen Augen unausstehlich. Es sollte mich gar nicht wundern, wenn dieß der Grund war, daß ich selber keinem Manne gefiel. Ich galt damals für hübsch — es ist nun schon so lange her, daß ich es füglich sagen darf — allein häßlichere Mädchen als ich, die keinen größeren Vortheil zu bieten vermochten wie ich, gingen auf dem Heirathsmarkte reißend ab, ich blieb nach wie vor Laura Reinmann, um die sich keiner kümmerte noch bewarb. Daran war allerdings mir selbst nichts gelegen. Ich beklagte nur, daß die gute Tante sowohl jene unglücklichen Herren als mich mit vergeblichen Bemühungen, uns einander gegenseitig näher zu bringen und wechselseitig geneigt zu machen, langweilte. Tante Siebold war jedoch meine beste Freundin und ich liebte sie zärtlich. Darum setzte ich mich jetzt an's Piano und übte das schwierige Chopin'sche Bravourstück wieder ein zum Besten des Herrn August Schulze, welcher gegen Abend eintreffen sollte und vielleicht nicht einmal ahnte, daß er erpreßt zu dem Zwecke eingeladen worden war, eine Woche bei uns zuzubringen, damit er sich wo möglich in die Nähte seiner alten Großtante oder Base verliebe. Ich hatte ihn seit meinen Kinderjahren nicht mehr gesehen. Damals war er ein junger Mann, hochgewachsen, schlank, von dunklem Haar und Gesichtsfarbe und schon auf dem Weg zum Wohlstand. Jetzt galt er für einen reichen Mann, wenigstens reich im Vergleich mit einem solch armen Mädchen wie ich; aber er war Herr Schulze und ich hatte ihn; und überdieß mußte er inzwischen auch schon alt, ziemlich alt geworden seyn.

Anfangs dachte ich während meines Spiels an alle diese Dinge. Dann aber vergaß ich sie, denn die göttliche Musik absorbirte mich ganz und Musik war damals meine Passion.

Wir lebten auf dem Lande, in einem kleinen Landhause, das ein wunderhübscher Garten von mäßigem Umfang umschloß. Das Häuschen war klein, die Zimmer geräumig, aber niedrig, etwas dunkel vielleicht, aber doch wundersam angenehm, — wenigstens erschienen sie mir so. Namentlich hatte ich eine Vorliebe für das Zimmer, worin ich jetzt saß und spielte. Es war für uns Wohn- und Putzstube zugleich. Mitten im Zimmer stand ein runder Tisch mit Büchern, von denen einige mir liebe alte vertraute Freunde, andere neue aber angenehme Bekanntschaften waren. Blumenständer, Arbeitstische, ein Bücherschrank, behaglige Lehnstühle, um darin zu lesen oder zu träumen, erhöhten noch die Reize dieses Zimmers. Ich genoß dieselben während meines Spiels und sogar noch mehr, denn die Fenster standen offen und durch jedes derselben hatte ich den Ausblick in den grünenden blühenden Garten mit einem Stück blauen Himmels über seinen rauschenden Bäumen, und jeder Luftzug führte mir den köstlichen Duft der Reseden zu. Wo sey ihr nun, du hübsches Zimmer und du grüner Garten? Die ruchlose Menschenhand hat euch zerstört, der Schienenstrang einer Eisenbahn geht über eure Stelle hin, und meine Augen werden euch niemals wieder sehen. Ihr existirt nur noch in der Erinnerung einer alternden Matrone mit grauem Haar, die in Stunden einsamen Träumens euer Bild wieder heraufbeschwört und alte Zeiten im Gedächtniß noch einmal durchlebt, zumal wenn die Wiederholung der Lieblingsmusikstücke meiner Jugend mir wieder die Vergangenheit lebhaft vor die Seele zaubert! —

„Liebe Laura, hier ist Herr Schulze!" sagte die Tante hinter mir, als ich das Piano schloß. Ich drehte mich um und erblickte ihn: er war noch stattlich und hochgewachsen und hager, noch dunkel von Haar und Augen, aber noch gar nicht alt. Wir hatten ihn gegen Abend erwartet und er kam schon um Mittag, — ich weiß nicht, woher das Mißverständniß gekommen war. In dem Augenblick, wo er das Gartenpförtchen öffnete, trat ihm die Tante entgegen; sie hörten mich spielen, traten an eines der Fenster, um mir zuzuhören, und kamen erst in's Zimmer, als ich zu Ende war. Und dann erst hatte ich, wie gesagt, beide bemerkt.

Ich wußte es damals noch nicht, aber ich erfuhr es später, daß ich ihm vom ersten Anblicke an gut war. Ich weiß nicht gewiß, ob Herr Schulze jedem Mädchen gefallen hätte. Er war entschieden ein hübscher Mann, gescheidt, gebildet und angenehm; aber er hatte ein seltsames, etwas barsches Wesen, welches Fremde leicht stutzig machte. Mir gefiel er jedoch trotz alledem; er hatte etwas Originelles an sich, und ich liebte jene Excentricität, die ihn niemals zu weit trieb, und jenen leichten Mangel an Schliff, welcher Allem, was er sagte oder that, ein eigenes Gepräge lieh. Mir gefiel alles an ihm außer seinem Regenschirm; dieser war mir in der Seele zuwider. Es war ein großer, starker, massiver Regenschirm, ein wahres Familienbach. Er hatte ihn an jenem sonnenhellen warmen Tag in der Hand und ich sah ihn während der ganzen Dauer unserer Bekanntschaft nie ohne denselben. Später, als wir etwas vertrauter mit einander geworden waren, neckte ich ihn damit; aber er entgegnete mir gutmüthig: „Ja, ich gestehe, es ist mein Steckenpferd. Das früheste Ziel meines Ehrgeizes als Knabe war der Besitz eines Regenschirms, und ich bin nun so sehr daran gewöhnt, einen solchen zu führen, daß ich ihn beinahe nie aus der Hand lege."

Natürlich sprachen wir an jenem ersten Nachmittage, den wir mit einander verbrachten, noch nicht von dem Regenschirm. Herr Schulze lobte meinen Vortrag und meine Wahl der Musikstücke, blickte mir voll in's Gesicht und sagte mir, ich spiele himmlisch. Er meinte es offenbar ernstlich, denn er sagte es mir ohne Umschweife. Meine Tante war entzückt und auch ich selbst angenehm berührt; doch fühlte ich unwillkürlich auch instinktmäßig, daß Herr Schulze mich wie ein kleines Mädchen behandle, und zwar nicht damals allein, sondern auch später noch immer. Der abscheuliche Mann! ich hatte ihn für alt gehalten, ehe ich ihn sah, und ich konnte ihn nicht dazu bringen, daß er mich für alt hielt, nun er mich gesehen.

Herr Schulze blieb nicht blos Eine Woche, sondern fünf Wochen bei uns. Das war ein schöner glücklicher Monat mit seinen langen goldenen Sommertagen und köstlichen Abenden, mit seinen Spaziergängen und Waldausflügen, mit seiner Musik und seiner angenehmen Unterhaltung! Nie werde ich ihn vergessen, denn wenn das Erwachen auch bitter war, so will ich doch dankbar gedenken, daß der Traum sehr süß war.

Es war der Vorabend von Herrn Schulze's Abreise und wir saßen mit einander im Garten. Ich wußte mittlerweile, wie ich für ihn fühlte, und mußte doch, wie freundlich er auch gegen mich war, bezweifeln, ob ihm viel an mir gelegen sey. Und als er mir nun zuflüsterte: „Ich habe Ihnen etwas mitzutheilen, Laura!" schlug mir das Herz heftig. Er nannte mich zwar bisweilen bei meinem Taufnamen, aber er hatte nie so warm und wohlwollend zu mir gesprochen, als an jenem Abend. Und doch wußte ich, daß er so gut wie verloren für mich war, daß mir der bitterste Kelch bevorstand, den ein Mädchen leeren kann, — der Augenblick nämlich, wo ich erfahren sollte, daß der Mann, dem ich im Stillen von ganzem Herzen

Digitized by Google

gut war, einer Andern angehörte! — Herr Schulze hatte meine Cousine Henriette bei einer entfernten Verwandten von uns, Frau Grünberg, getroffen, um ihre Hand geworben und von Henrietten eine Antwort erhalten, die beinahe so gut wie ein Jawort war. Von dem Moment an, wo er Henriettens Namen gegen mich erwähnte, kannte ich mein Geschick. Ich glaube, ohne Wissen und Willen hatte Henriette von jeher meinem Glück im Wege gestanden. Sie hatte mir die Freundschaft meiner besten Freundin, die Neigung meines nächsten Verwandten entzogen (ich war nämlich nicht die leibliche Nichte der Tante Siebold, sondern nur diejenige ihres verstorbenen Gatten), und nun hatte sie mir auch die Liebe des einzigen Mannes geraubt, an dem mir je gelegen gewesen war. Es traf sie hierin allerdings kein direkter Tadel, aber wie hart, wie sehr hart erschien es mir damals! Die Nachtigall schlug in den Büschen hinter uns, reine silberne Sterne blinkten droben am Himmel, der Garten war voll Duft und Wohlgeruch und Herr Schulze überschwemmte mein Ohr mit dem Lobe Henriettens. Sie war so hübsch, so hold, so schön, so munter und genial, so entzückend naiv und unschuldig! Und wehhalb, glaubt ihr wohl, daß er mir dieß alles sagte? nur weil er in mich brang, mit ihnen zu gehen und bei ihnen zu wohnen. Die Gesundheit meiner guten Tante hatte in jüngster Zeit bedeutende Risse erfahren, und Herrn Schulze war es nicht entgangen, daß ich wußte, ich müsse mich bald auf das Schlimmste gefaßt machen, darum wollte er mir eine neue Heimath anbieten. Ich brach in Thränen aus.

„Liebes gutes Kind," sagte er mit Wärme, „wenn ich nicht weggienge, würde ich Sie nicht durch einen derartigen Vorschlag bekümmert haben. Ich weiß, Sie haben ein wackeres warmes Herz. Ihre liebe Tante kann noch viele Jahre leben; allein wenn es Gottes Wille ist, daß dieß nicht der Fall, dann werden Henriette und ich . . . ."

„Ich bitte Sie, Herr Schulze, vollenden Sie nicht!" fiel ich ihm in's Wort. Ich vermochte es nicht zu ertragen. Je mehr er mich lobte, je freundlicher er gegen mich war, desto mehr weinte ich und fühlte mich unglücklich. Endlich verließ er mich auf meine Bitte; ich ward nach einer Weile wieder ruhiger und ging in's Haus.

„Bitte, liebe Laura, spiele uns die Variation von Chopin noch einmal!" bat die Tante. Die gute Frau wollte, daß ich ihn noch zu guter Letzt bezahlte; sie hatte noch keine Ahnung davon, daß Henriette mir auch hierin bei ihm zuvor gekommen war. Herr Schulze hatte der Tante noch nichts von seinem Geheimniß gesagt; er wollte erst den andern Tag zu jener reisen und die Verlobung feiern.

Ich spielte, aber die Musik klang mir in den Ohren wie Grabgeläute aller meiner Hoffnungen. Zum Glück füllte die Dämmerung das Zimmer und die beiden vermochten die Thränen nicht zu sehen, die über meine Wangen herabflossen. Sie lobten mein Spiel, und ich mag es verdient haben — ich weiß es nicht. Vielleicht hatte ich irgend etwas von meiner eigenen Stimmung in die Musik hineingelegt, etwas Wehmüthig-Ernstes, was auch zu ihren Seelen sprach. Herr Schulze setzte sich zu mir, als ich mit dem Spielen zu Ende war. Das Mädchen brachte die Lampe und einen Brief für die Tante, den der Frühbote abgegeben hatte; während die Tante das Schreiben las, legte Herr Schulze seine Hand auf meinen Arm und flüsterte leise: „Ueberlegen Sie sich meinen Vorschlag nochmals, liebe Laura!" — Ich schüttelte traurig den Kopf und er fuhr fort: „Sie wissen nicht, wie lieb ich Sie habe, Laura; und dann — Sie können mit Ihrem gesetzten Wesen nur einen guten Einfluß auf meine kleine leichtfertige muthwillige Henriette haben, denn sie ist beinahe noch ein Kind. Und überdem hab' ich mir einen kleinen Plan ausgedacht! . . . ."

Dieß war noch das Bitterste, denn ich errieth, was er meinte. Er hatte einen jüngern Bruder, dem er mich zugedacht, und mir erst diesen Abend im Garten eine Andeutung davon gegeben: „Sie wären die allerbeste Frau in der Welt für meinen Hugo, der etwas leichtsinnig ist," hatte er gesagt. Ich vermochte es nicht zu ertragen, darum stand ich auf, ging zur Tante und fragte: „Was gibt es Neues, beste Tante?"

„Hm, eine große Neuigkeit," erwiderte sie erstaunt; „Henriette will meinen Neffen Romuthal heirathen, der seinem Alter nach ihr Vater seyn könnte. Ich möchte nur wissen, was er an der kleinen Kokette findet!"

Eine Pause entstand und Herr Schulze näherte sich uns; ich wagte gar nicht, ihn anzusehen. „Von was für einer Henriette ist die Rede?" fragte er; „doch nicht von Henriette Hingst, der Cousine von Laura Reimann?"

„Von eben dieser," versetzte die Tante; „kennen Sie sie?"

„O ja, ich habe sie bei Frau Grünberg gesehen," sagte er sehr ruhig, denn offenbar konnte er noch nicht an die Nachricht glauben; ich bemitleidete ihn von ganzer Seele.

„Bah, es ist vielleicht nicht wahr, Tante," sagte ich.

„Nicht wahr? ei, sie schreibt es mir ja selbst — hier ist ihr Brief."

Jetzt warf ich einen scheuen Blick auf Herrn Schulze: er war todesbleich, aber sehr fest. Kein verstörter Blick, kein Zucken der Lippen zeugte von dem furchtbaren Sturm in seinem Innern, und als die Tante nun um irgend eines Anliegens willen das Zimmer verließ, deutete er auf den Brief, den die Tante mir in die Hand gegeben hatte, und sagte: „Darf ich hineinblicken, Laura?" Ich konnt' es ihm nicht verwehren und gab ihm den Brief. Er überlas ihn mit demselben Gleichmuthe, griff dann nach seinem Regenschirme, den er immer in einer Ecke des Zimmers stehen ließ, und sagte sehr ruhig: „Es wird am besten seyn, wenn ich einen Spaziergang mache." Er ging hierauf fort und wir sahen ihn nicht wieder bis zum nächsten Morgen, wo er uns verließ.

Meine Tante war etwas ungehalten, daß Herr Schulze gar nicht um meine Hand angehalten hatte, und mich hatte sein frostiger Abschied bis in das innerste Herz hinein verletzt. Mein Werth war ihm verloren gegangen mit der Treulosigkeit meiner Base; mein Licht war höchstens ein zurückgestrahltes; er war mir gewogen, weil er Henrietten liebte.

Henriette Hingst ward bald darauf Frau Romuthal. Aus Rücksicht für den Bräutigam richtete Tante Siebold die Hochzeit aus, welcher ich ebenfalls anwohnen mußte. Die Tante hegte eine entschiedene Abneigung gegen Frau Grünberg, die sie ausdrücklich und unzweideutig nannte; „sie mengt sich in alles," pflegte sie von ihr zu sagen, und ich fürchtete, Frau Grünberg hatte die Heirath zwischen Henrietten und Franz Romuthal zu Stande gebracht. Glücklicherweise erfuhr die Tante damals nicht, wie treulos Henriette an Herrn Schulze gehandelt hatte, denn dieß würde der guten alten Seele das treue Herz gebrochen haben. Henriette dagegen war an ihrer Hochzeit sehr schön und erschien seelenvergnügt. Sie neckte mich unbarmherzig mit Herrn Schulze, und sagte, sie sey überzeugt, er habe mir den Hof gemacht und ich sey in ihn verliebt, wobei sie mich mit grausamer Bedeutsamkeit ansah. Ich ließ es über mich ergehen, verrieth weder Herrn Schulze's Geheimniß, noch das meinige, und schwieg beharrlich, so sehr es mich auch verletzte, als ich sie gegen Herrn Romuthal über ihn und namentlich über seinen Regenschirm spotten hörte. „Ich bin überzeugt, wenn er sich wieder verheirathet, tritt er mit dem Regenschirm unter dem Arme vor den Altar," sagte sie noch am Abend vor ihrer Hochzeit zu mir; „glaubst du es nicht auch?" Ich gab ihr keine Antwort, sondern trat in den Garten hinaus und fragte mich verwundert, wie ein solch herzloses seichtes Geschöpf nur einen Mann von Schulze's Werth habe bezaubern können. Ach, ich hätte mich eher darüber wundern sollen, wie er mich bezaubert hatte, ohne es zu wollen.

Erst einige Monate nach Henriettens Hochzeit erfuhr Tante Siebold, was zwischen jener und Schulze stattgefunden hatte. Das war ein so harter Schlag für sie, daß sie es kaum verwinden konnte. Es war ihr unbegreiflich, wie Herr Schulze sich je für Henrietten zu interessiren vermocht; sie hatte immer gehofft, mich als die ältere zuerst zu verheirathen. Meine trüben Augen und blassen Wangen verriethen ihr vielleicht auch, was in mir vorgieng, und sie begriff, warum ich immer Chopins Variationen spielte.

„Liebes Kind, stimmt Dich dieses Musikstück nicht immer traurig?" fragte sie mich eines Abends.

Digitized by Google

„Oh nicht doch, liebe Tante; aber wenn es Ihnen mißfällt, werde ich es nicht mehr spielen.“

„So war es nicht gemeint, Kind,“ sagte sie; „ich dachte nur, weil Herr Schulze diese Variation so sehr geliebt und weil er Dich sozusagen verschmäht ....“ Ich schwieg beharrlich, obschon mir die Thränen auf der Zunge standen. — „Ich wollte, ich hätte ihn nicht hieher eingeladen,“ fuhr sie fort; „aber da es nun einmal geschehen ist, meine Liebe, und ich mir einbilde, Dein Herz sey ihm nicht gleichgültig, so ist es wohl das Beste, wenn Du es mir offen gestehst, wie Du mir ihm standest.“ Sie drang so lange mit Liebkosungen und Milde in mich, bis ich ihr alles gestand, und nun drückte sie mein Haupt an sich und sagte: „Mein armes liebes Kind, ich bin überzeugt, daß er Dich noch immer hoch schätzt.“

„Nicht doch, Tante, er wird sich nicht weiter um mich kümmern,“ versetzte ich; „aber grämen Sie sich nicht um meinetwillen; ich werde es verwinden können, und ich bin dazu entschlossen.“

Die Tante lobte diesen Entschluß. „Du bist immer ein gutes gesetztes Mädchen gewesen,“ sagte sie zärtlich. „Ich lobe Deine Besonnenheit und freue mich, daß Du Vertrauen in mich gesetzt hast. Ich hatte zwar seither vor, keine Reise zu machen, aber ich werde Dich doch an den Rhein oder den Bodensee mitnehmen, damit Du Dich zerstreust. Eine Luftveränderung wird Dir wohlthun, mein Kind.“

Sie küßte mich und ich erinnerte mich nun, wie zufrieden und glücklich ich in diesem blauen Zimmer gewesen war, wenn ich an der Seite meiner lieben Tante saß und an den sternenklaren Himmel hinaufblickte. Die Nachtigall schlug wieder draußen in den Büschen wie an jenem traurigen Abend, wo mir das Herz beinahe hatte brechen wollen; Thränen traten mir in's Auge, wenn ich daran gedachte und an seine letzte Fremdlichkeit gegen mich, an meine zertrümmerten Hoffnungen; aber alle Bitterkeit war aus meiner Seele gewichen.

„Du mußt reisen, mein Kind! Du mußt eine Veränderung haben,“ wiederholte die Tante.

Diese Veränderung war nahe zur Hand, aber leider ganz anders als mit sie uns gedacht hatten. Die Tante kam nicht zum Frühstück; ich ging in ihr Zimmer und fand sie noch im Bette, ruhig schlafend; allein dieser Schlummer war allzu ruhig und tief: die freundlichen treuen Augen, welche immer so voll Liebe auf mir geruht hatten, waren gebrochen, die Stimme, welche mir immer nur freundlich und zärtlich und lobend zugesprochen, war auf immer verstummt! Ein Herzschlag hatte dem theuren Leben der Tante ein Ende gemacht.

2.

Es war vermuthlich nicht Henriettens Schuld, daß ihr Gatte der ausschließliche Erbe meiner Tante war. Mich traf der Schlag hart, denn die Tante hatte mir immer versprochen, mich in ihr Testament zu setzen, und war nie dazu gekommen, ein Testament zu machen. Herr Nonnthal handelte, nach der Aussage der Leute, gegen mich sehr großmüthig: er überließ mir das Piano, welches die Tante für mich angeschafft hatte, die gesammte Garderobe der Tante und einige Artikel von unbedeutendem Werthe, welche ihr gehört hatten. Ihre schönen Juwelen dagegen behielt er und auch die Möbeln, die für mich, wie er richtig bemerkte, von keinem Nutzen seyn würden. Nebenbeim gestattete er mir, noch bis Ostern in dem Landhäuschen zu bleiben, obschon dieß vielleicht keine so große Vergünstigung war, da er damit einen Verwalter ersparte, weil er doch nicht selbst dorthin übersiedeln und es im Winter weder verkaufen noch vermiethen konnte. — Gott verzeihe mir, ich glaube, ich bin während der paar trüben Monate, welche jenem Todesfall folgten, recht sündhaft gewesen. Ich hatte einige Freunde, welche ihr Bestes für mich thaten oder dieß wenigstens zu thun vorgaben; aber ein gewisser Jemand kümmerte sich gar nicht um mich, gab mir gar kein Lebenszeichen, ließ mich in meiner schweren Heimsuchung allein und bot mir niemals eine hülfreiche Hand. Wollte er auch nicht selbst kommen, so hätte er doch wenigstens schreiben, mir sein Beileid ausdrücken können. Und doch war er nicht mehr auf Reisen, sondern in der Gegend, nur sechs oder sieben Meilen von uns und besuchte zuweilen das Nonnthal'sche Haus, wie mir Henriette geschrieben hatte. Sie meldete mir, er habe immer Geschäfte mit ihrem Gatten; aber wie er das vermochte, wie er ihr die Schwelle betreten konnte, begriff ich nicht.

Herr Schulze that jedoch nicht nur dieß, sondern noch mehr. Herr Nonnthal stürzte eines Tags auf dem Ritt nach seinem Eisenwerk vom Pferde, und ward todt nach Hause gebracht. Henriette ward eine Wittwe und zwar eine arme, wie die Leute behaupteten. Herr Nonnthal hatte zwar für reich gegolten, aber nun er todt war, fand sich, daß sein Besitzthum mit mancherlei Verbindlichkeiten belastet war, und daß voraussichtlich der Wittwe nicht viel verblieb. Ich besuchte sie nur ein einziges Mal, um ihr mein Beileid zu bezeugen, und fand sie in ihrer Trübsal kalt, hart, verbittert; und doch wäre ich wieder hingegangen, wenn nicht Herr Schulze der Testaments-Vollstrecker Nonnthals und der Schirmvogt Henriettens gewesen wäre. Er selbst war einer der Hauptgläubiger des Verstorbenen und hatte dessen Geschäfte zu ordnen, wohnte also vorübergehend auf dem Eisenwerk. Ich würde daher nur gestört haben und gewann es auch nicht über mich, die beiden bei einander zu sehen. Dieß war sehr thöricht und unnütz von mir, aber ich konnte nicht anders. Frau Grünberg besuchte mich öfters und wollte mir eine beiserte Theilnahme widmen, die ich ihr nicht dankte, denn ich kann nicht sagen, daß ihr Zuspruch mich getröstet hätte. Sie überhäufte mich mit Rathschlägen, die mich langweilten und sagte mir manches, was ich lieber nicht gehört hätte. Zudem brachte sie mir immer Bericht von dem, was auf der Eugenshütte vorging; was ging es aber mich an, daß die Abrechnungen Herrn Schulze so oft und so lange bei Henriettens stattfanden? Sie beide waren frei, und wenn er ihr verzeihen konnte und sie heirathen wollte, und wenn sie es vorzog, sich noch einmal um Geld zu verheirathen, was kümmerte das mich?

Und doch war es mir nicht gleichgültig, ich gestehe es, denn als Frau Grünberg mich an einem trüben Februar-Nachmittage verließ, nachdem sie mir wieder eine Menge von den Vorgängen auf der Eugenshütte erzählt hatte, fühlte ich mich so elend und verlassen wie das hülflose Geschöpf auf Erden. Sie hatte abermals behauptet, Herr Schulze sei verliebt in Henrietten. „Und denken Sie sich nur, er glaubte Sie weggezogen,“ fuhr sie fort; „er war ganz überrascht, als ich ihm erzählte, daß ich Sie erst am vorigen Sonntag gesprochen habe. 'Wie?' rief er; 'sie ist nicht fortgereist nach Berlin?' — Was sollte sie denn in Berlin thun? frage ich ihn. Er gab mir keine Antwort darauf, aber aus einigen anderen Aeußerungen, die er that, nahm ich ab, daß er Sie für verlobt hielt und auf dem Punkte sich zu verheirathen wähnte. — 'Du lieber Himmel!' rief ich; 'wollte Gott, das liebe arme Mädchen fände einen Mann! es ist doch ein hartes Loos, so jung und so verlassen zu sein!' — Er nickte zustimmend, und wahrscheinlich besucht er nur darum die arme Henriette Nonnthal so oft, damit sie ihre Verlassenheit nicht so sehr empfinde!“ So plapperte sie gedankenlos fort und drückte mir mit jedem Worte einen Dolch ins Herz, bis sie mich endlich mit meinem Elende allein ließ. Ich saß am Ofen und blickte trüb in den grauen Abendhimmel hinaus; es hatte geschneit und das Dach sah dunkler Firmament, der weiße Garten und die schweigsame kalte Luft hatten etwas so Todes und Frostiges, daß ich mein Elend und meine Verlassenheit nur noch lebhafter fühlte. Und doch war ich nicht ganz allein: zu Anfang des Winters hatte ich einen zugelaufenen halbverhungerten Hund aufgenommen, und das Thier war trotz seiner Häßlichkeit und Racelosigkeit doch mein Liebling geworden. Er hatte seine landstreicherische Lebensweise ziemlich willig abgelegt und lag nun schlafend auf dem Teppich zu meinen Füßen. Armer Caro! er kümmerte sich nicht um das Morgen und dachte nicht an die Zukunft; und doch, wie lange konnte ich ihn noch behalten, und wenn ich ihn verstieß, wer wollte ihn dann annehmen? Er hatte weder Jugend noch Schönheit zu seiner Empfehlung; nichts als sein altes treues Herz,

Digitized by Google

und wer kümmerte sich darum? — Armer, alter Caro! auch du bist verlassen und heimathlos! dachte ich, und vielleicht weil mein Herz gerade damals ziemlich voll war, stiegen mir Thränen in die Augen bei dem Gedanken an das Geschick, das dem Hunde bevorstand. Ich glaubte, ich dachte in jener Minute auch noch an etwas Anderes; mir war, als sähe ich dort in jener Ecke zwei bekannte Gestalten, die sich, wie sie es gewiß in der Wirklichkeit oft thaten, über Rechnungen bückten, um sie mit einander zu lesen, und dann aufschauten und Lächeln und Blicke mit einander tauschten, welche niemand mißdeuten konnte. Ich grüble vergebens, warum ich denn immer zu Bildern zurückkehrte, die mich peinigten; — aber es war nun einmal so. Aus meinem Sinnen schreckte mich das Knurren Caro's, ich hörte das Gartenpförtchen zufallen, sah eine dunkle Gestalt am Fenster vorübergehen und gleich darauf rief mein Mädchen von der geöffneten Thüre herein: „Herr Schulze, Fräulein!"

Ich stand auf und Röse brachte Licht. Herr Schulze trat ein, seinen Regenschirm unter dem Arme wie gewöhnlich; Caro ging ihm entgegen und wedelte ihm einen Willkomm zu. Ich konnte vor mächtiger Aufregung kein Wort über die Zunge bringen, denn ich war vollkommen überzeugt, daß er nur gekommen sey, um mir zu sagen, er wolle Henrietten heirathen, und mir von Neuem den Antrag machen, zu ihnen zu ziehen, und dergl. Nichts anders konnte ihn hergeführt haben. Vielleicht hatte ihm auch Henriette gesagt, ich sey verlobt und wolle mich nach Berlin verheirathen, und er hatte nun von Frau Grünberg gehört, daß dieß unrichtig sey; er schämte sich jetzt seiner langen Kälte und war gekommen, um sich einigermaßen zu entschuldigen. Nein, er entschuldigte sich nicht, sondern fragte nur, wie es mir gehe, nahm einen Stuhl, sah mich ziemlich lang fest an und fragte mich, ob ich mich unwohl fühle.

„Ich nicht doch, ich bin nicht unbäßlich," erwiderte ich etwas gleichgültig; „und Sie sind hoffentlich wohl, Herr Schulze?" — Er bejahte es und starrte an die Decke; eine Weile schwiegen wir beide, dann brach ich das Schweigen, aber nicht mit freundlicher Bemerkung, nämlich: „Ich höre, Sie seyen so sehr beschäftigt, daß ich kaum erwartete, Sie zu sehen!" sagte ich, aber kaum waren die Worte über meine Lippen, so ärgerte ich mich darüber, denn mein Stolz verbot mir, ihn auf dem Glauben zu lassen, sein langes Wegbleiben habe mich gegrämt. Herr Schulze nahm jedoch meinen verstecken Vorwurf gleichmüthig hin und meinte, er sei allerdings sehr beschäftigt gewesen, aber diese Geschäfte seyen nun abgewickelt und Frau Nonnthal diesen Morgen von der Eugenshütte abgereist zu äußersten Verwandten in Frankfurt. Mein Herz hüpfte mir in der Brust, aber ich blieb stumm.

„Sie verabschiedete sich von mir in sehr mißmuthiger Stimmung," fuhr er fort. „Das Vermögen, welches ihr geblieben, ist ziemlich klein, sehr unbedeutend für ihre Ansprüche, denn sie hat kaum ein Einkommen von vierhundert Thalern. Dieß und einiges Gehässige ist der ganze Gewinn, den sie von ihrer Spekulationsheirath zieht. Leider kann sie diese Spekulation nicht oft wiederholen, denn das Kapital der Jugend und Schönheit währt nur kurze Zeit und ist bald erschöpft, und die erste Unternehmung ist immer die gelungenste. Frau Nonnthal findet, daß ihre Reize als junge Wittwe nicht mehr die Zugkraft ihrer mädchenhaften Reize üben, und das verdrießt sie. Jemun, mich dünkt, das ist nur eine natürliche Sache, und Sie begreifen, daß ich sie nicht bemitleiden kann." — Ich begriff dieß, allein diese kaltzn harten Worte schmerzten mich und ich schwieg. — „Ich kann mich des Argwohns nicht erwehren," fuhr er fort, „daß diese freundliche Dame sich auf ein ganz anderes Ergebniß unserer geschäftlichen Auseinandersetzung gefaßt gemacht hat. Dieß ist nicht sehr schmeichelhaft für mein Selbstgefühl, wenn es mir nicht etwa meinen Werth als Marktgut zeigen soll, nicht wahr?"

Ich gab ihm auch auf diese Frage keine Antwort, denn sein Ton und sein Benehmen ärgerten mich; da schlug er plötzlich die Augen zu mir auf und sagte: „Aha, diese Gerüchte sind auch zu Ihnen gedrungen, nicht wahr?" — Ich vermochte es nicht zu leugnen; mein Erglühen verrieth mich; ich glaube, ich stammelte etwas, aber ich weiß nicht mehr was. „Also auch Sie haben davon gehört, Fräulein?" fuhr er ernsten Blickes fort; „ja wohl, die Leute sind sehr freundlich. Und sie glauben das alberne Märchen also ebenfalls? Bah, ich hätte gehofft, von Ihnen besser erkannt zu seyn."

Er erschien beleidigt, aber ich versuchte keine Rechtfertigung. Nun bat er mich ziemlich förmlich um die Erlaubniß, mit mir von dem Geschäfte zu reden, das ihn hieher geführt habe. Also war es eine Geschäftssache? Ich schalt mich wegen meiner Thorheit, die noch nicht todt war, und bat ihn, offen zu reden. Wachte oder träumte ich? Herr Schulze sprach von meiner Tante und ihrer Liebe zu mir, meiner verlassenen Lage u. dergl., und drückte auf's Bestimmteste den Wunsch aus, sich meiner anzunehmen. „Aber ich kann dieß nur auf Eine Weise thun — als Ihr Gatte," setzte er zögernd hinzu. „Wollen Sie also alle Wunderlichkeiten in meinem Wesen, die Sie, wie ich fürchte, früher unangenehm berührt haben, übersehen und sich nur an daßenige halten, was daran wahr und gut und wacker ist? Laura, können und wollen Sie dieß thun?" Er sah mich zweifelnd an. Ach, welch ein bitterer Augenblick war dieß! Es lag ihm also so wenig an mir, daß er nie gesehen, nie geahnt, wie innig ich ihn liebte? Und er erwartete, daß ich unter solchen Umständen seine Hand annehmen werde? Ich faltete meine Hände und rang sie in nervöser Aufregung, konnte aber nicht sogleich sprechen.

„Und Sie, Herr Schulze?" stammelte ich endlich; „und Sie?"....

„Nenun, was meinen Sie damit, Laura? Meinen Sie, ob ich dieß ebenfalls könne? Ei gewiß vermag ich das, denn sonst hätte ich nicht um Ihre Hand geworben!" Er lächelte halb über den Zweifel, der in meiner Frage lag, und sah mich lächelnd an; aber Blick und Lächeln erbitterten mich.

„Ich habe dieß wahrlich nicht verdient, Herr Schulze," versetzte ich aufgeregt; „komm, Caro; komm hieher!" Der arme zottige Hund kam herbei und wedelte mit dem Schweif, legte seinen Kopf auf mein Knie und schaute mich aufmerksam und zärtlich an, wie nur Hunde ihun können, wenn sie vergebens die Bedeutung einer menschlichen Miene zu ermitteln suchen. „Sehen Sie, Herr Schulze, dieser Hund hier war verstoßen und halb verhungert, er kam an meine Thüre, ich fütterte ihn und er wollte mich nicht wieder verlassen. Ich erbarmte mich seiner, gab ihm eine Matte, um darauf zu liegen, und eine Kruste Brod als Nahrung, und er lieht mich dafür. Aber sehen Sie, Herr Schulze, ich bin noch nicht so weit herunlergekommen, wie dieser Hund hier, ich kann noch für mich selber sorgen!"

Herr Schulze sank in seinen Stuhl zurück und that einen ärgerlichen Pfiff, als ich mich so frei und verletzt über seine Werbung äußerte. „Nun ja," erwiderte er dann, sich langsam erholend, „ich kann wohl begreifen, daß Ihnen an mir nichts gelegen ist, aber ich erwartete nicht, daß Sie eine rhrliche Werbung so übel nehmen würden."

„Und wie konnte ich sie anders aufnehmen?" rief ich. „Sie boten mir Mitleid — aber ich verabscheue das Mitleid. Ja, Herr Schulze, wenn ich nicht das arme verlassne Mädchen wäre, das ich bin, würden Sie dann so fühlen oder zu mir sprechen? Glauben Sie denn, ich wisse nicht, wie man um reiche Mädchen wirbt und sie gewinnt? Wenn Sie ein Atom von Achtung für mich hätten, würden Sie dann gewagt haben, sich einer solchen Sprache zu bedienen?"

„Ich verstehe Sie nicht, Fräulein! welcher Sprache denn?"

„Was meinten Sie damit, daß Sie sagten, Sie wollten sich meiner annehmen?"

„Je nun, ich meinte genau das, was ich sagte! Ja, Laura, ich will mich Ihrer annehmen — mit der treuesten, innigsten Liebe und Fürsorge! Ich werde meine Worte um keinen Preis zurücknehmen," rief er mit Wärme, und eine männliche Glut schlug auf seinem Antlitz auf; aber ich war noch immer empfindlich und wollte nicht nachgeben. Ich erwiderte ihm zornig, es brauche sich niemand meiner anzunehmen. —

Digitized by Google

„Laura, legen Sie meine Worte nicht auf die Goldwage," sprach er etwas befangen; „sehen Sie ab von diesem vielleicht etwas nüchternen Ausdruck und sagen Sie mir offen und ehrlich, ob Sie mich heirathen wollen oder nicht? Ja oder nein? Lassen Sie es meinethalben so gelten, meine Liebe, daß Sie sich m e i n e r annehmen müssen, denn ich bin ja, wie Sie wissen, weit älter als Sie!"

Ich weiß nicht, was für ein böser Geist mich beherrschte — ich schlug seine Werbung aus. Allerdings hätte ich im nächsten Augenblicke mein Nein wieder zurücknehmen mögen, allein es war einmal ausgesprochen und er stand mit finsterer Miene getäuschter Erwartung vom Stuhle auf, verweilte dann noch einen Augenblick und bat mich, ihm zu sagen, warum ich ihm kein Ja für ein Nein geben könne? Ich erwiderte ihm:

Castell Vecchio in Florenz.

wir könnten doch niemals mit einander glücklich werden. Da machte er mir eine ernste Verbeugung und schritt zur Thüre hinaus; offenbar war er beleidigt, denn er äußerte kein Wort mehr. Keine Betheurung seiner Freundschaft, seiner Achtung, seiner guten Absichten, kein Wort der Hoffnung, daß ich mich noch eines Andern besinnen oder meinen gekränkten Stolz überwinden werde, kam über seine Lippen. Die Thüre schloß sich hinter ihm, ich hörte das Gartenpförtchen in's Schloß fallen, und mich überkam es wie eine dumpfe Betäubung. Es war vorüber. Welch ein unseliger thörichter Stolz hatte mir das wahnwitzige Wort eingegeben, das mich ihn für immer verbannen ließ? Jeder Schritt nahm ihn weiter von mir hinweg — auf Nimmerwiedersehen; ich fühlte deutlich, daß wir uns nun niemals wieder begegnen konnten. Vielleicht hätte er mich nicht

Digitized by Google

verlassen, wenn ich es über mich gewonnen haben würde, ihm die Wahrheit zu sagen, wenn ich ihm erklärt hätte: „Ich kann nicht mit Ihnen glücklich seyn, weil ich liebe und Sie nicht; weil meine Liebe und mein Stolz den ganzen Tag hindurch leiden würden, wenn ich Ihre Frau wäre; weil es leichter ist, mich ohne Sie fortzubringen, als auf solche Bedingungen hin Ihre Gattin zu seyn!“ — Würde ich so mit ihm gesprochen haben, so hätte unsre Unterredung gewiß ein ganz andres Ende genommen. Allein war es jetzt zu spät, hieran noch zu denken, so war es nicht zu spät, um darunter zu leiden, dafür büßen zu müssen. Ich vergrub mein Haupt in die Kissen des Divans, worauf ich saß, und weinte und schluchzte, daß mir das Herz beinahe brach.

Der arme Caro steckte seine kalte Nase in die Hand, welche schlaff an meiner Seite herunter hing, und dieß weckte mich aus meiner Versunkenheit. Ich blickte auf und — vor mir stand Herr Schulze, mit hochgeröthetem Gesicht und in einer unverkennbaren Aufregung.

„Verzeihen Sie, mein Fräulein!“ stammelte er, etwas betreten; „ich ... ich hatte .... meinen Regenschirm vergessen!“ — Und siehe da! der abscheuliche Regenschirm lehnte wirklich dort in der Ecke am Klavier; allein anstatt auf denselben zuzugehen, kam er plötzlich zu mir heran und setzte sich neben mich auf den Divan. Ich weiß nicht, wie ich aussah, aber ich meinte vor Scham und Verlegenheit vergehen zu müssen. Er aber ergriff meine Hand und küßte sie.

„Mein Fräulein! meine liebe Laura,“ hub er mit eindringlichem Tone an; „warum sollten wir nicht glücklich mit einander seiu? Ich kann den Gedanken nicht fassen, Sie aufzugeben, — meiner Treu, ich kann es nicht!“

Ich schaute verwundert zu ihm auf. „Sie lieben mich also wirklich?“ fragte ich.

„Ei natürlich, ich bin Ihnen von ganzer Seele gut,“ erwiderte er; „davon eben habe ich ja die ganze Zeit über gesprochen!“

„Und doch sprachen Sie nur davon: Sie wollten sich meiner annehmen?“

„Ach gehen Sie, Laura! wollen Sie immer wieder auf diesen Ausdruck zurückkommen, welcher .... welcher thörichterweise linkisch genug war? Aber bedenken Sie doch, ein Mann in meinen Jahren ist kein girrender honigsüßiger Salonheld! Lassen Sie uns den alberuen Ausdruck vergessen, meine liebe, theure, innigst geliebte Laura!“

Im Handumwenden ward ich aus einer Unglücklichen, Verzweifelnden die glücklichste aller Frauen; und doch war ich noch nicht zufriedengestellt. „Sie wären aber nicht zurückgekommen ohne jenen abscheulichen Regenschirm, nicht wahr?“ fragte ich mit einiger Eifersucht.

„Das ist richtig,“ erwiderte er mit seinem eigenthümlichen Lächeln; „aber ich kam eben zurück, blickte zuerst durch das Fenster herein und sah Sie Ihr Gesicht in jenes Kissen verbergen und Caro zu Ihnen aufblicken, als hielte er es für unbegreiflich, daß Sie so verlassen und unglücklich seyn sollten, und so trat ich herein, um meinen Regenschirm zu holen. — Allein ich will Ihnen nur die Wahrheit gestehen: ich hatte meinen Regenschirm absichtlich stehen gelassen.“

Anfangs wähnte ich, er sage das nur mir zu Liebe, allein als ich ihm in's Gesicht blickte, dachte ich nicht mehr so, und obschon seither viele Jahre über uns beide hingegangen sind, so denke ich noch heute nicht mehr so, sondern weiß, daß August mich treu und innig geliebt hat, wenn auch unsere Ehe nur durch einen Regenschirm gestiftet wurde.

Wildes Leben in Oregon.

Von A. Kellenburg.

(Schluß.)

In jenem fürchterlichen Augenblick, wo die Indianer kopfüber hinter uns her stürzten, mag nur die Verzweiflung mich vor dem Verlust der Geistesgegenwart bewahrt haben, denn ich blieb verhältnißmäßig kühl und gesammelt und war dabei im Stande gewesen, zu bemerken, daß unsre Feinde in ihrer Hast vergessen hatten, sich zu bewaffnen. Wäre ich also in dieser Krisis von Pierre entsprechend unterstützt worden, so hätten wir ohne Zweifel ihnen die Spitze zu bieten und ihren Angriff abzuschlagen vermocht. Allein mein großsprecherischer Gefährte stand nun ganz von Schreck gelähmt, und als ich ihm zurief, meinem Beispiel zu folgen und sein Gewehr aufzuraffen, welches geladen am Boden der Pirogue lag, so murmelte er nur in der größten Zerstreutheit einige unverständliche Worte. Als ich sah, daß mein angeschlagenes Gewehr und selbst der Schuß, den ich über ihre Köpfe hin abfeuerte, dem Vordringen der Indianer nicht Einhalt that, so begriff ich, daß unsre einzige Aussicht auf Entkommen nur zu Lande war, denn in der Pirogue konnten wir mit Erfolg weder fechten noch fliehen. Ich griff daher wieder zum Ruder und steuerte die Pirogue dem nächsten Ufer zu, ergriff dann mein Gewehr, schob hastig etwas Schießbedarf in die Brust meines blauen Wollhemds, sprang an's Ufer und floh. Mein Widerwille gegen Pierre's Kleinmuth bewog mich, diesen Burschen seinem Schicksal zu überlassen; aber die Nähe des Feindes, welcher uns nun dicht auf den Fersen war, übte vermuthlich eine belebende Wirkung auf ihn, denn als ich den bewaldeten Bergkamm hinanstieg, sprang er mit wilden Sätzen an mir vorüber und war mir bald aus dem Gesichte. Ich ermittelte bald darauf, wie es kam, daß Pierre mich so weit überholte. Ich gab nicht etwa Fersengeld, um mein Heil in wilder Flucht zu suchen, sondern um mich an irgend einer Stelle zu decken und gegen die Uebermacht der Feinde Front zu machen, denn wenn auch nicht jeder Indianer ein Schnellläufer ist, so war doch vorauszusehen, daß ihrer mehrere mich bald einholen mußten, da ich noch mit meiner langen Doppelflinte beschwert war.

Erst als ich den ersten Berg überstiegen hatte und auf dem Punkte war, eine andere Bergreihe zu erklettern, ruhte ich einen Augenblick aus und versuchte mit Ohr und Auge, mich über die Anzeichen von Verfolgung hinter mir in's Klare zu setzen. Zu meinem Erstaunen konnte ich aber nichts Derartiges sehen oder hören. Dieß kam mir unerwartet, aber willkommen, und so setzte ich denn meinen Rückzug in der dem Flusse entgegengesetzten Richtung fort, und gelangte mit Einbruch des Abends an ein kleines Flüßchen, wo ich für die Nacht zu bleiben beschloß. Die Aussicht auf dieses Bivouak war keine erfreuliche, denn mir fehlten alle dazu erforderlichen Dinge; doch hatte jedoch weniger zu bedeuten, da ich in so weit vor den Indianern sicher war. Vollkommen erschöpft von meinem langen gezwungenen Marsch durch eine dicht bewaldete bergige Gegend warf ich mich auf den Rasen nieder und versank in einen gesunden Schlaf.

Bei Tagesanbruch erwachte ich, zwar etwas durchfroren und steif, aber vor Allem verzweifelt hungrig. Ich mußte nothgedrungen etwas zu essen bekommen, darum schlenderte ich an den Flüßchen hinauf und suchte mich an irgend ein Wild anzupürschen; aber die beiden ersten Vögel, die ich aufging, ließ ich ungeschädet, denn der eine war ein Colibri, der andere ein kahlköpfiger Adler. Endlich bemerkte ich einen Sandhranich, ein regelrechtes ehbares Wildpret, schoß ihn herab und rupfte ihn, wobei sich aus dem dicken Gefieder nur ein winzig kleines Stück Fleisch entwickelte. Glücklicherweise hatte ich eine Schachtel Zündhölzer in der Tasche, machte also ein Feuer, briet den Vogel in ungläublich kurzer Zeit, obschon er weder meinen Hunger stillte, noch eine schmackhafte Speise lieferte — im Gegentheil, wenn ich einmal Mitglied eines Akklimatisations-Vereins bin, werde ich gewiß nicht dafür stimmen, daß

Digitized by Google

man die Zahl unseres edbaren Hausgeflügels oder Federwilds durch den Sandkranich vermehrt.

Mein Frühstück hatte mir aber doch wieder einige Kraft gegeben, und so folgte ich planlos dem Laufe des Flüßchens, ohne zu wissen, wohin oder weßhalb, und es hatte mich allmählig schon in eine sumpfige Niederung herumter geführt, die von Dickicht eingefriedigt war, wo ich keine ausgedehnte Aussicht hatte, als ich plötzlich in kurzer Entfernung von mir ein unverkennbares Knistern im Gebüsche vernahm. Schen wie ein Hase im Lager duckte ich mich hinter dem umgestürzten Stamm einer Kiefer. Das Geräusch kam näher und ich fürchtete bereits die Begegnung mit einem grauen Bären oder einem Panther, als ich zu meinem großen Troste eine bekannte menschliche Stimme klaglich ausrufen hörte: „Ah, verwünscht! ich bin wirklich verirrt, so wahr als es Schlangen in Virginien gibt!“ — Es war Pierre, und zwar in einem sehr traurigen Zustande. Als wir unsere gegenseitigen Glückwünsche ausgetauscht hatten, gab mir mein unglücklicher Gefährte eine Schilderung all dessen, was er seit unser Trennung ausgestanden. Die Indianer waren ihm anscheinend auf der Fährte gefolgt und er ihnen nur durch eine List entkommen, indem er einen Fluß hinuntergewatet und sie so um die Fährte gebracht hatte; seither war er rastlos immer weiter gewandert und nun vor Hunger und Erschöpfung am Umsinken. Als ich ihn nach seinem Gewehr fragte, vernahm ich zu meinem größten Widerwillen, daß er es bei seiner kopflosen Flucht in der Pirogue zurückgelassen habe. Also deßhalb hatte er so behende zu laufen vermocht. Ich fühlte, daß ich am besten für meine Sicherheit sorgen würde, wenn ich Pierre seinem Schicksal überlassen hätte, wie er mich im Stiche gelassen hatte; allein dieß konnte ich mich doch nicht entschließen. So ging ich denn noch einmal auf die Pürsch und schoß ein Prairiehuhn für ihn; als ich aber hernach meine Flinte wieder laden wollte, fand ich, daß ich zwar mit Schrot, Kugeln und Zündhütchen gut versehen war, dagegen nur etwa noch ein halbes Dutzend Schüsse Pulver in meinem Horn hatte. Unsere neuliche Treibjagd auf Wassergeflügel am Gardinersfluße war die Ursache dieses nun unverbesserlichen, aber höchst bedenklichen Unfalls. Während Pierre nach seiner Mahlzeit schlief, wie ein abgehetzter Jagdhund, ging ich abwechselnd auf und ab und sann da und grübelte vergebens, was wir nun beginnen sollten, ob nach dem Smithflusse umkehren in der Hoffnung, daß die Indianer denselben nun verlassen haben, ob uns südwärts quer durch das Land nach dem Umpqua durchschlagen, welcher, wie ich wohl wußte, etwa sechs deutsche Meilen oberhalb der Stelle, wo er schiffbar ward, ziemlich genau ostwärts von seinem Unterlaufe abbiegt? In dieser Unentschiedenheit sief mir der Rath wieder ein, welchen mir Walter beim Abschiede ertheilt hatte, und dieß brachte mich zu einem raschen Entschluß, jedenfalls auf dem rechten Ufer des Smithflusses hinunter zu wandern, und wenn ich mich allein gegen den ganzen Stamm der Fischesser erwehren müßte. Der Tag ging zur Neige, und Pierre schlief noch immer; aber jetzt weckte ich ihn, denn unsre Lage war nun eine sehr kritische und gefährliche. Aus dem Umstande, daß die Indianer Pierre verfolgt hatten, ging genugsam hervor, daß sie die Sache aufs äußerste zu treiben beabsichtigten, und wenn sie auch versäumt hatten, mir auf meiner Fährte zu folgen, so konnte dieß möglicherweise nur daher rühren, daß sie an dem Otte, wo unsere Wege sich trennten, darüber hinausgeraumt waren. Jedenfalls hatten sich die Rothhäute inzwischen so sehr kompromittirt, daß sie sich alle Mühe geben mußten, uns den Heimweg abzuschneiden, wäre es auch nur aus Furcht vor der Wiedervergeltung, welche unsre Freunde an ihnen üben mochten, wenn wir wieder nach Hause kämen und ihnen unsere Erlebnisse erzählten.

Pierre widersetzte sich natürlich meinem Plane, als ich ihm denselben mittheilte, denn derselbe war zu gefährlich, um ihm zu gefallen. Allein ich blieb gegen alle seine Einwendungen und Vorstellungen taub. Wohl wäre es vielleicht sicherer gewesen, nach seinem Plane den Smithfluß zu verlassen und nach dem Umpqua anzubrechen, allein meine Fügsamkeit gegen Pierre's Vorschläge und mein Mißachten von Walter Lynn's Rath hatte mir schon so viel Ungemach bereitet, daß ich jetzt gewarnt war, und auf seine lebhaften Vorstellungen erwiderte ich dem Canadier einfach nur, es stehe ihm frei, sich seinen eigenen Heimweg beliebig zu wählen, aber der meinige führe gerade auf dem rechten Ufer des Smithflusses hinab. Das schnitt alle weiteren Einwendungen ab, da Pierre ohne Gewehr sich dazu bequemen mußte, mich zu begleiten. Erst am Nachmittag des folgenden Tags erreichten wir den Smithflußlß wieder und bemerkten zu unserm innigsten Troste nicht die mindeste Spur von Indianern an demselben. Aber eine andere Schwierigkeit erhob sich: wir waren auf dem linken Ufer und mußten daher nothgedrungen über den Fluß sehen, was nur schwimmend geschehen konnte. Wir legten daher mein Gewehr und Schießbedarf, unsere Kleider ꝛc. auf ein Floß, das wir aus Baumästen zusammenfügten, stiegen ins Wasser, schoben das Floß vor uns her und erreichten glücklich das andre Ufer, nachdem und die rasche Strömung mindestens tausend Schritte weit thalwärts davon getragen hatte.

Eine Gans hat einst das Kapitol gerettet, aber dieser Vogel brachte uns nun in große Verlegenheit. Ich schoß nämlich am andern Morgen eine wilde Gans auf dem Flusse, allein noch während der Knall meines Schusses laut durch die Berge drang, war ich mit bewußt, eine Thorheit begangen zu haben, indem ich dadurch unsere Anwesenheit verrieth. Meine Bestürzung war auch nicht ungegründet, denn wenige Minuten nach dem Schuß sah ich uns beinahe gerade gegenüber auf dem jenseitigen Ufer einen kleinen Rauch aufsteigen, dem dann bald ein anderer weiter landeinwärts und ein dritter ganz weit droben stromaufwärts auf unsrer Seite des Flußufers antwortete. Es waren unverkennbar Signalfeuer, mittelst deren die Rothhäute bekanntermaßen auf ungeheure Strecken hin sich miteinander zu verständigen wissen. Pierre war gerade mit dem Rupfen unsers Unglücksvogels beschäftigt, als ich ihm jene drohenden Signale zeigte.

„Ich fürchte, wir müssen bald wieder einen Schnellauf antreten,“ sagte er kleinmüthig. Und in der That hätte uns auch nur ein Schnellauf retten können, wenn wir nicht bald die leidige Entdeckung hätten machen müssen, daß wir uns nicht längs dem Flusse hin flüchten konnten, denn die Berghänge waren hier ungemein steil und zerklüftet und dabei nicht nur mit dichten Waldern von Hochstämmen, sondern auch mit einem beinahe undurchdringlichen Unterholze bewachsen. Unter diesen Umständen mußte ich nothgedrungen meinen ursprünglichen Plan dahin modifiziren, daß wir an denjenigen Stellen, wo das Ufer allzu unwegsam oder unersteiglich war, den Fluß verließen, anderseits aber dahin zurückkehrten, so oft es praktikabel war. Wir zogen daher so geschwind als möglich durch diese ungeheure Wildniß schweigsamer unbewohnter Berge, kletterten über Felsen und Abgründe, über Stock und Stein, durch Dick und Dünn, und hielten nur still, wenn wir uns über die beste Art und Weise berathen mußten, wie wir irgend einen reißenden Waldbach mit zerrissenem Bett am sichersten durchwateten, weil wir wußten, daß alle Strapazen und Mühen gar nichts waren im Vergleich zu der großen Gefahr, welche hinter uns lag. Es war zweifellos, daß der Feind mit der ihm eigenen Bluthundsnatur und listigen zähen Ausdauer in Bosheit schon auf unserer Fährte war und uns insgeheim folgte. Nach unserer rohen Schätzung lag eine Strecke von acht bis zehn deutschen Meilen zwischen uns und unserer Heimath, — eine unbedeutende Strecke, die wir in einem Kahn leicht in Einem Tage hätten zurücklegen können, während uns der Rückweg zu Lande bei diesen tief eingeschnittenen Thälern, Schluchten und hohen Bergen, die auf unserm Pfade lagen, mindestens vier bis fünf Tagereisen kostete. So zogen wir denn mühselig dahin bis Sonnenuntergang, durften und nur ein paar Stunden Schlaf erlauben, ehe wir uns wieder auf den Weg machten, und mußten uns in der Dunkelheit des frühen Morgens nothdürftig nach den Sternen und dem Lauf des Flusses richten.

So kam der siebente Tag heran, seit wir Gardiners Eiland ver-

Digitized by Google

lassen hatten, und nun erst fiel mir ein, daß ich Walter beim Abschied versprochen hatte, am sechsten Tage wieder zurück zu seyn, wenn alles gut gehe. Ich fand nun einen gewissen Trost in dem Gedanken, er werde inzwischen begriffen haben, daß uns irgend ein Unfall zugestoßen sey, obschon er unmöglich errathen konnte, in was für einer Noth wir steckten, oder obschon er, wenn er es auch ahnte, uns durchaus nicht helfen konnte. Die großen Strapazen und Entbehrungen, denen wir ausgesetzt waren, begannen bald, sich an uns geltend zu machen, denn am schmerzlichsten empfanden wir den Mangel an guter und genügender Nahrung. Die Prairieen des Dregongebiets wimmeln zwar von Hochwild wie Elenn, Antilopen, Puma oder Dickhorn (Bergschaf), Hirschen und Damhirschen, aber hier auf den kahlen unfruchtbaren Höhen, welche wir durchzogen, war keinerlei Wild zu finden, und nothgedrungen mußte ich zu meinem großen Leidwesen mein Bischen kostbaren Pulvers an die Wasservögel des Ufers verschwenden. Ja es wäre uns noch schlimmer ergangen, hätten wir nicht unter dem wilden Beerenobst dieser Berge eine reiche Ernte zu halten vermocht und damit wenigstens einigermaßen den Durst und Hunger befriedigt.

Die Begebenheiten unsers siebenten Reisetags werden mir zeitlebens unvergeßlich sein, denn dieser Tag ist leider meinem Gedächtnisse unauslöschlich tief eingeprägt. Wir hatten uns viele Stunden lang durch wilde, düsterbewaldete Schluchten fortgeschleppt, als plötzlich die Scene sich wie durch Zauberschlag veränderte und wir in ein kleines lachendes Thal mit einem Flüßchen hinabblickten, welches dem Smithsflusse zuströmte und zwischen hohem frischen Gras plätschernd und funkelnd über ein tiefiges Bett hinströmte. Diese Gegend bildete einen reizenden wohlthuenden Kontrast zu der düstern, largen, öden Region, welche wir zuletzt durchwandert hatten. Wir folgten dem Flüßchen bis zu seiner Mündung in den Smithsfluß mit dem Entschluß, was auch immer die Folgen davon seyn möchten, in dem grasigen Delta zu übernachten, welches den Zusammenfluß der beiden Gewässer bildete. Es war ein reizender Punkt um diese winzig kleine Prairie mit ihrem üppigen Grün von wildem Hafer und Klee und ihrem fetten Grase, das uns beinahe bis an die Lenden ging, und mit ihrem wunderschönen Schmuck von Herbstblumen. Was mir aber an diesem hübschen Punkte noch besonders gefiel, das war seine günstige Lage zur Vertheidigung, falls wir je in die Lage kamen, den Indianern die Spitze bieten zu müssen. Zwei Drittheile unserer Stellung waren durch Wasser geschützt, der Rest vollkommen eben bis an den Fuß der Berge, der vielleicht fünfhundert Schritte entfernt war, und auf der ganzen Ebene war auch nicht ein einziger Baum zu sehen, hinter welchem sich irgend ein herumschleichender Wilder beim Vordringen nach unserm Lager verbergen konnte. Wir waren daher trotz unserer ungenügenden Vertheidigungsmittel wenigstens in so lange sicher, als noch eine Spur von Tageslicht am Himmel war. Ungeachtet aller meiner Sparsamkeit war mein Pulvervorrath jetzt auf drei Schüsse zusammengeschmolzen, und ich mußte ihn noch weiter reduciren, denn wir waren hungrig und ohne Nahrungsmittel und ich mußte irgend ein Stück Wildpret schießen, damit wir essen konnten. Natürlich lag mir sehr daran, jedes Körnchen meines kostbaren Pulvers zu sparen, und so beschloß ich denn, nach einem größern Wilde zu pürschen, als mir der Fluß liefern konnte. Ich hatte droben im Thal eine Menge Biber- und Fischotter-Fährten und, was mich noch mehr freute, eine Anzahl frischer Fährten von Elennthieren und Wapiti-Hirschen gesehen, die zu den verschiedenen Tränken führten, und eine Anzahl Stangen und Schaufeln von letzteren bemerkt, welche im Frühjahr abgeworfen worden waren, darum setzte ich noch eine Kugel auf meinen Schrotschuß und begab mich auf die Pürsche. Je weiter ich das Thal hinauf kam, desto mehr erbreiterte es sich, der Boden wurde wellenförmig und hie und da mit Buschholz bedeckt. Ich hatte eine ganz frische Hirschfährte ausgemacht und folgte derselben behutsam und mit Aufgebot aller meiner geistigen Fähigkeiten, als plötzlich an mein angestrengtes Ohr ein Laut schlug, dem sogleich ein zweiter folgte, welcher mir das Blut in den Adern stocken machte, so daß ich vor Aufregung beinahe zu Boden stürzte. Der erste Laut war ein Flintenschuß, der zweite ein halblauter, durch die Entfernung gedämpfter, aber trotzdem noch deutlich erkennbarer Jammerschrei einer Menschenstimme. Kein Wunder daher, daß mir das Herz in der Brust pochte, als ob es bersten wollte, daß mir kalter Schweiß auf die Stirne trat und ich für einige Minuten zum Denken und Handeln unfähig war, denn der Knall jenes Flintenschusses und jener Jammerschrei kamen aus der Richtung unsers Lagers. Mit namenlosem Entsetzen und den bängsten Ahnungen sprang ich, sobald ich wieder Herr meiner Fähigkeiten war, auf und lief aus Leibeskräften auf meiner eigenen Fährte zurück, denn ich vermochte gar nichts mehr zu fühlen als das fieberhafte Verlangen, das Schlimmste zu erfahren. Durch Dick und Dünn brach ich in athemloser Eile und trat aus dem bedeckten Theile des Thals auf die kleine Prairie heraus. Das Lager war etwa noch fünfhundert Schritte weit von mir entfernt. Ohne mich aufzuhalten, lief ich dorthin und hielt meinen Blick fest darauf gerichtet; aber außer dem blauen Rauch, der von dem Lagerfeuer aufstieg, vermochte ich nichts zu unterscheiden. Und wo war nun Pierre, mein Gefährte? Nirgends eine Spur von ihm zu sehen! — Etwige Minuten reichten leider hin, meiner Ungewißheit ein Ende zu machen, denn als ich das Lager erreichte, lag mein unglücklicher Kamerad in seinem Blute am Boden, von einem Schuß groben Schrots in die rechte Seite getroffen. Der hatte diesen niederträchtigen Streich gegen einen Wehrlosen geführt? Ich sah mich um — weit und breit war außer uns beiden kein lebendes Geschöpf zu schauen; nichts rührte sich als das wallende Gras, der leise Wind, der weiche, kräuselnd aufsteigende Rauch. Eine rasche Untersuchung meines Gefährten zeigte mir, daß er noch nicht todt war, denn seine Wunden bluteten noch reichlich und sein Puls klopfte noch schwach, als ich sein Handgelenk befühlte. Ich lief nach dem Flusse, füllte meinen Panamahut mit Wasser und goß etwas davon über sein Gesicht und in seinen Mund, was ihn sogleich wieder zum Bewußtsein brachte. Erschöpft schlug er die Augen auf und sah sich um. „Pierre," rief ich in einem Paroxysmus von Kummer und Wuth, „wenn Du noch irgend sprechen kannst, so sag' mir, wer dieß gethan hat?" Ich bemerkte seinen schwachen Versuch, mir zu antworten, doch mein Ohr zu seinem Munde nieder und vernahm deutlich das Wort Wah-tia-na, worauf der Verwundete, als ob ihm die Anstrengung zu dieser Auskunft zu stark gewesen wäre, wieder in eine Ohnmacht zurücksank, aus welcher ihn alle meine Bemühungen nicht mehr erwecken konnten. Ich erhob mich von seiner Seite als ein verzweifelter und entschlossener Mann, denn in dieser trüben Stunde vergaß ich alle Schattenseiten Pierre's, seine harmlose Eitelkeit und Prahlhanserei, seine Flunkereien und seinen Mangel an persönlichem Muth; — ich gedachte nur des leichtherzigen, angenehmen Gefährten, welcher das Leben und die Seele einer abendlich und Lagerfeuer gruppirten Truppe war, gedachte nur der Gefahren und Entbehrungen, welche wir in den letzten Tagen mit einander ausgestanden und welche die Bande der Genossenschaft nur noch fester um uns geschlungen hatten. Ich empfand nun plötzlich, welch schwerer Streich es ist, unbekannten Gefahren allein gegenüber zu stehen.

Zunächst galt es zu ermitteln, wie Pierre niedergeschossen worden war ohne eine Anstrengung, sich selber zu retten. Meine geschärften Fähigkeiten ließen mich dieß bald entdecken. Wie schon oben erwähnt, hatte ich mir anfangs Glück gewünscht zu dieser Oertlichkeit, welche uns vor einer Ueberrumpelung sicherte, da keine Bäume in der Nähe waren, um den Indianern ein Versteck zu bieten. Aber ich hatte nicht an das hohe und dichte Gras gedacht. Jetzt fand ich kaum zehn Schritte von dem Orte, wo mein armer Gefährte lag, das Lager seines Meuchelmörders und bemerkte deßen breite Spur, die sich nach den Bergen hinzog, von wo aus der Indianer wahrscheinlich die verlassene wehrlose Lage Pierre's bemerkt, worauf er sich bis auf zehn Schritte an denselben angepürscht und ihn wahrscheinlich mit Pierre's eigenem, in der Pirogue gefundenem Gewehr auf solch tödliche Entfernung niedergeschossen hatte. Einen Augenblick drängte es mich, Wah-tia-na unter allen Umständen auf

Digitized by Google

der Führte zu folgen, allein ein kurzes Nachdenken machte mir die gänzliche Thorheit und Unausführbarkeit eines derartigen Verfahrens klar. Auf jeden Fall war der Meuchelmörder nicht allein, sondern seine Gefährten lagen ohne Zweifel ganz in der Nähe irgendwo in den Bergen versteckt, und wenn ich der Fährte gefolgt wäre, hätte sie mich einfach in einen Hinterhalt geführt, wo ich mein Leben nutzlos hingeopfert haben würde. Aber trotz alledem fühlte ich, daß ich irgend etwas thun mußte, weil mich die Unthätigkeit sonst zum Wahnsinn trieb. Ich fühlte, daß meine Lage kaum etwas beneidenswerther war als diejenige Pierre's, welchen ich schon für einen Sterbenden ansah. Ich betrachtete mich für so sicher umstellt und verbellt, wie ich nur irgend jemals ein reißendes Thier dieser Berge „festgemacht" hatte. Allein wie ich war und mit knapper Munition, angesichts eines unversöhnlichen Feindes, konnte ich nur einen unwirksamen Widerstand leisten; ja selbst wenn ich mich zu der schmachvollen Alternative, Pierre seinem Schicksale preiszugeben, hätte entschließen können, wäre mir wahrscheinlich der Rückzug nach allen Richtungen hin abgeschnitten gewesen. Mit Einem Wort, es blieb mir nichts andres mehr übrig, als den entschlossensten Widerstand zu leisten, um unser Beider Leben möglichst theuer zu verkaufen. Die Sonne, die Uhr des einsamen Zeigers, zeigte mir, daß es etwa 3 Uhr Nachmittags war. Ich wußte also, daß ich bis 7 Uhr sicher war, wo dann nach eingebrochener Nacht der Feind unsichtbar heranschleichen würde, um sein Werk zu vollenden. Es blieben mir also noch vier Stunden, um diejenigen Vorbereitungen zu unserer Vertheidigung zu machen, welche ich noch zu treffen geneigt oder im Stande war. Eine sorgfältige Recognoscirung unserer Lage bestimmte bald meine Handlungsweise. In kurzer Entfernung von uns senkte sich das Ufer des kleinen Baches plötzlich und bildete dann eine kleine Leiste, mehrere Ellen lang und nur eine Armslänge breit und beinahe auf demselben Niveau mit dem Wasser. Dort beschloß ich meine Aufstellung zu nehmen und mich auf Leben und Tod zu vertheidigen, denn jene Leiste war in der That der einzige haltbare Punkt in der Nähe und hatte den doppelten Vortheil, uns von vorne gegen einen Feind zu beden, während wir im Rücken durch den hier sehr tiefen und reißenden Strom gedeckt wurden. Mit großer Mühe schleppte ich den armen Pierre dorthin, nachdem ich ihm zuvor ein Bett aus dürrem Gras gemacht und dieses mit Zweigen umflecht hatte, um ihn vor der Sonne zu schützen. Ein leises Gemurmel war das einzige Lebenszeichen, welches er gab, als ich ihn in meinen Armen auflud, aber ich sah mit Vergnügen, daß der rohe Verband, den ich angelegt, der Blutung wirksam Einhalt gethan hatte. Nachdem ich ihn nach Möglichkeit behaglich gebettet, machte ich mich zunächst daran, einen guten Theil des langen Grases in unsrer unmittelbaren Nachbarschaft auszuraufen, niederzutreten oder abzubrennen, und bildete hiedurch auf etwa fünfzig Schritte in der Runde ein Glacis, welches mich vor jäher Ueberrumpelung schützte und mir erlaubte, meine Finte wirksam zu gebrauchen, falls der Feind einen Angriff versuchte. Alle diese Zurüstungen traf ich beinahe mechanisch und mit einer Kaltblütigkeit, wie sie nur das Bewußtsein einer nahen und unvermeidlichen Gefahr zuweilen gewissen Naturen verleiht. Mit gleich kaltem Blute, welches ich heutzutage kaum mehr begreife, fühlte ich auch die Nothwendigkeit, irgend etwas zu essen, und machte mich daran, mir eine Mahlzeit zu verschaffen. Von meinen drei kostbaren Ladungen Pulver waren zwei in meinem Doppelgewehr und auf jeder saß eine mit gefeilter Hirschhaut gepflasterte Kugel, und ich konnte mich nicht entschließen, einen der Schüsse anders abzugeben als auf einen Feind; allein ich erinnerte mich, daß der Fluß von Fischen aller Art wimmelte und daß Pierre eine Angelschnur mit Angel um seinen breiträndrigen Hut gewunden trug. Mittelst dieser Leine und Angel verschaffte ich mir bald eine Mahlzeit, welche ich mit wahrem Wolfshunger verschlang. Sobald ich mit meiner Mahlzeit, die ich süglich für meine letzte hielt, zu Ende war, schaute ich wieder beobachtend nach der Sonne und fand, daß etwa noch zwei Stunden zur Dunkelheit fehlten. Ich wußte zunächst nichts Wichtiges mehr zu thun, streckte mich also an den Boden nieder und sah gedankenschwer die Sonne langsam zu Rüste gehen und hinter den Bergen verschwinden. Sobald es dämmerte, warf ich die brennenden Klötze unsers Lagerfeuers in den Bach, damit deren Feuerschein dem Feinde nicht unsre Lage verrathe und mit Einbruch der Nacht nahm ich meine Stellung neben Pierre auf der Leiste ein.

Je mehr der Abend in Dunkelheit überging, desto sorgfältiger beobachtete ich mit wachsamem Auge die „Zeichen" um uns her und über uns. Zu meiner Ueberraschung flammte plötzlich eine kleine Feuersäule auf dem Berge gerade vor uns auf, und gleich darauf erschien auch eine solche hoch oben in der Bergleite hinter unsrem Rücken. Diese Signalfeuer ließen mich das Schlimmste befürchten, denn sie zeigten mir, daß wir ganz umzingelt und daß die Indianer ihrer Beute vermeintlich so sicher seyen, um jedes Geheimhalten ihrer Schliche für unnütz zu erachten. Meinethalben denn, dachte ich in verzweiflungsvoller Leichtfertigkeit; je früher es endet, desto besser. Trotzdem aber ließ ich mir keine Chance verloren gehen, schnallte meinen Gürtel fest, um zum Kampf gerüstet zu seyn, fühlte nach meinen Bowiemesser in meinem Stiefel, setzte frische Zündhütchen auf beiden Schlössern und mittelst des Ladstocks beide Kugeln in den Läufen fester auf. Ich hatte mich nicht zu früh kampftüchtig gemacht, denn als es so dunkel geworden war, daß man nur wenige Schritte vor sich her sehen konnte, pfiff etwas scharf über unsere Köpfe hin, und ich war mit dem Treiben der Indianer genugsam vertraut, um in diesem pfeifenden „Etwas" das Schwirren eines Pfeils zu erkennen, welcher von einem der kleinen aber wirksamen Bogen aus Fischbein und Holz, wie solche von den Oregonischen Rothhäuten geführt werden, abgeschossen worden war. Dieser erste beschwingte Bote sollte offenbar nur ein Fühler seyn, um unsre Stellung genau zu ermitteln; bald aber schwirrten noch drei oder vier ähnliche Pfeile rasch nach einander über uns hin, ohne uns jedoch Schaden zu thun, da die Beschaffenheit unsrer Stellung uns wirksam schützte. Außer dieser Demonstration verrieth jedoch nichts die Annäherheit eines Feindes. Natürlich glühte ich vor Ungeduld und Spannung, die dichte Dunkelheit zu durchdringen und zu sehen, was da drüben vorging; und bald darauf traten die Sterne am dunkeln Firmament heraus und erfüllten meinen Wunsch wenigstens insoweit, daß ich im Stande war, den offenen Raum vor mir, allerdings in ungenügender Weise, zu überschauen. Als aber mein Auge sich mehr an dieses schwache Licht gewöhnt hatte, vermochte ich vier bis fünf dunkle Gegenstände, anscheinend Holzklötze, am Ende meines Glacis am Boden zu unterscheiden, die, wenn mich mein Auge nicht täuschte, schon nach Verlauf von einigen Minuten mir bedeutend näher erschienen. Jetzt erst entsann ich mich, beim Abräumen des Grases an jener Stelle keinerlei Baumstämme gesehen zu haben, und erkannte nun, daß diese vermeintlichen Klötze nur herankriechende Indianer seyn konnten. Noch eine Minute, und unsre Stellung wäre nicht länger haltbar gewesen. Blitzschnell zielte ich auf den vordersten der Klötze und feuerte mit dem rechten Lauf. Ein Knall, ein Schrei, ein Zappeln, dann sprangen die vermeintlichen Klötze auf und verschwanden, und das Glacis war wieder frei. Eine halbe Stunde peinlicher Erwartung verging nun. Der Knall meines Schusses und die Kälte der Herbstnacht hatten Pierre aufgeweckt und er war nun im Stande, sich matt bei mir für das Wasser zu bedanken, das ich ihm reichte. Aber ich hatte keine Zeit, mich mit ihm abzugeben, denn ich sah, daß eine Krisis in unsrem Schicksal rasch herannahte. Das hohe Gras um den freien Raum her wogte und regte sich an mehreren Stellen, Speere erschienen darüber und Männer riefen einander Worte in einer Sprache zu, die ich nicht verstand. Die Indianer sprachen offenbar einander gegenseitig Muth zu. Gelang es mir diesmal nicht, den drohenden Ueberfall zurückzuschlagen, und zwar mit den beiden einzigen Schüssen, die mir noch übrig waren (denn ich hatte meinen rechten Lauf wieder geladen), so waren wir verloren. Aber selbst wenn ich die Angreifer abwies, was sollte alsdann geschehen? — „He, Freund, sieh' 'mal nach dem Fluß hinaus," flüsterte mir Pierre in diesem Augenblick banger Spannung zu; „dort schwimmt ein Kahn." Ich schaute mich

Digitized by Google

nach rückwärts um und sah wirklich ein Kanot voll Männern geräuschlos aber geschwind gegen uns heranrudern. — „Wir sind umzingelt, abgeschnitten — alles ist verloren!“ rief ich und warf in einer Agonie der Verzweiflung mein Gewehr zu Boden.

„Stille, Jungens! horcht 'mal!“ flüsterte eine Stimme vom Bug des Kahns, und mit einem unaussprechlichen Entzücken erkannte ich sowohl die englischen Laute als die Stimme meines Freundes Walter Lynn. Wir wurden also im letzten Augenblick noch erlöst und gerettet. — „Fang' 'mal diese Leine hier auf und zieht uns dicht heran,“ flüsterte mir Walter mit derselben gedämpften Stimme zu und warf mir einen Lariat herauf; „und nun steigt ihr, Jeff, Harry, David, alle an's Ufer, duckt euch gut unter die Böschung und nehmt eure Schießeisen zur Hand. So sicher als ein Schuß schleichen jene kupferhäutigen Elenden jetzt zu einem Angriff heran. Haltet euch gut gedeckt und thu' mir keiner den Mund auf, bei eurem Leben! — Ha, da kommen sie, alle auf Einem Hümpel! Nun haltet euch dran, Jungens, und bereitet ihnen einen warmen Empfang!“ Und in der That verließen die Indianer in diesem Augenblick ihre gedeckte Stellung, brachen in den offenen Raum hervor und stürzten in Einem Rudel gegen uns heran. „Feuer!“ kommandirte unser Anführer mit einer so lauten und klaren Stimme, daß sie den ganzen Ausruhr weit übertönte, und gleichzeitig mit dem Befehlwort blitzten fünf Schüsse in Einer Linie von der Uferbank auf, hinter welcher wir lagen, und fünf Bleikugeln flogen auf ihrer Bahn der Zerstörung und des Todes dahin. Betroffen, überrascht, wie vom Donner getroffen, prallte der dunkle feindliche Haufen vor der so unerwarteten Salve zurück, zertheilte sich dann zur eiligen Flucht und ließ einen der Ihrigen in Todeskrämpfen sich krümmend am Boden zurück. Nun kam die Reihe des Angreifens an uns und wir setzten ihnen mit einem Eifer nach, daß die Rothhäute, nach allen Seiten hin zerstiebend, jeder nur auf Rettung seiner eigenen Haut bedacht war. Nach einigen Minuten war außer dem todt am Boden liegenden kein Indianer mehr zu sehen, und als wir von der Verfolgung der Anderen zurückkehrend uns wieder um ihn sammelten, erkannte ich in der vor mir liegenden Leiche die wohlbekannten häßlichen Züge Wa-kia-na's, der noch Pierre's Gewehr in der erstarrten Faust hielt.

„Ich denke, wir sind gerade noch recht gekommen, um euch vor dem Scalpiren zu retten, junger Bursche,“ hub Walter an, als wir uns nach dem ersten Ausbruch der Freude die Hand schüttelten.

„Ja, meiner Treu! nicht eine Minute zu früh, mein wackerer Freund,“ versetzte ich; „aber wie kam's, daß ihr so gelegen eintrafet?“

„Ei nun, ich dachte, es sey euch etwas zugestoßen, als der sechste Tag um war und Du nicht zurückkamst und Du Dich noch nicht im Lager zeigtest,“ sagte Walter. „Zudem hatte ich vernommen, daß indianische Boten im Lager der Rothhäute aus und ein gingen und einige der Burschen ausgezogen waren; da dacht' ich mir sogleich, was um den Weg und daß es nun Zeit sey, am rechten Ufer hinauf zu fahren und nach euch zu fahnden. Wir wären schon früher hier gewesen, mußten aber zuvor den Kahn von Ump-qua holen lassen.“

„Ich verdanke Dir mein Leben, Walter,“ erwiderte ich; „aber was hältst Du von der Wunde des armen Pierre?“

Walter schüttelte den Kopf. „Hm, ich schätze, der ist übel dran; wir müssen ihn zunächst geradeswegs nach Ump-qua hinunterbringen; vielleicht kann ihn Doktor Fix wieder zusammenflicken!“

Dieser Doktor Fix war unser einziger Arzt in Ump-qua, ein höchst excentrischer aber zugleich äußerst achtbarer Charakter. Wie viele seiner amerikanischen Landsleute hatte er mancherlei Professionen und Künste betrieben, ehe er sich auf die Heilkunde verlegt. Er war in chirurgischen Fällen ziemlich geschickt, aber ich glaube, er hing noch immer mit ganzer Seele an einem Stande, dem er früher angehört und den er nur mit Widerstreben verlassen hatte, nämlich dem Stande des Predigers bei einer der zahlreichen religiösen Sekten im westlichen Amerika. Wie dem jedoch auch sey, jedenfalls verstand er sich, wie man sogleich sehen wird, ebenso gut auf das Heilen der Seelen, wie auf das der Körperwunden.

Einige Tage waren seit dem Zusammenstoß mit den Indianern vergangen und alle unsere Leute in der Stadt Ump-qua versammelt, um sich zu berathen, in wie weit es geeignet sey, die Indianer für ihren Anschlag auf mein Leben und dasjenige Pierre's zu züchtigen. Die Versammlung fand unter freiem Himmel statt, und selbst Pierre, welcher Dank der geschickten Behandlung durch den Doktor sich wieder wesentlich auf dem Wege der Besserung befand, war anwesend, denn er hatte sich sein Bett an den Fuß der hohen Ceder tragen lassen, unter welcher wir alle zusammen lamen. Die verschiedenen Sprecher hatten mancherlei blutige Vorschläge gemacht und sogar die Ausrottung sämmtlicher Indianer am ganzen Flusse angerathen, als Doktor Fix, welcher seither unserm Treiben schweigend zugehört hatte, seine Hand aufhob zum Zeichen, daß er ebenfalls sprechen wolle. Der Doktor war zwar nur ein einfacher alter Mann, aber wir alle achteten ihn sehr und fürchteten ihn sogar einigermaßen, zumal wenn er, wie jetzt, zornig war.

„Hab' ich denn auf die Worte von Weißen und Christen gehorcht?“ hub er ernst und streng an. „So nennt ihr euch doch, glaub' ich, nicht wahr? Aber ich kann euch sagen, daß der rothe Heide manchem von euch zum Muster von Gnade und Erbarmen dienen könnte. Wenn irgend jemand gestraft zu werden verdient, so sind es jene verrückten Männer, welche den tollkühnen, nutzlosen und thörichten Ausfluß den Smith'schen hinaus gemacht haben. Meine Erkundigungen unter den Stämmen haben ergeben (der Doktor verstand mehrere der indianischen Mundarten), daß nur ein einziger Indianer von Ump-qua an dem Anschlage gegen die beiden weißen Männer theilgenommen. Jener Indianer war Wa-kia-na. Die übrigen waren Wallah-Wallah-Indianer, die sich dem Anschlag theils auf Anstiften Wa-kia-na's, theils aber und hauptsächlich wegen der schändlichen Entweihung des Begräbnißplatzes ihrer Vorfahren anschlossen. Welcher von euch will also zuerst die Hand gegen die harmlosen Indianer unsers Bezirkes aufheben? Ihr, Walter Lynn, Mann des Blutes und der Gewaltthat,“ — er heftete einen ernsten Blick auf Walter, dem es hiebei gar nicht behaglich zu Muthe zu seyn schien; — „oder Ihr, Pierre, der Ihr unbanlbar genug seyd, zu vergessen, in welch wunderbarer Weise Euch die Vorsehung aus dem Schatten des Todes zurückgebracht hat; oder Ihr, junger Mensch,“ wandte er sich an mich, der ich beschämt davon schlich, — „Ihr, dessen Erziehung ihn etwas Besseres gelehrt haben sollte?! — Lauschet einen Augenblick, meine Brüder,“ fuhr er dann in milderem Tone fort; was für ein Laut ist dieß?“ Wir alle horchten aufmerksam und alsbald trug der linde Abendwind einen sanften, feierlichen, gesangähnlichen, gehaltenen Ton von dem Indianerdorf herab an unser Ohr. „Das ist die einsame Wehklage der Wittwe und der Waisen Wa-kia-na's,“ fuhr er eindringlich fort, „welche nach der Sitte ihres Stammes von der Höhe ihres Hauses herab um ihn klagen, den sie verloren haben und niemals wieder sehen sollen! Brüder, ich sehe, daß ihr jene kläglichen Laute nicht ohne Rührung angehört habt. Gehet nun hin in Frieden und denket nicht mehr an Blutvergießen. Bedenket, daß geschrieben steht: Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr!“ —

Die Pfarrgehülfen.

(Fortsetzung.)

10. Im Probsthofe.

Im Probsthofe setzte Frau Stolpe ihren Kampf gegen den schrecklichen Langbunder fort, aber mit Vorsicht, aus Furcht, er möchte sich dagegen auflehnen und das Haus verlassen. Sie hätte ihn gern dieser oder jener Unannehmlichkeit bereitet, wenn es hätte geschehen können, ohne daß er sie ihr zugeschrieben hätte. Aber er ist schlau, er erräth sie und vereitelt ihre kleinen Intriguen durch einen Scherz. Bisweilen sucht sie ihm ein Gefühl des Respekts einzuflößen und

Digitized by Google

redet ihm von ihrer adeligen Abstammung und von ihren Beziehungen zu der großen Welt; sie gibt sich wiederholt als ein geborenes Fräulein und eine Verwandte der Gräfin aus, welche das Recht hat, den Probst des Kirchspiels zu ernennen. „Ich war zwanzig Jahre alt," fuhr sie fort, „als der Graf, welcher einige Zeit darauf starb, mir den Vorschlag machte, seinen Lehrer zu heirathen, welchem er das damals vakante Pastorat geben würde. Herr Stolpe war viel älter als ich, aber gebildet, artig, umgänglich, und ich hatte kein Vermögen. Ich nahm den Antrag an. Der Graf bestimmte außerdem, zu besserer Sicherung meiner Zukunft, daß, wenn Stolpe mit Tod abgehen würde und ich wieder einen andern Geistlichen heirathen möchte, der Mann meiner zweiten Wahl gleichfalls die Pfarrei bekommen sollte. Jetzt sind es zehn Jahre, daß ich hier mit Stolpe lebe, und ich habe niemals aufgehört, ihn zu lieben, wie eine Frau ihren Mann lieben muß."

Aber Langbunder ließ sich durch dergleichen eigenliebige Bemerkungen nicht fangen. Er entgegnete Madame Stolpe, wenn sie auch zehnmal ein Fräulein von Geburt, so sey sie durch ihre Heirath mit einem Bürgerlichen gleichfalls bürgerlich geworden. Ihm sey auch wenig daran gelegen, ob sie über das Pastorat nach dem Tode ihres Mannes verfügen könnte oder nicht. In seiner Eigenschaft als Feldprediger habe er die Gewißheit, eine königliche Pfarrei zu erhalten und könne dann eine junge, schöne, reiche, musikalisch gebildete Frau heirathen.

Die Probstin griff es jetzt anders an. Er liebte einen guten Tisch, und sie setzte ihm die ordinärsten Speisen vor, während sie für sich und den Probst die delikatesten Gerichte serviren ließ. Langbunder hatte dieses Manöver bemerkt, sagte aber nichts; aber eines schönen Morgens machte er sich auf den Weg, kam erst Abends zurück und erzählte, er habe verschiedene Besuche gemacht. Und am folgenden Sonntag sah man der Reihe nach die vornehmsten Familien der Nachbarschaft, Männer, Frauen, Kinder, in Droschken und Kalescben vor dem Probsthofe anlommen. In einigen Augenblicken ist Frau Stolpe von vierzig Personen, gepupt wie zu einem Festtage, grüßend, lächelnd, Komplimente machend, umgeben. Sie erschrickt zwar bei dem Anblick dieser vielen unerwarteten Besuche; aber sie muß wider Willen ihre Schränke öffnen und unter ihrem Eingemachten und unter ihren Liqueuren eine grausame Verheerung anrichten. Der Feldprediger greift zu seiner Violine, Rondeu und Quadrillen formiren sich und man tanzt den ganzen Abend. Die Probstin ahnt zwar, daß er verrätherischerweise diese ruinirende Gesellschaft eingeladen hat, aber sie thut sich Gewalt an, ihre Unzufriedenheit zu verbergen. Ihre Gäste bemerken dieselbe indessen und flüstern sich gegenseitig boshafte Bemerkungen zu.

Am folgenden Morgen stellte Frau Stolpe den Feldprediger zur Rede, und er gestand ihr, da er seit seiner Ankunft im Pfarrhause so schlechte Kost erhalten habe, sey er auf dieses Mittel gekommen, sich eine angenehme Diversion in seiner strengen Lebensweise zu verschaffen.

Die Probstin entschließt sich, ihn im Essen und Trinken besser zu halten, aber will gleichzeitig auch für seine perfide Intrigue an ihm Rache nehmen. Sie hatte am Samstag Abend gesehen, daß er die Predigt, welche er eben gemacht, in die Tasche seines Ueberrocks steckte, und dieser Ueberrock hing im Vorzimmer. Am Sonntag Morgen nimmt sie boshafterweise die Predigt weg und ersetzt sie durch eine Jugendarbeit ihres Mannes, eine komische, zur Erheiterung eines Studentenschmauses bestimmte Abhandlung. Zur Stunde des Gottesdienstes begibt sich Langbunder mit der Probstin, welche sich zum Voraus über seine Verlegenheit freut, zur Kirche. Er besteigt die Kanzel mit seinem Manuscript in der Hand, öffnet es auf seinem Pulte und sieht hinein. Die Probstin folgt seinen Bewegungen mit boshafter Aufmerksamkeit. Sie bemerkt, wie er einen Augenblick zögert, aber plötzlich erhebt er sich und beginnt seine Predigt mit den Worten: „Besser ist es, in einer elenden Hütte zu wohnen, als in einem großen Hause mit einer zänkischen Frau!" Und in sicherem Tone, mit schallender Stimme fährt er fort und zieht eine Parallele zwischen der guten und der schlechten Frau. Während er die schlechte schildert, heften alle Anwesenden ihre Augen auf die Probstin.

Nach beendigtem Gottesdienste nähert sich Langbunder der Kirchenthüre und bietet Frau Stolpe seinen Arm, um sie zu seiner Droschke zu geleiten. Sie wagt nicht, ihn abzuweisen, aber sie hat die sardonischen Blicke mehrer Bauern bemerkt und entfernt sich gedemüthigt.

11. Neue Wolken zu Rendo.

Der Herbst ist gekommen, aber die Luft ist noch mild; eines Abends sitzt die ganze Familie im Garten. Die Strahlen der untergehenden Sonne überglühen den Horizont, die Bienen summen, die Tauben hüpfen girrend um ihren Schlag herum. Der alte Lieutenant raucht seine Pfeife zu einem Glase Bier. Esther und Martha arbeiten; Marie sitzt neben Harald, dem Herr und Frau Erlander haben zu der Liebe der jungen Leute ihre Zustimmung gegeben, und man spricht schon von den Vorbereitungen zu ihrer Heirath.

Jetzt erscheint der Briefträger; Erlander öffnet schnell seine Brieftapsel, zieht Zeitungen und einen großen Brief heraus, dessen Adresse er mit Erstaunen liest: „An Herrn Harald Leonins, kaiserlich russischen Gardeoberst."

Er reicht Harald diesen Brief, heftet einen düstern Blick auf ihn und sagt: „Herr Oberst, Sie haben mein Vertrauen getäuscht; ich glaubte einem Ehrenmann eine Wohnung bei mir eingeräumt und meine Zuneigung geschenkt zu haben; zu einem russischen Offizier kann ich in keiner Beziehung stehen." Mit diesen Worten entfernt er sich, blassen Angesichts, mit kalter, unwandelbarer Entschlossenheit.

Seine Frau und Töchter sehen Harald schmerzlich an. Frau Erlander zittert für Marie, und Marie glaubt alle ihre Träume von Glück gleich dem letzten Schimmer der Abenddämmerung verschwinden zu sehen.

„Beruhigen Sie sich," hub der junge Offizier gelassen an; „hoffentlich wird alles noch gut gehen. Es ist unmöglich, daß Herr Erlander bei seinem edeln Herzen sich nicht mit mir aussöhnt. Schon bei meiner Ankunft hier sah ich seinen Haß gegen Rußland überall hervortreten, und ich wollte die Freude, welche er beim Anblick des Sohnes eines seiner alten Waffenbrüder empfand, nicht dadurch stören, daß ich ihm eröffnete, ich stehe in russischem Dienste. Endlich, als eine glückliche Hoffnung in meiner Seele aufzuckte, dachte ich, es würde am besten seyn, ihm von meinem Stande gar nichts zu sagen, zu warten, bis ich verheirathet wäre, und ihm dann durch einfache Erzählung meiner Geschichte möglichst zu besänftigen. — Ich war etwa zehn Jahre alt, als mein Vater starb, ohne Vermögen zu hinterlassen. Meine Mutter, in Finnland geboren, konnte bei ihren geringen Mitteln nicht daran denken, ihre Heimath zu verlassen, als die Provinz in den Besitz von Rußland überging. Sie blieb zu Helsingfors. In dem Hause, wo wir ein bescheidenes Logis hatten, wohnte ein russischer Beamter, der drei Söhne hatte, von welchen der älteste ein paar Jahre älter war als ich. Es gab beständig irgend einen Kampf zwischen ihnen und mir, und beinahe immer war ich der stärkere. Eines Morgens sah ich sie auf dem Grasplatze, der vor unserer Wohnung sich ausdehnte, entschlossen, wie es schien, mich zu dreien gleichzeitig anzugreifen. Das war zu viel, doch wollte ich eine Herausforderung nicht ablehnen. Aber ich nahm meine Zuflucht zu einer Kriegslist, welche ich in der Geschichte der Horatier und Curiatier gelesen hatte. Ich stellte mich, als ergriffe ich vor meinen Gegnern die Flucht. Sie verfolgten mich, und da nicht alle drei gleich schnell laufen konnten, kehrte ich um und schlug einen nach dem andern nieder. Während wir in diesem hitzigen Kampfe begriffen waren, hatte ein Wagen vor dem Hause gehalten und drei Offiziere traten auf den Rasenplatz. Als ich meinen dritten Sieg errungen hatte, rief einer von ihnen mir auf Schwedisch zu und ich näherte mich ihm. Ein anderer Offizier, ein großer schöner Mann, legte mir die Hand auf den Kopf und redete mich französisch an; meine Mutter hatte mich diese Sprache gelehrt.

Digitized by Google

„Wie heißest Du, mein Junge?'“ fragte er mich; „'wie alt bist Du? Wer ist Dein Vater?'“

Ich antwortete kurz: „'Harald Leonins; zwölf Jahre; mein Vater, schwedischer Offizier, fiel zu Oranais.'“

„'Willst Du nicht auch Offizier werden? Natürlich russischer Offizier?'“

„'Nein, schwedischer, ich werde mich mit den Russen schlagen,'“ versetzte ich.

Er lächelte, flüsterte seinen Begleitern einige Worte auf Russisch zu und entfernte sich.

Zwei Tage nachher theilte mir meine Mutter mit, derjenige, welchem ich eine so stolze Antwort gegeben, sey der Kaiser Alexander gewesen und habe Befehl gegeben, mich nach St. Petersburg zu schicken, um dort meine Erziehung zu vollenden, gleichzeitig aber habe er meiner Mutter eine Pension ausgesetzt. Ich erinnerte mich der Erzählungen meines Vaters, seiner Anhänglichkeit an Schweden, seines Abscheu's gegen die Russen, und weigerte mich anfänglich, diese ganz besondere Gunst, die mir der Kaiser erzeigt hatte, anzunehmen; aber meine Mutter besiegte zuletzt meinen Widerstand. Ich reiste nach St. Petersburg, trat in die Kriegsschule, dann in den Dienst und stieg von Stufe zu Stufe bis zum Rang eines Oberst's. Und nun sehen Sie selbst, Rußland hat mich erzogen; Rußland habe ich Treue geschworen, ich bin Russe.“

Marie hörte dieser Erzählung traurig zu. Sie liebte Harald und sah sich auf immer von ihm getrennt, denn sie konnte niemals hoffen, daß ihr Vater sich zu versöhnlicheren Gesinnungen gegen den jungen Mann, den er als einen Renegaten betrachtete, herbeilassen würde, und ohne Zustimmung ihres Vaters konnte sie nicht an eine Heirath denken.

„Aber,“ sagte Martha zu Harald, „Sie haben diesen Brief, der

Wildes Leben im Oregon. (Zu S. 383.)

hier so große Verwirrung angerichtet hat, noch nicht erbrochen. Vielleicht enthält er eine gute Nachricht.“

Harald öffnete ihn und erblaßte beim Durchlesen desselben.

„Was gibt es?“ fragte Martha.

„Ach! einer meiner Freunde meldet mir, daß der Kaiser mich als Oberst zu seiner Garde versetzt, und daß ich zu Ende des Monats in St. Petersburg seyn muß.“

„Könnten Sie diese Anstellung nicht zurückweisen, aus dem Dienste treten, Ihre Uniform ausziehen?“

„Mit nichten, liebe Martha,“ erwiderte Harald traurig; „mein Degen gehört zu meiner Uniform, und mein Degen ist mein einziges Vermögen. Ich muß Herrn Erlanders Herz zu erweichen versuchen. Das ist meine letzte Hoffnung.“

Frau Erlander versprach, mit ihrem Mann zu reden, Marie schaute melancholisch zum Himmel empor und schlief diesen Abend zum erstenmal in ihrem Leben unter Thränen ein.

12. Die Prostin in Trauer.

Der prächtige Gänserich Jupiter ward immer wohlbeleibter und fetter; er spazierte mit majestätischer Miene im Hofe umher, gefolgt von seiner Nachkommenschaft, welche gleich ihm auf dem Rasenplatze einherwackelt, in der Pfütze untertaucht und ungehindert nach allen Seiten sich bewegt. Aber hat die Freiheit ihre Reize, so hat sie auch ihre Gefahren. Eines Abends schleicht sich der verrätherische, räuberische, grausame Fuchs heimlich mitten unter die unschuldige Familie Jupiters, deren glückliches Embonpoint man nicht ohne Vergnügen sehen konnte. Der tapfere Ju-

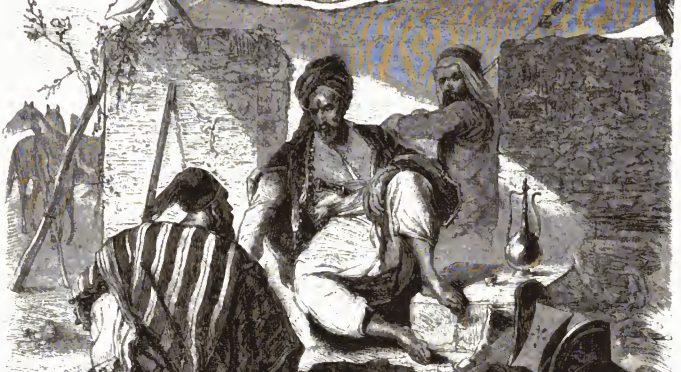
Digitized by Google

piter will seine Jungen vertheidigen. Er geht zischend mit ausgestrecktem Hals auf den Mörder los, wird aber selbst von den unbarmherzigen Zähnen gefaßt und erwürgt. Nach diesem blutigen Siege setzt der Fuchs mit neuem Eifer seine Metzelei fort, und um die Gänseheerde wäre es völlig geschehen gewesen, wenn nicht der Feldprediger auf das von der Pfütze her ertönende Geschrei mit seinem Hunde, welcher den Räuber in die Flucht jagte, herbeigeeilt wäre. Nach diesem schrecklichen Ueberfall lagen Jupiter und ein schönes Halbdutzend seiner Jungen auf dem Boden.

„Gut," sprach der feinschmeckerische Langbunder bei sich, „das gibt wenigstens ein paar Mal ein gutes Essen." Dann meldete er das traurige Ereigniß der Pröbstin, welche den Tod Jupiters beweinte und sogleich ihre Dienstboten abjandte, die Todten hereinzuholen.

Der brave Fuchs! dachte der unbarmherzige Langbunder; man muß ihm für seine Expedition Dank wissen .... wir sind jetzt gewiß, guten, frischen Braten zu bekommen.

Die Pröbstin, welche auf Ordnung hielt, ließ im Herbst nur Eine Gans braten; die anderen wurden eingesalzen und geräuchert. Die Metzelei unter dem Geflügel stieß ihren ökonomischen Plan um; daher die üppigen Vorgefühle des Feldpredigers, welcher einen saftigen Braten hartem eingesalzenem Fleische vorzog. Aber er sollte ja seiner Hoffnung getäuscht werden. Frau Stolpe bildete sich ein, er selbst habe durch seinen Hund ihre schönen Gänse erwürgen lassen. Um ihn für seine Bosheit zu bestrafen, ließ sie ihm ein elendes Mittagessen auf seinem Zimmer vorsetzen, während sie für sich und ihren Mann ein leckeres Mahl zurichtete. Das Fleisch Jupiters, mit besonderer Sorgfalt gebraten, war von ausgesuchter Delikatesse. Nie hatte der Probst etwas Besseres gegessen, und seine Frau, welche sich freute, ihm diesen gastronomischen Genuß zu verschaffen, setzte ihm eine Flasche alten Wein vor, welchen er mit Entzücken schlürfte. In Folge dieses außerordentlichen Mahles wurde der Alte vom Schlage gerührt und war am andern Morgen eine Leiche.



Drusische Trachten.

Frau Stolpe weinte, schluchzte und erklärte, sie wolle auch sterben, denn nichts könne sie für den erlittenen Verlust trösten; aber allmälig weinte sie weniger und gewann wieder Freude an dem Leben mit seinen Aussichten. Sie konnte wieder heirathen und dem Mann, den sie ehelichte, das Pastorat mitbringen. Das Haus war gut und wohl erhalten, das Kirchspiel groß und einträglich. Wenn sie sich im Spiegel betrachtete, konnte sie sich sagen, daß sie noch ziemlich hübsch, frisch und schlank sey und einen immerhin liebenswürdigen Charakter besitze, wenn man ihr nicht widerspreche. Sie fieng jetzt an, mit dem Feldprediger sich auf ganz andere Weise zu beschäftigen, als es bisher geschehen. Er war ihre Stütze in ihrer Verlassenheit, er schützte sie gegen das Uebelwollen ihrer Leute, deren Zuneigung sie niemals hatte gewinnen können. Er führte die Geschäfte des Kirchspiels und sie vertraute ihm die Bewirthschaftung ihres eigenen Grundbesitzes. Sie zeigte sich immer artiger und selbst liebevoller gegen ihn. Anstatt ihn wie sonst grob zu behandeln und auf geringe Kost zu setzen, sann sie jetzt darauf, alles was ihm angenehm seyn konnte, beizuschaffen.

Aber Herr Langbunder schien alle diese Zuvorkommenheit gar nicht zu bemerken, und wenn sie einen freundschaftlichen Ton gegen ihn anstimmte, antwortete er ihr mit einem seiner gewöhnlichen Scherze. — Uebrigens war die Berechtigung, das Pastorat einem Geistlichen ihrer Wahl zu verleihen, der Pröbstin nur auf eine bestimmte Zeit eingeräumt worden. Verstrich diese Zeit, so zog die Gräfin ihre Befugniß wieder an sich, und Tage, Wochen und Monate verflossen, ohne daß der unempfindliche Langbunder an das Glück zu denken schien, welches für ihn so leicht zu erlangen war. Frau Stolpe befragte häufig ihren Spiegel und dieser Spiegel sagte ihr; „Du siehst noch recht gut aus, besonders in deinen Trauerkleidern; deine Lippen sind noch rosenroth, deine Zähne

weiß, deine Augen lebhaft. Deine Wangen sind zwar ein wenig blaß, aber diese Blässe ist interessant. Du hast zum ersten Mal in deinem Leben geweint, gelitten, und dieses Leiden gibt dir einen Ausdruck von Sanftmuth, den du sonst nie gehabt hast. Deine Haare sind so schwarz wie in deiner ersten Jugend, und deine Taille ist noch ziemlich fein, so daß du dich nicht übermäßig zu schnüren brauchst." — So sprach der Spiegel, aber der Feldprediger war nicht so artig. Bald sagte er: „Die Frau Probstin sieht fatiguirt aus;" bald: „Es scheint mir, die Frau Probstin bekommt zu viel Embonpoint;" bald wieder: „Es ist seltsam, wie man alt wird, wenn man Kummer hat."

Es war allgemein bekannt, daß die Probstin dem Mann, den sie heirathete, die Pfarrei mitbrachte, aber man glaubte, sie habe schon den Feldprediger gewählt, und diese Vorstellung hielt alle Bewerber fern. Die Zeit verstrich; noch acht Tage, und die junge Wittwe verlor ihr Privilegium. Endlich, nachdem sie zu wiederholten Malen es mit Insinuationen versucht hatte, entschloß sie sich, die Sache direkt zur Sprache zu bringen. Eines Sonntags saß der Feldprediger, nach einem mit großer Sorgfalt zubereiteten Mahle, auf dem Sopha, um ruhig seinen Kaffee zu schlürfen, auf demselben Sopha, von welchem er an dem Tage seiner Ankunft so keck Besitz ergriffen hatte; neben ihm saß Frau Stolpe. Beide hielten ihre Tassen in der Hand und betrachteten sich verstohlen.

„Es ist sonderbar," begann die Probstin empfindsam; „ich glaubte einen Menschen auf den ersten Anblick beurtheilen zu können; aber es war von mir eine eitle Anmaßung. Das erste Mal, da ich Sie sah, habe ich Ihre guten Eigenschaften nicht errathen."

„Sie sind sehr gütig," erwiderte Langbunder; „man täuscht sich oft in seinen ersten Eindrücken."

„Seit einiger Zeit," fuhr die Probstin fort, „haben Sie mir so viel Dienste geleistet, daß ich nicht weiß, wie ich Ihnen meine Dankbarkeit bezeugen soll."

„Ich habe nur meine Pflicht gethan. Muß man nicht, wenn es möglich ist, einer armen Wittwe helfen?"

Die Probstin seufzte und schlug die Augen auf ihre Tasse nieder. Der Feldprediger goß Cognac in die seinige, einen vortrefflichen Cognac, der seit langer Zeit in dem Keller des Pfarrhauses aufbewahrt worden war.

„Ich habe ein so großes Vertrauen zu Ihnen," fuhr Frau Stolpe fort, „daß ich Sie bitten will, selbst über mein Schicksal zu entscheiden, mir den Probst zu bezeichnen, welchem ich mit Zuversicht meine Hand reichen und zugleich die Pfarrei mitbringen könnte."

„Warum nicht gar?" entgegnete der Feldprediger mit der aufrichtigsten Miene; „Sie haben also die Absicht, sich wieder zu verheirathen?"

„Ja, ich fürchte mich, allein zu bleiben, und dann, aufrichtig gesagt, könnte ich nicht ohne großen Bedauern diese Wohnung, an welche ich so sehr gewöhnt bin, verlassen. Ich habe außerdem nur ein sehr kleines Vermögen, und die Pfarrei ist so einträglich, daß man nicht gern freiwillig darauf verzichtet."

„Wenn ich Sie so oft über die Sorgen und Beschwerden, womit Sie bei der Verwaltung Ihres Hauses zu kämpfen hatten, klagen hörte, so dachte ich, Sie würden Wittwe bleiben wollen," äußerte Langbunder halb ironisch.

„Nein, das ist nicht meine Absicht," antwortete Frau Stolpe mit einem zärtlichen Blick auf den Feldprediger; „ich bitte Sie, geben Sie mir also einen guten Rath."

„Weil Sie es also verlangen, so will ich Ihnen offen sagen, daß Sie meines Bedenkens die Idee, wieder zu heirathen, sich aus dem Sinn schlagen sollten. Die Ehe ist eine gefährliche Lotterie." — Die junge Wittwe seufzte. — „Dieser Seufzer," fuhr der Feldprediger fort, „zeigt, Sie meine Ansicht nicht theilen. Sehen Sie doch, wie schwer es ist, zwei Wesen zu finden, welche in vollkommener Eintracht mit einander leben können."

„Aber ich habe Sie mehr als einmal sagen hören, der schwächere Theil könne in der Liebe eine heilsame Stütze finden, lieber Herr Langbunder!"

„In der Liebe? Ich meinte, Sie denken nur an eine Vernunftheirath?"

Wiederum heftete die Probstin auf den strengen Feldprediger einen Blick, der ihn hätte erweichen sollen; aber er blieb unempfindlich und leerte in aller Ruhe seine Tasse Kaffee. Frau Stolpe fühlte sich von der herben Antwort des jungen Geistlichen und seiner Kälte so gekränkt, daß sie hinaus ging, um die Thränen zu verbergen, welche ihr in die Augen traten.

„Gut!" murmelte Langbunder, als er sie verschwinden sah; „sie fängt an, sich zu bessern." Er machte es sich bequem auf dem Sopha, überzeugt, daß sie wieder kommen würde. Sie kam auch wirklich nach einer Weile zurück, und er begann nun: „Ich habe mir die Frage überlegt, welche Sie vorhin an mich stellten, und wenn Sie wirklich sich verheirathen wollen, so glaube ich Ihnen einen Mann bezeichnen zu können, der Ihrer Neigung wahrhaft würdig ist."

Die Probstin schaute mit neu belebter Hoffnung und halb lächelnd zu ihm auf.

„Ja," sprach Langbunder weiter, für ihn kann ich bürgen; es ist ein rechtschaffener Bursche."

„Eine wesentliche Eigenschaft!"

„Er ist gut und sanft; aber vielleicht gefällt er Ihnen nicht!"

„Welche Idee!" rief Frau Stolpe, welche dachte, der Feldprediger spreche dabei nur von sich selbst.

„Errathen Sie, wen ich Ihnen vorschlagen will, Madame?"

„Ja, mein Herz hat es mir gesagt," erwiderte sie.

Er reichte ihr die Hand. Sie ergriff dieselbe lebhaft, mit lächelndem Erröthen. „Dieser Mann, den ich Ihnen mit gutem Gewissen empfehlen kann .... dieser Mann ...." er neigte sich zu der jungen Wittwe herab und sagte ganz leise: „ist Johannes Hellmann."

Die junge Wittwe fuhr heftig zurück, empört über den Grausamen, der mit ihren Gefühlen ein solches Spiel trieb.

„Warum diese widerstrebende Miene?" bemerkte er ruhig; „Niemand taugt besser für Sie als Hellmann. Für's Erste hat er so viel Sanftmuth und Geduld, daß er die schlimmste Laune ertragen kann ..."

„Seyen Sie nicht so streng gegen mich," antwortete die Probstin demüthig; „ich bin nicht mehr, was ich gewesen."

„Ich glaube es; sonst würde ich nicht daran denken, einen so vortrefflichen Mann auf immer mit Ihnen zu vereinigen." — Die Probstin seufzte tief. — „Für's Erste also, wie ich Ihnen gesagt habe," setzte Langbunder hinzu, „hat er einen Charakter von seltener Sanftmuth; für's Zweite interessirt sich die Gräfin besonders für ihn und wünscht ihm eine Pfarrei zu verleihen. Es wäre sehr unangenehm, wenn Sie einen Kandidaten wählten, welcher der Gräfin nicht gefiele."

Die Probstin blieb einen Augenblick in stumme Betrachtung versunken; dann erhob sie den Kopf, schaute den Feldprediger fest an und fragte: „Sprechen Sie mit mir in allem Ernste so?"

„Ja, in allem Ernste."

Sie ging weg, zog sich in ihr Zimmer zurück und weinte länger, als sie bei dem Tode ihres Gatten geweint hatte.

(Schluß folgt.)

Eine wendische Taufe.

Lebensbild aus der Niederlausitz.

Ein glorreicher Julimorgen schien auf die wallenden Getraide- und Flachsfelder eines der fruchtbarsten wendischen Bezirke an der untern Elbe herab, als ich mit meinem Freunde, dem Geistlichen der Gemeinde, nach einem benachbarten Dorfe fuhr, wo er das Kind eines wohlhabenden Bauern taufen sollte. Die beiden schmucken

Digitized by Google

feurigen Pferde vor unserm leichten Charabanc führten und wie der Wind über die Ebene hin. Soweit das Auge reichte, nichts als Felder, Obstgärten und Wiesen; nur hie und da ein Dörfchen, eingebettet zwischen Eichen- oder dunkle Fichtenwäldern, welche sich von dem Hellgrün der übrigen Landschaft deutlich abhoben. Auf einigen Feldern hatte man bereits mit dem Schneiden des Getraides begonnen, und zu beiden Seiten des Weges standen die Schnitter, ihre Sicheln wetzend, und die frischen, schmucken, stämmigen Bauernweiber, welche, mit Garbenbinden beschäftigt, einen Augenblick in ihrer Arbeit innehielten, um uns nachzuschauen, wie wir so an ihnen vorüberflogen.

Eine lange Reihe von Weiden, dem Lieblingsbaum der Wenden, verkündete und die Nähe des Dorfes, dessen Häuser unter Eichen, Erlen und Weiden versteckt waren. Das Dorf bestand aus einer einzigen breiten und ziemlich langen Straße, zu deren beiden Seiten sich je eine Reihe von Scheunen und Stallungen hinzog; hinter diesen befanden sich die weiten offenen Höfräume und erst in deren Hintergrunde die Wohnhäuser, letztere von Blumen-, Obst- und Gemüsegärten umgeben, hinter denen sich dann wieder Wiesen und Fruchtfelder, die bebaute Flur der Gemeinde, hinziehen.

Wir hielten vor einem gutgebauten Hause, wo die Taufe gefeiert werden sollte. Der Hausbesitzer, ein kräftiger, stattlicher Wierziger mit rolligem Haar und einem offenen, freisamen, heitern Gesicht, trat uns aus der Thüre entgegen und schüttelte uns herzlich die Hand. Schon die ersten Worte, womit er den Geistlichen begrüßte: „Ehr Pastor," verriethen unverkennbar den wendischen Ursprung, denn die Wenden ignorirem gänzlich den Buchstaben H. In der That, obschon die Wenden schon seit Jahrhunderten an den Ufern der Elbe wohnen und in vielen Stücken ganz germanisirt sind, so müßten sie doch, wenn sie heute als 'Rächtige Ephraim' an die 'Jähre der Elbe' kämen und ihnen ein mit dem achten Buchstaben beginnendes Wort als Schibboleth der Erkennung zum Aussprechen gegeben würde, als Angehörige eines fremden Stammes zurückgewiesen werden und könnten zum mindesten das andre Ufer nicht mehr erreichen. Das Unvermögen, das H auszusprechen, gibt im Verkehr der Wenden mit den Deutschen zu mancherlei Mißgriffen und Mißverständnissen Anlaß.

Beim Eintritt in die große helle Wohnstube fanden wir hier erst wenige Gäste versammelt, weil wir scharf gefahren und daher ziemlich frühe vor der zur Taufceierlichkeit anberaumten Zeit angekommen waren. Die Stube zeigte nur einfache Möbeln und Geräthe, dagegen aber die ängstlichste Ordnung und Reinlichkeit. Die Fensterfimse und Bänke, die Pfosten, Rahmen, Tische, Stühle und Bänke rings um die Stube herum waren roth angestrichen, denn Roth ist die Lieblingsfarbe der Wenden. Schränke und Kommoden waren sorgfältig gebohnt, die Wände weiß getüncht und wie frischgefallener Schnee. Ich schaute durch die Thüre in das nächste Zimmer, wo die Wiege mit dem kleinen Kind stand, und sah zu meinem Erstaunen, daß trotz der warmen Mittagssonne, welche zu den Fenstern hereinschien, zwei Kerzen auf dem Tische brannten. Dieser Brauch hatte, wie mir der Geistliche später erklärte, seinen guten Grund: die Wenden glauben nämlich an sogen. unterirdische Leute (die Heinzelmännchen, Zwerge und Gnomen der Volkssage), welche nach neugeborenen Kindern spähen, um dieselben zu stehlen und statt derselben ihre eigenen mißgestalteten Kinder in die Wiege zu legen. Jene unterirdischen Leute sollen aber das Licht scheuen, und darum zündet man sogleich nach der Geburt des Kindes ein Licht oder eine Lampe an und löscht diese erst nach der Taufe aus, denn über ein getauftes Kind haben die Zwerge keine Macht mehr. In einigen Dörfern legt man dem Kinde auch ein Blatt aus der Bibel oder dem Gesangbuch unter das Kissen in der Wiege, als Schutzmittel gegen böse Täcken bis zur Taufe. Allein trotz all dieser Vorkehrungen beschleunigen ängstliche Eltern die Taufe möglichst, damit den Kindern ja nichts geschehen könne.

Allmählig trafen die Würdenträger des Festes, nämlich die Pathen (denn bei einem Knaben bittet man keine Pathinnen zu Gevatter) und die übrigen Gäste ein. Zuerst erschienen einige hochbetagte Frauensleute. In allen civilisirten Ländern herrscht der Brauch, die ersten Begrüßungen an die älteren Mitglieder der Familie zu richten, allein bei einer wendischen Taufe gibt höheres Lebensalter allein keinerlei Anspruch auf Auerkennung. Vielmehr gingen alle diese Frauensleute in schwarzer Kleidung ohne ein Wort zu sprechen durch die Wohnstube in's Nebenzimmer, traten dort zur Wiege, hoben eine nach der anderen den Zipfel des weißen Tuches auf, womit das Gesicht des Kindes bedeckt war, und sprachen mit feierlicher Miene und Stimme: „Gott segne es!" Nach diesem Segensspruch verwandelte jede den zuvor so feierlichen Ausdruck ihrer Miene in einen fröhlichen, jede machte die Runde bei den Eltern und den Gästen und begrüßte jede einzelne Person liebreich und mit herzlichem Glückwunsch. Hätten sie vergessen, den allerersten Segenswunsch über das Kind auszusprechen, so wäre dieses, nach dem allgemeinen Dafürhalten, allen möglichen Versuchungen ausgesetzt gewesen. Dieser Spruch: „Gott segne es!" spielt überhaupt in dem Aberglauben der Wenden eine große Rolle. Wenn zufällig ein altes Weib, ein Fremder oder ein verdächtig aussehender Mensch in einen Stall hineinblicken sollte, ohne zuvor jene vorgeschriebene Formel zu sprechen, so sieht die rege Einbildungskraft des Wenden alsbald hierin Gelegenheit zu Besorgnissen vor allen Arten schrecklicher Gestalten, Hexen und Zauberer, welche sein Vieh behexen könnten.

Bald darauf traten die Pathen in großem Staate ein, nämlich drei stämmige, wohlgenährte und wohlhabende wendische Landleute, von denen der älteste den Täufling während der Taufe oder eigentlichen Bewäfferung halten sollte. Obschon es seit einer ganzen Woche nicht geregnet hatte und die Feldwege daher nicht kothig sein konnten, schien doch die Beschaffenheit der Stiefeln der Pathen weder dem schmucken Anzug der Gäste noch dem übrigen zaubern Habit der Pathen selbst zu entsprechen, noch genau im Einklang mit der Feierlichkeit dieser Veranlassung zu stehen. Ich bemerkte, daß die drei Pathen überhaupt eine Ausnahme von allen männlichen Gästen machten, welche die Speckschwarte — das übliche wendische Mittel, um der Hälle der unteren Extremitäten Glanz zu verleihen — nicht gespart hatten. Diese scheinbare Nachlässigkeit hatte jedoch ihren besondern Zweck. Wenn nämlich der neue Weltbürger während seiner Lebenszeit sich einer reinen Haut erfreuen soll, so dürfen die Pathen an seinem Taufiage sich die Stiefeln nicht putzen. Und weil jeder echte Wende die Bedeutung einer solchen Unachtsamkeit im Schuhwichsen kennt, äußert sich daher auch Niemand über diese scheinbare Fahrlässigkeit.

Jetzt waren alle Gäste versammelt, und die Tauffeier begann. Sobald der Geistliche das einleitende Gebet gesprochen hatte, ergriff die Mutter des Kindes eine Bibel, setzte sich mit derselben in eine Ecke der Stube und begann mit gedämpfter Stimme emsig zu lesen, während die Pathen mit der größten Aufmerksamkeit auf die Anrede des Geistlichen lauschten und beinahe unhörbar ihm diejenigen Bibelstellen nachsprachen, welche er zufälligerweise citirte. Hiedurch sichern die Mutter und Pathen, nach wendischem Glauben und Brauch, dem kleinen Täufling die Fähigkeit, daß er später gut und leicht lerne. Der Pathe, welcher das Kind hielt, ging in seinem Eifer noch weiter: er drängte sich nämlich möglichst nahe an den Geistlichen heran, streckte sein Haupt vorwärts, schaute von vorne dem Pfarrer starr über das Buch hinein und versuchte in dieser Stellung einige Worte zu lesen. Ein Talent wenigstens schien der kleine Bursche bereits in hohem Grade zu besitzen, nämlich das des Schreiens. Der Geistliche erschien mir etwas aus der Fassung gebracht durch dieses geräuschvolle Benehmen unseres kleinen Helden, obwohl er schon manchen derartigen lärmenden jungen Slaven getauft haben mochte; jedenfalls aber gaben die Eltern und Pathen gleichermeise durch ihre glücklichen Mienen zu er-

Digitized by Google

kennen, daß das kräftige Geschrei des Täuflings sie herzlich freute. Die glücklichen Eltern! verkündigte ihnen diese Musik nicht, daß ihrem Erstgeborenen Gesundheit und langes Leben beschieden sey? Der Kummer der Eltern ist sehr groß, wenn das Kind während der Taufceremonie stille ist, denn sie gewärtigen dann zuverlässig, daß das Kind schon im ersten Jahre seines jungen Lebens sterbe. Ich muß jedoch zur Ehre und Gerechtigkeit der Eltern bemerken, daß sie, mit Ausnahme solcher Gelegenheiten, eine solche überlaute Anwendung der Lungen bei den Kindern keineswegs ermuthigen, und daß man in den meisten Dörfern das Kind dreimal zwischen den Sprossen einer Leiter hindurchlegt, um ihm das Schreien abzugewöhnen.

Sobald die Taufe feierlichst vorüber war, brachte der Geistliche den Eltern seine Glückwünsche dar, aber die Taufpathen eilten zur Stube hinaus, als ob ihnen das Haus über dem Kopf brennen würde. Ich folgte ihnen und sah den einen derselben in den Pferdestall eilen, nach dem Striegel greifen und damit mehrmals den Pferden über den Rücken fahren; der zweite Pathe rannte nach den Kühen und warf ihnen einen Arm voll Klee und Heu vor; der dritte aber ergriff eine Axt und begann Holz zu spalten. Dieß alles hatte seinen bestimmten Zweck und Bedeutung. Gerade wie die halblaute Wiederholung der Bibelstellen dem Kleinen den Besitz geistiger Fähigkeiten sichern sollte, so waren diese verschiedenen häuslichen Verrichtungen dazu bestimmt, ihm körperliche Kraft, Gewandtheit und Ausdauer und Fleiß in häuslichen Geschäften zu verschaffen. Ist der Täufling ein Mädchen, so eilen die Pathinnen in eine anstoßende Stube und spinnen einige Minuten oder scheuern ein Geräthe, und eine geht in den Stall und melkt eine Kuh. Wird das Kind in der Kirche getauft, so liegt dem jüngsten Taufpathen die Verpflichtung ob, das Kind bei der Heimkehr auf seine Arme zu nehmen und damit eiligst nach dem Hause der Eltern zu laufen und es in die Arme seiner Mutter zu legen, wodurch es weitere Anstelligkeit und Fleiß zu häuslichen Geschäften erhalten soll.

So oft Kinder von beiden Geschlechtern getauft werden, geben die Eltern es gewöhnlich nicht zu, daß für beide das gleiche Taufwasser gebraucht werde, denn wenn die Mädchen zuerst getauft worden sind, sollen die mit dem gleichen Wasser getauften Knaben später bartlos bleiben; und umgekehrt, wenn die Knaben den Vorrang gehabt haben, ist zu befürchten, daß die Mädchen, wenn sie heranwachsen, die borstige Lippenzier des männlichen Geschlechts auf ihr Antlitz übertragen sehen.

Das kleine Mahl oder Festgelage, welches auf die Taufe folgte, war reichlich und für Bauersleute üppig gemug. Die Lieblingsgerichte der Wenden waren in Menge vorhanden, nämlich Klöße, Reis, Ochsenfleisch, gedünstete Zwetschen ꝛc. Statt des gewöhnlichen Schwarzbrodes von Roggenmehl, das gesund und nahrhaft, wenn auch derb ist und von den Wenden in Menge genossen wird, war bei dieser festlichen Gelegenheit ein großer Vorrath sogenannter Pappelriken aufgesetzt, nämlich kleiner hufeisenförmiger Brode von feinem Weizenmehl. Diese Pappelriken sind ein nationales Lieblingsgericht und werden bei festlichen Gelegenheiten in unglaublichen Mengen verzehrt.

Wenn ein wendisches Kind nicht gedeihen sollte, so liegt die Schuld daran sicherlich nicht an den Taufpathen, da jede formelle Handlung oder Unterlassung ihren Bezug auf die künftige Wohlfahrt des Kindes hat. Die zärtliche Fürsorge für dessen Zukunft erstreckt sich auch über den Taufschmaus, denn alle drei Pathen schienen im vorliegenden Falle mit einander zu wetteifern, um von jedem aufgetragenen Gericht einen Theil auf den Teller der Mutter des Täuflings zu häufen, und nöthigten sie, von Allem zu kosten. Dieß geschah, wie man mich belehrte, damit sich der Täufling ja keine Leckerhaftigkeit und kein wählerisches Wesen angewöhne.

Die herrschende Sitte verlangt auch noch einen andern Brauch von den Taufpathen. Sie müssen nämlich an demjenigen Tage, wo die Mutter des Täuflings zum ersten Mal wieder in die Kirche geht, sich in deren Hause wieder einfinden, dem Täufling ein Pathengeschenk mitbringen und die Mutter in die Kirche begleiten. Die Eltern müssen ihrerseits darüber wachen, daß vor Ablauf des ersten Jahres des Kindes kein Hund und keine Katze im Hause gehalten werden, weil sonst das Leben des Kindes in Gefahr schwebt. Die Wenden glauben und behaupten nämlich steif und fest, daß ein Kind und ein Thier unter Einem Dache nicht neben einander gedeihen können.

Dr. Alfred Schneider.

Ein Abenteuer mit dem Samum der Wüste.

Das nachstehende wirkliche Erlebniß eines englischen Seemannes ward mir von einem verdienten Offizier der britischen Flotte erzählt, welcher mir die Wahrheit der Geschichte mit seinem Worte verbürgte. Ich erzähle sie hier den geehrten Lesern dieser Zeitschrift möglichst getreu in den Worten dessen, der dieses Abenteuer selber erlebt hat:

Es ist nun eine Reihe von Jahren her, daß ich dem Geschwader an der Westküste von Afrika beigegeben war. Wir führten ein eintöniges, beinahe trauriges Leben, wie wir so unter leichten Segeln über diese blauen Wogen des tropischen Meers hintrieben und unsre einzige Beschäftigung darin bestand, die nur undeutlich sichtbare Küste Afrika's und den noch entfernteren Horizont zu beobachten. Unsre einzige Aufregung bestand darin, wenn irgend ein Fahrzeug mit niedrigem Rumpfe, das kaum zwischen Meer und Himmel sichtbar ward, sich anstrengte, unsre Blokade zu brechen und heimlich seinen schreibsüchtigen Zwecke, dem Sklavenhandel, nachzugehen; oder wenn irgend eine Expedition in den Booten einen der zahlreichen Flüsse hinauf unternommen wurde, um den angeblichen Versuch der Einschiffung von Sklaven an irgend einem Punkte im Innern zu vereiteln.

Wir hatten bei einer derartigen Gelegenheit zwei Boote zu diesem Zweck den Gomrie hinaufgeschickt und lagen vor der Mündung des Flusses in hoher See, um die Rückkehr derselben zu erwarten. Allein der zu ihrer Rückkehr anberaumte äußerste Termin kam und verstrich, ohne daß sich auch nur eine Spur von den Booten sehen ließ; und als nun Tag um Tag so in vergeblichem Warten verging, begannen wir nachgerade ein banges Vorgefühl zu hegen, die Bemannung der beiden Boote möchte von dem verhängnißvollen Fieber befallen worden seyn, welches an dieser Westküste und namentlich auf den windlosen Flüssen derselben immer herrscht. Hier auf offener See waren wir vor demselben leidlich sicher; allein nur selten kehrte ein Boot von diesen heißen Küsten-Niederungen zurück, ohne daß wir irgend ein bestreundetes Gesicht oder irgend einen vertrauten Mann vermißten.

Unsere Befürchtungen hinsichtlich des Schicksals der beiden Boote wurden immer düsterer und trüber, bis wir endlich diese bange, erwartungsvolle Spannung nicht länger ertragen konnten, und am siebenten Tage nach dem zur Rückkehr der Boote anberaumten Termin brach ich, als freiwilliger Führer einer Bemannung von Freiwilligen, mit dem letzten und größten Boote, welches uns übrig geblieben war, auf, um unsere abwesenden Kameraden aufzusuchen.

Wir waren eine seltsame, wild aussehende Gesellschaft, als wir in unseren weißen Zwilchkleidern im trüben Morgengrauen von unseren Schiffsgenossen Abschied nahmen und ihren warnen, aber nur halblauten Abschied durch ein schnelleres Ausgreifen mit den Rudern erwiderten, um eine Expedition anzutreten, welche nach unser Aller klarer Vorstellung nicht allein mühsam, sondern auch mit einem ungewöhnlichen Grad von Gefahr verbunden war, weil wir nicht blos den Hauptarm des Stromes befahren, sondern auch seine sämmtlichen Zuflüsse, seine durch niedrige Sumpfwälder hinfließenden Nebenarme und pestschwangeren Altwasser durchforschen mußten. Die Mannschaft war jedoch mit Leib und Seele bei dieser Aufgabe, fuhr unermüdet den sonnebeschienenen Hauptstrom hinan, bahnte sich beinahe gewaltsam einen Weg durch die von der üppigen Vegetation von Bäumen und Wassergewächsen beinahe undefahr-

Digitized by Google

baren Wasserläufe, und drang in den Schoos jener lagunenartigen Altwasser und Buchten ein, deren stagnirende Gewässer Fieber und Tod aushauchten.

Gerade diese Hingabe an ihren Zweck schien die Leute zu erhalten, denn es kamen weder Erkrankungen noch Erschöpfung unter ihnen vor; und wenn sie nach vollbrachtem Tagewerk am Ufer um das Feuer herumsaßen, ihren Kaffee kochten und die Rationen auf den folgenden Tag, so unterhielten sie sich zwar ernst, aber noch immer gierig und eifrig über den Zweck unsers Unternehmens und machten abenteuerliche unpraktische Pläne für noch ausgedehntere Nachforschung und genauere Untersuchung dieser Region. Mittlerweile verfolgten wir emsig unsere Fahrdung stromaufwärts; aber die wenigen beschränkten Eingeborenen, welche wir den Ufern entlang trafen, vermochten uns keinerlei Auskunft zu geben, und die verkohlten Ueberreste eines Lagerfeuers, welche wir gelegentheilich fanden, zeugten als einzige Spuren dafür, daß Reisende jemals diese Oertlichkeiten passirt hatten.

Am zehnten Tage unserer vergeblichen Reise erreichten wir einen breitern und schiffbarern Fluß, und beschlossen, hier unser Glück mit besserer Aussicht auf Erfolg zu versuchen. Es war eine angenehme Veränderung, nach dem Sonnenbrand des heißen Stromes hier im lauschigen, küstenden Schatten der üppigen Bambusdickichte hinzutreiben, welche gleichsam eine fortlaufende Wölbung über uns hin bildeten, während an ihren Stengeln behend und wie lebendige Juwelen die farbenprächtigen Baum-Eidechsen hinhuschten und die großen weißen Lilien aus dem dunklen Wasser um ihre Wurzeln und Stengel her auftagten.

Endlich begann sich ein ferner Laut in das gellende Geschrei der Loris und das Rauschen und Fächeln der überhängenden Zweige zu mischen, und dieses Getöse schwoll an und steigerte sich und ward deutlicher, bis es sich zu dem Donner eines Wasserſturzes entwickelte. Bald darauf beschrieben die Ufer, zwischen denen wir hinfuhren, eine plötzliche Biegung und wir erreichten den Rand eines ausgedehnten Stromes etwa eine Wegstunde unterhalb des Ortes, wo seine Gewässer sich als ein riesiger Wasserfall in einem schäumenden Wogenschwall donnernd über eine hohe Felsenleiste herunterstürzten. Ein Ausruf des Erstaunens und der Bewunderung über die wilde Schönheit dieses Anblicks entrang sich jedem Munde, und ward noch mehrfach wiederholt, als wir uns umschauten und den rasch dahinströmenden Fluß betrachteten, welcher sich brausend und schäumend an seinen einschließenden Ufern von steilen Felsen brach, auf deren hohen Zinnen bald tropische Wälder von wallenden Palmbäumen thronten, bald ungeheure Massen von Schlingpflanzen wie grüne Wasserfälle über die Felsenzinnen herunter hingen. Allein es bedurfte noch mehr als Eines wiederholten Blicks, um irgend eine Bresche oder Leiste in diesen Felsenwänden zu entdecken, wo wir landen konnten, um unser Lagerfeuer anzumachen und unsere Glieder auszustrecken.

Endlich nach langem Suchen fanden wir eine Lücke, die zu einer kleinen Bucht führte; und nun, sobald das Boot seine schmale Leiste berührte und die Ruder in der gewöhnlichen Begrüßung aufrecht emporgehalten wurden, sprang ich an's Ufer. Kaum aber hatte mein Fuß den Felsen berührt, so hörte ich ein Poltern und Krachen und einen Ausruf des Schreckens, den die Echos der Nachbarschaft auffingen und weitertrugen; und als ich mich schnell umwandte, bemerkte ich, daß einem der Matrosen ein Ruder entschlüpft und unter diejenigen seiner sich nichts versehenden Kameraden hineingefallen war, sie rund herum aus einander geschlagen und der Mehrzahl nach über Bord geworfen hatte. Alle stürzten nach der Seite des Boots, um die schwimmenden Ruder wieder aufzufangen, ehe die Strömung sie davon tragen konnte; allein das Boot schlug beinahe um wegen des ungleich vertheilten Gewichts. Eiligst sprangen die Männer zurück, aber es war zu spät; durch die plötzliche Bewegung war der aufhaltende Bootshaken von dem Felsen hinweggerissen worden, das Boot selbst bekam einen Stoß, und beinahe noch ehe wir die Thatsache begriffen, hatte der mächtige Strudel das unglückliche Fahrzeug erfaßt und trieb es schnell weit hinaus und in das offene Fahrwasser hinein. Die Männer griffen nun sogleich zu den beiden einzigen Rudern, die ihnen noch geblieben waren, hatten aber offenbar keine Macht mehr, der pfeilschnellen Strömung entgegen zu arbeiten. Jede Woge trug das Boot weiter von dem Lande hinweg, und so war es bald mitten in diesem wilden Strom und gab trotz der beinahe übermenschlichen Anstrengungen seiner Bemannung dem ungestümen Zug des Wassers nach, während es nur eines einzigen Blicks auf die senkrecht emporstarrenden Felsenwände auf allen Seiten bedurfte, um den Gedanken zu verbannen, daß man hier das Land schwimmend erreichen könne.

Nie werde ich mein eigenes Entsetzen vergessen, als ich mich selber in Sicherheit und die wackeren treuen Burschе, welche so ihr Loos mit dem meinigen zusammen geworfen hatten, einem beinahe unvermeidlichen Tode entgegen getrieben werden sah. Wäre ich im Stande gewesen, selbst mit Gefahr meines eigenen Lebens einen Versuch zu ihrer Rettung zu machen, so würde dieß der wilden Heftigkeit meines Schmerzes und Kummers einigermaßen die Spitze gebrochen haben. Aber ich war gänzlich machtlos, und als mein kleiner Negerjunge im Boot einen herzzerreißenden Schrei des Entsetzens und der Verzweiflung ausstieß, vermochte ich ihn nur in machtlosem Kummer zu beantworten. Ich raffte mich daher auf und ersties die Felsenwand, und als ich oben die Höhe erreicht hatte und weit auf den Lauf des wie von eisernen Schranken umhegten Flusses herunter schaute, konnte ich in den ihn umstarrenden Uferklippen keine Lücke noch Krümmung und in seiner ungestümen wilden Strömung keine langsamere Strecke bemerken, und der Muth sank mir tiefer als jemals.

Noch immer bemühte ich mich, mit den unglücklichen Reisenden gleichen Schritt zu halten, und sprang am Rande der Uferklippen hin von Fels zu Fels, von Hügel zu Hügel, schwang hie und da meinen Hut und suchte meinen Gefährten eine Hoffnung einzuflößen, welche ich selber kaum theilen konnte. Allein die einzige Antwort war eine wehmüthig verneinende Geberde, die sich allmählig bis zur Verzweiflung steigerte, als das ruderlose Boot, von den rauschenden, sich hoch aufbäumenden Wogen dieser pfeilschnellen tosenden Strömung fortgerissen, immer schneller und hülfloser als jemals auf seinem verhängnißvollen Kurs dahintrieb und mir bald aus dem Gesicht verschwand. Und als endlich die Nacht hereinbrach und mir auch die letzte Hoffnung entzog, das Boot auf seiner weitern Fahrt in einer entfernteren Strecke des Flusses noch einmal wahrzunehmen, da fühlte ich mit einer unaussprechlichen Betlommenheit, daß ich zum letzten Male die bekreuzenden Gesichter meiner Gefährten gesehen hatte und daß die nächtliche Dunkelheit die Schrecken jenes mühsamen und doch schrecklichen Weges, auf welchem meine armen Freunde aus der Welt gingen, noch vermehren mußte.

Als ich jedoch so zusammengekauert am Rande der hohen Klippen saß, malte mir meine Einbildungskraft nur lebhaft die tosenden Stromschwellen und mit schwindelnder Schnelligkeit kreisenden Strudel und den letzten furchtbaren Wassersturz des Flusses mit entsetzlicher Deutlichkeit aus, so daß ich nur an das unwiderrufliche Schicksal der unglücklichen Bootsmannschaft zu denken vermochte. Erst als der Tag anbrach nach einer elenden schlummerlosen fieberischen Nacht und ich rund um mich her nur diese tropische Wildniß erblickte, worin ich mich allein und ohne irgend ein Hülfsmittel oder Werkzeug weder des civilisirten noch des wilden Lebens befand, da erst erinnerte ich mich der Hoffnungslosigkeit und Größe meines eigenen Verlassenseins, und daß meine letzte Chance mit dem Leben davonzukommen, nur um ein Kleines besser war, als das Loos derjenigen, welche ich betrauerte.

Westwärts von mir, in einer Entfernung von mindestens dreißig geographischen Meilen, lag die Küste, welcher entlang mein Schiff und das Geschwader, zu dem es gehörte, bestimmt kreuzten und welche ich zu erreichen suchen mußte. Ich wandte mich daher kummervoll hinweg von dem grandiosen malerischen Flusse, der gestern der Schauplatz eines solch furchtbaren Unfalls gewesen war, und dessen Lauf nach dem Meere hin mir allzu gewunden und voll Umwegen erschien, als daß es mir rathsam dünkte, ihm zu folgen. Mein einziges Dichten und Trachten war also darauf ge-

Digitized by Google

richtet, zu Lande und quer durch eine unbekannte Gegend hin nach der Küste zu gelangen, von welcher ich kaum etwas anderes wußte als die Richtung und daß der Weg daher mit zahllosen Schwierigkeiten besetzt und mit den fürchterlichsten Strapazen verbunden war. So trat ich denn meine Wanderung an, erkletterte lange Reihen zerbröckelnder Sandhügel, wo die Hälfte meiner Anstrengung vergebliche Arbeit war, zwängte mich durch zerrissene zerklüftete felsige Schluchten, die mit dichtem dornigem Buschwerk und Gehölze angefüllt waren und von Puffottern und Giftschlangen wimmelten; ich schleppte mich mühsam über ungeheure baumlose Hochebenen hin, wo die tropische Sonne wie lebendes Feuer auf meinen unbeschützten Schädel herunterbrannte und der blendende Silberblick des Mondscheins unter dem Aequator mich mit Nachtblindheit bedrohte. Mein einziger Mundvorrath bestand in einigen wenigen eßbaren Wurzeln und Beeren, wie ich die Kru-Neger deren hatte einsammeln sehen, und ich war immer froh, wenn ich diese schmale Kost nur mit einem Schluck lauen Sumpfwassers aus irgend einer stagnirenden Lache hinunterspülen konnte.

Das Schlimmste von Allem aber war die ununterbrochene Einsamkeit, das unaussprechlich wehmüthige, herabstimmende, entnervende Gefühl der Verlassenheit, welches mit jeder Stunde zusammen schien und unter welchem die Erinnerung an meine verlornen Kameraden täglich zu einem tiefen Gram heranwuchs. Trotzdem wanderte ich unablässig fort, war früh und spät auf den Beinen und rastete nur Mittags in der glühenden Hitze, bis ich mir, am fünften Abend, einbildete, meine Reise müsse nun Hälfte zurückgelegt seyn. Am sechsten Morgen aber starb der schwache Südwind, welcher allein seither die Hitze erträglich gemacht hatte, gänzlich dahin, und ihm folgte der versengende, wilde Gluthhauch der großen Wüste, der sich erst in schwachen Stößen verspüren ließ, dann aber stark und anhaltend blies, wie der Hauch eines Riesen, und wie eine gewaltige Windsbraut über Berg und Thal hereinfuhr.

So nahe am Aequator und auf diesen schattenlosen Hochebenen ist der Scirocco eine Erscheinung, welche Furcht und Grauen einflößt, und einen Augenblick stand ich wie versteinert; allein sogleich fiel mir wieder ein, daß wenn ich mein Leben retten wolle, ich keine Zeit verlieren dürfe, um mir eine Zufluchtort vor seiner Heftigkeit zu suchen. Mit beinahe athemloser Angst sah ich mich in der Runde auf der meeresähnlichen Sandfläche nach irgend einem schützenden Felsblock, Gebüsch oder auch nur Sandhügel um, welcher mir zum Obdach dienen konnte. Aber kein Fleck, auch nur von der Größe einer Hand, zeichnete sich von dem glühend rothen Himmel ab; und als der ofenheiße Gluthwind immer gläsender und erstickender an mir und über mir hinweg blies und meine Kraft rasch unter seinem entnervenden Einfluß schwand, da vermochte ich mich nicht länger mehr der entmuthigenden Ueberzeugung zu erwehren, daß ich binnen Kurzem verschmachtend in den Sand niedersinken und mich willenlos in mein Schicksal ergeben müsse. Als ich mich endlich mit meinen schlaffen Gliedern und wankenden Füßen nicht mehr weiter zu schleppen vermochte, da sah ich — mit einer unbeschreiblichen Freude — eine kleine Zwergpalme ihre schwankende Krone aus einer kleinen Bodensenkung emporstrecken; dieser aufregende Anblick flößte mir neue Hoffnung ein, so daß ich mich zu einer verzweifelten Anstrengung aufraffte, mich mühsam zu jenem Orte hinschleppte und mich alsdann dankbar in den schützenden Schatten dieser Palme niedersinken ließ.

Ich hatte meine erschöpften Glieder kaum am Boden ausgestreckt und den verdrockneten Mund vom Winde abgewandt, so brach ein Sturm oder Orkan von glühendheißem Winde, wie ihn nur die Wüste kennt, in entsetzlicher Wuth über der Ebene aus; der Sturm heulte und pfiff belaubend, als er so wie ein Sturzbach unsichtbaren Feuers verheerend über mich hinbrauste, die Luft mit großen Wirbeln von aufgewühltem Sand erfüllte, die Lachen und Tümpfel austrocknete, das Gras und den sonstigen spärlichen Pflanzenwuchs verdorrte und die wenigen lebenden Bewohner dieser gluthathmenden Wildniß ohnmächtig und athemlos zu Boden schleuderte.

Ich habe niemals zur See einen wilderen Sturm, ein schrecklicheres Gewitter erlebt, und wie ich so hülflos und zusammengekrümmt unter der schmalen Krone dieser Zwergpalme da lag, halb in die losen, beweglichen Sandwehen vergraben, um jeden Athemzug ringend in dieser dicken, schwülen, schweren Atmosphäre, während jene heißen Windstöße mir wie glühende Schwerter durch Mark und Bein drangen und meine Haut in der unerträglichen Hitze aufsprang und einschrumpfte, da waren meine Leiden buchstäblich unbeschreiblich. Als dagegen Stunde um Stunde verging und meine Lippen, Zunge und sogar die Augen wie Feuer brannten und beinahe bis zum Bersten aufschwollen unter dieser erstickenden glühenden Atmosphäre und mich mit einem verzehrenden, schier zum Wahnwitz treibenden Durste quälten, zu dessen Löschung mir nichts zu Gebote stand, da wurden meine Schmerzen beinahe unerträglich und meinen fieberischen Lippen entrang sich ein wilder ungeduldiger Schrei, daß mir doch wenigstens der Tod zu Hülfe kommen möge.

Endlich ging der dritte Tag zu Rüste und mit ihm die Wuth des Scirocco oder Samum zu Ende; fühlender Westwind rauschte vom Ocean daher und verbreitete neues Leben auf seinem Pfad. Für mich schien er allerdings zu spät zu kommen, und ich vermochte ihn nur zu begrüßen wie einen unverhofften aber zärtlichen Freund, welcher mir die entzündeten brennenden Augen kühlen wollte, die sich für immer in der Wüste schlossen, und welcher über dem weichen Kissen von Sand fächelte, worauf ich rasch der ewigen Ruhe entgegensank.

Gleichwohl sollte dieser Westwind mich noch retten. Er hatte noch nicht viele Stunden geweht, so kam ein Trupp Eingeborener nahe bei mir vorüber. Diese Leute hatten nur auf den Eintritt des Westwindes gewartet, um ihre Waaren: Palmöl und Sago, nach der Küste zu bringen. Als sie in die Nähe des Ortes gelangten, wo ich lag, ward ihre Aufmerksamkeit auf einen Geier gelenkt, welcher über jener Stelle kreiste. Sie wollten nachsehen, was dieß zu bedeuten habe, und entdeckten durch die gnädige Fügung der Vorsehung mich, bevor meine Schwäche noch zum Tode geführt hatte. Unter ihrer Pflege erholte ich mich bald wieder, so daß mich die Schwarzen auf einer rohen Sänfte nach der Küste hinuntertragen konnten, wo sich binnen Kurzem ein Kreuzer fand, welcher mich aufnahm und meine freundlichen Ernährer belohnte.

Nach einiger Zeit begegneten mir meinem eigenen Schiffe und ich traf zu meiner großen Freude an Bord nicht nur die Mannschaften jener beiden vermißten Boote, sondern auch die schon als verloren beklagten Geschrten meiner eigenen unglücklichen Expedition, deren Boot zwar über eine lange Reihe von Stromschnellen herabgerissen worden war, aber endlich doch glücklich das Meer erreicht hatte. Jahre sind seitdem vergangen und von den wilden Erlebnissen und mancherlei Gefahren eines Seemannslebens ausgefüllt worden, aber von keinem Ereignis blieben diese vielen Jahre ist mir eine solch lebhafte Erinnerung an das erduldete Ungemach, Elend und furchtbare Leiden geblieben, wie von jenem Abenteuer in dem Samum der Wüste.

Die Gemse.

Eine Biographie aus der Naturkunde.

Nach Charles Boner's „Gemsjagd im bayrischen Oberland" von Professor A. Roggenstein.

Die Gemse, dieses edle und mühsam zu erlegende Wild, gehört nicht zum Ziegen-, sondern zum Antilopen-Geschlechte und ist dessen einziger in Europa vorkommender Vertreter, wenn wir die Saiga-Antilope ausnehmen, welche in den Steppen Südrußlands und der Tartarei umherwechselt und die Größe unseres Damwildes hat.

Die Gemse ist größer und von kräftigerm Bau als der Rehbock, und ist weit schwerer. Ein fetter Rehbock wiegt höchstens 50—55 Pfund; Böcke von 60 Pfund Gewicht sind heutzutage sogar selten. Das Gewicht einer starken Gemse beträgt immer zwischen 50 und 60 Pfund, Graf

Digitized by Google

Arco in München aber hat schon Gemsen geschossen, welche 74 und 82 Pfund wogen. Solche starke Gemsen sind aber selten und schwer anzuschleichen, denn diese alten Böcke bleiben allein in ihren unnahbaren Felsengipfeln und in den abgelegensten Hochmatten und Engthälchen der Alpen; nur im Winter wenn die Brunstzeit begonnen hat, ist einige Möglichkeit vorhanden, solche Böcke zu Gesicht zu bekommen. Damit dieß aber geschehe, muß der Jäger sowohl der entsetzlichen Kälte, wie allen den übrigen Gefahren einer Region von Eis und Schnee trotzen, denn er wird durch einen solchen Versuch an Stellen geführt werden, wo es guter Nerven bedarf, damit er von den Schrecken der umgebenden Scenerie nicht übermannt werde.

Das Haar der Gemse verfärbt sich zu den verschiedenen Jahreszeiten wie bei dem Reh, Damhirsch und Edelhirsch. Das Sommerkleid der Gemse ist ein Röthlichbraun, etwa wie bei unserm Reh; das Herbstkleid ist dunkler, bräunlicher; das Winterkleid ist beinahe ganz schwarz. Wiewohl man die hier geschilderten Veränderungen in der Farbe der Gemsen als Regel ansehen kann, so kann man doch oft in derselben Heerde ein oder mehrere Stücke finden, welche sich durch ihre Farbe auffallend von den anderen unterscheiden und vielleicht ledergelb, chamois aussehen, während alle anderen röthlichbraun sind. Das Haar an der Stirne, um die Nase herum, an Unterlefzer und an der Innenseite der Ohren ist von gelblicher Färbung, und bleibt das ganze Jahr hindurch unverändert. Der Bauch, die Innenseite der Beine und das zottige Haar, das auf den Huf herabhängt, haben ebenfalls diese Farbe, welche sie nie verändern; auch der schwarze Streifen zu beiden Seiten des Kopfes, welcher sich vom Auge nach den Mundwinkeln herunterzieht, bleibt unter allen Umständen ein auffallender Charakterzug.

Das äußere Haar ist lang und grob, und dasjenige welches längs dem Rückgrat hinläuft, ist von größerer Länge als an irgend einem andern Theil des Körpers, namentlich im Winter, und aus diesem Haar wird der sogenannte „Gemsbart" verfertigt, den die Gebirgsschützen am Hute tragen. Jedes Haar ist weiß gespitzt, so daß wenn eine Anzahl Haare von genau derselben Länge zusammengebunden und sächerartig ausgebreitet werden, ein weißer Rand um den schwarzen Grund herumläuft, was sehr hübsch aussieht. Je länger das Haar ist, desto mehr wird es zu diesem Zweck geschätzt.

Das Auge der Gemse ist groß, dunkel und verständig, voll Lebendigkeit, die jedoch, in ihrem Ausdruck beständiger Wachsamkeit, die Lebendigkeit der Furcht oder der Vorsicht ist. Die Gemse trägt den Kopf aufrecht und die zierlichen „Losen" gespitzt, als wollte sie sich vor Ueberrumpelung hüten.

Das Gehörn der Gemse, vom Jäger Kricken genannt, ist schwarz und entspringt aus dem Schädel gerade über und zwischen den Augen; die Hörner sind an der Basis rund und rauher, werden aber gegen die Spitze hin flacher und glätter, wie polirt. Sie erheben sich nicht senkrecht, sondern neigen sich vorwärts unter einem rechten Winkel mit der Stirn, ihre Spitzen sind sehr scharf und nach hinten zurück- und etwas herabgebogen. Dieser Zug ist nicht dem Bock allein eigen, obschon das Gehörn bei den beiden Geschlechtern so weit verschieden ist, daß der Waidmann sie daran von einander unterscheiden kann. Das Gehörn des Gemsbocks ist dicker und steht auch stärker aus, als dasjenige der Gais; während bei letzterer die beiden Kricken meist in einer geraden Linie von einander divergiren, beschreiben die Kricken des Bocks in ihren Umrissen eine leichte Kurve, wann sie in die Höhe gehen und sich von einander trennen. Allein ein noch auffallenderes charakteristisches Zeichen für den Bock ist, daß die Spitzen seiner Kricken stärker nach innen gebogen sind, als bei der Gais; die der letztern beschreiben eine halbkreisförmige Krümmung gegen den Rücken, während die Kricken des Bocks sich plötzlich umbiegen und eine Art Haken bilden. Dieß gibt dem Kopf einen ganz andern Ausdruck, etwas von Kühnheit und trotzig herausfordernden Wesen. Das Gehörn von einem guten Bock ist 7 Zoll rhein. hoch, aber man sieht sehr häufig größere und stärkere, z. B. in der Sammlung des Grafen Arco in München eines von 9½ Zoll Höhe von einem Gemsbock, den ein paar Wildschützen vor etwa 15 Jahren bei Berchtesgaden erlegten. Alle diese eigenthümlichen Unterschiede zwischen dem Gehörn des Bocks und demjenigen der Gais sind zwar in der Nähe leicht, in einiger Entfernung jedoch schwerer zu erkennen und minder augenfällig; aber der geübte Waidmann unterscheidet den Bock selbst von ferne leicht an seinem kräftigern Bau, seinem allgemeinen Aussehen und kühnern Gebahren, ganz wie man auch den Hirsch, wenn er durch den Wald trollt, leicht erkennt, ohne gerade sein Geweih zu sehen. Wie bedeutend unterscheidet sich das 'Thier' vom Hirsche schon in seinem Gang und in der Art und Weise, seinen Kopf zu tragen! Bei der Gemse erfordert diese Unterscheidung allerdings mehr Uebung, und ich habe mich oft über die Sicherheit gewundert, mit welcher die Förster unterschieden, ob ein Bock unter einem Rudel Gemsen stand oder nicht.

Der Kopf der Gemse ist wunderbar gebaut, um Kraft mit der größtmöglichen Leichtigkeit zu verbinden. Die Stirnknochen sind außerordentlich dünn, so daß sie an sich selbst schon beim leichtesten Zufall zerbrechen könnten; um sie jedoch stark zu machen, ohne daß sie dabei an Leichtigkeit einbüßen, ist eine zweite Knochenplatte über die erste gelegt und der Zwischenraum beider mit Zellen ausgefüllt, welche durch die geschwungenen Rippen oder Träger von solider Knochensubstanz gebildet werden, die die Schädelbede tragen und das Ganze zusammenbinden. Es ist ein höchst einfaches, sinnreiches und doch wirksames Röhren- oder Kastensystem, welches die Natur angewendet hat, ganz analog dem bekannten System der Britannia-Röhrenbrücke über den Menac.

Das Gehörn der Gemse ist bis zu einer gewissen Höhe hinauf hohl, und erst von da an ist die Spitze eine solide Masse. Dieser hohle Theil des Horns ist jedoch auf einer Knochensubstanz befestigt und damit ausgefüllt, welche aus dem Schädel herauswächst und einen Theil desselben bildet. Durch einen kräftigen Ruck kann man die Kricken von ihrem schwammigen inneren Kern abbrehen. Beim Kampfe senkt das Thier sein Gehörn unter die Kehle seines Gegners oder dreht den Kopf seitwärts, damit die scharfen Spitzen an seine Schulter kommen, und sucht dann durch Zurückziehen derselben dem Gegner solchermaßen eine Wunde beizubringen. Unter die mancherlei Fabeln, welche man sich früher von der Gemse erzählte, gehört auch die, daß die Gemse sich an der Spitze ihres Gehörns aufhänge und herunterlasse an Stellen, wo nicht auf andre Weise herunter zu kommen sey. Diese gänzlich unmögliche Sache ward früher wirklich geglaubt.

Die Nahrung der Gemse besteht in den Gräsern und Kräutern des Hochgebirgs und den Knospen und jungen Trieben der Alpenrose und der Latschen (Legföhren, Krummholzkiefer, Pinus montana). Dieß ist ihre ganze Aesung, und darum ist sein Geschöpf harmloser und unschädlicher für den menschlichen Haushalt, und die unsinnige Ausrottung dieses Wildes eine ebenso barbarische wie ungerechtfertigte, denn der Gemse kann man nicht zum Vorwurf machen, wie dem Edel- und Damhirsch und dem Wildschwein, daß sie die Saaten des Landmanns verwüstle. Die Gemse hält ihren Standort in den festigen Einöden des Hochgebirgs, an den höchsten und unzugänglichsten Punkten; und erst wann der Winter in seiner ganzen Strenge eintritt, steigt sie herunter und sucht in den etwas tiefer am Berg gelegenen Wäldern Obdach und Nahrung. Zu dieser Jahreszeit äsen sich die Gemsen an dem Gras und Laub, welches sie noch finden, und vermuthlich auch an der unter dem Namen des „isländischen Mooses" bekannten Flechte, welche im Gebirge häufig ist. Im Magen der Gemse findet sich bisweilen eine harte Kugel von dunkler Farbe, von bitterem Geschmack, aber angenehmem Geruch. Dieß ist der sogenannte Gems-Bezoar, welcher seine Bildung der saftigen, harzigen Beschaffenheit der Nahrung jenes Thiers verdankt.

Die Brunstzeit beginnt im November. Um diese Zeit bildet sich beim Bock an der Basis der Kricken eine Art Blase oder Drüse unter der Haut, und diese Blase ist mit einer Lymphe von solch starkem, durchdringendem, moschus-ähnlichem Geruch gefüllt, daß der Geruch

Digitized by Google

den Krickeln und der Haut noch Jahre lang anhaften, wenn das Thier in dieser Periode geschossen wird. Zur Brunftzeit kommen nun auch die größeren Böcke zum Vorschein, und es finden unter einem erbitterte Kämpfe statt. Zuweilen überrascht den Jäger ein gelegentliches Blöken, das die Gais in leidenschaftlicher Begierde mit zorniger Ungeduld ausstößt. Wer diesen Ruf nachzuahmen im Stande ist, der kann bald eine schwarze Gestalt durch die Latschen (Legföhren) oder über die Felsen daher sprengen und auf den Ort zukommen sehen, von wo der Ruf ausging. Die Wildschützen erlegen manchen starken Bock, den sie auf diese Weise herbeigelockt haben. Die Gais trägt zwanzig Wochen lang. Im Mai kann man schon ihr junges Kitz neben ihr sehen, wie es in der hübschesten Weise spielt, in die sonnige Luft hinaufspringt und sich im weichen Grase auf dem Rücken wälzt. Mit einem einzigen Sprung überschlägt es sich und macht einen Purzelbaum, jedoch nicht vorwärts oder rückwärts, sondern nach der Seite; ein Beweis von welch bewundernswürdiger Kraft, Geschmeidigkeit und Elasticität seine Glieder schon in diesem jugendlichen Lebensstadium sind. Das pfiffige vorwitzige Aussehen eines solchen kleinen Kitzes hat etwas höchst belustigendes. Sein glänzendes Auge funkelt wie ein Stern; sein ihdrichtes Gesichtchen ist überaus drollig; es spitzt seine hübschen sammetnen Losen, dreht das Köpfchen höchst pfiffig auf die eine Seite und scheint über die Bedeutung eines vorüberhuschenden Schattens nachzudenken; dann aber packt es, nicht aus irgend welcher Furcht, sondern aus bloßem Spasse, plötzlich auf und jagt davon, als ob der Schatten sein Spiegelfährte wäre und es ihm nur zum bloßen Scherze nachliefe.

Die Gais hat gewöhnlich nur Ein Kitz auf einmal, doch kommt es auch häufig vor, daß sie deren zwei auf Einen Wurf setzt. Das Kitz ist bei der Geburt von dunkelbräunlich-gelber Farbe.

Es gibt wohl kaum ein solch harmloses, friedliches und gleichzeitig so scheues Thier, wie die Gemse. Die Natur hat ihm deßhalb nicht nur die Fähigkeit verliehen, die unzugänglichsten Orte zu erklettern und sich der Verfolgung zu entziehen, sondern die Gemse ist auch mit außerordentlich scharfen Sinnen ausgestattet, und wird durch ihr Gesicht, Gehör und ihren Geruchssinn vor jeder nahenden Gefahr gewarnt. Aus diesem Grunde kann sich der Schütze so schwer an sie anpürschen. Schon ein rollender Stein oder ein gesprochenes Wort setzen alsbald ihre Aufmerksamkeit, und alsbald „verhofft" die Gemse und lauscht und äugt um zu entdecken, woher der Laut gekommen ist, welcher das Schweigen ihrer Vergeinsamkeit unterbrach. Eine unglaublich lange Zeit kann sie ganz unbeweglich dastehen und starr in Einer Richtung hinausschauen, und wenn diese Aufmerksamkeit zufällig durch irgend einen Gegenstand in der Nähe des Schützen in Anspruch genommen worden ist, so muß der Schütze ganz regungslos baliegen, wenn er ihrer Beobachtung entgehen will. Die „Lichtes" des ganzen Rudels richten sich mit einem langen starren Blick auf den Einen Punkt; und wenn man dann das Rudel von ferne gespannt und ängstlich beobachtet, so erscheinen die einzelnen Thiere beinahe wie Felsenstücke, so starr und regungslos stehen sie da, während sie „äugen". Schon hofft du, das Wild habe keinen Grund zur Befürchtung gefunden, da verkündigt ihr ein gellender Pfiff, daß die Gemsen das Geheimniß ergründet haben, und in toller Flucht jagen sie den steilen Felsgehängen über ihnen entgegen; wenn sie nicht erschreckt worden sind, halten sie von Zeit zu Zeit an, um sich umzusehen, stoßen dann plötzlich wieder den schrillen Ton aus und sprengen weiter.

Allein hört man im Hochgebirge, wo stets ein hehres Schweigen herrscht, schon das geringste Geräusch, welches die Stille unterbricht, auf eine große Entfernung hin mit wunderbarer Deutlichkeit; allein wenn man dieß auch gelten läßt, so ist es doch unleugbare Thatsache, daß die Sinne des Thieres ganz besonders scharf sind. Rührt sich nur die leiseste Windweile in der Luft und weht von dir hinweg ihm entgegegen, so wird die Gems solcher deine Gegenwart inne, noch lange bevor du sie bemerkst oder sie dich sieht. Beim Menschen ist der Geruchssinn verhältnißmäßig weit weniger entwickelt als bei den meisten Thieren, d nn dieser Sinn ist dem Menschen eigentlich keiner der nothwendigsten und dient ihm nicht zu seiner Sicherheit, sondern einzig nur zur Förderung seines Vergnügens. Finden wir daher den Geruchssinn bei einem andern Geschöpf zu besonderer Schärfe entwickelt, so fällt er uns mehr auf, als irgend ein Beispiel von ungewöhnlich scharfem Gesicht oder besonders feinem Gehör, denn wir staunen immer über dasjenige am meisten, was wir selbst am wenigsten zu leisten vermögen. Eine den Berghang herunterspringende Gemse hält plötzlich, wie von einem Wetterstrahl getroffen, wenige Schritte von der Stelle an, wo sich frische menschliche Fährten im Schnee finden, wendet sich erschrocken heiseite und jagt in einer entgegengesetzten Richtung davon, denn die Witterung, welche die Anwesenheit des Jägers hinterlassen hat, ist noch lange nach seinem Vorübergehen bemerkbar.

Die Behendigkeit der Gemse ist beinahe sprichwörtlich geworden, obschon niemand einen richtigen Begriff davon erlangt, der nicht Augenzeuge von den Sätzen und Sprüngen war, die sie macht, und der die Stellen nicht gesehen hat, an denen sie in vollster Eile beim Verfolgtwerden hinauf oder hinabsprengt. Eine beinahe senkrechte kahle Felsenfläche, so glatt, daß ein Fußsänfen an derselben unmöglich erscheint, legt ihrer Flucht kein Hinderniß in den Weg. Bald rutschend bald springend eilt sie an derselben mit einer Geschwindigkeit herab, daß man überzeugt ist, sie müsse jeden Augenblick unfehlbar in Stücke zerschmettert werden

Die Hauptstärke der Gemse liegt in ihren Hinterläufen, welche vollkommen ausgestreckt, länger sein würden als die Vorderläufe. Deßhalb springt und setzt sie auch bergan weit leichter als bergab, und hat auf ebenem Boden einen linkischen und ungrazijösen Gang. Sie ist überhaupt nicht dazu angethan, über den Boden hinzulaufen, sondern über denselben hinzuspringen. Der Huf ist gespalten, lang und spitzig, und die Fährte der Gemse gleicht derjenigen der Ziege. Die Ränder des Hufs sind scharf, wehhalb sie leicht auf dem Eise ausgleitet und darum lieber den Weg über die Gletscher vermeidet. Wenn die Gemse steht, sind ihre Hinterläufe immer etwas gekrümmt, als ob das Thier sich zum Niederlegen anschicke, und etwas unter den Leib gezogen, was ohne Zweifel dazu beiträgt, den Fall zu brechen, wenn sie von einer bedeutenden Höhe hinabspringt. Trotzdem ist aber bei der stehenden Gemse die Kruppe noch immer etwas höher als das Widerrist. Die Sprungkraft, welche in den Hinterläufen liegt, ist außerordentlich; mit einem zähen Sprunge ohne Anlauf setzt die Gemse an der Fläche einer senkrechten Felswand hinan, berührt diese kaum mit ihren Hufen, springt wieder in entgegengesetzter Richtung auf eine höhere Felsstacke und entkommt hiedurch von einer Oertlichkeit, von wo aus ohne Flügel zu entweichen als eine Unmöglichkeit erscheinen würde. Wenn sie sich auf ihren Hinterläufen aufwärts streckt und die Vorderhufe auf irgend einem höheren Punkte ruhen, so vermag die Gemse mit beiden Läufen eine bedeutende Strecke zu klaftern und dann mit einem raschen Sprung seine Hinterhand auf gleiches Niveau mit dem übrigen Körper zu bringen und mit allen vier Hufen dicht beisammen sich auf einer Felsenspitze zu balanciren, die nicht breiter ist, als eine Handfläche. Auf schmalen Leisten, welche Abgründe von einigen tausend Fuß Tiefe überhängen, spazieren die Gemsen herum und schauen sich um und erfreuen sich der Sicherheit vor Verfolgung, welche solche Oertlichkeiten gewähren.

Die früheren Naturgeschichten und Jagdbücher wimmeln von fabelhaften Geschichten über die Lebensweise und Gewohnheiten der Gemse. Daß ein Rudel Gemsen beim Aesen Schildwachen ausstelle, ist ebenso unwahr, als daß eine verwundete Gemse, die sich verstiegen hat ihren menschlichen Verfolger in den Abgrund stoße. Derartige Fabeln mögen früher von den Gemsenjägern selbst in Kurs gesetzt worden sein, um den geheimnißvollen Nimbus noch zu vermehren, welcher die-

Digitized by Google

selben umgab: allein seit die Gemsenjagd nicht mehr das ausschließliche Privilegium der kräftigen Söhne des Gebirgs ist, seit die großen Herren mit Leidenschaft diese Jagd betreiben und die Gemse waidmännisch züchten und hegen und vor ihren zahlreichen Feinden beschützen lassen, ist man mit der Naturgeschichte und Lebensweise des Thieres um Vieles vertrauter, und hat Beobachtungen gemacht, welche dem gebildeten Waidmann nicht verloren gehen. Der denkende Waidmann ist immer instinktmäßig und bewußt ein sehr feiner Naturbeobachter, denn der Erfolg seiner Bemühungen hängt ja großentheils mit der genauen Kenntniß der Gewohnheiten des Wilds zusammen, welchem er nachstellt.

Das Wildpret der Gemse ist nahrhaft und gesund, obschon nicht so wohlschmeckend wie dasjenige des Rehs, oft sehr feist und mit Fett durchlagert und von einem eigenthümlichen Geschmack. Es gibt Leute, welche es jedem andern Wildpret vorziehen; aber das ist Geschmacksache. Jedenfalls ist die Haut der Gemse nächst derjenigen des Hirsches eine der vorzüglichsten für dauerhaftes Leder, das an Weichheit, Schmiegsamkeit und Elasticität von keinem andern übertroffen wird. Schon am lebenden Thier ist die Haut von einer ungemeinen Zähigkeit. Wie groß auch die Höhe sei, von welcher eine angeschossene oder verunglückte Gemse herunterstürzen mag, die Haut bleibt immer unversehrt, und namentlich die Bauchhaut platzt niemals, sei der Körper sonst auch noch so sehr verstümmelt. Das Fell der Gemse hat nämlich die Eigenthümlichkeit, daß es durchaus von ganz gleicher Dicke ist, und man kann es hieran im gegerbten Zustande von der Haut anderer Thiere leicht unterscheiden. Man bringt nämlich sehr viele Ziegen- und Rehfelle, auf dieselbe Art gegerbt, in den Handel und gibt sie für Gemsfelle aus; allein man kann leicht die nachgemachten von den echten daran unterscheiden, daß jene an einzelnen Stellen, zumal am Bauch und den Weichen, weit dünner sind. Man lasse sich nicht dadurch täuschen, daß irgendwo in der Haut ein Loch eingeschnitten und wieder vernäht ist, als ob es das Loch von der Kugel wäre, wie man es bei den echten Gemsfellen sieht. Wer einmal ein echtes gutgegerbtes Gemsfell in Händen gehabt und sorgfältig befühlt hat, der kann kaum mehr getäuscht werden.

Das Gemsleder ist wegen seiner ungemeinen Dauer und Geschmeidigkeit daher mit Recht zu Handschuhen, Beinkleidern, Decken ꝛc. beliebt.

(Schluß folgt.)

Die verendete Gemse.

Sneewitchen.

Eine einfache Geschichte von Franz von Elling.

(Fortsetzung.)

3.

Hermann war von seinen Gängen nach Hause gekommen zum späten Mittagessen. Bertha saß unter der Laube, welche die große Hängeeiche am Brunnen bildete, und schnipelte Bohnen. An derselben Stelle aber, wo heute Nacht der Korb mit dem ausgesetzten Kinde gestanden hatte, saß jetzt auf einem Schaffell das kleine Kind, von Puck bewacht, und spielte mit bunten Papierschnitzeln. Bertha aber verwandte kein Auge von dem Kinde; ihr Auge war feucht von einer unendlichen Rührung und Wehmuth und ihre Züge hatten nicht mehr den scharfen, eckigen, altjüngferlichen Ausdruck wie sonst.

„Nun, Schwester, die Kleine macht Dir Unterhaltung, wie es scheint?“ sprach er herzutretend, nachdem er die Gruppe eine Weile aus der Ferne beobachtet hatte. „Ah, Bertha, Du hast Thränen im Auge?“

„Deren ich mich nicht schäme, Hermann,“ entgegnete Bertha aufstehend, nahm ihn an der Hand und führte ihn zu dem Kinde. „Wer hätte geahnt, Bruder, welch ein unbeschreiblicher Zauber und Trost in solch einem Kinde liegen kann! Ach, Du mußt die Kleine beobachten, wie lieb und geschickt sie ist, und wie sie schon Worte stammelt und nachspricht. Ich kann Dir nicht sagen, wie unsäglich wohl und weh mir zu Muthe ist, seit ich mir sagen darf, daß die Vorsehung mir dieses junge Leben anvertraute, damit es vor dem leiblichen und geistigen Verderben gerettet werde. Oh sieh' nur einmal in die Augen der Kleinen; gibt es in der weiten Gotteswelt etwas Schöneres als solch ein Kindesauge?“ Und das Kind vom

Digitized by Google

Boden aufhebend, setzte sie es auf Hermann's Arm, der sich dabei zwar etwas linkisch anstellte, aber doch mit einem Blick voll unnennbarer Innigkeit den rosigen kleinen Engel betrachtete. — „Das ist Papa, liebe Lilli! Hab' Papa lieb, gib Papa einen Kuß!“ sagte Bertha schmeichelnd zu der Kleinen.

Lilli schaute mit ihren schönen großen dunkelblauen Augen den bärtigen Mann erst scheu und verwundert an, aber das wehmüthige und doch freundliche sanfte Lächeln, womit Hermann das Kind betrachtete, die liebkosenden Laute, womit er ihm die Wange streichelte, gewannen doch die Kleine, und ihr Köpfchen sachte an seine Wange schmiegend, stammelte Lilli: „Papa? Papa lieb — o lieb!“ Hermann konnte sich nicht enthalten, das Kind dafür herzlich abzuküssen, und es auf dem Arme schaukelnd, daß es laut auflachte, tanzte er mit ihm tändelnd und singend unter der Hängeesche herum, ohne sich um ein paar alte Nachbarinnen zu bekümmern, die von ihren Fenstern aus zusahen und sich ihre eigenen Gedanken darüber machten.

„Hermann! Bruder! ich bitte Dich, höre auf! Du machst mir ja die Kleine ganz schwindeln!“ rief Bertha besorgt.

Lachend hielt der Doktor inne, trat mit Lilli wieder vor die Schwester und sagte: „Es ist doch merkwürdig, Bertha, was die Umstände nicht aus dem Menschen machen können! Wie mich dieses kleine Wesen hier umgewandelt hat, Schwester! Wenn man Dir oder mir noch vor drei Tagen gesagt hätte, daß ich hier mit einem landfremden Kind auf dem Arm herumtanzen und mit dem Kleinen tändeln und mich wie läppisch geberden würde, wie hätten wir beide einen solchen herzlich ausgelacht und für verrückt gehalten? Und nun geberde ich mich selber wider Willen wie verrückt, Bertha!“

„Nein, nicht wie verrückt, sondern wie ein Mensch von gutem treuem Herzen und schlichtem einfältigem Sinne, lieber Bruder!“ versetzte Bertha mit feuchten Augen; — „wie ein wackerer, offenherziger, edelmüthiger und unverfälschter Mann, der Du ja immer warst, lieber Hermann. — Selig sind die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen; und nur ein Mensch von reinem Herzen kann mit solch einem Kinde wieder zum Kinde werden, Bruder. — Und soll ich Dir etwas anvertrauen, Hermann, was ich vorhin gedacht habe?“ ...

„Nun? Das wäre?“ fragte er erwartungsvoll.

„Daß Du mir gerade in diesem Augenblick, wo Du mit der kleinen Lilli tändelst, weit besser gefällst, als jemals,“ versetzte sie. „Du warst seither so trocken und ernst, so voll — wie soll ich sagen? — voll frostiger Würde. Nun aber haben Deine Augen einen viel weicheren Glanz, und das Lächeln steht Deinem Gesicht an, wie der Sonnenschein einer Landschaft.“

„Ah, wirklich?“ rief Hermann lachend; „das ist ja höchst schmeichelhaft. Das muß mir ja eine ganz ungewohnte und ungeahnte Liebenswürdigkeit geben, Bertha!“

„Allerdings, — ganz wie Du sagst! Es macht Dich ganz liebenswürdig und gewinnend. Gib Acht, Henriette wird dasselbe sagen!“

„Jenun, dann um so besser!“ rief der Doktor lachend. „Und soll ich Dir nun auch eine Wahrnehmung anvertrauen, welche ich an Dir gemacht habe, Schwester?“

„Nur immer zu, Herr Doktor!“

„Du bist ebenfalls ganz umgewandelt, Bertha! Du kommst mir jetzt vor wie eine junge Frau und Mutter, und vordem hattest Du etwas von .... von ....“

„Nun? Drücke los!“

„Von der Herbheit einer alten Jungfer!“ sagte er lachend und ergriff mit dem Kinde auf dem Arm die Flucht in's Haus.

„Ah, das ist abscheulich!“ rief Bertha schmollend und eilte ihm mit Puck nach, um ihn im Scherze zu schlagen.

Ja, es war wirklich so; die beiden Geschwister waren so auffallend umgewandelt, sey es durch die Verlobung Hermanns, sey es durch das Kind, daß sie sich gegenseitig über einander verwunderten. Aber glücklich waren sie auch — entschieden und sichtbar glücklicher als zuvor, von einer nie geahnten Befriedigung durchdrungen. Es war für beide einer jener kurzen Augenblicke stiller, seliger Zufriedenheit, welche das launenhafte Schicksal dem Menschen niemals auf lange Zeit vergönnt.

Der Tisch stand gedeckt; Sannchen trug die Suppe auf und Bertha fragte: „Darf Lilli wohl von dieser Suppe essen, Bruder, oder soll ihr einen Milchbrei kochen lassen?“

„Nein, Schwester! gib ihr nur diese kräftige Brodsuppe mit Fleischbrühe, sie enthält mehr Nahrungsstoff, als solch ein Mehlbrei,“ sagte Hermann; „und gib dem kleinen Herzchen sein Theil zuerst und leg' es dann schlafen, damit wir ruhiger essen können!“

Und während Bertha die kleine Lilli fütterte, standen Hermann und Sannchen seelenvergnügt dabei und betrachteten mit ebenso großem Interesse wie Puck diese für sie so neue Procedur. Hermann betrachtete des Kindes Gebahren so aufmerksam, als hinge der Kleinen ganzes Wohl und Wehe davon ab. Er freute sich über den gesunden Appetit Lilli's und sah anfangs mit leiser Besorgniß, dann mit leichterm Herzen die gefällige Kleine schläfrig werden, die schönen holden Kindesaugen sich schließen und die ganze kleine niedliche Gestalt in den anmuthigen Abandon des Schlummers verfallen. „So, mein Herzchen! Gott gesegne Dir's!“ sprach Bertha, aufstehend und legte die schlummernde Lilli vorsichtig in die Ecke des alten Sopha.

„Amen!“ sagte Hermann unwillkürlich, und eilte dann zum gedeckten Tische; „und nun laß uns essen, Schwesterchen, denn ich habe einen verzweifelten Appetit!“

Während des Essens mußte er Bertha von seiner Unterredung mit Henriettens Vater berichten, von welcher er je länger desto mehriger erbaut war, obschon er es Bertha nicht gestehen mochte, denn sein Herz hing mit solchem Vertrauen an Henrietten, daß er um ihretwillen keine Besorgniß wegen eines günstigen Ergebnisses seiner Werbung hegte. Die Nachricht, daß Henriette am Nachmittag heraus kommen werde, um den Findling zu sehen, freute Bertha ungemein, und in ihrer treuherzigen Arglosigkeit und Gewissensreinheit hatten Bruder und Schwester keine Ahnung von der abscheulichen Deutung, welche man der Aussetzung des Kindes in ihrem Hause gegeben.

Nach Tische machte sich Bertha in dem kleinen Hauswesen zu thun und Hermann saß in der Nebenstube schreibend an seinem Tische, als die Glocke am Pförtchen erklang und gleich darauf ein ernst aussehender, hochgewachsener Herr von Hermann's Alter in das Wohnzimmer trat.

„Ah, Du bist es, Aktuar?“ rief Steinweg, von seinem Tische aufblickend; „willkommen, alter Junge! Stopfe Dir eine Pfeife und mach' Dir's bequem; ich bin sogleich mit meinem Berichte fertig!“

„Schon gut, Doktor! laß Dich nicht stören!“ versetzte der Aktuar des Landgerichts, Herr Schäffer, nahm vom Pfeifengestell eine lange Pfeife, die er mit der vollen Unbefangenheit eines vertrauten Hausfreundes stopfte und anzündete. Dann ging er einige Male im Zimmer auf und ab, trat dann zu einem Tischchen, um unter den dort liegenden Zeitungen zu blättern, und wollte sich eben mit einem Zeitungsblatt in der Hand in die Sophaecke werfen, als er der dort schlummernden Lilli ansichtig wurde. „Sha, da ist ja das Kind?“ murmelte er und betrachtete es mit inquisitorischem Blicke kühl und aufmerksam. Mittlerweile ging die Thüre auf und Bertha beobachtete im Eintreten seine Aufmerksamkeit.

„Nun, was sagen Sie zu dem Zufall, der uns so plötzlich ein Pflegekind beschert hat, Herr Aktuar?“ fragte sie nach der ersten Begrüßung und trat neben ihn.

Der kalte trockene Mann sah sie forschend an, als ob er sie verhören wolle. „Pflegekind?“ wiederholte er; „Sie werden das Kind doch nicht behalten wollen, Fräulein Bertha?“

Digitized by Google

„Und was denn? und warum nicht?“ versetzte Bertha; „sollen wir das hülflose arme Würmchen der Gemeinde überweisen und unbarmherzig in die Welt hinausstoßen, damit es unter Miethlingen mißhandelt werde und verkomme? Wissen Sie, wie es in unser Haus kam, Herr Aktuar?“

„Oja, es war heute bei Tische in der ‘Sonne’ davon die Rede — freilich mit allerlei Varianten,“ versetzte Herr Schäffer. „Um aber etwas Genaues und Thatsächliches zu erfahren, wäre ich Ihnen sehr verbunden, Fräulein, wenn Sie mir die Sache genau und thatsächlich erzählten.“

Bertha war dazu bereit und erzählte mit umständlicher Weitschweifigkeit. Der Aktuar hörte mit gespannter Aufmerksamkeit und ernster Stirne zu, die grauen Augen kalt und fest auf Bertha gerichtet, und unterbrach sie in keiner Weise, sondern bließ nur dicke Wolken von sich. Hermann war mittlerweile mit seiner Arbeit fertig geworden, hatte sich ebenfalls eine Pfeife angezündet und hörte, an den Thürpfosten seiner Studierstube gelehnt, der Darstellung Bertha's zu, die er hie und da mit einem Wort ergänzte.

„Und Ihr habt beide keine Ahnung davon, wessen das Kind sein mag?“ fragte Schäffer so ernst und streng, wie wenn er ein Verhör zu halten hätte.

„Nicht die mindeste, Freund! es ist das Kind einer Unglücklichen, jedenfalls,“ vorsetzte der Physikus. „Glaubst Du wohl, daß man die Person ermitteln werde, welche das Kind ausgesetzt hat?“

„Hm, das kommt darauf an, wie man die Sache in die Hand nimmt,“ erwiderte Schäffer. „Es fragt sich, ob Du ein Interesse dabei hast, die Schuldige zu ermitteln oder sie entwischen zu lassen.“

„Was für ein Interesse soll ich denn dabei haben, Fritz?“ fragte Hermann etwas betreten, und sein großes blaues Auge begegnete ruhig dem strengen Blicke des Freundes. „Welchen Argwohn hegst Du gegen mich?“

„Höre, Freund,“ gab der Aktuar nach einer Pause zur Antwort, während welcher er beharrlich geschwiegen hatte, und stand etwas erregt auf, — „laß uns über die Sache offen reden, wie es alten Freunden geziemt. Die Geschichte wird eklig. Offen gestanden, ich kam nur hieher, um ungeschminkt mit Dir zu reden, und da wir unter uns sind, so ist Offenheit jedenfalls die beste Politik.“

„Fritz, wie soll ich Dich verstehen?“

„Ruhig, Doktor, ruhig! laß mich zu Ende reden! Ich kenne und schätze Dich, wie wenig andere Menschen; wir sind seit Jahren befreundet, und das Verhältniß, in welches Du heute getreten bist, wie meine aufrichtige Neigung und Achtung für Dich legen mir die Pflicht auf, ein ehrliches Wort mit Dir zu reden.“

„Um's Himmels willen, Herr Aktuar, was soll denn dieß heißen?“ rief Bertha und stand unruhig auf.

Eine bezeichnende Geberde Schäffer's verwies sie zur Ruhe, und dieser fuhr fort: „Du bist verlobt, sagt man; verlobt seit gestern mit Henriette Frisäus, Hermann?“

„Du weißt dieß schon? wer sagt das?“

„Jenun, das halbe Städtchen weiß es bereits; man sprach davon bei Tische in der ‘Sonne’, und das Verlöbniß, das so ungeahnt und unerwartet kam, bildet im Verein mit der Geschichte von dem Findeltinde das allgemeine Gespräch. Die Sonnenwirthin will es von guter Seite vernommen haben, — ich vermuthe von der Hemmscheiden, die ich mit der Postmeisterin unter der Küchenthüre der ‘Sonne’ stehen sah....“

„Ah, nun begreife ich, — nun ja, es ist wahr, ich bin gestern Abend mit Henrietten einig geworden, daß wir unser Schicksal zusammenwerfen wollen, und war heute bei dem Superintendenten, um meine Werbung vorzubringen,“ sagte Herrmann; „aber unser beider Wunsch ging dahin, dieses Verhältniß noch geheim zu halten. Die Hemmscheiden muß an der Thüre gehorcht haben.“

„Würde ihr ähnlich sehen, dem hochmüthigen, bauernstolzen Weibe,“ erwiderte der Aktuar. „Meinen herzlichen Glückwunsch zu Deiner Wahl, Freund; aber möge dieser Wunsch nicht verfrüht sein!“

„Wie so, Fritz?“

„Hm, hast Du auch schon nachgedacht, welche Deutung dem Erscheinen des hülflosen Kindes gegeben werden kann, Hermann?“

„Deutung? was soll denn da zu deuten sein?“ fragte Hermann mit steigender Verwunderung.

„Arglose Seelen, bedenkt ihr denn nicht, daß wir in einem kleinen Neste sind, wo jeder dem Nachbar nicht nur bis auf den Grund der Stube sieht, sondern bis in den Grund des Herzens zu sehen wähnt?“ sagte der Aktuar. „Dir ist ein Kind gelegt worden, Hermann, und Deine Schwester und Du habt es bei euch behalten, anstatt es noch in später Nacht zum Bürgermeister zu schicken. Die halbe Bevölkerung des Städtchens, diese harmlosen idyllischen Landbewohner, sind in ihrer Borniertheit, Beschränktheit und Bosheitsinn diesem Augenblicke nur insgesammt darüber einig, daß das Kind Dein eigenes, Hermann, die Frucht irgend einer illegitimen Verbindung ist, deren Geheimhaltung Dir nicht gelang....“

„Wer sagt dieß? wer?“ rief Hermann mit dunkler Röthe auf den Wangen und Zornesblitzen im Auge.

„Bah, niemand sagt es, niemand glaubt es im Ernste, wenn Du sie fragst, aber sie wissen es alle ganz gewiß, und wollen auf die Richtigkeit ihrer Vermuthung sterben — das ist der Lauf der Welt, Junge; die Bosheit ist die Zwillingsschwester dummer Rohheit. Das arme Kind hier, dessen ihr beide euch in einer warmen Regung schöner Menschlichkeit treu angenommen habt, kann der Eckstein seyn, woran Dein Lebensglück — oder besser gesagt Dein vermeintliches zukünftiges Ehesglück — scheitern dürfte!“

Bertha schaute den Aktuar ängstlich fragend an, und auch Hermann blickte betreten auf. Aber im nächsten Augenblick entgegnete Steinweg mit zuversichtlichem Lächeln: „Du kennst Henrietten nicht, sonst würdest Du eine bessere Meinung von ihr hegen. Du solltest die Rührung gesehen haben, mit welcher sie meine Schilderung der Auffindung des Kindes anhörte. Sie brennt vor Begierde, die kleine Lilli zu sehen.“

„Natürlich, jetzt in der bräutlichen Seligkeit, im unbewußten dunklen Beglückungsdrang, in der holden Idealität der Jugend, gefällt sie sich in der großmüthigen Rolle einer Pflegemutter, und würde die Verhätschelung, daß sie ein Kind von Dir verpflege, mit Entrüstung von sich weisen,“ sagte Schäffer mit einer eisernen Ruhe, welche erkältender und einschneidender auf seine Zuhörer wirkte, als aller rhetorischer Affekt. „Was ein junges unerfahrenes Mädchen in einem solchen Momente denkt, kann überhaupt gar nicht in Betracht kommen. Aber das Menschenherz ist ein schwach wankelmüthig Ding, und dem Skepticismus und Argwohn immer offen, zumal wenn die Verhätschelung von der Seite eines Vaters oder einer Mutter oder — einer Nebenbuhlerin kommt. Ob jetzt, ob in vier, sechs oder zehn Jahren, — einmal wird der Argwohn, der jetzt die Gemüther der Leute bis zur Ueberzeugung erfüllt, sicher auch in ihrem Herzen Wurzel fassen und sie unglücklich machen, — selbst wenn ihr Vater sich nicht in's Mittel schlüge.“

„Was kann der Superintendent für ein Interesse daran haben, jene boshafte Verleumdung zu unterstützen, Fritz?“ rief Steinweg; „denn ich gebe Dir mein Manneswort darauf, daß ich nie in irgend einem Verhältniß stand, welchem eine solche Frucht hätte entsprießen können, und daß ich nie feig genug wäre, ein Kind zu verleugnen, das....“

„Genug, ich bin von Deiner Redlichkeit und Unschuld überzeugt, Hermann, und werde sie immer vertreten. Aber was hilft das? Niemand wird es glauben; der Makel wird lebenslang an Dir haften, und selbst dann, wenn es gelänge, die unnatürliche Mutter und den

Digitized by Google

wahren Vater dieses Kindes zu entdecken, wäre Dir damit nicht geholfen, denn niemand will offen eingestehen, daß er leichtsertig geleumdet und gelogen, und die Lästerungen von heute werden noch nach langen Jahren behaupten, daß die Wahrheit falsch und ihre Lüge Wahrheit gewesen. Und nun gar dieser Herr Pharisäus, Dein künftiger Schwiegervater, dieser Maulheilige, dieser Erzmucker ..."

„Fritz! bedenke doch ...."

„Ja, ich bedenke es wohl, was ich sage — bedenke, daß es meine Pflicht ist, Dir die Augen zu öffnen," rief Schäffer. „Zum Henker auch! hier hat die Urbanität ein Ende, denn es gilt, Dir den Staar zu stechen. Das Mädchen mag schon recht seyn, falls es unter der tyrannischen Zuchtrute des heuchlerischen Alten nicht verdorben ward; aber starke Charaktere bilden sich bei solcher despotischen Erziehung nicht. Aller Despotismus bildet nur Sklaven, und ich zweifle, ob Henriette Frisäus sich je zu dem Niveau Deines freisamen, starken, tüchtigen Gemüths wird aufraffen können."

„Sie thun dem guten Mädchen Unrecht, Herr Aktuar!" rief Bertha; „das liebe Kind ist ganz Seele und Gemüth ..."

„Und Monschein und Empfindsamkeit und Hingebung, — freilich!" fuhr Schäffer mit seinem unerbittlichen Gleichmuth fort. „Aber ein solches weiches Ding paßt für jeden andern Mann eher als für Dich, Freund! Du mußt eine starke schneidige Frau haben, von der kernhaften Tüchtigkeit der guten Bertha hier. Die Pharisäus'schen aber sind nicht das knorrige Holz, woraus man tüchtige Menschen schneidet ...."

„Bitte, brechen wir davon ab, Fritz! Dein Vorurtheil gegen den Superintendenten führt Dich zu weit. Ihr kalten Aktenmenschen geht in eurem Unglauben an die Menschheit zu weit."

„Woran jedoch diese Menschheit mehr Schuld ist als wir selbst," versetzte der Aktuar. „Doch ja, ich weiß, daß ich Dir wehe thue, aber ich kann Dir diesen Schmerz nicht ersparen. Verurtheile mich später, wenn die Thatsachen mich widerlegen. Einstweilen laß Dich warnen, alter Junge, damit Du Dich keinen Illusionen hingibst. Ich gönne Dir ja meiner Treu' von ganzem Herzen das reichlichste Eheglück, denn niemand ist eines solchen häuslichen Glückes würdiger als Du. Ich will Dir sogar gerne glauben, daß Fräulein Henriette Frisäus — die ich überhaupt nur wenig kenne — ein ganz vortreffliches Wesen und ein Ideal von Weiblichkeit ist. Allein Du und der alte Pharisäus, ihr beide seyd zwei Naturen von allzu diametral entgegengesetzter Anlage, als daß ich auf ein dauernd gutes Einvernehmen zwischen euch rechnen könnte. Sieh, ich will Dir ein Jägersprüchlein sagen: Nimmst Du einen Fuchs in's Haus, so hast Du, wo nicht einen Dieb, so doch einen Gestank um Dich!"

(Fortsetzung folgt.)

Schloß Kipfenburg.

Unser Bild auf Seite 365 führt unseren geehrten Lesern eines der hübschesten Bergschlösser aus dem malerischen Altmühl-Thale in Bayern vor, einem Gau, welcher die Aufmerksamkeit rüstiger Fußwanderer in hohem Grade verdient. Das Thal des Flüßchens Altmühl, welches bei Kelheim sich in die Donau ergießt, bietet eine Menge höchst malerischer und interessanter Ansichten dar, welche vielfach an diejenigen der sogenannten fränkischen Schweiz erinnern. Wen sein Weg in die Gegend von Kelheim oder Gunzenhausen führt und wer zwei Tage zu einer genußreichen Fußtour übrig hat, der versäume ja nicht, von einem der beiden genannten Punkte aus das Thal der Altmühl zu durchwandern und den höchst malerischen und ureigenthümlichen Städtchen Pappenheim, Eichstädt, Beilngries, Dietfurt u. s. w. einen Besuch abzustatten, welcher ebenso sehr dem Freunde der Alterthumskunde, wie demjenigen einer unverfälschten anmuthigen Natur und eines fröhlichen harmlosen Volkslebens die reichste Ausbeute gewähren wird.

Das Castell Vecchio in Florenz.

Zu dem Holzschnitt auf S. 381.

Das Bild, welches wir unseren geehrten Lesern auf Seite 381 bieten, gibt eine gelungene Ansicht von einem Theile des Castello Vecchio in Florenz, welches bekanntlich eine sehr schöne Sammlung unschätzbarer Kunstdenkmäler enthält, und einen Theil der Loggia dei Lanzi (der Halle der Landsknechte), unter deren majestätischem Portikus eine Reihe der schönsten Bildwerke der mittelalterlichen italienischen Sculptur ausgestellt sind. Wir erlauben uns, unsere geehrten Leser auf den größern Artikel über Florenz im ersten Hefte unserer Zeitschrift zu verweisen.

Drusische Trachten.

Zu dem Bild auf Seite 389.

Schon bei der Schilderung von Deir-el-Kamar auf Seite 240 haben wir der Drusen gedacht, jenes Volks von ungewisser Abkunft und geheimnißvoller Religion, welches die Abhänge des Libanon bewohnt, Acker- und Weinbau und Seidenzucht betreibt, gastfrei und fröhlich, aber auch kühn und räuberisch ist und häufig halb Syrien durch seine Razzias geschreckt. Der eingehenden Schilderung dieser wilden Bergbewohner, deren Sitten halb barbarisch, halb civilisirt, deren religiöse Anschauungen zu einem Theil christlich, zu einem Theil muhamedanisch und zu einem guten Theil heidnisch wilder Aberglauben sind, senden wir einstweilen das Bild voran, welches von der Physiognomie und den Trachten der verschiedenen Stände und Stämme der Drusen einen anschaulichen Begriff geben soll. Die größere Schilderung wird in einem der nächsten Hefte folgen.

Inhalt des zehnten Hefts:

	Seite
Der Onkel von Amsterdam; eine Familien-Geschichte von Otfrid Mylius. (Fortsetzung.)	361
Australische Skizzen; sociale Lebensbilder von den Antipoden. Von Heinr. Püttmann in Melbourne	375
Der Regenschirm; eine Liebesgeschichte von Georg v. Seyfried.	377
Bildes Leben in Oregon. Von A. Kellenburg. (Schluß.)	382
Die Pfarrgehülfen; ein Lebensbild aus Schweden. Von W. Repomuk. (Fortsetzung.)	386
Eine wendische Taufe; Lebensbild aus der Niederlausitz. Von Dr. Alfr. Schneider	390
Ein Abenteuer mit dem Samum der Wüste	392
Die Gemse; eine Biographie aus der Naturkunde. Von Prof. A. Roggenstein	394
Sneewitchen. Eine einfache Geschichte von Franz von Elling. (Fortsetzung.)	397
Erklärung der Bilder	400

Illustrationen:

Das Bergschloß Kipfenburg im Altmühl-Thale	365
Ein Thee-Meeting in Melbourne	372
Ein Concert in den Diggings	373
Castell Vecchio in Florenz	381
Pierre und ich schwimmen über den Fluß	388
Drusische Trachten	389
Die erlegte Gemse	397

Verantwortlicher Redakteur: Otfrid Mylius. — Verlag der Expedition. — Druck von C. Steiner in Stuttgart.

Digitized by Google

Illustrirtes Familienblatt. Herausgegeben von Otfrid Mylius.

1866. Stuttgart. Verlags-Expedition. Elftes Heft.

Der Onkel von Amsterdam.

Eine Familiengeschichte von Otfrid Mylius.

(Fortsetzung von S. 374.)

Frau v. Reclair war viel zu sehr Frau von Welt, als daß sie nicht ihre anfängliche Ueberraschung rasch bemeistert und sich ganz in die zuvorkommendste Freundlichkeit gekleidet hätte, wobei ihre dunklen Augen von einer wahren Freude blitzten.

„Erlauben Sie mir, Sie als längst bekannt zu begrüßen, meine Damen," hub sie im gewinnendsten Tone und mit der freundlichsten Miene an; „Ihr Herr Vater hat in unseren seltenen flüchtigen Berührungen mir mit so großem Stolz und Entzücken von Ihnen gesprochen, daß ich wirklich höchst begierig war, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, um so mehr, als ich meine hochgespannten Erwartungen sogar noch übertroffen finde," fügte sie mit süßestem Lächeln hinzu und reichte den beiden Mädchen ihre kleine runde Hand in dem feinen blaßrothlichen Handschuh.

Emma dankte durch ein stummes Erglühen und eine Verbeugung; sie wußte nicht, ob sie diese Worte für baare Münze oder bloße Höflichkeitsphrase nehmen sollte, und schwieg daher vorerst.

„Oh, Sie sind allzu gütig, gnädige Frau," versetzte dagegen Leonie, welcher trotz ihres hellen Verstandes selbst ein solch überschwengliches und doch wieder alltägliches Lob aus dem Munde einer so eleganten seinen Dame nicht unwillkommen war. „Sie sind erst heute in Hagenbach angekommen?"

„Erst diesen Nachmittag, mein Fräulein, und in dem neuen Hotel vor dem Stadt... vor der Stadt abgestiegen," erwiderte die Majorin. „Ich hatte von einer befreundeten Familie ein Paket an Herrn von Spahlenberg zu bestellen, den ich mit Stolz einen meiner alten Bekannten nenne, und er erbot sich, mich in dem Hause Ihres Herrn Vaters einzuführen, obschon es in der That gegen meine Begriffe von Schicklichkeit geht, meinen ersten Besuch in einem solch verehrten Hause Abends zu machen."

„Die jungen Damen werden Ihnen bestätigen, daß Sie nichtsdestoweniger daselbst willkommen seyn werden," sagte Spahlenberg mit einer leichtfertigen ironischen Betonung. „Bei der aufrichtigen Freundschaft des Kommerzienraths für die Baronin hätte ich es nicht gewagt, ihm Ihre Anwesenheit länger zu verschweigen oder Ihre Gegenwart zu entziehen. Denn in der That, so wie ich die Gastlichkeit dieses Hauses kenne," setzte er mit einer bezeichnenden Handbewegung auf die Villa hinzu, welcher man nun gegenüber stand, „so bin ich überzeugt, mein Freund Heffter würde gar nicht zugegeben haben, meine Gnädige, daß Sie anderwärts logiren, als unter seinem gastlichen Dache, im Schooße der trefflichen Familie, wovon Sie hier zwei so liebenswürdige Vertreterinnen sehen."

Leonie zuckte leicht mit den Lippen über diese fade Schmeichelei und wandte sich, ohne weitere Beachtung derselben, an Frau v. Reclair: „Gewiß, meine Gnädige, Papa wird Ihnen zürnen, daß Sie uns Ihren Besuch nicht angekündigt haben, damit wir Ihre Aufnahme vorbereitet hätten. Und da Papa sicher im Sinne dessen handeln wird, was Herr v. Spahlenberg soeben geäußert, so werden Sie nun eben vorlieb nehmen müssen."

„Wie mögen Sie so reden, mein theures Fräulein?" erwiderte Frau v. Reclair und drückte mit Wärme Leoniens Arm. „Vorlieb nehmen mit einem solch fürstlichen, solch seenhaften Aufenthalte? Ah, das ist alles viel zu schön, viel zu herrlich für mich! So wohnt keiner unserer Prinzen in der Hauptstadt! Diese himmlische Lage, diese paradiesische Gegend!"

Droben im Salon ward die Majorin eingeladen, Platz zu nehmen, während Leonie wegging, um Papa und Mama zu holen, und Emma einstweilen einige gleichgültigere Fragen an die fremde Dame richtete: ob sie sich auf der Herreise amüsirt habe, ob sie zum ersten Mal in Hagenbach sey und dergl., worauf die Majorin mit Beiserung auf das verbindlichste antwortete, während Spahlenberg immer einen sarkastischen, lauernden Zug um Mund und Auge beibehielt und mit einer gewissen Ungeduld auf das Erscheinen des Kommerzienraths wartete, an dessen Ueberraschung und Verblüffung er sich weiden wollte.

„Ich muß Ihnen leider melden, daß Papa vor einer Viertelstunde weggefahren ist, um eine Reise anzutreten, meine Gnädige,"

Digitized by Google

meldete Leonie wieder eintretend. „Wie wird er bedauern, Sie verfehlt zu haben!“

„Und die Frau Kommerzienräthin?“ fragte Spahlenberg hastig, bevor Frau von Reclair noch antworten konnte.

„Mama folgt mir auf dem Fuße, gnädige Frau,“ entgegnete Leonie zu der Dame gewendet, die nun ihrem Bedauern ebenfalls auf sehr zierliche Weise Ausdruck gab.

Frau Hessler trat ein, im einfachen Hauskleide, das zu der reichen Umgebung kaum zu passen schien. Ihr Gesicht war ernst, die grauen Augen scheinbar ruhig, ihre Haltung bescheiden und schlicht, aber die Hände, die sie über der Magengrube zwanglos gefreuzt hatte, zitterten leicht und verriethen dem feineren Beobachter die Bewegung, welche ihr Gemüth in dieser Situation durchschütterte. Sie blieb gelassen und nur etwas wortkarg, als Spahlenberg ihr die fremde Dame vorstellte und hervorhob, daß seines Wissens der Kommerzienrath sich sehr für Frau v. Reclair interessire und diese ihm viele Gefälligkeiten zu danken habe. Die Majorin, welcher diese Begegnung und die bildsäulenartige gemessene Haltung der Hausfrau um so peinlicher seyn mochte, je mehr sie in diesen Zügen die Spuren geistigen Leidens las, bemühte sich, ihre liebenswürdigste Seite herauszukehren, und plauderte ebenso angenehm wie verbindlich. Das Gewissen schlug sie schmerzlich. Diese Frau war nicht so unbedeutend, wie Hessler sie geringschätzig und gleichsam zu seiner eigenen Entschuldigung geschildert hatte. Dem geübten Scharfblick der Majorin entging nicht der tüchtige Kern von Geist und Charakter in rauher Schale, — ein innerlich gediegenes Wesen, das nur aus Mangel an socialer Routine und Schliff nicht so deutlich an die Erscheinung treten konnte. Die Reclair plauderte, ohne zu denken, und erging sich in überschwenglicher Bewunderung des prächtigen Landhauses, seiner unvergleichlichen Lage, seiner ebenso reichen als geschmackvollen Einrichtung. Sie fand alles charmant, bezaubernd, reizend, himmlisch, beneidenswerth. Aber Frau Louise schwieg und hielt ihr großes graues Auge mit unzerstörbarem forschendem Ernste auf die Majorin gerichtet, die diesen Blick nicht aushalten vermochte und darum mit quecksilberner Beweglichkeit ihre Artigkeit unter die Anwesenden theilte.

„Sie loben vielleicht zu viel, Madame, denn nicht alles ist so glänzend, wie Sie es finden,“ sagte Frau Hessler endlich in einer Pause des artigen Geplauders der Majorin. „Wenn ich mir vielleicht erlauben dürfte, Ihnen unser Haus zu zeigen, das allerdings für unsere dermaligen Verhältnisse und die jetzigen Zeiten allzu glänzend ist, würden Sie sich da und dort in Ihren Erwartungen getäuscht finden. Wir haben hier nicht die geschickten Arbeiter, wie in der Hauptstadt, wo man ein Ameublement für ein einziges Zimmer mit mehreren hundert Thalern bezahlt. Allein lieber im Frieden unter den alten vertrauten Möbeln, als in Sorgen und Sünden unter aller Pracht der Welt! — Darf ich Ihnen das Haus zeigen, Madame?“

„Sie sind allzu liebenswürdig, Frau Kommerzienräthin! Sie werden mich ungemein verbinden,“ erwiderte die Majorin, über deren Züge ein flüchtiger Schatten hingehuscht war, und sah sich wie bittend nach Spahlenberg um, der aber lieber bei den beiden jungen Damen zurückblieb. Was hat diese Frau Hessler nur vor? fragte sie sich selber leise, denn sie fühlte wohl, daß Frau Louise sie nicht ohne Absicht von ihren Töchtern hinweglocke.

Frau Hessler zeigte ihr mit wenigen Worten einige Zimmer mit eleganter Einrichtung und schönen Oelgemälden und den großen Salon, welcher nur an festlichen Gelegenheiten geöffnet wurde und in seinen einfachen Verzierungen von Weiß und Gold jetzt etwas Eintöniges, Kühles hatte. Dann ging es links in ein wunderhübsches Eckzimmer, das zur Aufnahme vornehmerer Gäste eingerichtet war, und von hier in eine nach Südwesten geöffnete Loggiar voll exotischer Gewächse, durch deren offene, von schönen Schlinggewächsen umrankte Seite man eine herrliche, imposante Aussicht nach dem Gebirge genoß.

Frau v. Reclair gerieth ganz in Extase über diese Aussicht, warf sich in einen Schaukelstuhl, betrachtete die Gegend durch ihre Lorgnette und ergoß sich in einen Strom von bewundernden Aeußerungen.

„Wie glücklich und beneidenswerth Sie sind, Frau Kommerzienrath, eine solche seenhafte Wohnung zu besitzen!“ flüsterte Amelie, mit dem Sonnenschirmchen spielend, und bog ihr Köpfchen schmachtend zu Frau Hessler herüber, welche starr dastund, die eine Hand auf eine hohe Stuhllehne gestützt, die andere in der Tasche ihres Hauskleides.

„Meinen Sie, Madame?“ erwiderte sie mit erkünstelter Ruhe, aber eine vernehmbare Erregung klang durch den Ton hindurch. „Wer kann aber glücklich seyn ohne Frieden und wer vergällt uns auch das beseligendste Glück mehr als unsere Neider?“

„Solch gutgeartete, liebenswürdige Kinder, Madame, einen solch frischamen, geachteten Mann zu besitzen, ist ein Glück, das...“

„Das ich zu schätzen weiß, Madame, und das Sie mir gönnen sollten,“ sprach Frau Louise ernst und dumpf. „Was habe ich Ihnen je zu Leide gethan, daß Sie meinen Frieden durch anonyme Briefe stören wollten?“

„Ich, Madame?“ rief die Majorin aufspringend und schrack sichtlich zusammen; „wie kommen Sie zu dieser sonderbaren Idee?“

„Das sollte ich Sie fragen, Frau v. Reclair,“ versetzte die Frau vom Hause mit erschütternder Kälte und Zuversicht. „Sie hatten ja das Vertrauen meines Gatten, seine buhlerischen Liebkosungen, seine reichen Geschenke, die Oper alle, welche er für Sie brachte, seine zärtlichen Briefe, die er Ihnen jetzt ablaufen soll — was bedurfte es der tückischen anonymen Briefe, welche Sie, seine heimliche Freundin, mir schrieben, um mir euer frevles Geheimniß selber zu verrathen? Was wollten Sie damit bezwecken?“

„Madame, ich habe nicht die Ehre, Sie zu verstehen, noch zu begreifen, wie derartige Scenen sich mit dem Begriffe von Gastrecht reimen!“ stammelte die Majorin leichenblaß und stand zitternd auf. „Wie kommen Sie dazu, mich solcher Schandlichkeiten zu bezüchtigen?“

„Weil ich Sie deren überführen kann, weil ich nicht glaubte, daß ein Weib wie Sie die Stirne haben könnte, derjengen gegenüber zu treten, an welcher sie so unverantwortlich gesündigt hat,“ gab Frau Hessler zur Antwort, und ihre wogende Brust, ihr stockender Athem gaben Zeugniß von dem Zwang, den sie sich anthat, ruhig zu bleiben. Thränen zitterten in ihren Wimpern wie in ihrer Stimme. „Sie müssen bleiben, müssen mich hören, die gekränkte, verrathene Gattin. Ich weiß alles. Sehen Sie dieses Briefcouvert, worin Sie heute Nachmittag in einigen Zeilen meinem Manne Ihre Ankunft meldeten und den Schwachen zu sich entboten. Wagen Sie zu leugnen, daß die Handschrift davon übereinstimmt mit den Briefen, womit Sie mich seit Jahr und Tag verfolgten? Wagen Sie zu leugnen, daß mein Gatte erst jüngst eine große Summe für Sie bezahlte und daß Sie heute nur in der Absicht kommen, abermals eine ebenso hohe Summe von ihm zu erpressen durch seine Briefe, die nun werthlos sind, weil mir dieselben nichts mehr verrathen, das ich nicht wußte? Wollen Sie leugnen, daß Ihre Briefe an mich, jene unwürdigen, anonymen Denunciationen, nur den Zweck haben sollten, eine Trennung, eine Scheidung zwischen Hessler und mir herbeizuführen, damit Sie, wie Sie hofften, in dieses ‚Paradies‘ einzögen?.... Nein, leugnen Sie nicht, denn ich habe kein Wort des Vorwurfs und der Anklage für Sie, Madame; ich überlasse die Ahndung dem Richter im Himmel und Ihrem Gewissen und dem Gefühl meines bethörten schwachen Gatten. Er soll alles erfahren und dann wählen zwischen Ihnen und mir. Ich werde mich seiner Wahl unterwerfen. Aber ehe dieß geschehen, sollen Sie ihm kein Geld mehr abpressen, Madame, denn wenn er nochmals schwach, gewissenlos wäre, Ihnen Summen zur Verfügung zu stellen, um welche er in seinen jetzigen Verhältnissen nur seine Gläubiger oder — seine Kinder beraubt, — wenn er es dennoch wagte, einem Hirngespinnst von falscher Ehre ein solches Opfer

Digitized by Google

zu bringen, dann fürchten Sie den gerechten Zorn einer gekränkten Gattin und Mutter, die Rache meines Sohnes und die Strenge der Gesetze!... Dann, Madame, ist es mit meiner Nachsicht zu Ende!“ ...

Die Majorin zitterte an allen Gliedern. Diese einfache Frau erschien ihr umgeben von einer Würde und Hoheit, welche sie, die Schuldige, förmlich niederschmetterten. Sie rang mit einer Ohnmacht, sie fand keine Worte. Der freche Stolz und Trotz, den sie anfangs zur Schau getragen, zerschmolz wie Schnee an der glühenden beredten Rede, zerschellte wie dünnes Eis an der unerschütterlichen sittlichen Hoheit von Frau Louisens Gebahren.

„Sie irren, Frau Kommerzienräthin! ... Sie gehen zu weit .... Sie beschuldigen mich mancher Dinge, die ich mit Entrüstung zurückweisen muß!“ stammelte die Majorin endlich halb tonlos. „Wenn Sie mich nur einen Moment ruhig anhören wollten, würde ich Ihnen nachweisen, daß nicht alle Schuld mich trifft ...“

„Ich bedarf Ihrer Vertheidigung nicht und will Sie nicht anhören,“ fiel ihr Frau Hefter in's Wort. „Ich bin nicht Ihre Richterin. Behalten Sie, was Ihnen mein Gatte gegeben hat, und genießen Sie es nach Ihrer Weise; aber mögen meine Worte Ihnen immer gegenwärtig seyn und Sie bei Zeiten warnen vor einem Wege, der nur zu Elend und Verderben führt. Versuchen Sie nicht, den Mann zu beschuldigen, der sich in Ihren Netzen verfangen hat. Wären die Frauen nicht so schlecht, so würden die Männer nicht so leicht siegen. Gott verzeihe Ihnen, armes, unglückliches Weib, und führe Sie auf andere Wege. Und nun Gott befohlen!“ Eine herrische, in ihrer ausdrucksvollen Einfachheit unbeschreiblich edle Geberde zeigte der Majorin die Glasthüre, welche nach dem Korridor führte. Frau v. Reclair wankte hinaus, huschte eiligst die Treppe hinab und verließ das Landhaus. Als sie der Gartenpforte zuschritt, sah sie das Buggy mit dem Reitknecht davor halten. Sie winkte dem Groom, daß er sie beim Einsteigen unterstütze, und ihre Kräfte verließen sie beinahe, als sie sich auf den Sitz hinaufschwang.

„Steigen Sie auf und bringen Sie mich schnell nach dem Hotel Schwägerle,“ sprach sie mit tonloser Stimme; „ich fühle mich krank, sterbensübel!“ Der Groom gehorchte und in der nächsten Minute rollte der Wagen davon.

„Alle Wetter, was ist dieß? Frau v. Reclair fährt fort ohne mich? was soll das heißen?“ rief Spahlenberg, als er die Equipage davonfahren sah; „was hat denn der Tölpel von Bedienten vor?“

„Er entsühnt uns einen Besuch, welcher seinen Zweck ganz vereitelt hat und vollständig entlarvt ist,“ entgegnete Frau Hefter, welche bei seinen Worten geräuschlos eingetreten war. „Frau v. Reclair wird es Ihnen nicht danken, Herr v. Spahlenberg, daß Sie ihr die Hand zu einem derartigen Unternehmen geboten haben, und noch weniger wird Ihnen Hefter es danken, daß Sie die Vermittelung übernahmen zu einem Anschlage auf seine Kasse, dessen Wiederkehr ich vereitelt habe.“

„Was belieben Sie hiemit sagen zu wollen, Frau Kommerzienrath?“ fragte Spahlenberg spitzig und mit frecher Stirne.

„Oh, Sie wissen zu gut, daß ich vor diesen beiden reinen Wesen mich auf keinerlei Erörterungen einlassen werde,“ versetzte Frau Hefter mit bitterem Lächeln. „Auch dieser Anschlag mißlingt und scheidet die Meinigen und mich auf immer von Ihnen. Wenn mir jemals noch irgend ein Zweifel geblieben wäre, daß ich in Ihnen den bösen Dämon meines Gatten, den Verführer meines Friedens zu suchen habe, so hätte mir diese halbe Stunde die Gewißheit davon gegeben! — Kommt, Kinder; wir haben hier nichts mehr zu suchen!“ Und die bebenden Hände ihren verblüfften Töchtern reichend, schritt sie mit ihnen rasch aus dem Zimmer.

„Abgeblitzt!“ murmelte Spahlenberg; „der Teufel mag wissen, was zwischen den beiden Weibern vorfiel. Na, die Rache ist mir diesmal nicht gelungen! Auch gut, dann nehme ich mir meine Revanche in andrer Weise!“ Mit leisem Muthbeben entfernte er sich.

Auf halbem Wege in der Stadt kam ihm sein Buggy entgegen, und der Groom sagte: „Die gnädige Frau ist erkrankt und läßt bedauern, daß sie den gnädigen Herrn heute nicht mehr empfangen kann. Ich dachte, ich bringe sie nicht mehr ganz nach Hause.“

Spahlenberg blickte auf seine Uhr. „Gib mir den Ueberzieher, und dann rasch nach der nächsten Bahnstation. Ich muß noch mit dem Nachtzuge fort. Der Koffer ist doch hier? — Gut denn!“ er schnalzte mit der Zunge und schwang die Peitsche, und die beiden ungarischen Pferdchen trabten frisch in den dämmernden Abend hinein.

20.

Es dämmerte bereits, als Emil Dauels über den Hügel nach dem kleinen Gasthause zur 'frohen Aussicht' heraustieg, wohin ihn der Assessor Gehring und der Rechtspraktikant Werfer hatten entbieten lassen. Eine Anzahl von Hagenbacher Honoratioren saß an den schmucklosen Tischen von Tannenholz unter den Bäumen des Gartens, die Herren rauchend und politisirend oder mit Kartenspiel beschäftigt, die Frauenszimmer strickend, medisirend oder von häuslichen und Familien-Angelegenheiten plaudernd. Dauels fand seine Freunde in Begleitung des Regierungsraths Moritz im fernsten Theile des Gartens an einem abgelegenen Tische und so sehr in ihr Gespräch vertieft, daß sie seine Annäherung nicht näher bemerkten, als bis er dicht vor ihnen stand.

„Ah, da ist ja Dauels?“ rief Adolph Gehring; „na, Du kommst eben wie gerufen, lieber Freund! Wenn irgend jemand, so kannst Du uns Auskunft geben über diese Verhältnisse, welche ja auch Deine Stellung nahe berühren.“

„Was für Verhältnisse meinst Du damit, Assessor?“ erwiderte Dauels verwundert.

„Du sollst sogleich hören, mein Lieber!“ sagte Gehring und stellte den Regierungsrath Moritz und Herrn Dauels gegenseitig vor. „Wofür hinter dem Berge halten, lieber Moritz?“ wandte er sich dann an diesen. „Dauels ist ein Ehrenmann, für dessen Diskretion ich bürge und der es mit der Familie des Herrn Hefter aufrichtig meint; er ist aber zugleich auch ein solch erfahrener Geschäftsmann, gleich vertraut mit kommerziellen und volkswirthschaftlichen Dingen, daß ich auf sein Parere mehr gebe, als auf dasjenige aller hiesigen Beamten und Kaufleute oder Industriellen, bei welchen allen doch immer eine gute Dosis persönlicher Anschauung mit unterläuft. Also dent' ich, es ist am besten, wir sprechen offen mit Dauels über die Sache!“

„Einverstanden,“ entgegnete Herr Moritz, auf welchen die persönliche Erscheinung des Herrn Dauels einen äußerst günstigen Eindruck gemacht hatte.

„Sie sehen mich sehr überrascht, meine Herren,“ sagte Dauels etwas betreten. „Um was handelt es sich denn eigentlich?“

Allein erst als Herr Werfer für Dauels ein Seidel Bier herbeigeschafft hatte, um wenigstens vorerst einer Unterbrechung durch die Kellnerin vorzubeugen, ward Herrn Dauels mitgetheilt, daß Regierungsrath Moritz vom Ministerium hieher geschickt worden sey, um an Ort und Stelle Erkundigungen über die Verhältnisse der Herren Hefter und Spahlenberg einzuziehen, welche bei der Regierung um die Erlaubniß nachgesucht hatten, eine großartige Handels- oder Aktiengesellschaft zu gründen, um durch Erweiterung ihrer beiden bestehenden Fabriken und Hinzufügung neuer einschlagender Fabrikationszweige eine ganz neue Aera industrieller Thätigkeit in diesem abgelegenen Winkel des Landes zu eröffnen, besten noch unerschlossene Hülfsquellen an Wasser- und menschlichen Arbeitskräften, an Holz, Torf u. s. w. auszubeuten und eine Zeit des allgemeinen Wohlstandes in dieser nicht gerade armen, aber doch für Ackerbau und Gewerbe bisher noch unentwickelten Gegend anzubahnen.

„Also haben die beiden Herren ihr Projekt schon ins Werk gesetzt?“ entfuhr Dauels unwillkürlich.

Digitized by Google

„Sie wissen also schon darum, mein Herr?“ fragte der Regierungsrath.

„Allerdings; Herr Hefftter sprach mit einmal davon und wollte mich für die Idee gewinnen, auf den Seeplätzen und Geldmärkten Aktionäre dafür zu werben.“

„Und Sie ließen sich hiezu nicht herbei?“

„Nein, Herr Regierungsrath, und aus zwei gewichtigen Gründen. Ohne verkennen zu wollen, daß die Idee eine geistvolle und fruchtbringende ist, erscheinen mir einerseits der Zeitpunkt und die momentanen Verhältnisse des Geldmarkts dazu nicht ermuthigend, und andererseits habe ich kein Vertrauen in die Persönlichkeiten. Ueber Herrn Hefftter, meinen Prinzipal, erlassen Sie mir wohl jede Aeußerung, weil mir Takt und Rücksichten Schweigen hierüber gebieten; allein was Herrn Spahlenberg anlangt, so verkenne ich zwar nicht den gescheidten, weltgewandten, geriebenen und sogar geistreichen Mann in ihm, aber er erscheint mir doch nicht als derjenige energische, zähe und umsichtige Geschäftsmann, welchem ich die Leitung eines solchen umfangreichen Unternehmens mit bedingungsloser diskretionärer Gewalt anvertrauen würde ....“

„Siehst Du, Moriz, ganz dasselbe, was wir von Ihm sagten! Spahlenberg ist ein Schwindler,“ bemerkte Werfer lebhaft.

„Zum wenigsten ein rücksichtsloser Egoist, der in der Wahl der Mittel zu seinen Zwecken nicht sehr scrupulös ist,“ verbesserte Gehring.

„Aber selbst abgesehen von diesen Erwägungen und Gegengründen,“ fuhr Dauels fort, — „würde mich schon Ein Umstand vorneweg abgehalten haben, diese Pläne verwirklichen zu helfen: der Umstand, daß die Idee nicht einmal eine originelle ist, sondern daß Spahlenberg sie nur entlehnt hat, und daß ich das unschuldige Werkzeug war, das sie ihm verrieth.“

„Ah? und wer ist der ursprüngliche Erfinder dieses Gedankens?“ fragte Moriz.

„In beschränkterem Maße der junge Gustav Hefftter, mein Freund,“ entgegnete Dauels. „Er wäre der Mann dazu, ein solches Unternehmen allein in's Werk zu setzen, und er fände dazu auch die Mittel, denn er ist ein kaufmännisches Genie. Von ihm rührt der Plan her, dem Holzreichthum dieser Berge einen geregelten Abzug auf dem holländischen Markt zu schaffen und als Ersatz dafür Baumwolle hieher zu liefern, welche durch die zahlreichen Wasser- und menschlichen Arbeitskräfte der hiesigen Armen in Manufakte verwandelt werden sollen, die dann wiederum durch holländische Handelshäuser auf dem überseeischen Markt verwerthet werden. Das wäre ein ungemeiner Gewinn für diese Gegend, und müßte zur sittlichen und materiellen Hebung der örtlichen Bevölkerung wesentlich beitragen. Aber die Sache ist noch nicht spruchreif, und wenn es sich um die Kapitalisten dafür handelt, so sind solche in Holland leichter zu finden als hier, und das Gelingen des Unternehmens ruht sicherer in der Hand eines Einzelnen, als in dem kostbaren und schwerfälligen Mechanismus einer Aktiengesellschaft. Einem Manne wie Gustav Hefftter gelingt es leichter, ein Consortium von Capitalisten auf seinen persönlichen Kredit hin zusammenzubringen, als den verlockendsten und pikantesten Phrasen eines Prospekts, unter welchem der Name Spahlenberg steht.“

„Hm, das ist allerdings richtig, denn im Vertrauen gesagt, in der Hauptstadt scheint Herr Spahlenberg keinen besondern Kredit zu genießen,“ sagte Herr Moriz. „Die Sache ist eine sehr kitzliche und meine Mission darum nicht leicht. Herr Spahlenberg hat unverkennbar den Regierungs-Präsidenten und die Oberbeamten des hiesigen Bezirks auf seiner Seite ...“

„Natürlich; man hat diesen Herren die Aussicht eröffnet, mit den Aktien, welche man für sie vorbehält, einen namhaften Gewinn an der Börse zu machen, wann dieselben durch künstliche Hausse über Pari emporgetrieben werden — man kennt ja diese Kniffe,“ schaltete Gehring ein.

„Der Präsident hat den Minister dahin zu gewinnen gewußt und das allerhöchste Interesse des Landesherrn hiefür angeregt, welcher mit Freuden die Hand zur Verwirklichung eines Planes bietet, wodurch eine solche Aera der Prosperität über diesen Bezirk heraufgeführt werden soll,“ fuhr der Regierungsrath fort. „Der Landesherr wünscht, daß man dem Projekt die bereitwillige Unterstützung von Staatswegen angedeihen lasse, und einer der einflußreichsten Hofbeamten, welcher in dieser Gegend begütert ist, unterstützt den hohen Herrn in dieser Anschauung und leistet dem Spahlenberg'schen Projekt allen möglichen Vorschub. Der Handelsminister dagegen, ein principieller Feind des Aktienschwindels, bereitet der Verwirklichung des Projekts Schwierigkeiten. Er hat mit den Vorständen der Bank, mit den bedeutendsten Bankfirmen, mit großen Industriellen gesprochen und ziemlich erschöpfende Erkundigungen über die beiden Faiseurs des Unternehmens eingezogen. Aber diese lauten, wie es scheint ....“

„Sehr ungünstig — sagen Sie es ohne Rückhalt heraus, Herr Regierungsrath,“ fiel Dauels dem Zögernden in's Wort; „es ist in der Hauptstadt kein Geheimniß mehr, daß Herr Hefftter im Gedränge ist, und man muthmaßt daher, er wolle durch dieses Hülfsmittel seine ökonomischen Verhältnisse nur aufbessern oder maskiren, nicht wahr?“

„Ich kann nicht leugnen, daß derartige Winke gefallen sind, mein Herr, obschon darin manche gehässige Uebertreibung seyn mag,“ fuhr der Regierungsrath fort. „Indessen wird Herr Hefftter dabei ohnedem weniger in Betracht kommen, weil unverkennbar die Gönner des Herrn Spahlenberg daran arbeiten, diesen als den Urheber der ganzen Unternehmung hinzustellen und in den Vordergrund zu schieben, und er sich selbst alle Mühe gibt, Hefftter nur als denjenigen darzustellen, den er aus freundschaftlichen und wohlwollenden Rücksichten mitlaufen lasse. Mein Chef, der Minister des Innern, ist dadurch in eine etwas peinliche Situation gekommen. Einerseits riskirt er seine Popularität, wenn er einer Unternehmung entgegentritt, welche ein so gemeinnütziges Programm aufstellt; anderseits kann er sich den warnenden Vorstellungen des Handelsministers und der Centralstelle für Gewerbe und Industrie nicht ganz verschließen. Einerseits soll er den Landesherrn nicht von der Förderung eines löblichen Unternehmens abhalten, und anderseits riskirt er doch eine ungemeine persönliche Verantwortung dem Landesvater gegenüber, wenn dieser Versuch eines Aktien-Unternehmens sich nur als eine glänzende schimmernde Saifenblase erweist, die man steigen ließ, um sich einen vorübergehenden Vortheil damit zu sichern. In diesem Dilemma hat mein Chef mich hieher geschickt, um an Ort und Stelle Nachforschungen und Erkundigungen anzustellen, und ich kann mir nur gratuliren, daß mir der Zufall so günstig war, mich mit Ihnen zusammenzuführen, Herr Dauels, denn der Umstand, daß die Idee des Unternehmens schon eine ertborgte ist, wiegt einigermaßen schwer in meiner Werthung der Sache.“

Dauels war sehr ernst geworden. „Ich kann Ihnen nicht verhehlen, Herr Regierungsrath, daß es mich schmerzen wird, wenn ich das Projekt des Herrn Hefftter senior vereitle,“ sagte er; „allein trotzdem kann ich und darf ich nicht verschweigen, daß ich als Mann von Ehre und Gewissen nicht anders handeln konnte. Wenn ich schon in meinem Prinzipale nicht die ganz geeignete Persönlichkeit zur Leitung eines solch umfangreichen Unternehmens sehe, so vermag ich in Spahlenberg noch weniger Garantieen für seine Qualifikation hiezu zu entdecken. Indessen scheinen die beiden Herren keine Ahnung von Ihrer Mission zu haben, Herr Regierungsrath, denn sonst wir bekannt, sind die Herren Hefftter und Spahlenberg heute Abend in die Hauptstadt abgereist, um wahrscheinlich ihr Projekt zu betreiben und ihre Gönner anzuspornen oder neue Kanäle zu suchen, vermittelst deren man auf die maßgebenden Persönlichkeiten wirken kann.“

„Jemun, ich glaube, daß beiden sehr viel an Beschleunigung der Concessions-Ertheilung gelegen ist,“ versetzte Moriz. „Auch wissen

Digitized by Google

Laden eines türkischen Waffenschmieds in Straße.

Digitized by Google

wir, daß die Herren Unternehmer kein Mittel verschmäht haben, um sich Gönner und Fürsprecher zu verschaffen. Selbst Kammerdiener und Zofen wurden bestochen ...“

„Ah, und die hübsche kleine Frau im neuen Hotel, welche der alte Hefftер so zärtlich lüßte, war wohl auch solch ein Werkzeug?“ plapte Werfer lachend heraus.

Daules blickte fragend auf und sah Werfer und Gehring der Reihe nach an. „Ich wollte, Du hättest für Dich behalten, was Du gesehen zu haben behauptest, Georg,“ sagte der Assessor mißbilligend. „Ich wenigstens habe nichts von dem angeblichen Kuſſe bemerkt, und zweifle auch, daß ...“

„Mein Wort darauf, er hat sie geküßt!“ betheuerte Werfer. „Na, und was liegt denn auch daran, daß Daules es weiß? Sagen wir es ihm lieber vollends, damit er nicht Wunder-was vermuthet. Wissen Sie etwa, Herr Daules, ob der Herr Kommerzienrath die hübsche Frau v. Neclair als Reisegesellschafterin mitgenommen hat oder ob wir sie morgen an der Table d'hôte im Hotel Schwägerle sehen werden?“

„Neclair? Neclair? der Name muthet mich bekannt an, aber ich kenne die Dame nicht. Was ist's mit ihr und Herrn Hefftер?“ fragte Daules.

„Jenun, wir haben nahezu im neuen Hotel einen sehr zärtlichen Abſchied gestört, welchen Ihr Alter von einer sehr pikanten kleinen Frau, einer Majorswittwe aus der Residenz, nahm, die nach der Aussage von Moritz ein ‚gefallener Engel‘ seyn soll,“ rief Werfer in muthwilligem Leichtſinn. „Aber ich will nicht eben behaupten, daß seine Umarmung und der Kuß, den er ihr auf den Mund drückte, nicht ebensogut väterlich gemeint gewesen seyn können, wie es der Unterſchied der Jahre ...“

„Und wann war dieß?“ fiel ihm Daules lebhaft in's Wort.

Werfer nannte die Stunde, und Daules ward inne, daß dieses Abſchiednehmen unmittelbar dem Verlangen des Geldes von Seiten des Kommerzienraths vorangegangen seyn mußte. Aber er behielt seine Wahrnehmungen für ſich und ſchwieg. Doch folgte er der Unterhaltung der anderen Herren nur zerſtreut, und nahm die erſte Gelegenheit wahr, wo dieſe aufſtanden, um ſich von ihnen zu verabſchieden unter dem Vorwande, daß er noch dringende Briefe zu ſchreiben habe, worauf er gedankenvoll den Rückweg nach der Stadt einſchlug und über das Gehörte nachzürdelte.

„Ich fürchte, wir haben dieſem Herrn da einige unruhige Stunden bereitet,“ ſagte Moritz, als Daules fort war. „Er erſchien mir zuſehends verdüſtert. Es wäre mir ſehr unlieb, wenn er gegen ſeinen Prinzipal plauderte.“

„Bah, daran iſt nicht zu denken, — Daules iſt ein Mann von Charakter und Ehre; ich bürge für ihn,“ entgegnete Gehring. „Ihn bekümmert mehr der Mißbrauch, welcher mit ſeinen Mittheilungen über Guſtav Hefftер's Pläne getrieben wurde, und das frivole Licht, in welchem ihm der alte Hefftер nun erſcheinen muß, denn ich ſelbſt hätte gewünſcht, daß Daules von dem ſittlichen Werthe ſeines Chefs noch eine beſſere Meinung behalten hätte. Fortan kann er ihn entweder nicht mehr achten, oder muß ihm ſeine Geringſchätzung verbergen, und das iſt eine ſtarke Zumuthung für einen Mann von Ehre.“

„Ich mache mir darüber keine Skrupel, Adolph,“ ſagte der leichtfertige Werfer gleichmüthig. „Der Kommerzienrath iſt ein alter Sünder, und Daules nachgerade lange genug hier, um zu wiſſen, in welchem Rufe der Alte ſteht. Daules war eher etwas verdüſtert durch die naheliegende Möglichkeit, ſeine Stelle zu verlieren, wenn das Alien-Unternehmen zu Stande kommt.“

Adolph war im Begriff, ihm hierauf zu antworten, biß ſich aber auf die Lippen, als ob er ſich eines Beſſern beſänne. „Es beginnt kühl zu werden — gehen wir in's Haus oder kehren wir nach der Stadt zurück?“ fragte er.

„Gehen wir in Moritz's Gaſthof! vielleicht erfahren wir noch etwas Näheres von der hübſchen Majorin!“ rief Werfer.

„Junge, Junge! nimm Dich vor dieſer in Acht! Du möchteſt leicht Deine Schmetterlingsflügel bei dieſer da verbrennen, denn ſolchen Abenteurinnen biſt Du guter Provinziale noch nicht gewachſen,“ warnte Moritz lächelnd. —

Als Gehring und Werfer nach Mitternacht vom Hotel Schwägerle zurückkehrten und an Daules Wohnung vorüberkamen, ſahen ſie noch Licht hinter ſeinen Fenſtern — er war noch ganz vertieft in Briefſchreiben.

21.

Herr Hefftер war ungefähr ſechs Tage in der Hauptſtadt geblieben, und erſchien eines Vormittags ganz unerwartet wieder in Hagenbach, und zwar in einer Extrapoſt in Gemeinſchaft mit Herrn Spahlenberg, der in eben dem Maaße hoffnungsvoll und ſiegestrunken erſchien, wie Hefftер gedrückt, niedergeſchlagen und in ſich gekehrt.

Am alten Wehrthore, dem nächſten bei der Hefftер'ſchen Villa, ließ Spahlenberg die Poſtchaiſe halten, und der Kommerzienrath ſtieg aus mit einem wahren Armeſündergeſicht.

„Nur Courage, Kommerzienräthchen!“ ſagte Spahlenberg mit einer gewiſſen Ueberlegenheit und herablaſſenden Vertraulichkeit; „ich geſtehe zu, daß das Wiederſehen mit Frau Louiſen kein angenehmes ſeyn, daß die Damen Ihnen einige Scenen bereiten werden. Aber ſtehen Sie nur feſt hin und weiſen Sie den Weibern die Zähne, erklären Sie alles für böswillige Verleumdung, und Sie werden ſie ſchon zur Ruhe bringen. Und in allem Andern bleibt es definitiv bei unſerer Abrede: am Sonntag im Bade Lerchenthal offizielle Verlobung, gleichviel, ob Fräulein Leonie damit einverſtanden oder nicht ...“

„Sie haben mein Wort, Spahlenberg, ich werde diesmal meinen Kopf durchſetzen; aber Sie werden mir Ihr Wort auch halten, werden mir die Neclair vom Halſe ſchaffen und Ihre Wechſel prompt einlöſen, denn Sie wiſſen, der alte Beuttinger verſteht keinen Spaß ...“

„Unbeſorgt, Kommerzienräthchen! ſo wie die Sachen ſtehen und am Vorabend des großen Coup, den wir machen, werde ich mich wohl hüten, Sie mit den Wechſeln im Stiche zu laſſen; denn das hieße ja alles vereiteln. Und wie geſagt, Sie haben mein Wort, daß ich nur auf eine Verlobung dringe, um mir Revanche für jene Scene auf dem Ball zu verſchaffen. Wenn Fräulein Leonie ſich dazu bequemt, mir Abbitte zu leiſten, ſo werde ich ihr Wort gerne zurückgeben. Aber der öffentliche Affront muß öffentlich geſühnt werden, wenn wir länger Freunde bleiben wollen. Früher betrete ich Ihre Schwelle nicht mehr, und früher kann auch nicht von der Ausführung unſerer gemeinſamen Pläne die Rede ſeyn.“

„Seyn Sie ohne Sorgen, Spahlenberg — es muß biegen oder brechen,“ murmelte Hefftер dumpf.

„Nur Courage und feſtes Auftreten, und vor Allem trauen Sie dem Schleicher Daules nicht mehr und imponiren Sie 'mal Ihren Damen!“

„Auf Wiederſehen, Spahlenberg! — Und nicht wahr, Sie ſprechen die Neclair noch heute und ...“

„Noch dieſen Abend, ſobald es dunkelt, Kommerzienräthchen! Sie werden ſehen, ich ſchaffe ſie Ihnen vom Hals. Eine Hand wäſcht die andre. Au revoir!“

Der Kommerzienrath winkte dem Thorwächter herbei und bat ihn, ſein Gepäck in Verwahrung zu nehmen. Dann ſtieg er die Landſtraße hinan und bog in den Heckenweg ein, welcher zur Fabrik führte. So gelangte er ganz unbemerkt in's Haus und erſchien plötzlich im Comptoir, wo ſein unvermittelteſ Erſcheinen wortloſes Erſtaunen hervorrief.

„Guten Morgen, Daules!“ ſprach er. Dieſer lehnte am Fenſter und las in einem Briefe, welcher ſeine ganze Aufmerkſamkeit zu feſſeln

Digitized by Google

schien; er schrack beim Tone dieser Stimme zusammen und verbarg schnell den Brief, ehe er sich umwandte. — „Guten Tag, Herr Kommerzienrath," sagte er jedoch, sich schnell wieder fassend; „wie? Sie sind schon hier?... Die Post ist so eben angekommen, wollen Sie nicht gefälligst nachsehen?"

„Nachher, nachher! Wie steht es im Geschäft? alles glatt und in der Reihe?"

„Alles, Herr Kommerzienrath; neue Aufträge und Anstellungen, die Zeiten bessern sich zusehends."

„Soll mir lieb seyn, Herr Dauels," erwiderte Hefter zerstreut. „In der Hauptstadt sieht es nicht darnach aus; da sind die Verhältnisse womöglich noch schwieriger geworden, wie ich Ihnen später erzählen werde. Allein — was ich sagen wollte: keine Briefe aus Holland da?"

„Doch, doch, Herr Kommerzienrath, zwei Privatbriefe für Sie von Amsterdam — hier!" und Dauels nahm sie aus seinem Pulte.

Herr Hefter warf einen flüchtigen Blick auf die Adressen der Briefe, schloß sein Privatkomptoir auf und begab sich hinein. Die beiden Schreiben wogen wie Blei in seiner Hand, und mit beklommener Brust warf sich der Fabrikherr in seinen Lehnstuhl, trocknete sich den Schweiß von der Stirne und starrte auf die Briefe. „Was werden sie bringen?" flüsterte er tonlos. „Rettung oder Verfagen? Ich weiß nicht, mir graut nachgerade vor diesem Spahlenberg, und wenn er wirklich mich hinterginge, was dann?"... Erst nach einer langen Pause der Erwägung und Selbstaufraffung fand er den Muth, die Briefe zu öffnen. Der eine war von seinem Sohn, der andre von Herrn Delffs, dem Faktotum des Großonkels Gottlieb Wagner in Rotterdam.

Mittlerweile hatte Dauels den Brief hervorgeholt, welchen er vorhin so rasch versteckt hatte, und las ihn zu Ende. Wir wollen ihm dabei über die Schultern blicken und die betreffende Stelle mitlesen:

„Daß Du meinen Plan billigst, freut mich ungemein, denn obschon eine kleine Täuschung, ist dieser Plan vielleicht der einzige Weg zur Rettung. Der Onkel beurtheilt allerdings meinen Vater mit unerbittlicher Strenge, aber sein Mißtrauen mag nicht ungegründet seyn, und er würde ganz so handeln, wie ich in unserm Plane angedeutet habe. Ohne den Status gesehen zu haben, würde er keinen Stüber herausgeben, und selbst dann nur unter den bündigsten Verklausulirungen. Also laß mich gewähren und melde mir nur immer pünktlich und rasch jedes Ereigniß. Ich bin überzeugt, daß wir mit vereinten Kräften doch noch das Furchtbarste abwenden.

„Kirchhoff ist gestern von Utrecht zurückgekommen und hat die Frau gesprochen; jeder Zweifel ist gehoben — der Elende hat sie verlassen und verstoßen, und glaubt sie todt. Aber sie nimmt meinen Vorschlag mit Begierde an und wird nach Hagenbach reisen, wo ich sie an Dich adressiren werde. Sorge Du einstweilen für sie, bis sich die Gelegenheit ergibt, den Schlag zu führen. Dortse und mein zukünftiger Schwiegervater wollten sich ausschütten vor Lachen, als Kirchhoff gestern kam und uns berichtete, wie auch dieser Plan zu gelingen verspreche. Darum gutes Muthes und bester Hoffnung, mein Freund, und vor Allem verhehle mir gar nichts in den Umständen meines unglücklichen Vaters — keine seiner Schwächen, seiner Heimlichkeiten! Ich werde niemals aufhören, in ihm den Vater zu ehren, auch wenn seine Handlungen ihn mir schuldig erscheinen lassen. Ich werde Allem aufbieten, ihn von Uebereilungen oder gar Vergehen zurückzuhalten, wozu solch ein eigenwilliger Charakter in der Verblendung der Selbstsucht so leicht geneigt ist. Aber dazu mußt Du mitwirken, mein theurer Freund! um meinet- wie um der Meinigen willen, und Dein Lohn wird Dir nicht entgehen.

„Von ganzem Herzen Dein Gustav."

Ein freundliches Lächeln, ein Blitz der Freude in seinen dunklen Augen verriethen die Züge des Buchhalters, als er die Anspielung auf den Lohn las, welcher ihm werden sollte, denn er wußte ja, von welcher Seite dieser kommen sollte. Hastig faltete er den Brief zusammen, schob ihn in die Brusttasche und wandte sich wieder zu den Geschäftsbriefen. —

Der Kommerzienrath hatte nun seine beiden Briefe auch gelesen und schien mit dem Inhalte derselben nicht unzufrieden zu seyn, denn er athmete sichtlich auf, als er sie in das Pult verschloß. Dann trat er an das Fenster, schaute hinaus, trommelte an die Scheiben, setzte mit resoluter Miene seinen Hut auf, knöpfte den leichten, grauen Sommerüberzieher zu und ging durch das Comptoir. „Dauels, wir reden hernach ein Wort; ich will nur erst meine Familie begrüßen," rief er diesem zu und eilte nach dem Corridor, der zur Treppe des Vorderhauses führte.

Frau Hefftter und ihre beiden Töchter arbeiteten im Wohnzimmer, als der Schritt des Kommerzienraths auf dem Flur ertönte. „Das ist ja Papa," rief Leonie überrascht, eilte zur Thüre und flog dem Eintretenden auf der Schwelle um den Hals; „Gott willkommen, Väterchen! aber welche Ueberraschung! Wir sahen uns hörten nichts von Deinem Kommen!"

„Ich kam durch die Fabrik und das Comptoir, Kind! Geschäfte, dringende Geschäfte. Gott zum Gruß, Louise! willkommen, Emma!"

„Gott grüße Dich, Manuel, und segne Deinen Eingang in der Heimath!" erwiderte Frau Hefftter und erwiderte Gruß und Handschlag ihres Gatten so unbefangen, als ob jene Begegnung mit der Majorin v. Reclair niemals stattgefunden hätte. „Wie kommt es denn, daß Du zu solch ungewöhnlicher Stunde anlangst? Kamst Du nicht mit der Bahn?"

„Doch, doch, Louise! aber wir verspäteten uns gestern in N., wo wir noch Geschäfte zu besorgen hatten, und konnten nur noch bis M. fahren, wo wir übernachteten, und so nahmen Spahlenberg und ich heute früh Extrapost und fuhren herüber, um nicht zu lange auf den Bahnzug warten zu müssen."

„Da wirst Du müde und hungrig seyn, Manuel! Geh, Emma, besorge dem Vater ein Gabelfrühstück! Mache Dir's bequem, Manuel; soll ich Dir etwa ein Bad richten lassen? O gottlob, daß Du zu Hause bist! Der Eisenbahnunfall bei K. vorgestern, wo drei Personen verunglückten, hat uns furchtbar erschreckt, und ich ruhte nicht eher, als bis Herr Dauels telegraphisch angefragt hatte, ob Du nicht dabei verwickelt seyest, und wir die tröstliche Antwort vom Gegentheil erhalten hatten."

Dem Kommerzienrath glühte etwas wie Beschämung auf den Wangen auf, und das Gewissen schlug ihn heftig. Welche treue Liebe und Anhänglichkeit von Seiten dieser Frau, welche er so sehr verachtet und verrathen hatte! welche Unbefangenheit und Ruhe ihm gegenüber, den sie doch verachten und hassen mußte, wenn nur einiges von demjenigen sich bewährte, was Spahlenberg ihm erzählt hatte von der Begegnung seiner Frau mit der Majorin und von dem verdächtig schnellen Abschiede der letztern aus seinem Hause! Herr Hefftter hatte sein Haus betreten mit der Absicht, den Hausdespoten zu spielen und seine stille, bescheidene Frau durch Toben und Herrschsucht einzuschüchtern, wenn sie auch nur eine leise Empfindlichkeit wegen seiner Beziehungen zu der Majorin an den Tag lege; er wollte sie überschreien und durch Drohungen und Grobheiten zum Schweigen zwingen, denn er war ganz sicher, daß sie ihm in der ersten Viertelstunde der Heimkehr eine Scene bereiten und die leidenschaftlichsten Anklagen gegen ihn erheben werde, allein er sah sich hierin getäuscht. Frau Louise war liebreich und ruhig gegen ihn, sogar nicht einmal so ernst, wie sie sonst wohl gewesen war, denn ihr Gemüth selbst schien ruhiger zu seyn. Sie sorgte zunächst für das leibliche Behagen ihres Gatten mit einer Bestissenheit, wie er sie an Frau Louisen noch nie bemerkt zu

Digitized by Google

haben glaubte, da ihm sein Gewissen den Kontrast zwischen dem, was er um diese Frau verdiente, und demjenigen, was sie ihm an unaufdringlicher zärtlicher Fürsorge und liebreichem Wohlwollen bot, desto auffälliger erscheinen ließ. Er ward unwillkürlich einigermaßen gerührt von diesem Gebahren Frau Louisens, aber der gute Geist gewann noch nicht die Oberhand in ihm über den Dämon. Mit Mißtrauen belauerte er heimlich Frau Louisens Betragen und daßjenige seiner beiden Töchter: Ihr spielt Komödie, sagte er zu sich selbst; ihr wollt mich sicher machen und einschläfern, weil ihr mich fürchtet, aber nur gemach! ich werde auf meiner Hut seyn, Delila; ihr sollt mich nicht überrumpeln! — Wie sehr er sich jedoch auch Mühe gab, in dem Benehmen der Seinigen etwas Verdächtiges, Zweideutiges, Erzwungenes zu entdecken, so wollte ihm dieß nicht gelingen. Gattin und Töchter erkundigten sich anscheinend ganz harmlos und unbefangen nach dem, was er in der Hauptstadt getrieben, und nach dem Ergebnisse seiner Geschäfte, und berichteten ihm über die lokalen Ereignisse zu Hagenbach, welche allerdings weder sonderlich interessant, noch von wesentlicher Bedeutung waren.

Der Kommerzienrath hatte sein Gabelfrühstück eingenommen und schlürfte noch an seinem Wein, als Frau Louise etwas schüchtern anhub: „Ich habe Dir noch eine Mittheilung zu machen, lieber Manuel, welche Dich vielleicht unangenehm berühren wird."

„Nun?" wallte der Kommerzienrath auf und blickte seine Frau scharf an; aber trotz aller Mühe der Selbstbeherrschung stockte ihm der Athem; „was gibt es denn?"

„Herr Beuttinger war vorgestern hier und verlangte mich zu sprechen ..."

„Beuttinger? was hat der alte Hansnarr bei Dir zu verhandeln?" fuhr Herr Hefftер auf, und die Stirnader schwoll ihm. „Hat er Dir bang machen wollen in der Hoffnung, mich zu demüthigen? Ah, da hat er die Rechnung ohne den Wirth gemacht! ich werde ihm niemals nachgeben — nie!"

„Sey nicht leidenschaftlich, lieber Mann, und laß mich ruhig ausreden," fuhr Frau Louise fort, die an solches Aufblitzen wilder Leidenschaft bei ihrem Eheherrn schon gewöhnt sein mochte. „Beuttinger ist zwar noch sehr gereizt und empfindlich, aber er hat doch kein schlechtes Herz, Manuel. Er kam, um mich zu versichern, daß er sich nicht an Dir rächen, noch uns in Schaden bringen wolle, wie er schon zu wiederholten Malen auch gegen Dauels geäußert ...."

„Gegen Dauels?" rief der Kommerzienrath ingrimmig; „ah, diese beiden Herren stecken die Köpfe zusammen und complottiren?! Sehr angenehm, daß ich dieser Schlange Dauels hinter ihre Schliche komme; werde mir das merken!"

„Du gehst einmal wieder zu weit, lieber Mann," erwiderte Frau Louise mißbilligend. „Dauels ist keine Schlange, sondern ein ehrlicher, rechtschaffener Mann, ein treuer Diener und umsichtiger Geschäftsmann. Selbst Beuttinger gibt ihm dieß Zeugniß, und dieß will aus seinem Munde schon etwas heißen. Und dann ...."

„Dann hat ja Dauels bei Frau Hefftер und ihren Töchtern liebes Kind zu machen gewußt und sich in ein gewisses Vertrauen gesetzt, das ihm einen Anspruch auf eine bleibende Stellung und besondere Beachtung gibt, nicht wahr? Er hat sogar Andeutungen über gewisse Dinge fallen lassen, welche er für geheimliche Geheimnisse seines Prinzipals hält, und sich das Ansehen gegeben, als ob er durch eine Indiscretion seinen Chef in Wunder-was-für Fährlichkeiten bringen könnte .... Man kennt ja diese Mittelchen."

„Von alledem ist auch weit entfernt nicht die Rede, Manuel; deß versichere ich Dich mit aller Bestimmtheit. Im Gegentheile, Dauels ist ein Mann von erprobter Zuverlässigkeit, und von einem Takt und einer Delikatesse, welche nichts zu wünschen übrig lassen. Beuttinger ist ebenfalls der Mann nicht, welcher es darauf anlegt, mir bange zu machen oder uns alle zu quälen. Er sagte offen: ich möge Dir mittheilen, daß wenn die Vereinigung seiner Angelegenheit Ende dieses Monats Dir irgend Schwierigkeiten bereiten könnte, er lieber einen Theil der Wechsel noch zurückziehen und von Dir anderweitige Sicherheiten oder Deckungen nehmen wolle. Es sollte ihm leid thun, meinte er, wenn er jemals den Schein auf sich lüde, gegen ein Haus geschäftig zu handeln, dessen Brod er lange Jahre gegessen habe."

„Ah, das ist ja sehr generös von dem alten Starrkopf, obschon eine wohlfeile Großmuth!" versetzte der Kommerzienrath sardonisch; „und was hast Du ihm darauf erwidert?"

„Jenun, ich dankte ihm für diese Zusicherung, und sagte, ich habe von ihm niemals etwas anderes erwartet."

„Und dann hat er Dir bestimmte leise Winke gegeben, daß mir vielleicht bald irgend eine Katastrophe drohe, welche euer Aller Glück und Ruskommen in Frage stelle, nicht wahr? und das hieß Alles so gekommen sey, seit er nicht mehr im Geschäft mitarbeite?"

„Nichts von diesem Allem, mein Lieber," fiel ihm Frau Hefftер ruhig in's Wort. „Beuttinger hat mich einfach um meine Vermittlung bei Dir, damit Du doch nicht aus falschem Ehrgeize oder Stolze eher theures Wuchergeld in Anspruch nehmen mögest, anstatt ihn um Stundung anzugehen. Er werde helfen, wie und wo er könne, und zu Liebe, mir und den Kindern."

„Da haben wir es ja," polterte der Kommerzienrath heraus; „ah, der alte Fuchs und Schleicher! also hierauf war's abgezielt? Den Puls wollte er mir und meinem Kredit fühlen, um dann seine Maßnahmen darnach treffen zu können? Aber für dießmal haben wir einen Mißgriff begangen, alter Sünder! das pfiffige Manöver ist durchschaut!"

„Lieber Manuel, ich bin überzeugt, Du thust Herrn Beuttinger Unrecht; kannst Du denn nicht mehr an Liebe und Treue und Anhänglichkeit von Seiten der Menschen glauben? Bemisset Du denn alle Menschen nur nach dem Maßstab Deiner Leidenschaften?" fragte Frau Hefftер. „Oh, dann bist Du fürwahr recht arm an innern Menschen geworden!" ....

„Nun höre auf, Louise! ich sehe, Du willst mir wieder eine Moralpredigt halten; aber ich bin heute nicht empfänglich dafür, habe den Kopf zu voll mit anderen Dingen!" Und rasch aufstehend verließ er das Zimmer und begab sich in sein Comptoir. —

Die nächsten Tage vergiengen, ohne daß Frau Hefftер auch nur eine leise Anspielung auf die Majorin Reclair wagte. Aber gerade dieses Stillschweigen und das unverändert freundliche und milde Benehmen seiner Gattin bestrembeten den Kommerzienrath, und er konnte sich des Argwohns nicht verwehren, hahinter lauere irgend ein Fallstrick für ihn. Er war unruhiger, als wenn es zu einer offenen Scene zwischen der Kommerzienräthin und ihm gekommen wäre. Aber noch ein anderer Grund von Unruhe war für ihn vorhanden: das Ablommen, welches er mit Spahlenberg getroffen hatte, daß am Sonntag die Verlobung Leoniens mit diesem öffentlich erklärt werden sollte. Spahlenberg hatte sich seit dem Moment der Trennung am Wehrthore nicht bei Hefftер gezeigt, noch irgend ein Lebenszeichen von sich gegeben, noch über das Ergebniß seiner Verhandlungen mit Amelie v. Reclair berichtet. Ein leidiger Zufall hatte seither Herrn Hefftер verhindert, mit Leonien zu sprechen, die immer außer dem Hause war, um eine alte Dame zu verpflegen, welche früher ihre Lehrerin gewesen war und nun an heftigen Gichtleiden darnieder lag. Auch der Besuch und die Aeußerungen des alten Beuttinger hatten ihm Stoff zu Reflexionen gegeben, welche nicht eben tröstlich waren, und seine verschiedenen Billets an Spahlenberg und Besuche auf der Erlau hatten ihm nur die Gewißheit verschafft, daß Spahlenberg Gäste habe, mit denen er in seinem Bergrevier jage.

Es war am Sonnabend Nachmittag. Dauels stand gerade bei dem Kommerzienrath in dessen Privatkomptoir und legte ihm die Uebersicht über die Arbeitslöhne der Fabrik vor, welche zu bezahlen

Digitized by Google

waren, als ein Gefährt unter der Durchfahrt anfuhr und gleich darauf Spahlenberg in das Zimmer trat. Er war im vollständigen Jagdkostüm: hohen Lederkamaschen, grauer Joppe, grünem Hute mit Gemsbart und Federschmuck, und gefolgt von seinem großen schönen Schweißhunde.

„Guten Tag, Freund Kommerzienrath! guten Tag, Herr Daues!! störe ich etwa?“ hub er eilfertig an.

„Nicht im mindesten, wir sind fertig,“ erwiderte Hefster in einer unwillkürlichen Aufregung, die er sich augenblicklich selbst nicht zu erklären vermochte. „Ich erwartete Sie seit drei Tagen sehnlichst, Spahlenberg, aber Sie waren fort.“

Daues verließ das Zimmer, denn er verstand, daß die beiden Herren allein seyn wollten; auch war ihm nicht entgangen, daß Spahlenberg etwas aufgeregt war und unverkennbar getrunken hatte. Der Korsettenfabrikant warf grob genug dicht hinter Daues die Thüre in's Schloß.

„Haben Sie die Nachrichten aus der Hauptstadt schon erhalten, Freundchen?“ fragte Spahlenberg hastig; „hat Ihnen der Ministerialrath Westermayer geschrieben?“

„Keine Spitze! — wie steht es denn um unsre Sache?“ fragte Hefster halb erschrocken, und erwiderte den lauernden Blick des Andern offen; „doch kein unglücklicher Zwischenfall?“

„Hm, Schwierigkeiten genug, aber doch Sieg, Sieg!“ rief Spahlenberg sichtlich aufathmend. „Ich war mit meinem Freunde, dem jungen Bankier Schweinfurter, auf der Jagd — eine kapitale Jagd, beiläufig gesagt, und sehr Schade, daß Sie nicht dabei waren! — haben eilf Rehböcke und einen Hirsch geschossen. Alfred Schweinfurter ist ein famoser Junge und wir sind sehr vertraut geworden; er kann uns mächtig viel nützen, denn sein Schwiegervater in Frankfurt ist uns sicher. Also — was wollt' ich sagen? Ach ja, ich kam erst heute nach Hause und fand Ihre Billets vor unter meinen andern Briefen.... Die Unruhe wegen Amelie hätten Sie sich ersparen können, Hefster; die Sache ist in die Reihe gebracht. Sie war schon von hier abgereist, ehe wir ankamen.“

„Ich hörte davon, aber gerade das machte mich unruhig,“ erwiderte Hefster. „Nachdem ich in der Hauptstadt ermittelt hatte, daß die ganze Affaire mit der Pfändung und mit den in der Armoire eingeschlossenen Briefen ein reiner Schwindel war, — nachdem mir die Majorin auf meine beiden Briefe, die ich aus der Hauptstadt hieher geschrieben, keine Antwort gegeben, — nachdem ich hier erfahren, daß sie schon Ende voriger Woche abgereist sey, — und als ich auch von dem Ergebniß Ihrer Vermittlung nichts erfuhr, — mußte ich füglich sehr unruhig werden! Was ist's mit den Briefen? Sind sie in Ihren Händen? Hat Amelie sie Ihnen ausgehändigt?...“

„Seyn Sie außer Sorgen, Kommerzienräthchen, die Briefe sind... in guter Hand; ich habe sie...“

„Bei Ihnen? Dann bitte, geben Sie sie mir!“ fiel ihm Hefster hastig in's Wort.

„Nein, ich habe sie — aus Versehen — in meinem Jagdhäuschen zurückgelassen, aber gut verschlossen,“ erwiderte Spahlenberg etwas zögernd und begegnete den Blicken des Kommerzienraths mit einer starken Dosis Unverschämtheit. „Die Sache ist die: wir fuhren heute früh noch mit etwas schweren Köpfen ab, denn wir hatten bis nach Mitternacht gebechert.“

„Verwünscht!“ murmelte Hefster; „wie konnten Sie auch diese wichtigen Papiere zurück lassen, da Sie wußten, wie viel mir daran gelegen war?“

„Seyn Sie nicht lächerlich, Hefster; die Papiere sind ja unter gutem Verschluß,“ sagte Spahlenberg; „Amelie machte glimpfliche Bedingungen; ich erzähle Ihnen die Geschichte ein ander Mal, — künftige Woche, wann wir mit einander auf die Jagd fahren, denn ich lasse den Abendberg und den Föhrich treiben, und Sie holen dann

in meinem Jagdhäuschen selbst Ihre Briefe. Jedoch, um der lockern Amelie willen, die Ihnen eine hübsche Nase gedreht hat, sind wir von der Hauptsache abgekommen — von der Angelegenheit in der Hauptstadt. Sie haben also gar keine Nachrichten?“

„Keine; und Sie?“

„Hm, ich fand drei, vier Briefe vor, und fuhr hieher, ohne mir Zeit zum Umkleiden zu gönnen, nur um mit Ihnen zu sprechen! Na, hören Sie denn!“ Er warf sich in das Sopha, nahm sich eine Cigarre aus dem Körbchen auf dem Tisch und steckte sich dieselbe gemächlich an. „Die liebe Büreaukratie hat ihr Möglichstes gethan, unser Projekt zu vereiteln, aber es ist nicht gelungen. Das Handelsministerium hat sich gegen die Concessions-Ertheilung ausgesprochen; aber am Dienstag ist Kabinetsrath, und da wird der allerhöchste Landesherr die Genehmigung durchsetzen!“

„Gott sei Dank! es hat lange genug gewährt,“ sagte Hefster, und eine Zentnerlast fiel ihm vom Herzen.

„Allerdings, und doch nicht so lange, als derlei Geschäfte auf dem gewöhnlichen Wege erfordern,“ sagte Spahlenberg. „Unsere Gegner und Neider in der Residenz triumphiren bereits, Freundchen, denn die Entscheidung des Handelsministeriums ist bekannt geworden, aber sie jubeln zu früh — ich habe das Wort des General-Adjutanten und des Kabinetsraths v. Wolleben. Allein um ein Haar scheiterte die ganze Sache an den Machinationen Ihrer Gegner, Hefster! Sie haben die Geldleute gegen sich, man hat in den letzten Monaten zu viele Wechsel von Ihnen am Markte gesehen!“

„Die übrigens sämmtlich gedeckt worden sind,“ erwiderte Hefster etwas herb.

„Mag seyn, aber Sie müssen sich doch einiger Unvorsichtigkeiten schuldig gemacht haben — auch der junge Schweinfurter ließ solche Winke fallen. Zum Glück konnte ich das Gewicht meiner Persönlichkeit in die Wagschaale legen,“ fuhr Spahlenberg mit gedenhafter Sufffisance fort, „und so gelang es mir, durch den Regierungs-Präsidenten die Machinationen unserer Gegner zu entwaffnen, indem ich anordnete, daß die Concession mir und den Handelshäusern N. v. Erlanger in Frankfurt und Heinrich Haring und Söhne in Amsterdam ertheilt...“

„Sind Sie verrückt, Spahlenberg?“ fiel ihm Hefster erschrocken in die Rede; „wie kommen Sie zu einem derartigen Schritte?“

„Bah, ist nicht der Onkel Ihrer Frau einer der Chefs der holländischen Firma? Da wird es Ihnen ein Leichtes seyn, ihn zu bestimmen, daß er uns den Schutz und Kredit jenes Hauses bei unserm Unternehmen leiht? Jedenfalls schlägt diese Firma allein schon alle Verdächtigungen nieder, welche etwa gegen uns geschleudert werden.“

„Unbesonnener, was haben Sie da gethan? Sie kennen den Onkel meiner Frau nicht! Solch ein eigensinniger Querkopf lebt nicht mehr. Erfährt er diesen Mißbrauch seines Namens, so ist er im Stande, uns öffentlich zu verleugnen....“

„Das thut er nicht; das hieße Ihnen und mir den Hals brechen,“ versetzte Spahlenberg gleichmüthig und mit einem gewissen lustigen Phlegma; „die Firma Hendrik Haring en Zoonen macht sich ganz gut unter einem derartigen Prospektus, und wofür hätte man derartige Verwandte, wenn man sie nicht auch ausbeutete? Das Mindeste, was der Onkel Ihrer Frau Ihnen leihen kann, ist doch sein Name und sein Kredit...“

„Spahlenberg, Sie haben mir da einen Streich gespielt, den ich Ihnen nie verzeihen werde!“ wallte der Kommerzienrath auf, und sein mühsam verhaltener Ingrimm zeigte deutlich, daß diese halbe Ruhe ihn Mühe kostete. „Wie konnten Sie sich eine derartige Indiscretion erlauben, ohne mir auch nur ein Wort davon zu sagen? Hätten Sie eine Ahnung von dem Urtheil und Mißverständniß, das Sie hiedurch vielleicht angerichtet haben....“

„So würde ich es sicher unterlassen haben, natürlich,“ fiel ihm

Digitized by Google

Spahlenberg fühl in die Rede. „Das versteht sich von selbst, Freund; aber das ist nicht meine Schuld, Herr. Sie hätten mir etwas mehr über Ihre eigenen Verhältnisse anvertrauen sollen, mein Lieber, — etwas mehr von Ihrer ökonomischen Lage, und lieber etwas weniger von den Verlegenheiten, in welche die Beziehungen zu der schönen Amelie Sie gebracht haben, dann wäre die Sache etwas klarer und ich nicht in der Lage gewesen, über meinen künftigen Geschäftstheilhaber und Schwiegervater erröthen zu müssen ....“

„Spahlenberg, was soll das heißen?“ wallte Hefftter auf; „wollen Sie mich beleidigen?“

„Keineswegs — ich will Ihnen nur einiges klar machen, was gesagt werden muß,“ gab Spahlenberg mit ruhiger Ueberlegenheit zur Antwort. „Was jedoch den sogenannten Mißbrauch der Firma Ihres Onkels in Amsterdam anlangt, wie Sie meine wohlgemeinte Handlungsweise nennen, so kann das Ihnen nicht schaden, Freundchen, denn Sie werden mir die Schuld davon allein beimessen, und haben wir nur erst die Regierungs-Concession, so ist alles Weitere eine Kleinigkeit — wir geben dem Amsterdamer Hause eine Ehren-Erklärung, oder Ihr Oheim ertheilt Ihnen und mir, Ihrem künftigen Schwiegersohn, hiesür Indemnität, überträgt es uns, seinen Vortheil zu wahren, und hilft uns aus der Sache heraus. Also soviel im Allgemeinen hievon! genug, Sie sollen dadurch in keine Verlegenheit kommen. Besser ist es, Sie bringen mich in keine Verlegenheiten, mein Lieber!“

„Wie so?“ fragte Hefftter betroffen.

„Mein Bankierhaus in Frankfurt, mit dem ich erst seit einigen Wochen arbeite, hat mich unter dem Gestrigen ganz artig ersucht, auf etwa zehntausend Gulden Accepte von Ihnen, die ich dem Hause gesandt, noch ein Giro beizubringen, weil man sonst sich nicht entschließen könne, mir dieselben vor Verfall gutzuschreiben. In diesem Fall kann ich natürlich auch nicht auf das Haus trassiren, um mir die Mittel zu schaffen, Ihre Wechsel einzulösen. Sie begreifen daher, in welcher Verlegenheit ich mich befinde, und was daß zu bedeuten hat.“

„Alle Teufel!“ stammelte Herr Hefftter, fuhr erbleichend auf und ging mit den Händen auf dem Rücken und mit gesenktem Kopfe im Zimmer auf und ab. — „Was ist da zu machen, Freund? Die Wechsel müssen bezahlt werden!“

„Natürlich,“ erwiderte Spahlenberg gelassen; „aber womit? Haben Sie jemand, der Ihnen sein Giro auf die zehntausend Gulden leiht, Hefftter? und zwar schnell, denn die Zeit drängt!“

„Momentan weiß ich niemand,“ erwiderte dieser tonlos, und vor seinen Augen flimmerte und kreiste alles, als stünde er schwindelnd an einem schwarz gähnenden Abgrund. „Wenn ich nicht einige Tage Zeit habe, so kann ich mir nicht helfen.“

„Wie wäre es, wenn Sie etwa den alten Beuttinger bäten, Ihnen sein Giro zu geben?“ warf Spahlenberg unbefangen hin.

„Was fällt Ihnen ein, Spahlenberg? Das hieße alles verderben!“ rief Hefftter mit steigender Unruhe; „wenn ich ihn nur ahnen ließe, daß es mit den Wechseln einen Anstand hat, würde er in seiner Angst das ganze Städtchen aus und ein laufen. Das geht nicht! Wissen Sie denn keinen Rath?“

„Hm, hm, ich habe schon lange nachgesonnen und gegrübelt, aber nichts gefunden, Freund!“ erwiderte Spahlenberg, mit einem Falzbein spielend. „Die Sache ist eklig, weil sie keinen Verzug erleidet, und weil diese Erklärung meines Bankiers in die letzte Stunde fällt. Sie sind Geschäftsmann genug, Hefftter, um zu wissen, daß wenn ich nicht im Stande bin, sicher ein gutes Giro beizubringen, ich die Tratten nicht zurückkommen lassen kann; und an ein andres Abkommen ist nicht zu denken. Zehntausend Gulden ist in solchen Zeiten kein Pappenstiel, Freund; sind Ihre Accepte werthlos, so kann ich den meinigen auch nicht prompt gerecht werden, und bei dieser eigenthümlichen Solidarität unserer Interessen kommen wir beide in eine Verlegenheit, die gerade in diesem Zeitpunkt nicht unerwünschter seyn könnte. Sie hätten mir mit größerer Offenheit entgegenkommen sollen, lieber Hefftter, denn Sie mußten ja Ihre Verhältnisse genauer kennen ....“

Der Kommerzienrath gab keine Antwort, denn er war in diesem Augenblick wie gebrochen: er sah das Ende, welches er verschoben wähnte, immer näher kommen. „Machen Sie mir keine Scene, Spahlenberg,“ erwiderte er endlich. „Wer konnte ahnen, daß die Stockung so lange anhalten und meinen Kredit so sehr erschüttern würde? Wer konnte erwarten, daß meine Verwandten selbst so wenig für mich thun würden?“

„Ah? also auch Herr Wagner hat seine Hand abgezogen?“ fragte Spahlenberg lauernd.

„Jenun, das eben nicht, aber ich bin überzeugt, daß wenn er meinen Status sieht, welchen er zu kennen verlangt, und wenn ihm zu Ohren kommt, daß gar die Firma seines Hauses, die ihm so unendlich heilig ist, zu unserm Vorhaben mißbraucht ward, wenn er ferner hört, daß die Forderung Beuttingers nicht abgeführt werden kann, dann ist alles verloren, alles.“

„Wie soll er denn das letztere erfahren? Glauben Sie oder fürchten Sie, daß Beuttinger selbst ihm Nachricht davon geben wird, Hefftter?“

„Hm, das eben nicht; aber wer weiß? Ein mißtrauischer alter Mann wie Beuttinger, der so sehr an seinem Geld hängt ... da ist ja alles möglich. Doch ich habe einen andern Argwohn, Spahlenberg, der seit einigen Tagen immer mehr Gestalt in mir gewinnt, — den Argwohn nämlich, daß ich einen Spion im Hause selbst habe ...“

„Dauels?!“ fragte Spahlenberg und erhob sich rasch.

„So ist es! Ich habe keinen bestimmten Anhaltspunkt zu dem Verdacht, aber ich bin doch seiner in keiner Weise sicher. Wie, wenn er von dem alten Wagner hieher geschickt worden wäre, um mich zu belauern?“

„Das wär' nicht unmöglich, Hefftter, gar nicht unmöglich! Dauels ist ein mysteriöser Kerl und ein Schleicher,“ sagte Spahlenberg entschieden. „Man will wissen, daß er sogar ein heimlicher Wüstling ist, denn ich habe heute zufällig erfahren, daß er in einem kleinen Gasthause in der Vorstadt ein Frauenzimmer versteckt hat, welcher er Abends zuwandelt. Sie kennen doch die 'heiligen drei Könige' in der Vorstadt, Hefftter?“

„Die Fuhrmannskneipe? — ja, dem Namen nach, denn ich selber war niemals da. Also dort soll er ...“

„Dort soll eine hübsche blasse Frau von fremdländischem Aussehen abgestiegen seyn, die gestern Abend mit einem Hauderer antam und sogleich nach Dauels schickte, und er soll mehre Stunden bei ihr gewesen seyn und sich in einer fremden Sprache mit ihr unterhalten haben.“

„Ha, der erbärmliche Heuchler! Na, das kommt mir gelegen; ich will ihm die Larve der Moralität und sittlichen Würde abreißen, auf welche er sich so viel zu gute thut.“

„Thun Sie das, und zwar mit möglichst viel Eclat und vor Ihren Damen, bei denen er sich in eine ganz besondere Achtung gesetzt zu haben scheint,“ sagte Spahlenberg. „Sie sind dieß sich selbst und Ihrer Familie schuldig. Solche Intriguanten müssen entlarvt werden. Allein um von der Hauptsache zu reden, Hefftter! Wenn Dauels wirklich der Agent oder Spion Ihres Onkels ist, so müssen Sie desto mehr Allem aufbieten, um für die Sicherung der verfallenden Wechsel zu sorgen. Beuttinger muß befriedigt werden, um Ihret-, um meiner-, um Ihres Oheims willen. Besinnen Sie sich, ob nicht irgend ein anderer Ausweg sich zeigt, denn Sie begreifen wohl: jene Accepte von zehntausend Gulden müssen nun bei meinem Banquier liegen bleiben, bis sie verfallen, und wir müssen also für die doppelte Summe aufkommen.“

Digitized by Google

Hefftter arbeitete sich vergebens ab, um Mittel zu finden; aber keiner seiner Vorschläge fand die Billigung seines Freundes, der sich in ein hartnäckiges, lauerndes Schweigen hüllte. „Ich sehe, Freund, Sie sind am Rande," sagte Spahlenberg endlich halb mitleidig, halb gereizt; „es hat mir etwas Aehnliches geschwant, als ich Ihnen damals auf Ihre Bitte jene Wechsel acceptirte. Ich sträubte mich dagegen als gegen eine gefährliche trügerische Akkommodation. Doch ich will Ihnen keine Vorwürfe machen, denn geschehen ist geschehen, und ich habe es mir selbst, meiner Freundschaft, meinem blinden Vertrauen in Ihren Charakter und Ihr Vermögen zuzuschreiben, wenn mir nun selbst Ungelegenheiten entstehen. Ich selbst kann Ihnen nicht helfen, Hefftter, denn auch auf mir lastet der ganze Druck der Zeit, und ich bin momentan außer Stande, aus meinem Geschäft zehntausend Gulden zu ziehen, um am Ultimo zu bezahlen ...."

Hefftter seufzte laut auf und tippte mit der Hand auf jenes polirte Pistolenkästchen, an welchem ihn Frau Louise schon einmal überrascht hatte. Spahlenberg las in seinen Gedanken und machte eine längere Pause.

„Wie ich Ihnen sage, Hefftter, ich selbst komme in die kolossalsten Verlegenheiten, und wenn die Wechsel protestirt werden, ist es mit unserm Aktien-Unternehmen zu Ende; Sie begreifen das?" — Hefftter nickte mit einem tiefen Seufzer. — „Es gibt daher nur noch Ein Mittel, wenn Sie nicht mit Beuttinger reden, nicht einen Akkommodationswechsel auf Ihren Oheim oder Ihren Sohn ziehen wollen ..."

„Von keinem von beiden kann die Rede seyn; es wäre nur vergebliche Mühe," sagte Hefftter dumpf; „aber bitte, Spahlenberg, als Mensch, als Freund, als ein Mann, dem ich gerne bald noch einen zärtlicheren Namen gegeben hätte, nennen Sie mir das Mittel, welches noch retten kann!"

„Wohlan denn, es ist ein extremes, Freund, und ich schreite dazu nur in der vollständigsten Gewißheit und Ueberzeugung, daß uns kein anderes mehr übrig bleibt, denn ich vermehre die Gefahr für mich um das Doppelte."

„Wie so?" fragte Hefftter tonlos.

„Weil es lediglich darin besteht, daß Sie mir noch eine weitere bedeutende Summe acceptiren," sagte Spahlenberg. „Bedenken Sie wohl, Freund, Sie müssen am Ultimo die zehntausend Gulden bezahlen, welche in den Händen meines Frankfurter Banquiers sind und deren Werth mir erst einige Tage später gutgeschrieben wird, und müssen mir für ebenso viel neue Anschaffungen machen, damit ich die Mittel habe, mein Ihnen geleistetes Accept zu decken. Verstehen Sie mich, Hefftter?"

„Vollkommen," erwiderte dieser; „Sie wollen also neue Wechsel endossiren, welche ich acceptiren soll? .... Aber wie steht es mit den anderen 25,000 fl., für welche Sie Acceptant sind? Können Sie diese decken?"

„Zuverlässig, Freund, diese habe ich gottlob noch bei Zeiten zusammen gebracht, ehe das Gerücht Sie ereilte. Begleiten Sie mich nach Hause, damit ich Ihnen zeige, daß ich für jene Summe parate Deckung bei meinem Banquier und in meiner Kasse habe. Ich will Sie hierüber vollständig beruhigen." — Dieß klang so treuherzig und freundschaftlich, daß Herr Hefftter wieder leichter zu Muthe war.

„Und wie hoffen Sie die neuen Accepte unterzubringen, Spahlenberg?"

„Hm, es wird nicht leicht seyn, es wird vielleicht sogar harte Bedingungen absetzen," sagte Spahlenberg; „aber Noth kennt kein Gebot. Ich habe einen Freund in der Hauptstadt, den ich um seine Verbürgung angehen werde, und bin dann sicher, daß Schweinfurter sie discontirt. Vierundzwanzigtausend Gulden sind ja kein sonderliches Objekt ..."

Der Kommerzienrath wiederholte mit dumpfer Stimme die Summe und sah Spahlenberg starr an. „Warum so viel?"

„Weil wir mindestens 20 Prozent für den Disconto abrechnen müssen," versetzte Spahlenberg; „mein Freund in der Hauptstadt berechnet für seine Gefälligkeit mindestens zehn Prozent, und da die Sache dringlich ist, dürfen wir ein paar hundert Gulden mehr oder weniger nicht ansehen. Oder wissen Sie etwa jemand, der es billiger macht?"

Ein schwerer Seufzer, dann sagte Hefftter: „Die Summe ist so bedeutend, daß ich mir den Vorschlag erst überlegen muß. Ich will erst mit ... mit jemand sprechen."

„Aha, mit Ihrem Factotum Dauels, nicht wahr?" fragte Spahlenberg; „er soll den Herrn Onkel von Amsterdam wohl sogleich von vorn herein benachrichtigen? Und die Zeit drängt ja auch nicht? Es sind nur noch sechs oder sieben Tage, nicht wahr? Und Geldgeschäfte von solchem Umfang machen sich ja über Nacht? — Ah, wenn Sie bessern Rath wissen, Hefftter, dann brauchen Sie ja meinen Vorschlag nicht anzunehmen. Mir auch recht, denn in diesem Falle werde ich wenigstens etwas ruhiger schlafen. Es war meine Absicht, noch heute Abend die Tratten fortzuschicken, damit wir Montag Antwort hätten; allein da nach Ihrer Ansicht die Sache noch Zeit hat, so bin ich es auch zufrieden." Und er erhob sich zum Gehen. „In diesem Falle hätte ich mich nicht so sehr zu beeilen gebraucht, so daß ich sogar gegen meinen Gast, den jungen Schweinfurter, beinahe unhöflich war."

„Halt, Spahlenberg, seyn Sie nicht empfindlich!" rief Hefftter gepreßt. „Ich habe momentan den Kopf nicht recht beisammen, und die Summe ist groß — und wenn es doch nicht möglich wäre, diese Wechsel zu discontiren ..."

„So wären wir Beide genöthigt, unsere Zahlungen einzustellen — ich aus reiner uneigennütziger Freundschaft und Vertrauen für Sie, und am Vorabend eines Geschäfts, das uns Beiden eine glänzende Zukunft sichern kann. Das ist für mich sehr hart, aber ich bin taktvoll genug, nichts weiter zu äußern, — kein Wort des Vorwurfs."

Es kämpfte in dem Kommerzienrath, es gährte gewaltig in ihm, aber er sah keine andere Wahl. „Wohlan, in Gottes Namen denn, und der Himmel gebe, daß uns geholfen sey!" flüsterte er kaum hörbar. „Spahlenberg — Edmund! Edmund! wenn Sie mich retten, soll es Ihnen zeitlebens nicht vergessen werden. — Haben Sie Formulare von Tratten bei sich?"

„Ich weiß nicht — vielleicht sind zufällig welche in meiner Brieftasche noch von der Reise her — ach ja, da sind gerade noch fünf Stück," sagte Spahlenberg; „wohlverstanden, nur der Vorsicht halben stellen wir fünf Stücke von je fünftausend Gulden auf zwei Monate."

„So kurz?"

„Geht nicht anders, lieber Hefftter! Längere Tratten würden Argwohn erwecken. Diese Papiere müssen Ihren erschütterten Kredit wieder herstellen, denn der verständige Geschäftsmann wird sich fagen müssen, daß Sie nicht acceptirt haben würden, wenn Sie nicht sicher wären, Ihren Verpflichtungen innerhalb zwei Monaten gerecht werden zu können."

Spahlenberg hatte der Sophistmen noch mehre um den geängsteten Kommerzienrath leicht über die schwere Verantwortung hinwegzuführen, welche er durch diesen Schritt auf sich nahm. Die Tratten wurden ausgestellt und acceptirt, und Spahlenberg schüttelte Herrn Hefftter die Hand, nachdem er die wichtigen Papierstreifen in sein Taschenbuch gelegt und zu sich gesteckt hatte. — „Nur Courage, Freund, wir wollen mit vereinten Kräften dem widrigen Geschick die Stirne bieten," sprach er. „Sie werden nun trotz aller Gegen-Einflüsterungen von Dauels und Ihrer Frau überzeugt seyn, daß Sie an mir einen unabhängigen Freund haben, daß Sie sich in Freud und Leid auf mich verlassen können. Und wenn ich Ihnen nun vollends sage, Hefftter, daß selbst die ungeschickte Aufklärung über Ihre wirklichen Vermögensverhältnisse meiner aufrichtigen Neigung für Fräulein Leonie keinen Eintrag gethan hat, und daß ich nach wie vor mich glücklich

Digitized by Google

schätzen würde, das wackere Mädchen mein zu nennen, so werden Sie mir zutrauen, daß ich Allem aufbiete, um Leonie über ihr Vorurtheil gegen mich zu entäuschen."

„Spahlenberg, lieber wackerer Freund, Sie haben meine volle Achtung, und ich kann in Niemandes Hand die Zukunft meines Kindes mit mehr Ueberzeugung legen, als in die Ihrige."

„Wohlan, so thun Sie es, Hefftet, und ich werde diesem Vertrauen entsprechen. Aber da Sie jetzt nicht in der richtigen Stimmung seyn dürften, um solch weitgehende Entschlüsse auch mit der nöthigen Ruhe zu fassen; da man lagen könnte, Sie hätten Ihr liebstes Kind nur unterbringen wollen, bevor es mit Ihnen zum Aeußersten kam, so bin ich selbst in diesem Augenblicke noch bereit, die morgende Feier der Verlobung zu verschieben, wenn Sie oder Ihre Tochter es wünschen. Sie sollen nicht einmal einem moralischen Zwang unterworfen, Ihre ganze Entscheidung muß eine freiwillige seyn!"

„Freund, daran erkenne ich Ihre ganze edle Natur!" rief Hefftet. „Nein, lassen wir es bei der getroffenen Abrede: morgen in Lerchenthal die Verlobung vor der ganzen Casino-Gesellschaft. Mit Leonie spreche ich noch heute Abend."

„Topp! Sie wollen es, Freund. Und am Dienstag fahren wir in mein Jagdrevier, und Sie erhalten Amelie's Briefe! Also auf Wiedersehen morgen in Lerchenthal; der Himmel gebe, daß Ihre Vorstellungen das Mißtrauen und Vorurtheil entkräften, welches in Fräulein Leonie künstlich und gestissentlich gegen mich geweckt worden ist. Adieu!"

Hefftet athmete wieder leicht auf, als Spahlenberg sich unter der Durchfahrt auf seinen Wagen schwang, dem Reitknecht die Zügel abnahm und davon fuhr. Als Spahlenberg an der Villa vorüber kam, grüßte er graziös und lächelnd mit der Peitsche zu den Damen hinauf; aber sein Lächeln hatte etwas sardonisches, nahezu schadenfrohes, obwohl die arglosen Frauensleute droben auf der Loggia sich keinerlei Gedanken darüber machten. —

„Leonine, mein Kind, würdest Du mich nach dem Abendrod auf einem kleinen Spaziergang begleiten?" fragte der Kommerzienrath ungewöhnlich weich und ernst, als er vom Comptoir herauskommen war.

„Mit Vergnügen, Papa! ich bin im Nu fertig," rief die Tochter so froh, als ob sie sich ganz besonders freute, von dem Vater dieser Auszeichnung gewürdigt worden zu seyn. Hefftet war beim Abendessen ziemlich wortkarg und begnügte sich nur, seiner Frau und den Töchtern mitzutheilen, daß er darauf rechne, sie würden morgen, als am Sonntage, sich dem Ausfluge der Casino-Gesellschaft in das Bad Lerchenthal anschließen, woselbst jener Verein sein Stiftungsfest begehen und alle Theilnehmer an der Table d'hôte speisen sollten. Die beiden Töchter waren sehr erfreut über diesen Ausflug, aber Frau Hefftet bat, sie davon zu dispensiren, da sie sich vorgenommen habe, zur Kirche zu gehen. „Jenun, ganz nach Deinem Willen, meine Liebe," versetzte der Kommerzienrath.

(Fortsetzung folgt.)

Arenenberg und seine Erinnerungen.

(Schluß. *)

Die Idee, daß er als alleiniger Prinz der Familie der Napoleoniden, der noch unter dem Kaiserreich geboren, auch zum Erben jener geschichtlichen Traditionen und jener einstigen Weltherrschaft Napoleons I. berufen sey, fand in der Seele des Prinzen noch weitere Nahrung durch den Verkehr mit so vielen Besuchern, welche sich von Zeit zu Zeit auf dem Arenenberg einfanden. Dieser war ein beliebter Sammelplatz aller derjenigen, welche durch Bande des Blutes oder des Herzens den Napoleoniden nahe standen und deren sehnsüchtige Wünsche auf Wiedereinsetzung in den alten Glanz theilten. Bei den häufigen Besuchen und dem meist längern Aufenthalt, welchen die Großherzogin Stephanie von Baden und ihre Schwester die Fürstin von Hohenzollern-Sigmaringen, sowie der Marquis de Beauharnais, der Graf Tascher de la Pagerie (Ex-Abjutant des Kaisers), die Marschallin Mortier (Herzogin von Ragusa), die Marschallinnen Duroc und Ney und andere bedeutende Persönlichkeiten des gestürzten Kaiserreichs auf dem Arenenberg nahmen, bewegte sich die Unterhaltung meist nur um Vergangenheit und Zukunft der Napoleoniden, und namentlich die Frauen verschwiegen es dem jungen Prinzen nicht, welche Hoffnungen für die Zukunft die bonapartistische Partei auf den Prinzen setze. Königin Hortense hatte früher derlei Anspielungen nicht gebilligt, als sie aber die Charakter-stärkende und Ehrgeiz-erweckende Wirkung solcher Winke bei ihrem Sohn bemerkte, ließ sie es gerne geschehen und befeuerte den Prinzen wohl auch bei Gelegenheit noch durch bedeutsame Blicke.

Uebrigens war vor der Julirevolution der Zusammenfluß der fremden Gäste auf dem Arenenberg so ziemlich alles oftensiblen politischen Zweckes bar, und die Gastfreundschaft trug nur das Gepräge jener liebenswürdigen Familiarität und heitern Geselligkeit, wie sie in gebildeten Lebenskreisen mit Beiseitung gepflogen werden. Die gelegentlichen Besuche der Frau Campan, deren Unterricht und Pflege die Königin einst genossen hatte, gereichten nur der Königin zur Ehre, welche mit rührender Pietät für das ziemlich ungesicherte Alter ihrer ehemaligen Erzieherin sorgte. Die Wallfahrten französischer Künstler und Schriftsteller nach dem Arenenberg aber galten dem feinen Kunstsinn und Kunstenthusiasmus der Königin, welche ja selbst allen Künsten huldigte und in ihrem Kreise eine geistige Rührigkeit und Anregung zu erhalten verstand, welche selbst auf bedeutende Männer wie Chateaubriand, Casimir Delavigne (welcher eine der Gesellschaftsdamen der Königin, Fräulein Cuctie, später heirathete) ihres Eindrucks nicht verfehlte und in weitem Umkreis eine Einladung zu den Soireen auf Arenenberg zu einer höchst willkommenen Auszeichnung machte. Gleichviel, ob man auf dem Schlosse musterte, plauderte oder kleine Komödien und Proverbes aufführte, (bei denen die Königin selbst immer mit Erfolg und Grazie in naiven und munteren Mutterrollen mitwirkte), die in diesem Cirkel gebotene Unterhaltung war immer von der gewinnendsten Anmuth und dem liebenswürdigsten, anregendsten Geiste, dem feinsten Takte durchweht. In dieser socialen Schule eignete sich der Prinz dann auch jenen unwiderstehlich gewinnenden Zauber des Benehmens an, welchen Alle rühmen müssen, die jemals mit ihm in persönliche Berührung gekommen sind, und welcher auch eines der Attribute des Charakters der Königin war.

Königin Hortense hatte schon zu Ende der zwanziger Jahre mit den Vorläufern jener entsetzlichen Krankheit zu kämpfen, der sie so frühe erliegen mußte. Allein sie ertrug die Leiden, Schmerzen und Beklemmungen derselben mit einer solch stoischen Ruhe und Selbstbeherrschung, daß außer ihrem Arzte und ihrer vertrauten Zofe niemand von ihrer Umgebung eine Ahnung davon hatte, und die Gewißheit von der Unheilbarkeit dieses Uebels niemals die ruhige Heiterkeit und den scheinbaren Seelenfrieden der Königin zu trüben vermochte. Wohl aber traten bald Ereignisse ein, deren Folgen wesentlich dazu beitrugen, die Keime dieser Krankheit rasch zu entwickeln.

Die Juli-Revolution von 1830 stürzte die Bourbonen vom Throne

*) Siehe Seite 183 und 231 dieses Jahrgangs.

Digitized by Google

Burg Salzburg.

Digitized by Google

Frankreichs und gab der beinahe vergessenen Partei der Bonapartisten neuen Muth und frische Hoffnungen. Eine wilde Energie glühte in den Herzen so Mancher auf, welche noch die glorreichen Zeiten des Kaiserreichs mitgemacht hatten, um jenen Tag wiederum heraufzubeschwören. Es fehlte nur an einem Mittelpunkt, an einer Leitung, an einem Sammelplatz. Letzterer war in Frankreich nicht denkbar, wo das engherzige Mißtrauen und böse Gewissen des „Bürger-Königs" Ludwig Philipp das Netz der geheimen Polizei und Späherei noch enger wob, womit die Franzosen schon seit dem Kaiserreich fortwährend umgeben waren. Man mußte also die Herde dieser Zeitelungen ins Ausland verlegen, und zwar nach der Schweiz und nach Italien. Arenenberg war einer der Herde dieser weitverzweigten Verbindungen der Bonapartisten, und unter den Augen der Königin wurden alle jene Fäden gezogen, deren vollständiges endgültiges Gewebe das heutige zweite Kaiserreich ist. Die Polizei der Bourbonen hatte sich in ihrem Argwohn gegen die Königin Hortense nicht getäuscht; diese Frau war als Verschwörerin gefährlich sowohl durch ihre Seelengröße, Willensfestigkeit und politische Einsicht und Erfahrung, wie durch den unwiderstehlichen Zauber ihrer Persönlichkeit und die Energie ihrer mütterlichen Liebe. Ohne jemals das Losungswort auszusprechen, war sie doch die Seele und der Mittelpunkt jener ganzen Bewegung, welche zwanzig Jahre lang arbeitete und wühlte, bis aus dem Schutt des Königthums und der Asche der Republik in Frankreich das Kaiserreich wie ein Phönix wieder erstehen konnte. Sie brauchte nicht selbstthätig einzugreifen, denn sie fand bereitwillige und geschickte Organe in Menge. Einer der ergebensten und begeistertsten Anhänger der Königin waren der Oberst Parquin und dessen Gattin Louise Cochelet, die ehemalige Vorleserin der Königin. Beide errichteten auf dem Schlosse Woifsberg eine Pension und Motten-Kuranstalt, welche besonders in der schönen Jahreszeit von Franzosen besucht ward, und es den Anhängern der verpönten Sache der Napoleoniden gestattete, sich unter der Maske harmloser Kurgäste zu begegnen und jene Zeitelungen zu entwerfen, welche die einzelnen zerstreuten Unzufriedenen in Frankreich unter einem gemeinsamen Banner zu vereinigen suchten. Oberst Parquin war eine stattliche imposante Gestalt, die ganz den Eindruck eines tapfern, tüchtigen Reiteroffiziers machte, aber die Willenskraft und begeisterte Hingebung, die allezeit bereite Schlauheit und Umsicht dieses Charakters kaum ahnen ließ. Frau Parquin dagegen war eine höchst geistvolle, gewandte, unternehmende Dame, voll enthusiastischer Hingebung für die Sache der Napoleoniden, voll aufrichtigster Ergebenheit gegen ihre Freundin Hortense. Frau Parquin war ebenso unerschöpflich in Hülfsmitteln wie unermüdlich in ihren Bemühungen, die Restauration des Kaiserreichs herbeizuführen, und Napoleon III. weiß vielleicht noch nicht einmal, wie unsäglich viel er dieser Dame verdankt, welche damals vorzugsweise die Spindel führte, um die tausenderlei Fäden jener Zettelung zu spinnen, und welche mit einer bewundenswürdigen Gewandtheit sowohl durch ihre gewinnende Beredsamkeit in der weitverzweigten Korrespondenz wie durch die Macht ihres persönlichen Einflusses alle Gelegenheiten auszubenten verstand, durch welche sie nur der Sache selbst nützen konnte.

Die Folgen der Juli-Revolution erschütterten ganz Europa. Während Belgien sich von Holland, Polen sich von Rußland losgureißen versuchte, erfolgte in Italien eine republikanische Schilderhebung, welche die Napoleoniden genährt hatten, um sie für sich auszunützen. An der Spitze derselben standen unter Anderen auch die beiden Söhne der Königin Hortense. Aber diese Bewegung endete so unglücklich, wie die Menge der nach ihr angestellten sporadischen Versuche. Beide Prinzen kämpften in den Reihen der Italiener für die Unabhängigkeit und Freiheit Italiens. Prinz Louis Napoleon war schon im Begriff, mit einem Theil der Aufständischen die Festung Civita-Castellana zu nehmen, als er durch einen Befehl der provisorischen Regierung daran verhindert wurde, und sich nun nach dem von den Oesterreichern bedrohten aufgestandenen Bologna wandte, dessen Vertheidigung er leitete. Er lieferte den österreichischen Truppen mehrere kleine Gefechte, in denen er sich durch persönlichen Muth glänzend auszeichnete, aber der Mangel aller Unterstützung von Seiten der Masse des Volkes ließ die Sache scheitern, welcher die Prinzen ihre Kräfte gewidmet hatten. Der Heranmarsch mehrerer Armeecorps, das Erscheinen einer französischen Flotte in den italienischen Gewässern steckte dem Aufstand ein rasches Ziel, zumal die damaligen italienischen Patrioten großentheils Maulhelden waren und aller militärischen Erfahrung und Organisation entbehrten, und den ganzen Schwerpunkt der Bewegung nur in dem Treiben geheimer Gesellschaften suchten. Beide Prinzen mußten flüchten, gleich hart verfolgt von der österreichischen wie von der päpstlichen Regierung, denn alle italienischen Staaten sprachen die Verbannung gegen sie aus — weniger wegen ihrer Betheiligung am Aufstand, als weil sie den geheimen Gesellschaften von Verschwörern angehört hatten. Hortensens älterer Sohn, Napoleon Louis, erlag den Beschwerden jenes kurzen Guerillakriegs und starb nach kurzer Krankheit am 27. März 1831 in den Armen seiner Mutter in Faenza. Auch der jüngere Sohn war in Ancona erkrankt und wäre hier um ein Haar der ihn verfolgenden österreichischen Polizei in die Hände gefallen, wenn ihn nicht seine Mutter durch ihre Kühnheit und gewandte Geistesgegenwart gerettet hätte, indem sie das Gerücht in Umlauf setzte, er habe sich nach Griechenland geflüchtet, während sie ihn verkleidet und unter dem Schutze eines englischen Passes nach Paris brachte. Hier schrieb Prinz Louis Napoleon an den König Ludwig Philipp, auf dessen Großmuth er um so eher rechnen zu dürfen glaubte, als dessen Mutter, die verwittwete Herzogin von Orleans, bei der Rückkehr Napoleons I. durch Hortense den gewichtigsten Schutz und Unterstützung gefunden hatte*); allein der Bürgerkönig blieb bedeutend hinter den Erwartungen des Prinzen zurück, welcher für sich nur das Recht des französischen Bürgers, im Heer Frankreichs zu dienen, wenn auch nur als gemeiner Soldat, und für seine Mutter die Gastfreundschaft Frankreichs in Anspruch nahm. Ludwig Philipp hatte zwar eine Unterredung mit der Königin Hortense, worin er ein gewisses persönliches Wohlwollen, aber eine große Zurückhaltung an den Tag legte; allein er verschmähte die Lehren der Geschichte und Erfahrung, daß Großmuth einem Könige mehr Macht und Ansehen verleiht, als Armeen und Gesetze, und anstatt den Prinzen bei seinem Übergeg zu fesseln und ihm Pflichten der Dankbarkeit aufzuerlegen, erschwerte er das momentane Unglück der Gegner noch dadurch, daß er Hortensen und ihrem Sohn die Weisung zugehen ließ, Frankreich ungesäumt zu verlassen, obschon der Gesundheitszustand des Prinzen so sehr erschüttert war, daß eine Fortsetzung der Reise ihm mit der Gefahr für sein Leben drohte. Mutter und Sohn gingen nun nach London und kehrten erst am 31. August 1831 wieder in die Schweiz zurück.

Unmittelbar nach seiner Heimkehr fand sich eine Deputation von Polen bei ihm auf den Arenenberg ein, um ihn aufzufordern, daß er sich an ihre Spitze stelle und die Fortsetzung des Befreiungskampfes gegen das gewaltige Rußland leite. Der Prinz war sehr geneigt, diesem Rufe zu folgen, und seine Mutter selbst halb entschlossen, ihn hierin zuzureden; allein die politischen Freunde und Ratgeber widerriethen einen derartigen Schritt, welcher nothgedrungen den Prinzen mit Rußland verfeinden mußte. Ehe daher der Prinz noch einen definitiven Entschluß gefaßt hatte, traf die Kunde von dem

*) Beim Einrücken des von der Insel zurückgekehrten Kaisers Napoleon war die an einem gebrechenden Beim darniederliegende Herzogin von Orleans (die Witte von Philippe Egalité) von den geflüchteten Bourbonen in Paris zurückgelassen worden und befand sich nebst ihrer Schwester in großer Bedrängniß. Königin Hortense hatte nicht sobald hievon gehört, als sie durch ihren Einfluß den beiden Prinzessinnen nicht nur die Erlaubniß erwirkte, in Paris zu bleiben, sondern auch ein Jahresgehalt von 600,000 Franken für dieselben erbat, damit sie standesgemäß leben könnten.

Digitized by Google

Sturze Warschau's ein, und vereitelte diesen Plan. Louis Napoleon war davon tief erschüttert, und suchte fortan in emsigen Studien Trost und Aufmunterung. Da er aber um jene Zeit erfuhr, daß man in Frankreich mit der Regierung Ludwig Philipps gar nicht zufrieden war und dessen persönliches ungroßmüthiges Benehmen den Prinzen aller Rücksichten gegen den Bürgerkönig entband, so faßte er alsbald den festen Entschluß, diesen zu stürzen und sich selbst auf den Thron von Frankreich zu schwingen.

In diesem Vorsatz bestärkte ihn bald der Gang der Ereignisse. Sein Vetter, der Herzog von Reichsstadt, der Sohn und Erbe des großen Napoleon, war am 22. Juli 1832 gestorben, und Prinz Louis Napoleon war nun nach dem Senatsbeschluß von 1804 der Thronerbe des kaiserlichen Frankreich, der Stammhalter der Napoleoniden. Der Gedanke, den Thron des alten Napoleon für den Prinzen zu erobern, war fortan der Angelpunkt, um welchen sich das ganze Dichten und Trachten von Hortense und ihrem Sohn bewegte, und der unerschütterlich feste zuversichtliche Glaube der Königin an die Wiederkehr eines Kaiserreichs und den providentiellen Beruf ihres Sohnes, das Werk seines Oheims fortzusetzen, ging in voller Kraft auf den Prinzen über. Von jetzt an wurde ein eifriger Briefwechsel von Mutter und Sohn nach Frankreich geführt und Verbindungen mit allen bedeutenderen Männern des ehemaligen Kaiserreichs angeknüpft, und das gastfreundliche Haus des Obersten Parquin zu Wolfsberg ward nie leer von schnurrbärtigen Gästen. Zu den bisherigen vertrauten Freunden des Prinzen gesellten sich einige neue, welche er während der Schilderhebung in Italien kennen gelernt hatte: der Maler Cottreau, der enthusiastische feurige Graf Arese, der Patriot Visconti, sowie mehrere Andere, welche in die späteren Lebensschicksale des Prinzen innig verwidelt wurden, — so namentlich der seine umsichtige Arzt Enrico Conneau aus Florenz, Fialin de Persigny, Herr v. Querelles, der Lieutenant Laity u. A. m. Diese Herren verweilten bald kürzer bald länger auf dem Arenenberg und in Wolfsberg und setzten das historische Drama in Scene, dessen erster Akt an jenem Morgen in Straßburg enden sollte.

Allein während der Prinz mit Leib und Seele diesem Plane sich widmete, während er sogar deutsche Schriftsteller zu sich entbot, um in seinem Interesse in der Presse wirken zu lassen (z. B. den schwäbischen Publicisten Dr. Heinr. Elsner), verschloß er die glühendsten Wünsche welche ihn bewegten, im geheimsten Fache seines Herzens, und verrieth seine Hoffnungen und Pläne durch kein Wort und keine Geberde. Bald in den Wäldern der badischen Gemeinden am gegenüberliegenden Ufer des Unterses jagend, bald an seinem Schreibtisch mit gedankentiefen Flugschriften und Abhandlungen oder militärwissenschaftlichen Werken beschäftigt, bald in den Uebungslagern der schweizerischen Miliz den praktischen Kriegsexercitien obliegend, maskirte er mit Erfolg seine Bemühungen, in Frankreich Popularität und Verbündete zu finden. Unter der Menge von Staatsmännern, Deputirten, Schriftstellern, Publicisten u. s. w. mit welchen er in Verbindung trat, war damals auch nicht Einer, der die geistigen Fähigkeiten des Prinzen unterschätzt hätte, und die Aeußerungen welche sogar Männer wie Lafayette und der Republikaner Armand Carrel über ihn gethan, beweisen genugsam, daß man ziemlich unbedingte Hoffnungen auf ihn setzte.

Was der Prinz durch Briefwechsel, publicistische Thätigkeit, artilleristische Versuche und dergl. zu erreichen suchte, nämlich daß man von ihm rede und in ihm den „Franzosen mit Leib und Seele" sehe, das förderte Königin Hortense durch den unwiderstehlichen Zauber ihrer Persönlichkeit. Auf ihren Reisen und bei gelegenheitlichen Badekuren, welche ihr Leiden nothwendig machte, suchte sie alle Franzosen an sich heranzuziehen und zu bezaubern, und versäumte keinen Anlaß, wo sie Bekanntschaften in vornehmen Kreisen machen konnte. Am liebenswürdigsten und gewinnendsten aber war sie daheim in ihrem häuslichen Kreise auf Arenenberg, wo jeder nur irgend geistig bedeutende Mann, gleichviel welchem Stande oder Volke er angehörte, stets willkommen war, und wo der feinste gesellige Ton, die vortrefflichste angeregteste Unterhaltung zu finden waren. Die neidlose Großmuth von Hortensens Charakter bekundete sich namentlich darin, daß sie sich nur mit geistvollen und bedeutenden Menschen umgab, unähnlich so vielen anderen vornehmen Personen von Geist, welche nur Mittelmäßigkeiten um sich dulden, damit sie sich selbst in ein desto stärkeres Relief setzen. Von der geistigen Bedeutung des Fräulein Louise Cochelet haben wir bereits gesprochen; dieselbe Anerkennung war auch der späteren Vorleserin der Königin zu zollen, einem Fräulein Valerie Masfuyer, deren Schwester Erzieherin am Hofe zu Sigmaringen war. Auch die Damen Persigny welche in den Jahren 1834—36 zu wiederholten Malen längere Zeit auf Arenenberg lebten (Mutter und Schwester des Freundes des Prinzen, des nachmaligen Ministers und Grafen Jean Fialin de Persigny waren ebenso geistvolle und hochgebildete als unternehmende Damen. Der Maler Cottreau, nun Hofmaler des Kaisers, hatte die Bekanntschaft von Hortense und dem Prinzen in Rom gemacht; beide hatten den bildschönen und gewandten Mann, einen begeisterten Bonapartisten und kühnen unternehmenden, in allen ritterlichen Künsten wohlerfahrenen und sehr gebildeten Charakter, zu sich nach dem Arenenberg geladen, wo er nicht nur mit der Königin malte, sondern auch verschiedene Portraits von dieser fertigte, wovon eines noch heute in den Räumen des Schlosses zu sehen ist, sowie auch das von Cottreau gemalte Portrait des Prinzen Louis Napoleon mit seinem andalusischen Hengste unter einer entblätterten Eiche, wovon vor einigen Jahren die „Gartenlaube" eine Kopie in Holzschnitt gegeben hat. Alle diese Personen und der Kreis von Bekannten und Freunden in dem benachbarten Konstanz sowie im Thurgau trugen wesentlich dazu bei, die Diners oder Soireen auf Arenenberg mit all dem Prestige eines kleinen Musenhofes zu umgeben.

Wie sehr der Prinz schon damals verstand und bestrebt war, sich als echten Franzosen zu geben, beweist der offene Brief vom 14. December 1835, welchen er erließ, als nach dem Tode des jungen Herzogs von Leuchtenberg das Gerücht durch die Zeitungen ging, es sey an Louis Napoleon der Wink ergangen, die Wittwe seines Vetters, die Königin von Portugal, zu heirathen. Er lehnt in jenem Brief jeden Gedanken ab, auf einen derartigen Vorschlag jemals einzugehen, da er von Jugend auf gewöhnt sey, den Gedanken an sein Heimathland über alle anderen Erwägungen zu setzen und die Interessen Frankreichs als die ihm wichtigsten Anliegen zu betrachten; er erklärt, die Hoffnung, dereinst Frankreich noch als Bürger und Soldat zu dienen, beseele ihn durch und durch und wiege in seinen Augen alle Throne der Welt auf. Offenbar war der Prinz froh, in diesem Briefe ein politisches Manifest erlassen zu können.

Ein halbes Jahr später begann der Prinz die Einleitungen zu dem Straßburger Attentat, um welches seine Mutter entschieden wußte und das sie offenbar begünstigte, denn ihre Krankheit hatte damals seit zwei Jahren im Stillen bedeutende Fortschritte gemacht, und Königin Hortense fühlte wohl, daß wenn sie ihren Sohn noch auf dem Throne Frankreichs sehen wolle, dieß bald geschehen müsse. Die Liebe und der Ehrgeiz der Mutter liefen sie auch die Schwierigkeiten des Unternehmens unter- und die Versicherungen der Ergebenheit und Treue ihrer Partisanen überschätzen, und trübten ihren sonst so klaren Blick. Im Juli 1836 ging der Prinz nach Baden, um den Einfall in Frankreich vorzubereiten und zunächst Verbindungen in Straßburg anzuknüpfen, vorläufige mit dem Obersten Vaudry vom 4. Artillerie-Regiment (demselben, bei welchem Kaiser Napoleon I. zur Zeit der Belagerung von Toulon gestanden hatte), einem Veteran der großen Armee. Niemand ahnte damals, daß der Prinz, den man einzig nur von der Liebe zu der schönen Engländerin, Mrs. Gordon, eingenommen wähnte, über solchen Streichen brüte. Nachdem er die

Digitized by Google

Intrigue angezettelt und die Rollen vertheilt hatte, kehrte er wieder nach Arenenberg zurück, und der deutliche Beweis, daß Hortense um den Anschlag auf Straßburg wußte, ist daraus zu ersehen, daß sie ihn, als er sie am 26. October verließ, um angeblich die Jagden in Hedingen mitzumachen, mit überwallender mütterlicher Zärtlichkeit und Besorgniß umarmte, unter Thränen an ihr Herz drückte und ihm beinahe unbemerkt den Trauring von Napoleon und Josephine an den Finger schob, den sie für eine Art Talismann hielt.

Der Mißerfolg des Attentats von Straßburg ist bekannt. Von den dabei Betheiligten entkamen nur Persigny und einige Andere. Der Prinz, Oberst Parquin, Lieutenant Laity, Graf Gricour, die Herren de Querelles und de Brue, sowie Mrs. Gordon wurden verhaftet, aber später freigesprochen; der Prinz aber, auf ewige Zeiten des französischen Unterthanen- und Bürgerrechts verlustig erklärt und aus Frankreich verbannt, ward auf einem französischen Kriegsschiff erst nach New-York und dann nach Brasilien gebracht, wo er jedoch nicht lange blieb. Ein Brief seiner geliebten Mutter vom 3. April 1837 berief ihn nämlich dringendst nach Europa zurück, denn die unheilbare Krankheit der Königin (Gebärmutterkrebs) hatte in Folge der Alterationen der letzten fünf Monate solch furchtbare Fortschritte gemacht, daß sie nur noch den Einen höchsten Wunsch hatte, ihn noch einmal wiederzusehen und in seinen Armen zu sterben. Der Prinz kehrte trotz des Verbannungsurtheils der französischen Regierung nach Europa zurück und traf am 4. August 1837 wieder auf dem Arenenberg ein; allein es war ihm nur noch zwei Monate lang vergönnt, die theure Mutter zu verpflegen, denn die edle Hortense erlag schon am 5. October jener furchtbaren Krankheit. Ihre Leiche ward auf dem Arenenberge beigelegt, bis die Erlaubniß vom Bürgerkönig eintraf, dieselbe nach Rueile bei Paris zu bringen und neben derjenigen ihrer Mutter, der Kaiserin Josephine, zu bestatten. Das gesegnete Andenken seiner Mutter, die in den weitesten Kreisen als Wohlthäterin der Armen geliebt und verehrt worden war, vermochte den tiefen aber stillen Schmerz des Prinzen nicht abzuschwächen. Er suchte Vergessen in der eifrigen Betheiligung an den öffentlichen Angelegenheiten der Schweiz, die auf ihren erlauchten Bürger stolz war und sich einmüthig dem Verlangen der französischen Regierung widersetzte, den Prinzen auszuweisen. Als aber trotz dieser entschiedenen einmüthigen Haltung der öffentlichen Meinung eine französische Armee sich der Schweizergrenze näherte und die Republik in einen Krieg zu verwickeln drohte, zog der Prinz vor, die neue Heimath freiwillig zu verlassen, und reiste am 14. October von Arenenberg und Konstanz ab, um sich nach England zu begeben.

Die herrliche Besitzung war nun verwaist, und wurde von dem alten Haushofmeister der Königin, Vincent Rousseau, verwaltet. Als jedoch in Folge des Boulogner Attentats die Vermögens-Verhältnisse des auf der Citadelle von Ham gefangenen Prinzen einigermaßen zerrüttet waren und zu Anfang des Jahres 1843 das Gerücht ging, daß der Gefangene amnestirt werden sollte, gab Louis Napoleon Befehl, den Arenenberg zu verkaufen. Derselbe ward mit den Gütern und Waldungen und dem gesammten Mobiliar und Inventar im Mai 1843 von einem Herrn Keller erkauft, welcher das Schloß etwas verändern und die Mehrzahl der Mobilien u. s. w. verkaufen ließ, so daß Gegenstände, die nun entschieden historischen Werth haben würden, spurlos verschwunden sind. Im Jahr 1855 kaufte der Kaiser das Schloß ohne die Waldungen wieder von Herrn Keller zurück, baute das dem Zerfalle nahe Oekonomie-Gebäude in seiner frühern Gestalt fester und dauerhafter wieder auf und ließ dem Ganzen nach seiner innern und äußern Einrichtung bis auf die Tapeten und Möbeln hinaus wieder seine frühere Gestalt geben, obschon leider viele von den Möbeln und Kunstgegenständen, welche den Arenenberg einst geziert hatten, nicht wieder herbeigeschafft werden konnten. Doch sieht man noch im Salon und den Privatzimmern der Königin Hortense jener originalen historischen Portraits des ersten Napoleon, der Königin Hortense selbst, ihrer Mutter und ihres Sohnes, und verschiedene andere Kunstgegenstände, welche ehedem diese, dem Andenken einer edlen seltenen Frau geweihten Räume geschmückt hatten, und erkennt hier eine geweihte Stätte.

Schon im Jahr vor dem Ankauf des Arenenbergs ließ der neue Kaiser seiner Mutter in der Kapelle des Schlosses ein edles Grabmal setzen, welches Bartolini in Florenz in Alabaster ausgeführt hatte; es stellt die Königin Hortense kniend mit gefalteten Händen im Gebet dar, und der Ausdruck ihrer Züge soll wundersam ergreifend und ähnlich seyn. Jetzt ist die Kapelle ganz restaurirt und zeigt einfache, schöne, harmonische Verhältnisse, deren schlichte Pruntlosigkeit den Besucher mit einer linden Wehmuth und feierlichen Andacht erfüllt. An der Wand aber tritt dem Auge des Besuchers der sinnige und charakteristische Wahlspruch des heutigen Kaisers der Franzosen entgegen: „Fais ce que dois, avienne qui pourra“ (thue deine Schuldigkeit, was auch immer kommen mag), — ein Spruch, welchen jeder von uns ebenso gut zu seinem Motto erklären mag, als der Mann, welchen er durch so viele Mauvelungen und Fährlichkeiten auf den Thron des rührigsten Volkes und in den Besitz einer wahrhaft unbeschränkten Macht über die Geschicke Europa's geführt hat!

Otfrid Mylius.

Die Bude eines Waffenschmieds in Brussa.

Zu dem Bilde auf Seite 405.

Wie schon im südlichen Europa, so werden auch im Orient beisammen alle Gewerbe auf offener Straße betrieben, und in den Bazaren finden wir Werkstätte und Bude der meisten Gewerbenden vereinigt. Unser obiges Bild ist ein Stück Natur aus dem Bazar von Brussa. Der Liebhaber orientalischer Waffen, der Reisende, welcher sich solche als Andenken mit nach Hause nimmt, thut wohl, wenn er sich solche Gegenstände nicht auf den großen Bazaren von den eigentlichen Händlern, sondern von den Verfertigern kauft; in den Bazaren zu Konstantinopel, Smyrna, Alexandria, Kairo und Damask, ja sogar in den meisten kleineren Städten des Morgenlandes, werden eine Menge Flinten, Pistolen, Säbel, Yatagbane, Handschäre ꝛc. neu wie in gebrauchtem Zustande verkauft, welche aus englischen Fabriken stammen und in ungeheuren Mengen in orientalischem Geschmack für den morgenländischen Markt schlecht genug gearbeitet werden, wie man daraus entnehmen mag, daß man daselbst eine neue türkische Flinte oder ein Paar Pistolen à 20 Franken auf den Bazars kaufen kann, woran dann freilich statt der Schrauben nur Nägel und Nieten sind und die Arbeit schauderhaft roh ist. Wem daran gelegen ist, echte orientalische Waffen von guten Meistern zu kaufen, der muß sie von diesen selbst erwerben und meistens bestellen; sie sind dann allerdings sehr theuer, weil sie ganz aus der Hand gefertigt sind, aber meist solid und originell. Da ich auf den Bazars von Konstantinopel so viele englische und Solinger Waffen fand, die ich in Deutschland wohlfeiler hergegen haben würde, ohne mich damit Tausenden von Meilen weit zu schleppen, so verschob ich meine Einkäufe, bis ich nach Brussa kam, wo ein Waffenschmied Ibrahim den Murad wegen seiner Hiebwaffen und Gewehre einen guten Namen hat und der gewöhnliche Lieferant der türkischen Stämme ist. Bei ihm machte ich meine Einkäufe, und seine Werkstätte und Bude habe ich in mein Skizzenbuch aufgenommen (wie sie auf S. 405 in glücklicher Kopie zu sehen). Der Alte sitzt vor seiner Bude, raucht seine türkische Wasserpfeife und macht seinen Kheif, während seine beiden Söhne inzwischen in dem engen Raum der Bude arbeiten. Sein Waarenlager ist niemals groß, denn er arbeitet fast nur auf Bestellung, und nur das Gold der Franken lockt ihn, seine Waare an die Giaurs zu verkaufen; aber der Alte ist ehrlich und betrügt selbst die Giaurs nicht mit englischem Fabrikat, welchem sonst durch allerlei künstliche Mittel, wie man sie nur in den Bazars versteht, ein altehrwürdiges Aussehen gegeben wird; und ich kann ihm bezeugen, daß seine selbstgeschmiedeten Säbelklingen an Güte den besten Eisenbauer Klingen gleichkommen. Und doch schlägt diese Familie trotz aller Geschicklichkeit und allem Fleiß kaum das Leben durch — oder vergräbt ihre Ersparnisse. Das ist echt orientalisch.

H. Hagen.

Digitized by Google

Die Sternschnuppe.

Eine Seemanns-Geschichte. Von R. Kellenburg.

1.

„Kapitän Ritson, erlauben Sie mir, daß ich Ihnen Herrn Pennant, Ihren neuen Proviantmeister, vorstelle. Bitte, Herr Pennant, setzen Sie sich; ich habe einige kleine Geschäfte mit Herrn Ritson abzumachen," sagte der Handelsherr zu einem stämmigen untersetzten derben Seemann, der so eben in das Privatcomptoir der Firma David und Blizzard, 72 Limehouse-Street in Liverpool, eingetreten war. Es war Herr Blizzard, der so redete, ein feingekleideter wohlbeleibter Herr von entschiedenem Wesen, karg von Worten, knapp und herrisch im Ausdruck, mit dem ganzen Gepräge des Bewußtseyns, daß er an der Spitze eines großen, wohlfundirten Handelshauses stehe, dem keinerlei äußere Stöße viel anhaben könnten. — „Kapitän Ritson," wandte er sich wieder an den stämmigen Schiffer, „wir wollen diese erste Fahrt der ‚Sternschnuppe' zu einer glückverheißenden machen; wir wünschen, daß dieses Schiff als das erste in diesem Jahr in Quebec einlaufe, wir ersparen dann die Hafengebühren und andere Spesen, denn man bezahlt diese immer demjenigen Fahrzeug zurück, welches als das erste im Frühjahr aus England dort ankommt; aber es ist uns zugleich nicht so sehr um den Betrag der Hafengebühren zu thun, als um das Aufsehen, welches die Sache machen wird. Unser Verkehr mit Canada ist bedeutend, und wir wollen, daß unser Name dort gehörig bekannt werde. Dabei wollen wir jedoch keinerlei Gefahr laufen; im Gegentheile, die Firma will das nicht, sondern wir wünschen, daß Sie am Saume des Eises hinfahren und in die erste Oeffnung einlaufen. Sie werden dann auf die Höhe von Labrador gerade zur rechten Zeit kommen, wenn das Thauwetter eingetreten ist und der St. Lorenz von Eis frei ist, und bei einiger Sorgfalt von Ihrer Seite ist dann keinerlei Risiko dabei."

Herr Blizzard lehnte bei dieser Auseinandersetzung mit dem Rücken an seinem eingesessedigten Pulte, ganz umgeben von lauter Reihen Folianten und Lederscheinen. Sein Benehmen hatte etwas Treuherzig-Derbes, Sicher-Bewußtes, und der stattliche Herr hielt viel auf seine Kleidung, namentlich auf die fleckenlose glänzendweiße Weste, die wie Email aussah. Er spielte während der obigen Anrede mit seiner Uhrkette und betrachtete abwechselnd den Kapitän, den Proviantmeister und den ersten Maat, welche in einem engen unbehaglichen Halbkreise saßen. Seine schön lackirten Stiefeln auf den unbeweglichen Fels eines großen Kapitals gesetzt, schien Herr Blizzard so zu sagen kühnlich seewärts hinauszuschauen und Schiffbrüche und andere Unfälle als bloße absichtliche Erfindungen zu betrachten.

Kapitän Ritson war ein stämmiger Seemann aus dem nördlichen England, mit riesig breiter Brust, ehrlichen hellgrauen Augen und großen Händen; ein kräftiger ehrlicher Kerl voll Selbstvertrauen und ohne alle Menschenfurcht. Der Maat, Herr Cardew, war keine so angenehme und behäbige Erscheinung, sondern ein kleines hageres Männchen mit dünnen Beinchen, einem fahlen Leichengesicht und gelblichen Augen, und saß in verdrossener Unterwürfigkeit auf dem Rande seines Stuhles gerade hinter dem Kapitän. Der Proviantmeister, ein kräftiger, freijamer, frohmuthiger, stämmiger junger Bursche, saß halb verlegen, halb abbittend (als ob er glaubte, er hätte stehen sollen) noch weiter abseits.

„Die Wahrheit zu sagen, Herr Blizzard," erwiderte der Kapitän und knöpfte sich seinen Lootsenrock vor der Brust zu, als ob er sich auf einen sofort ausbrechenden Sturm gefaßt mache und den Befehl geben wolle, daß man alle Luken schließe, — „mit Verlaub, die Wahrheit zu sagen, hoff' ich in meinem Leben kein besseres Fahrzeug mehr zu sehen, als die ‚Sternschnuppe,' Sie. Ich glaube, Herr Blizzard, ich glaube, sie ist gesund vom Knopfe des Flaggenstocks am Hauptmast bis zum Kiel, — so gesund, wenn man so sagen darf, wie das Gewissen eines wackern Mannes. Das Einzige, was mir bei der Sache nicht ganz gefallen will, Sir, das ist, daß ich wegen einer traurigen und unaufschiebbaren Veranlassung (dabei hielt er bekümmert einen gewaltigen Hut mit einem breiten Band von schwarzem Krepp empor) in meine Heimath nach Allonby hinunterreisen mußte, und das Einladen nicht selber beaufsichtigen konnte, wie ich es gewöhnlich bei allen Schiffen thue, die ich zu kommandiren berufen werde."

„Bah, das hat gar nichts zu sagen, Kapitän Ritson," sagte Herr Blizzard und füllte aus einer weitbauchigen Karaffe, die hinter ihm auf einem Kaminsims stand, drei Gläser in Einer Reihe voll; „ich bin zwar auch in Manchester abwesend gewesen und mein Associé, Herr David, lag an einem Anfall von Rippenfellentzündung darnieder, aber unser erster Maat hier, Herr Cardew, hat ja nach Allem gesehen." — Der Maat nickte bejahend.

„Und worin besteht die Ladung?" fragte der Kapitän.

„In Ackergeräthschaften, Maschinen und Tuchwaaren," erwiderte Herr Blizzard, nachdem er im Hauptbuch nachgeschlagen, als ob er wegen seiner vielseitigen Geschäfte kaum wisse, ob die ‚Sternschnuppe' nicht mit Weihrauch, Perlen, Goldstaub und Papageien beladen sey, sondern erst nachsehen müsse. Nach gegebener Auskunft schob Herr Blizzard das Hauptbuch wieder sorgfältig in sein Fach, wandte den drei Seelenten den Rücken, schürte das Feuer und hetzte einen langen Blick auf einen großen Wandkalender, als Zeichen, daß die Audienz zu Ende war.

„Wir gehen morgen, Sonntag früh, unter Segel," sagte Kapitän Ritson, der ein Methodist, zu dem Proviantmeister, als sie mit einander das Comptoir von David und Blizzard verlassen; „ich mag gerne die frommen Sabbathglocken einander zujäuten hören, wenn ich aus dem Mersey auslaufe, und die Mannschaft hört's auch gerne, und — was noch mehr ist — es bringt Glück. Es ist, wie ich immer sage, als ob das Land zum Abschied dem auslaufenden Schiffe noch gleichsam seinen Segen mitgäbe. Ich wenigstens bin ein schlichter Mann und nehme es so auf. Sonntag ist daher immer der Tag, wo ich auslaufe."

Der Proviantmeister sprach die Hoffnung aus, es werde ihm gelingen, seine Schuldigkeit zu thun und den Ansprüchen des Kapitäns und seiner Schiffsherren zu entsprechen.

„Ja, ich sch's euch an, junger Mann, daß ihr das könnt; seyd nur außer Sorgen," sagte Kapitän Ritson, „nicht wahr, Herr Cardew? er hat ehrliche, treue Augen und ein gesundes Brusttuch und offenes Wesen."

Der Maat brummte eine Zustimmung, gönnte aber dem Proviantmeister keinen Blick, denn sein Geist war mit ganz anderen Dingen beschäftigt.

2.

„Höre, Joe," sagte des Proviantmeisters Weib, als Pennant in sein kleines Häuschen in Birkenhead zurückkehrte und ihr seine neue Anstellung meldete: „ich weiß nicht, wie es kommt, aber mir schwant nichts Gutes, und ich möchte wünschen, Du gingst nicht in diesem Schiff. Ich bin gar keine Freundin von Fahrzeugen, welche derartige Namen führen. Die beste Fahrt, welche Du je gemacht hast, war in der ‚Jane Parker' und Deine schlimmste im ‚Morgenstern'. Ich halt' es lieber mit den einfachen Namen. Ueberdem ist es noch viel zu früh am Jahr. Nun thu' mir's zu Liebe, Joe, und gib die Stelle auf; bleib' noch vierzehn Tage länger und geh' auf ein' australischen Schiff. 's ist noch zu frühe für Canada, gewiß. Frau Thompson sagt es auch."

„Jenny, lieb Herz, Du bist ein thörichtes Weib. Du gibst mir 'ne schöne Seemannsfrau! Komm', schnür' mir mein Bündel, das ist das Lange und Breite von der Geschichte. Unsinn mit Deinen Ahnungen

Digitized by Google

und dergleichen! Und was geht das alles die Frau Thompson an? möcht' ich wissen; wer braucht hier seine Nase hereinzustecken? Warum hat sie mit ihrem Keifen und Nörgeln und ewigen Widersprechen ihren Mann vertrieben? Sag' ihr, sie soll sich um ihre eigenen Sachen bekümmern! — Das fehlte mir noch. Na, komm, mein Schap, mach' keinen Unsinn und pack' mir mein Bündel!"

„Aber bedenke nur, lieber Joe, all die Anzeichen!... Dienstag Abend fiel Deine Photographie sammt dem Nagel von der Wand, und vergangene Nacht im Traum sah ich eine Sternschnuppe dicht bei den Dods herunterfallen, und das hatte was zu bedeuten. Ich bitte Dich, lieber Joe, geh' nicht!"

„Na, na, Jenny, daraus wird nichts! Gehen muß ich und werde ich, drum sey mein gutes Weibchen und mach' mir das Scheiden nicht schwer. Komm', ich will nun mit Dir hinaufgehen und George und Lizzy küssen; ich will sie gewiß nicht aufwecken. Dann wollen wir die Hemden und anderen Siebensachen aus der Kommode holen. Sey guten Muths, denn Du weißt ja, daß ich bald wieder zurück seyn werde. Ich hab' einen tüchtigen Kapitän und einen rührigen ersten Maat bekommen."

3.

„Hallo, Kapitän Thompson! na, wer hätte je gedacht, Euch hier zu finden und nur als Schiemann *)?" rief der Proviantmeister, als er an der Fakreeps-Treppe stund und das Einbringen der frischen Mundvorräthe überwachte, einem kräftigen, bejahrenen Seemann in mittleren Jahren zu, welcher vom Vorkastell herkam; „na, meiner Treu, 's thut mir leid, Euch so zurückgekommen zu sehen! Wie kam denn das?"

Der Schiemann, ein von Gesundheit strotzender, aber versoffen aussehender Mann mit purpurrothem, aufgedunsenem Gesicht, nahm den Proviantmeister mit einem kläglichen Blick beiseite und sagte kleinlaut: „Daran ist nur der Grog allein Schuld, der verwünschte höllische Grog, Joe," sagte er; „ich verlor mein letztes Schiff, den 'rothen Stern', und von da an ging alles verkehrt. Aber ich habe das Trinken nun aufgesteckt, Joe; ich war nicht mehr im Stande, ein Schiff zu kommandiren, das ist das Ganze. Und dabei bin ich selber heruntergekommen, Joe, und habe hier die Hände wieder im Theereimer und muß versuchen, auch in dieser Lebensstellung meine Schuldigkeit zu thun, wie der Katechismus sagt!"

„Und wie gefällt Euch unser Kapitän und die Mannschaft, Sir?" fragte Pennant leise.

„Hm, der Kapitän ist ein so wackerer Mann, als jemals einer auf Rindsleder trat, — ein rechtschaffener Mann, obwohl er streng auf die Arbeit sehen wird. Aber die Bemannung ist, unter uns gesagt, nicht viel werth; einige von ihnen sind Matrosen ersten Ranges, aber die übrigen sind Tagediebe und Gesindel, welches auswandern will, — Lumpenpack, das man auf den Quais zusammengelesen, halb Spitzbuben, halb Deserteure, und nicht das Salz an ihrer Suppe werth. Diese Bursche laufen alle davon, wenn sie nach Quebec kommen. Und was dann den ersten Maat anlangt, so ist der ein Kerl wie ein Negervogt, mit dem es noch einmal ein schlimmes Ende nehmen wird, schäp' ich. So viel weiß ich gewiß, daß ich ihm kein Schiff anvertrauen würde, es wäre denn ein Seeräuberschiff; da möcht' er etwa am Platze seyn. Aber vor dem Kapitän thut der Kerl gewaltig schön und demüthig, und heuchelt und schnurrt wie ein Kater — der verwünschte Tropf...."

Just in diesem Augenblick tönte eine gellende Stimme laut stuchend vom Gestad herüber, die Stimme des Manns, welcher ausrief: „He da, sputet euch, ihr Faullenzer dort, oder ich werd' euch 'was wissen lassen! Wir werden bis Dienstag nicht fertig, wenn ihr euch nicht tummelt. Merkt euch, daß ihr nicht eher einen Tropfen Grog haben sollt, als bis wir fertig sind. Und ich will kein höllisches Murren und Mucksen hören, so lange ich Maat bin, hört ihr? Und was thut Ihr da müssig, Schiemann? Und Ihr, Proviantmeister, seht mir sogleich, daß die Vorräthe alle herein kommen, und reicht mir die Rechnungen, daß ich sie dem Kapitän Ritson übergeben kann."

Die Matrosen, lauter zerlumpte, verdrossene Burschen, arbeiteten härter, aber murmelten Verwünschungen vor sich hin. —

Von dem Augenblick an, wo der Kapitän an Bord kam, war das Benehmen des Maats wie umgewandelt; er geberdete sich ganz geschmeidig und höflich, holte mit triechender Miene seine Befehle ein und sprach mit ängstlicher Ruhe und Gefügigkeit zu der Mannschaft. Cardew hatte, wie der Proviantmeister bald entdeckte, irgendwie ein seltsames Uebergewicht über den Kapitän, vielleicht durch irgend eine Geldangelegenheit, irgend eine Drohung, welche er wie ein Damoklesschwert über Ritson's Haupte hielt wegen seines Vaters Gehöfte in Cumberland, oder irgend einen andern Einfluß, welchen der Kapitän fürchtete, obschon er unbesangen, heiter, vertrauensvoll und gleichgültig zu erscheinen versuchte. So herrisch und tyrannisch Cardew anfangs gegen die Mannschaft gewesen war, so gestissentlich suchte er sie nun in jeder Weise für sich zu gewinnen, zumal wenn Kapitän Ritson nicht auf Deck war.

4.

Am zwanzigsten Tag nach der Abfahrt der 'Sternschnuppe' saß der Proviantmeister in seiner Kajüte, über Hals und Kopf in seine Rechnungen vertieft, und der durchsichtige grüne Schirm über seiner Lampe warf ein goldenes Licht über Reihen von Ziffern und die rothen Linien, welche dieselben trennten. Der ehrliche, emsige Bursche arbeitete in aller Stille, als jemand leise an seiner Kajütenthüre pochte; er sprang von seinem Sitze auf und öffnete die Thüre, um den alten Thompson einzulassen, der behufsam und argwöhnisch dieselbe wieder hinter sich zuzog.

„Nun, Thompson, was gibt es?" fragte Pennant und blickte mit einem überarbeiteten und zerstörten Ausdruck auf.

Der Schiemann setzte sich, mit jeder Hand auf einem Knie. „Ihr sollt es gleich erfahren, Herr Pennant," sagte er; „unter uns gesagt, es ist irgend eine Teufelei im Werke."

„Bah, Thompson, Ihr seyd wieder über den Rum gekommen," erwiderte der erstaunte Proviantmeister vorwurfsvoll.

„Mit nichten, Herr Pennant! meiner Treu nicht; ich bin so nüchtern, wie an dem Tage, da ich auf die Welt kam. Kümmert Euch nicht darum, auf welche Weise ich erfuhr, was ich Euch nun mittheilen will. Es gab 'ne Zeit, wo keiner sich unterstanden hätte, Jack Thompson zu beschuldigen, daß er den Horcher spiele, ohne daß er stink wie der Blitz die Antwort darauf mit der Faust zwischen die Augen erhalten hätte. Aber nun bin ich ein armer Lump, um den sich niemand kümmert, und gerade gut genug, um alle Taue zu spleißen und zerrissene Segel zu flicken, und muß mich nun zu Dingen hergeben, an denen ich mich ehedem geschämt hätte, selbst wenn sie, wie mein Horchen, in bester Absicht geschehen!"...

Ein kräftiges Pochen an der Thüre, und dann streckte Harrison der Schiffsjunge seinen struppigen Kopf herein.

„Na, was gibt's denn?" fragte der Proviantmeister in seiner ehrlichen, barschen Weise.

„Mit Verlaub, Sir, aber es zieht ein Eisnebel auf, und Herr Cardew sagt, die Leute sollten ein Extraglas Grog bekommen, weil es auch Extrawachen gebe!"

„Hat Herr Ritson selbst dies angeordnet?" fragte Pennant.

„Nein, Sir, nur Herr Cardew hat's gesagt. Der Kapitän ist die ganze Nacht auf gewesen und hat sich soeben niedergelegt."

„Sag Herrn Cardew mein Compliment, Harrison, und daß mir

*) Schiemann oder Quartermeister heißt der Unteroffizier der Matrosen, der Gehülfe des Hochbootsmanns.

Digitized by Google

der Kapitän gestern den Befehl ertheilt habe, ohne seine besondere Weisung keinen Rum herauszugeben," versetzte der Proviantmeister.

„Ganz wohl, Herr," sagte der Schiffsjunge und ging.

„Und nun, Meister Schiemann, laßt mich das Schlimmste hören," fuhr Pennant fort. „Ich glaube oder argwöhne vielmehr, es betrifft unsern ersten Maat. Ich kann nun sehen, daß unsre Fahrt keine glückliche werden wird; aber laßt mich Eure schlimmen Nachrichten wenigstens schnell hören, damit wir unser Möglichstes thun können, um das Leck zu verstopfen."

Der Schiemann mit seinem holländischen Phlegma und seiner Bedächtigkeit ließ sich nicht zur Eile drängen, sondern schickte sich zu seiner Mittheilung so gemächlich an, als sollt' er am Feuer der Kambüse (Schiffsküche) eine Geschichte erzählen. „Denkt Euch, Proviantmeister," hub er an, „vor etwa zwei Stunden höre ich den ersten Maat und den Schiffszimmermann ungefähr folgendes mit einander verhandeln. Der Eisnebel ist eingetreten, und die Mannschaft (eine schlimme Bande bei jeder Witterung, bis auf David und zwei oder drei Andere) kommt nachgerade auf den Gedanken, wir ließen dem Eis gefährlich nahe und könnten möglicherweise von den Eisfeldern eingeschlossen werden. So oft der Kapitän nicht zur Stelle ist, bekärrt der Maat die Leute in diesem Gedanken, und die schlimmsten unter der Mannschaft sprechen nun offen davon, man müsse den Kapitän zwingen, mehr südwärts zu steuern, damit man dem Packeis auf der Höhe von Labrador ferne bleibe."

Der Proviantmeister fuhr mit einem Ausruf des Erstaunens und der Entrüstung erschrocken auf, aber der Schiemann drückte ihn wieder auf den Stuhl zurück und setzte seinen eigenen Südwester sich fester auf den Kopf, um seinen Haß gegen den Maat auszudrücken, und fuhr fort: „Nur ruhig im Glied, Herr Pennant; das war nur der erste Eintrag in ihrem Tagbuche. Sie kamen alsdann weiter überein, das Schiff zu versenken, den Kapitän und alle diejenigen, welche es nicht mit ihnen halten wollten, an den Mast anzubinden, alle Beweismittel zu vernichten und sich in die Boote zu werfen, sobald sich eine Spur vom Lande zeige!"

„Aber wozu denn?" fragte Pennant.

„Wozu? Das sollt Ihr sogleich hören," erzählte der Schiemann weiter. „Der erste Maat hat, wie er selber eingestand, die Ladung des Schiffes verstaut. Was that er nun also? Er hat ohne Vorwissen des Herrn Bizzard mit Hülfe eines schurkischen Spießgesellen, eines niederträchtigen Verschiffungs-Agenten, zwei Drittel von den Maschinen aus den Kisten genommen und diese mit altem Eisen gefüllt. Hievon weiß natürlich der Kapitän ebenfalls nichts, denn er war verreist, weil sein Vater am Sterben lag und er ihn begraben mußte. Und nun wollen die Halunken das Fahrzeug versenken und dann nach Hause gehen und die Beute verkaufen. Das ist die ganze Geschichte."

Der Proviantmeister sprang entschlossen auf, verschloß sein Pult und sagte: „Kommt, Schiemann, wir wollen sogleich zum Kapitän gehen und jenen Schurken entlarven."

„Noch nicht, mit Eurem Verlaub, Herr Proviantmeister! nur sein gemach in dieser Sache! Wir müssen die Sache noch etwas mehr ausreifen lassen, und ich will jetzen, was ich im Vorkastell noch von dem Plan erschnappen kann, denn um solch einen alten stumpfen Kerl wie ich kümmern sie sich nicht."

„He, was soll das heißen?" rief eine gellende ärgerliche Stimme, als die Thüre heftig aufgerissen wurde; „wo ist dieser Kerl von einem Proviantmeister? Wer unterfängt sich, meine Befehle zu mißachten? Was fällt Euch ein, Proviantmeister, daß Ihr den Leuten den Rum nicht austheilt? Was habt Ihr hier die Köpfe zusammenzustecken? Packt Euch, Thompson; geht auf Deck, faßt alles für die Nacht stramm machen und die Nebelglocke aufhängen, oder wir werden in diesem verwünschten Nebel in Grund gesegelt!"

Thompson schlich sich zur Kajüte hinaus; der Proviantmeister aber gab nicht nach, sondern nahm ruhig seine Mütze vom Nagel und sagte: „Ich besolge nur die Befehle des Kapitäns, Herr Cardew, und diesen werde ich so lange gehorchen, bis Ihr das Kommando des Schiffes übernehmt. Jetzt aber will ich auf Deck gehen und noch eine Pfeife rauchen, bevor ich mich schlafen lege. Gute Nacht, Sir!"

Die Augen des Maats unterliefen sich alsbald mit Blut und fünkelten in einem tückischen Lichte. „Ich will Euch offen meine Meinung sagen, Pennant," erwiderte er; „wenn ich Euer Kapitän wäre, so würd' ich Euch auf einem Eisberg aussetzen lassen, ehe Ihr fünf Stunden älter wäret; zuerst aber wollt' ich Euch mit einem guten Stück eingeweichten Tauen beibringen lassen, was es heißt, seinem höhern Offizier nicht zu gehorchen!"

„Gute Nacht, Sir! bedrohte Leute leben lange," sagte Pennant gleichmüthig. „Und wollt Ihr mir nicht vielleicht erlauben, daß ich meine Kajüte abschließe? Gute Nacht!" und mit dieser gutmüthigen Herausforderung stieg der Proviantmeister lachend und singend die Kajütentreppe hinan. —

5.

Es war Sonntag-Morgen und der Eisnebel hatte sich verzogen. Das Schiff war nur auf sogenanntes Pfannkucheneis gestoßen, lose Stücke, so dünn wie Flittern, sonst nichts; der Wind blies bitter kalt wie über Eisfelder von ungeheurer Größe her, aber man hatte noch keine Eisberge bemerkt, und der Kapitän hoffte noch immer, in Anbetracht der Schiffsrechnung eine schnelle und erfolgreiche Reise zu machen und als das erste Schiff in diesem Frühjahre Quebec zu erreichen.

Die Mannschaft versammelte sich in der Staatskajüte zum Gebet. Es war ein hübscher Anblick, sie so zwei und zwei schmuck und freisam hereintreten zu sehen in ihren blauen Hemden, deren Krägen weit von ihren braunen Hälsen zurückgeschlagen waren, ihren lose geknüpften schwarzseidenen Halstüchern und schneeweißen Beinkleidern; die Unteroffiziere in ihren besten blauen Jacken, alle so anständig und wohl disciplinirt, worauf sie ihre vorgeschriebenen Sitze einnahmen. Auch ein angenehmer Anblick war es, wie der Kapitän in diesem fernen wilden Meere so ruhig und ernst und doch unbewußt mit dem Anstande eines kommandirenden Offiziers das Kapitel aus der Bibel verlas, welches die Reise des Apostels Paulus schildert. Wenn der Schiffsjunge zu husten wagte, nagelte ihn dieses ernste, graue Auge gleichsam auf seinen Sitz; wenn der Hochbootsmann mit den Füßen scharrte, so entstand eine mißbilligende Pause zwischen den Versen, und selbst wenn der Meeresschaum über die Luke herüberschlug, beachtete es der Kapitän mißbilligend.

Als der Gottesdienst vorüber war und alle bis auf den Proviantmeister die Kajüte verlassen hatten und dieser die Bibeln noch zusammen las, tippte ihm der Kapitän auf die Schulter. „Ein Wort im Vertrauen mit Ihnen, Herr Pennant," sagte er und setzte sich bekümmert auf den Tisch, die eine Hand auf seiner Fernröhre, die andere auf seinem aufgeschlagenen großen Gebetbuche; „Sie sind ein ehrlicher, treuer Bursche, Pennant, und ich muß eine einfache Frage an Sie richten. Haben Sie neuerdings etwas gesehen oder gehört, was Sie auf den Gedanken bringt, der erste Maat treibe ein falsches Spiel und reize die Mannschaft zur Meuterei? Ja oder nein?"

„Ja, Kapitän, ich weiß davon," sagte Pennant.

Der Kapitän schlug bei dieser Antwort das Auge nicht vom Tische auf, sondern stieß nur einen leichten, halb geringschätzigen Seufzer aus, goß sich ein Glas Wasser ein und trank es aus; dann stand er auf, schüttelte dem Proviantmeister die Hand, sah ihm fest in's Gesicht und sagte: „Kommt mit mir auf Deck, Proviantmeister; wir wollen die Sache sogleich in die Reihe bringen. Ich bin überzeugt, daß jemand seit heute Morgen den Kurs des Schiffes verändert hat. Wenn der Maat es gethan hat, lasse ich ihn in Ketten legen und

Digitized by Google

will ihn drin behalten, und sollt' es mich meinen rechten Arm kosten. Ich bin ein Thor, daß ich das alles nicht längst gemerkt habe, denn man hatte mich schon in Liverpool vor jenem Menschen gewarnt."

Als der Kapitän auf dem Verdeck stand, senkte sich der kalte, weiße Eisnebel wieder schnell über die Sternschnuppe herab und verursachte ein ungewisses geisterhaftes Düster, welches in einer halb mit Packeis blockirten See natürlich doppelt unheimlich und niederdrückend war. Sabbathliche Ruhe lag über dem Schiffe; die Matrosen hatten sich theilweise neben den sorglam aufgerollten Taubündeln niedergestreckt, die Einen lesend, die Andern plaudernd, oder lehnten im Back auf dem Schandeck; jede Bohle war so blank geschenert wie ein Eßtisch; jeder Bolzenkopf und jede Brasse war so spiegelblank, wie sie nur in diesem trüben Lichte glänzen konnte. Der Maat und Schiffszimmermann saßen in der Nähe des Steuerrads und schauten in den vorrückenden Nebel hinein; am Eingang der Back oder des Vorkastells lagen einige Matrosen halb schlafend ausgestreckt. Der Kapitän ging, ohne ein Wort zu verlieren, stracks auf den Mann am Rade zu, schaute auf den Kompaß und sagte: „He, Ihr steuert ja südwärts, und ich sagt' Euch erst vor einer Stunde, Ihr sollt nordwest halten!"

„Ich steure, wie mich's der erste Maat geheißen hat," versetzte der Matrose barsch. „Ich kann nicht steuern, wie es jeder haben will. Käm's auf mich an, ich steuerte nach Hause."

Bei diesen Worten des Matrosen kam der erste Maat heran, nahm dem Mann rasch das Steuerrad ab, um dem Kapitän gleichsam zu trotzen, und rief: „Jadson steuert richtig."

„Richtig nennt Ihr das?" fragte der Kapitän aufwallend; „ich bin ein schlichter Mann und ein Freund von geradem Handeln. Herr Cardew, ich bin eurer lügenhaften falschen Kniffe nun satt; laßt das Steuerrad los, Sir, und geht in Eure Kajüte; betrachtet Euch als Arrestant wegen meuterischer Aufführung. Proviantmeister, Ihr seyd Zeuge; führt den Mann hinunter!"

Cardew weigerte sich immer noch, das Rad loszulassen, aber der Kapitän schlug ihn mit Gedankenschnelle durch einen Streich nieder. Im Nu war jedoch das Verdeck belebt von schreienden aufgesprungenen Matrosen. Fünf davon warfen sich auf den Kapitän, drei auf den Proviantmeister. Die Meuterei war endlich ausgebrochen; ein furchtbares Geschrei erscholl auf der ganzen Länge des Verdecks. Alle diejenigen, welche es mit dem Kapitän hielten, waren unter Flüchen und grausamen Drohungen in Einem Augenblick überwältigt und an den Mast und das Tafelwerk gebunden.

„Nun, Kapitän Ritson, Ihr seht nun, daß ich stärker bin, als Ihr dachtet!" sagte Cardew, als er mit gelbem, blutüberströmtem Gesicht aufstand und zu der Stelle vortrat, wo der Kapitän blaß vor Zorn angebunden stand. „Wenn ich wollte, könnte ich Euch sogleich an einem Tau über Bord werfen und zu Tode gefrieren lassen; ich könnte Euch mit Flaschen steinigen oder in irgend einer andern angenehmen Weise aus der Welt schaffen lassen; aber ich werde Euch schonen, damit Ihr mir für diesen Schlag und andere Unwürdigkeiten büßen sollt. Gestern Abend weigertet Ihr Euch, mich in meinem vernünftigen Vorhaben zu unterstützen, wie ich die Schurken hintergehen wollte, die uns solcher Gefahr aussetzen und doch so armselig bezahlen. Jetzt würde ich Eure Association gar nicht mehr annehmen, selbst wenn Ihr auch wolltet. Ihr seyd ein tollköpfiger, hitziger Bursche, trotz Eurer Frömmigkeit; aber wo ist nun Eure Vorsehung? Kommt, Jungens, laßt diese Dummköpfe, und macht euch an den Wein! Wir wollen heute Nacht noch zechen und recht lustig seyn, denn morgen sind wir am Lande oder vielleicht auf dem Heimwege nach England. Kommt, holt 'mal des Proviantmeisters Branntwein herbei; wir wollen uns einen vergnügten Abend machen! Es ist kalt genug für diese Burschs da, aber es wird ihnen warm machen, wenn sie uns trinken sehen!" —

6.

Der Kapitän und die sieben Mann, welche zu ihm hielten, lagen die ganze Nacht an die gefrorenen Wanten gebunden, während die Meuterer singend und johlend in Wein und Branntwein schwelgten bei dem trübseligen, wehmüthig-ernsten Geläute der Nebelglocke. Gegen Mitternacht zertheilte sich der Nebel etwas gegen Osten und entfaltete ein Nordlicht, das seinen majestätischen Fächer von hochrothem und phosphoreszirendem Licht mit funkelnden, mächtigen Strahlen über den ganzen Horizont ausbreitete und mit beinahe übernatürlichem Glanze am Firmament erzitterte. Das elektrische Licht beleuchtete die bleichen Gesichter des Kapitäns und seiner Mitgefangenen: da kam der erste Maat, vom Trinken aufgeregt, auf den Kapitän zu, hielt ihm ein Glas heißen Grogs vor's Gesicht und rief: „Ei, da sind ja die lustigen Tänzer! Na, ich will baumeln, wenn nicht die lieben Engelein im Himmel vor Freude jubeln und tanzen, weil Du und Deine heiligen frommen Brüder so bald bei ihnen erscheinen wirst, Kapitän Ritson. He, was hälstt Du denn nun von Deiner Vorsehung, Ritson?"

Die Meuterer brachen über diesen Scherz in ein wieherndes Gelächter aus und stießen mit den Gläsern an, aber der Kapitän entgegnete ruhig: „Ich denke von ihr gerade noch so, wie immer. Der liebe Gott wacht über uns zur See wie am Lande, und ich will lieber selbst jetzt hier gebunden liegen und Dir zum Gespötte dienen, Cardew, als mein Gewissen mit dem Deinigen vertauschen. Ich bin ein schlichter Mann und meine es ernstlich, wenn ich sage, daß sich's hier nicht schlechter stirbt, als daheim in einem Federbett; ja es ist hier weit leichter, von der Welt zu scheiden."

„Na, wenn Du es zufrieden bist, bin ich es auch," sagte Cardew. „He, gebt Gläser her, damit wir dem frommen Kapitän zutrinken. Seine ganze Sache ist hier, bis auf den Schiffsjungen Harrison, das Teufelskind; sucht überall nach ihm, denn er darf nicht zurückgelassen werden; wenn er drunten im Raum steckt, so räuchert ihn mit Schwefel heraus. Kommt er aber nicht hervor, so liegt auch nichts daran, denn er wird seine Suppe schon kriegen, wenn ihr die Luken gut verschließt!"

Die Meuterer brachen in ein wüstes, eckles brutales Gelächter aus und machten sich an das Aufsuchen des Schiffsjungen mit dem Eifer von Knaben, die auf eine Rattenjagd gehen.

Eine Stunde später waren die sämmtlichen Meuterer bis auf die Wache am Steuer und an der Nebelglocke in einen tiefen trunkenen Schlaf verfallen. Die Nacht hindurch erhielt Kapitän Ritson den Muth seiner Getreuen von Zeit zu Zeit mit tröstlichem Zuspruch aufrecht; die Kälte war beinahe unerträglich, aber sie überlebten sie doch. Als der Tag anbrach, vereinigten sie sich alle zu dem dringlichen Gebete, der liebe Gott möge sie bald und mit einander sterben lassen. Sie waren in einen erstarrenden, bewußtlosen Halbschlummer versunken, als der Knall eines Kanonenschusses, der aus einiger Entfernung durch den Nebel herüber drang, sie aufschreckte; und im selben Augenblicke erweckte auch die höhnische Stimme des Maats die Gebundenen zum Bewußtseyn ihres hülflosen Elends und ihrer Verzweiflung.

„Guten Morgen, Kapitän Ritson!" rief der Maat; „alle Wetter, Jungens, schaut 'mal, wie zusammengefallen der schmucke Bursche von Proviantmeister aussieht, und gucht 'mal diese Matrosen ersten Ranges an, die euch zu verachten pflegten und euch Gesindel und Tagediebe und die Hefe von Liverpool nannten! Wie bitter muß euer dicker Freund, der Schiemann, seinen Grog vermissen! ei, das ist hart, nicht wahr? Kapitän Ritson, ich habe die schmerzliche Pflicht, Euch anzuzeigen (he, Jungens, setzt mir 'mal die beiden Boote hier aus und schlagt dem dritten den Boden ein!), daß wir im Begriff stehen, dieses vorzügliche Schiff zu verlassen, welches nun ungefähr drei Stunden nach unserm Weggehen versunken wird, wie mich mein trefflicher Freund, der Zimmermann hier, versichert hat. Ein gefügigerer Charakter und ein williges Eingehen auf meine geschäftlichen

Digitized by Google

Anordnungen, in welchen ich Euch um Eure Mitwirkung anging, hätte zu einem andern Ergebniß geführt, Kapitän. Meine Herren, jener Kanonenschuß kommt von einem Schiffe, welches seewärts von dem Eisfelde liegt, an dessen Rande wir nun hinfahren; jenes Fahrzeug wird uns aufnehmen. Sind wir nun quitt für jenen Streich, Kapitän? — Wir haben Geld genug, um unsre Ueberfahrt zu bezahlen. Und nun lebt wohl! Laßt die Boote hier herab. Kapitän Nilson, ich habe die Ehre, Ihnen eine angenehme Reise gen Himmel zu wünschen."

Kapitän Nilson gab keine Antwort, bis die Boote ausgesetzt waren. „Der liebe Gott wird uns rächen, wenn es ihm gerathen erscheint," sagte er. „Lieben Leute, ich danke Gott, daß ich noch immer auf seine Gnade vertraue, und ich bin nun auf den Tod gefaßt, wenn es zum Aeußersten kommt!"

Expedition im Mittelmeer.

„Ich bin auch zum Sterben bereit," erwiderte der Proviantmeister; „wenn ich jedoch nur noch einmal aus der Tiefe heraufschauen und jenen gelben Schuft an einem Raaende baumeln sehen dürfte!"

„Jetzt ist es mit uns zu Ende," meinte der Schiemann; „ich wollte nur, die Elenden hätten uns zuvor noch ein Männchen Branntwein herumgereicht, ehe sie fortgingen."

7.

Eine Stunde war vorüber, der letzte Laut von den davonrudernden Booten verstummt, und die Matrosen begannen über ihr Geschick zu wehklagen.

„Haben Sie noch ein Fünkchen Hoffnung, Kapitän?" fragte der Proviantmeister in traurigem Tone; „ach Jenny, mein armes gutes Weib, ich werde Dich nicht wiedersehen!"

Digitized by Google

„Um mein Weib ist's nicht Schade, wenn sie Wittwe wird,“ versetzte der Schiemann; „ich denke mehr an mich selber. Die verd—ten Schurken!“

„Ich habe keine Hoffnung mehr, bin aber auf den Tod gefaßt, denn ich vertraue auf die Gnade Gottes,“ sagte der Kapitän muthig; „er wird es mit uns am besten machen und über meine armen Kinder wachen.“

Just in diesem Augenblick, wie eine direkte Antwort vom Himmel, lichtete sich der Nebel und ward dünner, und die Sonne schien mit kaltem, blaßgelbem Schimmer hindurch und zeigte auf meilenweite Strecke hin einen langen Küstenstrich; aber es zeigte sich leider bald, daß es kein Land war, sondern meilenlanges Packeis, das zu förmlichen Eisbergen anhieg, welche bald smaragdgrün, bald sapphir, blau, bald leuchtend goldgelb glänzten wie Chrysolith und sich dahinter in Schneeflächen und Thäler ausdehnten. Die nächsten Eistlippen erschienen halb durchsichtig und glänzten in allen Farben des Regenbogens, aber in der Ferne verloren sie sich wieder in dem kalten, anhaftenden Nebel. Das nächste Eis war ungefähr zwei Seemeilen weit entfernt.

Der Kapitän und seine Gefährten schauten einander ernst an, und keiner wagte zu reden, denn ihre Herzen waren so voll, da man das Wasser drunten im Raum nun deutlich gurgeln und heraufquellen hörte. — „Wir haben nur noch zwei Stunden zu leben, und diese wollen wir nützlich anwenden, indem wir uns auf den Tod gefaßt machen,“ sagte der Kapitän tapfer; „zu ertrinken ist im Grund besser, als an Hunger und Kälte zu sterben, und im Grunde ist's ja nur jene Todesart, welcher wir Seeleute jeden Augenblick gewärtig seyn müssen.“

„Ich für meinen Theil wollte mir's schon gefallen lassen, wenn nur meine arme Mutter nicht wäre,“ sagte einer der Matrosen; „aber nun wird sie der Gemeinde zur Last fallen. Oh, das ist hart, furchtbar hart!“

„Nicht also, Mann!“ erwiderte ihm der Kapitän mit seinem unerschütterlichen Muthe; „hab' ich nicht meine Kinder und der Proviantmeister eine Frau? Was geschehen soll, das muß geschehen — tragt es wie ein Mann!“

In diesem Augenblick schaute das pfiffige Gesicht eines Jungen um die Ecke der Kajütentreppe, und in der nächsten Minute sprang Harrison der Schiffsjünge mit einem scharfen Tranchirmesser in der Hand auf's Verdeck, stürmte tanzend heran, umkreiste in Freudensprüngen den Kapitän und ward mit einem furchtbaren Freuden- und Triumphgeschrei bewillkommnet, als er zuerst den Kapitän und dann die Anderen durch Zerschneidung ihrer Bande befreite.

„Sie glauben, ich stede im Raum, nicht wahr?“ rief er; „aber ich hatte mich die ganze Zeit unter dem Sopha des Kapitäns versteckt und lag dort, bis ich gewiß war, daß sie fortgegangen seyen. Das Schiff füllt sich rasch mit Wasser, Kapitän Ritson; es ist keine Zeit zu verlieren. Hurrah!“

„Der Junge hat Recht,“ bestätigte der Proviantmeister, als er mit dem Kapitän aus dem Zwischendeck zurückkehrte; „wir haben etwa noch eine Stunde, nicht mehr, um ein Floß zu bauen und vom Stapel zu lassen; drum legt rüstig Hand an, Jungens; das Leck ist schon zu weit gediehen und wir haben nicht Mannschaft genug, um ihm mit Pumpen beizukommen.“

Ganz berauscht vor Entzücken über ihre unverhoffte Rettung schüttelten die Matrosen einander der Reihe nach die Hände, und waren zu jeder Anstrengung erbötig. „Nun laßt es gut seyn, Leute!“ sagte der Kapitän, der bereits wieder seine ganze Selbstbeherrschung gewonnen hatte; „wir sind noch nicht aus dem Walde, darum laßt das Freudengeschrei. Kommt, macht euch an das Floß und holt den Zwieback und das Salzfleisch, welches jene Schurken uns übrig gelassen haben. Ich werde der Letzte seyn, der das Fahrzeug verlassen wird, und nicht eher den Fuß von meinem Schiffe setzen, als bis es zu sinken beginnt. Proviantmeister, holt etliche Segel zu Zelten. Schiemann, Ihr seht nach den Lebensmitteln. Harrison, Ihr holt Spieren für die Mannschaft; David, Ihr sorgt mir dafür, daß die Arbeit stark ist und zuverlässig. Diese Küste da ist nicht diejenige, an welcher ich gerne lande; aber ihr wißt ja, im Sturm ist jeder Hafen willkommen. Proviantmeister, Ihr schafft mir auch zwei oder drei Musketen herauf sammt Pulver und Schrot. Wir müssen vielleicht einige Tage lang von Meervögeln leben, bis Gott und Befreiung durch den Tod oder durch ein Schiff schickt, denn dieß ist unsere einzige Wahl. Hollah, kommt, an die Arbeit!“

Das Floß war in kürzester Zeit hergestellt, aber der Proviant fiel dürftig aus. Die elenden Meuterer hatten alles über Bord geworfen, verdorben oder mitgenommen, so daß sie nur noch einen dreitägigen Vorrath von Fleisch, Zwieback und Rum vorfanden. Der Kapitän mußte beinahe zwangsweise von dem Schiff hinweggenommen werden, und das Floß war noch keine tausend Klafter davon entfernt, als das große Packeis gerade in dem Augenblicke seines Versinkens über ihm zusammenschlug. Als die 'Sternschnuppe' langsam unterging, nahm Kapitän Ritson seine Mütze ab, stand eine Weile baarhaupt da und sprach: „Da geht ein so gutes Fahrzeug unter, als nur jemals die Leuchthürme am Mersey passirt hat; so lange sie schwamm, würde sie den Herren David und Wizzard Ehre gemacht haben.“

„Lebe wohl, alte Sternschnuppe!“ riefen die Matrosen; „wenn jemals ein Mensch den Galgen verdient hat, so ist es dein ehemaliger erster Maat.“

Das Floß erreichte wohlbehalten das Gestade oder vielmehr das Eis, und als der Kapitän auf dasselbe hinaus sprang, rief er launig, um seine Leute bei gutem Muthe zu erhalten: „Ich ergreife im Namen Ihrer gesegneten Majestät Besitz von diesem treibenden Packeis hier, und erlaube mir, es Ritson's Eiland zu taufen, falls es eine Insel ist; steht es aber in Verbindung mit dem Festland, so wollen wir warten und sehen, was für ein Festland es ist. Ich bin begierig, ob viele Bären oder Taucher oder weiße Füchse darauf sind. Und nun laßt uns die Zelte aufschlagen, worauf wir die Mahlzeit austheilen wollen.“ —

Der nächste Tag brachte keine Hoffnung. Es gab sich, daß das Packeis von ungeheurer Ausdehnung war, und ein dichter Eisnebel verhinderte seine vollständige Durchforschung. Die Nahrungsmittel nahmen schnell ab, und die paar Fettgänse auf dem Packeis ließen sich nicht schußgerecht beschleichen. Man erblickte einmal einen Eisbären, aber er tauchte unter und kam nicht wieder zum Vorschein. Der Muth der Männer begann zu sinken; die Hälfte der Spieren war als Brennholz verbraucht worden; noch ein weiterer Tag und Feuerung, Rum und Fleisch waren zu Ende. Kälte und Hungertod erwartete die Armen. Einmal sah der Kapitän zwei von den Matrosen weinen wie Kinder; ein ander Mal beobachtete er, wie die Leute wilde und hungrige Blicke auf den dicken Schiemann warfen, der unter dem Zelte lauerte, und er verstand nur allzu gut, was dieses düstre wilde Feuer in ihren hohlen Augen zu bedeuten hatte; er hörte sie einander zuflüstern: „Es muß so weit kommen, daß wir um Einen von uns loosen; jede weitere Stunde, die wir uns länger durchschlagen können, bringt uns der Möglichkeit näher, ein Schiff zu begegnen.“

Am folgenden Tag schoß der Proviantmeister zwei Fettgänse, und sie verzehrten begierig das edle Fleisch. Am vierten Tag wurden die Mundvorräthe bei der ersten Mahlzeit erschöpft; dann stand Kapitän Ritson mit der Muskete in der Hand auf, denn er hatte die ganze Zeit über bei Nacht Wacht gestanden wie die übrigen, und jede Strapaze und Entbehrung mit ihnen getheilt. Der Schiemann klagte über sein Geschick und sagte: „Wäre diese Reise gut ausgefallen, so hätte ich wieder ein Schiff bekommen mögen, denn die Firma versprach mir wieder ein Fahrzeug anzuvertrauen, wenn ich mich nur des Trinkens enthielte und meine Schuldigkeit thäte; und diesmal hab' ich meine

Digitized by Google

Pflicht gegen die Rheder gethan und würde das Schiff gerettet haben, wenn die Meuterei nicht gekommen wäre!“

„Stille, Schiemann,“ versetzte der Kapitän; „die Milch ist verschüttet, und 's ist keine Zeit mehr, um darüber zu weinen. Ich will Euch nicht zu nahe treten, denn Ihr seyd ein ehrlicher Mann, obschon Ihr Euch hinwielen im Grog übernahmt. Ich bin ein einfacher Mann, und es ist mein bitterer Ernst, wenn ich sage: hier sind wir und wissen nicht, ist es ein Eisberg oder festes Land, und habe keinen Mund voll Brod mehr. Was soll nun aus uns werden? Wir hören den Bären heulen und den Fuchs bellen; allein wenn wir sie nicht schießen können, hilft uns dieß nicht viel. Wir müssen daher den ganzen heutigen Tag dran setzen und das Festland zu erreichen suchen; finden wir ostwärts offenes Meer, so müssen wir wieder umkehren, uns dem lieben Gott anvertrauen, welcher alle Dinge im Himmel und auf Erden lenkt (wie ihr euch noch von meiner sonntäglichen Predigt her erinnern werdet), und wieder auf unserm Floß einschiffen, komme es wie es wolle. Aber Eines will ich Euch noch sagen, als ein schlichter Mann, und zwar: wenn irgend eine Memme hier noch einmal ein Wort von Menschenfleischessen zu wispern sich untersteht, so schieß' ich ihn mit dieser Flinte hier nieder, die ich Tag und Nacht nicht aus der Hand legen werde. Wir sind Christen, Leute, merkt euch das, und kein Unglück soll wilde Thiere aus uns machen, so lange ich noch Kapitän und um Leben bin — das vergeßt mir nicht.“

Die Erforschung des Packeises benahm den Männern auch die letzte Hoffnung, denn nach einem mühsamek Marsch von einer Seemeile überzeugten sich die Unglücklichen, daß noch breite Strecken voll Treibeis zwischen dem Packeis und dem Strande lagen.

„Ich sehe dort vorne etwas wie eine Menschenleiche,“ sagte der Proviantmeister, welcher freiwillig eine Anhöhe erkletteret hatte, um zu sehen, ob er nicht ein Schiff unterscheiden könne; „sie ist zum Theil mit Schnee bedeckt und liegt am Rande eines tiefen Loches im Eise.“

Man brach augenblicklich nach der Stelle auf, und Harrison, welcher am leichtesten auf den Beinen war und sie zuerst erreichte, rief hierüber: „Oh, Kapitän, Kapitän, kommen Sie her! es ist Philips, der Zimmermann, der mit dem Maat wegging.“

Und so war es auch; sie erkannten alle das harte, böse Gesicht; eine leere Flasche lag neben der Leiche. „Jetzt ist mir alles klar,“ sagte der Kapitän; „er wurde betrunken, blieb hinter den Anderen zurück und verirrte sich im Nebel; die übrigen hat ein Schiff aufgenommen.“

„Ich wünsche, es wäre der Maat gewesen,“ sagte der Proviantmeister, und während er noch sprach, tauchte ein großer schwarzer Kopf einen Augenblick aus dem Wasser, daß alle die Matrosen erschrocken zurückprallten und behaupteten, es sey der Teufel gewesen, welcher den Zimmermann holen wolle.

„Unsinn, ihr thörichten Burschc; es war nur eine schwarze Robbe!“ sagte der Kapitän. „Ich wünschte, sie zeigte sich wieder und wir könnten sie schießen; wir hätten zwei Tage lang daran zu essen. Und nun kommt und laßt uns weiter gehen, denn wir müssen unser Floß wieder besteigen und vor Dunkel noch in die offene See hinaus kommen, und der Herr sey mit uns und helfe uns!“

8.

Langsam und schweigend stieg die traurige Truppe, unter welcher nur noch zwei gesunde muthige Herzen waren: der Kapitän und der Proviantmeister, den letzten Schneehügel hinan, der zu dem Strande führte, wo sie sechs Stunden früher das Floß und die Zelte verlassen hatten. Die Sonne ging soeben als eine Kugel hochrothen Feuers hinter dichten, grauen, unheildrohenden Nebelschichten unter. Zwei von den Männern hatten nun Nasen und Wangen erfroren, und wurden niedergelegt, um von ihren Gefährten mit Schnee gerieben zu werden. Der Kapitän stieg daher allein den Hügel hinan, um von dessen Gipfel aus zu recognosciren; sie sahen ihn alle voranschreiten, bis er die Höhe erreichte, allein sehr langsam, denn der zuvor riesenstarke Mann war nun von Hunger und Strapazen beinahe erschöpft. Die Matrosen setzten sich nieder, um seine Rückkehr zu erwarten, und riefen sich mit Schnee. Schwach, wankend und schweigsam und weit langsamer, als er hinangestiegen war, kehrte er zu ihnen zurück, schaute ihnen nicht gerade in's Gesicht, sondern zog seinen Südwester tief in die Augen, rang die Hände und setzte sich neben den ermüdeten Männern nieder. Endlich, nach einer bangen Viertelstunde, stand er ernsthaft und mit seinem alten unerschrockenen Muthe auf und sagte: „Leute, ich bringe euch schlimme Nachrichten mit, aber ertragt sie wie Christen; der liebe Gott schickt uns alles zu unserm Besten. Unser Floß ist von einer Flue Treibeis mit fortgeführt worden. Wir haben nur noch einige Stunden zu leben. Ich bin ein schlichter Mann und meine es redlich. Laßt uns mit gutem Muthe sterben und ohne Winseln und Wehklagen, denn es ist ja nicht durch unsre Schuld so weit gekommen.“

Zwei von den Männern brachen in ein verzweiflungsvolles Heulen und Schreien aus und warfen sich auf's Eis nieder; die Anderen schienen in der That noch kleiner zu werden und in ihrer hoffnungslosen Verzweiflung ganz zusammenzuschrumpfen. Der Proviantmeister schaukelte sich hin und her und hielt den Kopf in beiden Händen. Der Schiemann zitterte vor Kälte und war vor Angst ganz dunkelroth. Der Schiffsjunge brach in ein verzweiflungsvolles Schluchzen aus, das ihm beinahe das Herz abdrückte.

„Kommt, Leute, laßt uns ein Feuer anzünden, wir sind ja keine Weiber,“ sagte der Kapitän. „Wir wollen das wenige Holz zusammenlesen, welches uns noch übrig geblieben ist; und wenn wir dann mit einander gebetet und uns der Gnade deß himmlischen Vaters empfohlen haben (damit nahm er den Hut ab und blickte mit gefalteten Händen andächtig gen Himmel), dann wollen wir uns schlafen legen, und in diesem Schlafe soll uns, wenn es Gottes Wille ist, der Tod heimholen.“

Allein nichts vermochte die Leute mehr aufzurichten. Nur der Proviantmeister allein hatte noch so viel Kraft, daß er die paar Stücke Treibholz draußen vor den Zelten zusammenlas. Es war, wie wenn jemand sein eigenes Grab gräbt, als die Nacht herabzukühlen und die weißen Klippen und öden Strecken von Eis zu verhüllen begann.

„Zündet das Feuer an, Pennant, während wir um dasselbe herum knieen und uns demjenigen anbefehlen, der niemals die Hand vom Sturm thut, wenn es uns auch zuweilen erscheint, als ob der Steuer ihn uns verberge!“ sprach der Kapitän. Das Feuer knisterte und sprühte und schlug endlich in einer zitternden Lohe auf, und der Kapitän fuhr fort: „Bevor dieß da ausgebrannt ist, meine lieben Genossen, werden wir eine andre Reise angetreten haben, und gebe Gott, daß wir wohlbehalten in den Hafen einlaufen! Und nun ladet noch einmal alle Musketen und gebt bei meinem dritten Signal Feuer. Wenn irgend ein Fahrzeug auf zwei Meilen von dem Packeis zu finden ist, mag es uns vielleicht hören. Eins — zwei — drei!“

Der Knall der fünf Musketen unterbrach die geisterhafte Stille mit einer krachenden Erschütterung, die von Klippe zu Klippe hin zu zittern und sich immer weiter auszubreiten schien, bis sie in den weiten Einöden gegen Norden hin erstarb, wo inmitten des ewigen Schnees und ewigen Schweigens der Tod allein zu herrschen scheint.

„Da schwindet auch unsre letzte Hoffnung dahin,“ sagte der Kapitän; „aber ich bin froh, daß ich noch immer sagen kann: Dein Wille geschehe! und ich vertraue meine Kinder der Gnade des lieben Gottes an.“

„Für mein Weib brauch' ich nicht viel zu beten,“ meinte der Schiemann; „die wird sich schon durchschlagen, schätz' ich.“

Eben jetzt sprang der Proviantmeister, welcher den Horizont angestiert und das nächtliche Düster zur Rechten zu durchdringen versucht

Digitized by Google

hatte, plötzlich auf seine Füße, schrie, jubelte, weinte, umarmte den Kapitän, tanzte wie besessen herum und warf seinen Hut in die Luft. Alle drehten sich um und schauten in der Richtung hinaus, wohin er blickte. Da sahen sie denn ein Licht funkeln, dann einen rothen Feuerstreifen aufleuchten, eine Rakete in einem langen feurigen Schweif emporsteigen und ihren Strauß von funkelnden farbigen Sternen ausstreuen. Es war ein Signal von einem Schiffe, welches ihre Salve beantwortete. Gleich darauf dröhnte ein Kanonenschuß herüber; er kam von einem Schiffe, das jenseit des Packeises lag, und sie waren gerettet.

Jetzt waren sie plötzlich wieder alle frisch und munter, und eine Wanderung von einer Stunde brachte den Kapitän und seine Gefährten an die Seite des Schiffes. Dieß lag nur drei Seemeilen von ihnen draußen vor der Eisküste in offener See, aber der Nebel hatte ihnen seinen Anblick entzogen, als sie zurückgekehrt waren, um sich zum Sterben niederzulegen.

Als ehrliche rauhe Hände die ihrigen drückten und ihnen an der Schiffsseite heraufhalfen und ehrliche braune Gesichter ihnen Willkommen entgegen lächelten und man ihnen Nahrung reichte und dreifig Matrosen mit Einem Male in ein Hurrah ausbrachen, das die Wolke auf dem jenseitigen Rande des Eises aufschreckte, sprach Kapitän Ritson: „Der liebe Gott vergelte euch eure Güte, meine lieben Freunde. Ich bin ein schlichter Mann, und sage am liebsten meine ernstliche Herzensmeinung, wenn ich rede. Aber nun ist mir das Herz zu voll, um euch alles zu sagen, was ich fühle .... Proviantmeister, als ich vorhin das Floß davongehißt sah, ist mir die Hoffnung ebenfalls abhanden gekommen!“

9.

An einem Herbst-Nachmittage, vier Monate später, traten drei Männer in Herrn Blizzards Comptoir und fragten nach diesem Herrn.

„Er ist so eben beschäftigt,“ erwiderte ihnen ein neuer Commis (denn die Anderen waren inzwischen ausgetreten), und deutete auf eine innere Glasthüre, welche angelehnt stand. „Er hat gerade eine Unterredung mit dem Kapitän Cardew vom ‘Morgenstern’, der morgen nach Balize in die See geht. Bitte, nehmen Sie Platz.“

Die halb vermummten, seemännisch aussehenden Männer nahmen sich Stühle in der Nähe der halb offenen Thüre, durch welche die Worte des Gespräches, das drinnen geführt ward, gedämpft herausdrangen.

„Ritson war zu leichtsinnig, und verlor in der Gefahr den Kopf ganz,“ sagte eine widerliche Stimme.

„Ohne Zweifel, Kapitän,“ versetzte eine andere Stimme; „nehmen Sie nicht noch ein Glas Sherry? Lieben Sie den trockenen Wein nicht?“

„Oja, Sir, mit Verlaub,“ fuhr die kreischende Stimme fort. „Auch der Proviantmeister war, fürcht' ich, nicht sehr ehrlich und hielt nicht genug Ordnung in seinen Vorräthen. Beiläufig gesagt, Herr Blizzard, habe ich Ihnen noch nicht von jenem verfluchten Schiemann Thompson erzählt, der Ihnen ein Schiff, den ‘rothen Stern’ auf der Höhe der Küste von Malabar verlor. Er ist soeben von Quebec zurückgekehrt, wie mir Jackson sagt, der mit ihm segelte. Er hat in Quebec herumgeflossen, und als das Schiff zur Absahrt fertig war, erklärte er, nicht mitgehen zu wollen. Sie fanden ihn ganz steif betrunken. Sollten Sie es glauben: er blieb auf der ganzen Fahrt betrunken, bis die Leute kamen und ihn sagten, man sey in der Nähe von Glasgow. Dann sprang er auf, taufte sich, legte seine besten Kleider und eine weiße Halsbinde an und ging an's Land, um Ihre Agenten, den alten Falconer und Johnson, aufzusuchen und war so schmuck wie 'ne Puppe. Hahaha!“

Die andre Stimme lachte ebenfalls; es war Herr Blizzard von dem Throne seines großen Kapitals herab; er war vielleicht gerade im Begriff, das Hauptbuch wieder an Ort und Stelle zu bringen und den Wandkalender zu Rathe zu ziehen, wie er an jenem Nachmittag vor vier Monaten gethan hatte. — „Sie müssen mit dem ‘Morgenstern’ eine bessere Fahrt machen, als Kapitän Ritson mit seiner unglücklichen ‘Sternschnuppe’,“ fuhr Herr Blizzard fort; „bah, fürchten Sie sich nicht vor dem Sherry!“ Und er schenkte ihm von Neuem ein Glas voll.

Aber Cardew trank dieses Glas nicht mehr aus, denn eben jetzt ward die Thüre aufgestoßen und zerschmetterte ihm das Glas in der Hand zu Scherben, und Kapitän Ritson packte ihn an der Kehle.

„Ich bin ein schlichter Mann, Sir, und meine es ernstlich, wenn ich etwas sage!“ rief er; „aber wenn es je einen Ausbund von einem meuterischen, diebischen, heuchlerischen, grundverlogenen, schlechten, falschen und hartherzigen Schurken gab, so ist es dieser Kerl hier, welcher die ‘Sternschnuppe’ versenkte und mich und den Proviantmeister hier und noch sechs Andere auf der Höhe von Labrador auf dem Packeis sterben lassen wollte! — Proviantmeister, holt 'mal den Polizisten herein, dann wollen wir dem Recht seinen Lauf lassen!“

Bei den nächsten Assisen ward Cardew zu neunjähriger Deportation verurtheilt wegen Betrügereien, die er am Hause David und Blizzard begangen, und wegen Verschwörung zum Behuf der Versenkung des Barkschiffs ‘die Sternschnuppe’ sammt einem Theil seiner Mannschaft, auf der Höhe der Küste von Labrador. — Vor einigen Monaten meldete ein Liverpooler Blatt aus Australien, daß daselbst ein Buschranger Namens Cardew in einem Scharmützel mit der bewaffneten Polizei erschossen worden sey. — Da nun dieser Name kein häufiger ist, so waren der Buschklepper und jener frühere erste Maat der ‘Sternschnuppe’ vermuthlich eine und dieselbe Person.

Die Firma David und Blizzard vertraute dem Schiemann wieder ein Schiff an, und er entledigte sich seiner Aufgabe zur vollen Zufriedenheit seiner Brodherren. Demnast ist wieder zu seiner kleinen Jenny zurückgekehrt und fährt seither immer mit Ritson, welcher jetzt der geachtetste Kapitän im Dienste jener Firma ist.

Die Lachs-Ernte.

Was dem weißen Manne in civilisirten Ländern die Getraide-Ernte, was dem Indianer der Prairieen die Jagd auf die wandernden Büffelheerden, das ist für eine Menge wilder Stämme im nordwestlichen Amerika der Lachsfang. Die Salmen werden dort gerade so eingekrämst und aufgespeichert, wie wir in der civilisirten Welt den goldenen Weizen ernten und für den Wintergebrauch aufbewahren. Die großen Ströme an der Westküste von Nordamerika wimmeln zu gewissen Jahreszeiten von verschiedenen Arten der Lachsforelle und des eigentlichen Lachses, Salmo Salar. Im Columbia-Flusse beginnt die Salmen-Ernte zu Anfang Juni's, im Fraser-Flusse, ostwärts von dem Bergzuge der Cascaden, etwas später. Die verschiedenen Arten und Weisen, wie der Lachs von den Indianern in diesen ungeheuren Strömen gefangen wird, unterscheiden sich in allen Einzelnheiten von einander und zeigen, wie eine geringe Abweichung in den geologischen Zügen eines Thals, welche den Charakter der durch daselbe fließenden Ströme ändert, auch zugleich von Einfluß auf die Sitten, die Gewohnheiten, die Systeme des Fischfangs, der Netze, Canoes und Wigwams der Eingeborenen ist.

Bezüglich der Lebensweise des Lachses wollen wir vorausschicken, daß es ziemlich erwiesen erscheint, wie jeder einzelne Lachs sein Leben lang in demjenigen Flusse auf und nieder geht, worin er geboren worden ist, und daß der Fisch die Mündung jedes einzelnen Flusses an gewissen Merkmalen von den Mündungen anderer Flüsse zu unterscheiden vermag. Eben so sicher erwiesen ist, daß keinerlei Hindernisse den Lachs abhalten, in den Flüssen behufs des Laichens stromaufwärts zu steigen, bis er eine seinen Anforderungen entsprechende Oertlichkeit im Hauptgewässer oder Nebenflusse eines Stromes gefunden hat. Wie

Digitized by Google

bei uns in Deutschland der Lachs alljährlich so hoch in unsere großen Ströme hinaufsteigt, daß er in der Elbe bis nach Böhmen, im Rhein bis in die Schweiz gelangt und sich durch die Zuflüsse des Rheins in der Aar bis nach Thun, in der Reuß bis nach Luzern hinauf wagt, — so sieht er auch in den Strömen an der Westküste von Amerika Hunderte von Meilen in deren Gewässern stromaufwärts, um eine zum Laichen geeignete ruhige Strecke zu suchen. Der Columbia, welcher aus den Eisfeldern und Gletschern der Felsengebirge zu den Gestaden des Stillen Oceans hinabsteigt, bietet dem stromaufwärts gerichteten Zuge der Lachse ebenfalls zahlreiche Hindernisse dar, obschon keines derselben unüberwindlich ist. Wenn gegen den Sommer hin die steigende Wärme der Sonne in den längeren Tagen den Schnee schmilzt, welcher auf allen Anhöhen liegt und die Thäler und Schluchten ausfüllt, so sucht sich die ganze Wassermasse in Myriaden von Wasserläufen ihren Weg in den größeren Strom, dessen Gewässer rasch anschwellen und oft bis zu 35 Fuß über das Niveau des winterlichen Wasserstandes steigen. Diese größere Wassermasse setzt den behufs des Laichens emporsteigenden Fisch in den Stand, über die Stromschnellen, Wasserfälle ꝛc. hinaufzukommen und durch enge gewundene Kanäle zu schwimmen, welche ohne diese wunderbare Vorkehrung ungangbar seyn würden. Ja der schlaue Wilde, welcher sich auf diese einfachen natürlichen Hindernisse reduciert sieht, um den großen, behenden und starken Fisch zu fangen, weiß sich dieselben so gut zu Nutz zu machen, daß er während des Zuges der Lachse seine reiche Ernte von diesem schwimmenden Silber hält.

Die ersten Lachse, welche im Columbia erscheinen, werden bei Chinook-Point gefangen und sollen die besten seyn. Diese Fische kommen meist auf den Markt nach San Francisco, wo sie theuer bezahlt werden. Diese früher sehr berühmte Fischerei liegt in einer hübschen Bucht, gerade innerhalb der Sandbarre, welche die Einfahrt von Schiffen von jedem Tonnengehalt in den Strom eben so schwierig als gefährlich macht, wenn das Wetter nicht ganz ruhig ist. Unter den hohen uralten Kiefern und Fichten des Ufers tritt dem Reisenden, welcher auf der Fahrt nach Portland mit den gewaltigen Oceandampfern hier vorüber kommt, ein unscheinbares Dörfchen von Blockhäusern und hölzernen Hütten vor Augen, welches noch nicht um weniges besser ist, als es vor fünfzig Jahren war. Allein die indianischen Fischer sind verschwunden; der weiße Mann und sein Feuerwasser haben das übrige gethan, um die rothhäutige Race hier auszurotten. Nur wenige Lachse werden hier noch in Netzen und mit Speeren gefangen, sondern das große Heer dieser Fische passirt den Außenposten unbelästigt und zieht weiter, ohne sein Vordringen von irgend einem Hinderniß aufgehalten zu sehen, bis es die ersten Stromschnellen, die sogenannten Kaskaden, erreicht, welche ungefähr 180 engl. Meilen vom Meere entfernt liegen.

An diesem Punkte bricht sich der ganze Strom gewaltsam seine Bahn durch den Bergzug der Kaskaden. Auf eine Strecke von vielen Meilen hin braust er in wüthender Strömung daher, wirbelt und tost um zackige Felsen gleich kleinen Eilanden, und stürzt sich durch enge Kanäle und über gewaltige Findlingsblöcke, so daß nicht einmal ein von den geschicktesten indianischen Ruderern bemanntes Boot die Fahrt auf demselben zu riskiren wagt. Zu beiden Seiten schließen senkrechte Felswände von 6—800 Fuß Höhe, an deren zahlen Stirnen Fichten sich anklammern, als entsprossten sie dem anstehenden soliden Gestein, das Strombett ein; zahllose kleine Wasserfälle fallen wie Silberfäden über die dunklen Basaltsäulen und verschiedenfarbigen Tuffe herab und schaffen dem Gebirgszuge seine Bezeichnung als Kaskadengebirge.

Die Scenerie am untern Columbia zwischen dieser Bresche (einem eigentlichen Riesenkanal, der hier durch das Gebirge getrieben ist) und dem Flachlande in der Umgebung des Fort Vancouver ist unbeschreiblich anmuthig. Wenn der mächtige Strom die oben geschilderten Stromschnellen zurückgelegt hat, so wollt er in gewaltigem Bette seine reichen Gewässer an kühnen Vorgebirgen von tausend Fuß Höhe und mehr vorüber, unter langen Strichen selsiger, mit Cedern und Fichten bewachsener Uferböschungen dahin; in das einförmige undurchdringliche Laubwerk, das einem Ocean von düsterem Grün gleicht, wehen offene Lichtungen voll blumenreichem frischem Rasen heitere Ruhepunkte für das Auge. Weiterhin umgeben niedere sumpfige Grasstauren, mit der Zitterpappel, der schwarzen Birke, der Weide und dem Weinahorn eingefaßt, das gewaltige Strombett, bis es sich an seiner Mündung zu einer Art Meerbusen ausbreitet, welcher innerhalb der Sand- und Kiesbarre eine Ausdehnung von sieben englischen Meilen hat.

Der Indianer, welcher zur Erklärung jeder Naturerscheinung immer eine Sage in Bereitschaft hat, sagt: der Strom sey einst unter einem ungeheuren Bogen hingeflossen, welcher die ganze Breite des Wasserd überspannt und eine natürliche Brücke gebildet habe, über welche der Weg einer längst untergegangenen Race geführt und dieser die Mühe erspart habe, oberhalb der Stromschnellen über den Fluß zu setzen. Da habe der böse Geist ein Erdbeben geschickt, den Bogen zusammengestürzt und so die Stromschnellen gebildet, — eine Muthmaßung, die nicht einmal unwahrscheinlich erscheint, wenn man die geognostische Beschaffenheit der Seiten und die Menge der im Wasser zerstreuten Trümmer in Betracht zieht. Die bösen Geister glaubten den Lachs wirksam abgedämmt zu haben, hatten sich hierin aber gröblich geirrt und eine Wohlthat erwiesen, wo sie eine Strafe zu verhängen gewähnt hatten. Das Hinderniß beeinträchtigt einfach den Lachs in seinem Emporsteigen, erleichtert aber dem Indianer dessen Fang. Kurze Zeit, bevor die Gewässer des Flusses anschwellen, verlassen verschiedene Stämme von Indianern ihre Jagdgründe, versammeln sich und schlagen längs der Seiten der Stromschnellen ihre Lager auf. Alle alten Zwiste und Fehden sind in Voraussicht der Salmenernte vergessen, sie begraben (um mit ihren eigenen Worten zu reden) die Streitaxt und stumpfen den Pfeil ab und gehen mit vereinten Kräften an die Errichtung zahlreicher Gerüste, welche plumpen unsicheren Baugerüsten nicht unähnlich, über Höhlungen angebracht werden, die man gesissentlich zwischen den großen Felsen- und Findlingsblöcken austeuft; dieß sind Fallen im Wasser von scharfsinniger Anlage, zu dem Zwecd, daß dadurch Wirbel und Strudel entstehen, welche die Lachse anlocken, und daß darin das Netz freies Spiel hat. Hiedurch bereitet der rothe Mann einen verlockenden Ruheplatz, durch welchen er den ermüdeten Fisch lödert, einige Zeit zu verweilen und seine erschöpfte Thatkraft wieder herzustellen, während der Indianer diese Gelegenheit zugleich zu seinem eigenen Vortheil auszubeuten versteht.

Das Gerüst besteht einfach aus vier starken Pfählen, die fest eingerammt und mit großen Steinen umgeben und beschwert sind, damit sie der heftigen Strömung widerstehen und das Gerüste aus leichteren Stangen tragen können, welche mit rohen Stricken aus gedrehter Cederrinde an die aufrechten Pfähle gebunden werden. Drei oder vier sehr lange und schräg neben einander gelegte Stangen bilden dann eine Art Steg nach dem Ufer hinüber. Diese Arbeiten müssen alle bei niedrigem Wasserstande ausgeführt werden und man sieht dieselben in der Zahl von mehreren Hunderten gewöhnlich längs dem Rande der „langen Engen“ aufgestellt.

Drei oder vier Tage, nachdem der Fluß zu steigen begonnen, werden die Lachse erwartet, und nun stellen sich auf jedem dieser Gerüste einer oder zwei Indianer auf, jeder versehen mit einem kreisrunden Netze von etwa drei Fuß im Durchmesser und sieben bis acht Fuß Beuteltiefe; die Stange daran, aus irgend einem zähen Holze verfertigt, ist gewöhnlich sünfzig Fuß lang und so elastisch wie eine Angelruthe. Beim Fischen liegt der Indianer auf seinem Bauch und schaut von der Platform aus mersam in den Strudel und Wirbel der Strömung hinab. Das Netz wird dann in das Wasser gebracht und zwar so weit stromaufwärts, als der Fischer es nur zu werfen im Stande ist, und so weit vorüber treiben gelassen, als die Stange nur reichen will. Liegt also ein Fisch müßig in dem Wirbel, so geräth er ziem-

Digitized by Google

lich sicher in den Netz des Netzes hinein, denn die Wucht der Strömung treibt den Netz dahin, schließt den Fisch in die Maschen ein und versagt ihm das Entweichen, wenn er einmal darin ist. Der gefangene silberglänzende Lachs wird nun rasch auf das Gerüste herausgezogen, seinem Zappeln durch einen wuchtigen Streich auf den Kopf mit einem schweren Knüttel ein Ende gemacht und das Netz von Neuem ausgeworfen. Weiber und Kinder harren schon, um die Beute in Empfang zu nehmen und an's Ufer zu schleppen, wo der Proceß des Einsalzens und Trocknens der Fische von den Weibern vorgenommen wird. Auf dieses Verfahren werden wir später bei der Schilderung der großen Fischerei höher stromaufwärts zurückkommen. Bei diesem Fang mit dem Netze werden oft an einem einzigen Tage zweihundert Lachse auf einem einzelnen Gerüste gefangen, dann die Männer lösen einander bei dieser Arbeit ab, und die Netze sind von Tagesgrauen bis zum Abend unausgesetzt in Arbeit. Da nun aber der Lachs gegen 6 Fuß lang und gegen 50—60 Pfund schwer wird, so ist eine solche Ausbeute von nutzbarem Proviant höchst reichlich. —

Ein kurzes Citat aus Washington Irving's reizendem Buche „Astoria“ ist hier ganz am Platze, um zu zeigen, wie wichtig diese Fischerei ehedem war, als die Weißen zum ersten Male unter den hiesigen Indianern erschienen, und wie schnell die Sitten und Bräuche der Eingeborenen sich ändern. Seine Sage von dem Handelsdörfchen oder von dem Tauschverkehr mit anderen entfernten Stämmen ist mehr vorhanden, und eben so wenig ist das nachstehend beschriebene System des Zerstampfens des Lachses heutzutage mehr üblich — wenigstens habe ich es niemals in Anwendung gesehen. W. Irwing erzählt:

„Die in den benachbarten Stromschnellen gefangenen Lachse wurden hier „magazinirt“, um die Kunden abzuwarten. Hieher begaben sich die Stämme von der Mündung des Columbia mit den Fischen der Meeresküste, den Wurzeln, Beeren und insbesondere dem Wappatu, welcher in den unteren Theilen des Flusses gesammelt wird, sowie mit Waaren und Putzartikeln, die von den gelegenheitlich an dieser Küste anlegenden Schiffen eingetauscht werden. Hieher brachten die Stämme aus den Felsengebirgen auch Pferde, Bärengras, Quamasch und andere Erzeugnisse des Innern herab. Die Fischer und Händler an den Stromschnellen dienten als Vermittler und Mäkler und brachten die verschiedenen Handelsgegenstände durch Tauschverkehr in Umlauf, indem sie einen Theil der von den Stämmen des Gebirgs empfangenen Waaren an die Stämme vom Fluß und von den Ebenen vertauschten und umgekehrt; ihre Päcke von zermalmten Salmen bildeten einen wesentlichen Theil in diesem Tauschverkehr, wurden in entgegengesetzten Richtungen fortgeschafft und fanden ihren Weg nach den wilden Jagdgründen in dem fernen Innern, wie zu den wenigen weißen Händlern, welche an dieser Küste anlegten.“ —

Die nächste Station liegt ungefähr 40 englische Meilen über den genannten Stromschwellen, bei den sogen. Dalls. Hier fließt der Strom in zahllosen Kanälen durch eine solide Masse von Schiefergestein, wo an eine Schifffahrt nicht mehr zu denken ist und die im Canoe Reisenden einen Trageplatz von zehn englischen Meilen zurücklegen müssen. Hiedurch ist hier ein gedeihlich emporblühender kleiner Handelsort entstanden. Die Art des Lachsfangs ist hier beinahe ganz dieselbe, wie sie an den Stromschnellen getrieben wird; und ich muß den geneigten Leser bitten, mich nun eine Strecke von 800 englischen Meilen weiter stromaufwärts nach den sogenannten „Kesselfällen“ zu begleiten, welche in der Nähe einer der ältesten Handelsstationen der Hudsonsbay-Kompagnie liegen. Jener Handelsposten ist eigens nur darum hier gegründet worden, weil alljährlich zur Zeit des Zuges der Lachse eine solch ungeheure Menge Indianer sich an dieser Stelle zusammenfinden. Der Handelsposten, ein einsames, sonderbares altes Blockhaus, steht nahe am Ufer auf einer weiten tiefigen Niederung, von den waldbewachsenen Hügeln rings eingeschlossen. Höchst wahrscheinlich war diese Kiesfläche einst der Boden eines Sees, dessen gefangen gehaltene, gespannte Gewässer sich an den Wasserfällen einen Durchbruch und Ausgang verschafften; ja der Wasserspiegel des Sees ist am Fuße der umgebenden Hügel noch immer deutlich zu erkennen. Ungefähr eine englische Meile oberhalb der Fälle nimmt der Columbia einen großen Nebenfluß, den Na-hoi-la-pit-la (wörtlich das aufwallende Wasser) auf, unter welchem Namen die Eingeborenen noch gegenwärtig die Fälle bezeichnen, während die minder poetischen weißen Pelzhändler wegen der Aehnlichkeit des großen Bassins an derjenigen Stelle, wo der Fluß sich rauschend über die Felsen herunterstürzt, mit einem Kessel voll siedenden Wassers, ihm den Namen der Kesselfälle schopften.

Das Hauptquartier der nordamerikanischen Grenzberichtigungs-Kommission, welche Schreiber dieses als Naturforscher begleitete, lag ungefähr $1^1/_2$ englische Meilen stromaufwärts von diesem Ort am Ufer des Columbia, dessen Breite hier etwa 600 Ellen betragen mag, während diese Stelle in runder Summe etwa eintausend englische oder mehr als 200 deutsche Meilen vom Meere entfernt ist.

Von zwanzig englischen Meilen oberhalb unserer Barracken an bis zu der Einmündung des vorerwähnten Flusses in den Columbia fließt letzterer so spiegelgleich und ruhig hin, wie ein Teich; dann aber nimmt er plötzlich einen starken Fall an, wird durch eine Insel in zwei Arme getheilt, gerade bevor er sich über eine Masse vulkanischen Gesteins herunterstürzt und in einer Ausdehnung von mehr als 1500 Fuß die volle Breite der Kluft einnimmt, durch die er passirt. Bei niedrigem Wasserstande bilden diese Fälle eine unübersteigbare Schranke für den Lachs, aber das Anschwellen des Stromes setzt ihn in den Stand, leicht über die Fälle hinauszukommen. Auf der einen Seite des Falles befindet sich ein wildes Felsplateau, zu welchem ein gewundener Pfad an einer beinahe senkrechten Felsenwand herabführt.

Schon früh zu Anfang des Monats Mai begannen die Indianer einzutreffen; Tag um Tag von früh bis spät kamen aus allen Richtungen seltsame Züge, bestehend aus Pferden, die mit Zeltstangen, Zeltpflöhlen, Squaws, Kindern und dem buntscheckigsten Hausrath beladen waren (denn die gesammte Habe der Indianer bis auf die Hunde herab wird zur Zeit der Reise auf den Lachsfang von ihnen mit sich geschleppt) und stiegen die verschiedenen Pfade herunter, welche zu dem Handelspoſten führten. Kleine Dörfer von Lodges, d. h. zeltartigen Hütten aus Thierfellen, die Lagerplätze der verschiedenen Stämme, verbreiten sich über die Ebene; Heerden von Pferden klettern in wirrem Durcheinander die grünen Hügelhänge hinan, forgsam gehütet von ihren Wächtern; der Rauch zahlloser Lagerfeuer wirbelt in trägen, nebeligen Wölkchen langsam vom Boden auf; Häuptlinge und Krieger lungern um den Handelspoſten herum; Medizin-Männer und Zauberer, unfehlbar immer die schlimmsten Tagediebe des Stammes, treiben ihren Hokuspokus mit Singen und Beschwörungen und verkaufen Lachs-Arzenei, um eine glückliche Ernte zu sichern; während Squaws, alte und junge, die Hütten aufschlagen, Holz und Wasser herbeischaffen, kochen und die beständigen Händel beilegen, welche zwischen den neu zusammengetroffenen Kindern und Hunden entstehen. Unmittelbar nach der Ankunft und während der Fischfangzeit steht jeder Häuptling unter der Aufsicht und Botmäßigkeit eines besonderen Beamten, des sogen. „Lachs-Häuptlings“, welcher die Fischerei leitet und verwaltet, alle Streitigkeiten schlichtet und die gerechte Vertheilung des Fanges überwacht.

Ist die Versammlung vollzählig, sind die Lager befriedigend angeordnet und alle die Details dieser neuen Kolonie in die Reihe gebracht, so beginnen die Vorbereitungen und Zurüchtungen an den Fällen. Zunächst werden die Trockenhäuser, etwa 50 an der Zahl, wieder hergestellt und ausgebessert. Diese sind auf dem vorerwähnten Felsplateau erbaut und bestehen aus Schuppen, die an den Seiten offen, aber mit einem Dach von Schilfmatten gedeckt sind; einige Reihen dicht neben einander gelegter paralleler, horizontaler Stangen, um die Fische daran zum Trocknen aufzuhängen, vervollständigen das

Digitized by Google

Gebäude. Alte erfahrene „Hände“ machen sich sodann an die Verfertigung der Fischfallen, denn ich will hier sogleich anführen, daß bei dieser Fischerei weder Speere, noch Netze, noch Kähne zur Anwendung kommen. Diese Fallen sind hölzerne, geflochtene Gerüste aus Weiden-, Haselnuß-, Birken-, Ahorn- und Cedern-Zweigen; der Durchmesser derselben ist etwa 12, die Tiefe derselben 18—20 Fuß. Man verfertigt eine große Anzahl derselben; das Material dazu wird von den jungen Indianern herbeigeschleppt, damit die gewandten Arbeiter dieselben flechten können. Sobald die Gebreite fertig geflochten sind, schicken Andere sich an, sie an denjenigen Stellen zu befestigen, wo die Fischer aus alter Erfahrung wissen, daß die Lachse unwandelbar springen. Dieß ist eine ebenso schwierige als gefährliche Arbeit, weil diese Geflechte an Bäumen aufgehangt und mit dem andern Ende mit ungeheuren Steinen und Felsblöcken im Wasser beschwert werden müssen. Dieß alles muß natürlich geschehen, bevor der Fluß wieder zu steigen beginnt. Nur die Stärke der Kopfzahl in Verbindung mit langer Praxis vermochte jemals diese unciviliſirten Männer in den Stand zu setzen, ein solch furchtbares Stück Ingenieur-Arbeit auszuführen. Ungeheure Fichten werden mit rohen Aexten gefällt und von ihren Aesten und Zweigen befreit, über die Felsen heruntergeschleift, auf anderen Bäumen über tiefe Abgründe gerollt, mit Hebebäumen weiter geschafft, gebogen, in's Schleptau genommen und herumgedreht, bis sie endlich fest und unbeweglich in der gewünschten Stellung sicher fixirt werden. Wenn jene Bäume, zur Ausnahme der Korbgeflechte fertig, über die tosenden Gewässer emporragen, sehen sie wie Galgen für Riesen aus.

Wenn die geflochtenen Gebreite, die ja in ihrer Art ebensalls riesenhaft sind, vollendet und lange Stricke aus der innern Rinde von Cypressenbäumen gedreht sind, um dieselben aufzuhängen, so gilt es nun, dieselben an den Bäumen zu befestigen. Zur Ausführung dieser letzten, aber kitzlichen Operation müssen alle mit Hand anlegen, und da jeder seine Meinung geltend machen will, so schreien Alt und Jung in verschiedenen indianischen Mundarten durch einander, bis man glaubt, die Zeit des babylonischen Thurmbaues sei wiedergekehrt. Die Einen schwimmen, die Andern sitzen rittlings auf Bäumen, Andere ziehen an Stricken, und wieder Andere schreien eigentlich nur und hindern die übrigen, und so werden die Weidengeflechte sicher aufgehangen, und erwarten das Steigen des Flusses und damit das Erscheinen der Lachse.

Während aller dieser Begebenheiten ist jedermann lustig und guter Dinge; man trägt die buntesten Kleider und beschmiert sich mit einer überreichen Menge Zinnober; die rivalisirenden Stämme, jung und alt, bemühen sich, es einander zuvorzuthun; Pferderennen, Wettlauf, Wettkampf, Hazardspiel, Würfel und alle möglichen Zeitvertreibe finden von früh bis spät statt, und noch in später Nacht geben beim Schimmer der Wachtfeuer der schläfrige Gesang, das Aneinanderschlagen von Stöcken und die Töne einer Art rohen Tamburins allen Hörern die Kunde, daß das Spiel noch immer seinen Fortgang nimmt. Man spielt um hohe Einsätze: um Pferde, Teppiche, Sklaven, Schießgewehre, sogar zuweilen um Weiber oder Töchter, und die Weiber spielen sogar noch leichtsinniger als die Männer.

Endlich melden die Lachs-Schillwachen das Erscheinen der ersten Fische, und alle beeilen sich nun mit dem Beginn des Fangs und der Einpökelung. Hier bemerke ich vielleicht an der gelegensten Stelle, daß der Lachs zum Unterhalt der Indianerstämme des Innern unerläßlich ist. Die Natur versieht diese Stämme mit dem köstlichen Fisch in solch überreicher Fülle, daß diese für jeden unglaublich ist, welcher den Lachsfang in jenen wundersamen Strömen nicht selbst beobachtet hat. Jeder Strom wimmelt nämlich zu Zeiten so sehr von Lachsen, daß man unmöglich einen Stein in's Wasser werfen kann, ohne einen Fisch zu treffen. Ich kann nur aus eigener Erfahrung versichern, daß eines Tages einer der Kommissäre und ich kaum über die Furt reiten konnten, weil das Wasser ganz dick von laichenden Lachsen wimmelte, die sich in geschlossenen Zügen stromaufwärts drängten.

Bald nach dem Eintreffen des Vortrabs erreicht die Hauptarmee die Fälle und das Wasser zeigt nur eine wimmelnde Masse silberner Fische. Man kann fünfzig und noch mehr zu gleicher Zeit die rauschenden Stromschnellen hinanspringen sehen, indem sie sich ringförmig zusammenbiegen, dann Kopf und Schwanz aus dem Wasser ragen, und dann den Schwanz mit solcher Wucht auf das Wasser schlagen, daß ein fünf bis sechs Fuß hoher Sprung erfolgt. Vielen gelingt es, hinaufzukommen, aber die größere Anzahl fällt auf die Gestechte herab, die so geschickt aufgehangen sind, daß sie dieselben auffangen; und häufig nimmt man aus einem einzigen derartigen Geflecht täglich zweihundert Stücke solcher gefangenen aufgewachsenen Lachse. Zwei nackte Wilde, jeder mit einem kurzen schweren Knüttel bewaffnet, treten dann auf die Gestechte und stehen mitten unter den zappelnden Gefangenen, während das Wasser wie ein ungeheures Regendach auf sie herunterstürzt. Der ergriffene Fisch wird durch einen wuchtigen Schlag auf den Kopf betäubt und dann auf den Felsen hinausgeschleudert; ein gleiches Schicksal erwartet einen andern, und so wird Lachs um Lachs abgefertigt, bis die ermüdeten Indianer abgelöst werden müssen. Auf demselben Plateau ist ein ebenso bewegtes Leben; die Squaws und Kinder tragen den Fisch zu den Trockenschuppen, schlitzen ihm den Bauch auf, entfernen den Kopf und Rückgrat und hängen das Fleisch dann zum Trocknen an den Pfählen auf. Der Kopf, Rückgrat, Rogen und ein Theil der Eingeweide werden allein um diese Zeit verspeist. Unter den zum Trocknen aufgehängten Fischen unterhält man kleine schwelende Feuer, um die Fliegen zu entfernen und durch den Rauch die Haltbarkeit zu befördern. Ist der Lachs hinlänglich getrocknet, so packt man ihn in Binsenmatten und schnürt ihn in Ballen von etwa 50 Pfund dicht zusammen. Diese Verpackung erleichtert den Transport auf Saumpferden ungemein, und trägt zur Erhaltung wesentlich bei. Ich habe Lachs, der auf diese Weise getrocknet war, verspeist, nachdem er über zwei Jahre verpackt war, und habe ihn noch so frisch und gesund und geruchlos gefunden, wie am Tage seines Fangs. Der Lachssprung dauert etwa drei Monate; die ergiebigste Zeit sind die ersten drei Wochen. Die gleiche Vertheilung des Fangs geschieht unter der Aufsicht des Lachshäuptlings. Ist sie vorüber, so werden die Zelte abgebrochen, die Pferde bepackt, und jeder Stamm macht sich auf den Heimweg zu seinen winterlichen Quartieren, wo er während der langen Wintermonate vorzugsweise von dem Ertrag seiner Lachs-Ernte lebt.

Am Fraserflusse stellen sich auf der ganzen Strecke, wo Indianer wohnen, keinerlei Hindernisse dem Vordringen der Lachse entgegen. Seine Gewässer schwellen ebenso an, wie diejenigen des Columbia, haben aber einen weit rascheren Lauf. An einigen Stellen bedient man sich auch der Gerüste, hängt sie aber an Stricke, welche an den Bäumen oben auf dem Rande der steilen Felsenwände des Ufers befestigt werden, auf, und bedient sich ungefähr derselben Netze, wie an den Kaskaden. Allein der weitaus ergiebigste Fang geschieht in einem sehr scharfsinnig angelegten Netze, welches zwischen zwei in den Stromschnellen verankerten Kähnen befestigt ist. Auch zieht man den vorüberschwimmenden Lachs mittelst langer Stangen mit Haken oder Gabeln in Menge in die Kähne herein. Am Fraserflusse finden jedoch keine regelmäßigen Fischereien, noch ein Zusammenlauf von verschiedenen Stämmen aus fernen Gegenden statt, wie am Columbia. Jedes Dorf arbeitet selbständig und im eigenen Interesse, und man gibt sich auch mit dem Trocknen und Räuchern der Fische nicht so viel Mühe, wie die Stämme aus dem Osten.

Ich habe am Columbia viele Lachse gesehen, welche 75 Pfund wogen. Vierzig Pfund ist jedoch das durchschnittliche Gewicht. An Angeln werden sie selten gefangen, denn die Lachse verschmähen dort auch den verlockendsten Köder. Weßhalb diese Fische das Meer ver-

Digitized by Google

lassen und wohl tausend englische Meilen weit die Flüsse hinanschwimmen, um zu laichen, und was aus der zahlreichen, winzig kleinen Brut wird, das sind Fragen, welche wohl noch einer gründlichen Lösung durch die Naturforscher harren. Das ganze System sieht auffallend wie die combinirten Glieder einer einzigen großen, prächtigen Kette weiser Absichten aus, die freilich vor der heutigen materialistischen Richtung der Naturwissenschaft keine Geltung mehr finden. Aber man erwäge nur: ein zahlreicher Völkerstamm ist vereinsamt und abgeschlossen im fernen Innern eines wilden Landes, Hunderte von englischen Meilen von der Meeresküste entfernt, während voller sechs Monate des Jahres in tiefem Schnee vergraben und abgeschnitten und einer arktischen Temperatur ausgesetzt, zu deren Ertragung ihm eine große Menge Kohlenstoff in irgend einer Form absolut nöthig ist. Beeren, Wurzeln und Wildpret, die Erzeugnisse jenes Bodens, sind gleich unzulänglich, jenen Menschen den nöthigen Bedarf an Kohlenstoff zu liefern. Mächtige Ströme, dem Schooß gewaltiger Gebirge entstammend, durch engbegrenzte Wasserläufe herunterrauschend und über zerrissene Felsenleisten herabstürzend, suchen sich ihren Weg nach dem Ocean. Da werden Fische, deren Fleisch sprichwörtlich fett ist, durch einen merkwürdigen Instinkt getrieben, myriadenweise jene Ströme hinanzusteigen, um ihre Eier abzulegen, wenn die schmelzenden Schneewasser ihnen durch die eigene Anordnung der Natur das Bett der Ströme zu ihrem Zuge anschwellt, und nun findet der Wilde in diesen Fischen die kohlenstoffreiche Nahrung, deren er zu seinem Lebensunterhalte bedarf. Sollte das nicht auf das Walten einer höhern Anordnung im Reiche der belebten Natur und im Haushalte des Menschen deuten?

H. Reisenburg.

Ansicht von Königsberg in Preußen.

Die Pfarrgehülfen.

(Schluß.)

13. Die Versuchung.

Hellmann sitzt in seinem Zimmer und liest beim Schein der untergehenden Sonne ein religiöses Buch. Man bringt ihm zwei Briefe: der eine macht ihm das Herz klopfen, denn er scheint von Marie zu kommen; den andern, mit einem großen Wappen gesiegelt, kennt er nicht. Er erbricht diesen zuerst, in der Hoffnung, den andern hernach mit größerer Ruhe öffnen zu können.

Die Gräfin schreibt ihm: „Da Frau Stolpe in der ihr vorgeschriebenen Frist einen Nachfolger ihres Mannes nicht ernannt hat, so ziehe ich mein Wahlrecht wieder an mich und frage bei Ihnen an, ob Sie Pastor in dem Kirchspiele werden wollen, wo Sie die Funktionen eines Gehülfen so würdig versahen. Ich habe Ihnen keine Bedingung aufzuerlegen, aber wenn Sie, wie ich hoffe, das Ihnen geboteue Amt annehmen, so würde es mich freuen, wenn Sie Marie Erlander heirathen wollten."

„Ist es möglich?" rief Hellmann. „Großer Gott! das Glück, in dieses schöne Kirchspiel zurückzukehren; das Glück, das Mädchen meiner Liebe zu heirathen! Ich hätte nie gewagt, eine solche Hoffnung zu fassen; und ohne Zweifel ist der Vorschlag der Gräfin im Einverständniß mit der schönen Marie gemacht!.."

Digitized by Google

Er öffnet nun eiligst den andern Brief. Aber dieser kommt nicht, wie er geglaubt hat, von Marie, sondern von Martha, und beginnt: „Da ich Ihre Anhänglichkeit an uns und Ihre Herzensgüte kenne, so will ich Ihnen unsern Kummer anvertrauen und Sie um Hülfe bitten.“

Sie erzählt ihm sofort Alles, was zu Renbo vorgefallen ist, die Ankunft von Harald, seine Verlobung mit Marien und schließlich seine Abreise. Dann setzt sie hinzu: „Welche Veränderung in unserm Hause! Sie haben dasselbe so ruhig und heiter gesehen; jetzt ist es so traurig! Mein Vater beharrt auf seinem Entschluß. Marie zwingt sich, ihren Schmerz vor den Augen unserer Eltern zu verbergen; aber sie leidet grausam, und ihr Kummer ist im Zunehmen. Oft in der Nacht bringt sie ganze Stunden weinend in meinen Armen zu, und wenn sie einschläft, sieht sie nur Harald in ihren Träumen. Harald schreibt sehr oft. Marie zeigt die Briefe, welche sie erhält, unserem Vater, aber er stößt sie mit einer Art Abscheu zurück. Ich nehme sie dann und lese sie Abends meiner armen Schwester vor. Neulich hat ihr unglücklicher Verlobter uns angezeigt, daß er darauf rechne, demnächst Urlaub zu einem Besuch bei uns zu erhalten und dann unsern Vater besänftigen zu können. Aber ich fürchte, auch dieser neue Versuch wird fehlschlagen. Kommen Sie uns also zu Hülfe. Suchen Sie den Widerstand, der uns zur Verzweiflung bringt, zu überwinden. Es ist um das Glück von Marie geschehen, wenn sie Harald nicht heirathet.“

Durch diese letzten Worte fühlte Hellmann sich völlig niedergeschlagen. Alle seine Träume von Liebe und Zukunft waren vernichtet. Er versank auf eine Weile in traurige Betrachtungen, dann erhob sich plötzlich ein Gefühl des Stolzes und Egoismus in diesem sonst so frommen Gemüthe. Der Egoismus stellte ihm vor, wie angenehm es sey, in einem schönen Pfarrhause, im Besitz einer großen, einträglichen Pfarrei zu leben. Der Stolz sagte ihm, es sey eine gerechte Belohnung für seine Dienste. Und warum sollte er Marien nicht

Ein Fichten-Hochwald auf Corsica.

heirathen? Sie liebte einen Andern; aber sie konnte sich davon los machen. Ihre Liebe zu Harald brachte Kummer in die Familie. Ihre Heirath mit dem Manne, welchem sie sonst eben so viel Achtung als Zuneigung bewiesen hatte, würde allen diesen Schwierigkeiten ein Ende machen. Die Gräfin wünschte diese Heirath, und der alte Lieutenant freute sich derselben gewiß. Aber dann regte sich etwas in dem Gewissen Hellmann's und sprach zu ihm: Du irrst dich, du hast kein Verdienst, und du darfst nicht an das, was dir selbst behagt, sondern nur an die strenge Erfüllung deiner Pflichten denken. — Der Kampf war jedoch lang und heftig, denn Hellmann liebte Marien von ganzem Herzen. Endlich trug seine edle Natur über die Regung des Widerstandes den Sieg davon. Er entschloß sich, Martha's Bitten nachzugeben, und reiste am andern Morgen nach Renbo ab. Am Abend hielt er vor dem Hause eines Bauern, in der Absicht, daselbst zu übernachten; aber er konnte nicht schlafen und machte sich deßhalb wieder auf den Weg.

14. Die Begegnung.

An demselben Tage hatte Marie einen Brief von Harald erhalten, welcher ihr seine Rückkehr nach Schweden meldete und sie beschwor, in einiger Entfernung von ihrem Hause am Saume des Waldes mit ihr zusammenzutreffen. „Komm,“ schrieb er ihr, „gegen Mitternacht; ich muß Dich durchaus sehen; schlägst Du mir diese Gunst ab, dann lebewohl, ich werde meiner Verzweiflung nicht länger widerstehen.“

Der Himmel war düster. Der Nordwind heulte, und das Herz des Mädchens war ein Raub schmerzlicher Aufregung. Sie zitterte gleichmäßig bei dem Gedanken, die geheimnißvolle Zusammenkunft, welche ihr Verlobter so lebhaft begehrte, anzunehmen, und sie abzuschlagen. Endlich entschloß sie sich, nach langem peinlichem Bedenken, seinem Rufe Folge zu leisten, aber nicht allein, wie er wollte, sondern in Gesellschaft von Martha.

Zur angegebenen Stunde verließen die beiden Schwestern, in ihre Mäntel gehüllt, heimlich das väterliche Haus und wandten sich dem Walde zu. Ein Reisewagen hielt auf der Straße. Neben demselben stand Harald am Fuß einer Tanne. Bei Marienä Anblick stürzte er mit offenen Armen auf sie zu, um sie an seine Brust zu schließen.

„Halt," sprach sie, „ich kann mit Dir nur unter der Bedingung reden, daß Du vollkommen ruhig bist."

Martha hielt sich etwas zurück.

„Marie, geliebte Marie!" rief der junge Oberst; „ich danke Dir, daß Du meine Bitte erhörtest. Du hast mich also nicht vergessen?"

„Nein, Harald, ich kann Dich nicht mehr vergessen."

„Nun, so höre mich: Du hast mir gesagt, Dein Herz gehöre mir, Du wußt Dich dessen auch erinnern."

„Mein Herz ist Dein."

„Gott sey gelobt! Dein Vater willigt also in unsere Vereinigung?"

„Mein Vater ist gut und liebt mich innig. Er hat mir gesagt, er könne meine Neigung zu Dir nicht bekämpfen; er werde mir seinen Segen geben, wenn ich Dich heirathen wolle, aber dieß werde sein Tod seyn. Ach, ich kann mich nicht dazu hergeben, ihn zu betrüben. Aber Dein Titel als russischer Offizier empört ihn. Sey ein Schwede, und Alles ist abgemacht. Dein Degen, hast Du mir gesagt, ist Dein einziges Vermögen. Weihe diesen Degen dem Dienste Schwedens, und meine Eltern werden sich über unsere Heirath freuen, und ich bin Dein auf ewig."

„Ach, mein Kind, das geht nicht so, wie Du glaubst."

„Aber Du bist jung und kannst demnach mit der Hoffnung auf eine Zukunft ein neues Leben beginnen."

„Nicht doch, liebe Marie! Ich würde da nichts als Armuth finden, während mir in meiner gegenwärtigen Lage sich eine glänzende Laufbahn vor mir eröffnet. Bald werde ich General und wahrscheinlich Gouverneur einer Provinz. Du aber, Marie, bist geschaffen, auf einem Thron zu sitzen, und nicht die Frau eines armen Mannes zu seyn."

„Kein Glück, keine Größe könnte mich freuen, wenn ich meine Eltern betrübte," schluchzte Marie.

„Sie werden sich zufrieden geben, wenn sie hören, daß Du glücklich bist."

„Ich könnte nur glücklich seyn, wenn Du ein einfacher, schwedischer Landwirth wärest, wie mein Vater; ich würde mit Dir arbeiten; ich würde ohne Unterlaß mich mit Dir beschäftigen. O! ich bitte Dich, wenn Du mich so liebst, wie Du sagst, entsage diesem Ehrgeiz, welcher das einzige Hinderniß unserer Vereinigung ist."

„Mein Eid, Marie! ich kann ihn nicht brechen."

„Du hast Recht, ich will es zugeben; aber einer Heirath müssen wir entsagen."

„Marie," rief Harald ungestüm, „Du liebst mich und ich liebe Dich. Dein Vater kann seinen Zorn und seinen finnischen Nationalhaß nicht bemeistern. Ich will es machen, wie die alten Schweden — ich will meine Verlobte entführen. Komm, fliehen wir."

Er wollte sie abermals in seine Arme nehmen, allein sie wies ihn abermals mit Würde zurück.

„Verzeihe mir," begann er wieder in gefaßterem Tone; „aber sieh', alles ist für unsere Reise bereit. Wir gehen von hier nach Grisselhane, um uns nach den Alands-Inseln einzuschiffen. Dort finden wir einen Priester, der uns einsegnen wird, und Deine Eltern werden uns verzeihen."

„Höre mich, Harald: ich liebe Dich, und Du liebst mich. Diese Liebe kommt von Gott. Er gab sie uns nicht allein für dieses, sondern auch für ein besseres Leben. Wir müssen sie gewissenhaft bewahren und dürfen sie nicht dadurch entheiligen, daß wir das Gebot Gottes übertreten, welcher den Kindern befiehlt, ihren Eltern unterthan zu seyn. Wenn wir uns nicht in diesem Leben vereinigen können, so werde ich Dich dort oben in der ewigen Ruhe lieben ohne Kummer und Gewissensbisse."

„Ich bewundere Dich, Marie; aber ich möchte den Widerstand Deines Herzens besiegen."

„Ach, bester Harald, es ist bereits allzu schwach. Scheiden wir! Kehre Du auf Deinen Posten zurück! Wir werden nicht völlig getrennt seyn; wir werden einander schreiben, und weder Raum noch Zeit soll uns hindern, uns zu lieben; wir werden uns ewig lieben, hienieden und in der Ewigkeit."

Harald erkannte endlich, daß er vergeblich versuchen würde, das Gefühl ihrer Kindespflicht in der Seele seiner Verlobten zu erschüttern. Aber sie versprach ihm, in einem Jahre, an demselben Orte und in derselben Stunde ihm wieder zu sehen und inzwischen alles zu thun, um den Widerstand ihres Vaters zu besiegen.

Einigermaßen getröstet durch dieses Versprechen, reiste Harald ab. Die beiden Schwestern kehrten nach Hause zurück.

Hellmann hatte, als er Renbo sich näherte, sie bemerkt, wie sie sich zu ihrem Stelldichein begaben, war ungesehen hinter ihnen hergeschlichen und hatte somit das Gespräch von Marie und Harald gehört. Im Weggehen sprach er bei sich: Sie opfert die Liebe ihrer Pflicht; sie hat Recht. Ich muß dasselbe thun.

Einige Stunden später öffnete er das Thorgitter in Renbo. Der Himmel war blau, die Sonne schien hell, wie zur Zeit, da er das erste Mal hieher gekommen war, und die Akazien hatten wieder Blüthen getrieben. Der wilde Hofhund erkannte einen alten Freund und eilte schweifwedelnd auf ihn zu, und Martha stand unter dem Hause. Ihre Miene war offen und wohlwollend wie sonst, nur erschien sie ihm noch schöner geworden. Sie reichte Hellmann die Hand, sah ihn mit ihren sanften klaren Augen an und sagte herzlich: „Wie gut von Ihnen, daß Sie meine Bitte so schnell erfüllen; und wie freut mich Ihre Ernennung zum Pfarrer unseres Kirchspiels!"

Sie führte ihn sogleich zu ihrem Vater. Der Alte saß vor seinem Schreibpult, in eine ernste Arbeit vertieft. Hellmann legte ihm die Hand auf die Schulter. Er drehte sich sogleich um und rief: „Seyen Sie willkommen! Seyen Sie tausendmal willkommen, lieber Hellmann!" Sein Blick und sein ganzes Gesicht drückten Freude aus.

Frau Erlander und ihre jüngste Tochter waren ausgegangen. Marie ruhte in ihrem Zimmer von der Aufregung der Nacht aus.

Hellmann und der alte Offizier setzten sich zusammen auf das Sopha, beide von demselben Wunsche beseelt, ihr Herz vor einander auszuschütten, und doch nicht wissend, wie sie es anfangen sollten. Endlich wandte sich Erlander zu dem jungen Geistlichen mit den Worten: „Lieber Hellmann, nur Sie können mir helfen. Marie hat Vertrauen zu Ihnen; sie wird auf Ihren Rath hören. Es ist nicht nöthig, dem guten Kinde zu beweisen, daß sie einer Heirath mit dem russischen Oberst entsagen muß; sie hat es bereits aus Liebe zu mir gethan. Aber man muß sie trösten und aufheitern."

„Darf ich frei reden?" fragte Hellmann.

„Ich bitte Sie darum."

„Wohlan, meine Meinung ist, daß Sie Ihre Einwilligung zu dieser Heirath geben müssen, wenn Sie nicht wollen, daß Ihre Tochter auf immer unglücklich wird."

„Wie? auch Sie, Hellmann? Alles verschwört sich gegen mich zu Gunsten dieses Russen!"

„Die Liebe kommt von Gott und stößt sich nicht an der Verschiedenheit der Nationalität."

„Aber die Liebe zum Vaterland muß jeder andern vorgehen. Ich will nicht, daß meine Enkel russische Sklaven sind."

„Harald ist kein Sklave; Harald ist ein rechtschaffener Mann, welcher, weil er einmal einen Eid geschworen hat, demselben auch getreu bleiben will. Er verdient Ihre Achtung; Sie widersetzen sich nur aus einem Gefühl des Hasses gegen die Russen der Heirath Ihrer

Digitized by Google

Tochter mit ihm. Sie dürfen keinen solchen Haß im Herzen hegen; wir müssen unsern Feinden verzeihen."

„Hellmann, ich glaubte, bei dieser Affaire würden Sie sich auf meine Seite stellen. Wenn ich nicht irre, hatten Sie selbst Absichten auf Marie ..."

„Das leugne ich nicht," versetzte Hellmann offen.

„Jenun," rief der Alte, „Sie werden das Herz ihrer Eltern erfreuen und Marien bald die thörichte Zuneigung, welche sie an einen andern bindet, in Vergessenheit bringen."

„Mariens Liebe zu Harald ist keine thörichte Zuneigung, sondern ein ernstes, tiefes Gefühl, das ich achte, das ich nicht zu bekämpfen versuchen darf," erwiderte Hellmann und erzählte die Scene, von welcher er zufällig in der Nacht Zeuge gewesen war.

„Ah! das brave Kind, das vortreffliche Mädchen!" rief Erlander; „und Sie wollen, daß ich sie in ein Land ziehen lassen soll, wo alles von dem Willen eines absoluten Herrschers abhängt; wo sie vielleicht mit ihrem Gatten in die Wüsten Sibiriens, wenn nicht gar in die Bergwerke des Ural verbannt werden kann. Nein, dieser Gedanke macht mich zittern! Nein, ich kann in diese Heirath nicht willigen! Ha, wenn Sie Marien heiratheten, was für ein Glück!"

Hellmann schwieg, entschlossen, bei einer andern Gelegenheit diese Unterhaltung wieder aufzunehmen, und alles zu thun, um die Hartnäckigkeit des alten Finnländers zu überwinden.

15. Der Friede.

Nachdem die Probstin lang über die Kälte Langbunders geseufzt hatte, beschloß sie, zur Zerstreuung sich mit ihrem Hauswesen und der Ordnung in Kisten und Kästen zu beschäftigen. Sie hatte eine Menge Leinwand, Kleider, Silbergeschirr und verschiedene werthvolle Gegenstände. Vielleicht hoffte sie durch Schaustellung ihres Reichthums auf den Feldprediger Eindruck zu machen. Alles, was irgend unter Verschluß war, wurde herausgeholt, ausgestäubt und sorgfältig wieder geordnet. Der unempfindliche Langbunder sah dieser Arbeit zu, ohne ein Wort zu reden, und rauchte ruhig seine Pfeife. Er bemerkte indessen, daß Frau Stolpe nicht mehr zänkisch und heftig war wie sonst, auch ihre Mägde nicht mehr grob behandelte. Sie dachte beständig an den Feldprediger und sprach bei sich: Nein, er kann nicht freiwillig auf ein so schönes Haus, auf eine so gute Pfarrei verzichten. Er weiß, daß ich ihn liebe, er will meine Geduld auf die Probe stellen; er wartet bis auf den letzten Augenblick, um meine Hand zu begehren. —

Aber Langbunder zeigte dieselbe Gleichgültigkeit bis zum letzten Augenblick, d. h. bis zum letzten der Frau Stolpe'n zur Ernennung von einem Nachfolger ihres Gatten bewilligten Tage. Am nächsten Morgen erhielt sie einen Brief von der Gräfin, worin diese ihr erklärte, da der bestimmte Termin abgelaufen sey, trete sie ihr Privilegium wieder an und übertrage Hellmann die Pfarrei. Die Probstin brachte diesen Brief Langbunder, der nachlässig im Salon saß, und reichte ihm denselben stumm, aber mit Thränen in den Augen.

„Setzen Sie sich zu mir," sagte der Feldprediger in freundlichem, liebevollem Ton. Sie setzte sich zu ihm, erstaunt über die Miene der Zufriedenheit, womit er den Brief der Gräfin gelesen hatte. „Jetzt," fuhr er fort und ergriff die Hand der Probstin, „jetzt, Katharine, können wir offen sprechen." Sie fühlte ihr Herz pochen. Der Feldprediger nannte sie zum ersten Mal so vertraulich bei ihrem Taufnamen.

„Sie wollen also," fuhr er herzlich fort, „Sie wollen wirklich sich wieder verheirathen?"

„Es ist jetzt zu spät," erwiderte sie erröthend; „ich habe dem, welcher mich heirathen sollte, nichts mehr zu bieten."

„Sie haben Ihr Herz und Ihre Eigenschaften als Hausfrau. Wollen Sie mich nehmen?"

„Großer Gott! Aber warum haben Sie mir diesen Vorschlag nicht früher gemacht? Jetzt ist Hellmann ernannt."

„Früher wollte ich nicht; jetzt aber wünsche ich es so und frage Sie: Wollen Sie mich heirathen?"

„Gewiß .... wenn .... aber ...."

„Aber ich habe keine Pfarrei. Was liegt daran? Es gibt mehr als Einen armen Pfarrgehülfen, der heirathet und trotz seiner geringen Mittel dennoch sich fortbringt, wenn er eine arbeitsame, ökonomische Frau hat."

„Ueberlegen Sie doch ..." stammelte die Wittwe.

„Ich habe bereits überlegt und frage Sie noch einmal: Wollen Sie mich heirathen, obwohl ich nur ein einfacher Pfarrgehülfe bin?"

Die Probstin, gewohnt, von ihrer erhaben Stellung auf den untersten Geistlichen, den man Pfarrgehülfen nannte, geringschätzig herabzusehen, erhebte bei dem Gedanken, in der socialen Rangordnung so tief herabzusteigen, und senkte stillschweigend den Kopf.

„Sie geben mir keine Antwort," sagte Langbunder. „Gut, ich sehe, daß Sie mein Anerbieten ablehnen."

„Nein, nein! ...." rief sie lebhaft, und reichte ihm weinend die Hand.

„Danke! ... Es ist also abgemacht!"

„Ja .... aber ich begreife nicht, warum Sie mir es nicht früher gesagt haben."

„Früher, liebe Katharine, wollte ich nicht. Ich denke, der Mann muß eine gewisse Autorität in seinem Hause besitzen, und die wäre mir nicht möglich gewesen, wenn ich diese einträgliche Anstellung Ihnen zu verdanken gehabt hätte. Noch mehr, ich wollte eine Neigungsheirath, frei von jedem Schein der Berechnung schließen. Sie geben mir einen Beweis der Zuneigung, indem Sie mich nehmen, wie Sie mich sehen, ohne Pfarrei und ohne einen andern Titel, als den eines geringen Feldpredigers. Das wollte ich. Dank dafür!"

„Ich fühle mich glücklich, Sie zu lieben," erwiderte Katharine sanft; „glücklich, mich von Ihnen geliebt zu glauben. Aber bedenken Sie .... kein Vermögen, und welche Aussicht in die Zukunft!"

„Verzeihen Sie mir, daß ich Sie einer so harten Probe unterworfen habe. Aber bei meiner Ankunft kamen Sie mir bösartig vor, später besserten Sie sich, und dennoch war ich Ihrer noch nicht sicher. Jetzt bin ich ruhig. Seyen Sie auch wegen unsrer Zukunft unbesorgt. Ich besitze in einer unserer hübschen schwedischen Provinzen ein schönes Gut, wo wir gemächlich leben können, bis man mir einen anständigen Posten gibt. Als Sie von dieser Pfarrei Besitz nahmen, waren Sie jung, unerfahren, hochmüthig. Sie haben sich niemals bei den Angehörigen des Kirchspiels beliebt zu machen gesucht, und aus diesem Grunde hätte ich nicht mit Ihnen hier bleiben mögen. Aber Sie werden gut, sanft, gefühlvoll seyn und in der Gegend, wohin ich Sie führe, sich Liebe gewinnen. Darauf hoffe ich."

„Ja," sagte Katharine, „Sie haben mich zur Erkenntniß meiner Irrthümer gebracht, Sie haben mich belehrt. Ich danke Ihnen, mein Freund! ..."

16. Der neue Pfarrer und Martha.

Eines Morgens sitzt Hellmann, der neue Pfarrer, neben Martha und Marie in deren Hause zu Renbo. Martha ist frisch, heiter, belebt, Marie bleich und niedergeschlagen. Unaufhörlich denkt sie an Harald, grämt sich über seine Entfernung und wegen der Zukunft. Hellmann bemüht sich, sie zu trösten und zu beruhigen. Diese Aufgabe, welche er anfänglich aus einem strengen Gefühl des Ehrenmuths und der Selbstverleugnung übernommen hat, ist ihm jetzt leichter geworden, denn er hat seine eigenen Wünsche der Pflicht geopfert und wird dafür belohnt. Jetzt, da er nicht mehr durch seine Liebe zu der schönen, träumerischen Marie geblendet und beherrscht wird, betrachtet er die Eigenschaften Martha's in ganz anderem Lichte als bisher; er wundert

Digitized by Google

sich darüber, daß er dieselben nicht früher nach ihrem wahren Werthe geschätzt hat. Zugleich erinnert er sich alles dessen, was dieses intelligente, bescheidene und thätige Mädchen von seiner Ankunft im Kirchspiel an für ihn gethan; mit welcher offenen Herzlichkeit sie ihn an dem Tage, da er zum ersten Mal Nendo besuchte, aufgenommen, mit welchem Eifer sie sich an seinen Werken der Menschenliebe betheiligt, mit welcher Zartheit sie ihn bei jeder Veranlassung unterstützt hat. Wie oft verrieth sie das, was er bedurfte, und wie oft hatte sie ihm nützliche Rathschläge ertheilt!

Seit er seine Ernennung als Pastor erhalten hatte, sagte er sich selbst: Keine Frau könne so gut wie Martha sein Haus regieren und bei seinen neuen Funktionen ihm an die Hand gehen; sie machte sich bei jedermann beliebt; die reichsten Bauern des Kirchspiels betrachteten sie mit Achtung, und die Armen, die Alten, die Kinder näherten sich ihr mit Vertrauen.

„Ei, ei," sprach er bei sich; „wie habe ich mich geirrt! Gott bot mir das Herz von Martha, und ich wollte das von Marien gewinnen. So weisen wir oft in unserer Anmaßung und Verblendung Gottes Gnade von uns."

Der bescheidene Hellmann wagte seine neuen Gesinnungen nicht zu offenbaren. Aber Marie hatte sie errathen und freute sich darüber; denn sie wünschte das Glück ihrer Schwester, und wenn sie selbst den jungen Geistlichen nicht lieben konnte, wie sie es wünschte, so hegte sie doch eine ernste große Achtung vor ihm und war ihm von Herzen zugethan.

An diesem Morgen, wo er von Neuem sie zu überzeugen sucht, daß die Vorurtheile ihres Vaters schwinden werden, daß ihr Verlobter ihr wiedergegeben wird, sieht sie ihn mit einem dankbaren Blick an, betrachtet sie Martha; sie weiß, was beide insgeheim im Herzen haben, und plötzlich ergreift sie sich, faßt ihre Hände, schließt sie in die ihrigen und spricht: „Gott will es; ihr seyd für einander geschaffen. Ihr müßt euch heirathen, und ich bitte mir aus, bei euch bis zu dem Tage zu leben, wo ich mich, wenn der Himmel es gestattet, mit Harald verheirathen werde."

Martha und Hellmann umarmten sich.

In der nächsten Woche feierte man ihre Hochzeit, an demselben Tage, da auch Frau Stolpe und der Feldprediger mit einander getraut wurden.

17. Schluß.

Die Pröbstin wollte von der gesetzlichen Begünstigung in Schweden, wornach Pfarrwittwen noch ein Jahr nach dem Tode ihres Mannes im Pfarrhause bleiben dürfen, keinen Gebrauch machen. Sie reiste fröhlich mit Langbunder in die Provinz ab, wo sie sich auf ihrem neuen Besitzthum niederlassen sollte. Hellmann zog also sogleich mit Martha in dem Pröbstshofe ein, wo er früher ein so armseliges Kämmerchen inne gehabt, wo er ein so bemüthiges, ergebenes Leben geführt hatte.

Marie ist oft da. Hier findet sie Erleichterung für ihre Trauer und Angst. Sie hat von Harald nur Einen Brief aus St. Petersburg erhalten, seither aber ein ganzes Jahr lang nichts mehr von ihm gehört. Indessen hat er selbst beim Scheiden den Tag festgesetzt, wo er sie wieder sehen muß. An diesem Tag bittet sie ihre Schwester und ihren Schwager, sie zu dem Stellbichein zu begleiten.

„Aber er wird nicht kommen," sagt Martha.

„Er kommt gewiß," antwortet Marie.

Am Abend gehen alle drei dem Walde zu. Der Himmel ist hell, die Sterne glänzen. An derselben Stelle, wo das Jahr zuvor die beiden Liebenden sich Lebewohl gesagt haben, liegt ein Mann auf der Erde ausgestreckt, ein Mann in zerrissenem Matrosengewande, an den Füßen alte, von langem Marsch abgenützte Schuhe, neben ihm ein grober Stock und ein Zwerchsack. Ein dichter Bart bedeckt ihm die Hälfte des Gesichtes. Seine Stirne ist bleich, seine Züge sind entstellt, seine Augen geschlossen. Man könnte sagen, er sey todt.

Martha legt ihm die Hand auf die Brust und ruft: „Er athmet noch, er lebt; aber man muß ihm sogleich Hülfe leisten."

Jetzt regt sich der Wanderer, schlägt die Augen auf und versucht sich aufzurichten.

„Man muß die Knechte rufen, um ihn nach Hause zu tragen und ihm so schnell als möglich etwas zur Erfrischung geben."

„Ach!" antwortet der Arme mit matter Stimme, „Sie erkennen mich nicht. Ich bin Harald."

„Harald?" ruft Marie, stürzt auf ihn zu und schließt ihn in ihre Arme. „Gott sey gelobt! Du bist mir wiedergegeben und nicht mehr russischer Oberst."

„Nein. Ich besitze nichts mehr und will nur zu Deinen Füßen sterben."

Hellmann und die beiden Schwestern helfen ihm, sich aufzurichten und führen ihn nach Nendo. Dort erholt er sich, Dank der Sorgfalt, womit er umgeben ist, allmälig wieder und erzählt der versammelten Familie seine Schicksale.

„Bei meiner Ankunft in St. Petersburg wurde ich einem General beigegeben, welcher den Auftrag hatte, neue Regimenter für den Tscherkessenkrieg zu organisiren. Ich reiste mit ihm nach den südlichen Provinzen Rußlands, wo wir unsere Aufgabe vollziehen sollten. Aber ich hatte es mit einem jener Männer zu thun, welche sich nicht schämen, ihre Stellung zur Bereicherung auf Kosten des Staats zu mißbrauchen. Seine Absicht war, den größten Theil der ihm anvertrauten Mittel für sich zu behalten, indem er nur halbe Regimenter bildete und noch ein Zehntel von ihrem Sold und ihrer Ausrüstung voraus abzog. Er rechnete darauf, mich für diesen Raub zu gewinnen. Ich wies seinen Vorschlag mit Abscheu ab. Er wurde zornig, ich verließ ihn und kehrte nach St. Petersburg zurück. Zum Unglück war der Kaiser abwesend. Der General machte die Anklage, die ich gegen ihn führen konnte, beschärften, und klagte mich selbst an. Er hatte mächtige Freunde, die sich gegen mich verbanden; ich konnte nicht zum Kaiser gelangen, wurde degradirt und als gemeiner Soldat zu der kaukasischen Armee geschickt. Ich hoffte, mich durch mein gutes Verhalten auszuzeichnen und hiedurch meinen alten Rang wieder zu erlangen. Aber mein neuer Chef war der vertraute Freund meines Verfolgers, und ich hatte keine Gerechtigkeit von ihm zu erwarten. Eines Tags wurde ich von den Tscherkessen gefangen genommen und durch die Vermittlung zweier französischer Aerzte, welche die Liebe zur Wissenschaft in dieses wilde Gebirge geführt hatte, wieder in Freiheit gesetzt. Ich schiffte mich in einem der Häfen des schwarzen Meeres auf einem griechischen Fahrzeug ein und kam nach Constantinopel. Von da brachte mich ein schwedisches Schiff nach Gothenburg. Zu Fuß ging ich von dort ab und marschirte Tag und Nacht, um mit Marie bei dem von uns ausgemachten Stellbichein zusammenzutreffen."

„Harald," sagte Erlander, „Sie stehen nicht mehr im Dienste Rußlands, Sie sind nicht mehr Russe, Sie sind Finnländer, nichts hindert mich mehr, Sie zu lieben."

Einige Tage darauf fragte er: „Wollen Sie Marien heirathen?"

„Gott weiß, wie sehr ich sie liebe; aber wie dürfte ich in meiner elenden Lage zu hoffen wagen ....?"

„Sie werden arbeiten."

„Sehr gern."

„Hören Sie: ich bin alt und kann mich mit meinem Gut nicht mehr wie sonst beschäftigen; wollen Sie an meine Stelle treten? Ich werde einen neuen Pachtvertrag erhalten und Ihnen denselben abtreten. Sie setzen hier mein landwirthschaftliches Werk fort und wir leben bei einander."

„Ist dieß alles, was Sie von mir begehren, um mir Mariens Hand zu bewilligen?"

Digitized by Google

„Es ist meine einzige Bedingung," sagte der Lieutenant.

„Wenn wir aber, anstatt Pächter von Rendo zu seyn, Eigenthümer würden?"

„Das wäre allerdings besser. Aber man muß Geld haben, um an dergleichen zu denken, und ich habe keines."

„Aber ich," sagte Haralb lächelnd.

„Sie?" rief Erlander betroffen.

„Ja. So lang ich im Dienste war, habe ich Ersparnisse gemacht und bei einem englischen Banquier in St. Petersburg angelegt, der mir dafür gute Rechnung tragen wird."

„Und warum haben Sie das nicht früher gesagt?"

„Ich wollte mir die Freude verschaffen, Ihren Edelmuth kennen zu lernen, mich zu überzeugen, daß Marie mir dieselbe Zuneigung bewahrte, obwohl sie mich für arm und mittellos hielt. Jetzt habe ich kein Geheimniß mehr vor Ihnen, und wir kaufen Rendo."

„Gott sey gepriesen!" rief der alte finnische Lieutenant; „meine Enkel werden nun keine Russen seyn!"

Eine Reise auf Schläuchen.

Von einem deutschen Missionär.

Der Fluß Ravi oder Rawee ist einer von den fünf Strömen, welche das Land Pendschab in Hinterindien durchströmen, welches zu den schönsten und fruchtbarsten Provinzen des britischen Reiches in Indien gehört. Es ist derselbe Strom, an welchem Lahore liegt, die Hauptstadt jener Provinz. In der Nähe von Lahore ist die Landschaft langweilig genug: der Fluß strömt zwischen endlosen Sandbänken und ebenen Strecken von Alluvialboden hin; seine Strömung ist langsam, seine Gewässer sind trübe, schmutzig und so seicht, daß man sie kaum mit Kähnen befahren kann. Aber da wo er aus den Bergen hervortritt, in denen er entspringt, ist er tief und klar, ein tosendes, eiskaltes Bergwasser, das an kühnen Felsenufern vorüber und unter einem reichen Baumschmuck von schönster Belaubung daher-braust.

Droben am nördlichen Ende des Pendschab liegt der Kurort Dalhousie auf den Ausläufern des Himálaya, in einer Höhe von 6500 bis 8000 Fuß über der Meeresfläche. Die nördlichen Abhänge der Berge, auf welchen Dalhousie liegt, haben die Aussicht auf die feierlichernsten Berghäupter voll ewigen Schnees, welche den Beschauer selbst in dieser Entfernung von acht deutschen Meilen mit einem überwältigenden Gefühl ruhiger Majestät erfüllen. Der südliche Abhang der Berge von Dalhousie überschaut die drunten liegenden Ebenen des Pendschab, wo unter dem Schatten der Palmen und Banianenbäume Reis und Zuckerrohr wachsen. Vom April bis zum November sucht jeder Europäer, der nur den Strapazen des Comptoirs, des Gerichtshofs und der Parade entgehen kann, die erfrischende Kühle der Berge auf, um über den grünen Rasen und durch die Fichtenwälder hinzustreifen, welche ihm die theuren Scenen seiner Kindheit in's Gedächtniß rufen. Der gewöhnliche Weg nach Dalhousie ist die vielfach gewundene Landstraße durch die niedrigeren Hügel, und man legt denselben entweder zu Pferde oder in einer von Maulthieren getragenen Sänfte oder in einem von Menschenschultern getragenen Palankin zurück. Allein das Herumtersteigen aus der kühlen Luft und dem mittelseuropäischen Klima des Gebirges ist eine leichtere Aufgabe für den Körper als für den Geist, welcher sich dagegen sträubt. Man braucht jedoch keineswegs die langweiligen Krümmungen der Straße zu verfolgen, noch auf das unaufhörliche Murren der Träger 24 Stunden lang zu hören, wenn sie Einen von der beschaulichen Muße und der erquickenden Kühle des Gebirgs hinweg zu den Mühen der Pflicht und dem Ungemach der drückenden Hitze zurückführen. Der schlaffe Körper des Europäers ist in der linden balsamischen Luft jener Höhen wieder etwas stramm geworden, hat wieder etwas von der Spannkraft und rührigen Energie seiner Jugend eingefogen und sehnt sich nach etwas Anderm als der traurigen Eintönigkeit der Landstraße, und so ist eine andre Art der Rückreise in Aufnahme gekommen, welche ich hier beschreiben will.

Wenn man Dalhousie etwa um 2 Uhr Nachmittags verläßt, so betritt man zunächst einen steilen, beschwerlichen Bergpfad, welcher sich bald über die Stirne eines vorspringenden Ausläufers, bald längs dem Fuße eines großartigen steilen Hügels, bald unter schattigem Grün hinschlängelt oder über leicht geneigte Matten von saftigem Gras, welche mit Eichen, Weiden und Fichten besäumt und von einem sanft murmelnden Bache bewässert sind. Hier liegen die Kleider der ganzen Gemeinde zum Trocknen ausgebreitet, denn dieß ist der Lieblings-Aufenthalt der Wäscher, wo sie ihr einfaches Handwerk unter Scenen betreiben, um welche sie die Nymphen des Thales Tempe beneidet haben würden. Ein Missionär hat sein kleines Zelt an diesem einsamen Ort aufgeschlagen, und wie wir uns demselben nähern, tritt der wackere Mann selbst heraus, um uns zu begrüßen, und ein Stück Weges das Geleite zu geben und uns Glück auf die Reise zu wünschen. Bald sehen wir zu unseren Füßen ein tiefes Thal, von einem Flusse durchströmt,* der, wie man uns sagt, der Ravi ist. Vor uns liegen die Hügel von Dschemba, hinter uns die weißen Häuser von Dalhousie, sich deutlich von dem Dunkelgrün der Stechpalmen, Cedern und Fichten abhebend, welche die Berghänge bekleiden. Es ist eine wunderbar fesselnde Landschaft, und erinnert an jene glücklichen Tage, wo Brüder, Vettern, Freunde aus fernen Stationen sich hier zusammenfanden, um mit einander das Wenige von Vergnügen zu genießen, was ein Land der Verbannung gewähren kann. Es spricht von Gesundheit, welche dem entnervten Körper, von Frieden und Ruhe, welche dem ermüdeten Gehirn wieder geschenkt werden. Man erinnert sich, wie man sechs kurze Wochen zuvor als ein sicher, matter Mensch in diese herrliche Gebirgswelt heraufkam, während man jetzt keine Anstrengung und Unternehmung zu groß erachtet für den gekräftigten Körper! Ach ja, die glückliche Ferienzeit ist nun vorüber; gestärkt an Leib und Seele und mit neuem Muthe kehrt man zu der Pflicht zurück, welche Einen ruft, und tröstet sich mit dem Gedanken, daß nun auch die heiße Witterung beinahe vorüber ist. Der Oktober wird nun bald in's Land rücken und die sechs Monate kühler Witterung bringen, wo dann das Klima von Pendschab etwas von demjenigen von Italien hat. So drücke ich denn mit herzlicher Freude über diese Begegnung die Hand meines lieben Kollegen, des Missionnärs, und wir scheiden unter gegenseitigen herzlichen guten Wünschen; er kehrt zu seinem Zelte auf dem grünen Rasenplan der Wäscher zurück, und wir steigen langsam und vorsichtig den rauhen Pfad nach dem Flusse hinab. Ein Erdfall hat unsern Pfad ausgefüllt, und so müssen wir über die Felsen klettern und uns fest auf den Alpenstock stützen, welcher uns zuvor auf manchem steilen und schmalen Wege begleitet hat. Eine unserer Reisegefährtinnen, Frau Pl., wird in einem seltsamen Fuhrwerk, Dandy genannt, fortgeschafft, nämlich auf einem Stück Drogget, zähen derben Wollenstoffs, dessen beide Zipfel an eine lange Stange gebunden sind. Zwei Männer tragen die Stange an den Enden auf ihren Schultern, die Dame aber sitzt in dem Tuche wie in einer Schaukel, den Rücken nach dem Berge, das Gesicht der prachtvollen Aussicht zugekehrt, und dieses Transportmittel, so roh und unbehoffen es auch aussieht, ist ein äußerst bequemes, und die Träger desselben, zwei stämmige Gebirgsbewohner, gleiten auch auf dem rauhesten Pfade nicht aus.

Allein die Nachmittagssonne brennt jetzt heiß auf die westwärts gekehrten Felsen, und Ruhe und Schatten werden nun höchst erwünscht. Ein Schluck aus der Weinflasche und ein Butterbrod mit Fleisch erquicken uns für die zweite Hälfte unserer Reise, welche um ein Ramhaftes beschwerlicher zurückzulegen seyn soll, als die erste. Während wir rastend unter unserm Felsen sitzen, wollen wir in das wunderhübsche

Digitized by Google

Thal unter uns hinunter blicken. Das Flüßchen rinnt blinkend über sein steiniges Bett, die Häuschen mit flachen Dächern, bedeckt mit den prachtvollen goldgelben Maiskolben, welche darauf zum Trocknen für den Wintervorrath ausgebreitet sind, das kleine schwarze Rindvieh von dem Gebirgsschlage, welches zwischen den braunen und grünen Felsen herum klettert, die hellgrünen Farne, die dunkelgrünen Stechpalmen und Rhododendren, — all dieß zusammen leiht dieser Landschaft ein Gepräge von wunderbarem Reichthum und Schönheit. Dieß ist der Vordergrund. Ziemlich nahe im Hinter- oder vielmehr im Mittelgrund ist noch immer Talhousse sichtbar, sodann reihenweise hinter einander ansteigende Berge und Hochflächen; im eigentlichen Hintergrunde treten, deutlich von dem blauen Himmel sich abzeichnend, die herrlichen schneebedeckten Gipfel des Himálaya in ihrem Silberglanze hervor, welche wir dann binnen zwei Stunden im Licht der Abendsonne in zauberhafter Gluth von Hochroth und Violett wie Rubinen und Amethyste leuchten sehen. Allein das Auge ermüdet von der blosen Ausdehnung dieser Aussicht, und wendet sich gerne näheren Gegenständen zu. Die längeren Schatten und die kühlere Luft warnen uns, daß der Abend herannaht, und die Nacht darf uns nicht in wilden Einöden überraschen. Auf denn, laßt uns wieder aufbrechen! Jetzt kommt eine lange steinerne Treppe oder vielmehr eine Reihe in den Felsen gehauener Stufen, die uns 600 Fuß weit hinunter führt; hierauf schreiten wir auf großen Rollsteinen durch das Bett eines Bergstromes, der nun zu einem murmelnden Bach zusammengeschmolzen ist, dann durch übelriechende, sumpfige Reisfelder, bis wir endlich, nachdem wir auf einer Strecke von 2½ deutschen Meilen um 4500 Fuß heruntergestiegen sind, eine grüne Ebene mit etlichen großen einsamen Bäumen erreichen, unter deren einem unser kleines Zelt aufgeschlagen ist, das wir gestern auf Maultheren unter der Aufsicht eines Dieners sammt einem Vorrath von Lebensmitteln vorausgeschickt haben. Ein tüchtiger Appetit hat sich eingestellt, und wir freuen uns auf ein reichliches Abendbrod. Nicht jedermann vermag den raschen Wechsel des Klima's zu ertragen, welchen ein so großer Unterschied in der Meereshöhe bedingt. Die Hitze und der anstrengende Marsch haben den armen E. ganz aufgerieben; er erscheint in sehr kläglichem Aufzuge bei unserm Picnic, und kann an unserer Heiterkeit nicht theilnehmen, denn er hat vor Erschöpfung nicht einmal Appetit und kann selbst einer köstlichen Wildpretpastete nicht zuprechen, sondern zieht sich rasch zurück. Wir besuchen ihn und finden ihn auf dem rohen Bett eines Dorfbewohners ausgestreckt, umgeben von einigen eingeborenen Polizisten, welche ihm die Moskitos vom Gesicht wegfächeln, denn E. ist Oberaufseher der Polizei und kann seine Leute zu einem derartigen Dienst in Anspruch nehmen. Ueber ihm ist eine leichte Zeltdecke ausgespannt, um ihn vor dem schweren Thau zu schützen, der in diesem niedrigen Thale reichlich fällt, und es lullt ihn das Rauschen und Tosen des vorüberfließenden Wassers, welches unsere ängstlichen Diener mit Grauen erfüllt, in den Schlaf. Wir Anderen aber machen noch einen kleinen Spaziergang am Flusse hin und beobachten die Dunkelheit, welche in demselben Maßstabe stärker wird, je mehr die westlichen Berge uns das schwindende Tageslicht entziehen. Dem ganzen Laufe des Flusses entlang, hinauf und hinab, in Meereshöhen von 2000 bis zu 8000 Fuß, sehen wir die blinkenden Lichter aus mancher Hüttenthür und die Wachtfeuer, durch welche die armen Eingeborenen die Bären von ihren Mais- und Batatenfeldern vertreiben. Die Lichter erlöschen nach und nach, aber die Wachtfeuer werden unterhalten, und die und da trägt uns der kühle Nachtwind das Tuten des Wächters zu, wenn er mit der Schleuder einen Stein nach irgend einem herumschweifenden Bären wirft und seine Gefährten warnt. Allein jetzt müssen wir uns ebenfalls zur Ruhe begeben, denn der erste Lichtstrahl, welcher die Höhen anglüht, ist für uns das Signal zum Aufbruch.

Lange bevor es daher in diesem engen, tief eingeschnittenen Thal noch hell ist, raffen wir uns aus einem gesunden Schlafe auf, fahren rasch in die Kleider und eilen an's Ufer eines wilden tosenden Bergstromes hinunter, auf welchem wir uns einschiffen wollen. Die Fahrt, welche vor uns liegt, bietet uns die Aussicht auf eine aufregende Scene, die sogar nicht ganz ohne Gefahr, aber darum desto verlockender ist. Unsre Flotte ist bald zum Auslaufen fertig. Herr P. und seine Gattin, Herr E. und ein eingeborener Diener besteigen je ihr Fahrzeug und werden in die dunkle Fluth hineingeschoben. Und ein seltsames Fahrzeug ist es, von sehr unbehaltenem Aussehen und sehr schaukelndem, unsicherem Sitze: kein schmucker Kahn, kein Floß, keine Familienkuse oder Pütte, kein Boot oder Einbaum oder selbst nur ein Coracle, keine Vorrichtung von Eisen oder Holz, — nein, es ist vielmehr nur eine Bettstelle auf Thierhäuten, und zwar in folgender Weise hergestellt: man nimmt einen todten Büffel oder Ochsen, macht an der Innenseite seines Hinterlaufs einen Schnitt vom Rumpf bis auf die Ferse und zieht das Bein heraus. Durch diese Oeffnung wird dann der ganze Körper mit den übrigen Gliedern hindurchgezogen und das Fell über den Kopf hinausgestreift, bis es ganz vom Körper frei ist. Der Vorzug dieses Verfahrens liegt darin, daß wenn man das Fell zum Auslaufen aufhängt, man nicht daran nähen darf: die Oeffnungen der Augen, Maul und Nase und die Löcher an den Fersen werden nur mit Stricken zusammengezogen, und das Fell wird auf diese Weise ohne viele Mühe in einen luftdichten Sack verwandelt. Zwei derartige Schläuche werden nun aufgeblasen und unter einer leichten landesüblichen Bettstelle zusammengebunden; über diese Bettstelle breitet jeder von uns seinen Teppich aus, um sich vor dem Wasserschaum zu schützen, welcher unter uns aufsprizen wird, und wir setzen uns mit unterschlagenen Beinen darauf. Jedes dieser Fahrzeuge trägt nur eine Person, und ist von zwei Männern begleitet, deren jeder sich mit der einen Hand daran hält, während er es theilweise mit dem Schaufelruder in seiner andern Hand, theilweise mittelst der spiralförmigen Bewegung seiner Füße im Wasser lenkt; jeder dieser Männer sitt rittlings auf einem ähnlichen Schlauche. Jetzt fahren wir ab, begleitet von dem „Bismillah" unseres Dieners. Die Bewegung ist unsäglich angenehm; wir treiben rasch dahin, fahren leicht auf dem Kamme der Wellen und doch mit solch sanftem Schaukeln, daß es auch dem Empfindlichsten kein Unbehagen verursacht. Es gewährt einen hübschen Anblick, wie unser Geschwader so in einer Reihe hinter einander im trüben Morgenzwielicht den Fluß hinabtreibt, zuerst Frau P., dann Herr E., dann Herr P. und endlich der Diener, welcher vor Angst beinahe vergeht und sich wie verzweifelt an den großen Proviantkorb anklammert, den er vor sich auf dem Schoos hält, als wäre dieser seine einzige Hoffnung auf dieser Welt, und wie er dabei die schäumenden Wellen und drohenden Felsen mit thränenvollen Gedanken und Erinnerungen an sein schwarzes Weib und die kleinen schwarzen Kinder daheim betrachtet. Allein bald treiben die ersten Schläuche langsam dem Ufer zu, die anderen folgen, und wir ersparen, daß der Fluß an dieser Stelle nun zu seicht ist, als daß unsere Luftschläuche hier schwimmen können, ohne Gefahr zu laufen, von den unter Wasser befindlichen Felsen zerrissen und durchlöchert zu werden. Die gewaltigen, ungeschlachten Flöße und Schläuche werden nun über eine spize Landzunge voll rauher Steine und scharfer Kieseln hinweggetragen und in der jenseitigen Strecke des Flusses wieder flottgemacht. Wir besteigen sie wieder und treiben abermals mit der Strömung dahin. Die Sonne berührt nun die Spizen der kühnen Felsenböschungen, die zu unserer Rechten sich thurmhoch erstrecken, bedeckt mit einer Art Reisen von grauen Flechten, grünend von herunter- und überhängenden Farnen, die fürmizig aus jeder Felsenritze hervorschauen. Zu unserer Linken ist eine schöne Sierra von Trappgestein, welche sich von den fernen Bergen herunter erstreckt, den bebenden Strom zu küssen, welcher geräuschvoll in eine kleine Bucht am Fuße derselben hineinströmt, um den Fuß dieses Bergstocks in seine kalte Umarmung zu nehmen, und dann rascher wieder weiter eilt, als schämte er sich des gemachten Aufenthalts.

Digitized by Google

So fuhren wir weiter in das immer zunehmende Tageslicht hinein, und um uns her wechselt die Scene jeden Augenblick. Wir erspähen zur Linken weit über uns einen natürlichen Bogen im Felsen, durch den wir den blauen Himmel und die rosenrothen flockigen Wölkchen eines indischen Herbstmorgens sehen können. Zur Rechten steht eine schöne feste Burg mit palastartigen Thürmen, welche der König von Dschemba erbauen ließ, um seinen widerspenstigen Unterthanen Respekt einzuflößen. Wiederum fahren wir zwischen den einschränkenden Felsenwänden hin, welche viele hundert Fuß hoch senkrecht auf uns herniederschauen, während der Bergstrom uns tanzend durch die düstre Schlucht hinträgt, die in den Schatten des frühen Morgens noch dunkler erscheint, weil die Sonne nicht bis hier herabreicht, welche ihre warme Gluth schon seit einer Stunde auf die Gipfel der Berge herabwirft. Hier unten auf dem Wasser, das vor zwei Tagen noch droben im Hochgebirge als Schnee lag und noch immer kalt ist, macht sich eine frostig kühle Atmosphäre bemerklich, und wir wickeln uns dichter in unsere ziegenhärenen Mäntel und warten, bis die häpfende, schäumende Strömung uns zehn Minuten später in eine offene Gegend bringt, wo eine Fähre über den Strom führt und ein Hause fröstelnder Dorfbewohner bereits auf ihr Boot wartet. Hier landen wir wieder, während die uns bedienenden Tritonen kräftig in eines der Beine jeder Büffelhaut blasen, um die Luft wieder zu ersetzen, welche auf der Fahrt verloren gegangen ist. Sie erklären uns, das Wasser sey sehr kalt und der Branntwein sehr warm; sie haben mehre Stunden lang sich in ersterem herumgetummelt, und möchten nun einen Schluck von letzterem. Wir gießen also unsern kleinen Vorrath von Cognac in ihre offenen Handflächen, und sie schlürfen ihn sehr geschickt auf, ohne einen Tropfen einzubüßen. Nachdem wir selber uns mit Einem Schluck Wein gelabt, wagen wir uns wieder auf's Wasser. Im Vorübersahren an einem Felsen erleben wir zum ersten Mal auf dieser Fahrt eine Empfindung von Gefahr, denn unser kleines Geschwader wird plötzlich verfolgt von einem unwillkommenen Nebenbuhler — keinem Krokodil oder Grisbären, sondern nur von einem gewaltigen Baumstamm, welcher im vorigen Jahre in den Wäldern von Barmor gehauen worden war, um in Lahore zu Eisenbahnschwellen verschnitten zu werden. Er ist in zwei jährlichen Ueberschwemmungen bis zu seinem gegenwärtigen Ruheplatze heruntergespült worden, und während er hier ruhig an einer seichten Stelle schlief, hat unsre Ankunft ihn aus seiner Rast gestört; er setzt sich in Bewegung und treibt hinter uns her stromabwärts an einer Stelle, wo das Wasser einen sichtbar starken Fall hat; er schlingert und schaukelt auf den Wellen, macht tolle Sprünge und folgt uns mit drohenden Demonstrationen, als ob er den ganzen Lustgehalt aus den schwellenden Thierschläuchen klopfen wollte, die uns dahintragen. Die Männer im Wasser bemerken die Gefahr und rudern uns geschickt von unserm häßlichen Nachbar hinweg, den wir bald hinter uns zurücklassen, worauf wir ruhiger weiter schwimmen. Es ist nun acht Uhr; die Berge entschwinden unseren Blicken; die goldene Morgensonne scheint warm über Wiesen und Kornfelder, wo die Landleute schon an der Arbeit sind. Unserer Mäntel von Ziegenhaar bedürfen wir nun nicht länger, sondern spannen unsere Sonnenschirme aus und treiben gemächlich auf den blinkenden Wellen, denn nun haben wir die Region der Stromschnellen hinter uns, und der Fluß hat nicht mehr die reißende Strömung, welche uns vor einer Stunde dahintrug. Wir fahren unter dem Della-Berge hin, wo im Jahr 1846 ein Gefecht gegen einen rebellischen indischen Fürsten Namens Ram Singh vorfiel, in welchem zwei Offiziere und mehrere britische Soldaten das Leben verloren. Dann erreichen wir eine Sandbank unter dem Fort Schahpore, welche nun ganz mit Bauholz bedeckt ist und von Menschen wimmelt, die theils die Klötze und Balken verfägen, theils die versägten landwärts schaffen, theils die anderen zu Flößen zusammenbinden und weiter befördern.

Hier müssen wir uns ausschiffen, denn die Reise auf Schläuchen hat ein Ende. Unser besorgter, furchtsamer Diener stammelt Dankgebete für die glückliche Beendigung dieser schrecklichen Fahrt, und sein Herz schwellt sich wieder von Hoffnung, morgen die braunen Kleinen wiederzusehen, die sich nach seinem väterlichen Kusse sehnen. Wir aber scheiden mit Bedauern von den seltsamen Fahrzeugen und erachten unsere dreizehn Schillinge per Kopf wohl angewendet, denn wir haben einen der angenehmsten Morgen in unserm ganzen Leben verbracht, und eine Strecke von nahezu acht deutschen Meilen in vier und einer halben Stunde zurückgelegt. Wir begeben uns unter das freundliche Obdach des Forts Schahpore, und nehmen die freundlichsten Erinnerungen an unsern Aufenthalt in Dalhousie und an unsere Fahrt auf Schläuchen den Ravi hinab, mit uns von dannen.

A. Kemler.

Sneewitchen.

Eine einfache Geschichte von Franz von Elling.

(Fortsetzung.)

Hermann Steinweg war sehr gedankenvoll und ernst geworden. Er wußte, daß Fritz Schäffer es herzlich gut mit ihm meinte, wenn er auch zuweilen in seiner kalten Verständigkeit und leidenschaftslosen Ruhe etwas cynisch und schonungslos war. „Ich vertraue auf Henrietten und meine aufrichtige Neigung zu ihr, die sie erkennt," sagte er und heftete einen bedeutsamen fragenden Blick auf Bertha, welche die Rechte auf das Haupt des Kindes gelegt hatte und den Bruder unruhig anschaute. „Auf leinen Fall aber sollen irgend welche selbstsüchtige Rücksichten mich dem Vorsatze ungetreu machen, für die Zukunft dieses hülflosen, unmündigen Kindes zu sorgen. Sey ruhig, Bertha; wir geben Lili nicht wieder hinweg, es sey denn an ihre rechte Mutter und unter dem Spruch des Gesetzes."

„Ich erwartete von Dir nichts anderes, Doktor," versetzte der Altnar und schaute mit seinen grauen Augen ruhig den Physikus an. „Ich kenne Dein Herz und Deinen Kopf allzu gut dazu. Aber glaub' mir, aus Deiner Verbindung mit der Superintendenten-Tochter wird dann in Ewigkeit nichts."

„Und warum nicht, Fritz?"

„Weil der alte Pharisäus in seiner Scheinheiligkeit schon vor der Gefahr zurückbebt, durch Dich und das Kind in's Gerede zu kommen. Der Wahlspruch solcher Menschen, deren einzige Achtung vor wahrer Tugend darin besteht, daß sie von derselben den Schein entlehnen, ist ja: Meide auch den bösen Schein. Und weil es ihm dann möglicherweise mißdeutet werden könnte, daß er das Kind wirklich für einen Dir gänzlich fremden Findling halte, so wird er früh und spät, offen und indgeheim gegen diesen Eindringling arbeiten und Henrietten unmerklich Neid oder Kälte gegen die Kleine dort einflößen . . ."

„Sie haben Recht, Herr Altnar!" fiel ihm Bertha mit einer gewissen Härte und Entschiedenheit des Tons in's Wort. „Das arme unschuldige Kind wird früher oder später unter diesen Verhältnissen zu leiden haben, darum darf es nicht hier bleiben . . ."

„Bertha? Du könntest das arme Wesen wirklich verstoßen?" . . . . rief Hermann.

„Wer spricht von Verstoßen, Bruder? Ich will es im Gegentheil: ganz zu mir nehmen," sagte Bertha eifrig. „Der Superintendent wird mich ebenso wenig gerne und auf die Dauer hier sehen, und um

Digitized by Google

Dir und Henrietten den häuslichen Frieden zu erhalten, will ich dieses Haus verlassen und Lilli mitnehmen!"

Die beiden Männer blickten erstaunt Bertha an, aber ihre Züge waren wieder hart geworden, und Augen und Mund verriethen einen festen Entschluß. Hermann versuchte denselben zwar zu erschüttern, aber vergebens: sie beharrte darauf unerschütterlich. „Ich will keinerlei Aergerniß geben, weder durch mein eigenes Verbleiben, noch um des Kindes willen," sagte sie; „ich will in dem Mutterberufe, den ich an Lilli erfülle, und in meinem Herzen meinen Ersatz finden für das, was ich hier aufgebe; wenn körperlich ferne, werde ich Dir, lieber Bruder, dem Geist und Herzen nach vielleicht näher bleiben, als wenn ich mit euch zusammen lebte!"

„Sie vergessen Eines, liebe Freundin," wandte Schäffer ein, den diese Aufopferung unwillkürlich rührte; „Ihren eigenen Frieden wird dann die Thatsache gefährden, daß die Bosheit und Gemeinheit Sie selbst als die leibliche Mutter des Kindes bezeichnen wird, wenn man nicht als mildere Form annimmt, daß Sie Ihrem Bruder den Rücken decken. Haben Sie dieß auch schon gedacht, Fräulein?"

„Ich habe es bedacht, und mein Entschluß steht fest, Herr Aktuar," entgegnete Bertha ruhig, denn nur einen Moment war eine dunkle Röthe der Entrüstung über ihr Gesicht geflogen. „Mein gutes Gewissen ist ein Demantschild gegen die Verleumdung, und ich habe Verfemung und Mißdeutung erduldet gelernt. Nicht wofür ich vor den Menschen gelte, sondern was ich vor dem lieben Gott und meinem eigenen Gewissen bin, gibt mir den innern Frieden. Mein Herz und Gewissen rathen mir, des verlassenen Kindes mich anzunehmen; in dieser Pflicht gegen mein Inneres soll keine Erwägung weltlicher Klugheit mich irre machen. So bin ich nun einmal."

Der Aktuar reichte ihr stumm die Hand und blickte ihr mit einer wärmeren Anerkennung in's Auge, als man ihm bei seinem kühlen besonnenen Wesen gewöhnlich zutraute. „Recht so, Fräulein Bertha! Handeln Sie diesem innern Drange gemäß. Ich erwartete auch von Ihnen kaum etwas anderes. Wollte Gott, wir hätten eine halbe Million solcher Frauen wie Sie in Deutschland, so wären wir in fünfundzwanzig Jahren das erste Volk der Welt. Ich wünsche dem armen Kinde hier von Herzen Glück zu einer solchen Erzieherin."

„Bertha," sprach Hermann, und seine Stimme war bewegt; „ich danke Dir heute eine unaussprechliche Freude und einen unsäglichen Trost. Wenn Du so treu zu dem Kinde hältst, werde ich nicht minder thun."

„Nein, Heemann, Du darfst nicht, Du mußt Lilli mir überlassen," erwiderte Bertha. „Dieses unschuldige Kind darf nie zwischen Dich und Henrietten treten; würde es jemals der Zankapfel zwischen euch werden, so hätte es dieß ja am schwersten selbst zu büßen. Du liebes armes Würmchen," sprach sie dann, niederkniend, beugte sich zu dem Kinde herab und küßte es auf die rosige Wange; „ich werde mit durch Schmerzen ein Recht an Dich erlausen müssen, aber Du wirst mir dadurch nur desto theurer werden." Und Lilli sanft in ihre Arme schließend, ging sie mit ihr aus dem Zimmer und trug sie in ihr eigenes Stübchen hinauf.

„Wie schade, daß Deine Schwester nicht um einige Jahre jünger ist, Hermann," sagte der Aktuar, „und daß ich armer Teufel ihr keine angemessene Versorgung bieten kann, — ich würde nicht ruhen, als bis ich ihr Herz und ihre Hand gewonnen hätte! Sie ist eine von jenen seltenen Frauen, wie wir sie in den Müttern großer Männer erkennen."

„Sie ist eine durchaus tüchtige und gediegene Natur, die gute Bertha — ein gediegener Goldkern in eckigem Quarzgestein," sagte Hermann mit tiefstem Gefühl; „Henriette hat viel von ihr angenommen und wird noch viel von ihr lernen; und eben dies zieht mich zu ihr so sehr hin. Aber laß Bertha ihre Jahre, lieber Freund, denn ohne diese kannst Du keine Reise erwarten. Vor zehn Jahren war sie noch ganz anders."

„Bah, der tüchtige Kern war schon da, die Schicksale haben nur den Ebelstein dieses Herzens geschliffen," versetzte Schäffer und trat zum Fenster, um gedankenvoll hinauszurauchen und dem Schicksal zu grollen, das ihm, dem schlechtbezahlten Subaltern-Beamten, nicht gestatte, eine solche Frau zu heirathen.

Bald darauf trat Bertha wieder ein und brachte den Kaffee auf einem großen Präsentirbrett von blankpolirtem Messingblech. Sie war wieder ruhig wie gewöhnlich; nichts deutete auf die Gemüthsbewegung, die sie vorhin bis in die innersten Fibern ihres Wesens erschüttert hatte; und denn Gaste und dem Bruder den Kaffee servirend, begann sie ein Gespräch über andere Gegenstände.

Die Bureaustunde rief den Aktuar bald wieder ab, und Hermann ging hinaus in den Hof, sattelte sich den Braunen, rief Puck und ritt dann fort auf seine Landpraxis. Bertha blickte ihm nach, bis er hinter der Hügelwelle verschwunden war, über welche die Straße nach Hirschhain führte. Ein Chaos von Gedanken und Gefühlen bewegte ihre Brust — noch lauter Nachklänge der Unterredung mit dem Aktuar. Die Hände auf den Knieen gefaltet, schien sie für die Wohlfahrt und Zukunft ihres Bruders zu beten, denn sie blickte gedankenvoll in die Wolken. „Henriette ist gut, von den besten Anlagen, aber weich und eindrucksfähig," murmelte sie dann; „Hermann kann sie noch nach seinem Wunsche ziehen, wenn es ihm gelingt, sie von ihres Vaters Einfluß zu befreien. Allein der Aktuar hat Recht: es wird schwer halten, denn der alte Feisaus ist ein scheinheiliger, fürsichtiger Mann, und die Leute nennen ihn ehrgeizig und herrschsüchtig. Das aber ist nicht die Art, wie man Hermann für sich gewinnt. Ach, ich hätte gewünscht, daß ich früher seine Neigung zu dem Mädchen entdeckt hätte, um Jettchen mehr nach seinem Sinne zu bilden. Jetzt wird mir nur noch eine sehr beschränkte Zeit dafür bleiben. — Aber warum kommt denn Henriette nicht, wie sie ihm versprochen hatte?

Erst am späten Nachmittag erschien Henriette mit ihrem Vater. Die kleine Lilli war eben erwacht, lag in einem kleinen Korbwagen, welchen Bertha von einer Nachbarin geborgt hatte, und trank mit vollen Zügen Milch aus einem Saugflaschchen, während Bertha, mit einer Arbeit beschäftigt, neben ihr unter der Veranda vor dem Gewächshause saß. Mit dem schönen Enthusiasmus und elastischen Gefühl der Jugend lniete Henriette neben dem Korbwagen nieder und betrachtete das Kind, das mit seinen großen blauen Augen unbefangen zu ihr aufblickte und sich nicht in seinem Genusse stören ließ. Henriette fand die Kleine reizend und wunderlieb, und tändelte mit dem Kinde in wahrhaft mütterlicher Zärtlichkeit, während der gestrenge Herr Superintendent sich mit der ganzen geistlichen Würde seines Amts zu Bertha setzte und nach mancherlei schmeichelhaften und auszeichnenden Phrasen, die er der Schwester seines künftigen Eidams sollte, gar bald die Rede auf das Findelkind brachte, welches so unerwartet unter diesem Dache eingekehrt sey. Bertha erzählte den ganzen Hergang umständlich und arglos, und achtete mehr auf die neugierige Aufmerksamkeit, womit Henriette, als auf die grübelnde Spannung, womit ihr Vater dieser Erzählung folgte.

Als Bertha mit der Schilderung des Thatsächlichen zu Ende war, schwieg der Superintendent hartnäckig, zog sein volles Kinn in die weiße Halsbinde zurück, schaute vor sich hin und schüttelte den Kopf mit einem wiederholten „Hm, hm".

„Was ist Ihnen, Hochwürden?" fragte Bertha und richtete ihre ernsten Augen rasch auf den geistlichen Herrn.

„Oh, nichts — gar nichts, mein liebes Fräulein Steinmetz," versetzte er; „es waren nur so Gedanken. Aber kommen Sie, meine Theure, zeigen Sie mir Ihren Garten, und Du, Jettchen, magst bei dem armen Findelkinde bleiben. Kommen Sie, Fräulein!" und Henriettchen die Hand reichend, führte er sie in den Garten hinaus.

Digitized by Google

Bertha ward es seltsam und beklommen um's Herz, denn ihr schwante etwas von einer Scene, die nun kommen sollte. Kaum aber waren sie in den Garten eingetreten, so gewann ihre resolute, energische Natur die Oberhand, und dem Superintendenten das lange Vorspiel abschneidend, fragte sie: „Mich dünkt, Hochwürden, Sie wollen mit mir wegen des Kindes reden; ist's nicht so?“

„Offen und ehrlich gesprochen, liebes Fräulein, wie es einem Christen geziemt und meine Natur ist, — ja, ich will von dem Kinde mit Ihnen reden,“ entgegnete der geistliche Herr mit ungemeiner Sanftmuth und eindringlicher Theilnahme. „Sie können sich denken, daß die Anwesenheit jenes kleinen Geschöpfes unter Ihrem Dache schon im Städtchen bemerkt worden ist und zu verschiedenen Muthmaßungen und Deutungen Anlaß gegeben hat, wie jedes geheimnißvolle und unaufgeklärte Ereigniß.“

„Ich kann mir's denken, Hochwürden, ich kenne die bösen Zungen im Städtchen,“ versetzte Bertha rauh und hart. „Aktuar Schäffer war heute Mittag schon hier und hat uns ein Pröbchen von der freundnachbarlichen und christlichen Weise, wie dieses armen Kindes Aussetzung gedeutet wird, mitgetheilt. Die edlen Seelen von Laubheim werden darauf leben und sterben, daß entweder mein Bruder der Vater, oder,“ setzte sie zögernd aber fest hinzu, „ich die Mutter der kleinen Lilli sey, — nicht wahr, das ist auch schon bis zu Ihnen gedrungen?“

„Ich kann es nicht leugnen, meine Liebe,“ entgegnete Herr Frisäus sanft. „Die geschäftigen Zungen haben nicht gesäumt, mir die Thatsache wie die voreiligen und argwöhnischen Deutungen derselben zu hinterbringen. Allein Sie, mein liebes Fräulein, werden von meiner christlichen Billigkeit und Milde genugsam überzeugt seyn, um anzunehmen, daß ich müssigen Gerüchten keinen Glauben schenke und daß ich aus allen Kräften der lieblos argwöhnischen Deutung entgegentrat. Ich urtheile niemals, ohne den Angeschuldigten gehört zu haben, und selbst dann nur mit Milde und Schonung; denn es heißt ja im göttlichen Wort: Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet. Also von meiner Seite läuft auch nicht der leiseste Argwohn mit unter, daß jene Deutung liegend welche faktische Begründung habe, denn ich schätze Sie, meine liebe Freundin, und den Herrn Physikus zu hoch, als daß ich jemals glauben könnte, Sie würden den Anlaß gegeben haben, daß man Ihnen Ihr Kind so gleichsam als Wechselbalg vor die Thüre lege...“

„Ah, Hochwürden, mit Verlaub, das ist etwas stark!“ fiel ihm Bertha erglühend in's Wort. „Trauen Sie denn Hermann und mir die Erbärmlichkeit zu, daß wir uns in Verbindungen eingelassen hätten, welche zu solcher Schande und Sünde führen konnten?“

„Mit nichten, meine Freundin, obwohl der Mensch schwach ist gar leicht strauchelt, wenn er in Lauheit gegen Religion und Kirche seinen eigenen Weg wandelt,“ versetzte Herr Frisäus salbungsvoll und sanft. „Lassen wir die Sache beruhen; ich mag mich etwas ungeschickt ausgedrückt haben. Was ich sagen wollte, ist nur in Kürze das: Sie wissen wohl um die Absichten Ihres Herrn Bruders hinsichtlich meines liebsten Kindes, meines guten Zeitchens?“

„Gewiß, Hochwürden, und ich billige die Wahl Hermann's von ganzem Herzen, denn niemand weiß Henriettens Vorzüge und reines edles Gemüth besser zu werthen, als ich,“ erwiderte Bertha mit sendtem Auge; „ihr allein räume ich mit herzlicher Freude neidlos den Platz unter jenem Dache dort.“

„Ich weiß es, meine Theure, und ich danke Ihnen — Henriette hat auch Ihnen manches zu danken und hängt an Ihnen, wie an einer zweiten Mutter,“ sagte Herr Frisäus und drückte Bertha warm die Hand. „Der himmlische Vater lohne es Ihnen. Doch was ich sagen wollte, meine liebe Freundin in dem Herrn, ist das: hätte der Herr Physikus mir nicht diesen Morgen mitgetheilt, was für schmeichelhafte Absichten er in Betreff meines Kindes hege, so würde ich mich niemals erkühnt haben, mich in die Geschichte mit dem kleinen Geschöpf zu mengen, so lange ich nicht in meiner Eigenschaft als Mitglied der Kirchenbehörde oder der Armen-Commission hiezu amtlich aufgefordert worden wäre. Es gibt Dinge, meine theure Freundin, welche man mit dem Mantel der christlichen Liebe bedecken muß, und Discretion ist auch ein Akt der Humanität und Nächstenliebe.“

Bertha maß ihn mit scharfem Blicke, als wollte sie ihm wehren, noch irgend einen Verdacht wegen des Kindes länger im Herzen zu hegen. „Was soll das heißen, Hochwürden? wir bedürfen in diesem Falle weder den Mantel christlicher Liebe, noch den der Humanität,“ sprach sie rauh und abweisend.

„Natürlich, meine Liebe; es ist auch von Ihnen nicht die Rede, sondern von dem ausgesetzten Kinde — Sie haben mich mißverstanden. Kraft meines Anrechtes als Henriettens Vater und natürlicher Vormund und Schirmvogt werden Sie, liebe Freundin, nun aber auch aus diesen Gründen die Frage nicht müßig finden: was Sie mit diesem Kinde zu thun gedenken?“

Bertha sprach offen aus, was in diesem Stücke zwischen dem Bruder und ihr abgemacht war, und erklärte schließlich: „Nach der Verheirathung meines Bruders räume ich das Haus, ziehe zu entfernten Verwandten in ein Dorf im Gebirge und nehme meinen kleinen Pflegling mit.“

„Hm, das ist edel von Ihnen,“ entgegnete der Superintendent, und wußte den scharfen forschenden Blick, welchen er auf Bertha gerichtet hatte und der seine Worte Lügen strafte, vor ihrem ruhigen klaren Auge rasch senken. „Kommen wir indeß einem Mißverständnisse zuvor, meine Theure, das ich vermeiden wissen möchte, um Ihretwie um Henriettens willen! Selbst für den Fall, daß das Heirathsprojekt Ihres geschätzten Herrn Bruders sich verwirklichte — wozu natürlich erst buch nähere gegenseitige Bekanntschaft Rath werden muß — so dürfen Sie unter keinen Umständen das Haus Ihres Bruders meiden oder räumen, meine Liebe; das ist meine unerläßliche Bedingung. Zeitchen ist noch jung und in häuslichen Geschäften minder erfahren; Ihr Rath und Vorbild wird daher nur vom wohlthätigsten Einfluß für mein liebes Kind seyn, das ja an Ihnen mit solch rührender Liebe hängt. Darüber wollen wir sogleich übereinkommen.“

„Lieber über das Gegentheil, Hochwüeden, denn das wird mehr zum häuslichen Glück und Frieden beitragen,“ sagte Bertha ohne Umstände. „Eine Frau muß die Zügel des Hausregiments selber führen, wenn es richtig um die Hausordnung bestellt seyn soll, und ich möchte weder mit Henrietten theilen, noch ihr untergeben seyn. Lassen Sie mich in diesem Stücke gewähren — es ist zu Hermann's, zu unser Aller Bestem.“

Bertha war von einem einmal gefaßten Entschlusse nicht leicht abzubringen; sie hatte, wie sie sagte, einen harten Kopf. Auch grollte sie augenblicklich dem geistlichen Herrn sehr, weil sie sah, daß er noch immer nicht glauben konnte, daß nur ein schönes, rein menschliches Mitleid sie und ihren Bruder bewogen haben könne, sich des Kindes anzunehmen. Aber auch Herr Frisäus war nicht leicht von einem einmal gefaßten Entschlusse abzubringen.

„Liebes, bestes Fräulein,“ sprach er nach längerem Umschweif, „lassen Sie uns offen reden, als handelte es sich noch nicht so schnell um die Heirath Ihres Bruders, sondern nur um seine öffentliche Stellung und um die Beziehungen meiner Tochter zu Ihrem Hause. Wollen Sie mir ein offenes Wort vergönnen?“

„Immer zu, Herr Superintendent; hier hilft nur Offenheit!“

„Ich möchte Ihnen unmaßgeblich, aber freundschaftlich rathen, das Kind in fremde Verwahrung zu geben — wenigstens vorerst,“ sagte er mit dem einschmeichelndsten Tone; „ist das Kleine fort, so wird man die Geschichte bald vergessen, das Gerede wird ersterben,

Digitized by Google

wie ein glimmender Docht ohne Oel, und niemand mehr Sie oder eines von den Ihrigen in Verbindung mit dem Kinde bringen ...“

„Glauben Sie, Hochwürden?“ fragte Bertha schnell; „ich sollte eher denken, wenn wir uns so sehr beeilten, das arme Kind wieder aus dem Hause zu entfernen, so bestätigten wir eher die argwöhnischen Vermuthungen und böswilligen Schwätzereien der Leute! — Indessen,“ fuhr sie fort und ihr Ton war wieder altjüngferlich hart und herb, „indessen muß ich Ihnen nur vorzweg gestehen, Herr Superintendent, daß mich die Meinung und das Gerede der Welt ganz und gar nichts kümmern, so lange es mir hier unter dem Brusttuch und in meinem Gewissen wohl und sicher zu Muthe ist. Ich kann den Leuten nicht vor das Maul sitzen und die bösen Zungen nicht anbinden, und wenn mir daher mein Gewissen das Zeugniß gibt, daß ich meine Schuldigkeit gethan habe, so kümmere ich mich keinen Pappenstiel um die Leute, und das ist, schätz' ich, keine Sünde.“

„Allerdings, meine Liebe, das Gewissen ist unser erster Berather und Richter und der Maßstab, den man an alle Handlungen legen soll,“ versetzte der geistliche Herr salbungsvoll; „allein die Meinung der Welt in dem Sinne, wie ich sie auffasse, darf doch auch nicht gering geschätzt werden, liebes Fräulein, denn es ist übel, wenn man den Leuten ein Aergerniß gibt, und es kann für einen Mann, welcher vom öffentlichen Vertrauen lebt, das Urtheil der Welt unmöglich gleichgültig seyn, denn es kann ihn an seinem Amtsstamm empfindlich schädigen.“

„Wir verstehen uns nicht, wie es scheint, Hochwürden,“ sagte Bertha hart und sah ihn mit ihren grauen Augen so eigenthümlich durchbohrend an, daß er etwas verlegen war. „Sie sind ein geschmeidiger, sanfter, zäher Herr, welchen der Weltverkehr abgeschliffen hat. Mir aber sind knorriges, hainbüchenes Volk, Herr, das eher bricht als biegt. Was Urtheil der Welt und Geschwätz der Leute? Was ist mir die Welt? Meine Welt ist mein Haus, meine Familie, mein Beruf, mein inneres Leben! Was können da die Leute hinzu thun oder abbrechen oder mir Frieden geben? Und Hermann denkt just ebenso; sollen sie ihm den Schandfleck anhängen, als sey das verlassene Kind eine Frucht heimlicher Sünden von ihm, sollen sie ihn dafür verleumden, bekritteln und lästern und ihn meiden! Wenn solch ein armseliger Mensch dann krank wird und den Sensenmann an seiner Thüre pochen zu hören wähnt, dann schickt er doch nach dem Physikus Steinweg und bittet um Gotteswillen, daß er ihn vor dem Sterben bewahren möge. Oh, wir kennen das, Hochwürden, wir haben es zur Cholerazeit genugsam erfahren. Diese Menschen, welche hier im Städtchen das meinen, was Hochwürden die Welt zu nennen belieben, sind eine solch armselige Race, daß wir ihretwillen unseren Grundsätzen nicht untreu werden wollen, zumal da wir unsere Grundsätze nie um irdischen Vortheil verkauft haben, noch verschachern werden. Doch da kommt ja Hermann selbst, Hochwürden! nun mag er Ihnen Bescheid sagen — den meinigen haben Sie!“

Der Hufschlag eines Pferdes und Pucks fröhliches Gebell lenkten die Aufmerksamkeit des Herrn Frisäus auf die Landstraße, die sich längs dem Garten hinzog, und er erblickte den Doktor Steinweg, wie er auf dem Braunen hinter der Hecke auf das Haus zuritt. Auch Henriette hatte von der Veranda aus den Herannahenden bemerkt, war ihm, mit der erwachten Lilli auf dem Arme, bis an die Hausthüre entgegengetreten und konnte sich nicht satt an ihm sehen, denn so in seiner männlichen Ruhe und stolzen Haltung auf dem Pferde erschien er ihr noch kraftvoller, mannhafter und imposanter als jemals.

„Gott zum Gruß, liebe Henriette!“ rief Steinweg vom Sattel herab, während er das Pförtchen öffnete und hereinritt. „Ah, Du hast Dich schon Lilli's angenommen, mein süßes Herzchen? Ach, wer Dich so sähe, liebes Kind, der müßte Dich mit einem der holden Madonnenbilder Raphaels oder Murillo's vergleichen! Wie herrlich Dich diese stille Zärtlichkeit und Sorglichkeit kleidet, und wie traulich sich das Kind an Dich anschmiegt, als ahnte es, wie reich an Liebe dieses reine Herz ist!“ Er hatte sich dabei rasch und leicht vom Pferde geschwungen und dem Braunen die Zügel über den Hals geworfen, worauf das Thier sich gewohntermaßen allein den Weg zum Stalle suchte. Dann legte er den Arm um Henriette, küßte sie und das Kind und sagte: „Nun, mein Herz, was sagst Du zu der Kleinen?“

„Es ist ein wunderhübsches, liebes Kind, Hermann, und wir sind schon ganz vertraut zusammen, nicht wahr, meine liebe liebe Lilli?“

Das Kind legte seine Aermchen um Henriettens Hals, schmiegte sein Köpfchen an ihre Wange, lächelte wie nur ein unschuldiges Kind lächeln kann, und gab seine Dankbarkeit durch eigenthümliche, halb artikulirte Laute zu erkennen, worauf Henriette tiefgerührt es stürmisch herzte, was den Doktor so entzückte, daß er sich nicht enthalten konnte, Jetzchen auf's neue mit dem Arm zu umschlingen und einen Kuß auf ihre Wange zu drücken.

„Henriette, Du vergissest Dich!“ sprach eine ernste, tiefe Baßstimme in der Nähe, und ausblickend gewahrten die beiden Liebenden den Superintendenten, welcher über den Gartenzaun herüberblickte und seine Miene in sehr strenge Falten legte, während Bertha sichtlich verdrießlich ihm auf dem Fuße folgte.

„Ah, Sie sind auch hier, Hochwürden? Willkommen in meiner Behausung!“ rief Steinweg, der sich aus dieser Ueberraschung wenig zu machen schien, während Henriette hoch erglühte. Er schüttelte dem Superintendenten kräftig die Hand, bat ihn, unter die Veranda zu treten und forderte die Schwester auf, für einen Imbiß zu sorgen, da er einen scharfen Appetit von seinem Ritt in die Berge mitgebracht habe, worauf Bertha ihren Arm um Henrietten schlang und diese mit sich in's Haus zog.

Die beiden Männer waren nun allein, aber mit Steinweg's ungetrübter Ruhe und Heiterkeit kontrastirte die Zurückhaltung des Geistlichen so lebhaft, daß Hermann unwillkürlich ebenfalls ernster ward.

„Nun, Herr Superintendent, wie gefällt Ihnen mein kleines Besitzthum?“ fragte er leichthin, um wenigstens ein Gespräch in Gang zu bringen. „Sie haben den Garten beschritten, wie ich sehe? Sie sind wohl auch ein Freund der edlen Gärtnerei?“

„Ich bin ein Gärtner an Menschenherzen, lieber Doktor, und da gibt es so vielerlei zu pflanzen, zu säen, zu jäten und zu beschneiden, daß man kaum mehr Zeit findet, sich mit den stummen Pflanzen zu befassen. Sie wohnen hier sehr schön und frei, und ich wünsche Ihnen von Herzen, lieber Physikus, daß sich zu dem leiblichen Behagen auch innerer Frieden und Ruhe gesellen möge!“

„Danke, Hochwürden, aber diese fehlen mir gottlob auch nicht,“ erwiderte Steinweg. „Mein Erwerb deckt reichlich die bescheidenen Bedürfnisse; das Besitzthum ist schuldenfrei bis auf zweitausend Thaler, die zum hiesigen Bürgerspitale zinsen und die ich in zwei bis drei Jahren auch ablösen kann, und hier unter meinen Büchern, Pflanzen, Thieren und Patienten bin ich zufrieden mit dem Loose, welches der liebe Gott mir beschert hat!“

„Dazu wünsche ich Ihnen von Herzen Glück, mein werthester Physikus, möchte Ihnen aber rathen, sich dadurch in keine sorglose Sicherheit einwiegen zu lassen,“ erwiderte Herr Frisäus mit leutseliger Warnung. „Oft droht uns eine Störung gerade dann, wenn wir am sichersten zu seyn wähnen.“

„Ich fürchte keine Störungen, Hochwürden, denn das Leben hat mich auf seine Wechselfälle vorbereitet, und meine Bahn ist rauh genug — indessen hab' ich gelernt, mit meinem lieben herrlichen Shakespeare zu sprechen: 'Komme was da mag, die Stunde rinnt auch durch den rauh'sten Tag!'“

„Ein Motto, das allerdings philosophisch und christlich zugleich ist, lieber Doktor! Ich freue mich, Sie so demüthigen Sinnes zu finden!“ ...

„Oh? Haben Sie mich denn jemals für anders gehalten, Herr

Digitized by Google

Superintendent? — Doch um von etwas Anderm zu reden: darf ich Ihnen mein Hausbuch zeigen, um Ihnen darzuthun, daß ich im Stande bin, Heurieten eine anständige, genügende Zukunft zu bereiten?"

„Gemach, lieber Herr Physikus! Sie ließen mich vorhin nicht ausreden! Ich freute mich über Ihren demüthigen Sinn, weil er mich hoffen läßt, daß Sie es nicht mißdeuten werden, wenn ich Sie jetzt mit einigen Fragen behellige, die .... deren Beantwortung mir unerläßlich erscheint. Sie ahnen ohne Zweifel, was ich meine?"

„Nicht im mindesten, Hochwürden! Aber ich bin zu jeder offenen Antwort herzlich bereit."

„Jenun, ich meine die Sache mit dem Kinde, Herr Physikus. Warum sprachen Sie mir heute früh nicht davon, da Sie doch denken können, daß die Erledigung dieses Gegenstandes eine Vorfrage für alle weiteren Beziehungen zwischen uns ist?"

(Fortsetzung folgt.)

Zur Ansicht von Salzburg. S. 413.

Hier wiederholen zu wollen, daß Salzburg die schönste Stadt Deutschlands sey, hieße Eulen nach Athen tragen, denn Salzburgs Herrlichkeit überragt noch diejenige von Prag durch die Nähe der Alpen, welche der Stadt einen solch unvergleichlichen Hintergrund leihen. Uebrigens ist es dem Künstler nicht leicht, den Schönheiten Salzburgs gerecht zu werden, denn des einzelnen Schönen, sowie der mannichfaltigsten wechselnden Total-Eindrücke ist zu viel vorhanden. Die reizende Lage, das herrliche, an Italien erinnernde milde Klima, die prächtigen Bauten und Marmorpaläste, welche meist den beiden letzten Jahrhunderten entstammen, der ganze südliche Charakter der Stadt und Gegend, die herrlich geformten Berge, welche die Stadt einschließen und gleichsam aus der Ebene am Fuße der Alpen wie Ausläufer der letzteren emporragen, — dieß alles übt auf den Fremden einen unwiderstehlichen, bauernden Zauber und fesselt ihn länger, als die meist an Behaglichkeit und Ordnung tief unter dem Niveau der Mittelmäßigkeit stehenden, aber sündentheuren Hotels und Gasthöfe. Unser Bild auf Seite 413 gibt die Ansicht des sogen. Nonnbergs mit der Festung auf der Südseite der Stadt, über der Vorstadt Nonnthal, und gehört noch lange nicht zu den imposantesten Ansichten, welche Salzburgs Umgebungen darbieten, ist aber jedenfalls eine der charakteristischesten, denn hier gewahnt den Beschauer alles schon an Italiens Himmel und weiche, reiche Formen und Farben. Wir werden in unserm nächsten Hefte noch eine Ansicht von Salzburg, und zwar vom Mönchsberg daselbst, bringen.

Der Thunfischfang im Mittelmeer.

Zu dem Bild auf S. 421.

Was der Lachs an den Küsten der Nordsee und des nördlichen atlantischen Oceans, das ist der Thunfisch für den Anwohner des Mittelmeeres, seit dem grauen Alterthum eine Hauptnahrungsquelle für die Bewohner der Küste, und in neuerer Zeit sogar der Gegenstand einer nicht unbeträchtlichen Ausfuhr und somit der breiterstien Nachstellung und Nachstage. Er verdient daher auch die Beachtung derjenigen unserer geehrten Leser, welche noch nie das köstliche Fleisch eines Thon marins oder Thon en huile verkostet haben. Der Thunfisch gehört zu der Familie der Makrelen-artigen oder Scombrinen und heißt bei den Naturforschern Scomber Thynnus. Er ist ein Raubfisch und kann 6—14 Fuß lang werden. Gleich dem Lachs und anderen größeren Fischen hat auch der Thunfisch seine bestimmten Wanderzeiten, um welche er an gewissen Orten erscheint, wo dann im Großen Jagd auf ihn gemacht wird. In größter Menge erscheint er an gewissen Punkten der Küste von Sicilien, von Sardinien und vom südlichen Portugal (namentlich bei Lagos); sporadisch und in kleineren Zügen kommt er aber auch an der ganzen spanischen, französischen und italienischen Küste, besonders bei den hyerischen Inseln und an der sogen. Riviera di Levante vor. Thunfische im Gewicht von 500 Pfund sind nichts seltenes, aber man fängt deren häufig im Gewicht von 8, 10, ja sogar 12 Centnern per Stück. An den Küsten von Sicilien und Sardinien erscheinen die Züge der Thunfische im Anfang des April, und alsbald findet sich eine Menge von Fahrzeugen, wohlbemannt und reich mit Geld versehen, auf denjenigen Punkten der Küste ein, wo Thunfischereien sind. Diese Periode des Fischfangs ist eine förmliche Festzeit für die Küstenbewohner, und von allen Gegenden von Savoyen und Piemont kommen Neugierige aus dem Binnenlande herzugereist, um das aufregende Schauspiel des eintäglichen Fangs mit anzusehen, von welchem wir in einem der früheren Jahrgänge der „Erheiterungen" eine ebenso ausführliche als anschauliche Schilderung gegeben haben. Die Gäste sind immer willkommen, denn sie traktiren die Fischer, und diese erwidern die Freundlichkeit dadurch, daß sie jedem der Gäste, selbst den Dienern, einen von den gefangenen Thunfischen verehren. Die paar ersten Wochen hindurch werden die Thunfische in den von ihnen gewählten Standorten nicht gestört; man will sie vertraut machen und verwendet diese Zeit zu den erforderlichen Vorbereitungen für den Fang. Anfangs Mai aber, wenn alle Zurüstungen vollendet sind, bezeichnet der Unternehmer der Fischerei, gewöhnlich irgend ein wohlhabender Mann, die Linie, auf welche das große Netz, tonnaro genannt, eingelegt werden soll. An einem bestimmten Tage hören sämmtliche beim Fischfang Betheiligte eine Messe, und nun wird unter Beihalle mehrer Schiffe und mit besonderen Feierlichkeiten das Netz an einer Stelleeingesenkt, wo das Meer eine Tiefe von ungefähr hundert Fuß hat. Das Netz selbst ist etwa 162 Fuß hoch und von gewaltiger Ausdehnung, denn wenn ausgesetzt, bildet es ein großes fünnel gebäude mit sieben Kammern und wird durch schwere Steine und Gewichte, die an seinem untern Rande angebracht sind, dicht an den Meeresgrund befestigt. Die Außenwände sind mittelst Ankern und Tauen befestigt, die oberen Ränder der senkrechten Netzwände durch Schwimmer von Kork aufrecht erhalten und dicht an den Wasserspiegel gebracht. Ist das Netz aufgestellt (wenn wir so sagen dürfen), so wird von demselben aus noch eine Netzwand schief nach dem Strande und eine andre schräg in die See hinein aufgerichtet, damit diese eine Art Trichter bilden und die Fische zu dem Netze heranleiten. Nun fährt man mit Booten und Barken in einem weiten Bogen hinaus in die See, rudert nach dem Trichter hin und treibt so die vorhandenen Thunfische in die größte Kammer oder Abtheilung des Netzes, von dessen Ausstellung unsere Ansicht auf Seite 421 einen anschaulichen Begriff geben kann. Einige Boote treiben die Fische von der ersten Kammer in die zweite, etwas engere, und von hier allmählig in die übrigen. Sobald die Thunfische und die Boote in die vorletzte Kammer eingedrungen sind, so wird dieselbe hinter den Fischen geschlossen, und ebenso auch die anderen weiteren Kammern zugezogen. Hierauf treibt man die Fische in die letzte, die sogen. Todeskammer, was auf folgende Weise geschieht: wenn man die Fische über Nacht in der vorletzten Kammer eingesperrt gelassen hat, um sie wieder etwas vertrauter zu machen, so läßt der Anführer der Fischerei Morgens vor Sonnenaufgang den Zugang zu der Todeskammer öffnen und unter die in der vorletzten Kammer befindlichen Thunfische einen Stein hineinwerfen, welcher mit der Haut eines schwarzen Hammels umwunden ist, worauf die Fische voll Schreck in die sogen. Todeskammer stürzen. Mißlingt aber diese List, wie es bisweilen geschieht, so muß man die vorletzte Kammer mit großer Mühe so verengen, daß die Thunfische aus derselben vertrieben werden. Sind sie alle in der Todeskammer, so verschließt man dieselbe hinter ihnen, und der Capo oder Anführer steckt als Zeichen des gelungenen Planes eine weiße Fahne auf seinem Schiffe auf. Alsbald rudern nun vom Strande alle üb-

Digitized by Google

rigen Fahrzeuge, reich besetzt mit Neugierigen und Fischern, unter stürmischem Jubel herbei und rangiren sich rings um die Todeskammer. Diese wird jetzt langsam aus der Tiefe herausgewunden und die emporgezogenen Strecken der Netzwände auf den Schiffen aufgerollt. Wann sodann das Netz so hoch herausgewunden ist, daß die darin gefangenen Thunfische an die Oberfläche kommen, so gibt der Capo das Signal zum Erschlagen derselben, und nun beginnt man mittelst Stangen mit starken eisernen Widerhaken die Fische zu packen und auf die Schiffe zu ziehen, wo sie getödtet werden. Das Wogen der See unter den ohnmächtigen vergeblichen Anstrengungen der ringsum eingeschlossenen, angegriffenen, verwundeten und verfolgten großen Fische, der Todeskampf derselben, die wilden Anstrengungen der Fischer, um die gewaltige Beute zu bewältigen, das laute Freudengeschrei und die ermunternden Rufe der Zuschauer, der blutige Schaum und Gischt des aufgeregten Meeres und die Geschäftigkeit an Bord der schwankenden Fahrzeuge, — all dieß zusammen gewährt ein höchst eigenthümliches und lebendiges Schauspiel. Sobald die Kammer leer gefischt ist, wird die ganze Beute unter wildem Jubel und fröhlichem Gesang an den Strand geschafft, wo man alsbald mit dem Zerlegen der Fische beginnt. Ist der Kopf abgehauen, der gelocht meist den Schweinen geküttert wird, so wird der Fisch in den Magazinen und Schuppen gespalten, die Wirbelsäule herausgenommen und die Fischhälften an den dort befindlichen Seilen beim Schwanze aufgehangen und sodann zerlegt und gesalzen. Eier und Leber werden ebenfalls eingesalzen; erstere geben eine Art Caviar, jedoch von geringerem Wohlgeschmad als der russische und der Elb-Caviar; die gesalzene Leber gilt für einen Leckerbissen. Das Fleisch ist ausgezeichnet fein, obwohl fest und gedrungen, solider als das des Lachses oder Störs, und wird entweder eingesalzen oder marinirt, oder (vom südlichen Frankreich, insbesondere Marseille aus) in sorgfältigerer Zubereitung verschickt. Thon en huile ist das in Olivenöl gebratene Fleisch von den besten Stücken, welches in Glasflaschen mit Olivenöl übergossen verschickt wird. Thon marinè ist eingesalzener und mit Essig abgeschmeckter Thunfisch. Außerdem gibt es noch eine Menge anderer Zubereitungsarten. Ohne Frage schmeckt aber der frische Thunfisch gebraten oder als Ragout, Suppe oder Pastete am feinsten und wohlschmeckendsten.

Die Thunfischerei im Mittelmeer dauert vom Anfang Mai bis zur Mitte Juli. Beinahe allwöchentlich einmal wird ein solches Kesseltreiben nach dem Tonnaro hin vorgenommen, bis die Ausbeute immer schwächer wird. Gewöhnlich fischt man in der geschilderten Weise 16 bis 18mal und fängt durchschnittlich 6—800 Fische auf jeden Fang, wovon jedoch die meisten nicht über 4 Fuß lang sind. Ein Fisch von 9 Fuß Länge wiegt durchschnittlich 5—6 Centner.

Der Thunfisch kommt auch im atlantischen Ocean vor, allein man fängt ihn dort nur selten, weil er in keinen Köder beißt und man noch keine Stellen kennt, wo er zu bestimmten Zeiten in solcher Massenhaftigkeit stationär erscheint, wie an den oben angegebenen Punkten. An der Küste von Cornwallis z. B. erscheint der Thunfisch im Sommer und Herbst sporadisch und jedenfalls nicht in großen Zügen. Die Fischer daselbst fangen ihn aber nur selten, weil der starke Fisch für ihre schwachen Netze zu mächtig und zu gefährlich ist und weil sie noch keinen Köder zu kennen scheinen, welchen er annimmt. Der Thunfisch stellt dort, wie die Makreele, besonders den Häringen, Strömlingen und anderen Fischen nach, hat es aber besonders auf den Eidechsenlachs und fliegenden Hecht (Esox saurus) abgesehen, den er nicht nur aus seinem Standorte vertreibt, sondern nach dem er sogar beträchtlich hoch aus dem Meere springt und zwar immer quer zu dessen Kurs, wobei der Thunfisch versucht, seine Beute mit dem Schwanz herunterzuschlagen.

Nach allem was die Naturforscher seither über den Thunfisch ermittelt haben, erscheint als höchst wahrscheinlich, daß derselbe ein Bewohner der gemäßigten Zone des großen Oceans und dessen bedeutenderer Tiefen ist, und daß er nur behufs des Laichens nach den milden ruhigeren Gewässern des mittelländischen Meeres kommt, denn nur höchst selten fängt man hier Thunfische außer der eigentlichen Fangperiode vom April bis Ende Juli's, und dann immer in leichterem und magrerem Zustande, als in dem Zeitraum des Laichens.

Dr. Herm. Stahl.

Königsberg in Preußen.

Zu der Ansicht auf S. 428.

Hätten wir nicht erst im Jahrgang 1865 der Erheiterungen eine höchst lebendige Schilderung der altehrwürdigen Hauptstadt des eigentlichen Preußenlandes aus der trefflichen Feder unsers Mitarbeiters Jaquet gegeben, so würden wir hier auf eine umfassendere Beschreibung dieser Perle der nordischen Städte eingehen. Allein obschon Königsberg für die deutsche Geschichte und Wissenschaft, für den Handel und die Industrie unseres Vaterlandes von einer hervorragenden Bedeutung ist, so glauben wir doch im Grunde nichts besseres thun zu können, als die Beschauer der genannten Ansicht der alten Pregelbahn auf die Beschreibung von Jaquet auf Seite 496 des vorigen Jahrgangs unserer Zeitschrift zu verweisen.

Ein Fichten-Hochwald auf Corsica.

Zu dem Bild auf Seite 429.

Zu denjenigen Provinzen oder Gebieten des französischen Reiches, deren reiche Hülfsquellen noch so ziemlich unentwickelt und unausgebeutet sind, gehört besonders die Insel Corsica, deren Klima und Lage sie an Fruchtbarkeit und reichen Naturschätzen beinahe zur Nebenbuhlerin Siciliens machen. Die wilden Sitten und die natürliche Trägheit der Coren hemmen ungemein jeden Fortschritt, und die französische Regierung hat bislang noch niemals die rechten Männer und die rechten Mittel getroffen, um die gebirgige Insel und ihre störrischen, kriegerischen Bewohner zu civilisiren. Ein ungeheurer, unschätzbarer Reichthum des köstlichsten Bauholzes an Pinien, Lärchen, Tannen, Fichten und Kiefern verfault auf dem Stocke aus Mangel an Straßen und sonstigen Verkehrsmitteln, denn diese reichen nicht einmal in die Region des Laubwaldes, der wunderschönen dichten Forste von zahmen Kastanien- und Wallnußbäumen hinauf, deren Dichtigkeit noch heutzutage nur die Zuflucht der wegen Mords und anderer Verbrechen flüchtigen Verbannten oder Banditti sind. Im Nadelhochwald dagegen, wo kolossale Windbrüche viele Hektaren der prachtvollsten Stämme des gesundesten Bauholzes niederwerfen, entwurzeln und auch auf dem Stocke faulen machen, hausen nur das Rothwild das Damwild und das denselben erbittert nachstellende Raubzeug der Wölfe und Luchse, während in der höchsten Bergregion unter dem Buschholz und den Legföhren der Mouflon oder das wilde Schaf umherreviert. Nur der Waidmann und der Künstler suchen jene höheren Partieen der Insel auf, deren Besuch auch nicht ganz ohne Gefahr ist, denn die verbannten und flüchtigen Männer, welche mit dem Gesetz auf gespanntem Fuße leben, wachen argwöhnisch über jeden Fremden, welcher die Marken ihrer waldigen Zufluchtsorte betritt. Unser Bild gibt die Ansicht eines derartigen Windbruchs in einem der Nadelholz-Hochwälder des immergrünen Corsica nach der Zeichnung eines englischen Malers Harbot, eines Schülers von Calame.

Inhalt des elften Hefts:

	Seite
Der Onkel von Amsterdam; eine Familien-Geschichte von Otfrid Mylius. (Fortsetzung.)	401
Arnenberg und seine Erinnerungen III. (Schluß.)	412
Bude eines türkischen Waffenschmieds in Brussa	416
Die Sternschnuppe; eine Seemannsgesch. von K. Neitenburg	417
Die Lachs-Ernte	424
Die Pfarrgehülfen; ein Lebensbild aus Schweden. Von W. Bonmuk. (Schluß.)	428
Eine Reise auf Schlauchen; von einem deutschen Missionär	433
Sneewichten. Eine einfache Geschichte von Franz von Elling. (Fortsetzung.)	435
Erklärung der Bilder	439

Illustrationen:

Laden eines türkischen Waffenschmieds in Brussa	405
Ansicht des Nonnbergs und der Festung zu Salzburg	418
Thunfischfang im Mittelmeer	421
Ansicht von Königsberg in Preußen	428
Ein Fichten-Hochwald auf Corsica	429

Verantwortlicher Redakteur: Otfrid Mylius — Verlag der Expedition. — Druck von C. Greiner in Stuttgart.

Digitized by Google

Illustrirtes Familienblatt. Herausgegeben von Otfrid Mylius.

1866. Stuttgart. Verlags-Expedition. Zwölftes Heft.

Der Onkel von Amsterdam.

Eine Familiengeschichte von Otfrid Mylius.

(Fortsetzung von S. 412.)

Der Abend war prachtvoll und schien sogar seinen Zauber auch auf Herrn Hefster nicht zu verleugnen, denn anstatt einen der beliebten Vergnügungsorte oder Sommerwirthschaften der Umgebung zu besuchen, wie er sonst zu thun pflegte, schlug er den Weg über die Höhe ein, wo Feld und Wald vom Abendlicht umfluthet in voller sommerlicher Schönheit prangten.

„Mein liebes Kind," hub der Kommerzienrath endlich an, nachdem er lange Leonien die Kosten der Unterhaltung überlassen und nur einsylbig geantwortet hatte; „ich möchte über eine Sache mit Dir reden, welche mir sehr am Herzen liegt. Aber Du mußt mir Dein Wort geben, daß Du einstweilen hievon gegen Deine Mutter und Emma schweigst. Willst Du mir dieß versprechen?"

„Wenn Du es wünschest, Väterchen, dann recht gerne, obschon ich nicht recht begreife, was für Heimlichkeiten ich vor Mama und der Schwester haben soll. Ich werde also schweigen."

„Komm, setzen wir uns dort an das Hochkreuz, Kind; ich werde gleich zu Ende seyn," sagte Hefster und schaute so beharrlich zur Erde, als könnte er seiner Tochter nicht mehr in's Auge blicken. Sie setzten sich auf die niedrige Steinmauer, und Papa theilte ihr mit, daß es sein ernster Wunsch sey, die Verbindung zwischen Spahlenberg und Leonien zu Stande kommen zu sehen. Er verdanke diesem Manne viel und habe seinen Charakter geprüft, ja er sey in dessen Hand, und es wäre gefährlich, Spahlenberg zum Feinde zu machen; seine ganze Zukunft könnte davon abhängen. „Ich sage Dir dieß, mein Kind, weil Du damals auf unserm Balle den Mann schwer gekränkt hast, den ich mit Stolz meinen Freund nenne. Ich kann und will nicht verkennen, daß damals der Regierungspräsident auf eine indiscrete, plumpe Weise in Dein ganzes äußeres und inneres Leben eingriff, denn er hätte Dich nicht so überrumpeln sollen. Aber Du weißt, wie empfindlich Spahlenberg dadurch beleidigt ward, und daß wir ihm eine Sühne schuldig sind. Vielleicht, ja sogar wahrscheinlich, sucht er morgen Gelegenheit, sich Dir offen zu nähern, um gleichsam die Kränkung zu desavouiren, welche ihm auf unserm Balle angethan ward. Versprich mir wenigstens, ihm nicht barsch und abstoßend zu begegnen, ihn nicht feindselig zu stimmen. Willst Du das? willst Du — wenigstens tolerant gegen ihn seyn?"

„Ich will es, Papa; aber verzeihe mir, Väterchen, — warum soll die Mutter hievon nichts erfahren?" erwiderte Leonie unruhig; „das ist ja doch eine Sache, welche in keiner Hinsicht solcher Heimlichkeit bedarf."

„Weil .... weil es besser ist, sie erfährt nichts davon," entgegnete der Kommerzienrath, ohne aufzublicken. „Vielleicht nimmt sich Spahlenberg die Freiheit, bei Tische einen Toast auf Dich auszubringen und an jenen Auftritt zu erinnern, oder Dich zu versichern, daß er Dir von Herzen gut sey ...."

„Das wäre abscheulich und sehr unartig und ungroßmüthig, Papa," entfuhr der unwilligen Leonie. „Ich habe ihm seiner Zeit durch einen Brief mein Bedauern ausgesprochen und eine Ehrenerklärung gegeben, und er schien damit sich zu begnügen, denn er kam ja wieder in unser Haus. O Papa, sag mir alles! Dahinter steckt ein Geheimniß! Was will Spahlenberg morgen von mir? was soll in Lerchenthal geschehen?" Ihre schönen dunklen Augen blickten den Vater voll Angst und Thränen so bittend an, daß Herrn Hefster der Muth entsank, Leonien alles zu sagen. Aber er konnte es doch nicht umgehen, und so eröffnete er ihr denn, daß sie morgen mit Spahlenberg verlobt werden solle, obschon nur pro forma, weil jener sich verpflichtet, Leonien ihre Freiheit zu lassen, wenn sie ihn wirklich nicht liebe.

„O Vater, bester Vater, wie konntest Du diesen Plan billigen und ein solches Spiel erlauben?!" rief sie und warf sich mit leidenschaftlichem Weinen an den Hals des Vaters. „Hast Du mich denn verstoßen, Papa, daß Du mich an jenen Mann verhandeln konntest?" Sie hatte der Beschwörungen, der bittern Worte noch mehr, denn sie war unröstlich, daß man ihr eine solche Rolle in einer Komödie zugedacht, daß sie das Opfer eines solch unwürdigen Planes sey. — „Ich liebe ihn nicht und kann ihn nicht achten, Papa; ich werde nie

Digitized by Google

einen Moment an Spahlenbergs Seite mich wohl fühlen, denn ein innerer, ich möchte sagen sittlicher Abscheu stößt mich von ihm zurück," sagte sie. „Ich werde ihm dieß sagen, und ihm erklären, daß wenn ihn dieß nicht abschrecke, wenn er sich trotzdem noch eine frohe Stunde von mir verspreche, ich um derjenigen Gründe willen, welche ihm ein Uebergewicht über meinen Vater einräumen, ihm zum Altare folgen werde, daß aber dann jene öffentliche Verlobung, jene Demonstration unnütz sey. Sagen Sie ihm dieß auch, und urtheilen Sie aus seiner Antwort, ob es Liebe und wahre Neigung ist, was diesen Mann zu mir zieht."

Die Beruhigungs-Versuche des Kommerzienraths waren vergeblich, denn Leonie war in sich zusammengesunken mit gefalteten Händen, ohne Thränen, im tiefsten stummen Schmerze. Nur hie und da blickte sie zu dem Gebetenzigten hinauf und schien aus dessen Bilde Trost zu saugen. „Fasse Dich, mein Kind, ich werde noch einmal mit Spahlenberg reden," sagte der Vater; „er ist ein nobler Mensch, er wird sich von dem Einfall abbringen lassen, der mir selbst nun unzart vorkommt. Aber ich habe Dein Wort, daß die Mutter und Emma nichts erfahren!"

„Ich werde schweigen, denn ich will ihnen die Ruhe nicht rauben, Papa."

„Komm', laß uns gehen, Kind!"

Aber sie konnte und wollte noch nicht; die heftige Spannung ihres Gemüths lähmte ihr beinahe die Beine, und erst als sie Thränen sand und sich recht satt weinen konnte, ward ihr leichter. Papa hatte sich eine Cigarre angezündet und ging unruhig, wie auf glühenden Kohlen, vor ihr auf und nieder, suchte ihr Trost einzusprechen und fand weder Worte noch Töne des Trostes; was er in dieser halben Stunde empfand, daß machte das Maß seines innern Elends für Lebenszeit voll.

Es war dunkel geworden und der Mond aufgegangen, als Leonie endlich sich aufraffte und des Vaters Arm ergriff. Sie hatte das Haupt gesenkt wie eine getnickte Blume, und ihr Gang war unsicher; aber sie bemühte sich, fest zu seyn, bemerkte indeß nicht, daß Papa nicht den kürzesten Weg nach Hause einschlug, sondern von der Anhöhe herab einem entfernteren Theile der Stadt zulenkte. Dort stand das Gasthaus zu den 'drei Königen', umgeben von Fracht- und Ackerwägen und Karren.

„Warte hier eine Minute, Leonie, ich habe noch ein Geschäft in dem Gasthause zu besorgen," sagte der Kommerzienrath; „ich bin im Nu wieder bei Dir."

Leonie lehnte sich an den Gartenzaun neben dem Hause, und stützte ihr Haupt auf, denn der Jammer in ihrem Gemüth drückte sie beinahe zu Boden; auch hörte sie von der Seite der Stadt her einen einsamen Wanderer sich nähern, welcher eine bekannte weiche Volksmelodie pfiff. Sie zog den Schleier vor, um nicht erkannt zu werden; aber als der Herr (ohne ihn zu sehen, ahnte sie, daß es ein solcher war) in ihre Nähe kam, hörte er plötzlich mit Pfeifen auf, ging langsam an ihr vorüber und — blieb stehen.

„Ist es möglich? sind Sie es, Fräulein Hefter?" fragte eine bekannte Stimme; „wie kommen Sie hieher?"

„Ich... ich kam mit Papa, Herr Assessor," gab sie zur Antwort, denn sie hatte Gehring erkannt, wie er sie. „Papa ist in den 'drei König' gegangen."

„Aber Sie, mein Fräulein, Sie sind so... so erschüttert? Sie haben geweint, Leonie? was ist Ihnen?"

„Oh nichts, eine Unpäßlichkeit — es wird vorübergehen!"

„Täuschen Sie mich nicht, Fräulein! Sie sind unglücklich! Theilen Sie sich mir mit!" bat er im innigsten Tone zärtlicher Besorgniß. „Was ist geschehen?"

„Oh, ich kann es Ihnen nicht sagen, Adolph! ich darf nicht," entfuhr ihr unwillkürlich. „Aber wenn ich... wenn Sie Theilnahme für mich fühlen, dann gehen Sie morgen nicht nach Lerchenthal, und — was Sie auch hören mögen, urtheilen Sie nicht rasch und lieblos über mich!"

„Was hat dieß zu bedeuten, Leonie? mein theures Mädchen, ich beschwöre Sie!"...

„Papa wird sogleich wieder kommen, und darf uns nicht bei einander sehen — ich bitte dringend, gehen Sie, Adolph, gehen Sie, Herr Assessor!"

In der That hörte man den Kommerzienrath unter dem Thorwege der Herberge mit dem Wirthe reden, und Gehring verschwand hinter dem Hosthor.

„Wie gesagt, lieber Schlegel, Sie müssen die Person nicht im Hause dulden, der Skandal ist allzu groß; und dem jungen Herrn weisen Sie auch die Thüre. Sie werden mich dadurch verpflichten," hörte man den Kommerzienrath sagen.

„Sehr wohl, Herr Kommerzienrath; noch heute Abend mache ich sauber Geschirr, — verlassen Sie sich darauf!" versetzte der Wirth unterwürfig, und die beiden schieden.

Herr Hefter war auf dem ganzen Heimwege gedankenvoll und aufgeregt, und bat sein Kind unaufhörlich, gefaßt zu seyn und zu schweigen. Er hoffe noch alles in's Geleise zu bringen. Und in der That gewann das starke Mädchen auch so viel über sich, daß es seine innere Bewegung wenigstens vom Gesicht zurückdrängen konnte und ruhig und still erschien, bevor es sich unter dem Vorwand einer leichten Migräne in sein Schlafzimmerchen zurückzog, um sich in seine Kissen hinein auszuweinen. —

22.

Es war ein Ereigniß für Hagenbach, dieser Ausflug der Kasino-Gesellschaft nach dem kleinen Badeorte. Das halbe Städtchen war auf den Beinen und unter den Lindenbäumen an der obern Brücke versammelt, von wo aus der Zug sich in Bewegung setzte. Die Theilnehmer des Ausflugs, Damen und Herren, in ihrem besten Putze, waren ja ein Schauspiel für diejenigen ihrer lieben Mitbürger, denen das Vergnügen der Mitgliedschaft bei jenem geselligen Vereine der Elite der Einwohnerschaft versagt war. Vorgefühl festlicher Freude und frohe Erwartung, heitere Stimmung und harmlose Genußfreude auf allen Gesichtern; jeder neue Ankömmling herzlich begrüßt und bejubelt und beglückwünscht, jeder von dem Drange erfüllt, sich tüchtig zu amüsiren und auch Anderen von seiner Munterkeit und Lebenslust mittheilen, jeder mit dem freudigsten Vorsatz, sich für sein Geld auch an Essen, Trinken und Lustigkeit zu erlaben, — das lieb der Gesellschaft einen gewissen energischen Schwung, welcher sich in Ton und Gebahren der jüngeren Theilnehmer deutlich kund gab.

Hätten wir hier einen humoristischen Roman zu schreiben anstatt einer einfachen Familiengeschichte, so würde es uns an einer Menge einzelner komischer und pikanter Züge nicht fehlen, welche dem aufmerksamen Beobachter sich aufdrängen mußten. Allein wir wollen bei der Handlung unserer Geschichte bleiben und zu den Personen zurückkehren, welche wir im vorigen Kapitel verlassen haben.

Die Mehrzahl der Casino-Mitglieder und der ersten Familien von Hagenbach waren schon an der obern Brücke versammelt, als der Kommerzienrath Hefter mit seinen beiden Töchtern die Straße herunterkam und sich der Gesellschaft anschloß. Es entging Herrn Hefter nicht, daß man ihn mit einer kaum verhehlten lauernden Neugier beobachtete, die ihm auffiel, und daß auch seine Töchter der Gegenstand einer heimlichen Beobachtung waren, welche ihn beinahe unangenehm berührte. Und in der That, in dem Benehmen der beiden sonst so einfachen und naiven Mädchen war heute auch eine unverkennbare Umstimmung zu bemerken. Emma, sonst immer still und ernst, war heute aufgeregt und unruhig, und schien nur mit Widerwillen sich der Parthie angeschlossen zu haben. Sie verwandte beinahe kein

Digitized by Google

Auge von ihrer Schwester Leonie, deren Benehmen ihr Angst zu machen schien. Leonie, sonst so unbefangen heiter und gesprächig, so munter in ihren Einfällen wie sicher in ihrem Benehmen, war diesen Morgen schweigsam und wortkarg, scheu und unsicher. Die frischen Rosen waren von ihren Wangen gewichen und ihre sonst so lebendigen intelligenten Augen waren übernächtig und matt und sahen aus, als wollten jeden Augenblick unwillkürlich Thränen daraus hervorbrechen. Und hielt man dieß zusammen mit der sichtlich erzwungenen Heiterkeit und Unbefangenheit Hefftens, so war es nicht zu verwundern, daß man im Kreise der ehrenwerthen Hagenbacher „Gesellschaft“ diesen unverkennbaren Anzeichen eine gewisse tiefere Bedeutung beimaß. Gingen doch schon seit gestern Abend gewisse Gerüchte von Mund zu Mund, daß in den Angelegenheiten Hefftern und Spahlenbergs sich irgend eine Komplikation vorbereite.

Nachdem die beiden Fräulein Heffter ihre weiblichen Bekannten und Freunde begrüßt und das Wegbleiben ihrer Mutter zu entschuldigen oder erklären versucht hatten, setzte sich endlich der Zug in Bewegung, und ehe sich Emma und Leonie dessen versahen, war der Assessor Gehring an ihrer Seite. Der Kommerzienrath hatte sich einigen der Beamten angeschlossen und ging mit denselben voran, und Adolph Gehring war daher unbeobachtet. Es war ihm nicht entgangen, daß Leonie bei seinem Anblick die Farbe gewechselt hatte, und deßhalb hatte er den Moment erlauert, wo er sich den beiden jungen Damen nähern konnte.

„Sie wundern sich, mich hier zu treffen, mein Fräulein, nachdem Sie mich gestern Abend gebeten hatten, heute nicht nach Lerchenthal zu kommen,“ hub er nach den ersten Begrüßungen an; „allein Sie müssen mich wegen dieses Ungehorsams entschuldigen, meine liebe Leonie, denn die halben Mittheilungen, welche Sie mir gestern machten, waren weniger geeignet, mich zu beruhigen, als mich in Unruhe zu versetzen. Sie sollen jedoch sehen, daß ich mich Ihrem Wunsche bereitwillig füge, wenn Sie mir nur einigermaßen einen plausiblen Grund angeben können, weßhalb ich heute nicht in Ihrer Nähe bleiben soll.“

„Ich habe keinen andern Grund, Herr Gehring, als denjenigen, Ihnen nicht wehe zu thun“ stammelte Leonie mit bewegter Stimme. „Es war ja meinerseits nur eine Bitte, ein bescheidener Wunsch — keine Weisung. Wie hätte ich denn ein Recht, Ihnen etwas zu befehlen, Herr Assessor?“

„Welchen Sie mir nicht aus, mein Fräulein! seyen Sie offen,“ erwiderte der Assessor. „Die eigenthümliche Stimmung und Situation, worin ich Sie gestern Abend traf, die fieberische Erregung und Bangigkeit, worin Sie sich in diesem Augenblick befinden und die Sie vergebens zu verheimlichen suchen, sind mir Anzeichen genug, daß irgend etwas vorfiel oder Ihnen droht, was Ihnen sehr nahe geht und Ihren Freunden ein Recht verleiht, darnach zu forschen, ja sogar die Pflicht auferlegt, Ihnen nach Kräften beizustehen. Und zweifeln Sie daran, Leonie, daß ich einer Ihrer aufrichtigsten Freunde bin?“

„Oh, niemals,“ lispelte sie mit einem innigen Blicke und einem tiefen Seufzer und reichte ihm ihre kleine Hand, während eine heimliche, halbgedrückte Thräne über ihre sammetne Wange herabfiel. „Aber eben darum .... möchte ich nicht, daß Sie ...“

„Aber das ist ja ein Widerspruch, liebes Fräulein,“ versetzte Gehring lebhaft und drückte die kleine Hand innig. „Ich will mich nicht in eine Angelegenheit eindrängen, welche Sie geheim zu halten wünschen, allein ich bin Ihretwegen wirklich sehr in Sorgen. Es handelt sich hier um Dinge, welche offenbar Sie sehr nahe berühren. Fräulein Emma, können Sie mir vielleicht dieß Räthsel lösen, wenn etwaige Verspätschungen Ihrer lieben Schwester Schweigen auferlegen?“

„Leider bin ich ebenso sehr in Unwissenheit und Angst um Leonie, wie Sie, lieber Herr Assessor!“ entgegnete Emma betrübt. „Schwester Leonie ist mir seit gestern Abend ein Räthsel. Als sie mit Papa von einem Spaziergange heimkehrte, war sie verstört und schweigsam, klagte über Migräne und ging in ihr Stübchen, wo sie sich einschloß und schlafend stellte, als ich ihr pochte. Und doch hörte ich sie die halbe Nacht leise weinen, und so oft ich an die Thüre pochte und zu ihr wollte, um sie zu trösten, war sie wieder still. Das deutet auf ganz außerordentliche Ereignisse, denn ich war ja immer die Vertraute all ihrer Gedanken. Sie hat mir zum ersten Mal ihr Vertrauen entzogen, und dieß ist ein Ereigniß, welches mich tief in der Seele schmerzt.“

„Emma, liebes Herz, urtheile nicht rasch!“ stammelte Leonie erschüttert. „Habe Geduld und Nachsicht mit mir, nur bis zum Abend. Ich kann und darf nicht reden .... Heute Abend wirst Du begreifen, warum ich so handeln mußte.“

„Selbst der lieben Mutter hat sie sich nicht anvertraut, Herr Assessor,“ fuhr Emma in wirklicher Bekümmerniß fort, und ihre Blicke ruhten halb vorwurfsvoll, halb zärtlich auf der Schwester. „Denken Sie sich, als wir Leonie heute früh herüberkommen sahen, erschracken wir ordentlich über ihr verstörtes Aussehen und beklürmten sie, zu Hause zu bleiben und die Parthie nicht mitzumachen. Allein seltsamerweise beharrte sie, welche sich sonst aus derartigen Ausflügen und Vergnügungen in großer Gesellschaft nichts macht, auf dem Entschlusse, heute nach Lerchenthal zu gehen, und selbst Papa's Rath, sich lieber zu Bett zu legen, vermochte sie nicht von ihrem Entschluß abzubringen. Irgend etwas steckt dahinter, und wozu lange rathen, Herr Assessor? War ja doch der böse Geist gestern wieder im Hause in Gestalt des Herrn Spahlenberg!“

Leonie zuckte bei diesem Namen merklich zusammen und sah sich ängstlich im ganzen Zuge um.

„Er ist nicht da, mein Fräulein,“ bemerkte Gehring, der ihren Blick richtig gedeutet hatte. „Auch ich habe ihn schon überall gesucht, und hoffe sogar, daß er heute fortbleibt. Er hat Gäste.“

„Er wird gewiß nicht ausbleiben,“ sagte Leonie tonlos; „oh, ich kenne ihn zu gut, als daß ich hoffte, er werde grosmüthig genug seyn, wegzubleiben.“

„Sie schenken ihm darin mit Recht nicht zu viel Vertrauen, mein Fräulein,“ erwiderte Gehring; „allein fürchten Sie von ihm nichts mehr! Wer weiß, wie bald das künstliche Piedestal seines vermeintlichen Wohlstandes unter ihm zusammenbricht.“

„Wirklich, Herr Assessor?“ fragte Leonie, und ein flüchtiger Strahl der Freude überflog ihre bleichen Züge; dann aber sagte sie erschüttert: „Allein was hilft das mich? Je gefährlicher seine Lage, desto erbitterter und unversöhnlicher wird er seyn!“

„Lauter Räthsel und dunkle Anspielungen, die meine Unruhe noch vermehren, liebes Herz!“ flüsterte Emma. „Oh, könntest Du denn nicht Vertrauen zu uns fassen, zu mir oder dem Herrn Assessor?“

Leonie schüttelte trübsinnig das Haupt und blickte starr zu Boden. Der Zug hatte sich langsam die ansteigende Landstraße hinaufbewegt und nun den Wald erreicht, wo ein Theil der jungen Männer aus der Gesellschaft, welcher vorausgegangen war, sich unter den Kiefern und Fichten aufgestellt hatte und die Heranwahrenden mit einem vierstimmigen Gesang empfing. Es war eine wunderschöne Ueberraschung. Während drunten im Thale die Kirchengloden zum Gottesdienste luden und ihr melodischer Klang die Höhe heraufwogte und die Echos der Seitenthäler und Schluchten weckte, tönte Mendelsohn-Bartholdy's herrliches Lied: „Wer hat dich, du schöner Wald,“ von frischen, kräftigen Männerstimmen mit Empfindung und Ausdruck gesungen, durch die hohen weiten Hallen des Hochwalds hin und rief auch hier die Echos wach. Man zog an den Sängern vorüber und bog in den Waldweg ein, um die staubige, sonnenbestrahlte Heerstraße zu vermeiden.

„Wo ist Herr Dauels?“ fragte Emma Heffter den Assessor, an dessen andre Seite sie sich beim Eintritt in den Wald gemacht hatte.

Digitized by Google

„Er hatte noch dringende Briefe zu schreiben und versprach nachzukommen, mein Fräulein,“ gab Gehring zur Antwort. „Er kennt ja den Weg und wird noch immer rechtzeitig zur Tafel kommen.“

„Ich wollte, er wäre hier, denn er könnte uns Auskunft geben, was zwischen Spahlenberg und Papa vorgefallen ist,“ fuhr Emma fort. „Mir ist, als sei Papa seit gestern Abend ungewöhnlich gedrückt und in Sorge; er ist ebenso schweigsam und zugeknöpft wie Leonie.“

„Oh Schwester! bitte, keinen Vorwurf mehr; ich verdiene ihn wahrlich nicht,“ erwiderte Leonie mit suchten Augen.

Gehring und Emma verrückten den Standpunkt des Gespräches und schlenderten gemächlich weiter, jedoch mit dem unverkennbaren Bemühen, sich möglichst abseits vom großen Haufen zu halten. Als man die Höhe überstiegen hatte und der Waldpfad sich wieder etwas thalwärts senkte, sah man denunten auf dem Holzabfuhrweg eine Equipage langsam von der Erlau heraufsahren. Es war Spahlenberg's Brougham, und er selbst mit einem andern Herrn saß darin. Sobald er die Spitze des Zugs erreicht hatte, ließ Spahlenberg seinen Wagen halten, stieg mit seinem Begleiter aus und mengte sich unter die Wanderer. Der Assessors scharfes Auge erkannte, daß er mit Herrn Hessiter an der Seite des Fahrwegs stand und daß die drei Herren den Zug an sich vorbeiließen. Auch Emma hatte es bemerkt und durch einen bedeutsamen Blick gegen Gehring bethätigt, als ob sie sagen wollte: Nun sehen wir, wehthalb die arme Leonie so in sich versunken ist.

Des Kommerzienraths Blicke suchten schon von Weitem seine Töchter und wurden etwas finster, als er sah, was für einem Geleitsmann sie sich anvertraut hatten. Er ging ihnen entgegen und erklärte ihnen, daß er in Anbetracht von Leoniens leichter Unpäßlichkeit den freundlichen Vorschlag Spahlenbergs angenommen habe, mit dessen Equipage den Weg nach Lerchenthal fortzusetzen. Leoniens Erklärung, daß sie sich kräftig genug fühle, zu Fuße zu gehen und dieß sogar vorziehen würde, blieb unbeachtet, und als man den Wagen erreicht hatte, stellte der Herr Kommerzienrath seine Töchter und den Herrn Banquier Schweinfurter einander gegenseitig vor, und hob ohne viele Umstände die beiden Mädchen in den Wagen, setzte sich mit dem jungen Banquier denselben gegenüber, während Spahlenberg den Kutschbock erkletterte, seinem Reitknecht die Zügel aus der Hand nahm und nun mit einer zierlichen und koketten Nonchalance an der ganzen Gesellschaft vorüber und derselben voranfuhr.

Assessor Gehring war in der Nähe des Wagens hinter einem Kieferngebüsch stehen geblieben, um diese Scene mit anzusehen. Als er sich wieder in Bewegung setzte, nachdem der Wagen schon eine Strecke vorangefahren war, hörte er Schritte dicht hinter sich und erkannte den Forstamts-Aktuar Wackerbart, der ebenfalls stehen geblieben war und hinter einem Fichtenstamm hervor den stummen Beobachter gemacht hatte.

Der derbe Forstmann grüßte seinen Altersgenossen freundlich und sagte: „Na, was meinst Du, Assessor, wie lange fährt der Schwindler dort noch so?“

Gehring zuckte die Achseln und sagte: „Spahlenberg gibt es jetzt seiner als je, und wird vielleicht binnen Kurzem der einflußreichste Mann der Gegend.“

„Dann muß der liebe Gott in Urlaub seyn oder der gesunde Menschenverstand auf dem Kopf stehen, versetzte Wackerbart grollend. „Ich sage Dir, Assessor, ein ausbundmäßigerer Schuft als dieser Spahlenberg lebt nicht. Ich kann's ihm beweisen, denn ich hab's ja selbst wider Willen mit angehört, und wie ich ihn vorhin so auf vierzig Gänge von mir entfernt und ganz schußrecht dastehen sah, da ist mir, hol' mich der Teufel, der scheußliche Wunsch aufgestiegen, daß ich jetzt meine gute Zwillingsbüchse da hätte, um die beiden Kerle niederzuknallen — hätten meiner Treu ein schönes Doublé gegeben!“

„Dummes Zeug,“ versetzte Gehring mit ernstem Aufblick; „ihr Grünröcke seyd doch ein tolles, rohes Volk! Weiß Spahlenberg Dir und Deinem Forstmeister die Pacht überboten hat, wäreſt Du fürwahr im Stande, ihm eine Kugel auf den Pelz zu brennen. Bhü doch, Albert!“

„Oho, das ist's nicht, Assessorchen! Diese Kleinigkeit hab' ich verziehen,“ sagte der Forstmann gutmüthig. „Hältst Du mich denn für solch einen erbärmlichen Kerl, daß ich aus persönlichen Gründen wegen einer getäuschten Erwartung ein Meuchelmörder würde? Soll mich Gott bewahren! Und allerdings, die beiden Schufte da wären mein' Seel' das Pulver und Blei nicht werth. Aber so mit einem Judasstuck gleichsam die beiden Mädel in die Kutsche pferchen, wenn man doch nichts anderes denkt und dichtet, als die Kleine zu verderben und vor dem ganzen Städtchen bloßzustellen, — tausend Schwerenoth, das ist doch nicht mehr werth, als einen guten Schrotschuß!“

„Was schwatzest Du da, Wackerbart? was soll denn geschehen und auf welches von den beiden Mädchen ist es abgesehen? Ich bitte Dich, sprich, denn die Sache geht mich näher an, als Du meinst!“ rief Gehring stehen bleibend und ergriff den Forstmann am Arm.

„Dann sollst Du auch Alles wissen, alter Junge, und magst Dich auf mich verlassen, wenn Du mich brauchst,“ sagte Wackerbart und ergriff Gehrings Hand. „Ich hab's schon bemerkt, daß Du ein Auge auf die jüngere von Hessiters Töchtern hast, und möchte sie Dir gönnen, denn das Mädel ist schmuck und brav, wenn auch ein Bißchen hochmüthig. Also kurzweg gesagt, die kleine Hessiter soll heute als die Verlobte von dem elenden Kerl, dem Spahlenberg, proklamirt werden, aber dieser will ihr dabei — ich weiß nicht was für einen Streich spielen, der sie lebenslang beschimpfen soll ....“

„Unmöglich, Albert! Du faselst!“

„Im Gegentheil, alles richtig, ich hab's ja mit meinen eigenen Ohren gehört,“ erwiderte Wackerbart. „Das ging so zu: ich hab' ein paar Rehböcke dort hinten im Föhricht an der Straße nach Buchenberg stehen, denen ich nachstelle, und gestern Abend auf dem Anstand einen davon angeschossen, aber es war zu dunkel zur Verfolgung und ich konnte keinen Schweiß mehr sehen. Heute früh um zwei Uhr nahm ich meinen Dächsel mit, um auf den andern Bock anzustehen, ehe mir ihn die Ladendiener auf der Erlau wegschießen, welche es ihrem Peinzipal nachmachen und wildbieben. Wie ich so unten am Bache über die Wiesen hingehe, um den kürzeren Weg zu machen, höre ich droben auf dem Pfädchen, das über die Halde nach der Erlau führt, einige Stimmen. Hollah, denk' ich, das sind ein paar von den geschniegelten Schlingeln von Spahlenbergs Comptoir, die per nefas auf meine Böcke anstehen wollen. Ich nehme meinen Janker an die Leine, drücke mich dicht unter den Schatten der Erlenbüsche und warte, bis sie näher kommen. Aber bald erkenne ich die Stimme Spahlenbergs. Er war stark angetrunken, so daß er gerade genug hatte. Ich sah es auch an seinem Gange. Er sprach so laut, als ob er daheim wäre, und erzählte mit einer übermüthigen Lustigkeit von einem Plane, den er ausgeheckt habe, um die spritzige, hochmüthige, kleine Hessiter zu demüthigen, denn an eine Heirath mit dem Mädel denke er im Ernste nicht mehr, da er bereits mit einer hübschen und reichen jungen Wittwe in München so gut wie verlobt sey; aber sie solle ihm den Affront bezahlen, den sie ihm früher gemacht habe, und dergl. mehr. Und dann war von dem alten Hessiter die Rede, mit dem es Matthäi am letzten sey u. s. w., daß ich nicht mehr hören wollte. Wie sie aber in meiner Nähe vorüber kamen und ihre Gestalten sich vom hellern Himmel abzeichneten, erkannte ich deutlich den elenden Spahlenberg und den Krauskopf mit der Habichtsnase, der vorhin zu den Mädels in den Wagen stieg, und der auch nicht mehr nüchtern war.“

„Ha, diese erbärmlichen Burschen! — aber nur gemach, mein Herr v. Spahlenberg! Sie sind durch einen wahrhaft peovidentiellen Akt verrathen, und noch sind wir da!“

Digitized by Google

Digitized by Google

„Na, jetzt wirst Du begreifen, Alter, wie sich das ganze Gescheide in mir umdrehte, als ich vorhin unversehends dazu kam, als der gottvergessene Schuft Spahlenberg und der grinsende geschniegelte Bursche bei ihm sich ungenirt an die Mädels anpirschten, und wenn Du mich brauchen kannst, so soll mir's auf einen Frevel nicht ankommen, den Einen von den beiden niederzuschlagen und dem Andern die Kravatte ein Bißchen anzuziehen, daß er ..."

„Nein, nein, wir haben andere Mittel, jenen Spahlenberg unschädlich zu machen; aber ich muß schnell in die Stadt zurück!" sagte Gehring. „Höre, Albert, wenn Du einem alten Freund und Schulkameraden einen wahren Freundschaftsdienst erweisen willst, so geh' voraus nach Lerchenthal, laß mir die beiden Menschen nicht aus dem Auge und wache über die beiden Mädchen. Ich komme zu Pferde oder zu Wagen eiligst nach."

„Na, sey nur ruhig und verlaß Dich auf mich, Alter; dem Spahlenberg ein Bein zu stellen, ist mir eine wahre Seelenfreude. Doch halt, noch einen Augenblick Verzug! ich möchte Dir noch etwas sagen. Heute früh halb sieben Uhr, als ich den Rehbock von gestern Abend gefunden und hereingebracht hatte und dem Herrn Schwägerle ablieferte, erfuhr ich zufällig, daß Spahlenberg und sein Gast mit zwei anderen Herren von auswärts ein feines Abendessen im Hotel Schwägerle gehabt und bis spät in die Nacht hinein gezecht hatten, wobei der Champagner in Strömen floß, und daß die beiden Anderen auch nach Lerchenthal kämen, und zwar mit Schwägerle's Equipage. Das ist Dir vielleicht zu wissen nütze!"

„Ich danke Dir, Albert, und werde mir's merken," sagte Gehring gedankenvoll.

„Und Du, Assessor, noch eines: höre 'mal, gib auf die beiden Anderen Acht, denn in der Unterredung von heute Nacht war ihnen ebenfalls eine Rolle zugedacht. Aber ich war schon zu ferne, um Alles zu verstehen. Ich will da auf näheren Waldpfaden vor der Gesellschaft nach Lerchenthal zu kommen suchen, will ein wachsames Auge auf Spahlenberg und seine Spießgesellen haben und Dir alles berichten!"

„Das soll Dir niemals vergessen werden, wackerer Junge! Also auf Wiedersehen!" Sie schüttelten sich die Hände und schieden. Adolph Gehring eilte über den Hügel durch den Wald nach der Stadt zurück und entschuldigte seine Umkehr bei den ihm begegnenden Nachzüglern der Casino-Gesellschaft mit dem Vorgeben, er habe einen wichtigen Brief abzusenden vergessen und werde schnellstens wieder nachkommen.

Bei der obern Brücke angekommen, trat Gehring zunächst in die daneben liegende Mühle, deren Besitzer er kannte. Dem Sonntag zum Trotz klapperte das Werk emsig fort, denn die Kunden wollten ihr neues Getraide probiren. „Höre, Klaus," sagte er zu dem ehemaligen Schulkameraden, „ich habe zwei Bitten an Dich; willst Du mir einen großen Freundschaftsdienst erweisen?"

„O ja, warum denn nicht, Assessor? Laß hören!" sagte der Müller dienstfertig.

„Zunächst sollst Du mir ein Briefchen an jemand schreiben, den ich unerkannt warnen will und dem meine eigene Handschrift mich vielleicht errathen würde, und dann sollst Du mir Dein eigenes Reitpferd für heute leihen, falls Du es entbehren kannst!"

„Ist das alles, Assessor? Ei, dazu kann ja gleich Rath werden. He, Jörg, sattle 'mal den jungen Rappen und nimm den neuen Sattel und die blaue Schabrake," rief er einem der Knechte zu und führte dann den Assessor in das Knappenstübchen, wo er Schreibzeug und Papier vom Bord herunternahm, einen Stuhl vom Mehlstaub säuberte und dem Gaste anwies und sich selbst hinter das kleine Tischchen setzte. „So, Gehring! nun kann's losgehen; ich bin ganz parat. An wen soll ich schreiben?"

„An Frau Kommerzienrath Hefftter, — ich will Dir die Worte in die Feder diktiren!"

Klaus schaute betroffen auf, aber Gehrings Miene beruhigte ihn und er schrieb unter des Assessors Diktat:

„Geehrteste Frau!

„Auf dem heutigen Feste in Bad Lerchenthal soll ein boshafter Anschlag Spahlenbergs gegen die Wohlfahrt Ihres Kindes ausgeführt werden. Eilen Sie selbst dorthin, um dem Verrath zu begegnen; Sie werden Freunde treffen, welche auf den leisesten Wink bereit seyn werden, Ihnen und Fräulein L. beizustehen. Beachten Sie diese Warnung und folgen Sie alsbald dem Winke eines aufrichtigen Freundes."

„So, das wäre abgemacht, lieber Klaus, und ich danke Dir von Herzen und bin zu jedem Gegendienste bereit," sagte Gehring eilfertig. „Aber nun kommt die Hauptsache: dieses Briefchen muß der Kommerzienräthin sogleich durch eine zuverlässige Person überbracht werden. Hast Du jemand bei der Hand, dem man diesen Auftrag anvertrauen könnte?"

„Hm, die Mägde sind zu dumm dazu und die Mühlburschen verräth ihre Uniform," sagte der Müller; „doch da fällt mir ein, wir haben ein Nähmädel von Buchenberg im Haus, ein abrettes kluges Ding, — die kann es besorgen!"

„Gut denn, hier ist ein Trinkgeld für sie, aber sie muß reinen Mund halten. Der Gottesdienst in der evangelischen Kirche wird bald zu Ende seyn, und die Dötin soll sich auf der Kirchenstaffel aufstellen und die Kommerzienräthin erwarten, um ihr sogleich beim Austreten aus der Kirche das Billet zu übergeben. Das Mädel kennt doch Frau Hefftter, wie?"

„Ohne Zweifel, und wenn nicht, so gebe ich ihr meinen Jungen mit, daß er ihr die Frau zeige," sagte der Müller voll Interesse. „Aber sag' mir nur, Assessor, was ist denn eigentlich los? Was soll denn geschehen? Meiner Treu, müßt' ich nicht sogleich nach Tisch fort zur Eisenbahn, um morgen früh bei guter Zeit auf dem Kornmarkt in A. zu seyn, ich ginge mit nach Lerchenthal, um zu den guten Freunden zu gehören, welche auf den leisesten Wink parat sind, dem Windbeutel und Prahlhans Spahlenberg eine tüchtige Tracht Prügel zu verabreichen. Was hat denn der Kerl eigentlich mit der Tochter des Kommerzienraths vor?"

„Jedenfalls wenig Gutes, denn was kann von einem solchen Menschen Gutes kommen? Ich denke, er sucht Fräulein Hefftter auf irgend eine Weise bloßzustellen, weil sie ihm einmal öffentlich einen Korb gegeben hat."

„Ei da soll ihm ja doch ein Donnerwetter! ... aber das wirst Du doch nicht zugeben, noch ihr Vater, welcher ja auch bei der Gesellschaft ist?"

„Ich will Allem aufbieten, um seinen Plan zu vereiteln, und um möglichst schnell zur Stelle zu seyn, brauche ich Dein Pferd. Ich muß nur noch schnell einen Gang in die Stadt machen, dann komm' ich wieder und schwinge mich in den Sattel."

„Der Rappe steht schon parat, und wenn Du ihn tüchtig ausgreifen läßest, bist Du in vierzig Minuten in Lerchenthal. Aber halt! noch eines! Höre, mit dem Kerl, dem Spahlenberg, muß es etwas faul stehen."

„Mag seyn, aber woher vermuthest Du dieß, Klaus?" versetzte Gehring und zügelte seine Ungeduld etwas, denn er war begierig, etwas Näheres über Spahlenbergs äußere Verhältnisse zu erfahren.

„Ich kenne alle Juden der ganzen Gegend, denn diese Art Leute sind uns ja unentbehrlich im Handel und Wandel mit Getraide, Vieh, Handelsgemächsen, und da seh' ich denn gar oft, wenn ich draußen auf meinen Wiesen in der Erlau bin, den einen oder anderen Hebräer nach Spahlenbergs Schlößchen schleichen. Sie kommen alle mit schweren Geldsäcken und gehen wieder leicht von dannen. Und wenn jemand sich 'mal mit diesen Hebräern eingelassen, na, dann hat er die letzte Oelung. Und neulich, als ich mit einigen davon auf der

Digitized by Google

Eisenbahn von A. hieher fuhr, sprachen sie offen von ihren Geschäften mit Spahlenberg und nannten auch den Kommerzienrath dabei in Einem Athem, und der Ital Mendel von Allerleichen, der schlauste und hartgesottenste von ihnen allen, meinte gar; der Spahlenberg sey ihm noch sicherer als der Hefster. Ich sag' Dir's nur, weil ich sehe, daß Du den Spahlenberg auch durchschauest. Aber nun Gott befohlen und gute Verrichtung. Ich kehre erst am Dienstag Abend zurück, und wenn Du 'mal zufällig vorüber kommst, Assessor, so laß mich hören, wie es abgelaufen. Und das Briefchen schicke ich sogleich fort."

Nach ausrichtigen Dankesworten und hastigem Abschied eilte Gehring über die Brücke in die Stadt und nach der Wohnung von Daueld, den er eben im Begriff fand, sich auf den Weg nach Lerchenthal zu machen und der Casino-Gesellschaft zu folgen. Allein die Mittheilungen, welche ihm Gehring machte, schienen ihn anders zu bestimmen, denn als der Assessor wieder fortging, um an der Mühle bei der obern Brücke das kräftige Pferd seines Jugendfreundes zu besteigen, schlug Daueld den Weg nach dem entgegengesetzten Ende der Stadt ein, nach jener Vorstadt, wo der kleine Gasthof zu den „drei Königen" lag, und trat in denselben.

Adolph war kaum im Schritt die stark geneigte Landstraße in der Stadt hinangeritten und auf die Höhe gekommen, so setzte er den Rappen in scharfen Trab und legte bald eine erkleckliche Strecke der Landstraße zurück. Die Sonne brannte glühend heiß hernieder, aber er achtete dessen nicht, denn er hatte in einiger Entfernung von sich eine Equipage bemerkt, welche anscheinend dasselbe Reiseziel verfolgte wie er, und die er einholen wollte. Aber das Gespann dieses Gefährts schien so trefflich, daß er Mühe hatte, demselben bei seinem Vorsprung nahe zu kommen, um so mehr, als er seinetwillen nicht den näheren und schattigeren Waldweg eingeschlagen hatte, um genau zu ermitteln, wen denn jener Wagen beherberge. Endlich holte er ihn ein und erkannte darin den Brougham des neuen Hotels; Herr Schwägerle kutschirte höchst eigenhändig, obschon er den Kutscher neben sich auf dem Bocke sitzen hatte, und im Wagen selbst saßen die beiden fremden Herren aus der Residenz, von denen der Forstamts-Aktuar gesprochen hatte, und zwei Offiziere von der Garnison, lockere Vögel, welche zu dem Hofstaate von Spahlenberg gehörten.

Aha, dachte Gehring, das ist der Succurs, auf welchen Spahlenberg rechnet, und welche die Komparsen oder Heffershelfer bei seinem Plane abgeben müssen! und den sehnigen Rappen in scharfem Jagdpaß haltend, hatte er bald trotz Herrn Schwägerle's Anstrengungen deffen Equipage um einige hundert Schritte hinter sich zurückgelassen und langte noch eine kleine Viertelstunde vor derselben in dem kleinen Badeorte an.

Das sogen. Badhotel, ein anspruchsloses Haus mit einigen Nebengebäuden, stand ganz vereinzelt am Eingang eines hübschen Wald- und Wiesenthals, am Fuße bewaldeter Hügel, vor sich eine weite, leichtgesenkte Wiesenflur, an deren Fuß ein munteres Bergwasser vorüberrauschte. Die Lage war äußerst idyllisch und lieblich, und doch lieh die weitere Umgebung der bewaldeten Berge und steilen Höhen mit Nadelholzwald dem Ganzen einen kräftigen Charakter. Dicht um das Badhotel herum zogen sich englische Anlagen mit Häuschen, Pavillons, Lauben, Tischen und Bänken unter einzelnen prachtvollen Waldbäumen, welche man hier noch aufgespart hatte, denn das ganze Etablissement war keine dreißig Jahre alt, und die hier entspringende Heilquelle lange unbenützt dem nahen Flüßchen zugeströmt, bevor ein industriöser Apotheker der Nachbarstadt diese Heilanstalt errichtet und nicht ohne Geschick und Erfolg in Aufnahme gebracht hatte.

Als Gehring angeritten kam, hatte die Casino-Gesellschaft schon seit einer Stunde ihr Ziel erreicht gehabt und sich unter den Bäumen in der Rotunde hinter dem Badhotel niedergethan, um sich im Schatten der Bäume vor der sengenden Glut des Mittags zu schützen und von den Strapazen des Spaziergangs zu erholen. Die bunten Gruppen der geputzten Gäste unter den grünen Bäumen und zwischen dem Nadelholzgebüsch gewährten ein höchst malerisches Schauspiel und wohen ein eigenthümliches Leben in diese sonst so stillen Räume. Adolph Gehring gönnte der Scene jedoch nur einen flüchtigen Blick, um noch unter den Gästen nach Emma und Leonie Hefftter zu sehen, die jedenfalls schon länger da sein mußten, denn der Brougham Spahlenbergs stand da dort drüben bei den Stallungen, und sein Reitknecht lehnte dort an einem Baume und beobachtete die Landstraße. Gehrings scharfes Auge vermochte jedoch die beiden Mädchen und deren Papa nicht unter den Gruppen zu entdecken, und er wollte schon unruhig werden, als ihm der Forstamts-Aktuar entgegentrat, den der Hufschlag des Pferdes aufmerksam gemacht hatte.

„Nun, Albert, was hast Du? Dein eigenthümliches Lächeln sagt mir, daß etwas vorgefallen seu; was war es?" fragte Gehring.

„Ja, es ist etwas vorgefallen, das die Herren einigermaßen konfus gemacht hat — auf meine Einmischung waren sie nicht gefaßt," versetzte der Forstmann mit einem schadenfrohen Lächeln; „aber komm, gib mir die Zügel von Deinem Rappen und laß uns dort drüben unter den Bäumen auf und ab gehen. Du und Dein Pferd sind ja schweißbedeckt, und der Gaul darf noch nicht in den Stall, sonst hat er im Handumwenden den Strengel."

„Wo sind die beiden Fräulein Hefftter, Albert?"

„Sey unbesorgt, sie sind in guten Händen, haben sich sogleich nach Ankunft der Gesellschaft an die Frau Bürgermeisterin und deren Mutter angeschlossen und sind nun dort geborgen. Sieh, dort oben halb am Berge in dem kleinen Pavillon."

„Und der Kommerzienrath?" fragte Gehring lebhaft.

„Ei, der hat eine hübsche elegante Dame getroffen, die hier im Bade zu seyn scheint und welcher er nicht von der Seite kommt! Mich dünkt sogar, der alte Hefftter hat mit dem Frauenzimmer hier ein förmliches Stelldichein."

„Und Spahlenberg?"

„Oh, der ist etwas verbissen und kleinlaut geworden, seit ich ihm ein paar Worte zugeraunt habe, die ihm den Muthwillen gelegt haben. Vielleicht fühlt er, daß ich nur zu winken brauchte, um ihm eine derbe Tracht Prügel zu verschaffen."

„Aber ich bitte Dich, Albert! komm doch zur Sache! was hat es denn eigentlich gegeben?"

„Ach ja, das ist ja die Hauptsache. Also höre! Ich ging auf Nebenwegen durch den Wald bis an das Mühlthal unterhalb Hegenach, da sah ich den Wagen Spahlenbergs in kurzer Entfernung hinter mir, und vor mir fuhr der Wagen des Badewirths, welcher Fleisch und andere Dinge aus der Stadt geholt und unter anderem Ballast auch Frau Latte und ihr Söhnchen aufgenommen hatte. Plötzlich hält der Wagen und bleibt stehen. Der Knecht hatte vergessen, beim Müller die Fische mitzunehmen und wollte zurückgehen, während er die Pferde auf der Straße stehen ließ. Wie er mich sieht, kommt er auf mich zu und bittet mich, doch den Wagen vollends hineinzukutschiren, weil der Badwirth auf das Fleisch und die anderen Dinge sehnlich warte und Frau Latte nicht allein auf der Landstraße bei den Pferden bleiben wolle. Na, ich thue ihm gerne den Gefallen, setze mich auf den Bock des Korbwagens neben die kleine dicke Frau und lasse die Pferde tüchtig austreten, und so kommen wir nur fünf Minuten nach der andern Equipage nach Lerchenthal. Der Kommerzienrath und Spahlenberg und der Bierbengel mit dem schwarzen Krauskopf und der Habichtsnase sitzen mit den Damen schon in der schönsten Laube, und meine kleine runde Frau Latte hat natürlich nichts Eiligeres zu thun, als den beiden Fräulein Hefftter ihre Aufwartung zu machen, und ist ganz glücklich, daß sie eingeladen wird, bei den Herrschaften in der Laube Platz zu nehmen, obschon sie mich unterwegs inständigst gebeten hatte, ich möge sie unter meinen Schutz

Digitized by Google

nehmen, bis ihr lieber Felix mit der Gesellschaft ankomme, denn sie sey nur aufgestiegen, weil das Gehen sie echauffire und ihr armer Kleiner zu schwach sey für eine solche Fußpartie. Jenun, ich verstand die kleine Frau. 'Der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan, der Mohr kann gehen', und ich ging, setzte mich dort unter den großen Vogelbeerbaum, stecke mir eine Cigarre in die Physiognomie, lasse mir ein Seidel Bier geben und mache den ästreichischen Beobachter. Der Spahlenberg und der Andere mit der orientalischen Physiognomie thun entsetzlich schön mit den Töchtern des Kommerzienraths, und Frau Latte ist ganz weg vor Freuden, daß für sie auch ein paar süße Brocken abfallen, und der Kommerzienrath läutt hin und her und läßt auftragen: Kuchen, Torten, Forellen, Zunge, Schinken, Champagner mit Mineralwasser und Zucker, und die Herrschaften in der Laube leben wie der liebe Gott in Frankreich. Nach einer Weile kommt ein hübsches, schwarzäugiges, elegantes Frauenzimmer vom Hotel herunter in das Rondell, — ein Badegast, wie mich dünkt, — geht an der Laube vorüber, blinzelt unter dem Sonnenschirm hinein in die Laube, nimmt dann ihre Lorgnette und trippelt darauf zu, und — hat Du nicht gesehen? — kommen Hefftter und Spahlenberg auf sie zu und begrüßen Sie, als wenn sie die Prinzessin Turandot wäre. Und nach einer Weile hör' ich sie sagen: sie gehe Kurtrinken nach dem Brunnen und hoffe die Herrschaften hernach noch zu sehen, und ich bemerke, wie sie dem Kommerzienrath im Weggehen nach einen Wink mit den Augen gibt. Holleh, denk' ich, die verstehen sich schon, und wie der alte Hefftter nach einer Weile durch das Badhotel hindurch und hinter den Stallungen herum nach der Trinkquelle und der schattigen Allee da drüben geht, da kommt mir der Gedanke: sollteſt dich doch ein Bischen anpirschen und sehen, was die Beiden treiben. Gut, ich schleiche mich also an und sehe, wie in einem kleinen Boskett der alte Sünder das hübsche Weibchen im Arme hat und diese gewaltig schön thut mit ihm, während er noch schmalt und ihr Vorwürfe macht und doch schon halb gewonnen ist. Na, denk' ich, die werden schon mit einander fertig, kehre wieder zurück nach dem Hotel und schaue 'mal rasch nach der Landstraße. Da seh' ich denn schon den Vortrab von der Gesellschaft das Thal heraufkommen, und finde, daß sie in einer Viertelstunde alle hier seyn müssen. Wie ich wieder unter meinen Vogelbeerbaum zurückkehren will, so hör' ich dort hinter der Schanthütte rechts von dem Rondell jemanden leise reden, bleibe stehen, drücke mich hinter einen Fichtenbusch und äuge hinüber. Es ist Spahlenberg mit einer Kellnerin, der er ein Stück Geld in die Hand drückt und die Wange kneipt, und hör' ihn sagen: 'Also wohl gemerkt, mein Schätzchen, sobald die Gesellschaft aus der Stadt hier eintrifft und die ersten Leute dort unter den Bäumen Platz genommen haben, dann gehen Sie zu der jüngeren Dame in dem weißen Kleide, welche bei mir in der Laube sitzt, und flüstern ihr in's Ohr: der Herr Papa bitte sie, auf einen Augenblick in den Garten-Salon zu kommen, weil er ihr etwas mitzutheilen habe; aber sie möge ihn nicht warten lassen! — Sie müssen die Sache dringlich machen, hören Sie? und sollen dann ein hübsches Douceur haben.' Die Kellnerin verspricht ihr Bestes zu thun, und Spahlenberg schleicht sich zu der Laube zurück, als ob nichts geschehen wäre, und ich mache einen Umweg, um ungesehen zu dem kleinen Tanzsaal zu kommen, der dort hinten seitwärts von dem Rondell steht und wo bei Regenwetter ...."

„Schon gut, ich kenne den Ort — nur weiter, weiter!" drängte Gehring ungeduldig.

„Die Eingangsthüre ist von der andern Seite, von der kleinen Allee her, wie Du weißt," fuhr der Forstmann fort, ohne sich in seiner Umständlichkeit stören zu lassen; „ich machte also die Vorthüre auf und streckte den Kopf hinein; aber da ist eine Art Vorhalle, wo rechts ein Buffet und links eine Treppe ist, die zu der Musiktribüne hinaufführt. Niemand um den Weg, — die Thüre zum Saal angelehnt, der Saal selber leer, keine Seele weit und breit. Ich hatte geargwöhnt, der alte Hefftter sey mit seinem Schätzchen hier versteckt, und Spahlenberg wolle ihm einen Schabernack spielen und ihn durch eine seiner Töchter überraschen lassen, was ich dem alten Sünder wohl gegönnt hätte ...."

„Aber doch dem Mädchen nicht, Albert?" fiel ihm Gering in die Rede; „bedenke doch, wie wehe eine solche Entdeckung einem anständigen Mädchen thun muß!"

„Ach ja, ich weiß es, und darum stellt' ich mich dort im Gebüsch auf die Lauer, um die Uebertumpelung zu verhindern, denn daß eine Teufelei im Werke war, hatt' ich in Spahlenberg's tückischem Lächeln gelesen," fuhr Albert fort. „Ich hatte aber schon mit einem einzigen Blicke bemerkt, daß die hübsche kleine Dame in dem hochrothen Shawl mit dem Kommerzienrath dort droben am Berge hinauf lustwandelte und beide sich in den Wald schlugen, also konnte ich sicher seyn, daß sie nicht hier in die plumpe Falle gehen würden. Es währt nicht lange, so höre ich den Liederkranz herankommen, wie man aus vollem Halse ‚Singe wem Gesang gegeben' hervorgelte, und sah von meinem Versteck aus, wie die Sänger, der Oberlehrer Baumseld voran, zu vier und vieren Arm in Arm die Allee heraufzogen und sich sogleich mit lärmender Fröhlichkeit an den Tischen auf der Schattenseite niederließen. Gleich darauf knisterte der Sand und Kies unter einem vorsichtigen Schritt, und ich sehe, wie der Zierbengel, der mit Spahlenberg gekommen, aus einem Nebenpfad im Lustgehölz herankommt und in den Gartensaal hineinhuscht."

„Alle Teufel!" entfuhr Gehring unwillkürlich, und seine Blicke verriethen eine namenlose Spannung.

„Oh, der Bursche hatte ein übles Stellbichein, sag' ich Dir — ich hab' ihm den Spaß weidlich verdorben," versetzte Albert, und seine Augen funkelten von einer wilden Schadenfreude. „Von meinem Standpunkt aus konnt' ich das ganze Rondell und die Lauben und Hüttchen auf jener Seite dort übersehen, und wie ich nun den Kerl in dem Gartensalon verschwinden sehe, schau' ich mich unwillkürlich nach den Hefftter'schen Frauensleuten um, und sehe sie vor der Laube stehen und den Einzug der Sänger und der andern Gesellschaft beobachten, und sehe wie die Kellnerin zu Fräulein Leonie herantritt und ihr einige Worte in's Ohr flüstert, worüber sie sichtlich erschrickt und zusammenbebt. Und nach einer kleinen Weile sehe ich sie allein und scheu von der Laube weggehen und durch das Boskett hieher kommen. — Jetzt war mir alles klar und mit Einem Satze war ich bei der Vorthüre, huschte hinein und drückte mich an die Seite des Buffets. Die Saalthüre war nur angelehnt und ich hörte den Burschen mit dem Kraushaar drinnen herumgehen mit seinen knarrenden Stiefeln und dann an die Thüre kommen und horchen. Keine Minute später höre ich am knirschenden Sand und rauschenden Gewand, das an den Büschen streift, die Mamsell heranKommen, trete halb hervor, daß sie mich beim Eintreten bemerken muß, und wie sie auf die Schwelle tritt, ängstlich und schüchtern und mit einer Miene, als ob sie zum Schaffot ginge, winke ich ihr abwehrend und bittend und trete hinaus ...."

„Nun? weiter, weiter!"

„Mein Fräulein, Sie dürfen nicht hinein, man hat Sie zum Besten,' flüsterte ich; 'nicht Ihr Papa erwartet Sie hier, sondern der Freund Spahlenberg, der Hebräer .... Es ist ein Bubenstück, das der elende Korsettenschwindler ausgeheckt hat. Kehren Sie auf einem andern Wege zurück und stellen Sie sich unter den Schutz einiger anständigen Damen!' — Du hättest den Blick sehen sollen, den sie mir zuwarf und den ich lebenslang nicht vergessen werde. Meiner Seel', mir schlug das Herz ordentlich davob ...."

„Und Leonie? Fräulein Hefftter?" rief der Assessor.

„Oh, das ist ein Kapitalmädel! diese Geistesgegenwart! sie ging ruhig weiter, als ob sie auf die Höhe steigen wolle, und ich war

Digitized by Google

mit Einem Satze in der Vorhalle, riß die Saalthüre auf und schleuderte das geschniegelte Kerlchen beinahe auf den Boden. Ha, das Gesichtchen möcht' ich malen können, das er schnitt. Aber trotz Erstaunen, Wuth und Aerger war es doch komisch dumm. 'Sie haben mich nicht hier erwartet, Muthjeh!' sagte ich, und rückte ihm so dicht auf den Leib, daß er mir nicht entwischen konnte, und kriegt' ihn an der Kravatte zu fassen, die ich ihm gelinde zusammendrückte, daß er kirschblau wurde; 'das anständige Mädchen, welches Sie hieher locken ließen, wird nicht kommen,' sagt' ich, 'denn ich habe es zurückgehalten und bringe Ihnen da ein paar Grüße von dem Fräulein, welche Sie sich in Ihr Stammbuch legen können!' Und schlug ich ihn rechts und links hinter die Löffel, daß ihm Hören und Sehen verging und er von einer Ecke in die andere taumelte ....'

„Albert! Mensch, ich möchte Dir um den Hals fallen, das hast Du köstlich gemacht!' rief Gehring und lachte, daß ihm die Thränen in die Augen traten. „Das Verfahren war zwar sehr summarisch, aber verdient! Und Du hattest doch keine Zeugen?'

„O nein — wir waren hübsch ordentlich unter vier Augen, und ehe er noch schreien konnte, hatte ich ihn wieder am Fittich und sagte: 'Nur einen einzigen Laut, Bursche, und ich würge Dich ab, wie einen Fuchs' — verdammter Sommerfuchs, der Du bist! Sag' Deinem Spießgesellen Spahlenberg, was Dir hier passirt ist und daß ich nicht übel Lust habe, ihm auch ein Probchen von meiner Handschrift auf's Gesicht zu geben!' und dabei gab ich ihm wieder ein paar Knüffe auf die Magengrube, daß er das Maul aufriß, wie ein Karpfen auf dem Sande, und am ganzen Leibe zitterte. Dann schleppt' ich ihn an ein Fenster auf der andern Seite des Saals, riß das Fenster auf und sagte: 'Nun marsch da hinaus und auf einem andern Wege zurück, als Du gekommen bist, Muthjeh, oder ich drücke Dir ein paar Rippen ein!' Und Du hättest den Satz sehen sollen, mit dem er durch das Fenster voltigirte, daß er den Strohdeckel verlor ....'

„Junge, ich möchte diese Scene malen können," lachte Gehring; „der Zieraffe in Deinen Bärenbranten — das muß köstlich gewesen seyn! Nur die Obrfeigen gefallen mir nicht ganz. Du warst dem Burschen allzusehr überlegen."

„Roh Millionen Schock Donnerwetter! Da halte mir Einer seine Hände im Zaum, wenn er einen solchen Buben vor sich hat!" sagte der hünenhafte Forstmann. „Der Kerl mag Gott danken, daß er so glimpflich davon kam, denn wenn ich nicht an mich gehalten hätte, um die Faust nicht zu gebrauchen, so lag' er ja da wie ein Lappen."

„Und was geschah hernach, Albert?"

„Gar nichts, Assessor! als ich die Saalthüre von innen verriegelt hatte und ihm nachstieg und nach dem Rondell herunter kam, war von ihm und Spahlenberg nichts zu sehen, und die beiden Fräulein Hesster hatten sich an die Familie des Bürgermeisters angeschlossen, und Frau Latte saß allein noch in der Laube und fütterte ihren kleinen Jungen mit den Ueberresten des Konfekts."

„Und Spahlenberg und sein Begleiter sind fort?" fragte der Assessor lebhaft.

„Im Gegentheil — sieh dorthin! Da empfangen sie ja soeben ihre Kameraden, die mit dem neuen Hotelier kommen."

„Gib Acht, nun setzt es Händel, Albert, was mir um Deinetwillen leid thun sollte!"

„Sey ganz ruhig, ich habe da einen riesigen Forstgehilfen in der Nähe, und unter den Sängern einige stämmige Burschc mit tüchtigen Fäustcn, und wenn ich hetze, dann stiegen sie alle hinaus wie Schneebälle. Wir wollen die sechs Burschc da sogleich kalt stellen, wenn sie sich muckscn. Ich bin just in der rechten Laune zu einer kleinen Balgerei."

„Nicht doch, vermeide allen Affront und tritt ihnen nicht in den Weg, wenn Du es vermeiden kannst, lieber Freund! Du hast schon genug gethan. Und obendrein fürchte ich, das Stück ist noch nicht zu Ende gespielt, denn wenn Spahlenberg nichts andres wollte, als Leonie Hesster etwas durch das Stellbichein mit einem jungen Wüstling compromittiren oder irgend eine Scene aufführen, welche dem Mädchen an seinem Ruf schadet, so bedurfte des Ausflugcs nach Lerchenthal nicht."

„Jemn, Assessor, komme was da wolle, und sollen sie auf dem Platze finden, nicht wahr?" sagte der Forstmann mit einem muthigen Blitz in seinen scharfen Augen.

„Jedenfalls, Albert, und ich rechne auch auf Dich und Deine Unterstützung, aber besonders in Einer Beziehung: bitte, stelle Dich den Burschen dort nicht geflissentlich in den Weg, und suche wenigstens keine Händel mit ihnen!"

„Darüber darfst Du ruhig seyn, Assessorchen! Ich werde mich auf der Defensive halten; aber wann sie an mich kommen, dann fallen grobe Späne. Für jetzt ziehe ich mich auf den Sängerkranz zurück, um den zweiten Baß zu unterstützen; aber wenn Du mich brauchst, dann darfst Du nur winken oder mich rufen lassen. Es kennt mich ja jedes Kind hier im Hause."

Spahlenberg und Schweinfurter gingen mit den vier anderen Herren in angelegentlichem Gespräche in der jenseitigen Allee auf und nieder, und erschienen in lebhafter Discussion begriffen. Gehring übergab seinen Rappen, der sich inzwischen etwas abgekühlt hatte, den Stallknechten und mischte sich unter die versammelten Gäste, um die beiden Fräulein Hesster aufzusuchen, hatte aber das Unglück, beim Streifen eines der kleinen Pfade im Lustgehölz dem Kommerzienrath mit der fraglichen Dame zu begegnen, in welcher er die Majorin von Reclair von neulich erkannte, die mit der anschmiegenden Zärtlichkeit einer Braut an dem Arme des alten Herrn hing. Herrn Hesster war diese Begegnung sichtlich unangenehm, denn er erwiderte den leichten Gruß des Assessors beinahe finster, als ob er diesen im Verdacht habe, er sey ihm geflissentlich in den Weg getreten oder nachgeschlichen. Allein im Bewußtseyn seiner Unschuld benahm sich Gehring ganz unbefangen, ging vorüber, ohne sich umzublicken und hatte bald den kleinen Pavillon an der Bergwand erreicht, wo Emma und Leonie Hesster bei der Familie Führich saßen.

Leonie war noch immer blaß und verstört, und die lieben Augen so wehmüthig, als wollten sie jeden Moment von Thränen überströmen. Der Anblick des Assessors rief jedoch einen leichten flüchtigen Schimmer von tröstlichem Lächeln auf ihren Zügen hervor und sie rückte sogleich auf der Bank etwas zurück, um ihm neben sich Raum zu machen.

„Sie sind herausgeritten, Assessor?" fragte Herr Führich nach den ersten Begrüßungen; „wenn ich nicht irre, sah ich Sie vorhin hoch zu Roß herantraben."

„So ist es, Herr Bürgermeister; ich hatte heute früh vergessen, noch einen wichtigen Brief abzusenden, kehrte daher im Schnellbergwalde wieder um, besorgte meine Commission und borgte mir dann vom Müller Klaus ein Pferd, um durch einen forcirten Ritt das Versäumte einzuholen. Sie wissen ja, daß ich heute noch als eine Art Festredner auftreten muß; da durft' ich doch nicht auf mich warten lassen."

„Dann wird Ihnen ein Gläschen Wein auf den scharfen Ritt wohl thun, Herr Assessor! Darf ich Ihnen aufwarten?" fragte die Schwiegermutter des Bürgermeisters und bot ihm ein Glas.

Gehring nahm es ohne Ziererei, trank in durstigen Zügen und nahm dann neben den beiden Schwestern Hesster Platz.

„Kennen Sie das Programm des Stiftungsfestes, Herr Assessor?" fragte die Bürgermeisterin. „Doch ja, Sie sind ja vom Comité; Sie müssen es kennen!"

„Das Programm ist sehr einfach, meine Damen; nachdem sich die Gesellschaft einigermaßen erquickt haben und das Musik-Corps des Jägerbataillons angekommen seyn wird, tragen die Sänger eine kleine

Digitized by Google

Festcantate unter Orchester-Begleitung vor; hierauf Festrede von Herrn Professor Regelmann, dann ein vierstimmiges Lied; hierauf Vortrag eines lyrischen Festgrußes durch meine Wenigkeit, und zum Schlusse noch eine Cantate mit Orchester-Begleitung. Dieß wird gerade so lange währen, bis die Tischglocke ertönt, und dadurch ist den Pflichten der Tagesordnung Genüge geleistet, und die verehrte Gesellschaft hat den ganzen Nachmittag zu Tanz und Gesellschaftsspielen frei."

Diese Anordnung fand allgemein Beifall, und da die meisten Gäste sich vorläufig etwas gelabt und restaurirt hatten, so zerstreuten sich die meisten in den Anlagen des kleinen Vergnügungsortes, besichtigten die Brunnen- und Bade-Einrichtungen oder stiegen auf den verschiedenen Waldpfaden zur Höhe hinan, um die Aussicht nach dem Gebirge zu genießen.

„Wollen wir nicht ebenfalls ein Bischen herumschlendern und Papa aufsuchen, Leonie?" fragte Emma und warf dem Assessor einen schüchternen bittenden Blick zu; „vielleicht ist Herr Gehring so freundlich, uns sein Geleite zu gönnen — vorausgesetzt, daß Sie nicht zu müde sind; Herr Assessor!"

In der nächsten Minute führte dieser die beiden Schwestern einen Waldpfad hinan, der zu den weniger betretenen gehörte, und bald sahen sie sich allein.

„Sie sind leidend, Fräulein, ich sehe es Ihnen an," wandte er sich an Leonie. „Aber lassen Sie sich, ich bitte, denn Sie wissen ja, daß Ihre Freunde Ihnen nahe sind."

„Schwester hat einen sehr unangenehmen Auftritt gehabt," wollte Emma einwenden; aber Gehring fiel ihr sogleich in's Wort:

„Ich weiß alles, meine Damen; der Forstamts-Aktuar hat mir sogleich bei meiner Ankunft alles berichtet; er hatte mir versprochen, während meiner Abwesenheit über Sie zu wachen. Und überdieß kann ich Ihnen mit ziemlicher Gewißheit in Aussicht stellen, daß Ihre Frau Mutter jedenfalls hieher kommen wird."

„Wirklich? Oh, dann ist alles gut," sagte Emma voll zuversichtlicher Hoffnung. „Wenn die Mutter da ist, brauchen wir Herrn Spahlenberg nicht zu fürchten, denn sie hält ihn mit einem einzigen Blicke im Bann."

„Wie danke ich Ihnen, Herr Gehring! Der unerwartete Beschützer kam also von Ihnen, und Sie haben wohl auch die Mutter benachrichtigt?... Dieß also war der Grund Ihrer Umkehr nach der Stadt?..." stammelte Leonie bewegt und reichte ihm die zitternde Hand, während ihr die hellen Thränen über die erglühenden Wangen herabrannen. „Zum zweiten Male sind Sie mein guter Engel!"

„Sie danken mir zu frühe, mein Fräulein, und überschätzen mein Verdienst," erwiderte er und zog rasch ihre Hand an seine Lippen, ehe sie es ihm wehren konnte. „Meine Rückkehr nach der Stadt hatte eigentlich einen andern Grund, den Sie vielleicht später erfahren werden. Das Wenige aber, was ich für Sie zu thun vermochte, ist ungeheuer unbedeutend gegen das, was ich thun möchte, um Sie ruhig und glücklich zu machen, mein Fräulein."

Ein rascher Blick, worin innige Zärtlichkeit sich mit scheuer Angst paarte, streifte einen Moment seine Züge, dann schlug Leonie ihre Augen zitternd zu Boden und suchte ihm ihre Hand zu entziehen. „Herr Assessor, Sie sind so gut gegen mich, und ahnen nicht, wie wenig ich dieß an Ihnen verdiene," stammelte sie mit einem leichten Schluchzen. „Und doch, wenn Sie alles wüßten, würden Sie mich sicher entschuldigen...."

„Oh, kein Wort weiter, mein Fräulein! glauben Sie mir, daß ich schon seit unserer Begegnung am gestrigen Abend *ahne*, was im Werke ist, selbst wenn Sie nicht reden könnten noch dürfen. Und ohne daß Sie mir ein Recht gegeben haben, Ihre Sache zu führen, rufe ich doch das Vorrecht jedes Mannes von Ehre an, Ihnen in Ihrer Bedrängniß meine Hülfe anzubieten. Der heutige Tag ist vielleicht ein Wendepunkt in Ihrem Leben, mein Fräulein, — vielleicht auch in dem meinigen," fuhr er mit steigender Bewegung fort und ward befangen. „Sie wissen, theure Leonie, was ich für Sie fühle! Sollten Sie nicht den Muth haben, mir ein *Recht* zu verleihen, daß ich als Ihr Beschützer auftrete, sogar gegen Ihren eigenen, momentan verblendeten Vater?"

Leonie schrak zusammen und machte eine abwehrende Handbewegung; Emma trat erschrocken näher und heftete ihre Blicke abwechselnd auf die Beiden.

„Mißverstehen Sie mich nicht, theuerste Leonie, ich beschwöre Sie," fuhr Gehring fort, und seine Stimme ward unwillkürlich unsicher. „Ich will Sie durchaus nicht zum Ungehorsam gegen Ihren Vater veranlassen, sondern nur geltend machen, daß er Ihnen ein Opfer auferlegen will, das jedenfalls vergeblich ist und den verblendeten Mann nur in neue Verwickelungen stürzen würde. Spahlenberg *kann* Sie nicht heirathen, unmöglich — fragen Sie mich nicht um die Gründe, Leonie, sondern *glauben* Sie mir. In wenigen Stunden werden Sie sich davon überzeugen. Darum muthig und gefaßt, meine theure Leonie! Und da wir uns vielleicht in langen Wochen nicht wieder so ungestört sehen und sprechen wie in dieser Stunde, so gestatten Sie mir, Ihnen zu sagen, daß.... ich Sie innig und treu liebe und daß ich um Ihr Herz und Ihre Hand werbe, mein gleiches Kind, daß ich Freud und Leid mit Dir theilen will..."

„Nein, nein, das kann nicht seyn, ich bitte Sie, Adolph, nehmen Sie dieß Wort zurück!" erwiderte sie hastig und in einer unbeschreiblichen nervösen Aufregung. „Dieses Opfer der Großmuth *darf* ich nicht annehmen."

„Sie nennen Großmuth, was nur die aufrichtigste Neigung ist, Leonie? Oh, nur ein einziges Wort, das Sie zu nichts verpflichten soll: Bin ich Ihnen gleichgültig, Leonie? habe ich mich getäuscht in der Annahme, daß auch Sie mir gut sind?"...

Sie blickte ihn eine halbe Minute auf eine unbeschreibliche Weise so süß und doch so bange an, daß sein Herz aufjubelte und doch seine Augen sich feuchteten; dann schüttelte sie energisch das Haupt und barg schnell ihr Gesicht an der Schulter ihrer ältern Schwester. Adolph aber schlang rasch seinen Arm um Leonie, küßte sie zart auf die Stirne und sagte: „Habe Dank, meine Geliebte! ich wußte es ja. Und nun *habe* ich ein Recht und eine Pflicht, für Dich einzutreten. Emma, liebe Schwester, hören Sie mich nun und wiederholen Sie es Leonien: sie *darf* Ihrem Vater nicht das wahnwitzige Opfer bringen, Spahlenberg zu heirathen, der sie nicht einmal heirathen *kann*. Selbst um diesen Preis ist der Kommerzienrath wohl kaum mehr zu retten, und Spahlenberg selbst befindet sich in höchst zweifelhaften Umständen. Ich muthmaße, wie es um euren Vater steht, und gerade *weil* euch ein Unfall treffen kann, dessen Größe noch nicht abzusehen ist, werde ich heute um Leonie's Herz und Hand, damit sie eine Stütze im Unglück und eine Heimath in der Noth habe. Und nichts, liebe Emma, soll mich in diesem Vorhaben irre machen. Wenn euer Papa in seinem Vorurtheil und Wahn mir auch Deine Hand versagen sollte, meine theuerste Leonie, Deine Mutter und Bruder Gustav werden meine Werbung sicher billigen, und auch Sie, liebe Emma, nicht wahr?"

„Edler, großmüthiger Freund!"... lispelte diese und reichte Gehring die Hand.

„Und nun ist gesagt, was mir schon seit Wochen auf den Lippen schwebte," fuhr Gehring fort, „und ich bin über den Wendepunkt meines Lebens hinweg, liebste Leonie; ich weiß, daß Du mich liebst und daß vielleicht nur ein vorschnell gegebenes Versprechen, gelesset in dem Wahn, daburch Deinen Vater zu retten, uns noch trennt. Aber diese Schranke soll noch heute fallen, so wahr ich Dich liebe..."

„Oh, wenn dieß möglich wäre!?" flüsterte Leonie und richtete ihr Köpfchen mit neubelebter Hoffnung auf.

„Es ist möglich, mein süßes Herz — nur noch ein Stündchen

Digitized by Google

Geduld, dann soll ein Schlag auf Spahlenbergs Haupt fallen, der ihn vernichtet. Er oder ich; aber er sicherer als ich. Darum sey stark und muthig, meine innigst geliebte Leonie! Deine Mutter und ich wachen ja über Dich, und Spahlenbergs Anschläge werden zerstieben wie Spreu vor dem Winde!"

Diese zuversichtlichen Worte lösten gleichsam den Bann der Angst, welcher seit dem gestrigen Abend auf der Seele des jungen Mädchens lag, und mit der ganzen Elasticität der Jugend klammerte Leonie sich an die Versicherungen des Geliebten an. Wem glaubt denn das Herz lieber als demjenigen, der es ganz erfüllt?

„Gott lohne Ihnen diese schöne That, Adolph," flüsterte sie und reichte ihm die Hand, die er stürmisch an sein Herz und seine Lippen drückte. „Aber bedenken Sie auch, was wir nun sind? Darf die Tochter eines Bank..."

„Vollende nicht, Herzens-Leonie! mit Gottes Hülfe soll es nicht so weit kommen, so lange ich noch Vermögen habe!" sagte Gehring. „Laß die Leute so reden, aber in meiner Achtung stehen Hefftens Töchter, welche des Vaters Unglück mit solcher Demuth und Fassung tragen, nun höher, als wenn sie über Millionen geböten. Ich habe Brod und eine Heimath für Dich und die Deinigen. Erniedrige nicht Dich und mich, meine Geliebte, indem Du von Geld und äußerm Glücke sprichst! Laß doch den gewöhnlichen Menschenpöbel!" Und sie fest an sich drückend, besiegelte er seine Werbung mit dem ersten heißen Kusse auf ihren süßen Mund.

23.

Eine Trompeten-Fanfare, welche weithin durch den Wald schallte, störte dieses trauliche, unsäglich süße Beisammensetzen der beiden Liebenden, deren stilles Glück Emma mit treuem Herzen mitfühlte und mitgenoß.

„Das Signal, daß das Fest beginnen soll," sagte Gehring, von der Rasenbank aufstehend, wo er mit Leonien Hand in Hand gesessen hatte. „Laßt uns hinunter gehen, damit wir noch gute Plätze bekommen!" Er reichte Leonien seinen Arm, den sie schüchtern und errötheud annahm, und sie schritt gefaßt und mit ruhigerer Miene den Berg hinab, und löste ihren Arm erst aus dem seinigen, als man in die tiefere Region des Berghangs hinabkam, wo die Hagenbacher Gäste in häufigeren und zahlreicheren Gruppen von den verschiedenen Waldpfaden herabkamen.

Die Festordner waren schon geschäftig gewesen, das Rondell hinter dem Kurhause in den Festplatz zu verwandeln. Gewinde und Kränze von Fichtenreisern schwangen sich jetzt von Baum zu Baum, die Militärkapelle des Jägerbataillons hatte vor dem Gartensaale Platz genommen; eine Art Rednerbühne, mit Fichtenreis bekleidet, war in die Mitte des Platzes gerückt, und in weitem Rund waren Bänke und Stühle für die Damen aufgestellt.

Als Gehring mit Emma und Leonie das Rondell betrat, fiel ihm sogleich eine Gruppe in die Augen, die seine Züge mit einem gewissen Ernst erfüllte. Auf der Schattenseite, der Rednerbühne so nahe wie möglich und in der vordersten Reihe, lag die Majorin Reclair in einem Stuhl hingegossen, einen Fächer in der Hand, mit welchem ihre Finger wie unbewußt spielten. Neben ihr saß einerseits der Kommerzienrath, mit welchem sie ungemein vertraut that, anderseits ein junger Modegeck, und hinter ihr saßen und standen die beiden Offiziere, Spahlenberg, Schweinfurter, Schwägerle und der andre fremde Elegant, welcher Spahlenbergs Jagdgast gewesen war. Die Majorin kokettirte mit allen diesen Herren und schien ausgelassen munter, denn sie lächelte fortwährend und hielt häufig ihr Taschentuch vor den Mund, wie um nicht laut hinauszuplatzen. Zur Abwechslung lorgnettirte sie dann um die Wette mit ihren Verehrern die Damen, welche im Kreise Platz nahmen, und schien sich über manche etwas bizarre Toilette oder auffällige Bethätigung von provinzialem schlechtem Geschmack lustig zu machen. Herr Hefftter schien sich nicht in der behaglichsten Situation zu befinden, und sah sich öfters im Kreise nach seinen Töchtern um. Sein Gewissen und Gefühl sagten ihm, daß die Augen der Mehrzahl seiner Mitbürger auf ihn und die anscheinend vornehme Dame an seiner Seite gerichtet seyen, und daß deren Benehmen in diesem Kreise ein Aergerniß gebe. Zwei Stühle neben ihm waren noch frei und offenbar für seine Töchter bestimmt.

„Soll ich Sie zu Ihrem Papa hinbringen?" fragte Gehring flüsternd seine Begleiterinnen.

„Nein, um Gotteswillen nicht! wir wollen nicht neben jedem Frauenzimmer sitzen," bat Emma. „Komm, Leonie! setzen wir uns hier in die Ecke, wo wir am wenigsten gesehen werden können."

Die jüngere Schwester war damit einverstanden, und so nahmen sie an einem der feststehenden rohen Tische Platz, wo sie beinahe sicher waren, von ihrem Vater nicht gesehen zu werden, denn ein unerklärliches, instinktives Etwas hielt sie ab, sich in jenen Kreis zu mengen. Diese kokette Majorin Reclair stößte ihnen einen Widerwillen ein, seit sie dieselbe an jenem Abend in Spahlenbergs Gegenwart in ihrem Hause hatten erscheinen und daselbe wieder so rathselhaft schnell verlassen sehen. Und obschon ihnen Mama nicht gesagt hatte, was zwischen der Fremden und ihr vorgefallen war, so vermutheten Emma und Leonie doch mit ziemlicher Gewißheit, daß eine Erörterung irgend welcher Art zwischen Frau Hefftter und der Fremden den „französischen" Abschied der letztern befördert hatte.

Das Fest verging, wie alle derartigen Feste, von denen jede unserer geehrten Leserinnen gewiß schon so viele mitgemacht hat, daß sie sich ein solches nach seinem ganzen Verlaufe vorstellen können. Nach der Contate mit Orchester, welche von den Sängern mit enthusiastischer Aufbietung ihrer ganzen Lungenkraft vorgetragen wurde, folgte die höchst blumenreiche, mit Citaten aus alten und neuen Klassikern reich durchspickte und durchwobene Rede des schöngeistischen Professors, welche mit dem Schiller'schen Spruche aus Tell: „Seyd einig, einig, einig!" schloß und nur den Mangel hatte, daß sie um vier Fünftel zu lang war und vor lauter Citaten keinen rechten Mittelpunkt hatte, aber dennoch stürmisch applaudirt ward. Dann kamen zwei Lieder und dann der Vortrag des Festgedichts durch den Assessor Gehring, ein paar schöne, schwungvolle und tiefempfundene Verse, welche derselbe ohne falsches Pathos mit Kraft und Würde vortrug.

Als Gehring, welchem Emma und Leonie natürlich mit besonderer Theilnahme gefolgt waren, sich von der Rednerbühne zu seinem Platze zurückbegab, begegnete sein über die Zuhörermenge hinschweifender Blick dem Gesichte seines Freundes Dauels, welcher ihm grüßend und auf eine bedeutsame Weise zunickte, und gleich darauf nahm er an einem Fenster des Kurhauses auch die ernsten Züge der Kommerzienräthin gewahr, welche heute einen besonders besorgten Ausdruck zeigten. Gehring winkte ihr einen Gruß zu, und da sie ihm mit dem Auge folgte bis zu seinem Platze, fand sie auf diese Weise die hinter anderen Gruppen halbversteckten Töchter heraus, trat zu ihnen und bereitete ihnen hiedurch trotz der vorbereitenden Meldung Gehrings von Mama's Ankunft immer noch eine freudige Ueberraschung.

„Wie lieb von Dir, beste Mama, daß Du Dich doch noch entschlossen hast, uns hieher zu folgen!" sagte Emma seelenvergnügt, denn die Nähe der Mutter und des Herrn Dauels, welchen sie ebenfalls im Kreise bemerkt hatte, gaben ihr, im Verein mit der Stätte, welche sie an Gehring gefunden, ihre volle Ruhe und ihr ganzes Vertrauen wieder. „Hast Du Papa schon gesprochen, liebe Mutter, soll ich ihn herbeiholen?"

„Lassen wir ihn, liebes Kind — wir wollen die Feier nicht stören; ich bleibe einstweilen hier bei euch," entgegnete die Kommerzienräthin. „Was ist denn Leonien geschehen, liebe Emma?" setzte sie leise hinzu.

Digitized by Google

„Oh, gar nichts, liebe Mutter — ein leichter Schreck, aber Adolph hatte alles so angeordnet, daß der hübsche Anschlag mißglückte."

„Welcher Adolph?" fragte die Mutter, und auf einen bedeutsamen Blick Emma's nach dem Assessor hin ergriff die Kommerzienräthin dessen Hand und drückte sie stumm und innig, was Adolph ebenso erwiderte.

Die Schlußcantate war noch nicht zu Ende, so beugte sich Spahlenberg vorwärts zu Hessler und flüsterte ihm in's Ohr: „Zwei Neuigkeiten für Sie, Kommerzienräthchen! mein Franz meldet mir soeben, daß Ihr tugendhafter Dauels mit einer verschleierten Dame angekommen sey und mit derselben sich auf ein Privatzimmer sich zurückgezogen habe, und daß vor fünf Minuten Ihre Frau Gemahlin ebenfalls in aller Stille vor dem Badehotel angefahren sey. Wie es scheint, sollen Sie überrascht werden."

Der Kommerzienrath wechselte plötzlich die Farbe und rückte unwillkürlich von der schönen Dame an seiner Seite hinweg, welche soeben mit dem jungen Elegant aus der Residenz scherzte und lachte; dann aber sah er sich scheu und mit einer kaum bewältigten Befangenheit im ganzen Zuschauerkreise um, ohne jedoch seine Frau entdecken zu können.

„Sie haben mich zum Besten, Spahlenberg," erwiderte er, sich zu demselben zurückwendend.

„Keineswegs; Ihre beiden Töchter haben sich bereits wie Küchlein unter die Fittige der Mama geflüchtet," erwiderte dieser ironisch. „Sehen Sie 'mal dorthin, wo der Assessor Gehring steht; dicht daneben haben Sie die lieben Ihrigen, und darum sind die beiden Stühle neben Ihnen leer geblieben."

Als der Kommerzienrath hinblickte, begegneten seine Augen gerade denjenigen seiner Frau, und er bebte unwillkürlich zusammen, stand auf und wollte die Seinigen aufsuchen. Allein in diesem Augenblick schloß die Cantate mit einem effektvollen Finale, ein allgemeiner lauter Beifall erscholl und die Zuhörer erhoben sich von ihren Sitzen und drängten sich wirr durch einander, um sich zusammenzufinden und nach dem großen Speisesaal zu begeben, um sich Plätze zu sichern. Der Kommerzienrath hatte Mühe, sich durch die Menge hindurchzudrängen und seine Frau und Kinder zu erreichen.

„Guten Tag, Louise! wie hübsch, daß Du Dich eines Bessern besonnen hast und noch nachgekommen bist!" redete Herr Hessler seine Frau an, denn er hatte sich wieder einigermaßen gefaßt und beschloß gute Miene zum bösen Spiele zu machen. „Du bist doch hoffentlich mit unseren eigenen Pferden gekommen?"

„Ja, Manuel, das bin ich, obschon ich Dich wahrscheinlich nicht angenehm überrascht habe," erwiderte die Kommerzienräthin zwar ruhig, aber mit einem festen, durchdringenden Blicke auf ihren Gatten. „Ich habe Dir ein stilles Vergnügen gestört, Manuel, aber ich hätte nicht geglaubt, daß Du Dich so weit vergessen könntest, unsere Kinder in die Nähe eines solchen Weibes zu bringen," setzte sie leise hinzu; „ich hätte Dir mehr Ehrgefühl und Scham zugetraut, als daß Du Dich an der Seite einer solchen — Kokette öffentlich zeigen würdest. Was müssen die Kinder, was Deine Mitbürger von Dir denken?"

„Von wem sprichst Du, liebes Herz? ich verstehe Dich wahrhaftig nicht," stammelte er.

„Von dem Liebchen, welches Du Dir in der Hauptstadt gehalten hast, Manuel, und mit welcher Du hier eine Zusammenkunft verabredetest," sprach Frau Louise mit niederschmetternder Ruhe. „Da sieh' nur hin, wie das Weib mit den beiden unbärtigen Offizieren tändelt! Ist sie nicht eine vollendete Kokette, diese schöne Majorin?"

„Ah, Du meinst Frau v. Reclair, mein Kind? Ich wußte gar nicht, daß Du sie kennst .... Aber ich kann Dir mein heiliges Ehrenwort geben: ich hatte gar keine Ahnung davon, daß sie hier ist, und im Uebrigen ist mir die Person ebenso gleichgültig, als mir ihre Angelegenheiten fatal sind, und Dein eifersüchtiges Mißtrauen ist ganz ungegründet."

„Glaube ja nicht, daß ich nur deßwegen hieher gekommen sey, Manuel," versetzte die Kommerzienräthin und warf halb schmerzlich, halb geringschätzig den Mund auf. „Wäre ich nicht um meines Kindes willen in Sorge gewesen in Folge eines anonymen Briefes, der mir beim Weggehen aus der Kirche zugesteckt wurde, so würde es mich niemals gelüstet haben, mit eigenen Augen zu sehen, an was für Personen Du Dich vergissest und welchen Du Deine eigene Ehre und diejenige Deiner Familie opferst. Aber jene anonymen Briefe lügen nie, und wenn ich auch die Urheberin davon kenne und deutlich einsehe, daß jene Person es nur darauf abgesehen hat, mir wehe zu thun, so bin ich doch fest entschlossen, ihr zu zeigen, daß ich ihr trotze, denn wenn eine von uns beiden bei dieser Begegnung erröthen muß, so bin ich es doch sicher nicht. Aber Eines bedinge ich mir aus, Manuel: die Mädchen und ich werden bei der Tafel jener Person nicht gegenüber sitzen."

„Der Majorin? O nein, das ist ja selbstredend. Allein ich weiß gar nicht, was Du gegen diese Frau hast, welche doch eine sehr anständige ist."

„Oh, sehr anständig — Beweis genug ihr Aufzug und ihr Benehmen. Aber ich will nicht bitter werden, denn jene Person verdient nicht einmal meinen Groll. Kommt, Kinder! komm', Adolph!"

Herr Spahlenberg bewillkommnete nun mit den freundlichsten Worten und dem zuvorkommendsten Lächeln die Kommerzienräthin, aber seine Augen blitzten etwas schadenfroh, obschon er sich unverkennbar Mühe gab, seine Freude zu verbergen. Er erbat sich die Ehre, ihr seinen intimen Freund Alfred Schweinfurter vorstellen zu dürfen, welcher bereits die Bekanntschaft der beiden Fräulein Hessler gemacht habe und ganz von denselben entzückt sey; aber Frau Louise würdigte ihn wie seinen Freund nur einer kühlen, stummen Verbeugung und wandte sich zu Dauels, der soeben herzutrat, um seinen Prinzipal und dessen Familie zu begrüßen.

„Warum sagten Sie mir nicht, daß Sie herausführen, Herr Dauels?" redete sie ihn an. „Sie hätten ja Platz genug in unserm Wagen gehabt."

„Sie sind sehr gütig, Frau Kommerzienräthin, allein die Dame, welche ich hieher zu bringen hatte, wäre Ihnen ja fremd gewesen, und darum nahm ich lieber den Einspänner des Dreikönigwirths."

„Ah, das ist wahrscheinlich das Frauenzimmer, welches Herr Dauels in der Vorstadt-Herberge versteckt hat und allabendlich besucht?" fiel Spahlenberg ein. „Dauels, Sie sind ein rechter Tuchmäuser. Soll vielleicht Ihre geheimnißvolle Schöne hier in Lerchenthal die Badekur gebrauchen, dann will ich sie gern mit einer reizenden jungen Dame bekannt machen, welche ebenfalls hier die Heilquelle gebraucht: mit der Majorin v. Reclair."

„Das ist sehr freundlich von Ihnen, Herr v. Spahlenberg," erwiderte Dauels frostig; „übrigens muß ich Ihr Anerbieten dankbar ablehnen, obschon es Sie vielleicht interessiren dürfte, meine 'geheimnißvolle Schöne' kennen zu lernen. Nur fürchte ich, diese unglückliche leidende Person dürfte in dem Umgang der genußsüchtigen, lebenslustigen Weltdame, die Sie genannt haben, wenig Ansprechendes und Congeniales finden."

„Und werden wir Ihre geheimnißvolle Schöne bei Tische sehen, oder gedenken Sie sie auch hier mit demselben Mysterium zu umgeben, wie in den 'Dreikönigen' zu Hagenbach?"

„Die fragliche Dame ist leidend und hat sich auf's Bett gelegt, um sich etwas zu erholen, wird aber vielleicht gegen Ende der Mahlzeit zum Vorschein kommen, und dann mögen Sie vielleicht in ihr eine alte Bekannte aus Holland erkennen, welche Ihr instinktives Interesse für die mysteriöse Fremde rechtfertigen wird," erwiderte Dauels anzüglich und trocken. „Die Dame hat jedoch bereits Alt

Digitized by Google

genommen von der Theilnahme, welche Sie ihr beinahe ebenſo beiſetzt zollten, als ich, obſchon ich ohne Ihre etwas zweideutigen Anſpielungen auf mich keinen Gebrauch hievon gemacht haben würde."

„Was für eine Dame iſt es, Daniels?" fragte der Kommerzienrath mit der Miene eines ſtrengen Sittenrichters; „ich habe ebenfalls ſchon von dem Vorfall gehört, und muß geſtehen, daß ich es höchſt auffallend fand, Sie in derlei equivoque Geſchichten verwickelt zu ſehen. Solche Dinge ſind in einer kleinen Stadt wie Hagenbach höchſt fatal."

Die kleinen Savoyarden.

„Zumal wenn die erſten Männer der Stadt ſich an den Gaſtwirth wenden, um etwas Näheres über die Fremde und deren Umgang zu erfahren," verſetzte Daniels noch immer anzüglich. „Wenn der Herr Kommerzienrath mich geſtern Abend offen nach dem Vorfall gefragt hätten, welchen Ihnen ein Freund von mir in abſichtlich hämiſcher Verdrehung der Thatſachen hinterbracht zu haben ſcheint, ſo würde ich Ihnen unumwunden mitgetheilt haben, daß dieſe kranke leidende Dame mir von befreundeter Hand in Holland zur Aufnahme

Digitized by Google

und Unterstützung empfohlen ist, daß sie aus Amerika zurückgekommen, mit ihren beiden Kindern und einem holländischen Dienstmädchen hieher gereist ist, um sich nach ihrem Gatten zu erkundigen, der seit Jahren für sie verschollen ist, und daß sie einer Familie angehört, welche sie über jeden Argwohn, eine Abenteurerin zu seyn, hinwegsetzt."

Der Kommerzienrath schwieg etwas verdutzt und warf einen verstohlenen Blick auf Spahlenberg, der aufmerksam zuhörte und etwas beunruhigt schien. Ein Tusch der Musik und das Läuten der Tischglocke luden zur Tafel, und Alles strömte dem Speisesaale zu. Gehring und Dauels schienen offenbar zu beabsichtigen, die beiden Fräulein Hefftter zur Tafel zu führen; aber der Kommerzienrath sagte rasch: „Herr Schweinfurter und Sie, lieber Spahlenberg, würden Sie meinen beiden Kindern die Ehre erweisen, sie unter Ihre Obhut zu nehmen und ihnen das Vergnügen Ihrer Tischgesellschaft zu gönnen?"

Beide schienen nur darauf gewartet zu haben, und Spahlenberg warf dem Assessor einen höhnisch lächelnden Blick zu, als er, die sichtlich widerstrebende Leonie am Arme, an ihm vorüber nach dem Speisesaale ging. Frau Hefftter dagegen sandte den beiden abgeblitzten jungen Männern einen Blick voll innigen Bedauerns zu und folgte mit sehr ernster und besorgter Miene den beiden Paaren.

An der Tafel hatte sich die Majorin bereits so gesetzt, daß sie auf dieselbe Seite des Tisches zu sitzen kam, wie die Frau Hefftter und deren Gatte. Irgend eine Regung von Scham und Besangenheit verbot ihr doch, dieser Frau offen in's Gesicht zu sehen oder dieselbe gar durch ihr Benehmen herauszufordern. Dauels und Gehring hatten an den entgegengesetzten Enden der Tafel Platz gefunden, wo sie einander zwar sehen und mit Blicken verständigen konnten, aber doch des Verdachts eines Einverständnisses überhoben waren, obschon es auffallen mußte, daß der hünenhafte Forstamts-Aktuar in der Nähe von Gehring saß und zwar inmitten eines Kreises von sehr handfesten und unabhängigen jungen Handwerkern, welche zwar nicht Mitglieder des Casino's, sondern nur des Liederkranzes und somit geladene Gäste waren, aber eben darum vielleicht eine weit freiere Stellung einnahmen. Mit diesen scherzte und lachte Albert unaufhörlich, und die Blicke, welche seine ziemlich ungebundenen Nachbarn auf den geschmeichelten Herrn Schweinfurter warfen, bezeugten mit ziemlicher Deutlichkeit, daß der Vorfall im Gartensaale ihnen nicht mehr fremd war und sie königlich belustigte.

Man war noch nicht beim Gemüse, so hatte Herr Schweinfurter dieß auch schon mehrfach bemerkt und sich darüber nicht hinwegzusetzen vermocht; er war trotz aller Bemühungen, seine Dame gut zu unterhalten und auf Emma einen vortheilhaften Eindruck zu machen, zerstreut geworden und warf manchmal verlegene und fragende Blicke auf die beiden jungen Offiziere, zwischen welchen Frau v. Reclair saß, und ließ sich am Ende so weit hinreißen, auf das Rosablättchen eines sogenannten „Menu" einige Worte zu schreiben und diese dem einen Offizier, dem Premier-Lieutenant v. Seehas, zuzuschicken. Dieser stand auf, trat hinter Herrn Schweinfurter's Stuhl und hatte eine kurze Unterhaltung mit ihm, worauf er sich wieder auf seinen Platz setzte und einige Male strenge verweisende Blicke auf die lustigen Sänger warf, die sich aber daran nicht im Geringsten stören ließen und unter fortwährendem Gelächter mit den Gläsern anstießen. Nach der nächsten Schüssel und nachdem er noch einige tiefe Schlücke von seinem feurigen Rüdesheimer genommen hatte, stand endlich Herr v. Seehas etwas geräuschvoll und auffällig von seinem Stuhle auf und schritt, sich in den Hüften wiegend und die Nase in der Luft, gegen das linke Ende der Tafel zu, blieb hinter dem Stuhle des Forstmanns stehen und tippte diesem auf die Schulter, worauf dieser sich umsah, den Premier-Lieutenant mit einem verwunderten Blicke maß, dann aufstand und ruhig fragte: „Was beliebt Ihnen, mein Herr? Wünschen Sie mich zu sprechen?"

„Zu dienen, Herrrr Aktuar, auf ein Wort!" versetzte Herr v. Seehas und sah in seiner Nachbarschaft plötzlich ein paar Dutzend Augen mit einem Ausdruck auf sich geheftet, als ob man sehr begierig darauf sey, ihn aus dem Fenster zu werfen. „Darf ich bitten, Herr Aktuarrrr?" setzte er hinzu und deutete auf die nahe Ecke des Saales. Die Musik schwieg soeben und die Tafelgäste in der Nähe spitzten die Ohren, damit ihnen ja kein Wort von dem Zwiegespräch entgehe.

„Sie befehlen, Herr Premier-Lieutenant?" hub Albert mit seiner Bärenstimme an, die schon im gewöhnlichen Diapason über den halben Saal hintönte.

„Sie scheinen sich gestissentlich einen meiner Freunde, einen Gast der Gesellschaft, zur Zielscheibe Ihrer Laune zu wählen, Herrrr Aktuarrrr...."

„Da scheinen Sie mehr zu wissen als ich, Herr Premier-Lieutenant — mit Verlaub zu bemerken," erwiderte der hünenhafte Forstmann und reckte sich auch in seiner ganzen Länge auf. „Woraus schließen Sie dieß oder womit wollen Sie dieß beweisen?"

„Sie fixiren fortwährend und mit einem gewissen narquanten Blicke meinen Freund, Herrn Alfred Schweinfurter, Herrrr Aktuarrrr!"

„Ich habe nicht die Ehre, diesen Herrn zu kennen, Herr Premier-Lieutenant," sagte der Aktuar. „Derselbe ist mir noch nicht vorgestellt worden. Wenn es aber jener Herr dort in der roth und gelb und grün und blau karrirten Kravatte seyn sollte, der in der Nähe von Herrn Spahlenberg sitzt, so entschuldige ich mich mit dem alten Spruch: Warum soll ich denn jenen schönen Herrn mit nicht betrachten dürfen, guckt ja die Katze auch den Kaiser an?"

Ein spöttisches Gelächter der Nächstsitzenden, welchen kein Wort von dieser Scene entgangen war, ärgerte den jungen Offizier noch mehr, und seine Serviette mit einer Geberde der Entrüstung schwingend, sagte er mit einer Stimme, die vor verhaltenem Zorn bebte: „Wissen Sie, daß ich diese Bemerkung sehr .... sonderbar finde, mein Herrrr?"

„Nein, meiner Treu, das wußt' ich nicht; aber wenn Sie es sagen, dann mag es ja wohl so seyn, — indeß kümmert mich dieß auch gar nicht. Beliebt Ihnen sonst noch etwas, Herr Premier-Lieutenant?"

„Allerrrdings, mein Herrrr! ich bin beauftragt, Ihnen zu sagen, daß wenn Sie Ihr provozirendes Anstarren nicht unterlassen, Herr Schweinfurter genöthigt seyn wird, mit Ihnen noch besonders ein Hühnchen zu pflücken wegen einer Beleidigung, welche er heute früh von Ihnen erfahren hat."

„Von mir, Herr Primier-Lieutenant?" rief Albert und stellte sich ganz verwundert. „Ich denke, Sie irren sich in der Person. Ich kenne keinen Schwein- oder Ochsenfurter, und muß Sie bitten, daß mir der betreffende Herr sich erst vorstelle, um mir zu erklären, in welcher Weise ich ihn beleidigt haben soll..." Dieß ward so laut gesprochen, daß Herrn Schweinfurter eine flammende Zornesröthe auf den Wangen brannte und er über Emma Hefftter hinüber Herrn Spahlenberg bittend ansah, worauf dieser aufstand und Herrn v. Seehas am Arme erfaßte mit den Worten: „Aber bitte, bitte, bester Baron! lassen Sie doch die Bagatelle! Es wird schon noch der Moment kommen, für derartige Epaisonen abzurechnen. Stören wir die Geselligkeit dieses Mahls nicht!"

„Jawohl — in allweg, — ganz natürlich! Die Abrechnung wird nicht ausbleiben, und wer zuletzt lacht, lacht am besten," sagte der Aktuar, sich wieder auf seinen Stuhl setzend und gos sich ein Glas Wein ein; „kommt, gute Freunde, die Abrechnung soll leben!" ein Toast, in welchen die Anderen mit wildem Lachen einstimmten.

„Der rohe Mensch ist betrunken," flüsterte Spahlenberg den beiden Fräulein Hefftter zu, zwischen denen er saß; „die Gesellschaft ist so gemischt, daß derartige Scenen nicht ausbleiben können. Uebrigens hat der Baron es auch ungeschickt angegriffen. Eine derartige Er-

Digitized by Google

störung muß in einem andern Lokal abgemacht werden, wenn sie nicht störend wirken soll."

Beide Mädchen gaben keine Antwort, merkten aber deutlich, daß der Auftritt wirklich störend gewirkt hatte. Es lag etwas wie dumpfe Schwüle über der Gesellschaft, und jedermann sprach mit gedämpfter Stimme.

Das Mahl nahm seinen Fortgang; man brachte bereits Toaste aus. Spahlenberg that ungemein liebenswürdig und unbefangen, und gab sich Mühe, vor der Gesellschaft zu erscheinen, als stehe er auf dem vertrautesten Fuße mit Leonie Hefftter, seiner Nachbarin, die ihn jedoch keines Blickes würdigte, sondern in peinlicher Spannung und doch mit einer gewissen Entschlossenheit um den Mund auf ihr Teller stierte oder hie und da in den Blicken ihrer Mutter oder Gehrings Ermuthigung und Trost suchte.

„Ich weiß nicht, mein theuerstes Fräulein, ob Ihr Herr Papa Ihnen schon von der speziellen Feier gesprochen hat, welche uns beide betrifft," flüsterte Spahlenberg jetzt Leonien zu; „sind Sie damit einverstanden, daß endlich heute unsere Verlobung proklamirt werden soll?"

Jetzt schlug Leonie ihr Auge zu dem Manne auf, den sie erst fixirte, und erwiderte dann mit einer Stimme, in welcher der volle Unmuth ihrer Seele bebte: „Papa hat mit mir über diesen Gegenstand gesprochen, mein Herr, und sich für diese Verbindung entschieden, ohne mir eine Wahl zu lassen. Sie haben sein Wort, und das hat Ihnen genügt. Ich werde Papa nicht widersprechen, sondern sehen, ob Ihre Absicht wirklich dahingeht, mich förmlich zu einer Verbindung zu zwingen, gegen welche sich meine ganze Seele sträubt. Dieses Geständniß wird Ihnen hinreichen und klar machen, wie ich fühle . . ."

„Kann aber meinen Entschluß nicht ändern, Sie dennoch heimzuführen, meine angebetete Leonie," versetzte er in einschmeichelndem Tone. „Noch heute früh hatte ich einen andern Plan und wäre zurückgetreten. Jetzt aber hatte ich mich an das Wort Ihres Vaters, und gebe Ihnen zu bemerken, daß von Ihrer Entscheidung viel, sehr viel abhängt!"

„Drohen Sie nicht, mein Herr, denn Sie können mich nicht einschüchtern," flüsterte Leonie und wechselte die Farbe. „Gälte es nicht die Rettung meines Vaters (obschon ich nicht begreife, wie Sie ihn retten können), so säße ich nicht hier an Ihrer Seite. Indeß wer weiß? Wann die Noth am größten, ist oft die Hülfe am nächsten."

„Gott erhalte Ihnen diesen frommen Kohlergläuben, meine süße, kleine Leonie," versetzte er mit frivolem Lächeln; „die Hauptsache ist, daß Sie erst mein Frauchen sind, dann werden Sie mich schon verstehen und liebgewinnen lernen."

Der Schauer, welcher Leonien bei diesen Worten durchrieselte, hätte ihn Lügen strafen sollen, aber er achtete nicht darauf, sondern füllte seinen beiden Nachbarinnen und sich die Champagnerkelche, schlug dann mit dem Messer an sein Wasserglas und stand auf, um einen Toast auszubringen. Leonie bebte an allen Gliedern und meinte vom Stuhle sinken zu müssen; ihre Blicke flogen zur Mama, die ebenfalls aufgeregt da saß und nervös mit den Fingern zuckte, und zu Adolph Gehring hinauf, welcher bleich, aber gefaßt da saß und ihrem Auge mit einem bedeutsamen Blicke nach dem Orte hin begegnete, wo Daniels saß. Als sie dorthin schaute, sah sie dessen Stuhl leer, und in das zerschmetternde Gefühl des Bangens vor dem entscheidenden Augenblick fiel ein kleiner, goldener, tröstlicher Strahl der Hoffnung.

„Meine Damen und Herren! meine geehrten Freunde und Mitbürger," hub Herr Spahlenberg an und warf sich einigermaßen in die Brust, während seine Linke mit der goldenen Lorgnette spielte; „erlauben Sie mir einige Worte zu einer persönlichen Bemerkung. Das wunderschöne Fest der Einigkeit und Freude, welches heute die Elite der höchst ehrenwerthen Gesellschaft von Hagenbach hier vereinigt hat, um das sechszehnjährige Bestehen und die einträchtige gedeihliche Wirksamkeit eines größern schönen Bundes zu begehen, soll für mich noch zu einem besondern bedeutsamen Feste werden. Der heutige Tag soll ein Tag seyn, welchen ich zu den schönsten meines Lebens zählen werde, da er mich an ein Ziel führt, das ich schon seit der Zeit erstrebe, wo ich die Ehre habe, ein Nachbar dieser freundlichen Stadt zu seyn und mich mit Stolz zu den Ihrigen zu zählen. Es gilt die Erfüllung meines innigsten Herzenswunsches, die Verbindung mit einer jungen Dame, deren Vorzüge des Geistes und Herzens Ihnen Allen genugsam bekannt sind, — meine Einbürgerung in eine Familie, deren hohe Verdienste um die hiesige Stadt Sie Alle zu würdigen wissen und deren Ehef ich mit Stolz meinen bewährten Freund nenne! Meine geehrten Freunde, halten Sie es dem Hochgefühl meiner Freude zu gut, wenn ich die Gelegenheit einer solch zahlreichen Versammlung ergreife, um Sie mit dem beseligenden Glücke bekannt zu machen, welches mir erblüht, indem ich eine der trefflichsten Töchter dieser an liebenswürdigen und tugendhaften Frauen so reichen Stadt endlich nach langen Kämpfen mit Vorurtheil und Neid die Meinige nennen darf, — wenn ich mich erkühne, Ihnen selbst zu sagen, daß Fräulein Leonie Hefftter . . ."

„Niemals Frau Spahlenberg werden kann!" fiel ihm der Assessor Gehring mit erhobener Stimme in's Wort, und setzte dann rasch hinzu: „Und zwar aus dem einfachen Grunde, weil Herr Spahlenberg bereits verheirathet ist!"

„Das ist eine unwürdige Unwahrheit!" rief Spahlenberg, der plötzlich erblaßt geworden war.

„Ich werde den Beweis dafür antreten, meine verehrten Freunde und Mitbürger," fuhr Herr Gehring fort, und seine Blicke drohten Spahlenberg niederzuschmettern. „Sie kennen mich alle genugsam, um zu wissen, daß ich niemanden abschädlich verleumden würde, am wenigsten eine Anschuldigung erhebe, welche so ernst ist als die eines Versuchs der Bigamie. Ich behaupte also, Herr Spahlenberg ist verheirathet, hat seine Frau böslich verlassen, nachdem er in einer rheinischen Fabrikstadt Bankerott gemacht und sie mit den Trümmern ihres aus dem Zerfall seines Geschäfts geretteten Vermögens nach Amerika genommen hatte; er hat sie und seine beiden Kinder in Elend und Mangel zurückgelassen und wähnt sie gestorben; aber sie lebt noch, und ich will es beweisen."

„Das müssen Sie auch, sofern Sie nicht als ein Verleumder und Ehrabschneider dastehen wollen," stammelte Spahlenberg und suchte seine Fassung zu behaupten. „Ich werde dieses Komplot der Lüge und Bosheit leicht entwoffnen, und dann wehe Ihnen!"

Spahlenberg's Sitz gerade gegenüber war eine Flügelthüre, welche in ein Billardzimmer führte, aber heute verschlossen war, damit die Kellner besser servieren konnten. Ein Rütteln an dieser Thüre, ein Knarren der Riegel lenkte die Aufmerksamkeit Spahlenbergs dorthin, während er noch seine Erklärung abgab, und die feste Stimme Gehrings schlug wie Donner an sein Ohr, als dieser rief: „Wir wollen sehen, ob diese Frechheit noch vorhalten wird, wenn ich meinen Beweis antrete. Ich sage: die verlassene Gattin Spahlenbergs ist nicht nur noch am Leben, sondern sogar in unserer Nähe — hier — ja sie steht vor Ihnen! Sehen Sie selbst!"

Die Flügelthüre ward aufgestoßen, und an Daniels' Arm erschien eine blasse, hagere Frau in einem schwarzleidenen Kleide und dürftigem, aber reinlichem Anzug von ausländischem Schnitt, schlug ihre großen, ernsten Augen auf und wandte sie, einer stummen Weisung von Daniels folgend, auf Spahlenberg, bebte dann zusammen und rief: „Er ist es — Edmund, Edmund mein Gatte, erkennst Du mich nicht mehr?"

Dieser aber starrte sie an, als hätte er ein Gespenst vor Augen, und als die wankende, tief erschütterte Frau sich um das eine Ende der Tafel herum ihm näherte, schien ihn ein Grauen zu ersassen, und er floh, wie von Furien gejagt, aus dem Saal, während die Frau

Digitized by Google

halb ohnmächtig in Daucls' Arme sank. Frau Hefftter und Emma sprangen ihr sogleich zu Hülfe, während der Bann des stummen Entsetzens, der seither auf Leonie gelegen zu haben schien, jählings gelöst war und diese in ein lautes Weinen ausbrach.

Dem Kommerzienrath war zu Muthe, als hätte ihn jemand mit einer Keule vor den Kopf geschlagen, als er die sämmtlichen Zuschauer dieses Auftritts hoch aufathmen und in wirrem Gemurmel ihre Eindrücke kundgeben sah. Nachdem er sich eine Minute ungeblickt hatte, wie Einer, der aus einer langen Betäubung erwacht, verließ er ebenfalls den Saal, um nach Spahlenberg zu sehen, der jedoch spurlos verschwunden war.

24.

Nichts konstatirt besser die wunderſame Elaſticität des menſchlichen Gemüthes, als der raſche Sprung, mit welchem die Menſchen von Einem Affekt in den andern übergehen, und aus der tiefſten Trauer gleichſam in die lärmende Freude hineinſpringen. Wie furchtbar erſchütternd und peinlich für die Mehrzahl der Tafelgäſte „zu Lerchenthal war der Auftritt geweſen, welchen wir im vorigen Kapitel geſchildert haben, und wie viele Thränen des Mitleids waren unverholen der armen Leonie Hefftter und der unglücklichen Erdmuthe Spahlenberg gefloſſen, welche hier ihrem gewiſſenloſen Gatten entgegengetreten war, um ihn zur Pflicht zurückzuführen und ihm alles, alles zu verzeihen, was er an ihr und ihren Kindern gefrevelt hatte, wenn er nur hinfort wieder der Beſorger der Seinigen werden wollte! Und dennoch, wie heiter glänzten alle jene ſchönen Augen, welche vorhin geweint hatten, vor Luſt und Freude zwei Stunden ſpäter, als bei ſchmetternder Blechmuſik die Paare im Gartenſalon ſich im fröhlichen Reigen drehten!

Bah, wozu trauern! Dem Spahlenberg gönnte man es und hatte ihm's ſchon lange prophezeiht, daß er noch einmal ein ſolches Ende nehmen werde, und alle Welt war darüber einig, daß er ein Ausbund von einem „ſchlechten Kerl" ſey. Und zudem war er ja fort, hatte ſich in aller Stille das Pferd geſattelt, auf welchem der Aſſeſſor gekommen, und war darauf davon geritten, offenbar gar nicht ſonderlich begierig, ſeiner ſo plötzlich aufgetauchten Gattin unter die Augen zu treten, oder Erklärungen über die Motive ſeines ſchmählichen frevlen Verlaſſens anzugeben. Na, wenn er nur fortblieb, dann war ja alles gut — dann hatte der Skandal ein Ende! — Und der Kommerzienrath Hefftter? ei, dem gönnten es die Leute auch, denn er hatte gar viele Feinde, wie alle Emporkömmlinge, und er hatte es in den Tagen ſeines Glanzes nie verſtanden, „ſich Freunde zu ſchaffen mit dem ungerechten Mammon." Man ſieht, die Hagenbacher waren bibelfeſt, zumal wenn es galt, Bibelſtellen gegen jemand zu citiren, den man damit richten wollte. Und überdem war ja Herr Hefftter mit ſeiner Familie ebenſalls unmittelbar nach dem Kaffee nach Hauſe gefahren und hatte Frau Erdmuthe Spahlenberg mitgenommen, welche ſich nach ihren Kindern ſehnte, und ſo brauchten die Hagenbacher Honoratioren ihren Gefühlen keinen Zwang mehr anzuthun und freundnachbarliche Theilnahme zu heucheln, ſondern konnten ſich ruhig dem Vergnügen hingeben, denn der Aufwand war nun einmal gemacht, und man wollte ſein Geld auch wieder „herausſchinden", wie man ſich mehr draſtiſch als äſthetiſch ausdrückte.

Auch Herr Alfred Schweinfurter hatte Anlaß genommen, leiſe und unbemerkt zu verduften und ſich den tapfern Lieutenant v. Seehas zum Begleiter mitgenommen; ſie hatten Spahlenbergs Wagen in aller Stille vorausgeſandt bis an die Brücke, waren eingeſtiegen und hatten ſodann die Richtung nach dem Hotel Schwägerle genommen, wohin ihnen dann auch Herr Schwägerle ſelbſt mit den drei anderen Herren folgte, denn die finſter drohenden oder herausfordernd höhniſchen Blicke, welche ihnen von allen Seiten zugeworfen wurden, die Anſpielungen auf die Schmarotzer und Satelliten des Herrn Spahlenberg, denen man ein wenig „den Buckel reiben" ſolle, und vor Allem die Art und Weiſe, wie der hünenhafte Forſtaktuar ſie umkreiſte, ließ ihnen die Situation etwas peinlich erſcheinen, zumal Herrn Schweinfurter, welcher keine Luſt zu haben ſchien, weitere Bekanntſchaft mit Herrn Wackerbart's „Handſchrift" zu machen.

Die gute dicke Frau Auguſte Latte, wie war ſie zu beklagen! welche Wandlungen und verſchiedenen kontraſtirenden Affekte hatte ſie heute ſchon durchleben müſſen! Zuerſt der Kummer mit dem kleinen Roland, der nicht mehr gehen konnte und doch nicht nach Hauſe zurückkehren, ſondern ebenfalls an dem Ausflug theilnehmen und fahren wollte, weßhalb Frau Auguſte ſich trotz des ſchönen neuen Barégelleides dazu verſtehen gemußt, auf dem Korbwagen bei Badwirths zu fahren! Dann die Alteration, allein mit zwei raſchen Pferden und einem beladenen Wagen auf der offenen Landſtraße zurückgelaſſen zu werden, aus welcher Verlegenheit endlich Herr Forſtaktuar Wackerbart ſie riß. Hierauf ihr Entzücken darob, bei der Ankunft in Lerchenthal von dem Kommerzienrath und ſeinen Töchtern eingeladen zu werden, an ihrem eigenen Tiſche und bei den Herrſchaften Platz zu nehmen; dann der peinliche Zweifel, weßhalb Emma und Leonie wohl die Laube verlaſſen hatten; dann das Feſt, wo ſie dicht in der Nähe der eleganten Majorin ſaß; hierauf all die verſchiedenen Affekte über Tiſch — ach, das hatte ihre Nerven furchtbar angegriffen, ſo daß ſie jetzt tanzen mußte, um ſich zu vergeſſen! — Der kleine Roland hatte ſich bei der Table d'hote den Magen verdorben und war unerträglich, und Felix Latte, der glückliche Papa, mußte ihn ſchaukeln und Carouſſel fahren laſſen und mit ihm Kegel ſchieben, daß er ſich vergaß und die „Nerven" ſeiner Mama nicht noch mehr afficirte.

„Meine liebe Frau Latte, wollen Sie mich mit der Polka-Mazurka beglücken, die Sie ſo himmliſch tanzen?" flüſterte jemand hinter ihr, die ſich eben keuchend und mit wogendem Buſen von einem Galopp ausruhte.

„Ach, Herr Stoll! Sie ſind es?" ſprach ſie und ſchlug die Augen ſchmachtend nach ihm auf; „wenn es Ihnen wirklich Vergnügen macht, mein Lieber, ſo werde ich mir eine Ehre daraus machen, obſchon meine Nerven .... und die Theilnahme für meine arme Freundin Leonie .... ach Gott, beſter Herr Stoll, Sie begreifen ja! — Du lieber Himmel! dieſe Scenen! was ſagen denn Sie dazu, lieber Freund?"

„Nichts, meine Theure! ich ſage gar nichts; ich habe das immer prophezeiht. Geben Sie Acht, das Aergſte kommt erſt noch nach Wir ſtehen am Anfang des Endes: Hochmuth kommt vor dem Fall, und da den beiden Fräulein vor lauter Stolz keiner gut genug war, ſo haben ſie es ſich ſelbſt zuzuſchreiben, wenn der hochmüthigen Leonie das Pech paſſirt, mit einem Mann ſich zu verloben, welcher ſchon im höchſten Grade verheirathet iſt. Ich habe es ihr gegönnt."

„Aber daß ſogar Herr Daucls und Aſſeſſor Gehring ſich hiezu herbeiließen, das war unverantwortlich," ſagte Frau Latte mit einem tiefen Seufzer. „Und wo ſind denn dieſe beiden Herren hingekommen, lieber Herr Stoll?"

„Verſchwunden — natürlich," verſetzte Stoll. „Haben Sie jemals dem Menſchen, dem Dauels, getraut? Ich nicht; der Menſch hatte ſo etwas Zurückhaltendes, Ueberlegenes, kalt Bornehmes, als dünkte er ſich um einige Hundert Prozente beſſer wie unſer eins. Hat vielleicht auch auf ein Fräulein Hefftter ſpekulirt und abfahren gemußt, und daher im Komplott mit dem ſpritzigen, hochmüthigen Aſſeſſor die Sache angezettelt. Na, mir einerlei, denn nun iſt er doch unmöglich geworden und muß mit Schimpf und Schande das Geſchäft verlaſſen, worin er ſich ſchon ſo ſicher und unentbehrlich wähnte. Kann nun doch noch ein Avancement geben, meine theure Frau Latte! Ihr Herr Gemahl Kaſſier, ich vielleicht Buchhalter oder Korreſpondent," ſetzte er ſinnend hinzu und zupfte ſich an ſeinem dünnen Zapfenbarte, — „vorausgeſetzt, daß die Geſchichte überhaupt nicht aus den Fugen geht, wie ich ſtark muthmaße." —

Digitized by Google

„Was Sie sagen? ist es denn wirklich wahr, daß der Kommerzienrath ...“

„Auf dem letzten Loche pfeift? oh, das kann keinem Zweifel unterliegen, meine beste Frau Lotte! wir sahen das schon seit einigen Monaten kommen, und wenn nicht irgendwie noch besondere Hülfsquellen aufgefunden werden, so schlagen Hefftter und Spahlenberg in den nächsten Wochen den großen Purzelbaum. Ich trage mich schon seit einiger Zeit mit dem Gedanken, Spahlenbergs Fabrik zu kaufen und suche einen Associé. Was meinen Sie, meine theure Freundin, hätte Ihr Felix etwa Lust? ... Mittel haben Sie ja, und Sie als Herrin in dem kleinen Schlößchen in der Erlau müßten sich gar nicht so übel ausnehmen!“

„Ach gehen Sie, Stollchen! Sie scherzen! Unsere Mittel reichen nicht hin. Und wie wollen Sie kaufen? haben Sie denn ....“

„Vermögen? Nein, aber Kredit und Geist und Muth und Ideen, meine Theure! Ideen sind die Hauptsache. Und meine alte Großtante in Augsburg kann ja so ein Hunderttausend hergeben, bis ich eine gute Parthie mache, verstehen Sie ...“

„Die Ihnen nicht fehlen kann, lieber Stoll! Aber kommen Sie, die Polka-Mazurka beginnt!“ —

Unterdessen war die Familie Hefftter auf der Rückfahrt nach Hause begriffen. Die Kommerzienräthin und ihre Töchter hatten sich der Frau Spahlenberg energisch angenommen und ihr einen Platz in ihrem Wagen angeboten, da sie sich nicht nur zu ihren Kindern zurück, sondern auch von ihrem Gatten Näheres zu erfahren verlangte. Die drei Damen hatten die Fremde herzlich getröstet und ihr und ihren Kindern ein Asyl angeboten, falls Spahlenberg sich gegen alle Erwartung weigern sollte, sie zu sich zu nehmen, und Erdmuthe hatte ihnen dann erzählt, wie ihr Gatte, wegen Schwindeleien und unbezahlten Wechseln in New-York mit dem Schuldthurm bedroht, eines Morgens spurlos verschwunden sey und sie mit ihren Kindern in der größten Noth zurückgelassen habe, wie sie genöthigt gewesen, ihre Wohnung zu verlassen und in einem armseligen Quartier eine schmutzige Stube zu beziehen und Modekupfer für ein Damenjournal zu colorisiren, um sür sich und ihre Kleinen einen dürftigen Unterhalt zu erwerben; wie sie dann mit Zeit und Weile Muster und Entwürfe zu feineren weiblichen Arbeiten für eine Modenzeitung geliefert und dadurch das Patronat einiger wohlhabenden Damen erworben, die, von ihrem harten Schicksal gerührt, sich ihrer angenommen und ihr die Mittel gegeben, einen kleinen Laden zu etabliren, aber nicht unter ihrem ehelichen Namen, sondern unter einem angenommenen, und wie sie vor dem Umzuge in ihre neue Wohnung ihren Nachbarn gesagt: sie gedenke mit ihrem Kinde auf dem Dampfer Atlantis nach Europa zurückzukehren, was auch ihre Absicht gewesen war, bevor jene Damen sich ihrer angenommen hatten; wie dann der Dampfer Atlantis auf der Reise bekanntlich untergegangen sey, und dergleichen mehr, bis endlich eine deutsche Dame, eine Bekannte aus der Zeit ihrer ersten Niederlassung in New-York, eines Tags zufällig in Mrs. Jenny Brown, der Besitzerin des kleinen 'Ladies'-Bazars', die ehemalige Frau Spahlenberg erkannt und ihr mitgetheilt, daß man sie schon längst für todt geglaubt und diese Nachricht nach Europa gegeben habe, von wo schon zu verschiedenen Malen Erkundigungen nach ihr und ihrem Schicksal eingelaufen seyen. Wie es endlich Frau Erdmuthen gelungen sey, dasjenige Handelshaus zu ermitteln, durch welches jene vergeblichen Nachforschungen nach ihr angestellt worden, und wie sie hiedurch erfahren habe, daß diese Recherchen im Auftrage des ehemaligen Associés ihres Gatten, Kirchhoff, und eines Herrn Gustav Hefftter angestellt worden seyen, um ihr die Mittel zur Rückkehr nach Europa zu verschaffen, wo ihrer angeblich höchst erfreuliche Nachrichten harren sollten. Wie sie dann plötzlich, vom mildesten Heimweh erfaßt, ihren Laden in New-York aufgegeben und einen Platz auf einem Dampfschiffe genommen und glücklich Rotterdam erreicht und in Amsterdam von ihrem unbekannten Beschützer, Herrn Gustav Hefftter, erfahren habe, daß ihr Gatte in einer süddeutschen Provinzialstadt eine Fabrik besitze und anscheinend in behaglichen Verhältnissen lebe, ja auf dem Punkte stehe, sich zu verheirathen; wie man ihr dann die Reisemittel verschafft und sie nur verpflichtet habe, ihren Gatten nicht auf ihre Ankunft vorzubereiten, sondern zu überraschen, und wie sie demgemäß sich ganz in die Hände der Herren Daniels und Gehring gegeben habe, an welche sie von Gustav Hefftter empfohlen worden sey. Wie sie auch in der That keine Ahnung davon gehabt, daß sie zu einem solchen Theatercoup ausersehen worden sey, sondern man ihr gesagt habe: sie müsse ihrem Gatten zum ersten Male vor einer großen Gesellschaft gegenübertreten und ihn durch Ueberraschung gewissermaßen betäuben und von einem etwaigen Gelüste abhalten, sie zu verleugnen oder zu verstoßen. Und wie sie nun aufrichtigst bedaure, sich unabsichtlich zu einer solchen Komödie hergegeben zu haben, weil das plötzliche Verschwinden Spahlenbergs beinahe befürchten lasse, er habe, von Gewissensbissen oder Schamgefühl überwältigt, sich vielleicht ein Leid angethan.

Ueber letztern Punkt, worin die Kommerzienräthin und ihre Töchter Herrn Spahlenberg besser zu kennen wähnten, sowie überhaupt wegen der nächsten Zukunft, suchte man Frau Erdmuthe möglichst zu beruhigen, obschon die rasche Flucht Spahlenbergs unwillkürlich in Allen unangenehme Ahnungen erweckte. Allein das Herz der Mutter und Gattin war so versöhnlich, daß Frau Erdmuthe sich leicht der Hoffnung hingab und bald gefaßter und beinahe ungeduldig wurde, die Erlau zu erreichen, wo man ihn sicher zu treffen wähnte.

Der Kommerzienrath hatte an all diesen Verhandlungen keinen Antheil genommen. Er saß auf dem Bocke neben dem Kutscher, den er gegen seine sonstige Gewohnheit die Zügel und Peitsche überließ. In dumpfem Hinbrüten starrte er gedankenlos in die Luft hinaus, die Beute der furchtbarsten innern Aufregung, von einem wilden Haß gegen Daniels und Gehring erfüllt, deren Komplott gegen Spahlenberg ihm nun unzweifelhaft war, und von den düstersten Befürchtungen wegen der Zukunft gequält. So oft der Wagen über die Brücke eines der zahlreichen rauschenden, tief eingewühlten Bergwasser hinfuhr, wandelte ihn eine Versuchung an, sich in die geschwollen tosenden Fluthen hinunterstürzen und einem Daseyn ein Ende zu machen, das ihm über alle Beschreibung elend erschien, und als seine Frau ihm endlich die Bitte zurief: direkt nach der Erlau zu fahren, da mußte es ihn vollends gar an, als sollte er zum Hochgerichte gehen. Wie sollte er Spahlenberg gegenübertreten? Wie konnte er nach dem jüngsten Vorfall noch mit einem Manne verkehren, welcher so gerichtet hatte? Was sollte aus dem großartigen Actien-Unternehmen werden, wenn dessen Schöpfer und Gérant einen solchen moralischen Schiffbruch erlitt? Würde Spahlenberg nun seiner Versicherung glauben, daß er, Hefftter, dem ganzen Komplott fremd sey? Und zu guter Letzt — der furchtbarste Gedanke von Allem — was sollte aus den Wechseln werden, welche in wenigen Tagen fällig waren? Würde es sich wohl bewähren, daß Spahlenberg für deren Deckung Sorge getragen hatte? —

Der rasche Trab der beiden Trathener machte einem Theil dieser peinlichen Zweifel bald ein Ende durch die Ankunft des Wagens auf der Erlau, deren stille, einsame Lage und malerische Lieblichkeit selbst auf Frau Erdmuthe einen gewissen beschwichtigenden Eindruck übte. Man fand jedoch Spahlenberg nicht zu Hause, sondern nur die Köchin, und nachdem die Familie Hefftter und Frau Erdmuthe eine halbe Stunde vergebens gewartet und die letztere das reizende Landhaus besichtigt hatte, worin sie künftig mit Gottes Hilfe eine neue Heimath zu finden gedachte, hinterließ man der Köchin den Bescheid, daß man Herrn Spahlenberg im Hefftter'schen Hause erwarte, und fuhr dann

Digitized by Google

nach Hagenbach zurück. Frau Spahlenberg hatte die Absicht gehegt, nur ihre beiden Kinder aus dem „Dreikönig-Wirthshause“ abzuholen und sich dann mit ihnen sogleich auf der Erlau einzuquartiren; aber die Kommerzienräthin gab dieß durchaus nicht zu. „Ich hätte keine leibliche Ruhe, wenn ich Sie allein und ohne männlichen Schutz da draußen in dem abgelegenen Hause wüßte, wann er Ihnen gegenübertreten wird,“ sprach sie. „Wer bürgt mir dafür, daß dieser hartgesottene, gewissenlose Selbstsüchtling nicht Sie und die armen Kinder entgelten lassen würde, daß Sie alle seine Pläne vereitelt haben? Nein, nein! es muß erst zwischen Ihnen und Spahlenberg zu einer vollständigen Versöhnung und Verständigung kommen, bevor Sie sich ihm anvertrauen dürfen!“

Diese Gründe schlugen bei der unglücklichen Erdmuthe durch — sie kannte den Hochmuth und Egoismus ihres Gatten genugsam, um dieselben gebührend zu würdigen. Man fuhr zunächst nach dem kleinen Gasthaus in der Vorstadt, wo Herr Schlegel sich daß verwunderte, die durch Herrn Hefftter gestern so sehr verdächtigte Fremde in dessen eigenem Wagen inmitten seiner Familie zu sehen und sie als Gattin Spahlenbergs präbiciren zu hören, und nachdem man die Kinder, einen aufgeweckten frischen Knaben von acht, und ein Mädchen von etwa sechs Jahren, in den Wagen genommen und den Wirth gebeten hatte, das Gepäcke sammt der holländischen Magd nach der Villa Hefftter hinaufschaffen zu lassen, fuhr der Wagen dorthin voraus. —

Es ist Abend. Erdmuthe und ihre Kinder sind in den Gastzimmern der Villa behaglich untergebracht, und Emma und Leonie bemühen sich um die Wette, die gedrängte Frau hier heimisch zu machen und ihre steigende Unruhe wegen des Ausbleibens ihres Gatten zu beschwichtigen und ihr Muth und Trost einzuflößen. Der Kommerzienrath und seine Frau sind seit einer halben Stunde verschwunden, aber ihre Abwesenheit stört niemand, denn Emma und Leonie wissen den Vater in den besten Händen, wenn Mama bei ihm ist. Und sie ist bei ihm in dem kleinen Privatkomptoir, das wir schon kennen. Sie hatte instinktmäßig ihn dort vermuthet, als er aus dem Wohnzimmer verschwunden war, und so lange gebeten und gepocht, bis er ihr geöffnet hat. Sie hat ihn, den stolzen harten Mann, ganz barmherzeschmettert an seinem Pulte gefunden, und ihm lind und sanft die Hand auf die Schulter gelegt mit den Worten: „Wird es nun endlich dazu kommen, Manuel, daß Du mir offen sagst, wie es um uns steht, und daß Du einsiehst, wie eine verachtete, arme Frau, welche dreißig lange Jahre Freud und Leid mit Dir getragen hat, es am Ende doch noch treuer mit Dir meint, als ein elender Betrüger, der Weib und Kind in der Fremde elend zurück ließ und sich nicht der Sünde fürchtete, das Kind seines sogenannten *Freundes* in Schimpf und Schande zu stürzen? Bist Du endlich über jenes vermeintliche Vorurtheil aufgeklärt, welches ich und die Mädchen gegen den „brillanten, generösen“ Spahlenberg hegten?“ ...

„Louise, ich bitte Dich, schone meiner,“ stieß der Kommerzienrath aus gepreßter Brust hervor. „Ich bin dem Wahnwitz nahe, und Deine Vorwürfe machen das Maß meines Elends voll. Treibe mich nicht zum Aeußersten!“

„Drohe nicht, Manuel, denn von mir sollst Du kein Wort des Vorwurfs hören,“ sprach die Frau mit einer sanften, weichen Stimme, die von verhaltenen Thränen bebte. „Gib mir nur endlich Wahrheit, Manuel! sag' es offen: wir sind ruinirt, rettungslos ruinirt, nicht wahr?“

„Ich fürchte es — Spahlenberg hat mich ganz in seiner Hand,“ flüsterte er tonlos. „Mit unverzeihlichem Leichtsinn hab' ich ihm Werthe anvertraut, die ...“

„Die er mißbraucht hat — ich weiß es; ich ahnte es längst, und Dauels und Beutlinger wissen es auch,“ ergänzte Frau Louise. „Das ist nicht mehr zu ändern. Er hat Dein böses Gewissen ausgebeutet und Dich hintergangen. Da, nimm die Papiere, mit denen er Dich im Schach hielt.“ Und sie reichte ihm ein kleines Päckchen.

„Louise, sind es meine Wechsel?“ rief er überrascht, aber sie schüttelte den Kopf.

„Es sind die Briefe, welche Du jener erbärmlichen Majorin schriebst, und welche Du zurücknehmen wolltest. Nimm sie und verbrenne sie; ich habe sie nicht gelesen, Manuel; ich habe sie verwahrt und trage sie schon seit mehreren Tagen bei mir. Wärest Du mir in diesen Tagen nicht geflissentlich ausgewichen, so würde ich sie Dir schon längst zugestellt haben. Da! nimm sie; sie brennen mich in der Hand!“ Sie legte das Päckchen auf das Pult, und er — streckte erst die Hand darnach aus und zog diese dann rasch zurück.

„Wie gelangten sie in Deine Hand, Louise?“ fragte er ohne aufzublicken.

„Ich habe sie dem Wirth im neuen Hotel abgekauft, Manuel. Dauels hatte ermittelt, daß die Reclair sie an Herrn Schwägerle verkauft hatte, um Mittel zur Reise nach Wien zu bekommen, und wäre dorthin gereist, wenn nicht Spahlenberg sie veranlaßt hätte, einige Tage in Lerchenthal zu bleiben. Schwägerle wollte diese Papiere mit Gewinn an Dich verkaufen und Dir durch Dauels Eröffnungen machen lassen; aber Dauels war von mir beauftragt, jene Person zu entfernen, und erstand sie von Schwägerle um denselben Preis, den er dafür bezahlt hatte — um zweihundert Gulden.“

„Und Du konntest Dauels ein solches Vertrauen schenken, Louise, und ihm, meinem Untergebenen, Dinge anvertrauen, die ...“

„Die Du ihm selbst zur Besorgung übergeben wolltest, wenn er sie angenommen haben würde. Laß uns darüber nicht weiter reden, Manuel. Jene verworfene Person ist gerichtet, sie selbst schrieb mir anonyme Briefe, welche mir über Dein Verhältniß zu ihr die Augen öffnen und zu einer Scheidung führen sollten, weil sie gerne als Herrin hier eingezogen wäre, indem sie Dich für reich hielt. Als sie das Gegentheil erfahren, vielleicht von Spahlenberg, dessen Geliebte sie früher war, schlug sie ein anderes Verfahren ein, das sie nun in Deinen Augen richten wird. Du siehst jetzt, in welchen Händen Du warst.“

„Louise, ich bin Deiner nicht werth — ich *kann* nicht mehr leben, ich werde mich tödten, denn Du weißt noch nicht ganz, *wie* elend ich euch gemacht habe,“ sprach er tonlos und vergrub sein Gesicht in die Hände.

„Ich sah es kommen, das Ende von all Deinem Treiben, Manuel! Du hieltest uns alle für dumme Weiber, aber wir ahnten längst, daß dieser traurige erborgte Schimmer mit dem Bettelstab enden werde. Hättest Du nur sehen und hören wollen, so wäre Dir nicht entgangen, wessen wir uns versahen. Nun steht Du am Rande des Abgrundes, und willst zu dem Leichtsinn und der Armuth noch die Schande fügen und Dein Seelenheil verscherzen, anstatt von Deiner Gattin und Deinen Kindern zu hören, daß sie Dir verzeihen und für Dich arbeiten wollen! Es *mußte* ja so kommen, seit Du Dich jenem Dämon Spahlenberg übergabst mit Leib und Seele. Also was soll Dir und und die freole Feigheit helfen, mit welcher Du das Leben hinwerfen willst, um zu der Armuth, welche die Deinigen ergebungsvoll hinnehmen, noch die *Schande* zu gesellen? Was kann es nützen, frag' ich, Manuel?“

„Kann ich noch leben, gebrandmarkt mit der Verdammniß der Welt, Louise?“

„Der *Welt*?“ wiederholte sie bitter. „Jener Welt, an deren Schmeicheleі und Verehrung Dir mehr lag, als an derjenigen Welt, welche der liebe Gott Dir zunächst angewiesen hat? Was ist Deine eigentliche Welt, Manuel? Deine Kinder, Dein Haus, Dein Beruf sollten Deine Welt gewesen seyn. Aber zwischen Deinem Sohn und Dir standen Fremde und Deine Leidenschaften, und nun Du jene Welt

Digitized by Google

des Scheins vor Dir zusammenbrechen sieht wie dünnes Glas, nun trennt sich der Stolz auch noch von denen, welche nicht aufgehört haben, Dich zu lieben und für Dich zu beten, und denen Du eine Stütze seyn solltest im Unglück, wie sie Dir ein Trost seyn wollen. Unglücklicher Mann, der Du niemals glauben konntest, wie sollst Du nun lieben und hoffen lernen? Nicht daß wir arm sind, Manuel, sondern daß ich Dich aus Hochmuth und Herzensbitterе ewig verloren sehe, das ist der schwerste Schlag, welcher mich trifft. Und doch hab' ich Tag und Nacht nicht aufgehört, zum Himmel zu flehen, daß er Dein Herz rühre und Deine Seele rette; und ich hoffe und glaube noch immer, daß er Dein Gemüth erleuchten wird."

„Barmherziger Gott, wer hätte je gedacht, daß es so weit mit mir kommen würde!" stammelte der Kommerzienrath. „Selbst meine Gattin und meine Kinder müssen mich verachten!"

„Das ist wieder so ein Irrthum Deines weltlichen Hochmuths, Manuel!" erwiderte ihm Frau Hefter rasch. „O Mensch, warum mußte das Glück Dir jene Demuth rauben, welche der Anfang aller göttlichen Weisheit ist? Wie magst Du nur so sprechen, Manuel? Komm herauf, blick' in die Augen Deiner Kinder und höre, wie sie mit unwandelbarer Liebe und Zärtlichkeit an Dir hängen und vor Begierde brennen, Dir dieß zu beweisen. Sieh, wie sie Weh und Leid, Schande und Verachtung der sogenannten Welt, und Armuth und Mangel gerne mit Dir tragen und für Dich arbeiten wollen, und behaupte dann noch, daß wir arm seyen, Manuel, wenn wir solche Kinder haben. Komm herauf mit mir und schau' nur ein einziges Mal offen und vertrauensvoll in die Augen Deiner Kinder. Das wird Dich mehr trösten, als alles Hinbrüten und vergebliche Jammern. Willst Du ein Mann seyn, Manuel, so mußt Du auch den Kopf oben behalten und muthig tragen, was Du Dir selbst bereitet hast. Komm! Wer weiß, wozu der heutige Tag gut ist! Hat er Dir doch über Vieles die Augen öffnen müssen! Geh, schließe Deine Briefe an jene Person ein, wenn Du sie nicht zerstören willst."

Der Kommerzienrath gab dem sanften Zwange nach und ließ sich bewegen, in den Familienkreis zurückzukehren, wo ihm Emma und Leonie an den Hals flogen und ohne Worte ihm zu erkennen gaben, daß die Mutter nur allzu wahr gesprochen hatte. „Leonie, mein gutes Kind, kannst Du mir vergeben?" flüsterte er dieser zu.

„Stille, Papa, der Himmel hat ja alles zum Besten gefügt. Aber Du würdest Dir und mir viele Schmerzen erspart haben, wenn Du kein Geheimniß vor der Mutter gehabt hättest. Und nicht wahr, Papa, Du verzeihst Einem, dem wir alle so viel verdanken — Adolph Gehring?"

Der Kommerzienrath schwieg hartnäckig, aber Leonie kümmerte sich nicht um dieses momentane Vorurtheil des Vaters gegen ihren Geliebten, den sie jetzt im abendlichen Dunkel den Gartenweg heraufkommen sah und dem sie entgegenlief. Der Assessor kam mit Dauels und beide waren ungewöhnlich ernsthaft, als sie in's Zimmer traten.

„Herr Kommerzienrath, erlauben Sie mir, daß ich mich bei Frau Spahlenberg entschuldige wegen eines Auftritts, den ich herbeigeführt habe, um einem Manne die Maske der Anständigkeit und Ehrbarkeit abzureißen, womit er uns alle getäuscht hat. Verzeihen Sie mir, Frau Spahlenberg, wenn ich Ihnen einen herben Schmerz bereitete; aber es war nicht zu vermeiden. Sie erinnern sich, daß wir gestern Abend, wo der Dreikönigwirth Sie wie eine Abenteurerin aus dem Hause weisen wollte, übereinkamen, Sie sollten sich heute Abend Zimmer in der Krone geben lassen und dann Ihren Gatten mittelst eines anonymen Billets zu einem Besuche einladen, wobei Herr Dauels und ich in der Nähe bleiben wollten, sowohl um Zeugen des Auftritts zu seyn, als um Sie vor etwaiger Mißhandlung zu schützen. Allein heute früh kamen mir solche Dinge zu Ohren von tückischen Plänen und Anschlägen, welche Spahlenberg gegen diese ehrenwerthe Familie hier hegte, daß ich Dauels hat, die Scene der Ueberraschung Spahlenbergs nach Lerchenthal zu verlegen, um so mehr als es sicher nur darauf abgesehen war, Fräulein Leonie Hefter zu kompromittiren, denn wir wissen nun bestimmt, daß Spahlenberg seit acht Tagen mit einer reichen jungen Wittwe in München verlobt ist. Und nun, Madame, werden Sie es nicht mehr für so grausam halten, daß wir unsere Ueberrumpelung etwas bühnenhaft vornahmen, denn es ist zehn gegen eins zu wetten, daß Spahlenberg ohne jene Ueberraschung Sie und die Kinder verleugnet und als Landstreicher den Behörden übergeben haben würde, nur um seinen Heirathsplan nicht durchkreuzt zu sehen."

„Sie vergessen, Herr Assessor, daß Sie von einem Abwesenden reden," fiel ihm Herr Hefter bitter in's Wort. „Spahlenberg hätte das sicher niemals gethan."

„Streiten wir hierüber nicht, Herr Kommerzienrath," versetzte Adolph. „Gott gebe daß jener Mann die gute Meinung rechtfertigt, die Sie noch immer von ihm hegen. Dauels und ich sind gekommen, um Sie für einige Vorschläge um geneigtes Gehör zu bitten, sobald mir Frau Spahlenberg ihre Verzeihung hat angedeihen lassen."

„Ich habe Ihnen vergeben, meine Herren, denn Sie haben sich mir als treue vorsorgliche Freunde bewährt und mir hier Freunde gewonnen," versetzte Frau Spahlenberg mit einer Handbewegung gegen Frau Hefter und ihre Tochter. „Gott lohne Ihnen, was Sie an mir und meinen Kindern gethan, selbst wenn Sie mir, wie ich fürchte, aufs neue den Gatten von der Seite getrieben haben."

„Ich danke Ihnen, Madame," sagte Dauels mit Wärme. „In letzterem Falle jedoch dürften mehr das eigene Gewissen und die äußere Lage überhaupt, als jener Auftritt in Lerchenthal Herrn Spahlenberg von dannen treiben." —

„Was haben Sie mir mitzutheilen, meine Herren?" fragte der Kommerzienrath, nachdem er Dauels und den Assessor in ein anderes Zimmer geführt hatte.

„Ich wollte mir den unmaßgeblichen Rath erlauben, Herr Kommerzienrath, gegen Spahlenberg die nöthigen gerichtlichen Schritte zu ergreifen, um eine etwaige Entweichung zu verhindern," hub der Assessor an; „Sie scheinen nämlich noch nicht zu wissen, daß Herr Spahlenberg, begünstigt von der Verwirrung und Betäubung, welche der Auftritt in Lerchenthal hervorgerufen, auf einem fremden Pferde davongeritten ist und daß man seither jede Spur von ihm verloren hat. Herr Dauels und ich sind nach der Eisenbahnstation gefahren, um ihn zu verfolgen; allein man weiß dort ebenso wenig von ihm, als auf der Erlau, und ich möchte behaupten, daß er nicht mehr hierher zurückkehren wird, wie auch seine Frau vermuthet."

„Und was berechtigt Sie zu dieser Annahme, Herr Assessor?" fragte Hefter mißtrauisch und feindlich.

„Vielerlei, Herr Kommerzienrath! einmal der Umstand, daß Spahlenbergs Gesuch um Concession zu jenem Aktien-Unternehmen von der Regierung entschieden abgeschlagen worden ist, wie man seit heute Mittag mit peremtorischer Gewißheit weiß."

„Ah, ist das möglich?" stammelte Hefter und alle Farbe wich aus seinem Gesicht.

„Sodann die Thatsache, daß namentlich in der letzten Zeit Spahlenberg eine Menge höchst zweideutiger Geschäfte mit jüdischen Wucherern gemacht hat, und endlich das Gerücht, Herr Kommerzienrath, daß er im Besitz einer namhaften Summe von Ihren Accepten war, was von Leuten behauptet wird, denen Spahlenberg selbst derartige Appointé zum Kaufe anbot."

„Nicht möglich, Herr Assessor! Und was für Leute waren das?" rief Hefter.

„Die Herren Büchsenstein und Schwägerle, der Notar Hubmair u. A. m., Herr Kommerzienrath," erwiderte Dauels eindringlich. „Ich bitte Sie inständigst, schenken Sie Herrn Gehring's Warnungen Ge-

Digitized by Google

hör und verschaffen Sie sich Verhaftsbefehle gegen Spahlenberg, welcher offenbar Schlimmes gegen Sie im Schilde führt und vielleicht noch nicht alle Ihre Accepte verkauft hat. Lassen Sie den Telegraphen in Bewegung setzen, senden Sie mich ihm nach in die Schweiz oder wohin Sie wollen — ohne Zweifel ist doch irgend etwas noch zu retten!"

Aber Herr Hefftter lehnte hartnäckig alle diese Vorschläge ab; er konnte nicht glauben, daß er sich in Spahlenberg so sehr getäuscht habe; oder er wollte vielleicht den ehemaligen Freund nicht gerichtlich verfolgen und dadurch gegen sich erbittern, oder er sah vielleicht am Ende nicht ein, was es überhaupt noch verschlagen konnte, ob die Summen, welche er Spahlenberg in Wechselverbindlichkeiten übergeben hatte, noch auf seine Schultern fielen oder nicht. Genug, die dringendsten Vorstellungen von Dauels und Gehring, denen auch Frau Hefftter sich anschloß, waren nicht im Stande, den Kommerzienrath zu gerichtlicher Verfolgung Spahlenbergs zu vermögen. Dazu sey morgen noch Zeit, wenn man deutlichere Anhaltspunkte gewonnen habe, war sein kategorischer Bescheid.

Gehring knirschte mit den Zähnen, als er die Villa Hefftter verließ. „Unbegreifliche Verblendung, einem solchen gaunerhaften Schwindler noch den Rücken zu decken!" sagte er gegen Dauels; „ohne seinen Antrag oder denjenigen von Frau Spahlenberg können selbst wir vor Gericht nichts thun."

„Wie aber, wenn ich ihm nachsetzte und ihn noch einholte?" fragte Dauels.

„Würde auch nichts helfen ohne Vollmacht von Hefftter — diese beiden sind offenbar durch mehr als Ein Geheimniß liirt, Emil, und worin dasselbe besteht, kann nicht lange mehr verborgen bleiben. Morgen werden wir klarer sehen!"

* * *

Dieser Morgen kam, nach einer schlummerlosen Nacht, deren Seelen-Agonie den Kommerzienrath beinahe ausgerieben und um den Verstand gebracht hatte, während Frau Hefftter und ihre Töchter ruhiger schliefen, da sie nun eines Theils ihrer Sorgen entboben worden waren und wußten, daß das Ende nahe sey, und selbst Frau Spahlenberg der Zukunft gefaßter entgegen sah, weil sie sich im Kreise von Freunden wußte, von denen sie Hülfe und Unterstützung erwarten durfte.

Der Kommerzienrath war um neun Uhr verstört und fieberisch auf sein Comptoir gekommen und gerade mit dem Durchmustern der eingelaufenen Briefe beschäftigt, als er in dem kleinen Vorzimmer nach der Durchfahrt hinaus Stimmen vernahm und jemand an der Thüre anklopfen hörte. Aber das Blut wich ihm vom Herzen, als er auf sein zaghaftes „Herein" sich dem alten Beuttinger und dem Advokaten Schniegel gegenüber sah, welche mit sehr ersten Mienen eintraten.

„Was schafft mir das Vergnügen, meine Herren?" stammelte Hefftter beinahe tonlos, und die Kniee schwankten unter ihm.

„Eine sehr leidige Angelegenheit, Herr Kommerzienrath," versetzte der Advokat. „Wir kommen wegen der Sicherstellung für gewisse Wechsel, welche Herr Beuttinger von Ihnen in Händen hat und die in den nächsten Tagen verfallen. Sie haben ohne Zweifel schon gehört, was heute Nacht vorgefallen ist...."

„Ich weiß nichts, meine Herren! was ist geschehen?"

„Herr Spahlenberg ist nach Einbruch der Nacht nach seinem Landhause zurückgekehrt, hat eine Menge Papiere verbrannt, den ganzen Kassenvorrath der Fabrik zu sich gesteckt, seinen Revolver geladen und..."

„Sich entleibt?" rief Hefftter, und seine Haare sträubten sich unwillkürlich.

„Nein, etwas schlimmeres — er hat die Flucht ergriffen und ist spurlos verschwunden!"

„Also doch?!" flüsterte Hefftter und sank dann wie niedergeschmettert zusammen. Ein Schlaganfall hatte ihn getroffen. Die beiden Herren allarmirten das Comptoir und das ganze Haus.

(Schluß folgt im nächsten Jahrg. der Erheiterungen.)

Wandertage im Elsaß.

Von Hermann Waldow.

Es war in jenem glutheißen Sommer 1865, wo die sengende Hitze von zwei Regen-losen Monaten selbst den Pegel des Rheins zum niedrigsten Stande in diesem Jahrhundert herabdrückte, daß ich, aus der Schweiz und dem Hegau kommend, durch die frischen Schwarzwaldthäler nach dem reizend gelegenen Freiburg im Breisgau herunterstieg und mich hier einige Tage ausruhte. Ich kenne in Oberdeutschland kaum eine Stadt von derselben Größe, wo es sich so angenehm und behaglich leben läßt und ein solch anregender Umgang mit wirklich gebildeten und liebenswürdigen Menschen zu finden ist, wie in der kleinen Musenstadt an der Dreisam, deren paradiesische Lage und manchfaltige wunderhübsche Umgebung kaum ihres gleichen hat. Ich würde gerne die gewonnenen freundlichen Eindrücke von Freiburg hier in diesen Blättern niederlegen, erinnerte ich mich nicht, daß erst im vorigen Jahrgang dieser mir so lieb gewordenen Zeitschrift eine eingehende treffliche Schilderung von Freiburg enthalten war. Daher genüge hier die Thatsache, daß ich eine der genußreichsten und fröhlichsten Wochen meines Lebens in dieser Stadt und ihrer Umgebung verbrachte, einige weitere Tage zu Ausflügen nach Badenweiler, der Ottilienquelle, dem Kaiserstuhl, nach der Hochburg ꝛc. verwendete und endlich nur mit Wehmuth an die Heimkehr in meine niedersächsische Heimath dachte. Dieses Süddeutschland mit seinen waldigen Gebirgen, herrlichen breiten fruchtbaren Flußthälern, seinen schönen rebenumgürteten Hügeln und ergiebigen Obstgärten hatte mir's angethan und hielt mich wie festgebannt.

Eines Abends stand ich auf dem Schloßberg bei Freiburg und beobachtete den Sonnenuntergang, der mit der vollsten Glorie eines heitern, klaren Septemberabends die Rheinebene, das Flachland des Elsaßes und die Vogesen überglühte und auf die Häupter der Schwarzwaldkette seinen reichsten Purpur warf. Die kühnen Linien der Vogesen entzückten, die vielen Städte und Dörfer des Elsaßes lockten mich, und ich äußerte gegen meinen Begleiter, den liebenswürdigen Professor M., einen der bedeutendsten Gelehrten seines Fachs, mein Bedauern, daß es mir nicht mehr vergönnt sey, einen Ausflug nach dem Elsaß zu machen, das mich durch Geschichte und Tradition von jeher so besonders angeheimelt habe.

„Bah," meinte der Professor, „dazu kann ja im Nu Rath werden. Es ist noch nicht zu spät im Jahr zu einem Ausflug in die Vogesen, zu einer Besteigung des elsäßischen Belchen, den Sie dort die französische Rheinebene um nahezu 4000 Fuß überragen sehen. Täglich fährt ein Postomnibus über Alt-Breisach hinüber nach dem Elsaß, und dieser Punkt allein schon ist eines Besuches werth. Sie sind dann in wenigen Stunden in Colmar und haben von da die Eisenbahn nach mehreren Richtungen; Sie verlieren daher nicht viel Zeit, wenn Sie auf dem linken Ufer per Eisenbahn nach Mainz oder Köln hinunterdampfen.

„Gut, dann mach' ich morgen schon den Ausflug," sagte ich.

Gesagt, gethan! Am folgenden Tage fuhr ich von Freiburg hinweg dem Rheine zu. Auf dem Wege, welchen der Postomnibus um den Fuß des Kaiserstuhls herum einschlägt, sieht Einem die Kirche von Alt-Breisach von ihrer Anhöhe herab schon aus der Ferne in ihrem röthlichen Dunkelgrau entgegen, und die Berge jenseit Colmar, am Eingang des durch seine trefflichen Käse berühmten Münsterthales, glühen im röthlichen Duft des Sonnenuntergangs, und von einer der

Digitized by Google

näheren Anhöhen herab schauen ernst und wehrhaft die drei Thürme der alten Burg Egisheim.

Die Sonne scheidet, der beinahe volle Mond steigt hinter den Schwarzwaldhöhen empor und beleuchtet die Hängebrücke über den Rhein und die Straße an dem Fort Mortier vorüber nach Neubreisach, das nur ein schwaches Stündchen entfernt ist. An der Seite der Landstraße steht ein Denkmal zu Ehren eines französischen Generals, welcher hier im Jahr 1814 in einem Gefecht am Rheinufer geblieben ist. Neu-Breisach ist eine uninteressante Grenzfeste, mit schnurgeraden Straßen, welche sich unter rechten Winkeln kreuzen, eine Schöpfung

Thürme von Colmar.

jener Zeit von Deutschlands tiefer Erniedrigung, wo die Politik des vierzehnten Ludwig Deutschland zersplitterte durch die erbärmliche Käuflichkeit deutscher Fürsten. Es ist ein großer Waffenplatz, umgeben von Befestigungen nach Vauban's Plan.

Die Entfernung von Neu-Breisach nach Colmar beträgt 16 Kilometer, und die Straße dahin ist beinahe gerade und führt etwa zwei Wegstunden lang durch einen Wald. Man ist froh, wenn endlich die Thürme von Colmar die Nähe des Ziels dieser langweiligen Fahrt

Digitized by Google

verkündigen. Colmar macht sich sogleich als eine alte und alterthümliche Stadt bemerklich, denn man betritt sie durch eine lange, ziemlich schmale Straße, und das Erste, was dem Fremden in's Auge fällt, ist die Menge hebräischer Inschriften und Schilder an den Häusern. Das Rheinthal muß in früheren Zeiten ein Lieblings-Aufenthalt der Juden gewesen seyn, denn allenthalben sieht man sie in Menge ansässig. Zu Ihringen am Kaiserstuhl bilden die Israeliten die überwiegende Mehrheit der Einwohnerschaft und haben eine schöne neue Synagoge gebaut, und in den Dörfern am Fuße der Vogesen findet man sie allenthalben in Menge unter die Landbevölkerung eingetreut. Sie haben dort ihre alten Sitten und Bräuche in unverdorbener Reinheit erhalten und hängen einander in Leid und Freud mit rühmlicher Treue an. Auch in Colmar sind sie auffallend zahlreich vertreten.

Etwa in der Mitte der Stadt liegt das alte Rathhaus und dabei eine hübsche Arcade; läßt man das Rathhaus zur Linken und wandert eine der Seitenstraßen hinauf, so sieht man daselbst eines jener merkwürdigen alten Häuser wie sie in den kleinen Städten an der Mosel, in Trarbach, Traben u. s. w., so häufig vorkommen und unserer Zeit erzählen von dem Baustyle, Kunstgeschmack und den häuslichen Einrichtungen des Bürgerthums im deutschen Mittelalter. Das alte Haus in Kolmar mit seinem Thürmchen, seinem thurmartigen Erker und seinen hölzernen Altanen und Ballonen ist eines der merkwürdigsten Ueberbleibsel der Zeit der Kirchenbesserung und leicht kenntlich an dem Laden eines Spezerei- und Tabakshändlers im Erdgeschosse und an den weithin sichtbaren grünen und rothen glasirten Ziegeln, womit das Dach seines Thurmes gedeckt ist. Wenige Schritte weiter erreicht man die Kathedrale, einen umfangreichen weitsichtigen Bau mit einem Thurm aus späterer Zeit und von unpassender Gestalt.

Colmar ist einer der ältesten Orte Oberdeutschlands; es datirt seinen Ursprung auf das achte Jahrhundert zurück und war eine der zahlreichen Maiereien oder Domänen der fränkischen Könige. In den alten Urkunden führt es den Namen Villa Columbaria oder Columbria, und schreint sogar gelegentlich Karl dem Großen zum Wohnsitze gedient zu haben. Der Sage nach soll sein Sohn hier gestorben seyn, nachdem ihn seine unnatürlichen Söhne gewaltsam in ein Kloster in Soissons gesteckt und sich nicht entblödet hatten im Jahr 833 die Waffen gegen ihren Vater zu ergreifen und ihm in der Ebene von Colmar eine entscheidende Niederlage beizubringen. Papst Gregor IV., welcher die Sache dieser pflichtvergessenen Söhne durch verrätherische Unterhandlungen unterstützt hatte, trägt die Schuld, daß die Wahlstatt, wo jene Schlacht geschlagen worden, noch bis auf diesen Tag das Lügenfeld heißt. Colmar ward zu Anfang des 13. Jahrhunderts befestigt, und war bald eine sehr wichtige Stadt: im Jahr 1248 führte es bereits eine Fehde mit dem Bischof von Straßburg und ward dabei von den Einwohnern von Rauffach unterstützt. Im Jahr 1261 verbanden sich die Bürger von Colmar unter dem Befehl ihres Schöffen oder Bürgermeisters Hans Rosselmann mit den Einwohnern Straßburgs, um den Bischof Walter von Geroldseck anzugreifen, der an der Spitze eines Bundes von adeligen Herren stand. Da aber die Fehde keinen günstigen Verlauf für die Bürger nahm, so ward Rosselmann zum Opfer ausersehen, um den Grimm der adeligen Herren zu sühnen, und man verbannte ihn; er aber flüchtete in das Lager Rudolfs von Habsburg, kehrte in Waffen zurück wie ein zweiter Coriolan und zwang seine Mitbürger, ihn wieder aufzunehmen. Im darauffolgenden Jahre überfielen die Söldner des Bischofs durch Ueberrumpelung die Stadt, und Rosselmann verlor das Leben bei der Vertheidigung der Stadt, welche er leitete und die trotz seinem Tod von vollständigem Erfolge begleitet war. Im Jahr 1282 führte sein Sohn die Streitkräfte der Stadt in einer Fehde gegen den Kaiser in's Feld, aber der Kampf entschied sich zu Ungunsten der Stadt, und Colmar mußte 4000 Mark Gold als Buße erlegen und ihr Bürgermeister verfiel in lebenslängliche Gefangenschaft. Nach Rudolfs Tode ward Colmar eingenommen und mußte sich unterwerfen. In dem Kriege zwischen Ludwig von Bayern und Friedrich von Oesterreich wurde Colmar zweimal durch die Truppen des Erzherzogs belagert und eingenommen.

In der Reformationszeit hing der größere Theil von Colmar's Einwohnern der neuen Lehre an, und rief dadurch den Ingrimm des Kaisers hervor, welcher seinen Bruder, den Erzherzog Ferdinand, aussandte, um die Bethäuser der Reformirten zu schließen. Auch im dreißigjährigen Krieg hatte die Stadt mancherlei Drangsale zu erleiden. Im Jahr 1632 ward es von den Schweden unter Horn und dem Rheingrafen Otto berannt, während es von ungefähr 800 Kaiserlichen besetzt war. Das meuterische Geschrei und die rebellische Haltung der Einwohnerschaft zwangen die Besatzung zur Kapitulation, und bei Unterhandlung derselben dalirte der Kommandant Bernier, ein Wallone, seinen Brief aus Colombier oder dem Taubenschlage, als beißende Anspielung auf den Kleinmuth der Bürger. Die Evangelischen thaten nun ihre Bethäuser wieder auf, der katholische Bürgermeister ward abgesetzt und an den Bettelstab gebracht. Als die Schweden nach ihrer Niederlage in der Nördlinger Schlacht das Elsaß räumten, gerieth Colmar in den Besitz Frankreichs, und seine Befestigungen wurden im Jahr 1673 geschleift. Zu Ende des 17. Jahrhunderts ward Colmar zweimal durch Turenne den Kaiserlichen wieder abgewonnen, welche in seine Mauern eingedrungen waren, denn diese waren wieder aufgebaut worden und wurden 1680 nach dem Ryswiker Frieden abermals zerstört. In diesem für Deutschland so schmachvollen Frieden ging das Elsaß an die Krone Frankreich über und ward nicht wieder zurückgegeben, obschon zur Zeit des Wiener Kongresses und nach dem Sturze Napoleons hiezu Gelegenheit gewesen wäre. Allein damals gönnten Oesterreich und Preußen einander diesen Besitz nicht und waren noch weniger geneigt durch dasselbe irgend einen kleinern Staat zu vergrößern, und so ward es durch jene schmachvollen Verträge von 1815, welche mehr die Interessen der sogen. legitimen Dynastieen vertraten, als den Namenswahlverwandtschaften und dem Recht der Nationalitäten Rechnung trugen, Frankreich gelassen, unter dessen schönste und civilisirteste Provinzen es unbedingt gehört. Zwar versicherten mich hochgebildete Elsäßer, daß schon in den Jahren 1813—15 die größere Zahl der Einwohnerschaft des Elsasses und Lothringens entschieden mehr französisch als deutsch gesinnt gewesen seyn; allein Thatsache ist, daß die Gallisirung dieses gut deutschen Volksstammes vorzugsweise in den jüngsten fünfzig Jahren mit Glück und Vorsatz gefördert worden ist. Dennoch wird noch ein großer Theil der elsässischen Protestanten nie vergessen, daß sie Deutsche sind, denn mit den Stammgenossen auf dem rechten Rheinufer verbindet sie ungemein fest und dauernd die deutsche Bibel, das deutsche Kirchenlied und der deutsche Volksgesang. und diese drei Dinge wurzeln um so tiefer, je unbuldsamer sich die römische Geistlichkeit und je gleichgültiger sich die Regierung gegen die Evangelischen im Elsaß benimmt.

In alten Zeiten war Colmar die zweite Stadt der Decapolis oder der zehn kaiserlichen Freistädte. Seine jetzige Einwohnerzahl beläuft sich auf mehr als zwanzigtausend Menschen, deren weitaus größte Zahl sich mit verschiedenen Gewerben und Manufaktur-Zweigen befaßt. Die Fabrikthätigkeit im Elsaß nimmt neuerdings gewaltige Proportionen an, sehr zum Nachtheile der Landwirthschaft, denn wenn man auch die französische Rheinebene ziemlich gut und fleißig angebaut findet, was bei der-Fruchtbarkeit des Bodens weder ein Verdienst noch ein Wunder ist, so kann man von dem Gebirgslande der Vogesen und seiner Ausläufer nicht das Gleiche rühmen. Hier werden die trefflichen Bergwaiden sichtlich vernachlässigt, und ein großer Theil des Hügellandes ist verhältnißmäßig kahl und bildet einen schneidenden Kontrast zu der sorgfältigen Kultur, dem allgemeinen Wohlstand und sogar dem allgemeinen Niveau landwirthschaftlicher gedeihlicher Entwickelung in dem deutschen Schwarzwalde.

Digitized by Google

Elsaß und Lothringen sind wohl für Deutschland auf immer verloren; aber die Veränderungen, welche der Rswmiler Friede in diesen urdeutschen Provinzen hervorgebracht hat, verdienen immerhin einige Worte geschichtlicher Würdigung.

Das Elsaß war zu Julius Cäsar's Zeiten bewohnt von drei gallischen (oder, wie man irrthümlich sagt: celtischen) Volksstämmen, den Nauraken, Tribokern und Nemeten. Diese wurden um die Zeit, wo die Macht Roms zu sinken begann, durch die Wogen der alemannischen Einwanderung entweder in die entlegeneren Bezirke des Gebirgs verdrängt oder von der neuen Menschenfluth aufgesogen. Die Alemannen mußten etwa um's Jahr 496 sich der Herrschaft der noch stärkeren Franken unterwerfen. Der Name Elsaß kommt im Lauf des siebenten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung erstmals vor, als austrasisches Herzogthum mit dem Frankenreiche vereinigt. Es theilte sich in den Nordgau und den Sundgau, deren ersterer unter dem Regiment des Bischofs von Straßburg, letzterer unter demjenigen des Bischofs von Basel stand. Die mächtige Familie Etzicho gab dieser Provinz im siebenten Jahrhundert ihre Herzöge, welche selbst dann noch, als sie durch die Politik der Karolinger abgesetzt wurden, als belehnte Grafen und Vasallen einen großen Theil des Landes eigneten und behaupteten. Durch den Vertrag von Verdun bildete das Elsaß einen Theil des lotharingischen Reiches, ward jedoch von Lothar II. als ein besonderes Herzogthum an seinen natürlichen Sohn Hugo verliehen, nach welchem es die Etzichos oder Athita, die angeblichen Ahnen Rudolfs von Habsburg, erbten. Später war es vielleicht mit dem Herzogthum Alemannien vereinigt, aber dessen Herzöge scheinen hier noch weniger Macht gehabt zu haben, als irgendwo. Im Jahr 1460 kam die Provinz an Burgund, weil Herzog Sigismund sie Karl dem Kühnen verpfändet hatte. Als jedoch Karl der Kühne bei Nanzig von den Schweizern geschlagen ward und das Leben verlor, so theilte auch das Elsaß die Befreiung der von Karl eroberten Provinzen, und das ganze Elsaß blieb von da an zweihundert Jahre hindurch beim deutschen Reiche.

Das Münster in Colmar ward im 11. Jahrhundert erbaut, theils mit den freiwilligen ordentlichen und außerordentlichen Gaben der Gläubigen, theils mit Hülfe von manchmal schweren Steuern und Umlagen; so ward beim Tode wohlhabender Leute die beste Kleidung und das beste Pferd im Stalle dem Kirchenbaufond verfallen. Das Pferd konnte um den festen Preis von hundert Gulden ausgelöst werden, ein Harnisch dagegen war nur auf vier Gulden angeschlagen. Von architektonischer Schönheit ist an dem Baue nicht viel zu rühmen; dagegen zeigen die Portale der Kirche wunderschöne Sculptur-Arbeit, die hohen Spitzbogen-Fenster des Chores das schönste Maaswerk und einige sehr gute Glasmalereien. Außerdem ist das Innere der Kirche ziemlich kahl. Der südliche Thurm allein ist theilweise vollendet und ward mit einer hastigen Art von Verdrömung versehen, durch welche er nicht weit über den Rumpf der Kirche selbst emporragt.

Etwas interessanter ist die Architektur der Dominikaner-Kirche, welche nach ihrer Ausplünderung während der ersten Revolution in ein Getraide-Magazin verwandelt ward.

Das städtische Museum ist in den Hauptgebäuden eines ehemaligen Klosters untergebracht, und namentlich der schöne Kreuzgang desselben zur Aufnahme der verschiedenen römischen Alterthümer bestimmt, welche in der Umgegend gefunden worden sind. Die Ausbeute an derartigen römischen und altgermanischen Alterthümern in dieser Gegend ist sehr groß, und das Interesse für Archäologie im Elsaß überhaupt sehr lebhaft. Der hochverdiente Abbé Straub und die übrigen Mitglieder des elsässischen Alterthums-Vereins erhalten mit Glück und Eifer dasselbe aufrecht. Ueberhaupt ist die lebhafte Theilnahme der Gebildeten aller Stände an den wissenschaftlichen und gemeinnützigen Vereinen ein ganz besonderes und erfreuliches Kennzeichen für den gesunden und anregungsfähigen Sinn der Elsässer, und man trifft daher überall Männer, welche über die Kunde ihrer Heimath sehr gut unterrichtet sind und mit Vorliebe sich darüber äußern. Die Gemälde-Sammlung des Museums zählt eine Anzahl schöner Bilder aus der oberdeutschen Schule, welche besonders für den Kenner der Kunst-Geschichte merkwürdig sind, so namentlich einige der Meisterwerke des bekannten Martin Schön oder Schongauer, welcher 1488 starb, und ein großes Altarbild von Grünewald, eine höchst lebendige, aber stark realistische Darstellung der Kreuzigung; ferner einige kleinere Arbeiten von Albrecht Dürer. Unter den Werken der Bildnerei fielen mir die Bildnisse des Fabeldichters Pfeffel (gestorben 1807) und des französischen Generals Rapp auf, welche beide geborene Colmarer waren. Auf der Place d'Armes oder Promenade zwischen der Stadt und dem Bahnhof stehen zwei schöne Standbilder zu Ehren des schon erwähnten Generals Rapp und des Admirals Bruat, welcher in der Seeschlacht von Navarin kommandirte. Letztere Statue erschien mir besonders gelungen, namentlich durch ihr Beiwerk, nämlich die allegorischen Figuren von den verschiedenen Völkerschaften, mit welchen der Admiral im Verlauf seiner berufsmäßigen Fahrten in Berührung kam.

Nach dem Gebirge hin fällt besonders die Burg Egisheim mit ihren drei hohen Thürmen in die Augen, eine der schönsten unter den vielen Ruinen des Schlosses. Die Burg liegt ungefähr eine Wegstunde von Colmar auf dem Gipfel einer beträchtlichen Anhöhe. Um denselben nahe zu seyn, übernachtete ich in einem Bauernwirthshause, dem „Weißen Roß" im Dorfe Wettolsheim, unweit dem Eingang in's Münsterthal. Ich wollte auch einmal das elsässische Dorfleben kennen lernen, fand mich jedoch in meinen Erwartungen einigermaßen getäuscht — das Wirthshaus, so einfach es auch war, hatte schon einen entschieden städtischen Anstrich. Der Wirth hatte in der Krimm mitgefochten und namentlich die Schlacht an der Alma mitgemacht und setzte sogleich eine Flasche von seinem besten Wein auf, als er hörte, daß ich als Arzt ebenfalls, wenn auch auf russischer Seite, den Krimmkrieg mitgemacht hatte. Das Dorf war nur durch eine Schlucht von dem Berggipfel getrennt, welchen die Burgruine krönt, und der rasch einbrechende Herbstabend gestattete nur eine flüchtige Besichtigung, allein der nähere Anblick der drei Thürme, welche im fahlen Zwielicht wie Gespenster erschienen, strafte ihren imposanten Effekt aus der Ferne nicht Lügen.

Unterwegs kommt man an einer alten Ruine vorüber, welche in einem Winkel dieses Höhenzuges liegt. Dieß ist Hagened, ein alter Burgstall der Johanniter-Ritter von Jerusalem, und ursprünglich vielleicht zu einem festen Aufenthalt zu Schutz und Trutz bestimmt für den Fall, daß sie in unruhigen Zeiten aus ihrem festen Steinhause in der Stadt Colmar vertrieben würden. Die Burg Hagened ward im dreißigjährigen Kriege von den Schweden eingenommen, geplündert und zerstört. Sie lieh ihren Namen jenem Hagened, dem tyrannischen Statthalter Karls des Kühnen, dessen Hand, zu Altbreisach von dem Henker ihm abgehauen, als Trophäe in seine Vaterstadt zurückgebracht und im Museum in einem Glaskasten aufbewahrt wurde. Die Burg Egisheim mit ihren drei Thürmen war offenbar von Eberhard, dem ersten Grafen von Egisheim, gegründet. Die Namen der drei Thürme waren Wedmund, Wulburg und Tagesburg, und die Verbindung zwischen ihnen offenbar durch Gallerieen, die frei in der Luft hingen und nun zerstört sind, hergestellt. Bei den meisten Wehrthürmen oder Befrieden an den elsässischen Burgen (welche der Mehrzahl nach noch aus der romanischen Zeit stammen) bemerkt man jene alte bauliche Einrichtung, daß der Eingang und Zugang zu denselben erst in beträchtlicher Höhe über dem Boden angebracht ist. Eberhard von Egisheim war der Enkel des Herzogs Athico, also ein Sprößling desselben Geschlechts, von welchem die Fürstenhäuser von Zähringen, Habsburg und Lothringen ihre Abstammung herleiten. Von weiblicher Seite stammten von diesem Geschlechte die Grafen und spä-

Digitized by Google

teren Fürsten von Hohenlohe ab, und durch eine Gräfin von Egisheim, welche im neunten Jahrhundert Robert den Starken heirathete, den Ahnherren von Hugo Kapet, sind die Egisheimer Grafen auch die Ahnherren der Bourbonen von Frankreich, Spanien und Neapel, obschon sie in der Hauptlinie schon um die Mitte des zwölften Jahrhunderts ausstarben. Die Egisheimer hatten eine erbitterte Fehde mit den Bürgern von Colmar, bekannt unter dem Namen Plappert- oder Blafferl-Krieg oder der Krieg um sechs Heller; diese Fehde entstand daraus, daß ein gewisser Graf Peter von Egisheim einem schustigen Mühlburschen eine Schuld von sechs Blafferten abkaufte, welche dieser angeblich an seinen Herrn anzusprechen hatte, was für den Grafen aber natürlich nur ein Vorwand war, den Bürgern der freien Reichsstadt Colmar etwas am Zeuge zu flicken. Es war in der Zeit, wo der Lehenadel und das Bürgerthum der Städte einander ungeschäre ebenso anfeindeten und befehdeten, wie die Patricier und Plebejer im alten Rom. Seltsam genug wurden die Ritter und Knechte der Egisheimer in jener Fehde von Hermann Reh, jenem falschen verrätherischen Mühlburschen, besehligt; aber im Jahr 1466 verbrannten die Colmarer Bürger die Burgen und ließen den Reh und drei Ritter aufknüpfen. Das Schloß scheint von da an in zertrümmertem Zustand geblieben zu seyn, denn im Jahr 1568 war eine Hexe angeschuldigt, in den Burgtrümmern von Egisheim ihre Tochter mit dem Teufel verheirathet zu haben. Nach dem Beweisverfahren bestand das Hauptgericht bei dem Hochzeitsmahl aus Fledermäusen, und die Hochzeit wurde mit einem regelrechten Hexensabbath gefeiert. Papst Leo IX. stammte von der Familie Egisheim und hatte zuvor die seither ausgelöste und verschwundene Abtei Marlach inne.

Auf dem Hügel dicht oberhalb Wettolsheim stehen die Ruinen der Hohenlandsburg (Château des trois épis), deren Ursprung sich im Dunkel der fernsten Vorzeit verliert; Herzog Albrecht von Oesterreich gab sie 1237 dem Grafen von Rappoltstein (Ribeauvierre) zu Lehen. Auch diese Burg ward im 30jährigen Kriege von den Schweden erstürmt und dann von den Herren des vierzehnten Ludwig abgebrochen; der König von Frankreich gab sie einem Mitglied der Familie Schwendi zurück, welche sie früher besaß, und neuerdings ward sie der Stadt Colmar übergeben in Tausch gegen die am Eingang des Münsterthales liegende Priorei Drei-Aehren (Trois-Epis).

Die dem Rheine zugekehrten Abhänge und Ausläufer der Vogesen sind ein romantisches Gelände und ebenso dicht mit Burgruinen besäet als die Rheinufer in der Gegend von Oberwesel; eine Einzelschilderung derselben würde jedoch zu viel Zeit und Mühe erfordern. Diese Burgen erhöhen wesentlich das malerische Aussehen der ganzen Landschaft und namentlich die Schönheit der Gebirgsstinien, welche weit zärter und manchfaltiger sind als diejenigen des gegenüberliegenden Schwarzwaldes, welchem die Vogesen zwar in geognostischer Hinsicht wie an Höhe ganz entsprechen. Allein anstatt wie der Schwarzwald eine landeinwärts sich in die Breite dehnende Hochfläche zu bilden, zeigen die Vogesen eine verhältnißmäßig schmale Bergkette, welche nach Lothringen hinein ziemlich rasch und steil abfällt. Auch sind die Vogesen ganz anders besiedelt als der Schwarzwald, denn während in diesem die Bevölkerung sich ziemlich gleichartig auf Thäler und Höhen vertheilt, concentrirt sich das Leben in den Vogesen vorzugsweise in den Thälern, welche meist von Fabriken entstellt werden. Auch sieht man die Höhen und Gipfel der Vogesen meist kahl und nur die Abhänge mit Laubholz und in der höhern Region mit Nadelholz bestockt, während im Schwarzwald die sorgsamste Forstkultur selbst die steilsten Höhen auch mit trefflich angelegten ergiebigen Tannenwäldern bepflanzt hat.

Weitere Bilder aus meinen Wandertagen werde ich in späteren Heften dieser Zeitschrift liefern, falls dieselben meine Leser ansprechen.

Bäschen Tonie.

Erzählung.

„Vetter Hermann, soll ich Dir eine Neuigkeit mittheilen? Herr Forbach hat gestern um meine Hand angehalten und ich habe mich ihm verlobt," sagte eines Morgens meine Base Antoinette Lemberg zu mir, als ich von einem Morgenbesuch bei meinen Patienten durch den Garten dem Hause zu schlenderte. Diese Kunde kam mir sehr überraschend, und ich erschien mir in meinen Gedanken als ein recht alter Vetter, weil Tonie so offen mit mir über diesen Gegenstand reden konnte. Ich war einen Augenblick mit mir im Zweifel, ob ich Tonie gratuliren oder böse seyn sollte, daß sie uns verlassen wollte; dann aber schüttelte ich ihr die Hand mit dem herzlichsten Glückwunsch und sagte: „Höre, Bäschen, Eines muß ich denn doch sagen: ihr Beide, Forbach und Du, habt es saustdick hinter den Ohren."

„Weßhalb denn, Hermann?"

„Weil Ihr gestern Abend einander noch fremd waret, wie man sich nur seyn kann, und heute früh schon verlobt. Ihr habt also eine kleine Komödie aufgeführt?"

„Nicht im mindesten, Vetter," versetzte Tonie ernsthaft. „Ich hatte gar keine Ahnung von Herrn Forbachs Absichten, bis ich ihm gestern Abend beim Weggehen durch den Garten hinunterleuchtete, wo er plötzlich meine Hand ergriff und in bester Form um mich anhielt."

„Und Du dann sogleich Ja sagtest, nicht wahr?"

„Konnt' ich denn anders, Vetter? ich war so sehr überrascht, daß ich mir nicht einmal Bedenkzeit ausgebeten hätte, wenn er mir nicht diesen Gedanken eingegeben haben würde. Aber ich sprach vorhin mit Onkel darüber, und dieser rieth mir die Werbung anzunehmen, und ging vorhin zu Herrn Forbach, um ihm mein Jawort zu bringen."

Tonie war offenbar nicht sehr verliebt in ihren Zukünftigen, und er ebensowenig in sie. Ich hatte ja beide den Abend zuvor beisammen gesehen, und er war mir für einen jungen Mann sehr kühl und zurückhaltend erschienen, so daß sein Benehmen selbst Antoinetten trotz ihrer sonstigen Unerfahrenheit in solchen Dingen aufgefallen war.

„Sieh, Vetter Hermann," fuhr Tonie fort, ich kann mir eigentlich gar nicht erklären, was für Anziehungspunkte Herr Forbach an mir gefunden hat. Ich bin gar nicht hübsch, schon 23 Jahre alt, nicht reich, nicht hochgebildet, ein schlichtes anspruchsloses Landmädchen. Forbach aber ist reich und angesehen und brauchte nur die Hand auszustrecken, um Mädchen genug aus den bessern Ständen zu bekommen. Und doch ist er in mich verschossen!"

„Verschossen, Tonie? und woher weißt Du denn das?" fragte ich, bereute jedoch diese Frage alsbald, weil ich fürchtete, Antoinette möchte sich davon getränkt fühlen; aber sie antwortete lachend: „Wie würde er mich denn heirathen wollen, wenn er nicht in mich verschossen wäre?" — „Ach ja, da hast Du recht und Du bist natürlich auch in ihn verliebt, nicht wahr, Tonie?" — „Mit nichten, Hermann," versetzte sie ziemlich ernsthaft. „Ich bewundere die vielen guten Eigenschaften des Herrn Forbach, und danke ihm aufrichtig, daß er mir eine so glänzende Versorgung bieten will, ja ich hoffe sogar, mit ihm recht glücklich zu seyn; allein so was man verliebt heißt, bin ich gar nicht, Vetter Hermann. Das ist gar nicht meine Art," setzte sie mit einem leisen Seufzer hinzu und schaute drein wie eine alte Jungfer, welche der Liebe und deren Thorheiten Valet sagt, aber trotz dem Bewußtseyn von dieser weisen Weltanschauung doch einigermaßen über diese gereisten Ansichten trauert.

Ich ging in mein Studirstübchen und dachte über dieses neue Ereigniß im Schoos unserer Familie nach, denn Antoinette war eine ziemlich mittelmäße Waise, ein Schwesterkind meines Vaters und seit vier Jahren unsere Hausgenossin; sie war weder hübsch noch häßlich, hatte gewöhnliche Züge, aber ein Paar liebe, treuherzige Augen, eine hübsche Figur und anmuthige Haltung, ein angenehmes Organ und

Digitized by Google

ein heitres treues Gemüth. Dabei war sie verständig, gebildet, in allen wirthschaftlichen Dingen wohlbewandert und voll Herzensgüte; nur etwas scheu und befangen vor Fremden. Ich konnte nicht begreifen, wie sie auf Herrn Forbach, welcher sie kaum ein Dutzend Male gesehen, und gewiß nichts von ihr kennen gelernt hatte, als ihre Befangenheit, einen solchen Eindruck zu machen vermocht, und es schien mir sehr für den Scharfblick und die Intelligenz dieses Herrn, dem ich so viel Menschenkenntniß gar nicht zugetraut hätte, zu sprechen, daß er hinter diesem unscheinbaren scheuen Wesen Antoinettens so viel geistige Vorzüge entdeckt hatte. Herr Forbach war ein Mann von kaum 30 Jahren, Wittwer mit einem einzigen Kinde, hübsch und hochgebildet, reich, Besitzer eines reizenden Landgutes drei Meilen von unserer Stadt, und von anerkannt gediegenem Charakter. Nach weltlicher Anschauung war es also eine Partie, zu welcher sich ein armes Mädchen wie Tonie, das die Kleider auf dem Leibe nur der Güte meines Vaters verdankte, füglich gratulieren durfte.

Ich gönnte Antoinetten diese vortheilhafte Versorgung und sah sie doch ungern ziehen, denn sie war der freundliche Genius unseres Hauses, und unser Aller Liebling. Unser Haushand bestand außer meinem hochbetagten Papa, dessen ärztliche Praxis nun zum größten Theil auf mich übergegangen war, aus der alten Tante Peppi, welche das Hauswesen führte; und jetzt, wo Tonie für mich verloren war, sragte ich mich zum ersten Mal: ob nicht Tonie auch eine passende Frau für mich gegeben hätte, wenn einmal Papa und Tante Peppi das Zeitliche gesegnet haben würden, was ich jedoch nicht herbeiwünschte. Aber ich war nun 36 Jahre alt, und so konnte ich es Antoinetten nicht verdenken, wenn bei aller Vertraulichkeit, welche zwischen uns bestand, es noch zu keinem zärtlichen Verhältniß zwischen uns gekommen war.

Tonie's Beanstand war ein sehr ruhiger und besonnener, wenn auch kurzer. Wenn Eile ein Beweis von Liebe ist, so mußte Herr Forbach sehr in Antoinette verliebt seyn, denn schon zwei Monate nach dem Verlöbniß war die Hochzeit, wie sehr sich auch Tante Peppi, obwohl vergebens, gegen eine solche Eile aussehnte. Er war nicht auffallend zärtlich gegen Tonie, aber diese erschien ganz glücklich über die wenigen Aufmerksamkeiten, welche er ihr zollte, obschon er mir hierin viel zu lau und methodisch war. Zu lieber Himmel! ich war nur ein einziges Mal in meinem Leben verliebt gewesen in Helene Weihmann, und das war schon sieben Jahre her, aber ich war damals noch ganz anders als Forbach, und bemerkte niemals, daß er ihr einen jener Blicke zuwarf, welche uns zu jener Zeit so lächerlich machten. Nichts, was Bäschen Tonie that, konnte ihn zu entzücken oder zu einer gelinden Verzweiflung bringen, und — das Auffallendste von Allem — ich bemerkte nie an ihm irgend ein Bestreben, mit Tonie allein zu seyn, woraus ich den Schluß zog, daß Forbach, obschon einer der gebildetsten und geschicktesten Männer, doch aus Tonie sich nichts machte und daher ihrer nicht werth war.

Der Tag der Hochzeit rückte heran, und am Vorabend desselben war ich eine Viertelstunde mit Tonie allein. Wir saßen im Wohnzimmer bei offenem Fenster und schauten zusammen in den Garten hinaus. Es kam mir unwillkürlich der Gedanke, der Garten werde recht einsam und langweilig werden, wenn Tonie fort sey, die Nymphe unseres kleinen stillen Hains, deren heiterer Gesang so oft durch die Büsche geklungen, deren helles Gewand so oft durch die Gänge geglänzt hatte. Jetzt sollte sie mit ihrem Gatten erst eine Reise nach Genf machen und dann auf dessen Gute leben.

„Es erscheint mir gar nicht glaublich, Tonie, daß Du uns verlassen sollst," sagte ich.

„Ach ja, Hermann, es geht mir ebenso," versetzte sie leise.

„Bah, Du wartest ja mit Schmerzen darauf, Bäschen," sagte ich etwas unwirsch; „Du bist ja mittlerweile bis zum Sterben verliebt in Forbach."

„Nein, fürwahr, nicht im mindesten, Vetter Hermann," erwiderte sie feierlich ernsthaft; „sonderbarerweise bin ich trotz all seiner Hingebung nicht im mindesten verliebt in Eugen."

„Das wird noch kommen, Tonie," sagte ich lächelnd. Von Zärtlichkeit von Seiten Forbachs hatte ich auch noch nichts bemerkt, obschon er Antonien ein namhaftes Kapital als Morgengabe hatte zuschreiben lassen.

„Ach ja, Gott gebe es, denn es wäre sehr unrecht, wenn es nicht so käme, Vetter, und ich mache mir selbst Vorwürfe darüber, obschon ich nicht daran schuldig bin. Ich habe erst gestern mit Eugen selbst darüber gesprochen."

„Wirklich?" rief ich, überrascht von dieser Offenheit; „hast Du das gethan? Nun, und was sagte er?"

„Er meinte, dieß habe nichts zu sagen; wir würden dennoch mit einander glücklich werden," und ich eine gute Mutter für seinen verwaisten Knaben seyn."

Ich bemitleidete unwillkürlich die arme Tonie, denn ich konnte mir nicht denken, daß aus einer solch kühlen und besonnenen Vernunftheirath jemals ein Glück kommen könne, noch vermochte ich zu begreifen, weßhalb bei solch geringer gegenseitiger Neigung Forbach überhaupt meine Base heirathen wolle. Wie konnte er wissen, daß Tonie eine gute Mutter für seinen Knaben abgeben werde? sie hatte ja gar keine Erfahrung mit Kindern und anscheinend auch nicht viel Sinn dafür. Ach, ich hatte mir die Wonnen eines Brautstandes ganz anders gedacht, als ich es nun bei diesem Paare sah.

„Jenun, Tonie," bemerkte ich ihr gleichsam tröstend, „eine leidenschaftliche Liebe ist nicht gerade zu gegenseitigem Glück in der Ehe erforderlich, wenn nur wechselseitige Achtung vorhanden ist."

„Jawohl, das ist auch meine Meinung, Vetter," sagte Tonie mit einem leichten Seufzer; „weil ich aber diesen Fehler einsehe, werde ich mich immer bemühen, noch um so viel freundlicher und liebreicher zu seyn, als ich hätte seyn müssen, wenn Eugen und ich einander wirklich innig geliebt hätten!"

Tante Peppi trat in's Zimmer und störte unsere Unterhaltung, und ich sah Tonie am andern Tage erst in der Kirche wieder, als sie mit Forbach vor den Altar trat. Sie sah hübsch aus, und ich hätte nie geahnt, wie sehr etwas Putz und ein heiteres zufriedenes Lächeln ein Gesicht verschönern können. Sie benahm sich während der Trauung würdevoll und standhaft, und auch Herr Forbach, der in seinem Brautgewande eine sehr stattliche Figur machte, erschien nicht tief erschüttert. Als die Ceremonie vorüber, war ihm anscheinend ein Stein vom Herzen genommen, und er nahm unsere Beglückwünschungen mit einem ziemlich zufriedenen Lächeln entgegen. Ein kleines Hochzeitsmahl in unserem Hause vereinigte einen engeren Kreis von Verwandten und Freunden gegen Abend in unserem Hause, und ich hatte zwischen der Trauung und der Tafel das neuvermählte Paar aus den Augen verloren; aber bei Tische ersahen mir Forbach sehr aufgeregt und reizbar, und selbst meine stille, ruhige Tonie etwas zerstreut und launenhaft.

Der Abend dunkelte bereits, als der Wagen vorfuhr, mit welchem die Neuvermählten nach der nächsten Eisenbahnstation fahren wollten, um ihre Hochzeitsreise anzutreten. Ich stahl mich vor der Tafel hinweg und hinunter nach meinem Studirstübchen, das dicht neben der Hausthüre lag; ich wollte der Cousine ohne Zeugen Lebewohl sagen. Jetzt kam sie herunter in einem einfachen Reisekleid von grauem Stoffe; als sie mich sah, eilte sie auf mich zu, schloß die Thüre hinter sich und fiel mir mit einer an ihr ungewöhnten Heftigkeit um den Hals, legte ihre kalte Wange an die meinige und brach in ein heftiges Schluchzen aus.

„Tonie, liebes Kind, was fehlt Dir?" fragte ich erschrocken.

„Ach, ich muß euch verlassen, Vetter," schluchzte sie; „mir ist, als würd' ich freundlos in die Welt hinausgestoßen."

Digitized by Google

Diese Stimmung war mir unbegreiflich, denn auf die Trennung mußte sie ja längst vorbereitet seyn, und der verzweiflungsvolle Schmerz, womit sie sich darein ergab, erschien mir unmotivirt. Sie hatte aber keine Zeit mehr zu einer Erklärung, denn Forbach war bereits heruntergekommen und rief ihr. Ich geleitete sie an die Thüre, Forbach hob sie in den Wagen, und nach einem herzlichen Abschiede von meinem Vater, Tante Peppi und mir rollte der Wagen davon, und Bäschen Tonie, nun Frau Forbach, hatte uns für immer verlassen. —

Antonie war etwa sieben Monate verheirathet, als mein guter Vater starb. Tante Peppi reiste zu einer Nichte nach Berlin, welche ihrer Entbindung entgegen sah, und ich wohnte nun allein mit einer alten Wirthschafterin in dem Hause. Das waren trübe, düstre Tage. Ich bereute oft, daß ich nicht selber um Antoinette geworben hatte, denn wir beide wären ein glücklicheres Paar geworden, als Herr und Frau Forbach. Tonie schrieb nur selten, beklagte sich niemals, schrieb aber auch nie, daß sie glücklich sey. Das wesentlichste Thema, ja sozusagen der Angelpunkt ihrer Briefe, war ihr kleiner Stiefsohn Alfred, über dessen Thun und Treiben sie mit zärtlicher Ausführlichkeit berichtete, weit eingehender als über ihre eigene Lage und Aussichten. Es dünkte mir ein genugsam bezeichnender Wink, daß eine junge Frau, welche sich so sehr um das Kind ihres Gatten bekümmerte, nicht glücklich seyn konnte. Forbach hatte mich dringend eingeladen, ihn einmal auf seinem Gute zu besuchen, und obschon Toni diese Einladung niemals unterstützt hatte, beschloß ich doch im Hochsommer, das junge Ehepaar einmal zu besuchen. Ich kam ungemeldet, ward aber trotzdem von Herrn Forbach herzlich empfangen. „Antonie wird sich sehr über Ihre Ankunft freuen — sie ist mit meinem kleinen Knaben ausgegangen."

Bald darauf kehrte Tonie mit einem etwa vierjährigen Knaben von kränklichem eigensinnigem Aussehen — dem Wunderkinde Alfred, von dem sie so viel zu erzählen wußte, — nach Hause zurück. Sie erröthete bei meinem Anblick, aber ihr Gesicht verrieth keinerlei Freude und wenn ich es von ihr für möglich gehalten hätte, so würde ich geglaubt haben, mein Besuch mache ihr keine Freude. Sie stammelte zwar ein Willkommen, allein sie vermied, wie ich bald bemerkte, jede Gelegenheit, mit mir allein zu seyn. Einmal begegnete ich ihr im Garten und fragte sie: ob sie glücklich sey? — „Ja, ganz glücklich," versetzte sie; „ist unser Gut nicht reizend?" und sie entwich mir.

Ja der Ulmenhof war ein allerliebster Ort: ein geräumiges, altes, behagliches Haus mit zwei Thürmen, umgeben von einem großen schönen Garten, der sich an waldgekrönte Rebenhügel lehnte, dann eine prachtvolle Aussicht in die wechselvolle fruchtbare Rheinebene hinab. Die Herrin und Mitbesitzerin dieses schönen einträglichen Gutes, die Gattin eines so gebildeten hübschen und angenehmen Mannes hätte glücklich seyn sollen und können, aber Tonie war es nicht. Sie war blaß und hager geworden und sah traurig und vergrämt aus. Auch Forbach erschien nicht zufrieden; die starren Linien und Falten, welche in diesen vierzehn Monaten der Ehe auf seinem hübschen Gesicht entstanden waren, gefielen mir nicht. Er war zwar sehr freundlich und streng höflich und zuvorkommend gegen seine Frau, aber von zärtlicher Liebe, Hingebung nicht eine Spur. Diese speicherte er ganz für den Knaben auf, welcher sicher einer der mißvergnügtesten und weinerlichsten vierjährigen Bälger war, die ich je gesehen. Gleichwohl aber schien Tonie mit ihrem Gatten zu wetteifern in verzärtelnder Liebe zu dem strophulösen kleinen Affen, der mir vom ersten Moment der Begegnung mißfiel, wo er mir Fratzen entgegenschnitt.

Ich hatte nur einen ganz kurzen Besuch bei Forbachs beabsichtigt, zumal da mir der erste Eindruck kein günstiger war; allein es kam ganz anders, als ich gedacht hatte. Eines Tages ging ich mit Forbach auf die Jagd in seine eigenen Wälder, stolperte über eine Baumwurzel und verrenkte mir den Fuß auf eine sehr harte und schmerzhafte Weise, so daß ich mehrere Wochen lang in absoluter Ruhe auf dem Ulmenhofe liegen bleiben mußte. Herr Forbach benahm sich musterhaft; er war herzlich, gastlich, zuvorkommend; theilnehmend; und als Antonie meine heftigen Schmerzen bemerkte, war sie wieder ganz meine liebe kleine Tonie aus der alten Zeit. Jetzt wo ich den größten Theil des Tages regungslos auf dem Sopha im Wohnzimmer liegen mußte, war Tonie viel mit mir allein; ihr Gatte war auf dem Felde oder auf Reisen abwesend und so saß sie denn bei ihrer Arbeit bei mir und beaufsichtigte vom Fenster aus Alfred, welcher mit dem Kindermädchen im Garten war.

„Antonie, sag' mir offen, warum Du nicht glücklich bist?" fragte ich sie eines Tages, nachdem ich meine Zeit abgewartet hatte.

„Ich?" fragte sie erglühend und ihre kleine Finger zitterten, als sie vergeblich ihre Nadel einzufädeln versuchte; „ich bin ja sehr glücklich," stammelte sie.

„Nicht doch, Tonie; weder Du noch Forbach seyd glücklich," sprach ich; „natürlich will ich mich nicht in eure ehelichen Angelegenheiten mengen; aber mich dünkt, liebe Antonie, wenn vielleicht ein Wort von Deinem Vetter dazu beitragen kann, die Sache in die Reihe zu bringen, so wäre es nicht unklug von Dir, wenn Du ihm die Möglichkeit hiezu gäbest, die er mit Vergnügen benützen wird?"

Tonie war sichtlich erschüttert, ward bald roth bald blaß, legte die Arbeit in den Schoos, faltete die Hände und sagte: „Oh, wenn Du dies könntest, Vetter! wenn Du mir einen Rath zu geben vermöchtest, meine ich! Wenn Du machen könntest, daß mein Gatte mich liebt, Hermann!"

„Ich habe immer geargwöhnt, daß Du ihm gleichgültig seyest, liebe Tonie," versetzte ich beinahe traurig; „aber ich muß vor Allem erst wissen, weßhalb er Dich heirathete, Kind; weißt Du es?"

„Leider ja, und das ist gerade mein Unglück," sagte sie mit eigenthümlicher Betonung; „hätte ich nichts gewußt, so wäre wohl alles gut gegangen."

Dieß klang mir räthselhaft und es kostete mich etwas Zeit und Mühe, bevor ich Tonie dazu bringen konnte, daß sie sich offen aussprach.

„Ich kann Dir gar nicht sagen, Vetter Hermann, welch ein Gefühl von Glück und Wonne mich durchbebte, als wir von der Kirche in das Haus Deines Vaters zurückkehrten, und ich nun wirklich Eugen's Gattin war. Ich war so stolz auf ihn, so dankbar, so glückselig, und ich sagte ihm dieß auch offen, während wir oben in Salon mit einander allein waren. Da kam unversehens der Kutscher Lorenz herein und übergab Eugen einen Brief, welchen man soeben für ihn abgegeben hatte. Ich sah, daß er beim Anblick der Handschrift erschrack, aber ich achtete nicht darauf, denn Eugen ging hinaus, und ich begab mich auf mein Stübchen um mich umzukleiden, und ging dann in den Garten hinunter, um mir von meinen Lieblingsblumen noch ein Sträußchen zu binden, welches ich mitnehmen wollte. Wie ich so von einer Rabatte zur andern ging und mich im Garten ganz allein wähnte, sah ich Eugen in der Aristolochia-Laube sitzen, das Gesicht in die Hände verborgen, die Stirn auf den Tisch gestützt, und hörte ihn seufzen und stöhnen wie in einem heftigen wilden Schmerze. Es überlief mich eiskalt und ich zitterte, denn ich wußte wohl, daß kein körperlicher Schmerz ihm solche Töne abringen konnte, und lautlos schlich ich näher, sah einen Brief, den er offenbar so eben gelesen, neben ihm auf dem Boden liegen, hob ihn auf, hielt ihn in der Hand und blickte Eugen an. Aber er sah und hörte mich nicht. Ich vermochte der Versuchung nicht zu widerstehen, die ersten Worte desselben zu lesen, und als ich dieß gethan, konnte ich nicht aufhören, bis ich den ganzen Brief zu Ende gelesen hatte. Gott sey mir gnädig! Es war ein Liebesbrief an meinen Gatten, geschrieben von einer Person welche gezwungen worden war, ihn zu verrathen, die sich aber jetzt, in der elften Stunde, noch losgerissen, ihren Irrthum bereut und seine Vergebung erfleht hatte! Sie schrieb voll Hoffnung und Zärt-

Digitized by Google

lichkeit; sie hatte so viel erduldet, daß er ihr, seiner armen Johanna, nicht gram seyn konnte; sie nannte sich noch seine eigenste Johanna. Und ich war jetzt seine Gattin, erst seit einer Stunde ihm angetraut, hatte erst vor wenigen Minuten Brautkleid, Myrtenkranz und Brautschleier abgelegt, und eine Andre schrieb in dieser Weise an meinen Gatten! — Eugen schaute auf und erblickte mich, mit dem Brief in der Hand, und mein Gesicht verrieth ihm ohne Zweifel, daß ich denselben gelesen habe, denn er nahm mir ihn aus der Hand und ging ohne ein Wort der Erklärung hinweg. Ich grübelte darüber nach, wie es ihm nun zu Muthe seyn mußte? that es ihm leid, daß der Brief nicht eine Stunde früher gekommen war? würde er mich noch vor dem Altar aufgegeben haben? — Nein, ich habe Forbach seither besser kennen gelernt; er wäre zu einer unehrenhaften Handlung unfähig. Aber damals war ich nicht Herrin meiner Empfindungen, und wußte nur Eines klar und deutlich: daß er mich *nicht* liebte. Er hatte mich nur geheirathet, um eine Undankbare zu bestrafen, und unsere Hochzeit nur beschleunigt, um der übrigen zuvorzukommen und ihr zu zeigen, wie wenig er sich aus ihrer Untreue mache. Er hatte mich, das arme, unschöne, schlichte Mädchen, gewählt, damit ich ihm viel verdanke, und er, der reiche, schöne, gefeierte Mann, mir sehr wenig schuldig sey. Dieß war sein einziger Beweggrund und für mich ein sehr bitterer.

„Und nun weißt Du, lieber Hermann, weßhalb wir nicht glücklich sind und nicht glücklich seyn können — ich habe jenen Brief gelesen, der mir sein Geheimniß verrieth, und nun werde ich wie Psyche für meinen Irrthum gestraft. Hätte ich jenes Geheimniß niemals erfahren, so wäre ich glücklich gewesen. Eugen Forbach hätte seine Rolle zu Ende gespielt und ich hätte mir schließlich eingebildet, ihn begabert zu haben. Aber mein armes Bischen Stolz kam jählings zu Fall, und Bäschen Antonie mußte erfahren, was Du bereits weißt, nämlich daß sie nicht nur *nicht* geliebt, sondern zum Werkzeug der Rache eines erbitterten Liebhabers gemacht ward. Und doch muß ich gerecht gegen ihn seyn: ich bin überzeugt, er *wollte* mich glücklich machen, wollte aufmerksam, großmüthig, edel, freundlich gegen mich seyn, und hätte mich vielleicht am Ende noch liebgewonnen. Aber siehst Du, lieber Vetter, das kann er jetzt nicht mehr, denn ich weiß zu viel und er schämt sich vor mir. Wie er mir in Deiner Gegenwart begegnet, so ist er auch unter vier Augen gegen mich: immer ein vollkommener Mann von Ehre und Bildung. Und ich, die ich mir vorgenommen hatte, so gut, so hingebend, so pflichttreu zu seyn, finde niemals Gelegenheit, ein Wort mit meinem Gatten zu reden. Ich antworte ihm, wenn er mit mir spricht — das ist alles. In seiner Gegenwart bin ich kalt wie eine Bildsäule; ich fühle es, ich weiß es, und kann mir nicht helfen: jene Johanna steht beständig zwischen uns und macht mich starr wie Eis. Ich habe sie nie gesehen, weiß nicht wer sie ist noch wie sie aussieht; allein zuweilen liege ich halbe Nächte schlummerlos und grüble: Wenn er mich morgen todt im Bette finden sollte, würde er nicht froh seyn, weil er dann Johanna heirathen könnte?“

Arme Cousine Tonie! ich bedauerte sie von ganzer Seele, und umsomehr, als ich mir einredete, sie liebe ihren Gatten. „Sieh, liebe Tonie, ich will Dir sagen, weßhalb Du nichts thun kannst, um Herrn Forbach zu gewinnen,“ sprach ich zu ihr; — „es ist, weil Du ihn bereits liebst!“

Tonie verbarg ihr Gesicht in den Händen und ward roth bis zur Stirne, ja bis zum Nacken. „Ja, das ist's,“ versetzte sie endlich aufblickend und wechselte die Farbe wieder; „ich liebe ihn — ich die ich mir Vorwürfe machte, daß ich zu gleichgültig gegen ihn gewesen, als wir uns heiratheten, ich die ich Allem aufbieten wollte, um mir seine Neigung zu verdienen, ich *liebe* ihn. Er ahnt es nicht und soll es nie wissen, aber wann er es erführe, wäre ich die unglücklichste aller Frauen. Nur der Wahn, daß ich gleichgültig gegen ihn sey, versöhnt ihn noch mit seinem Geschick; wüßte er um die Wahrheit, so würde er sein Loos unerträglich finden.“

„Woher weißt Du dieß?“ fragte ich überrascht.

„Ich vermag es nicht zu sagen, aber ich weiß es; — ich verrieth nämlich mich selbst eines Tages um ein Haar, und ich werde lebenslang nicht vergessen, wie erschrocken und unmuthig er aussah!“

„Tonie, ich glaube Du trittst Deinem Gatten zu nahe,“ sprach ich.

„Mit nichten,“ erwiderte Sie ruhig. „Du mußt weder mich mißverstehen noch ihn falsch beurtheilen. Ich bin still und anspruchslos, und Eugen's Wahl fiel vielleicht gerade deßhalb auf mich. Er dachte: dieses Mädchen wird keine Hingebung, keine Liebe, keine innige Zärtlichkeit, kurz nichts von Dem erwarten, was ich ihr nicht geben kann. Und setzen wir nun den Fall, er finde, daß ich nicht die Frau sey, für die er mich gehalten, und daß ich nach meiner Heirath nur ihn lieben und von ihm wieder geliebt werden wolle, würde es mich ein Jammer für ihn seyn, wenn er nun versuchen müßte, seinen Theil des Vertrags zu erfüllen?“

Das war nur allzu wahr, wie ich mit einem tiefen Seufzer bestätigen mußte. Hier ward unser Gespräch unterbrochen durch den Eintritt des kleinen Alfred, der sogleich auf seiner Stiefmutter Knie sich schwang, seine Arme um ihren Nacken legte, sich an ihren Busen schmiegte und mich von dort aus mit seinem bleichen Gesichtchen so wehmüthig ansah, daß ich ihm in Gedanken alle seine Sünden verzieh.

„Tonie,“ sagt' ich und schämte mich des Wassers nicht, das mir unwillkürlich in die Augen drang; „der Kleine da ist Deine Hoffnung und Deine einzige Brücke zu dem Herzen seines Vaters.“

Antonie schüttelte wehmüthig das Haupt und flüsterte: „Ich fürchte, er ist keine Brücke, sondern eine Kluft, welche uns täglich weiter von einander entfernt. Als ich hieher kam und dieses arme kränkliche Kind sand, fühlte sich mein Herz sogleich zu ihm hingezogen, vielleicht weil es litt wie ich oder vielleicht auch,“ setzte sie mit leichtem Erglühen hinzu, „weil es *sein* Kind war. Ich nahm mich seiner treulich an und es gewann mich lieb; ich pflegte es in Schmerz und Unmuth und übte Nachsicht mit seinen üblen Launen, und nun liebt mich der Kleine mehr, als wenn ich seine leibliche Mutter wäre. Und Einer, der in dem Herzen des Kindes der erste seyn sollte, ist nun der zweite oder noch weiter zurück. Mir gehorcht der Kleine, wann er auf einen Andern gar nicht achtet; mich sucht er, wann er den Andern meidet; ich bin seine Stütze und Zuflucht zu jeder Zeit. Das erbittert einen Andern, und er läßt es nicht das Kind, wohl aber mich entgelten; denn wenn jemals ein Wesen leidenschaftlich geliebt ward, so ist es dieses kleine blasse Geschöpf. Die Mutter starb ihm bei seiner Geburt, und der Vater ward um seinetwillen beinahe eine Frau und pflegte und wartete seiner und ich ernte nun die süße Frucht der Liebe — ich die ich den Baum nicht gepflanzt habe. Aber es kam so ohne mein Zuthun: dieses hälftlose sieche kleine Wesen ist mein einziger Trost in Trübsal und schmiegt sich an mich an als fühlte es, was wir einander sind. Ich kann Dir nicht sagen, Vetter, wie wir Beide mit einander stehen. Alfred ist nicht immer mürrisch, wie Du ihn gesehen hast, sondern hat auch seine guten Tage, wo er heiter und lieb und lebensfroh ist wie ein junges Reh, nicht wahr, Alfred mein Herzchen?“

Alfred blickte auf; sie neigte sich zu ihm herab und ihre Lippen sanden sich in einem langen zärtlichen Kusse. Gerade über demselben trat Forbach in's Zimmer und wechselte die Farbe, als er das Kind in den Armen seiner Frau erblickte, faßte sich jedoch bald wieder, trat fröhlich auf uns zu, beugte sich über Antoniens Schulter und hieß Alfred, Papa einen Kuß geben. Der Knabe schmollte und willfahrte nur widerwillig. Forbach versuchte zu lächeln, als er hinweg ging, aber das Lächeln war erzwungen, dagegen das darauffolgende Erröthen echt. Keines von uns ist vollkommen, und so muß ich denn auch berichten, daß alle Alfred seinen Vater zurückstieß, ein flüchtiger

Digitized by Google

trotziger triumphirender Blick aus Tonie's braunen Augen aufsuchte und für mich ganz verständlich zu sagen schien: 'Ich bin zwar nicht Johanna, aber irgend jemand kann mich doch lieben, Herr Forbach.' — Dieser Blick, gleichviel, ob er ihn verstanden oder nicht, hatte Herrn Forbach erröthen gemacht wie ein junges Mädchen.

Nichts ist leichter als um Vertrauen zu werben unter dem Vorwand, daß man Rath ertheilen wolle; aber für einen gewissenhaften Mann ist anderseits nichts schwieriger, als den angebotenen Rath zu ertheilen, wenn Einem das Vertrauen geschenkt worden ist. So ging es wenigstens mir, und ich fürchtete mich sortan ordentlich, wieder mit Antonien allein zu seyn, fand aber — zwar zu meinem großen Troste jedoch nicht ohne eine gewisse Zerknirschung — daß Antonie sich mir nur anvertraut hatte, um sich das Herz zu erleichtern, nicht um sich Rath zu schaffen. Sie ging mich zuletzt gar nicht mehr um den Rath über das Betragen an, das sie gegen ihren Gatten einschlagen solle, und schien ganz zu vergessen, daß jemals eine Erörterung hierüber zwischen uns stattgefunden. Ich bemitleidete sie von Herzen, sah aber keine Abhülfe für ihren Kummer, und konnte Herrn Forbach ebenfalls mein Mitleid nicht versagen. Beide hatten sich in einander verrechnet, und jedes trug in der Stille einen tiefen Gram in sich.

Aus heimlicher aufmerksamer Beobachtung Forbachs entnahm ich die Ueberzeugung, daß Eugen sich selbst Vorwürfe machte, als er sich von seiner Frau geliebt sah und doch nicht im Stande war, diese Liebe zu erwidern. Er grämte sich darüber, daß er vermeintlich ein verständiges, häusliches, gewinnsüchtiges Mädchen geheirathet, und nun finden mußte, er sey einem tief und wahr fühlenden, liebevollen Weibe von zärtlichem Herzen angetraut; nicht daß er etwa über jene Liebe sich ärgerte oder sie lästig fand, sondern er machte es sich nur zum Vorwurf, daß er sie nicht erwidern konnte.

Ich war schon wieder im Stande, am Stocke herumzuhinken, als ich eines Morgens Herrn Forbach in seiner Troschke mit dem kleinen Alfred vorfahren sah, nachdem er mir noch zugerufen: ich möge Tonie'n melden, daß er den Knaben mitgenommen. Als Alfred, der bis dahin ruhig auf dem Rücksitze gesessen hatte, mich hörte, sprang er auf und verlangte weinend zu seiner Mama zurückgebracht zu werden. Ich sah wie Forbach sich auf die Lippe biß und dann den Kutscher um so rascher fahren hieß, so daß wir Vater und Kind in wenigen Minuten aus dem Gesichte waren. Tonie hatte das Kind weinen gehört und war ziemlich erschrocken herunter gekommen; als ich mich meines Auftrages für sie entledigte, ward sie leichenblaß und rief erschrocken: „Um's Himmels willen, warum nimmt er das Kind mit nach Hartenstein? das Stubenmädchen hat mir soeben gesagt, dort seyen die Menschenpocken ausgebrochen, und Alfred ist noch nicht geimpft. Ach wenn nur jemand die Troschke noch einholen könnte!"

Allein dieß war nicht möglich, und so gab ich mir Mühe, Antonien zu trösten, aber die Thränen standen ihr fortwährend in den Augen und sie härmte sich darüber, daß Eugen den Knaben mitgenommen habe. Allerdings anscheinend ohne Grund, denn das Kind kehrte Abends ganz vergnügt und wohl nach Hause zurück und der Vater erschien ganz triumphirend, daß er dieses einen halben Tag von seiner Stiefmutter fern gehalten, und betonte mit besondrem Nachdruck, daß Alfred sich gar nicht unglücklich gefühlt habe.

Am folgenden Tag war das Kind noch gesund und froh, aber am zweiten fühlte es sich unbaß, und bis Forbach am Abend von der Jagd nach Hause kam, war es schon krank an den Pocken, wie ich sogleich erkannte. Ich theilte diese erschütternde Kunde dem Vater mit, welcher sogleich bis in's Mark erschrack, denn er hatte im Laufe des Tags erfahren, daß jene Krankheit epidemisch in Hartenstein herrsche. Das Kind mußte das Krankheitsgift dort geerbt haben, und der verblendete Vater hatte den Knaben dorthin mitgenommen und ihm den Keim des Uebels und vielleicht die Ursache des Todes nur beigebracht um seiner armen jungen Frau zu trotzen und sie zu necken! Ich sah, daß ihm dieß alles durch den Sinn zog, als er in die Worte ausbrach: „Gott verzeihe mir's!" Dann setzte er rasch hinzu: „Ist Tonie geimpft oder hat sie die Pocken schon gehabt?" Ich verneinte beides ernsthaft, und er rief erschrocken: „dann darf sie nicht bei dem Kind bleiben — durchaus nicht." Er eilte hinauf zu ihr und ich folgte ihm. In ihrem Schlafzimmer sah Antonie an dem Bettchen und hielt Alfreds Hand in der ihrigen. Forbach trat in so heftiger Gemüthsbewegung, daß er beinahe nicht reden konnte, auf sie zu und sagte ohne einen Blick auf das Kind: „Tonie, Du darfst nicht hier bleiben; ich weiß Du bist nicht geimpft und hast die natürlichen Pocken nicht gehabt! Du darfst ihm nicht abwarten!"

„Würdest Du mir dieß wehren, Eugen, wenn ich Alfred's Mutter wäre?" fragte sie.

„Du hast kein Recht, Dein Leben auf's Spiel zu setzen," erwiderte Forbach bringend; „überlaß den Knaben uns, Vetter Hermann und mir, wir sind geimpft, wir riskiren nichts — Du Alles."

„Ch, was kann ich riskiren?" entgegnete Tonie mit einem Erglühen und einem wehmüthigen Blicke, welche sie beinahe schön machten „Mein Leben etwa? dieß hat für niemand einen Werth. Entstellung? mein unschönes Gesicht kann nicht mehr entstellt und mein Loos dadurch nicht verschlimmert werden. Dieses Kind hat mir seine ganze Liebe geschenkt," setzte sie hinzu und beugte sich zu dem Bettchen herab; „nichts, gar nichts kann mich bestimmen, dieses Kind zu verlassen!"

Hiemit war die Unterredung zu Ende. Der kleine Alfred röhnte, und Tonie sah auf der einen, ihr Gatte auf der andern Seite seines Bettes. Drei Tage lang saßen sie so, drei Tage lang litt der Kleine, aber am vierten erlöste ihn ein milder Engel von seinem leidenvollen Daseyn. Ich war bei seinem Ende gegenwärtig; der arme wunderliche Kleine war so sanft und geduldig und demüthig in seiner Krankheit geworden, daß ich selber ihn liebgewonnen hatte. Mein Herz erbebte, als ich seine Augenlider seltsam zucken und seine bleichen Lippen zittern und über sein Gesichtchen, das weder fleckig noch verstört war, die fremdartige starre Ruhe des Todes sich ausbreiten sah. Antonie weinte leise; Forbachs Schmerz war thränenlos, aber er war wie versteinert; anfangs erschien er ungläubig, aber endlich begriff er, daß alles vorüber war. Er bemerkte meine Anwesenheit gar nicht, als er sich an seine Frau wandte und ihren Namen rief; sie schaute auf, regte sich aber nicht. „Antonie, komm, komm zu mir!" wiederholte er. Da stand sie auf, ging zu ihm und setzte sich neben ihn auf das Sopha. Mit einem plötzlichen tiefen Seufzer, worin Liebe, Reue, Schmerz und Gewissensbisse sich zu verengen schienen, sog er sie zu sich und legte sein Haupt an diesen wohlwollenden Busen, woran seines Kindes Haupt so oft geruht hatte. Dieser war der Zufluchtsort des Knaben in all seinem Leid gewesen, und hier suchte auch der starke Mann nun Trost in seinem leidenschaftlichen Grame. Antonie umschlang seinen Nacken mit ihren Armen und vermengte ihre Thränen mit den seinigen, und während sie so mit einander weinten, entschlief das unschuldige kleine Wesen zu einem bessern Leben und lächelte unaussprechlich hold, als es, mit geschlossenen Augen, gleichsam jene schöne Welt ohne Kummer, Schmerz und Leidenschaft anschaute, welche es soeben betreten hatte. Ich schlich mich leise davon in dem Gefühl, daß auch aus dem herbsten Schmerze Glück und Freude ersprießen kann.

„Vetter Hermann," sagte mir Antonie viele Jahre nachher, — in jener Stunde scheulte mir mein Gatte sein Herz, und hat es mir niemals wieder entzogen."

„Und wird es Dir auch immer lassen, liebe Tonie, denn wenn es je eine innig geliebte Gattin gab, so bist Du es," sagte ich.

Antonie bekam die Pocken, aber Forbach verpflegte sie durch die ganze Krankheit, und sie genas bald wieder und war gar nicht entstellt. Die glückliche Tonie! ich sah sie erst jüngst bei einem Besuche, den ich auf dem Ulmenhofe abstattete; das schöne Gut erschien mir

Digitized by Google

noch weit reizender, seit Antonie geliebt und glücklich war! Wie stolz erschien mir Forbach auf seine Gattin und sein einziges Kind, einen Knaben, welcher ihm ganz ähnlich sieht und auch Alfred heißt, und fürwahr! so sehr zärtlich Antonie auch diesen zweiten Alfred zu lieben scheint, so möcht' ich doch zweifeln, ob ihr der todte Alfred nicht noch theurer ist, und ich sprach es gegen sie aus.

„Der erste Alfred war das Kind meines Kummers, der zweite Alfred ist das Kind meines Glückes," sagte sie. „Beide könnten mir

Straße über den Mont-Cenis.

nicht in gleicher Weise lieb seyn, und überdieß, der verstorbene Alfred liebte mich am meisten, und dieser hier zieht seinen Vater vor."

„Und Johanna?" fragte ich; „was ist's mit ihr?"

„Ich weiß es nicht und kümmere mich auch nicht darum," versetzte Antonie mit stolzer Gleichgültigkeit. „Der todte Arthur gibt mir Sicherheit wegen der Vergangenheit, und mit dem lebenden Arthur kann ich sicher einem Dutzend Johannen trotzen."

Die liebe kleine Tonie, sie war noch ganz so arglos und unbe-

Digitized by Google

fangen wie jemals; es sah ihr ganz ähnlich, zu denken, ihr Halt an ihrem Gatten beruhe nur auf einem todten und einem lebenden Kinde. Forbach aber wußte besser, was er an ihr hatte, und im Vollgefühle seines Glückes vertraute er mir damals selbst die ganze Geschichte seines Verhältnisses zu Johanna an, als er mich in seinem Wagen nach der Eisenbahnstation kutschirte; er sagte mir natürlich nicht, wer jene Johanna war, aber er hatte sie vor Kurzem in einer Gesellschaft wieder gesehen und mußte mir unwillkürlich gestehen: „Sie können sich nicht vergegenwärtigen, Vetter Hermann, was ich fühlte, als ich diese beiden Frauen mit einander verglich — meine schlichte, liebe, gemüthreiche, hübsche Antonie [hübsche Tonie? oh Liebe, Liebeswahn! dachte ich] und jenes kalte, seichte, glänzende, frivole, kokette Weib! Mein liebes Goldherz fühlte, wie ich schauderte, als wir jene Gesellschaft verließen, und wähnte, ich freiere nur. Aber mein Schaudern galt dem Gedanken, was aus mir geworden wäre, wenn ich jene berechnende, weltgewandte Kokette wirklich geheirathet hätte!“ —

Ch. Heb.

Eine Gemsjagd im bayrischen Oberland.

(Schluß des Aufsatzes: „Die Gemse, eine Biographie aus der Naturkunde“, von Prof. A. Roggenstein, S. 394 ffg.)

Nachdem wir im Vorhergehenden unseren geehrten Lesern die Naturgeschichte und Lebensweise der Gemse in Kürze beschrieben haben, geben wir ihnen von der Jagd derselben wohl den anschaulichsten Begriff durch die Schilderung einer Gemsjagd bei Partenkirchen, welche wir dem schon S. 394 citirten Werke des Herrn Charles Boner entlehnen.

Herr Boner, ein reicher englischer Jagdliebhaber und seiner sinniger Naturbeobachter, ist um die Mitte Septembers nach Paetenkirchen gekommen, um daselbst seine erste Gemsjagd zu machen. Der Förster daselbst verweist ihn an den Unterförster in Farchant, und eröffnet ihm die Aussicht, daß er auf dem Kramerberge oder Oesterberg zum Schuß auf Gemsen kommen werde. Es war aber gerade zu Anfang der fünfziger Jahre, wo der zuvor so ausgezeichnete Wildstand in Oberbayern durch die Begiffsverwirrungen über Mein und Dein in Jagdangelegenheiten in Folge der Bewegung von '48 und die endemisch gewordene Wilderei der Bauern furchtbar heruntergebracht worden war. Herr Boner und der Unterförster Reuner verlassen Morgens um 4 Uhr das Wirthshaus in Farchant und ersteigen den Oesterberg, wozu sie beinahe vier Stunden gebrauchen; aber in dem einst so ergiebigen Gemsrevier ist dieses Wild nun so selten und scheu geworden, daß sie mehrere Gemswechsel und Salzleden passiren, ohne ein Stück Wild zu Gesicht zu bekommen. Dann geht endlich eine Gems vor ihnen flüchtig auf, aber es ist ein Jährling von einer Gais, und also kein jagdbares Wild. Später bekommen sie an einem Wasserfall auch einige Gemsliesen mit drei Gaisen zu Gesicht, die aber ebenfalls nicht schußrecht sind. Endlich erreichen sie die Höhe des Berges, und hier geht dem Neuling der Gemsjagd eine ganz neue Welt auf — die ganze großartige Einsamkeit und Wildheit des Hochgebirges über der eigentlichen Waldgrenze, in der Region der „Laatschen“ oder Legföhren und der kleinen Schneeseelder, welche vom Winter her noch zurückgeblieben sind. Hier bemerken sie in einer grünen Thalmulde ein Rudel von siebzehn Gemsen, worunter jedoch kein einziger Bock, und betrachten sich dieselben und ihr Gebahren durch die Fernröhren, während sie zugleich ihr trocknes Brod verzehren. Der Durst, diese Plage des Neulings welcher im Hochgebirge wandert oder jagt, stellt sich bei Herrn Boner peinlich ein, und um denselben zu vergessen, steigen sie weiter nach einer kleinen Einsenkung zur Rechten, wo nach Reuner's Behauptung ein Gemswechsel ist. Es ist eine einladende Oertlichkeit, aber dennoch wandern sie eine Zeit lang unter den Latschen herum, und untersuchen jedes grüne Fleckchen Gras, jedes Fleckchen sonnenbeschienener Matte, ohne eine Gemse wahrzunehmen. Endlich blicken beide zufällig zu gleicher Zeit in Einer Richtung aus und bemerken zu ihrer Ueberraschung eine Gems auf einem Felszacken stehend, der sich zwischen dem Grase erhob. Es war ein Bock, mit Gedankenschnelle spannte Boner mit dem Daumen den Hahn seiner Doppelbüchse und schlug vorsichtig an — aber die Gems war verschwunden, nicht mit einem Sprung, sondern wie eine Sternschnuppe herabfällt. Beide saßen sich erstaunt an, denn Reiner wußte sich zu erklären, wie die Gems auf jenen Felszacken gekommen, wie sie verschwunden war. Aber ärgerlich war es, denn ein solch guter Schuß, wie dieser gewesen wäre, kehrt dem Schützen nur selten wieder. Mit einem ärgerlichen „Donnerwetter!“ spannte Boner sein Gewehr ab, warf es auf den Rücken und schritt davon.

In ziemlicher Entfernung vor und unter ihnen bemerkten Boner und Reuner Gruppen von Menschen, von denen heller Gesang zu ihnen herausdrang, welchen die dünne Luft des Hochgebirgs weithin vernehmen ließ. Dieser Gesang war den beiden Jägern in hohem Grade unangenehm, denn er beunruhigte jedenfalls das scheue Gemswild. Durch die Fernröhre erkannte Reuner, daß es ein Mann und zwei Weiber waren, welche Enzianwurzeln gruben, die man zum Abziehen des Kornbranntweins, zur Bereitung des landesüblichen Enzian-Schnapses verwendet. Trotz der bedeutenden Entfernung drang jedes Wort von ihnen deutlich zu den beiden Jägern herauf, und ihr helles Lachen erklang wahrhaft tröstlich inmitten dieser Felseneinöde.

Als die beiden Jäger die letzte Anhöhe des Berges hinanstiegen, kam der Dachshund Burschi in unverkennbarer Angst zu ihnen zurückgelaufen. „Himmeldonnerwetter!“ rief Reuner und machte sich mit Gedankenschnelle schußfertig, während Boner eben so schnell sein Gewehr spannte und sich umwandte, denn er glaubte nicht anders als daß ein Wildbieb sich an sie angeschlichen habe. Allein der Hund hatte den Schuß seines Herrn nur vor einem großen Geier gesucht, welcher über ihnen kreiste und nun rasch aufstieg und davonflog, so daß es nutzlos gewesen wäre, ihm eine Kugel nachzuschicken. Es war Schade, daß Reuner ihn nicht früher gesehen hatte, um ihn schießen zu können, denn auf der Erlegung eines Geiers stehen vier Gulden Schußgeld als Prämie, da dieses große Raubzeug (ein ausgewachsener Vogel klaftert mit ausgebreiteten Schwingen volle sieben Fuß) namentlich dem Gemswild sehr gefährlich wird und die Kitzchen davontedigt. Wenn die Gems einen Geier in der Luft kreisen sieht, so entsteht eine große Angst und Bewegung unter dem Rudel; alle drängen sich auf Einen Haufen zusammen, nehmen die Kitzen in die Mitte und waeten zitternd, bis der Stoßvogel vorbei ist. Nachdem die Jäger eine Zeitlang auf dem obersten Grat des Berges hingegangen waren, setzten sie sich an einem Punkte nieder, der eine weite Aussicht beherrschte, und schauten sich lange vergebens um, ohne etwas zu bemerken. Die scharfe reine Luft, die Müdigkeit in Folge des frühen Aufstehens und anhaltenden Steigens und der Aufregung machten Boner schläfrig, und ehe er sich dessen versah, war er eingenickt.

Boner erzählt: „Plötzlich stieß mich etwas an, eine Hand legte sich auf mich und eine Stimme sagte: ‚Da ist eine Gems!‘ Im Nu war ich ganz wach, spannte unwillkürlich meine Büchse, die ich selbst im Schlafe nicht aus der Hand gelegt hatte und sprang auf. — ‚Ch, es ist viel zu weit um hinzuschießen; dort ist sie,‘ sagte Raumer.

„Ich sehe sie!“ und dort stand, weit unter uns zwischen den dichten Latschen, eine schöne Gemse. Heraus mit der Fernröhre! Die Gemse hatte die Vorderläufe auf einem Felsstück, den geneigten Rücken uns zugewandt, den Hals ausgestreckt, den Kopf pfiffig nach der einen Seite geneigt, als ob sie lausche. So stand sie lange unbeweglich, und wußte offenbar nicht, was sie machen solle. — „Vielleicht hört sie jene

Digitized by Google

Weiber, oder vielleicht, weil sie abwärts zagt, zieht drunten ein Hirt mit der Heerde vorüber," bemerkte ich; „was sollen wir thun?"

„Wir wollen warten und sehen, was die Gems thut," sagte Neuner.

Das Thier blieb lange in seiner Stellung und lauschte und äugte. Es konnte sich füglich Zeit lassen, denn von dem Felsen über ihr konnte sie keine Gefahr ergreifen, und sich an ihren Standort anzupirschen ohne gesehen zu werden, war ebenso unmöglich. Dennoch war sie mißtrauisch und trollte bald so leicht und so vertraut davon, daß man wohl sah, sie sey nicht verschreckt oder erschreckt, sondern wechsle nur aus Vorsicht ihren Standort. Ich wußte also, daß sie nicht weit gehen, daß sie nicht kopfüber ohne Aufenthalt davon sprengen werde, wie wenn ihr scharfer Gehörssinn sie vor irgend einer nahen Gefahr gewarnt oder die Luft ihr die Witterung eines Jägers über eine Mulde oder Schlucht hinüber zugetragen hätte. Die Gems stand also wahrscheinlich noch unter den Latschen, daher eilten wir eine Strecke zurück und über die Felsen hinunter, um ihr zu begegnen, falls sie diesen Weg kommen würde. Allein wie sorgfältig wir auch jeden Busch und Fels durchmusterten, wir sahen nirgends eine Spur von ihr.

„Sie kann nicht vorübergekommen seyn — sie muß noch unter den Latschen stecken, Neuner," sagte ich; „vielleicht steht sie unter jenem aufrechten Felsen dort; ich will einmal vorgehen und sehen." Ich ließ meinen Bergstock zurück, ging vorsichtig durch die Latschen und schaute über den Absturz hinunter, der beinahe senkrecht seine 200 Fuß tief abfiel; ich hatte von meiner Felsenzacke aus eine gute Aussicht ringsum, sah aber nichts von der Gemse.

Wir kletterten nun, um unsern vorigen Berggrat zu erreichen, mühsam an einem steilen Hang hinan, welcher so lang und schlüpfrig war, daß ich recht froh war, als wir ihn zurückgelegt hatten, und setzten uns hier nieder. Uns gegenüber war der Kramer, und hinter diesem erhob sich der Bergstock der Zugspitze mit seinen großartigen gewaltigen Verhältnissen, und das Auge schweifte über die schneegekrönten Berggipfel bis weit nach Tyrol hinein. Zur Linken lugte das Ettaler Mannl aus den grünbekleideten Felsen hervor. Mein Freund Franz von Kobell hat seine ernsten Tugenden besungen; aber mich plagten Hunger und Durst so sehr, daß ich mich keinen Pappenstiel um seine Tugenden oder sonst etwas bekümmerte, sondern nur zu trinken begehrte. Da jedoch kein Wasser zur Hand war, so mußte ich etwas Schnee mit einigen Tropfen Rum mischen und dieß verzehren. Neuner sagte mir zwar, der Schnee werde mich nur noch durstiger machen, aber ich konnte mir nicht helfen: ich mußte trinken. Wir verzehrten ein Stück Brod, trocken, da die Sonne warm schien, nach einer schattigen Stelle, mit dem Hunde an unserer Seite, und versielen alle Drei in einen gesunden Schlaf. Nach einer Stunde wachten wir wieder auf und dann ging es weiter. „Ein Bock! ein Bock!" flüsterte Neuner plötzlich, und mit weit ausgerissenen Augen und zusammengekniffenem Munde, als ob er mit Schweigen auserlegen wollte, obschon er keinen lauten Athemzug that, sank er in die Kniee nieder, damit sein Körper sich ja nicht von der Himmelslinie abzeichnen möge. Mir krochen auf dem Bauche vorwärts, die Hüte auf dem Haupt und streckten nur sachte die Köpfe vor, bis endlich unsere Augen gerade über den Kamm hinüber sehen konnten. Da stand der Gemsbock unter uns, ein kapitaler Kerl. „Er ist ganz schwarz," flüsterte ich Neuner zu; „das ist in der That ein starker Bock! Aber wie können wir ihm auf den Leib kommen?"

Dieß war eine kitzliche Frage. Nichts peinlicheres, als einen solchen kapitalen Gemsbock gewissermaßen auf Armslänge vor sich zu haben und sich doch nicht an ihn anpirschen zu können! Mein Auge hatte im Nu die Oertlichkeit recognoscirt und ich erkannte alle Schwierigkeiten unserer Lage. Drüben jenseit des Kammes, an dem wir lagen, stürzte der Fels beinahe senkrecht ab; allerdings war er reichlich mit Latschen bewachsen, so daß man wohl darin hätte hinunter klettern können; aber nicht geräuschlos, was doch hier die Hauptsache war. Aus der Tiefe vor uns, welche sich mehr oder weniger steil bis zum Thale hinunter erstreckte, erhob sich hie und da ein schroffer Felszacken, den Thürmen oder Fialen eines gothischen Domes zu vergleichen, bedeckt mit Legföhren, welche aus allen Ritzen und Furchen hervorwuchsen. Auf dem Gipfel eines dieser Felszacken ästte sich der Gemsbock, und wir sahen durch unsere Fernröhren voll auf seinen breiten Rücken hinab.

„Was für ein prächtiger Bursche, Neuner! wenn wir ihn nur bekommen könnten!" sagte ich halb fragend.

„O ja, aber wie? das ist eben die Sache," gab er zur Antwort. Anfangs war der Bock theilweise zwischen den Latschen versteckt, dann tauchte seine Hinterhand, ganz schwarz, aus den dunkelgrünen Büschen auf, wie er so langsam vorrückte und von unserer Nähe gar keine Ahnung hatte. „Ich sehe ihn nicht mehr," sagte Neuner.

„Aber ich — sehen Sie, dort der schwarze Punkt rechts von jenem kahlen Felsen, das ist er. Nehmen Sie mein Glas, hier!"

„Alle Wetter, was für ein starker Bock! Na, wir thun am besten, dort drüben links hinunter zu klettern und nachzusehen, ob keine Möglichkeit vorhanden ist, dem Thiere näher zu kommen. Auf jeden Fall ist es ein weiter Schuß; wollen wir es versuchen?"

„Ei natürlich! vorwärts, kommen Sie!"

Und wir gingen nun bis zu der Stelle, wo der Kamm des Berges sich etwas einsenkte, stiegen dann aber in jener Richtung hinab, wo die Gems stand. Jetzt kamen die Latschen, jene entsetzlichen Legföhren, durch deren dichte Zweige man nur so schwierig hindurchtrieckt, ohne ein lautes Rascheln und Rauschen zu verursachen. Wir drangen mit athemloser Behutsamkeit vor, und Neuner empfahl die größte Stille und Vorsicht; wir hielten die eigensinnigen Zweige gegenseitig für uns aus einander und gelangten langsam bis an den Rand. Voruns war eine ganze Wildniß von Latschen, die aus dem steilen Gehäng herauswuchsen, und eine tiefe Mulde befand sich zwischen dem Felsenrande, wo ich stand, und dem thurmartigen Felszacken, wo wir die Gems zuerst gesehen hatten. Wie wir aber jetzt hinblickten, sahen wir keine Spur mehr von ihr. Zwischen uns und dem Felsen, auf welchen sich meine ganze Hoffnung concentrirte, befand sich ein anderer, welcher den ersteren theilweise unserm Anblick entzog. Ich bildete mir ein, der Gemsbock könnte hinter jenem Felsen stecken, und flüsterte meine Vermuthung Neuner zu. „Wenn dem so ist, so wird er gewiß auf der entgegengesetzten Seite von diesem oder dem andern zum Vorschein kommen," — denn der näher gelegene Felszacken war weniger breit als der entferntere und verdeckte gerade die Mitte von diesem unseren Blicken.

„Wie weit ist es von hier bis zu jenem nackten Felsen zur Linken?" fragte ich; „nach meiner Erwartung muß er dort zum Vorschein kommen!"

„Jedenfalls ist es 140 Gänge," meinte Neuner.

Wir warteten eine lange lange Zeit, aber vergebens. Endlich machte Neuner den Vorschlag, wieder zu dem Bergkamm zurückzukehren, von wo wir den Bock zuerst gesehen hatten, um nachzuschauen ob er noch da sey. Neuner ging allein und nach einer Weile sah ich ihn regungslos auf der Kimme des Berges stehen und stetig in die Tiefe vor sich hinunterblicken; er bedeutete mir durch ein Zeichen, daß nichts mehr zu sehen sey. Dieß war allerdings nicht ermuthigend, aber ich verzweifelte noch nicht, sondern glaubte fest, die Gems sey noch auf dem Felsen und werde allfällig schon zum Vorschein kommen. Allein eine halbe Stunde verging und dann noch eine halbe, und endlich mußte ich mir selbst mit Widerstreben gestehen, daß ich ihn aufgegeben habe. Da aber Neuner noch immer dort droben stand und von seinem Adlerhorst herunterschaute, so wollte ich meinen Standort nicht verlassen, so unbehaglich man auch zwischen und theilweise auf den Zweigen der Latschen stand. Ich hatte zwar

Digitized by Google

in meinem Herzen nun alle Hoffnung aufgegeben, hielt jedoch die Augen noch immer auf den entfernten Felsen geheftet, da, schau! erschien plötzlich der Kopf der Gems hinter der nähern Felsspitze — nur der Kopf, wie sie äsend vorrückte. Sie kam mir auf der rechten Seite. Jetzt reckte sie den Kopf in die Höhe und kam hervor, stellte den ganzen Körper bloß. Nur eine Sekunde, dann donnert der Knall meiner Büchse durch die Thäler hin. Der Bock stutzt, wendet sich um und geht gerade zu derselben Stelle hin, wo ich ihn anfangs zum Vorschein kommen zu sehen erwartet hatte. Es ist gerade dort furchtbar steil; er steht etwas zusammengekrümmt, bereit zum Sprung am steilen Felsenhang hinab; aber er zögert noch, er muß also getroffen seyn! Die Büchse liegt mir noch an der Wange und die Kugel aus dem linken Lauf .... „beim Zeus, sie hat ihn getroffen!“ Er purzelt herunter, kann sich nicht mehr halten und rollt kopfüber den Felshang hinab! Ich beobachtete ihn, bis er mir aus dem Gesicht war, athmete tief auf, schaute zu Reuner hinauf und schwang meinen Hut, damit dieser erfahre, daß alles in Ordnung sey. Er schwenkte ebenfalls fröhlich seinen Hut, sprang durch die Latschen herunter und war bald an meiner Seite.

„Haben Sie ihn fallen gesehen, Reuner?“ fragte ich.

„Ja, aber ehe Sie feuerten, sah ich nichts. Als Sie Ihr Gewehr anschlugen, glaubte ich, Sie wollten nur einen Scherz treiben, bis der Schuß kam und hernach der zweite.“

Um doppelt sicher zu seyn, blickte ich durch mein Fernrohr hinüber, um zu ermitteln, ob etwa 'Schweiß' auf dem Felsen zu sehen sey, vermochte aber keinen zu entdecken. Jetzt überkamen mich Zweifel und Angst, und doch war ich gleichzeitig fest überzeugt, daß ich ihn getroffen und gut getroffen hatte. Mit einiger Mühe kletterten wir an den Fuß des Felsens hinunter und ich schaute in den Abgrund hinab, konnte aber keine Spur von dem Thiere entdecken.

„Er muß dort drunten in der Schlucht seyn, Reuner — ich weiß gewiß, er muß dort seyn,“ rief ich. „Keine Gems, die nicht schwer angeschossen war, purzelt je so an einem Felsen herunter, wie dieser Bock. Ich will hinunter steigen und nach ihm sehen.“

„Nein, nein,“ sagte Reuner; „Sie würden nicht mehr heraufkommen können; es ist rein unmöglich, dort wieder heraufzusteigen. Wir wollen tiefer drüben hinuntersteigen und dann die Schlucht hinaufsehen.“

Wir thaten dieß und ich hielt dann, um meine Büchse zu laden. Reuner rannte mittlerweile vorwärts nach einer vorspringenden Zacke, und aus seinem Gebahren und dem ganzen Ausdruck seines Körpers entnahm ich, daß er die Gems sah. Just im selben Augenblis feuerte er.

„Da ist er — er hinkt!“ rief er.

„Halt, Reuner, ich bin überzeugt, er kann nicht mehr weit kommen; wir wollen ihn einholen und dann Bursch auf den Schweiß sehen, daß er ihn verbellt und zum Stehen bringt.“ Und nun sprangen wir an einer Stelle, wo wir zu jeder andern Zeit nur langsamen und vorsichtigen Schrittes gestiegen wären, eiligst hinab und bekamen ihn sogleich zu Gesicht.

„Da kommt er!“ rief Reuner.

„Lassen Sie mich feuern!“ rief ich; „sehen Sie ihn? Ah, nun sehe ich ihn auch, aber halb versteckt an den Latschen. Jetzt bewegt er sich vorwärts!“ — Ich feuerte und er rollte kopfüber den Hang hinunter. Bursch welcher seither vor Aufregung an allen Gliedern gezittert, aber sein verzweifeltes Gelüste bezwungen hatte, konnte sich nun nicht mehr länger halten. Sobald die Gemß fiel, sprang er vorwärts, bellend und beinahe heulend vor leidenschaftlicher Begierde und Freude, und die Gems und er kollerten mit einander den Hang hinunter und wir folgten so schnell als wir nur konnten. Es war ein tollstoßes tolles Springen über Geröll und lockre Steine von jeder Größe hinab, ein Rutschen, Ausgleiten, Stolpern, Fallen und dann wieder ein Vorwärtsschleifen auf dem weichenden Gestein mehre Ellen weit, meine Beine voran und mein Körper rückwärts geneigt, und mich auf meinen Bergstock hinter mir stützend.

Jetzt war alles still — Bursch hatte zu bellen aufgehört, und wir entnahmen daraus, daß die Gems verendet hatte. Auf dem Gras und den Felsen fanden wir häufig Flecke von 'Schweiß' (Blut); da wir aber den Hund nicht sehen konnten, so pfiffen wir ihm, und entdeckten ihn beinahe im selben Augenblick neben dem Gemsbock, welcher dicht am Kamm eines halbverwitterten Baumes zusammengebrochen war.

Sofort machten wir uns nun an die Untersuchung unserer Beute und der verschiedenen Schüsse. Eines der Krickeln war fort, dicht am Schädel abgebrochen, als der Bock nach dem letzten Schuß über die Felsen heruntergekollert war. Das that mir leid, denn sie waren hoch und dick und hatten vollkommen jene kurze Curve, welche dem Bock so eigenthümlich ist und ein solch keckes trotziges Aussehen gibt.

„Sehen Sie, Reuner, hier ist der erste Schuß — er hat seinen Rückgrat schlimm gestreift — doch ist er ein Bischen zu hoch. Kein Wunder, die Gems stand so zusammengekrümmt da, als die Kugel sie getroffen hatte.“

„Und dieß muß der zweite seyn,“ sagte Reuner und untersuchte einen andern dicht hinter der Schulter; „dieser Schuß hinderte ihn, daß er nicht mehr im Stande war, sich auf den Läufen zu erhalten, als er die Felsen herabkollerte!“

„Na, ich bin mit beiden sehr zufrieden; dieser linke Lauf meiner Büchse schießt vortrefflich. Nun denn, lassen Sie mich ihn aus der Schlucht herausziehen! Alle Wetter, wie schwer er ist!“

Und nachdem wir ihn zu einer Stelle geschleppt hatten, wo es weniger steil war, brach ich ihn auf und hefte ihn und fand ihn vortrefflich bei Leibe und so fett wie möglich.“

Sneewitchen.

Eine einfache Geschichte von Franz von Elling.

(Fortsetzung.)

Steinweg schaute zwar betroffen, aber mit ruhigem, offenem Blicke auf. „Eine Vorfrage für ... Na, lassen wir dieß einstweilen auf sich beruhen, denn Sie werden sehen, daß ich in dieser Sache treu und ehrlich gehandelt habe, Hochwürden. Sie erinnern sich, Herr Superintendent, daß wir kaum unsere Unterredung über meine und Ihre Heirathsprojekte beendet hatten, als Sie durch den Besuch einer Frau gestört wurden, welcher Ihnen Gelegenheit gab, mir zu bedeuten, daß unser Geschäft zu Ende sey — Ihre eigenen Worte, Hochwürden. Darum theilte ich Ihnen die näheren Umstände nicht mit, unter welchen mir ein sandfremdes, hülfloses Kind gelegt ward. Dagegen erzählte ich ja den Fall Henrietten, wie sie Ihnen bezeugen wird.“

„Wir wurden zwar von Frau Hemmscheidt gestört, Herr Stadtphysikus,“ sagte Frisäus; „allein ich sehe nicht ein, warum Sie mir vor dieser wackern Frau, die ich mit Freuden eine Freundin der Meinigen nenne, die Kunde von der Auffindung des Findlings nicht mittheilen konnten, denn die Sache war ja doch schon einmal offenkundig! Und wenn das Kind erweisbarermaßen ein fremdes war, hatten Sie ja wohl um so weniger Ursache, vor einer der angesehensten Frauen der Stadt ein Hehl daraus zu machen.“

Digitized by Google

„Von Ihrem Standpunkt aus mögen Sie recht haben, Herr Superintendent,“ erwiderte Steinweg, und sein Blick richtete sich fest auf den Geistlichen; „allein ich war der Ansicht, daß ich einer mir gar nicht bekannten und wenig gebildeten Frau nicht schuldig sey, sie zur Zeugin einer Unterredung in meinen eigenen Angelegenheiten zu machen. Und warum, wenn ich bitten darf, betonen Sie es so, Herr Superintendent, ob das Kind ein fremdes sey oder nicht?“

„Weil man hier in der Stadt bereits die auffallende Thatsache bespricht, das Ihnen das Kind just an demselben Abend gelegt ward, wo Sie sich mit meiner Tochter gleichsam verlobten, lieber Doktor! Sie werden zugestehen, daß dieses Zusammentreffen von Umständen ein höchst auffälliges ist.“

„Das ist es fürwahr, obschon mir dieser Zufall erst jetzt auffällt,“ sagte Steinweg nachdenklich. „Und so deutet also die liebe Mitbürgerschaft von Laubheim sich die Sache so, als ob mir dieses Kind, als das Ergebniß irgend einer frühern heimlichen Verbindung, von der schnöde verlassenen Mutter vor die Thüre gelegt worden sey?“

„So ist es — der Schein rechtfertigt wenigstens eine solche Deutung, sprach Herr Frisäus fest.

„In diesem Fall kann ich Ihnen nur mein feierliches Ehrenwort geben, daß die guten Laubheimer in einem schnöden Irrthum befangen sind,“ entgegnete Steinweg mit verächtlichem Lächeln. „Ich habe niemals in Verbindungen dieser Art gestanden, so daß das Kind nicht einmal ein Putativkind von mir seyn könnte.“

„Man deutet sich die Sache so, als sey die Kleine das Kind einer Seiltänzerin, die Sie einst in Ihrem Hause beherbergt haben,“ sagte Herr Frisäus lauernd.

„Ein Kind Emilienè?“ rief Steinweg und wechselte einen Moment die Farbe. „O nein, das ist unmöglich! das trifft nicht zu. Und dann, Emilie würde ihr Kind nicht ausgesetzt haben.“

„Darüber müssen Sie besser entscheiden können, als ich, lieber Doktor, denn ich sage ja nur das, worüber ich berichtet worden bin, und begnüge mich mit Ihrem Ehrenwort, daß das Kind weder Sie, noch irgend jemand in Ihrer Familie angeht, wenn Sie mir dieß geben wollen .... Ich habe zwar kein Recht, dieß zu verlangen, allein ich thue es um unser Aller willen, um nach besten Kräften den hämischen und verleumderischen Gerüchten entgegenzutreten, welche Sie zu verunglimpfen suchen, und um etwas für das Kind thun zu können ...“

„Ich verlenne Ihre wohlwollenden Absichten auch gar nicht, Herr Superintendent, und erkläre Ihnen daher feierlich bei Ehrenwort, daß das Kind weder mich, noch meine Schwester Bertha, noch — soviel mir bekannt — irgend ein Glied meiner Familie angeht. Genügt Ihnen dieß, Hochwürden?“

„Mir vollkommen, aber den Leuten dürfte es nicht genügen ohne eine gewisse amtliche Bestätigung, mein lieber Freund,“ sprach der Superintendent mit überzeugender Eindringlichkeit. „Nach meinem unmaßgeblichen Rathe sollten Sie, um meine Bemühungen zu Ihrer Rechtfertigung zu unterstützen, vor dem Magistrat zu Protokoll erklären, was Sie mir soeben gesagt haben, und verlangen, daß das Kind auf Gemeindekosten in Pflege gegeben würde ...“

„Um Vergebung, Hochwürden, das thue ich niemals,“ fiel ihm Hermann in edler Aufwallung in's Wort. „Wer sich unnöthig fordert entschuldigt, der verdächtigt sich selbst. Freiwillig gebe ich eine derartige Erklärung nicht zu Protokoll, denn schon in der Anzeige, die ich heute vor dem Bürgermeister abgegeben, liegt dieß. Ueberdem habe ich bereits fest erklärt, daß ich für die Pflege und Erziehung des Findlings bis dahin sorgen werde, wo dessen Eltern ausgefunden werden würden. Ich kann also ohne die erbärmlichste Inkonsequenz nicht von dieser Erklärung zurücktreten.“

„Hm, das ändert die Sache zwar einigermaßen, aber nicht zum Bessern,“ erwiderte der Superintendent achselzuckend. „Nach meinem beschränkten und unmaßgeblichen Dafürhalten hätte die angedeutete Erklärung nothwendig abgegeben werden müssen. Indessen ist dieß ja Ihre Sache, und wenn meine Vorstellungen bei Ihnen mehr vermögen, als bei Fräulein Bertha, und Sie das Kind bald von hier weggeben in die Hände einer wackern christlichen Frau meiner Bekanntschaft, die in der Nähe meines frühern Wohnsitzes ein kleines Häuschen besitzt und sich mit der Aufnahme solcher unglücklichen spurli besaßt, so wird die Sache verrauchen und verklingen.“

Bertha mit einem hölzernen Präsentirbrett voll Gläsern, Tellern und Flaschen, und Henriette mit dem Kinde an der Hand traten heran und machten dem Gespräch ein Ende oder gaben demselben eine andere Wendung. Doch kam man nicht von dem Gegenstand desselben ab, denn auf Herrn Frisäus Bitte mußten alle näheren Umstände, die mit der Auffindung Lilli's verbunden waren, noch einmal ausführlich erzählt werden, und wurden von dem geistlichen Herrn mit der gespanntesten Aufmerksamkeit belauscht und durch Zwischenfragen noch näher erörtert. Dann erhob er sich nach genossenem Imbiß und forderte Henrietten auf, ihn zu begleiten. Vergebens baten Hermann und Bertha, daß Jettchen noch bleiben dürfe — Herr Frisäus war unerbittlich.

„Ich habe Frau Hemmscheidt einen Besuch versprochen, um sie wegen ihrer Stieftochter zu berathen, und Jettchen ist dann zu Hause unerläßlich, um die anderen Kinder in Ordnung zu halten,“ sprach er mit jener milden Bestimmtheit, welche gleichsam jede Einwendung im Voraus ablehnte. „Ich liebe es nicht, wenn die jüngeren ohne Aufsicht sind; es muß in einem geistlichen Hause fein säuberlich hergehen.“

„Schicken Sie die Kinder nur heraus, Hochwürden, daß sie bei uns Abendbrod essen, dann sind sie versorgt,“ meinte Bertha.

„Ich danke Ihnen für die gute Absicht, muß jedoch ablehnen, meine liebe Freundin; auch die Dienstboten bedürfen einer Kontrole. Der Herr Stadtphysikus wird mir dagegen als Gast meines Hauses stets willkommen seyn, wann ich daheim bin, und hat dann reichlich Gelegenheit, meine Tochter in ihrem häuslichen Schalten und Walten zu beobachten. Diese Zeit gegenseitiger Prüfung dünkt mich unerläßlich, um zu derjenigen Gewißheit zu gelangen ...“

„Mit nichten, bester Herr Superintendent, der Aufschub ist unnütz,“ sagte Hermann bittend. „Henriette und ich haben einander bereits kennen gelernt und sind so vertraut mit dem Gedanken, einander glücklich machen zu können, — nicht wahr, Herzens-Jettchen?“ und er wollte sie zu sich ziehen und an sein Herz drücken, aber der Superintendent wehrte es ihm durch eine zwar sanfte, aber bestimmte Geberde.

„Ihr Wort in Ehren, mein lieber Doktor, aber ich bin kein Freund von Uebereilungen und von jenen leidenschaftlichen Zärtlichkeits-Betheurungen zwischen Liebenden, welche die nothwendige Reinheit eines christlichen Brautstandes beeinträchtigen. Geh', mein Kind, hole Deine Mantille. Herr Steinweg wird uns morgen besuchen.“

Henriette erglühte, und in ihren Augen standen stille, kaum zurückzuhaltende Thränen, als sie Hermann die Hand reichte, die er innig drückte und an seine Lippen führte.

„Seyn Sie nachsichtig gegen mich, Herr Frisäus,“ sagte der Arzt zu seinem präsumtiven Schwiegervater; — „bitte, kürzen Sie unsern Brautstand ab, Papa; in meinem Alter sehnt man sich aus dem Provisorium heraus nach dem Definitiven, wie reigend auch ein Brautstand an sich seyn möge.“

„Na, wir werden sehen, was sich machen läßt, mein Lieber! Gott behüte Sie, und Sie, meine beste Freundin!“ wandte er sich noch zu Bertha, welche die kleine Lilli auf den Arm genommen hatte und mit einer Innigkeit an sich drückte, als ob sie damit die Furcht, man wolle ihr das Kind entreißen, und die feste Absicht, nicht von demselben zu lassen, ausdrücken.

Doktor Steinweg ging noch bis zur dunklen Nacht im Garten

Digitized by Google

auf und nieder, mit seinen Gedanken allein, die nicht sehr angenehm und ermuthigend waren, denn zwischen ihm und Herrn Frisäus schien eine eisige, dunkle Kluft aufzugähnen, deren Tiefe immer bodenloser wurde, während Henriettens Bild, von einer goldenen Glorie umfluthet, immer höher in die Wolken zu steigen und immer holder und deutlicher zu werden schien, je ferner und unerreichbarer es emporstieg. Und in die warmen Empfindungen für das liebliche edle Mädchen sanken erkältende Zweifel an ihrer Erreichbarkeit.

Auf dem Heimwege tadelte Herr Frisäus seine Tochter sehr streng über die unkeusche Nachgiebigkeit gegen die Zärtlichkeit des Arztes. „Ein Kuß auf den Mund ist nur einem Gatten gestattet," sprach er; „christliche Verlobte sollen sich nur auf Stirne oder Wange küssen, und ihr seyd noch nicht verlobt, Jettchen; merk' Dir das. Du wirst dem Stadtphysikus bedeuten, daß wenn er überhaupt meinen guten Willen gewinnen will, er das Findelkind aus dem Hause thun muß, so lange Du noch dort aus und ein gehst. Was hernach geschieht, wann ich mich davon überzeugt haben werde, daß die projektirte Verbindung das Glück Deiner Zukunft begründen wird, — das kümmert mich dann nicht. Allein vorerst will ich meinen ganzen Einfluß aufbieten, um Aergerniß zu vermeiden und den Eigensinn jener beiden störrischen Personen zu brechen, welche so unbedacht in ein Verhältniß zu dem Kinde hineinrennen, welches über kurz oder lang zu einer falschen Stellung führen kann. Wann meine Begünstigung seiner Verbindung gewonnen werden soll, so mußt Du dem Doktor begreiflich machen, daß ich ein unbedingtes Eingehen auf den Rath meiner greisten Erfahrung heische, — hörst Du?"

„Gewiß, Papa, und Hermann wird schon mit zu Liebe nachgeben," flüsterte Jettchen und zerdrückte ihre Thränen.

5.

„Aber es ist eine Schwäche, liebe Bertha, und kann nichts Gutes daraus entspringen, wenn man sich selber untreu wird," sagte Doktor Steinweg an einem Septemberabend zu seiner Schwester, als sie beim traulichen Schein der Abendlampe im Wohnstübchen saßen. „Daß Du gar noch es befürwortest, das Kind in fremde Pflege zu geben, begreife ich nicht. Du warst ja immer gerade für das Gegentheil."

„Ich bin es noch, aber Henriette sagt, daß ihr Vater hierin unerbittlich sey," versetzte Bertha; „ich rede zum Frieden, nur damit ihr bald Hochzeit machet. Ich sehe gar gut, wie sehr Dich die Sache umtreibt, lieber Hermann. Du fühlst, daß Du ohne Henrietten nicht leben kannst, und doch geht euer Verhältniß um keinen Schritt vorwärts. Man sollte meinen, der Superintendent suche die Sache muthwillig und gestissentlich in die Länge zu ziehen, und ich sehe und begreife nur allzugut, daß nicht nur Du darunter leidest, sondern auch das arme liebe Mädchen. Ist erst die Hochzeit vorüber und Henriette hier eingezogen und eingewöhnt, dann ziehe ich hinauf nach Ulrichstein zum Vetter Ludwig, und in dem einsamen Forsthaus wird dann Raum genug seyn für die kleine Lilli und mich, und an Zeit wird es mir auch nicht fehlen, mich mit der Kleinen abzugeben. Du weißt, lieber Bruder, die Hauptsache ist immer, daß Henriette und Du erst ein Paar seyd; dann mag der alte Pharisäus kommandiren und vorschreiben, so viel er will, — Jettchen und Du werden dann im eigenen Hause nicht mehr viel von ihm zu leiden haben. Aber vorerst muß der Klügste nachgeben."

„Dann wäre es eigentlich an dem Superintendenten, denn er ist mir in diesen Stücken weit überlegen," versetzte Doktor Steinweg mit einem Seufzer. „Mein ganzes Wesen empört sich zwar gegen die Bevormundung, welche Frisäus in jeder Hinsicht auf mich ausüben will, allein ich liebe Henrietten so treu und wahr, daß ich mich knirschend unter dieses Joch beuge in der vagen Hoffnung, es werde bald aufhören, wann das Mädchen erst mein sey. Aber dazu ist noch immer wenig Aussicht, Bertha. Auch heute war ich wieder nicht im Stande, mit Henrietten auch nur Ein Wörtchen unter vier Augen zu reden — immer waren entweder ihr Vater oder die Frau Hemmscheidt gegenwärtig und ließen mich keine Sekunde aus den Augen! — Glaub' mir, liebe Bertha, das ist eine schwere Prüfung für einen Mann von meinem unabhängigen Wesen, und ich möchte mir oft einreden, der Superintendent, welcher mich ziemlich genau in diesem Stücke kennt, wolle mir nur die Sache entleiden oder aber mich daran gewöhnen, daß ich mich in allen Beziehungen willenlos von ihm leiten lasse."

„Das Letztere ist wohl das Richtigere, Bruder; der Aktuar Schäffer nennt den Superintendenten nicht umsonst einen herrschsüchtigen Pfaffen und Pharisäus," meinte Bertha. „Ja wohl, Bruder, ich fühle deutlich, wie viel es Dich kostet, einem solchen Mann, den Du nicht achten kannst, Dich unterzuordnen, und wenn nicht Jettchen nach ihrem ganzen Charakter und Werthe ein solches Opfer von Deiner Seite verdienen und Dir später alle diese Demüthigungen reichlich vergelten würde, so wäre ich wahrlich die letzte, die Dir riethe, Dich von Deinem künftigen Schwiegervater tyrannisiren zu lassen. Aber bedenke, wie sehr das gute, treffliche Mädchen leiden würde, wenn euer Verhältniß sich wieder löste!"

„Hiezu werde ich niemals die Veranlassung geben, Bertha," erwiderte der Physikus lebhaft und energisch. „Ich will alles ertragen, um Henrietten zu verdienen. Ich habe dem eigensinnigen Mann in größeren Dingen schon mehrfach und mit wirklicher Selbstverleugnung nachgegeben, so weit es mich selber betraf; — aber gerade in der Angelegenheit mit dem Kinde bin ich anderer Meinung," setzte er hinzu, ging mit starken Schritten im Zimmer auf und ab und stieß gewaltige Wolken aus seiner langen Pfeife. „Mich dünkt, hier hat die Selbstverleugnung ihre Grenzen, Bertha, denn hier kommen höhere Pflichten in Betracht. Es handelt sich nicht mehr um mich und meine Behaglichkeit, sondern um Wohl und Wehe einer kleinen zarten Menschenknospe, um die gedeihliche physische und geistige Entwickelung eines Kindes, das wir einmal aufgenommen, nachdem es das Schicksal vor unsere Thüre gelegt hatte, und dem wir Elternstelle zu vertreten gelobt haben. Da will es mich bedünken, als ob ich keinerlei Zugeständnisse gegen den Eigensinn, das Vorurtheil oder die Gleichgültigkeit des Superintendenten machen dürfte. Und wen sollen wir finden, dem wir vertrauensvoll die liebe Kleine in Pflege geben könnten? Wird die Hand des Miethlings dem Kinde jemals Deine Stelle ersetzen können?"

„Wohl kaum, Bruder," entgegnete Bertha mit einem tiefen Seufzer, trat zum Sopha, in dessen Ecke die kleine Lilli schlummerte, und kniete vor dem kleinen Kinde nieder, das in seiner Unschuld unsäglich lieb und reizend dalag und im Schlafe lächelte. „Aber wir wollen Deinem Glück und Deiner Zukunft dieses Opfer bringen, Hermann, wie schwer es uns auch falle. Lilli soll nur vorübergehend jenen fremden Händen anvertraut werden, welche der Superintendent vorschlägt."

„Wie?" rief Steinweg, überrascht stehen bleibend; „er hat schon jemand im Wurfe, dem er das Kind anvertraut? Sind wir schon so weit, Herr Frisäus? Wissen Sie schon so sicher, daß ich mich ohne Widerstand in dieses peremtorische Verlangen ergebe?"

„Ruhig Blut, Hermann, ich bitte Dich, denn was kann hier alle Leidenschaftlichkeit helfen?" beschwichtigte Bertha. „Ich habe mir die Sache reiflich erwogen und sehe nichts anderes ab, als daß wir nachgeben müssen — schon um der kleinen Lilli willen. Des Kindes ganze Zukunft hängt ja davon ab."

„Wie so denn Schwester?"

„Ei so erwäge doch, daß Henriette gar zu leicht versucht seyn dürfte, Deinen Widerstand gegen die Entfernung des Kindes aus unserem Hause die kleine Lilli selber entgelten zu lassen, und daß der alte Frisäus sicher nicht ermangeln wird, Henrietten die Sache in diesem Lichte vorzustellen. Daraus muß bei Jettchen nothgedrungen ein Vorurtheil gegen das Kind erwachsen, das eine Verbitterung zur

Digitized by Google

Folge haben wird, und so wird denn nichts übrig bleiben, als Lilli jener Bauersfrau anzuvertrauen, welche die Hemmschelden dafür in Vorschlag gebracht hat."

„Aha, also dieses Weib spielt ebenfalls noch eine Rolle in unserer Geschichte?" rief Hermann ungehalten. „Das nimmt mich noch mehr gegen die Sache ein, denn ich weiß nur allzugut, wie feindselig mir das dünkelhafte, hauenstolze Weib ist. Bertha, ich könnte mir's nie mals verzeihen, ich müßte mich selbst verabscheuen, wenn jemals der kleinen Lilli ein Unglück passirte, weil ich feig und selbstsüchtig genug war, in diesem Punkte gegen mein Gewissen und meine bessere Ueberzeugung nachzugeben aus Menschenfurcht und Eigennutz! Und ich habe eine deutliche Ahnung, daß ich es bereuen werde, meine Einwilligung dazu gegeben zu haben."

„Aber rathen nicht der Aktuar selbst und der Bürgermeister und der Kreisrichter und alle Deine anderen Freunde dazu, lieber Bruder?" rief Bertha. „Denken diese Männer alle nicht vielleicht auch an die Zukunft der Kleinen?"

„Wenn nur mein Gefühl und Gewissen nicht der entgegengesetzten Ansicht wären, Bertha! aber es thut niemals gut, gegen sein Gewissen einen Schritt zu thun, welcher scheinbar unsern Vortheil fördert. Ich habe es niemals gethan, und es widert mich förmlich an, mir selbst hierin untern zu werden. Und noch dazu die Einmengung jener Frau Hemmscheid, die mir aus ihrer Abneigung gar kein Hehl macht und welche in der ganzen Stadt schon als die künftige Frau Superintendentin gilt! Oh, ich stecke da in einer peinlichen Situation, deren Lösung mir schwer fällt!"

„So überlaß es ganz mir, diese Frage zu lösen, Bruder! Ich verspreche Dir, alles zu besorgen, was für das Kind nütze seyn und seine Wohlfahrt fördern kann; ich will meinem eigenen inneren Drange, Zwang anthun, um die Hemmscheiden zu versöhnen und Deine Hochzeit mit Henrietten zu beschleunigen, und acht Tage darnach werde ich dann Lilli wieder abholen und mit mir nach Ulrichstein nehmen. Der Himmel wird helfen, daß alles noch gut werde! Aber zuvor muß noch Eines geschehen, Hermann, das Du mir nicht abschlagen darfst, selbst wenn Du mein Anliegen auffallend findest und darüber lächelst."

„Nun, und was denn, Bertha?"

„Das Kind muß getauft werden, Hermann, und Du mußt ihm einen Namen geben," erwiderte Bertha ernsthaft. „Nenne es wie Du willst, aber Lilli ist kein Name im Kalender sicht und sich für ein Christenlink schickt, und ich will die Kleine zu einer Christin und einem braven tugendhaften Wesen erziehen, und da muß sie auch einen Namen haben, welcher gut bürgerlich und anständig klingt, wie anderer Leute Namen. Und einen solchen Namen sollst Du dem Kinde geben, Bruder! Aber nicht wahr, Du hältst mein Verlangen für albern?" setzte sie zögernd hinzu, als sie ein Lächeln um Hermann's Lippen spielen sah.

„Nicht im mindesten, meine liebe treue Seele," versetzte der Physikus und legte der Schwester freundlich die Hand auf die Schulter. „Ich bin mit Deinem Vorschlag ganz einverstanden, denn er leuchtet mir vollständig ein. Das Kind erhält dadurch nicht nur einen Namen, sondern auch eine Heimath, denn es wird durch diese Taufe in die Kirchen- und Familienregister eingetragen, und hiemit bekennen wir uns als Taufpathen öffentlich zu demselben und treten in eine Beziehung, welche der Superintendent nicht mehr aufheben kann. Ich freue mich ordentlich, diesem dadurch einen kleinen Streich zu spielen. Fritz Schäffer und Henriette selbst sollen Pathenstelle bei der Kleinen vertreten, und wir lassen sie in der Vorstadt-Barochie taufen."

„Einverstanden mit Allem, bis auf Henriettens Pathenstelle, lieber Bruder," versetzte Bertha. „Lassen wir das gute Kind dabei aus dem Spiele. Steht sie bei Lilli zu Gevatter, ohne ihren Vater gefragt zu haben, so erntet sie Verdruß dafür; erfährt Frisäus aber von ihr unsere Absicht, so sucht er sie vielleicht zu vereiteln, und das sollte mir leid thun."

„Auch gut, Schwester; dann geh' ich morgen zum Nachmittagspredigter und bestelle die Taufe auf den Nachmittag und in aller Stille..."

„Und übermorgen bringe ich selber das Kind nach Unter-Sichenbach zu der Frau, welche die Hemmschelden vorgeschlagen hat," fiel Bertha lebhaft ein. „Also abgemacht; wir schlagen da zwei Fliegen mit Einem Klapß, und es handelt sich jetzt nur noch um den Namen, Bruder! Was meinst Du zu Gertrud, Hermann?"

„Hm, ein hübscher Name, Schwester! Trudchen klingt recht herzlich, aber ich möchte einen bezeichnenderen für die Kleine haben," sprach er, setzte sich auf die Lehne des Sopha's und betrachtete das Kind mit unsäglicher Zärtlichkeit und Freude. „Wie rein und unschuldig und engelhaft es da liegt mit seinen zarten weißen Teint und den hellblonden Flachshaaren! — Was meinst Du zu Katharina, Schwester?"

„Kathrinchen, Kätzchen? Nein, der Name hat mir noch niemals so recht gefallen, Hermann."

„Bah, Katharina heißt die Reine, Keusche."

„Einerlei — der Name ist hier zu Lande so gewöhnlich und ich möchte schon etwas Apartes für die kleine Kleine."

„So nehmen wir Angelika — das ist ein sehr schöner Name, Schwester!"

„Ja fürwahr, das klingt schön — Angelika, sehr hübsch, wenn auch ein Bißchen lang! Und hat der Name auch eine Bedeutung?"

„Gewiß — Angelika heißt die Engelhafte, zu Deutsch Engeltraut."

„Dann lassen wir ihn fallen, Bruder; Menschen sind keine Engel! Es wäre eine Sünde in meinen Augen. Ja, lächle meinethalben, Bruder, aber ich kann mir nicht helfen!"

„Bah, ich lächle nicht, liebe Schwester, denn ich achte jede Meinung, die auf Gefühl oder Ueberzeugung gegründet ist. Wählen wir also einen andern Namen — es gibt ja deren noch genug! Siehst Du, Bertha, wenn es auf mich ankäme, so gäbe ich dem Kinde am liebsten Dein en Namen; aber dann würden die Leute sagen... Na, wir könnten sie zwar reden lassen, aber gut ist gut und besser ist besser. Wie wäre es wenn wir sie Sneewitchen nennten, Schwester? Sieh nur hin, das Häutchen weiß wie Schnee, die Wänglein roth wie Blut, ganz wie es in dem Märchen heißt!"

„Nein, das geht nicht, Bruder! unter uns können wir dem Kinde wohl diesen hübschen Namen geben, aber für die Welt muß Lilli doch einen andern haben!"

„So nennen wir sie Bianca oder Bianca, d. h. die Weiße!" rief Hermann Steinmez; „da haben wir ja alles beisammen: Unschuld, Reinheit, Klarheit, Engeltraut und Sneewittchen!"

„Gut denn, so soll sie Bianca heißen — ein recht hübscher vollkönner Name und gar nicht gewöhnlich! Als Bianca Steinmez soll sie ins Kirchenbuch eingetragen werden, und für uns selber heiße sie meinethalben Sneewitchen — das ist auch nichts Ordinärd und erinnert an ein hübsches Märchen, das mir immer Freude gemacht hat. Also morgen soll sie getauft werden, und damit sey alles zu Ende! Gute Nacht, Bruder! Sag' dem kleinen Sneewitchen noch gute Nacht!"

Und der starke hochgewachsene Mann beugte sich zu der schlummernden Kleinen nieder, küßte sie auf die Stirne mit einer unsäglichen Innigkeit und ging dann noch lange gedankenvoll im Zimmer auf und nieder, ehe er sein Bett ebenfalls aufsuchte.

(Schluß der Erzählung im nächsten Jahrg. der „Erheiterungen.")

Ansicht vom Mönchsberg in Salzburg.

Zu dem Bild auf S. 445.

Wiederum geben wir eine Ansicht aus der schönsten aller deutschen Städte, dem reizenden Fürstbischofssitz an der grauweißen rauschenden Salzach. Es ist die Ansicht von einem Theile jenes kühn gegormten prächtigen Mönchsberges, welcher dem Anblick der Stadt von Norden her einen solch imposanten Effekt leiht, — jenes Berges, durch dessen bartes Gestein (Nagelfluhe) ein Tunnel von 200 Schritt Länge, das sogenannte Neuthor, in's Freie führt, und an dessen steilem Gehäng die Häuser der Vorstadt Stätten wie Schwalbennester an den Berg angebaut und die Keller und sonstigen unterirdischen Räume in die Nagelfluhe eingehauen sind. Der Berg hat der Stadt aber nicht blos einen Theil ihrer malerischen Schönheit geliehen, sondern ihr auch schon häufig Unheil gebracht, denn sein Trümmergestein verwittert leicht und bildet dann Erdfälle und Steinlawinen, welche schon häufig Menschen und Häuser verschüttelten. Der Mönchsberg ist derjenige Spaziergang, welcher den Besuchern Salzburgs nicht genug empfohlen werden kann, denn er bietet nicht nur eine prachtvolle Aussicht, die jetzt allerdings manchfach verwachsen ist, sowohl über die Stadt und ihre Umgebung, als auch nach dem Tännengebirg, der Tauernkette und den bayrischen Alpen hin, sondern auch eine zu jeder Tageszeit wesentlich andere und wunderbar schön Beleuchtung, und einen unvergleichlich lohnenden Spaziergang. Der schönste Weg führt bei der Augustinerkirche in der Vorstadt Nülln an dem Gehänge des Berges empor und auf reinlichen, gut unterhaltenen Wegen nach Belieben an dem östlichen oder westlichen Abhang des langgestreckten schönbewaldeten Bergrückens hin, bis man nach einstündiger Wanderung an den Fuß der Feste Hohensalzburg gelangt, wo man entweder nach dieser emporsteigen und die unvergleichlich schöne Aussicht von den Feuerthürme aus genießen oder auf dem Fußweg mit etwa 300 Stufen nach dem Marshall und der dabei gelegenen Sommerreitschule, einem in den Felsen gehauenen Amphitheater, das höchst sehenswerth ist, — oder aber auf dem gewöhnlichen Fahrwege wieder zur Stadt gelangen kann. Mehrere Gasthäuser auf dem Berge selbst erlauben dem Wanderer, den Spaziergang in verschiedene Stationen einzutheilen, und alle paar hundert Schritte wechseln die reizendsten und mannigfaltigsten Ansichten nach nah und fern.

Digitized by Google

Savoyarden-Knaben.

Zu dem Bild auf S. 453.

Jeder von und die wir im geruhigen Mannesalter stehen, sieht in dem Bilde auf S. 453 alte Erinnerungen aus seiner Jugendzeit geweckt, wo die armen Jungen aus der Bergen Savoyens noch häufiger als gegenwärtig bei uns erschienen und durch Berkauf von Tanz oder anderen Kleinigkeiten, durch Bergeigen von Affchen oder Murmeltieren, durch Spielen von Leierkasten oder Spieluhren, deren Akkorde ihnen zuweilen den Takt zu einem volksthümlichen Tanze leihen mußten, sich einen dürftigen Erwerb verschafften. Und es war oft wahrhaft rührend, von diesen Knaben zu erfahren, daß sie ihrer drei oder vier Brüder im Herbst von den armen Eltern in den savoyischen Alpen mit der ermseligsten Ausstattung in die Welt hinausgeschickt wurden, nicht allein um sich selber ihren nothdürftigen Unterhalt zu erwerben, sondern auch um von der ein- oder zweijährigen Wanderschaft noch einige erspärte Goldstücke mit nach Hause zu bringen, — wie die älteren Geschwister den jüngeren Anleitung gaben und Rath und Schutz liehen, und wie dereinst sie jeden Pfennig zu Rathe hielten, von trockenem Brod und milden Gaben lebten und ihre Blößen in erbettelte Lumpen kleideten, um mit einander zu wetteifern, wer von ihnen den Eltern am meisten nach Hause bringe. Jetzt sind diese Bettelknaben bei uns in Süd- und Mittel-Deutschland weit seltener geworden, und kommen nur noch sporadisch vor. Die kleine Industrie ist auch in jene Hochthäler der Savoyer Alpen eingedrungen und hat deren Bewohnern die Mittel verschafft, ihren Unterhalt bei einigem Fleiße auch zu Hause zu finden; es sind Fabriken entstanden, welche schon den Kindern Gelegenheit zum Erwerb geben, und die Landwirthschaft und Viehzucht sind verbessert worden. So finden die Meisten ihr Brod, ohne die gefahrvolle, wenn auch arme Heimath zu verlassen. Vielleicht haben auch strengere Polizeimaßregeln das ihrige dazu beigetragen, diese kleinen Bettler bei uns seltener zu machen. Ich entsinne mich noch eines Falls aus dem Anfang der zwanziger Jahre, wo ein derartiger wandernder Savoyardenknabe krank und elend in meiner Vaterstadt ankam und vor Erschöpfung auf der Straße zusammenbrach und in's städtische Lazareth gebracht werden mußte, wo man ihn zwar verpflegte aber niemand sein Vaterland, das einige Wochen später der Jahrmarkt einige Landsleute von ihnen als Bilderhändler zu uns führte, und diese, welche leidlich deutsch sprachen, als Dolmetscher benutzen konnten. Sie erzählten denn, daß der arme Knabe der einzig überlebende von drei Brüdern war, die mit einander in die Welt hinausgezogen. Der jüngste war in Schlesien erfroren, der zweitjüngste in Sachsen ertrunken und der älteste, welcher die Todtenscheine und Ersparnisse seiner Brüder mit sich führte, nachdem das Aeschen des einen und die weißen Mäuschen des andern verhungert, war im Spessart ausgeraubt worden, und nun buchstäblich aus Heimweh und an gebrochenem Herzen gestorben, und so konnte man seinen armen Eltern in der fernen Heimathgemeinde mit der Kunde von dem Tode ihrer Kinder nichts mehr senden, als die paar Gulden, die man aus dem Verkauf des Leierkastens des ältesten erlöst hatte. Die Erinnerung an diesen Fall stimmt mich immer wehmüthig, wenn mir einer dieser armen jungen Wanderer begegnet.

Chambery und die Straße über den Mont-Cenis.

Zu den Bildern auf Seite 461 u. 469.

Die Anlage der Eisenbahn über den Mont-Cenis und des Tunnels durch denselben haben diese Alpenstraße dem Interesse des gesammten übrigen Europa's sehr nahe gerückt. Chambery, die Hauptstadt des Herzogthums Savoyen, ist eine prachtvoll gelegene Stadt von etwa 14,000 Einwohnern, 234 Meter Erhöhung, im Winter der Aufenthalt eines großen Theils des savoyischen Adels und im Sommer gleich dem benachbarten Badeorte Aix sehr von Fremden besucht. Der Mont-Cenis aber ist einer der bedeutendsten Alpenpäße zwischen Chambery und Turin, und für Frankreich ungemein wichtig als die Straße, auf welcher man am schnellsten nach Italien hinabsteigt. Der Mont-Cenis, welcher das nun französische Savoyen von Piemont scheidet, erreicht eine Meereshöhe von 11,700 Fuß, mit einer Wahrhöhe von mehr als 9000. Der Sage nach soll schon Hannibal diesen Paß mit seinem Heere überschritten haben, doch war er bis zu Anfang unseres Jahrhunderts nur für Maulthiere gangbar. Die treffliche Alpenstraße jedoch, welche unter Bild S. 469 darstellt, ist auf Napoleons Befehl in den Jahren 1805 — 7 hergestellt worden. Gegenwärtig geht eine Eisenbahn von besonderer Konstruktion von St. Jean de Maurienne aus schon auf eine beträchtliche Strecke über die französische Seite des Passes, während man von St. Jean wie von Susa aus noch immer energisch an dem riesigen, mehr als 4 Stunden langen Tunnel baut, welcher durch die Eingeweide des Berges hindurchführt werden soll.

Für den Weihnachtstisch.

Viele sind berufen, aber nur wenige auserwählt! Dieser Wahrspruch gilt besonders von den vielen thätigen Verlagshandlungen, welche sich in unseren Tagen so massenhaft auf die Produktion von Jugendschriften geworfen haben, daß wir namentlich zur Festzeit den Büchereinkaufenden Eltern zurufen dürfen: Caveat emtor! — Unter diesen Jugendschriften-Verlegern sind nur einige Wenige, welche ihrer ernsten und wichtigen Aufgabe mit ebenso großer Gewissenhaftigkeit als richtiger Würdigung und kunstrichtigem Verständniß nachkommen, und unter diesen steht mit in der ersten Reihe K. Thienemann's Verlag (Julius Hoffmann) in Stuttgart. Die sechs neuen Werke, welche diese Firma für den heurigen Weihnachtstisch auf den Markt gebracht hat, rechtfertigen unser vorstehendes Urtheil in glänzendste, denn sie lassen an künstlerischer Vollendung und gediegener Ausstattung wie an wirklich lehrreichem Gehalte nichts zu wünschen übrig. Da finden wir vortreffliche Bücher für jede Altersstufe wie für jedes literarische Bedürfniß. Das Goldene Abc-Buch mit Bildern und Reimen für artige Kinder (1½ Sgr.) und die neue Auflage des Bilderbuchs für Kinder (15 Sgr) bieten in der gefälligsten sinnigsten Form die Anfangsmente aller literarischen Bildung für unsere lieben Kleinen. Dann kommt das Naturhistorische Bilderbuch in drei Sprachen (18 Sgr.) in 11 schön kolorirten Tafeln mit naturgetreuer Geschopfe aus den Reichen der organischen Natur, welches den Kindern die verschiedenen wichtigen Gegenstände der Thier- und Pflanzenwelt mit besonderer Berücksichtigung des Bedürfnisses des Alltagslebens und des menschlichen Haushalts mit ihrem deutschen, französischen und englischen Namen vorführt und als kleiner Anschauungs-Unterricht dient. — Die zweite, vollkommenere Stufe des Anschauungs-Unterrichts vermittelt dann ein wirklich künstlerisch durchgeführtes Werk: „Die zwölf Monate des Jahres", ein Jugendkalender in Wort und Bild von Leonard Diefenbach, Maler und Feldzeichner (Rthlr. 2) in 24 vorzüglichen Tafeln im schönsten lithographischen Farbendruck, eine Wanderung durch die Naturerscheinungen des ganzen Jahres und die ganze Kette menschlicher Thatigkeit in Haus und Feld und Wald, mit einer kurzen Erklärung in heiteren sinnigen Versen. Diesem Buch, das nach Anlage und Ausführung zu den vollendetsten in der Jugendliteratur gehört, möchten wir den Preis der Vollendung in der gesammten Jugendschriften-Produktion des diesjährigen Büchermarktes zuerkennen. — Vom selben Verfasser und Zeichner finden wir dann noch ein reizendes Bilderbuch: „Scherz und Ernst für die liebe Jugend in Wort und Bild (18 Sgr.); auf 14 Tafeln in lithographirtem Farbendruck werden unseren Kleinen verschiedene heitere und ernste Bilder aus unseren häuslichen und bürgerlichen Lebenskreisen mit ansprechenden kleinen Gedichten vorgeführt: Kirchweihtanz, Soldatenspiel, Schule, Freud' und Leid der Kinderspiele, Blumenspielen, ein kleiner Zahnschäcker, Katz und Mäuse, Bärentanz ꝛc., welche in Lust und Lehre ihre Wirkung auf die Einbildungskraft und das Gedächtniß unserer Kleinen nicht verfehlen werden. — Vor Allem aber sei ein wunderhübsch Bilderbuch für die reifere Jugend von einem unserer beliebtesten und gemüthreichsten Jugendschriftsteller empfohlen, nämlich die „Naturschilderungen, der Jugend gewidmet von Hermann Wagner", mit 10 Bildern in Tondruck und zahlreichen Holzschnitten (Thl. 1. 12 Sgr.). Hier wird der lernbegierigen Jugend in 36 einzelnen trefflichen Schilderungen aus allen Reichen und Zonen des Anziehendste und Interessanteste aus der Naturkunde vorgeführt, in einer so anmuthigen, frischen, sinnigen und gemüthvollen Weise, wie wir es nach den früheren Schriften desselben Verfassers nur immer erwarten durften, und das allen derjenigen durch ausgezeichnet schöne Bilder von den bedeutendsten Künstlern, durch schöne holzschnitte, durch detaillirte Einzelnbeschreibungen, durch die gemuthvollste, liebreichste Auffassung des ganzen Naturlebens in allen Reichen und des menschlichen Haushalts unter allen Zonen.

Die vorgenannten sechs Jugendschriften bieten für jedes spezielle Bedürfniß eines Familienvaters um billigen Preis die reichste Befriedigung. Preise jeder diese wunderhübschen kleinen Schriften, durch welche insgesammt der rothe Faden einer gemüthvollen Auffassung der geistigen Bedürfnisse der Kinderwelt geht, und wir verbürgen, daß auch der strengste Kritiker seinen Ansprüchen wird Genüge geleistet finden, ja die Wahl wird ihm so schwer werden, daß er sie am Ende lieber allesammt kaufen und seinen lieben Kleinen unter den Weihnachtsbaum legen wird.

Inhalt des zwölften Hefts:

	Seite
Der Onkel von Amsterdam; eine Familien-Geschichte von Otfrid Mylius. (Fortsetzung.)	441
Wanderlage im Elsaß; von herm. Waldow	460
Bäschen Tonie; Erzählung von Ch. Hold	464
Sneewitchen. Eine einfache Geschichte von Franz von Elting. (Fortsetzung.)	472
Erklärung der Biber	475. 476
Für den Weihnachtstisch	476

Illustrationen:

Der Mönchsberg in Salzburg	445
Die kleinen Savoyarden	453
Ansicht von Chambery	461
Straße über den Mont-Cenis	469

Verantwortlicher Redakteur: Otfrid Mylius. — Verlag der Expedition. — Druck von C. Greiner in Stuttgart.

Digitized by Google

Digitized by Google

No. Fascicule N.

PROSPECT.

Erheiterungen am häuslichen Herd.

Illustrirtes Familienblatt

Herausgegeben von Otfrid Mylius.

Unser Unternehmen, aus der seit 37 Jahren rühmlichst bekannten und sehr beliebten Zeitschrift Erheiterungen entstanden wendet sich an die gebildeten Leser aller Stände und besonders an die Familien, welche am häuslichen Herde eine **gediegene, manchfaltige** und **ansprechende** Lektüre zu anregender Unterhaltung und fortbildender Belehrung haben wollen. Streng-sittlich, pikant und charaktervoll, wird sich unsere Zeitschrift bestreben, **in spannenden Erzählungen** und **Novellen, Reiseschilderungen, Jagd- und Reise-Abenteuern, lehrreichen Aufsätzen aus der Naturkunde, Kultur- und Sittengeschichte, in Biographieen** und gemeinnützigen und **echt populären Aufsätzen aus den verschiedenen Gebieten des Wissens** ꝛc. einen Inhalt zu liefern, welcher durch Verbindung von Wort und Bild doppelt lehrreich seyn soll. Förderung von Humanität und Duldung, Freiheit durch Bildung ist unser Losungswort. Fern von aller Polemik auf dem Gebiete der Politik und Religion, wollen wir der deutschen Familie zu Stadt und Land eine fesselnde, manchfaltige, genußreiche Lektüre von echt deutschem Geiste und Charakter geben, und unseren Lesern am häuslichen Herde vorzugsweise nur die Geistes-Erzeugnisse der besten deutschen Erzähler bieten, namentlich solche von **Armand, Julius v. Bauernfeld, Ad. Bencke, Ernst Freihrn. v. Bibra, E. A. Brachvogel, Fr. Brunold, Lorenz Diefenbach, Julie Dungern, Franz von Elling, Louise Ernestli, Karl Frenzel, Fr. Friedrich, Fr. Gerstäcker, Rob. Gieseke, Ad. Glaser, Amelie Godin, Rud. Gottschall, Julius Grosse, Bernd v. Guseck, Ludwig Habicht, Moritz Hartmann, H. Hillborn, Paul Heyse, Edm. Höfer, W. H. v. Horn, E. A. König, Fanny Lewald, Paul Lindau, Baldwin Möllhausen, Otto Müller, Wolfg. Müller von Königswinter, Clem. C. Münch, R. Nellenburg, Gustav Pfarrius, Louise Pichler, Wilh. Raabe (Jak. Corvinus), Fritz Reuter, Ludwig Rosen, Herm. Schmid, Gustav vom Ze, Karl Seifart, Gg. von Seyfried, A. Silberstein, Fr. Spielhagen, Ad. Stahr, Fr. Strauß, Albert Träger, Franz Trautmann, Fedor Wehl, Ottilie Wildermuth, F. W. Wulff, Ad. Zeising u. A. m.**

Unsere **Illustrationen,** für welche wir eine Reihe der namhaftesten einheimischen Künstler gewonnen haben, werden nur in **Meisterwerken des Holzschnitts** bestehen, und vorzugsweise zur Erhöhung des instruktiven Gehalts unseres Textes dienen.

Unsere nächsten Jahrgänge werden unter Anderm folgende Erzählungen enthalten:

Das Testament von St. Helena, Sittenroman aus der Gegenwart, vom Herausgeber.

Die Geheimnisse von St. James seit **Georg I.,** Sittenroman.
Sneewitchen; ein Roman vom Herausgeber.
Charlotte Corday; historische Erzählung von **Fr. v. Elling.**
Der Pantoffel der Gräfin von Condenhofen; histor. Novelle.
Auf der Schneuß; Erinnerungen eines alten Hofjägers.
Aus beiden Hemisphären; Abenteuer und Erlebnisse von **R. Nellenburg.**
Das Vermächtniß, oder die Stiefmutter; Sensations-Roman von Mrs. **Henry Wood** (Verf. von „Lady Audley's Geheimniß," „Lady Flavia" ꝛc.
Graf Königsmark und die Prinzessin von Ahlden; histor. Novelle.
Der Solitar; oder Cagliostro in Straßburg; histor. Novelle.
Das unterschobene Testament; der Wechselfälscher; der Reliquienschrein; drei Kriminalgeschichten aus den Aufzeichnungen eines Richters.
Die Ahnfrau von Dietrichseck; eine Gespenstergeschichte.
Der Page des großen Friedrich; historische Erzählungen aus Preußens Vorzeit.
Gräfin Lichtenau und der Geisterbanner; histor. Erzählung, aus der Zeit Friedrich Wilhelm II.
Der Zögling des alten Zieten; eine Husarengeschichte.
Die bayrischen Lustschlösser; romantisch geschildert.
Der letzte Kurfürst von Köln; Novelle.
Im Wald und auf der Haide; Geschichten vom Waidwerk von **Alb. Widmann.**
Wanderungen in den Fußstapfen Schamyls; von **L. v. Werthern.**
Dunkle Gestalten; Biographieen von Vergessenen, von **Georg von Seyfried** und **A. Marx.**
Der König von Rom; Roman.

Insbesondere aber werden wir bemüht seyn, auch im Gebiet der kürzeren Erzählung stets nur ganz Ausgezeichnetes und Preiswürdiges zu bringen, und die größeren Novellen ꝛc. in wenigst möglichen und großen Abtheilungen zu geben.

Der Herausgeber: **Otfrid Mylius.**

Die **Erheiterungen am häuslichen Herd** erscheinen in zwölf monatlichen **Heften** von je 5 Bogen Quart in Umschlag; der Preis des Heftes ist 15 kr. oder 4 Sgr., 25 Nkr. österr. Jeder Abonnent auf den ganzen Jahrgang von 12 Heften erhält als **Prämie** ohne alle Nachzahlung einen

prachtvollen Stahlstich

Odaliske im Harem,

nach dem Gemälde von Karl Müller in Paris,

ein Kunstblatt von bleibendem Werth, das im Kunsthandel allein wenigstens 3 Thlr. kosten würde. Bei Vorauszahlung des ganzen Jahrgangs wird diese Prämie auch sogleich in den ersten Abdrücken geliefert.

Bestellungen auf die „Erheiterungen am häuslichen Herd" nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.

Stuttgart, im März 1866.

Die Verlags-Expedition d. Erh. a. h. H.
(Karl Müller & Comp.)

Druck von Müller & Vollnagel in Stuttgart.

Digitized by Google

Peter Greiner
Digitized by Google